Struve

28. Mai

# Geschichte der Neu-Zeit

von

Gustav Struve.

## Erstes Buch.

Vom Jahre 1517 bis 1648.

Erstes Heft.

New York:
Verlag von Gustav Struve.
1856.

Expedition:

Ludwig Neu,
New York, 85 Chrystie-Street.

Gustav Struve,
Port Richmond, Staten Island, N. Y.

Druck von L. Hauser & Co., 12 North William Street.

# Gustav Struve's

# Weltgeschichte

## in neun Büchern.

Siebentes Buch.

Einzig rechtmäßige Auflage.

New York:
Verlag von Gustav Struve.
1859.

Expedition:
S. Zickel, Orchard Street, N. Y.

# Geschichte der Neu-Zeit



von

## Gustav Struve.

### Erstes Buch.

**Vom Anbeginn der Reformation bis zum westphälischen Frieden.**

(1517 — 1648).

New York:
Verlag von Gustav Struve.
1856.

Expedition:

Ludwig Neu,
New York, 85 Chrystie-Street.

Gustav Struve,
Port Richmond, Staten Island, N. Y.

Stereotypie und Druck von L. HAUSER & Co.,
12 *North William Street.*

# Das Zeitalter der Reformation

von

Gustav Struve.

Vom Jahre 1517—1648.

## § 1. Einleitung.

Die Weltmacht Rom bildete mehr als sieben Jahrhunderte hindurch (von 264 vor bis 475 nach Christus) den Mittelpunkt der geschichtlichen Entwickelung der Völker der Erde, länger dauerte die geistliche Macht Roms. Während acht Jahrhunderten (475—1275) war das römische Papstthum in stetem Wachsen begriffen, im Laufe weiterer sechs Jahrhunderte ist dessen Macht noch nicht von Grund aus gebrochen worden. Der siebente Zeitabschnitt der Weltgeschichte erhält seine Bedeutung dadurch, daß im Laufe desselben der erste, von großen Erfolgen begleitete Angriff auf die Schreckensherrschaft der Päpste gemacht wurde. Der Sieg der Vernunft über den Unsinn und der Freiheit über den Despotismus war allerdings nicht entscheidend, theils weil die größere Hälfte der Christenheit unter dem alten Joche verblieb, theils aber auch, weil die Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts und ihre Anhänger sich keineswegs auf den Standpunkt der Vernunft hinanzuschwingen vermochten. Sie näherten sich diesem aber doch an und brachen der päpstlichen Herrschaft die Spitze dadurch ab, daß sie ganze Völker von ihr frei machten, welche den Opfern römischer Verfolgungswuth Zuflucht und der gesammten Menschheit eine mächtige Anregung zum Kampfe gegen den Aberglauben und die Tyrannei gaben. Die Kriege, welche in Folge der religiösen Bewegung auf staatlichem Gebiete ausgefochten wurden, beweisen deutlich den inneren Zusammenhang des mittelalterlichen Staates und der mittelalterlichen Kirche. Diese konnte nicht umgestoßen werden, ohne zugleich die ganze bürgerliche Ordnung in ihren Grundfesten zu erschüttern.

Die Kämpfe des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts waren nicht minder blutig, als die Kriege des Mittelalters. Allein sie zeichneten sich vor diesen dadurch aus, daß sie die Folgen eines geistigen Streites waren, und daß mit den Schlachten der Faust die Fehden des Kopfes gleichen Schritt hielten. Noch hatte sich die Idee nicht zur Beherrscherin des Menschengeschlechts erhoben, allein sie erschien doch als Kämpferin auf dem Wahlplatze, auf dem sie früher nicht geduldet worden war. Die wilden Leidenschaften, welche im Mittelalter fast ausschließlich allen Kriegen und allen Streitigkeiten ihre Bedeutung verliehen hatten, konnten von dem Augenblick an nicht mehr allein herrschen, da im Namen der Freiheit und auf dem Gebiete der Religion der Kampf entbrannte. Zu viele und zu mächtige bessere Triebe wurden angeregt, als daß Herrschsucht und Habgier, wie bisher, ausschließlich hätten gebieten können.

Die Menschheit stieg um eine Stufe höher, als ein edleres Streben sich geltend machte, als für Wahrheit und Freiheit nicht blos in Rede und Schrift, sondern auch auf dem blutigen Felde der Schlacht gestritten wurde. Allerdings mischte sich in den Kampf der Meinungen nur zu bald die wilde Leidenschaft. Allein es war ein Gewinn, daß neben ihr der bessere Theil der menschlichen Kräfte doch auch vertreten war.

Der Mensch besitzt zweierlei Kräfte: die einen hat er mit dem Thiere gemein, die ande-

ren sind ihm eigenthümlich, erheben ihn über die Vierfüßler und machen seine bessere Natur aus. Gleich dem Pfauen hat er Beifallsliebe, gleich dem Tiger Zerstörungstrieb. Mit dem Affen hat er das Nachahmungstalent, mit den Zugvögeln die Wanderlust und mit den Hähnen die Kampffertigkeit gemein. Er ißt und trinkt, begattet sich, sorgt für die Jungen, gleich Hund und Katze. Allein kein Thier hat, wie der Mensch, Sinn für Recht und Unrecht, Mitgefühl für die Leiden aller Geschöpfe, Hoffnungen und Besorgnisse, welche über diese Welt hinausreichen. Auf dem Gegensatze dieser verschiedenen Kräfte beruht die ganze Entwickelung der Menschheit. Die Geschichte ist nichts anderes, als die Schilderung des Kampfes, welchen die widerstrebenden Kräfte nothwendig herbeiführen mußten. In despotischen Staaten, in welchen keine geistige Bewegung sich offen und naturgemäß Bahn brechen kann, knüpft sich die Entwickelung der Menschheit an einzelne große Charaktere und einzelne große Revolutionen. In freien Staaten findet der Zwiespalt der menschlichen Natur seinen Ausdruck in den Parteien, welche sich mit größerer oder geringerer Gesetzlichkeit, mehr oder weniger Wildheit gegenseitig bekämpfen. Die Menschheit stand jedoch noch niemals auf dem Höhepunkte, daß sie sich in zwei Lager gespalten hätte, von welchen das eine die besseren und edlern Kräfte, das andere die niederen thierischen Triebe ausschließlich vertreten hätte. Die Parteien, welche die Geschichte kennt, haben sich immer an gewisse Gegenstände von unmittelbar praktischer Bedeutung geknüpft, welche mehr oder weniger beschränkt waren. Die Kämpfe der Griechen und Römer drehten sich um die Frage, welchen Antheil die Masse des Volkes, d. h. der freien Bürger, an der Verwaltung und folgeweise an den Vortheilen des Staates haben sollte. Während des Mittelalters fanden zwar auch in einzelnen Republiken, wie in Genua, Florenz und einigen andern Kleinstaaten Italiens, politische Kämpfe statt, allein sie übten keinen Einfluß auf die träge Masse aus, welche von denselben nicht berührt wurde. Die großen Kämpfe zwischen Papstthum und Königthum, zwischen Christenthum und Islam, welche sich fast durch das ganze Mittelalter hindurchzogen, waren nicht beseelt durch höhere Kräfte, wie wir sie unter den Griechen und Römern der Vorzeit in Thätigkeit fanden, sondern nur durch niedere Leidenschaften, welche beide Theile beherrschten. Kein Lykurg und kein Solon, kein Virginius und keine Grachen tauchten auf in dem gesammten Mittelalter. Heinrich IV., oder Gregor VII., Friedrich II., oder Innocenz III., weltlicher Despotismus oder kirchliche Schreckensherrschaft, diese großen Gegensätze, hatten nur in sofern ihre Bedeutung, als sie deren Vertreter schwächten, und dadurch edleren Bestrebungen einen Spielraum bereiteten. Wo sich im Laufe des Mittelalters die Wahrheit gegen die Lüge, das Recht gegen die Gewaltthat erhob, wurden fast immer die Vorkämpfer der guten Sache durch die Macht des Unsinns und die überwiegende Gewaltherrschaft erdrückt. Arnold von Brescia, Dulcino und Huß wurden von den Pfaffen ermordet. Wickleff entging dem ihm drohenden ähnlichen Schicksale nur durch seinen frühzeitigen Tod. Die Stedinger und die Albigenser wurden ausgerottet. Die Bauern, welche in England, Frankreich, Deutschland und Ungarn für ihre Menschenrechte in die Schranken traten, wurden überwältigt. Selbst die Hussiten wurden am Ende durch Lug und Trug besiegt. Nur die Schweizer kämpften mit Glück gegen ihre Feinde, die Habsburger. Doch die Niederlagen selbst, welche da und dort die Kämpfer für Wahrheit und Recht erlitten, stumpften die Waffen der geistlichen und weltlichen Tyrannen der Erde ab. Jede Wahrheit, welche die Finsterlinge und jedes Recht, welches die Despoten bekämpften, brach sich, wenn auch langsam, Bahn.

Trotz der Herrschsucht und der Habgier gleißnerischer Pfaffen, übermüthiger Könige und frecher Raubritter hatten sich aus dem Chaos, in welches die Völker am Anfange des Mittelalters versunken waren, Staaten entwickelt, welche, so viel sie zu wünschen übrig ließen, doch weit über den wirren Zuständen des fünften und sechsten Jahrhunderts nach Christus standen. An die Stelle wandernder Völker und verheerter Länder waren fest geschlossene Nationen mit

zahlreichen und blühenden Städten, bestimmten Gesetzen und Verfassungen getreten. Wissenschaften und Künste waren wieder erwacht, Handel, Gewerbe und Schifffahrt hatten einen großartigen Aufschwung genommen, das Streben nach Freiheit, Recht und Wahrheit, welches da und dort schon zu blutigen Kämpfen geführt, deutete auf einen höheren Grad sittlicher und geistiger Bildung.

Die Gewaltherrschaft der römischen Kaiser war gebrochen, und eine Mehrzahl von Völkern mit den verschiedenartigsten Sprachen, Sitten, Gewohnheiten und Gesetzen hatte sich aus den Trümmern des römischen Reiches erhoben. Von dem Despotismus des türkischen Sultans bis zur Volksregierung der Urner und Glarner reihten sich zahlreiche Staatsformen an einander, welche, wenn nicht hohen Freiheitsmuth und selbstbewußtes Streben, doch ein gewisses Ringen der Völker bekundete, nach selbstgewählten Formen beherrscht zu werden. Im Anfange des Mittelalters waren die meisten Länder Europa's in einer sehr ähnlichen äußeren Lage gewesen. Ueberall fiel das römische Reich in Trümmer, und neue rohe, aber frische Völker bemächtigten sich der Herrschaft Daß sich aus diesen eintönigen Verhältnissen die verschiedenartigsten Staaten entwickelten, deutet immerhin auf eine gewisse schöpferische Kraft, auf reges Streben. Der Despotismus ist monoton. Die Freiheit allein giebt den Menschen Gelegenheit, ihr inneres Leben zu entfalten. Was selbst im finsteren Mittelalter ein freiheitsliebendes Volk vermochte, bewiesen die Schweizer. Sie besiegten die mächtigsten Fürsten ihrer Zeit und bewahrten im Kampfe mit Habsburgern, Franzosen und Burgundern ihre Selbstständigkeit. Die Reinheit ihrer Sitten, die Einfachheit der Lebensweise und ihre kriegerische Tapferkeit waren die Grundlagen, auf welchen sie ihren Staat bauten und im Laufe der Jahrhunderte erweiterten und befestigten. An Wissenschaft und Kunst, an Gebiet und an Schätzen waren ihnen ihre Nachbarn im Süden, die Italiener, bei weitem überlegen. Allein diese hatten die Waffen aus den Händen gelegt, um mit ungetheilter Kraft ihren Gewerben obliegen zu können. Sie hatten den Genüssen gefröhnt, welche ihre Reichthümer ihnen boten, waren so zuerst in die Gewalt heimischer und dann auswärtiger Tyrannen gefallen, hatten ihre nationale Selbstständigkeit und Freiheit verloren und mußten folgeweise, trotz ihrer hohen Bildung, ein drückenderes Joch geistlicher und weltlicher Despoten, als die meisten gleichzeitigen Völker, tragen. Die Deutschen hatten, gleich den Italienern, ihre Nationalität nicht gewahrt, allein durch mannigfaltige Einrichtungen dem blinden Wüthen ihrer zahlreichen Herren gewisse Schranken gesetzt. Die Unmacht des Königthums und die Mehrzahl großer und kleiner Staaten und Städte, welche neben einander im Schooße des Reiches bestanden, boten der Freiheit mannigfaltige Anhaltspunkte und Schlupfwinkel. In Frankreich und Spanien hatte sich auf Kosten der Freiheit die königliche Gewalt furchtbar entwickelt. Beide Reiche gewannen durch sie an Macht den äußeren Feinden gegenüber; allein sie büßten dafür an innerer Regsamkeit und Behaglichkeit mehr ein, als sie an Schimmer gewannen. In England hatten sich, nach langen Kämpfen, die verschiedenen Parteien friedlich verständigt. Die Eroberungen früherer Zeiten, welche einen ansehnlichen Theil Frankreichs unter die Herrschaft englischer Könige gebracht hatten, waren mit alleiniger Ausnahme der Stadt Calais aufgegeben worden. Mit voller Kraft konnten die Engländer ihrer inneren Entwickelung obliegen. Umsonst hatte Margaretha versucht, die drei skandinavischen Reiche zu einem großen Ganzen zu vereinigen. Die kalmarische Union hatte keinen Bestand. Doch kräftigte sich Schweden mehr und mehr, so daß es im Laufe dieses Zeitabschnittes unter König Gustav Adolf eine der bedeutendsten Stellungen einnehmen konnte, welche jemals eine Großmacht inne hatte. Im fernen Osten befestigten die Osmanen mit dem Schwerte in der Hand auf den Trümmern des griechischen Reiches, und die Russen im Kampfe mit Tartaren, ihre Macht, ohne jedoch an den geistigen Kämpfen des Westens Theil zu nehmen.

Die Völker Europa's waren im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts auf dem Punkte

angekommen, sich über den Drang des Alltagslebens erheben und nach den Ursachen der Erscheinungen, in deren Mitte sie lebten, forschen zu können. Aller Orten zeigte sich rege Thätigkeit, welche zu dem Stumpfsinn früherer Jahrhunderte einen schneidenden Gegensatz bildete. Eine neue Welt war aus dem atlantischen Ocean emporgetaucht, Africa war umschifft und der Seeweg nach Indien gefunden worden. Die Buchdruckerkunst vervielfältigte und erleichterte den Verkehr der Geister. Die Völker fühlten nicht blos den auf ihnen lastenden Druck, sondern begannen auch, über dessen Ursachen nachzudenken. Schwerer als das weltliche, war das geistliche Joch, welches sie trugen. Auf religiösem Gebiete brach sich daher die Freiheit zuerst eine Bahn, und das von den Päpsten so furchtbar mißhandelte Deutschland ward der erste Tummelplatz des Kampfes.

Die Reformation des sechszehnten Jahrhunderts wird niemals in ihrer ganzen Bedeutung gewürdigt und in ihrer vollen Tiefe erkannt werden, wenn man sich damit begnügt, die erheblichsten Ereignisse dieser Zeit an einander zu reihen, ohne die Charaktere zu schildern, deren Handlungen die Hauptbestandtheile der Geschichte bildeten, ohne die Beweggründe zu erforschen, welche die Massen und deren Führer leiteten, und ohne auf mannigfaltige Zustände, Verhältnisse und Stimmungen Rücksicht zu nehmen, welche da und dort einen mehr oder weniger entscheidenden Einfluß auf den Gang der Ereignisse übten.

Die Geschichte ist nicht eine Mehrzahl an einander gereihter Thatsachen. Sie wird nur dadurch zur Wissenschaft, daß sie den ihr gebotenen Stoff bewältigt, in das Licht der Wahrheit stellt, ordnet und durch die ganze Fülle reiner Gefühle, deren das Menschenherz fähig ist, belebt. Es ist die Aufgabe des Geschichtsschreibers nicht blos, Thatsachen der Vergangenheit mitzutheilen. Sein Beruf ist ein weit höherer. Er soll die Menschheit auf einen Standpunkt heben, welcher das Alltagsleben hoch überragt. Er soll Abscheu vor dem Laster, Haß gegen den Despotismus, Liebe zur Tugend und begeistertes Streben nach Freiheit anregen. Indem der Geschichtsschreiber die Fortschritte der Menschheit schildert, fordert er zugleich zu weiteren Entwickelungen auf. Dadurch allein wird sein Wort zur That, und seine Stimme lebendig.

Die Menschheit ist ununterbrochen vorangeschritten. Wer wollte das leugnen? Die Aufgabe des Geschichtsschreibers ist es, die einzelnen Tritte, welche sie vorwärts brachten, die Speichen der Leiter, auf welcher sie von Lüge und Knechtschaft zu Wahrheit und Freiheit hinanklimmte, klar und deutlich erkennbar zu machen. Das ist nicht möglich, wenn uns die Charaktere der handelnden Personen Räthsel bleiben, wenn uns der Faden der Ariadne fehlt, der uns durch das Labyrinth der geschichtlichen Thatsachen sicher hindurch führt. Jedes Ereigniß erhält seine Bedeutung durch eine Reihe begleitender Umstände und Verhältnisse, ohne deren Entwickelung es unverständlich bleibt, und nur dasjenige Werk kann zum Herzen dringen, dessen Styl seinem Inhalte entspricht.

Manche Geschichtsschreiber der neuen Zeit haben sich ihre Aufgabe sehr leicht gemacht, indem sie die Schilderung der bedeutendsten Charaktere der Roman-Literatur, die Darstellung der religiösen Beweggründe der Kirchengeschichte zuwiesen, über die äußeren gesellschaftlichen Verhältnisse, unter deren bestimmenden Einflüssen die Menschheit sich emporrang, fast ohne alle Erwähnung hinweggingen, und dem Ausdrucke der Gedanken wenig Sorgfalt widmeten. Die Thatsachen bilden nur einen der fünf Hauptbestandtheile eines geschichtlichen Werkes, welches auf innern Werth Anspruch macht. Es ist eben so einseitig und fehlerhaft, die Charaktere, die begleitenden Zustände, die tiefer liegenden Beweggründe und die Ausdrucksweise, als die Thatsachen der Geschichte zu vernachlässigen. Allerdings lassen es sich die Tyrannen und deren Knechte weit lieber gefallen, daß alle Thatsachen, als daß alle Charaktere, Beweggründe und Nebenumstände im Lichte der Wahrheit und der Freiheit besprochen werden, auch können sie den trockenen Kathederton eher hören, als die kräftige Sprache des

fühlenden und denkenden Menschen. Allein der Schriftsteller, welcher nicht im Solde der Fürsten steht, wird durch diese Rücksicht nicht bestimmt werden, in gelehrtem Wuste die Wahrheit und in leerem Wortschwall seine Entrüstung gegen das Unrecht und seine Bewunderung für begeisterte Freiheitskämpfer zu vergraben.

Der Geschichtsschreiber, welcher bei Darstellung der Reformation die religiösen Streitpunkte sorgfältig vermeidet, sich nur über die Formen, in welchen gekämpft wurde, ausläßt, und nur die Folgen bespricht, welche der religiöse Kampf für die verschiedenen Staaten nach sich zog, umgeht die Hauptsache. Er mag, den Umständen nach, sehr schätzbares Material für ein geschichtliches Werk liefern, allein seine Arbeit ist nur die des Handlangers, nicht des Meisters.

Von allen Völkererschütterungen ist die Reformation diejenige, welche dem Schriftsteller unserer Zeit die größten Schwierigkeiten bereitet. Denn obgleich sie um drei Jahrhunderte hinter uns liegt, gehört sie in allen ihren Folgen der Gegenwart an. Zwei Mächte (Katholicismus und Protestantismus), welche bis zum Anfange des sechszehnten Jahrhunderts im Schooße der römischen Kirche neben einander ruhten, sind sich seither feindlich gegenüber getreten. Wenn wir auf allen Gebieten von Feinden nicht Unparteilichkeit erwarten können, so ist dieses am allerwenigsten der Fall auf dem Gebiete der Religion, welches gewöhnlich außer den irdischen Leidenschaften der Habgier, Herrschsucht, Wollust und Ehrgeiz auch noch einen überirdischen Fanatismus und eine über dieses Leben hinausgreifende Aufregung des Gemüthes in Thätigkeit setzt. Die katholische Kirche, wie sie im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts beschaffen war, und noch heut zu Tage besteht, umfaßt nicht blos Glaubenssätze, Ceremonien und Kirchenzucht, sondern auch die Herrschaft über Länder und Völker, den Besitz bedeutender Einkünfte, ausgedehnter Bodenflächen und prachtvoller Paläste. Von dem Glaubensbekenntnisse ist nicht nur die religiöse, sondern auch die politische und sociale Stellung von Millionen gerade der einflußreichsten und vermögendsten Menschen abhängig. Die Zeit des blinden Glaubens war im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts vorüber gegangen. Allein der Besitz hatte seinen Werth nicht verloren, im Gegentheile bot er um so größere Reize dar, je mehr sich Künste und Gewerbe, Handel und Schifffahrt gehoben hatten und je größere Genüsse sie dem Reichen verschafften.

Die Religionsfrage wäre ohne Zweifel schnell gelöst worden, wenn Staat und Kirche Glauben und Leben nicht auf's innigste verbunden gewesen wären. Dieselben Gründe, welche der Reformation im wirklichen Leben die größten Hindernisse bereiteten, halten auch die Geschichtsschreiber ab, sie mit rücksichtsloser Wahrheitsliebe zu behandeln. So lange Protestanten und Katholiken sich noch mit wildem Fanatismus gegenüber standen, trat dieser Widerstreit einer ruhigen Darstellung hemmend in den Weg. In neueren Zeiten, da die moderne Wissenschaft großen Werth auf den Schein der Unparteilichkeit legt, bemühten sich die Schriftsteller zugleich die Scylla scheinbarer Parteilichkeit und die Charybdis scheinbarer Intoleranz zu vermeiden. Es ist in der That komisch, zu beobachten, wie selbst die ausgezeichnetsten Geschichtsschreiber zwischen diesen beiden Gefahren hin und her schwanken. Der eine hilft sich dadurch, daß er die Schatten- und Licht-Seiten der Reformation neben einander stellt, gleich als wenn die mit jeder menschlichen Bewegung untrennbar verbundenen Verstöße und Verkehrtheiten die Folgen des endlich erwachten Freiheitsdranges selbst wären. Ein zweiter umgeht gleich einem Mathematiker, welcher mit x Größen rechnet, die dornenreiche Frage, indem er ganz unumwunden erklärt, die Religion gehe ihn nichts an, indem er Staatsgeschichte und nicht Kirchengeschichte schreibe, kann aber nicht umhin, wenige Seiten später zuzugestehen, die Kirche des Mittelalters sei eine S t a a t s e i n r i c h t u n g gewesen. Andere führten die ganze Reformation mit ihren welterschütternden Folgen auf die Persönlichkeit und die Ansichten Luthers, auf den Gegensatz seines Ordens zu anderen Mönchsorden, oder

auf die weltlichen Bestrebungen der Fürsten zurück. Wir werden die geistige Bewegung, welche zwei Jahrhunderten, dem sechszehnten und siebenzehnten, den größten Theil ihres Inhalts verlieh, und noch bis zu unseren Tagen einen entscheidenden Einfluß auf Kirche, Staat und gesellschaftliches Leben ausübt, wohl unterscheiden von den einzelnen Trägern derselben und den mannigfaltigen Leidenschaften, welche sich mit ihr in Verbindung setzten. Wir werden uns nicht scheuen, den Protestanten und den Katholiken, wenn es sein muß, die bittersten Wahrheiten zu sagen, und keine der schwierigen Fragen der Reformation künstlich umgehen, vielmehr jeder derselben, ohne Furcht für intolerant, oder für pfäffisch, für gotteslästerlich oder für übergläubig verschrieen zu werden, besprechen. Wir werden aber wohl zu unterscheiden wissen, wie zwischen dem Protestantismus und den Bekennern desselben, so zwischen dem Katholicismus und der zahllosen Menge von Menschen, welche sich unter dessen Fahne bewegen, bloß weil sie durch ihre Eltern in diese Kirche eingeführt wurden. Voltaire, obgleich, dem äußern Bekenntniß nach, Katholik, war mehr protestantisch in seinen Gesinnungen, als Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und tausend andere geborene oder ernannte Vertreter des Protestantismus unserer Tage.

# Erster Abschnitt.

## Die Reformation.

### §. 2. Vorbemerkung.

Jede Unwahrheit zieht unausbleiblich Uebelstände nach sich, welche je nach ihrer Größe und Bedeutung verderblicher oder minder verderblich wirken. Besonders schädlich sind aber die Unwahrheiten des religiösen Gebietes, weil sie gewöhnlich mit Leidenschaften der wildesten Art in Verbindung stehen. Je weniger der Mensch, der Natur der Sache nach, von allen Dingen weiß, welche jenseits dieser Erde liegen, desto schwerer ist es, den frechen Betrüger, welcher überirdische Kenntnisse zu besitzen vorgiebt, zu entlarven, und desto leichter wurde es von jeher tückischen Pfaffen, sich der Gemüther der gedankenlosen Massen zu bemächtigen und deren künstlich gehegten Aberglauben auszubeuten. Von allen kirchlichen Herrschaften der Geschichte wußte aber keine ein so umfassendes und dauerhaftes Gebäude des Unsinns und der Knechtschaft zu errichten, als das Papstthum. Die Herrschaft der römischen Oberpfaffen war unumschränkter, als irgend eine andere, erstreckte sich über den gebildetsten Theil der Erde, und hatte während der finsteren Jahrhunderte des Mittelalters so tiefe Wurzeln geschlagen, daß sie selbst heut zu Tage, nachdem alle die Fälschungen, Gewaltthaten, Lügen und Ränke zu Tage gebracht sind, auf welchen sie beruht, noch immer nicht hat gänzlich beseitigt werden können.

Die Gewalt der Päpste, welche ursprünglich nur die Reiche jenseits dieser Erde zu umfassen vorgab, wurde von Jahrhundert zu Jahrhundert immer irdischer, und die Herrschaft, welche nur Liebe athmen sollte, wurde die verfolgungssüchtigste und die blutigste aller Zeiten. Könige und Kaiser wurden, gleich den Völkern, von den römischen Pfaffen in die Bande der Knechtschaft geschlagen, Kunst und Wissenschaft mußten sich den Fabeln und Fälschungen der Priester unterordnen, das gesellschaftliche Leben erhielt durch die von der Kirche aufgestellten Glaubenssätze und die von ihr vorgeschriebenen Ceremonien den größten Theil seines Inhalts, und die besoldeten und unbesoldeten Diener des Papstes wachten mit unermüdlicher Anstrengung darüber, daß kein Ring der den Völkern angelegten schweren Kette durchfeilt oder gebrochen würde.

Die herrschsüchtigen Fürsten nahmen das Joch der Pfaffen auf sich, weil diese ihnen halfen, ihre Völker in stumpfsinniger Unterwerfung zu erhalten. Die Könige erkannten gern die Päpste als Stellvertreter Gottes auf Erden an, insofern diese zum Danke dafür das Volk lehrten, alle Obrigkeit sei von Gott und die Könige seien daher ihren Völkern keine Rechenschaft schuldig. Der Adel und die Geistlichkeit, welche an den Erpressungen der Könige und Päpste Theil nahmen, ließen sich den Aberglauben, welcher ihnen gute Beute gab, gern gefallen. Die Arbeiter dagegen, welche im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod erwarben, erhielten für die Dienste, welche sie ihren Bedrückern leisten, und die Abgaben, welche sie ihnen zahlen

mußten, nur leere Ceremonien, abgeschmackte Glaubenssätze und ein schweres Joch, und konnten daher mit dem Tausche nicht zufrieden sein. Allein der Arbeiter galt im Mittelalter nur wenig. Um so höher stand in der öffentlichen Meinung der faullenzende Mönch, der übermüthige Ritter und der hochgebietende König.

Von dem innern Zusammenhange der Herrschaft der Pfaffen, der Könige und der Ritter und ihrer gemeinschaftlichen Begründung durch den von der Geistlichkeit genährten Aberglauben, hatte im Mittelalter Niemand eine klare Anschauung. Niemand ahnte, daß die Glaubenssätze der Kirche, gleich den Grundsätzen der Monarchie und des Adels nur die künstlich erfundenen Mittel seien, die Völker in blinder Unterwerfung zu erhalten. Die vereinzelten Freiheitsbewegungen des Mittelalters wurden unterdrückt, weil die bevorzugten Stände ihnen mit vereinter Kraft entgegen traten. Allein wenn auch die Albigenser, wenn die Anhänger Dulcino's und Johann's Huß niedergeworfen wurden, die geistige Richtung, welche sie vertraten, gewann von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr nachhaltige Kraft. Der Glaube wurde immer weniger blind und die Achtung vor angemaßten Vorrechten nahm ab.

In den letzten Jahrhunderten des Mittelalters war auf allen Gebieten des menschlichen Strebens eine erhöhte Regsamkeit eingetreten. Der Volkswitz geißelte die Laster und Schwächen der bevorzugten Stände, zumal der Geistlichen und Ritter; die Wissenschaft gewann durch die wieder erwachte Kenntniß des Alterthums einen festeren Standpunkt gegenüber den Irrthümern und Verkehrtheiten des Augenblicks und selbst auf dem Gebiete der Religion hatten sich freiere Ansichten Bahn gebrochen. Die Kirche war durch die Angriffe, deren Zielpunkt sie gewesen, nicht zur Vorsicht und Mäßigung, sondern durch die wenigstens scheinbar errungenen Siege, zu noch größerm Uebermuth getrieben worden. Die Nationalitäten gelangten zu größerer Kraft, und traten, je allgemeiner die katholische Kirche damals noch war, dieser um so entschiedener entgegen. Das bürgerliche Leben war so wenig, als Wissenschaft und Kunst, wie in früheren Zeiten unter dem vorherrschenden Einfluß des Pfaffenthums geblieben. Es hatte sich durch eigene Kraft gehoben und eben deßhalb auch von fremden hemmenden Einwirkungen unabhängiger gemacht.

Während die Päpste Alexander VI., Sixtus IV. und Leo X. ihren Leidenschaften fröhnten, entwickelte sich aller Orten in Europa, namentlich aber in Deutschland, ein reges geistiges Leben, welches zwar nicht in offenem Streit mit der Kirche stand, allein schon dadurch, daß es sich unabhängig von ihr gestaltete, und nach Wahrheit und Freiheit rang, dem päpstlichen Systeme der Lüge und der Knechtschaft widerstreben mußte.*

Die Zahl der Männer, welche im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts an verschiedenen Orten für die Aufklärung des Volkes Thätigkeit entfalteten, war ungewöhnlich groß. Sebastian Brandt, der Verfasser des Narrenschiffes, welcher bis zum Jahre 1500 an der Universität zu Basel gewirkt hatte, zog in diesem Jahre nach Straßburg. Kurz darauf kam Conrad Pellicanus nach Basel und verbreitete dort die Kenntniß der hebräischen Sprache. Thomas Wittenbach, der Lehrer Zwingli's, welcher zuerst in Deutschland auf eine reine Bibelauslegung drang, ward 1505 Professor der Theologie zu Basel. Oswald Berus, ein Mediciner, ein eifriger Anhänger der classischen Literatur, wirkte daselbst seit 1510. Frobenius und Johann Ammorbach verbreiteten als Buchhändler und beförderten als classisch gebildete Männer die neu aufkommenden Wissenschaften. Im zweiten Jahrzehnt des sechszehnten Jahrhunderts mehrte sich noch die Zahl und die Bedeutsamkeit der in Basel versammelten Männer der Aufklärung. Wolfgang Fabricius Capito, Johann Oecolampadius, Paul Constantin Phrygio, Oswald Myconius, Glareanus und andere bildeten in Verein mit Erasmus einen höchst einflußreichen Kreis von Gelehrten, welche alle den neuen Ideen mit mehr oder minder großer Entschiedenheit huldigten. In dem benachbarten Freiburg lehrten

* S. Hagen. Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter.

Ulrich Zasius, Jacob Locher, Philomusus genannt, und Georg Reusch mit großem Ruhme und bildeten eine bedeutende Anzahl trefflicher Schüler. Auch in kleineren Städten lebten da und dort Männer, die sich um die Wissenschaften Verdienste erwarben und für deren Förderung Sorge trugen, so in Ensisheim Hieronymus Baldung, in Schlettstadt Crato Hofmann. Abwechselnd in Schlettstadt und in Straßburg wirkte Jakob Wimpheling. Zahlreiche gelehrte Gesellschaften gaben ihren Mitgliedern eine kräftige Anregung gemeinsamer Thätigkeit. Offenburg, Hagenau, Pforzheim hegten nützliche Kenntnisse. Heidelberg blieb auch nach Dalberg's Tode (1503) der Mittelpunkt für die rheinische, literarische Gesellschaft.

Speier, Worms und Mainz wetteiferten in der Pflege der Wissenschaften. Albert von Brandenburg, Erzbischof und Kurfürst von Mainz, förderte die klassischen Studien und umgab sich mit gebildeten Männern und Frauen. Zu Boppart und Coblenz lebten viele Freunde der neuen Richtung und selbst in Cöln, dem alten Sitze des Aberglaubens und scholastischer Afterweisheit sproßten einige Keime der Aufklärung. Zu Tübingen brach sich die Wissenschaft Bahn im Kampfe mit dem alten Schlendrian. Seit dem Jahre 1497 wirkte daselbst Heinrich Bebel. Der junge Melanchthon fing dort als Jüngling von achtzehn Jahren zu lehren an (1514). Augsburg war nicht bloß Handelsstadt, sondern auch ein Lieblingssitz der Wissenschaften. Conrad Peutinger, Adelmann von Adelmannsfelden, Mathäus Lang glänzten dort als Sterne erster Größe. In Baiern bildete die Universität Ingolstadt den Mittelpunkt der klassischen Bestrebungen. Jakob Locher, Urban Rhegius, Johann Agricola, Aventin und Johann Eck, waren längere Zeit die berühmtesten Lehrer dieser Hochschule. Noch im Jahre 1511 pries Eck in einer öffentlich gehaltenen Rede den fortschreitenden Geist seiner Zeit und spendete dessen Trägern: Erasmus, Wimpheling, Pirkheimer, Reuchlin, Bebel und Anderen die feurigsten Lobsprüche. Kurz darauf wurde er einer der heftigsten Gegner des Fortschrittes und eines der verwerflichsten Werkzeuge päpstlicher Schreckensherrschaft. In Oesterreich suchte zwar Kaiser Maximilian sich den Ruhm eines Förderers der Künste und Wissenschaften zu erwerben, allein vergeblich, denn ohne Freiheit kann weder Wissenschaft noch Kunst gedeihen und auf Knechtschaft ruhte von jeher die Macht der Habsburger.

Die letzten Jahrzehnte vor der Reformation des sechszehnten Jahrhunderts hatten überhaupt große Aehnlichkeit mit der Zeit vor der Revolution des achtzehnten. Die Gewaltigen der Erde, welche den Zusammenhang zwischen Bildung und Freiheit nicht erkannten, wollten sich den Ruhm erwerben, Förderer der Einen zu sein, ohne daran zu denken, daß sie dadurch unwillkürlich Begünstiger der Anderen würden. In Brandenburg warf sich der Markgraf Joachim als Beschützer der klassischen Studien auf. Weit nachhaltiger, wenn auch mit geringeren Mitteln, pflegten Conrad Mutianus Rufus zu Gotha und Eobanus Hessus zu Erfurt die Wissenschaften. Um sie sammelte sich ein zahlreicher Kreis strebender Geister, welche frisch und froh sich des Lebens freuten, während sie suchten, die Ketten veralteter Vorurtheile abzustreifen. Mühsam brachen sich einige Keime der Wissenschaft in Leipzig Bahn. Um so kräftiger sproßten sie auf der Universität Wittenberg. Martin Pollich, der erste Rector und Johann Staubitz, der erste Decan der theologischen Fakultät, legten den Grund jener Hochschule, welche sich schon funfzehn Jahre nach ihrer Stiftung zum Hauptsitz der Reformation des sechszehnten Jahrhunderts emporschwang. Besonders eifrig wurde in Franken, namentlich zu Würzburg und Nürnberg für menschliche Bildung gewirkt. Johann Trithemius und Willibald Pirkheimer erwarben sich in diesem Theile Deutschlands den größten Ruhm. Alle strebenden Geister fühlten sich gehoben in dem Gedanken, daß die alte Barbarei schwinde und eine neue schönere Zeit der Bildung und Freiheit heran nahe. Unter den Vertretern des Fortschrittes bestand der regste Gedankenaustausch und der freudigste Verkehr. Jeder wirkte belebend in seinem Kreise und bereitete, oft freilich unbewußt, den ernsten

Kampf vor, der sich entwickeln mußte, sobald die Kirche die Bedeutung und den Umfang des neu erwachten Geistes erkannte.

Wie alle Theile Deutschland's, so lieferten auch alle Stände ihre Beiträge zu dem Heere der Fortschrittsgeister. Ulrich von Hutten gehörte dem Adel, Willibald Pirkheimer dem städtischen Patriciate, Erasmus und Luther der Geistlichkeit an.

Doch keiner kam dem Ulrich von Hutten an Tiefe des Gedankens, Lebendigkeit des Gefühles, Kraft des Ausdruckes und uneigennützigem Streben gleich. Sein Vater hatte ihn zum geistlichen Stande bestimmt. Doch schon als Knabe von sechszehn Jahren brach er die ihm geschmiedeten Fesseln (1504), bildete sich auf den Hochschulen von Erfurt, Cöln und Frankfurt a. d. Oder weiter aus, durchzog Deutschland am Wanderstabe von einem Ende zum andern, lernte die bedeutendsten Menschen seiner Zeit persönlich kennen und regte nach allen Seiten hin für Wissenschaft, Freiheit und Vaterland an. Seine zwei Bücher von Klagen zeigen uns zugleich den hohen literarischen Standpunkt, welchen Hutten damals schon einnahm und den vaterländischen Geist, der ihn beseelte. Nachdem er in Rostock eine Zeit lang Vorlesungen gehalten hatte, reiste er, im Jahre 1511, nach Wittenberg und über Wien nach Italien (1512). Im Auslande wurde seine Liebe zum deutschen Vaterlande noch inniger. Bei seiner Rückkehr hauchte er seinen Geist, welcher zugleich die Wissenschaft, das Volksleben und die Religion in freiester Richtung umfaßte, Allen denen ein, mit welchen er in Berührung trat. Reuchlin war alt geworden. Erasmus von Rotterdam stand auf dem Höhepunkt seines Ruhmes, als er nach Deutschland kam und sich in Basel niederließ (1514).

Erasmus war übrigens nur ein Stubengelehrter. So schwer er selbst das Joch der Kirche empfunden hatte, indem es seinem Vater die geliebte Braut, ihm beide Eltern raubte und ihn zur Ablegung des Gelübdes der Keuschheit zwang, so scheute er es doch, mit der päpstlichen Schreckensherrschaft in offenen Kampf zu treten. Inniger, als Erasmus, war Willibald Pirkheimer mit dem Volksleben seiner Zeit verbunden. Er war nicht bloß ein Freund und Kenner der Wissenschaft; als einer der geachtetsten Männer Nürnberg's wirkte er in seiner Vaterstadt und auch in weiteren Kreisen für Jugenderziehung und geistige Freiheit. In seinem Hause versammelten sich die gelehrtesten und gebildetsten Männer und Frauen seiner Zeit. Albrecht Dürer war sein vertrautester Freund. Mit Rath und That unterstützte und förderte er wissenschaftliche Bildung. Allein auch Pirkheimer, wie Erasmus von Rotterdam, hatte durchaus keine Neigung zum Märtyrerthum. Durch seine Schwestern, welche Beide Vorsteherinnen von Klöstern waren, durch das bedeutende Vermögen, welches er besaß und mannigfaltige geschäftliche Verbindungen war er mit dem herrschenden Systeme zu innig verknüpft, als daß er ein gefährlicher Gegner desselben hätte werden können. Wer auf dieser Erde tief eingreifend wirken will, darf sich nicht damit begnügen, seine Ansichten, wenn sie auch noch so weit gehend und richtig sein sollten, auszusprechen, er muß die entgegenstehenden angreifen und einen Kampf mit deren Trägern beginnen. Was Klarheit der Meinungen und Tiefe der Begründung betrifft, stand Erasmus von Rotterdam hoch über Martin Luther. Trefflich wies er in seinem „Handbuche des christlichen Streites" nach, daß die wahre Religiosität nicht in der Beobachtung äußerer Gebräuche, nicht in dem Thun oder Lassen einzelner Handlungen, sondern in der ganzen Gesinnung des Menschen, in seiner ganzen Lebensweise zu suchen sei. Sehr richtig führte Erasmus aus, daß zum Verständniß der Bibel die Kenntniß der alten heidnischen Schriftsteller unumgänglich nothwendig sei. Deutlich giebt er zu erkennen, daß die Vernunft über der Bibel stehe und diese daher so auszulegen sei, daß sie der Vernunft nicht widerstrebe. Die Liebe nennt Erasmus das Hauptgesetz der christlichen Lehre, und dringt darauf, Gott nur im Geiste und in der Wahrheit anzubeten. Seine religiöse Grundansicht spricht er am bündigsten in folgenden Worten aus:

„Du hältst eine angezündete Wachskerze für ein Opfer, aber es ist kein rechtes. Dein Körper hüllt sich in die Mönchskutte, aber Deine Seele ist noch mit dem weltlichen Kleide angethan. In dem sichtbaren Tempel beugst Du die Knie des Körpers, das aber hilft nichts, wenn Du in dem Tempel des Herzens Gott feindlich gegenüberstehst. Du fastest und enthältst Dich solcher Dinge, welche den Menschen nicht verunreinigen, aber schlüpfriger Reden, welche Dein und anderer Gewissen besudeln, enthältst Du Dich nicht. Deinem Körper wird die Speise entzogen, und Deine Seele wälzt sich in dem Schlamme der Schweine. Du schmückst die steinerne Kirche und verehrst heilige Orte; was nützt es, wenn der Tempel Deines Herzens von egyptischen Verwünschungen entweiht ist? Du feierst äußerlich den Sabbath und innerlich ist Alles voll von Deinen Lastern. Mit dem Munde segnest Du, aber im Herzen fluchst Du. Körperlich bist Du in einer engen Zelle, in Deinen Gedanken schweifst Du über die ganze Welt. Du hörst das Wort Gottes mit leiblichen Ohren; höre es lieber mit geistigen. Du glaubst vielleicht, daß durch Wachskerzen, oder durch eine Summe Geldes, oder durch eine kleine Reise auf einmal Deine Sünden ausgetilgt werden, Du irrst aber gänzlich. Innen ist die Wunde empfangen, innerlich muß auch die Arznei angewendet werden. Deine Gesinnung ist verdorben, diese mußt Du verbessern."

Noch heute ist beherzigenswerth, was Erasmus von Rotterdam über den Heiligendienst sagt. Wir theilen folgende bezeichnende Stelle wörtlich mit: „Es giebt Leute, welche gewisse Heilige mit gewissen Ceremonien verehren. Der eine verehrt den Christophorus an gewissen Tagen, aber nur so, daß er sein Bildniß ansieht; und was will er damit? Er hat sich überredet, an jenem Tage vor dem Tode dadurch gesichert zu werden. Einer betet den Rochus an. Warum? Weil er glaubt, er könne die Pest vom Körper abhalten. Einer murmelt der Barbara oder dem Gregor gewisse Gebete her, daß er nicht in die Hände der Feinde falle. Dieser fastet für die Appollonia, daß er keine Zahnschmerzen bekomme. Jener besucht das Bildniß des heiligen Hiob, um vom Aussatze geheilt zu werden. Einige geben von ihrem Gewinne einen kleinen Theil den Armen, daß die Waaren nicht im Schiffbruch zu Grunde gehen. Dem Hiero wird eine Wachskerze angezündet, damit man die verlorene Sache wieder bekomme. Kurz, auf diese Weise machen wir eben so viele Heilige, als es Dinge giebt, die wir fürchten oder wünschen. Ja, sie sind bei verschiedenen Nationen verschieden, so daß bei den Franzosen Paulus das gilt, was bei uns Hiero; und Jakob oder Johannes gelten hier nicht so viel, als dort. Diese Frömmigkeit ist aber so wenig christlich, daß sie nicht gar weit von dem Aberglauben der Heiden entfernt ist, die einst dem Herkules den zehnten Theil ihrer Güter opferten, um reich, oder dem Aesculap einen Hahn, um gesund zu werden, oder dem Neptun einen Stier, um eine glückliche Seereise zu haben. Die Namen zwar sind verändert, aber die Sache ist dieselbe."

Ueber das Fasten und den Priesterstand spricht Erasmus die treffendsten Wahrheiten aus. Von den Mönchen sagt er: „sie sind voll von elenden Traditionen, sind ganz im Judenthume aufgegangen, lehren nur zu zittern, nicht zu lieben. Das Mönchthum ist keine Frömmigkeit, sondern nur eine besondere Lebensweise, die je nach der Constitution und dem Naturell eines Jeden nützlich oder schädlich ist. Die Frömmigkeit besteht weder in der Speise, noch in der Kleidung, noch in irgend einer Aeußerlichkeit."

Aehnliche, oft noch entschiedenere Ansichten, wie Erasmus, lehrten Conrad Celtes, Mutianus Rufus und andere, ohne jedoch entfernt mit der Kirche in Streit gerathen zu wollen. Conrad Celtes bemerkt z. B.: Du wunderst Dich, warum ich so selten die Kirche besuche. Gott ist in uns: es ist nicht nöthig, daß ich sein bemaltes Bild im Tempel begaffe, Du wunderst Dich, warum ich das freie Gefild und die Wärme spendende Sonne so liebe. Hier in der Natur erscheint mir das erhabene Bild des allmächtigen Gottes, hier sehe ich seinen würdigsten Tempel. Der Wald gefällt den Musen, feindlich ist den Dichtern die

Stadt und die unsinnige Sippschaft. Gehe nun und verlache mit dummen Worten meine Gottheit."

Noch feindlicher gegen den herrschenden Glauben waren die Ansichten des Mutianus Rufus, welche dieser Kanonikus von Gotha aber wohlweislich nur in Schreiben an seine vertrautetsten Freunde, nicht öffentlich, aussprach. Unter anderem schrieb er: „Glaube nennen wir nicht die Ueberzeugungstreue, sondern eine Art öffentlicher Leichtgläubigkeit, eine einträgliche Ueberredung. Diese gilt so viel bei allen Völkern, daß insgemein geglaubt wird, uns seien die Schlüssel zum Himmelreich übertragen. Wer daher unsere Schlüssel verachtet, der wird den Nagel und den Prügel fühlen. Wir haben von der Brust des Serapis einen Priestercharacter angenommen, dem Jesus aus Galiläa sein Ansehen geliehen hat. Mit jener Figur schrecken wir die Feinde, locken wir Geld herbei, weihen wir Gott, erschüttern wir die Hölle und machen wir überhaupt wunderbare Dinge, ob göttliche oder verbrecherische, das thut nichts zur Sache, wenn wir nur die Gäste des seeligen Jupiter's sind."

Diese Auffassung des christlichen Priesterthums hielt aber den Mutianus Rufus nicht ab, seine Pfründe zu beziehen und von deren Einkünften sich gütlich zu thun. In einem Briefe an Urbanus schreibt Mutianus ferner: „Janus wird Dir vom Barte Christi erzählen. O! was für ein Bart! Christus verabscheute die Lüge und doch lügt Niemand unverschämter, als der christliche Priester. Ich verehre Rock, Bart und Vorhaut nicht. Den lebendigen Gott verehre ich, der weder in Rock, noch Bart erschienen und auch keine Vorhaut den Ländern hinterlassen hat. Lebe wohl! es irren die Theologen."

Ueber die christliche Offenbarung schreibt Rufus an Spalatin, wie folgt: „Die Religion Christi fing nicht erst mit seiner Menschwerdung an, sondern sie war vor allen Jahrhunderten, wie auch Christi erste Geburt. Denn was ist der wahre Christus, was der wahre Gottessohn, als, wie Paulus sagt, die göttliche Weisheit, die nicht nur den Juden der engen Gegend Syrien's, sondern auch den Griechen, Italienern und Germanen zu Theil geworden ist, obwohl sie verschiedene Relionsgebräuche hatten." Den Kern aller seiner religiösen Ansichten spricht Mutianus Rufus in folgenden Stellen aus: „Neue Kleider, neue Ceremonien werden eingeführt, als wenn durch Kleider und Anzug Gott verehrt würde. Im Alkoran lies't man: wer den ewigen Gott anbetet und tugendhaft lebt, er mag Jude, Christ oder Saracene sein, erwirbt sich die Gnade Gottes und die Seeligkeit. Also durch einen rechtschaffenen Lebenswandel, nicht durch ein neues Kleid wird Gott befriedigt; denn die einzige wahre Verehrung Gottes besteht darin, nicht schlecht zu sein. Der ist religiös, rechtschaffen und fromm, welcher reines Herzens ist. Alles andere ist Rauch."

Ueber das Fasten, den Kirchengang, viele Ceremonien und Bibelstellen scherzte Mutianus Rufus auf eine sehr anmuthige Weise. Da er aber nichts desto weniger alle äußerlichen Vorschriften der Kirche befolgte, so trugen seine Ansichten nur in engeren Kreisen Früchte und beförderten in gleichem Maße die Heuchelei und die Aufklärung. Tausende hegten ähnliche Meinungen, wie Mutianus Rufus, welche allmählig auch in das Volk eindrangen und dessen Glauben erschütterten. Zahlreiche Anecdoten, Schwänke und Erzählungen gingen von Mund zu Munde, welche bewiesen, daß Zweifel und Spott an die Stelle blinder Unterwerfung unter das Pfaffenthum getreten waren.

Heinrich Bebel konnte ein ganzes Buch damit füllen. Wir entnehmen demselben folgende Erzählung über die Dreieinigkeit: „Als sich die Dreieinigkeit über die Erlösung des menschlichen Geschlechts berieth, sagte Gott der Vater, er sei zu alt, er könne nicht mehr auf die Erde gehen. Der heilige Geist bemerkte, ihn hindere seine Gestalt daran, denn es käme lächerlich heraus, wenn er als eine Taube an das Kreuz geschlagen würde. Endlich sagte Christus der Sohn, er merke wohl, daß die ganze Geschichte auf ihn gemünzt sei, und so

wolle er denn freiwillig das Kreuz nehmen." Eine andere Anecdote ist folgende: „Ein Priester suchte einem Bauern die Dreieinigkeit begreiflich zu machen, indem er sagte: stelle Dir vor, Du seist Gott der Vater, Dein Sohn Gott der Sohn, Deine Frau der heilige Geist. Glaubst Du nun an die Dreieinigkeit? Ja, antwortete der Bauer, an die zwei ersten glaube ich, aber nicht an den heiligen Geist. Denn was wir zwei, ich und der Sohn erworben haben, das verbraucht Alles der heilige Geist, meine Frau."

Aehnliche Erzählungen über Dreieinigkeit, die Sacramente, das Fasten, Himmel und Hölle, welche in heiterer Gesellschaft unter lautem Gelächter erzählt zu werden pflegten, machen anschaulich, daß der ganze alte Pfaffenglauben vollständig untergraben war und daß, neben der Außenseite kirchlicher Gläubigkeit, der Zweifel, der Unglaube und selbst der bitterste Hohn tiefe Wurzeln im Volke geschlagen hatten. Rom wurde ganz offen die Höhle aller Sünden genannt. „Alle Verbrechen und Schändlichkeiten," schreibt Mutianus Rufus, „sind da zusammen geflossen, so daß man von den Römern sagen kann, was der Prophet Joel geschrieben: „einen Knaben setzten sie in's Bordell und ein Mädchen verkauften sie, um Wein davon zu trinken." Viele Sprüchwörter, welche im Volke lebten, überschütteten Rom, den Papst und die gesammte Geistlichkeit mit Hohn, und bekundeten, daß sie allesammt in tiefe Verachtung gefallen waren. Wir führen von Hunderten die folgenden hier auf:

„Je näher Rom, je böser der Christ."

„Wer zum ersten Mal nach Rom kommt, sieht den Schelm: wer zum zweiten Mal, lernt ihn kennen: zum dritten Mal bringt er ihn mit heraus."

„Willst Du Dein Haus rein erhalten, so hüte Dich vor Tauben und Pfaffen."

„Manche werden im Himmel angebetet, deren Seelen in der Hölle schmachten."

„Was ist das für ein Wesen? wir können vor den Pfaffen nicht genesen."

Von den Kanzeln herab donnerten beliebte Volksredner gegen die Laster und Schandthaten der Geistlichkeit und sagten in prophetischem Tone voraus, daß die Erde durch ein großes Blutbad von den Pfaffen befreit und dann erst glücklich und froh werden würde. Von außerordentlicher Wirkung waren namentlich die Schriften Heinrich Bebel's, des Erasmus von Rotterdam und Ulrich's von Hutten. Bebel's „Triumph der Venus" geißelt die bodenlose Liederlichkeit der bevorzugten Stände und namentlich der Pfaffen mit dem bittersten Spotte. Noch derber tritt Bebel dem Pfaffenthum in seinen „Facetien" entgegen. Beide Bücher fanden zahlreiche Nachahmungen. Das berühmteste unter allen Werken dieser Art ist das „Lob der Narrheit" von Erasmus. Mit siegreicher Kraft setzte er die gesunde Vernunft und die frische Natur den scholastischen Grübeleien und der Afterweisheit der Pfaffen gegenüber. Er zeigte, wie jene Theologen, welche sich den Schein der Gelehrsamkeit gaben, die größten Thoren und jene Priester, welche für fromm gelten wollten, die verruchtesten Heuchler und Schurken seien. Mit beißendem Spotte zieht er die Abgeschmacktheit ihrer Bestrebungen an's helle Tageslicht und giebt sie der öffentlichen Verachtung preis.

„Was wissen sie nicht," so ruft Erasmus aus, „für Geheimnisse zu erklären! z. B. durch was für Kanäle die Seuche der Sünde in die Welt gekommen sei, auf welche Art und Weise und in wie viel Zeit Christus im Leib der Jungfrau zur Zeitigung gelangte? ob sich Gott mit einem Weibe, mit dem Teufel, mit einem Esel, Kürbis oder Kieselstein persönlich hätte vereinigen können? wie der Kürbis würde gepredigt und Wunder gethan haben und wie er hätte müssen gekreuzigt werden? Herrliche Paradoxa bringen sie vor: z. B. es sei eine geringere Sünde, tausend Menschen todt zu schlagen, als nur ein einziges Mal am Sonntag einem Bettler die Schuhe flicken. Alles wissen sie: die Hölle malen sie so deutlich aus, als ob sie sich selbst mehr, als ein Jahr dort aufgehalten. Auch neue Himmel entdecken sie. Am meisten lache ich darüber, daß sie meinen, sie seien nur dann rechtschaffene Theologen, wenn sie recht barbarisch reden, wenn sie so stammeln und stottern, daß sie Niemand

verstehen kann, als der zu ihnen gehört. Das nennen sie Scharfsinn, weil es der Pöbel nicht begreifen kann! Von den Mönchen sagt Erasmus: sie halten es für eine große Frömmigkeit, so wenig gelernt zu haben, daß sie nicht einmal lesen können. Wenn sie ihre Psalmen, die sie gar nicht verstehen, mit ihren Eselstimmen in den Kirchen herblöken, meinen sie die Ohren der Heiligen zu kitzeln. Ueberall betteln sie mit unverschämtem Gebrülle und verdrängen dadurch die anderen Bettler. Sie verlassen sich so fest auf ihre Ceremonien und Menschensatzungen, daß sie meinen, ein Himmel sei noch kein hinreichender Lohn für so große Verdienste. Daran denken sie nicht, daß Christus nicht dieses von ihnen fordern werde, sondern das Gebot der Liebe. Der eine wird seinen dicken Wanst aufweisen, der mit allerlei Fischen angefüllt ist; ein anderer wird ein hundert Scheffel von Psalmen ausschütten; ein anderer wird seine zehntausend Fasttage herzählen, wieder ein anderer wird einen so großen Haufen von Ceremonien vorbringen, als man kaum auf sieben Lastschiffen führen sollte. Ein anderer wird eine so häßliche Kutte mit sich bringen, daß diese auch der ärmste Schiffsknecht nicht tragen möchte u. s. w. Christus aber wird ihnen bei so vielem Rühmen in die Rede fahren und sagen: „woher kommen diese neuen Juden? ein einziges Gesetz habe ich für das Meine erkannt und von dem ist mir nichts zu Ohren gekommen. Ich habe das väterliche Erbtheil verheißen nicht den Kutten, oder Paternostern, oder den Hungerleidern, sondern den Liebesdiensten."

Auch den Bischöfen, Cardinälen und sogar den Päpsten sagte Erasmus die derbsten Wahrheiten. „Kein Mensch in der Welt", bemerkte er, „lebt so gut und so sorgenlos. Sie glauben Christo Genüge geleistet zu haben, wenn sie sich mit ihrem theatralischen Anzuge, mit Ceremonien und Titeln (wie die Allerseligsten, die Allerhochwürdigsten, die Allerheiligsten) mit Segnen und Verfluchen als Bischöfe erweisen. Aber das Volk lehren, ist mühsam, die Schrift erklären pedantisch, Beten langweilig, Thränen vergießen erbärmlich und weibisch, Armuth leiden häßlich, überwunden werden schändlich, zumal bei dem, der kaum den größten Königen die Füße zu küssen erlaubt, endlich sterben ist unangenehm, gekreuzigt werden infam."

„Von Frömmigkeit ist bei den Pfaffen keine Rede. Einer schiebt sie dem anderen, gleichsam wie einen Ball, in die Hände. Die Fürsten überlassen aus Bescheidenheit dem gemeinen Volke die Last der Andacht und Gottesfurcht. Das gemeine Volk schiebt sie auf die sogenannten Geistlichen. Die weltlichen Priester schieben die Last auf die regulirten, die regulirten auf die Mönche, die Mönche der laxeren Ordnung auf die der strengeren Observanz, Alle insgesammt aber auf die Bettelmönche; die Bettelmönche auf die Carthäuser, bei welchen die Frömmigkeit allein begraben liegt, und zwar so, daß man sie fast niemals zu sehen bekommt."

Das „Lob der Narrheit" von Erasmus wurde von dem Volke wahrhaft verschlungen Es wurde aus der lateinischen Ursprache in's Deutsche und Französische übersetzt, mit Holzschnitten von Franz Holbein verziert und erlebte, bevor Erasmus starb, nicht weniger als sieben und zwanzig Auflagen. Das Ansehen der Kirche war so tief gesunken und die Ueberzeugung von ihrer Verderbtheit so allgemein verbreitet, daß die Pfaffen nicht wagten, dem Verfasser des „Lobes der Narrheit" aus seinem Werke ein Verbrechen zu machen. Sie mußten ihren Grimm verschlucken oder konnten ihn nur an untergeordneten freundlosen und unbekannten Gegnern auslassen. Sie versuchten vergeblich, sich an anderen Männern des Fortschrittes, an Wimpheling und Reuchlin zu rächen. Die neue Richtung des Geistes hatte nicht blos im Volke, sondern auch unter den bevorzugten Ständen so viele und so einflußreiche Gönner gewonnen, daß, so lange die Angriffe auf die Kirche sich im Allgemeinen hielten, die Wuth der Finsterlinge immer erfolglos blieb.

Erasmus von Rotterdam kannte genau die Grenze zwischen einer den Pfaffen zwar

unangenehmen, allein doch nicht gefährlichen Kriegführung und überschritt sie nicht. Ulrich von Hutten dagegen trat dem heuchlerischen und lasterhaften Pfaffenthume rücksichtslos entgegen. Er stand dem wirklichen Leben weit näher als Erasmus, und erwog, wenn er einen Kampf begann, nicht die Frage, ob ihm daraus Gefahren erwachsen könnten? Kühn sah er dem Feind in's Auge, im Bewußtsein, daß er die ganze Menschheit vertrete. Der Ernst seiner Sprache war eben so tief, als seine Satyre bitter. Mit gleicher Vollkommenheit schwang er die Waffe der Wissenschaft und des Witzes. Jede Halbheit war ihm zuwider und eben deshalb wurden die vielen Schöngeister seiner Zeit, welche zugleich am Tische der alten, verfallenden Zeit zechen und von dem Feuergeiste der Neuzeit nippen wollten, von ihm häufig verletzt. Den Antheil, welchen Ulrich von Hutten an dem Streite Reuchlin's gegen die Cölner Pfaffen nahm, haben wir schon im vorigen Buche*) besprochen. Er schrieb bei dieser Gelegenheit an diesen seinen Freund, welcher damals sehr besorgt war: „Du konntest mir schreiben, ich möchte die Sache der Wahrheit nicht verlassen? ich sollte sie oder Dich, ihren Vertreter, verlassen? O Capnion, Du hast einen geringen Glauben. Du kennst nicht Deinen Hutten. Ja, wenn Du heute zurückträtest, so würde ich, so viel in meinen Kräften steht, jenen Kampf wieder erneuern und, glaube mir, ich hätte keine saumseligen Kampfgenossen."

So schrieb Hutten, als sein Freund Reuchlin in Gefahr war und seinen Worten folgte die That auf dem Fuße nach. Seiner regen Thätigkeit und niederschmetternden Kraft war zum größten Theil der Sieg beizumessen, welchen Reuchlin und mit ihm die Sache der Freiheit und der Wahrheit im Kampfe gegen die Cölner Finsterlinge errang. Als er aber später von allen Seiten angegriffen wurde, zogen sich seine früheren Kampfgenossen von ihm zurück, da sie nicht wagten, sich mit ihm in das Getümmel der Schlacht zu stürzen.

Den ersten gefahrvollen Angriff auf Rom machte Ulrich von Hutten im Juni 1517, indem er die bei ihrem Erscheinen sofort verbotene Schrift des Laurentius Valla wider die erdichtete Schenkung Constantin's herausgab. Leo X., welcher sich den Schein eines Beförderers der Wissenschaften und Künste gab und dem Hutten dieses Buch widmete, mußte in der Vorrede noch manche bittere Wahrheiten hinnehmen, welche Hutten gegen die Päpste, die keine Päpste, sondern reißende Wölfe seien, denjenigen des Valla hinzufügte.

Um dieselbe Zeit, da Ulrich von Hutten das Papstthum von der einen, griff es Martin Luther von der anderen Seite an. Der Papst richtete seinen ganzen Groll gegen Luther und vertheidigte sich nicht gegen die ihm von Hutten beigebrachten Streiche. Luther wurde dadurch zum Vorkämpfer der neuen Richtung erhoben.

## § 3. Luther und seine Genossen (1517—1520).

Unbeachtet von den Päpsten, welche in der Verfolgung ihrer persönlichen Pläne und in der Befriedigung ihrer zügellosen Leidenschaften ihre besten Kräfte vergeudeten, entwickelte sich im Schooße aller Völker der Christenheit eine Anschauungsweise und ein Freiheitsdrang, welche mit der römischen Schreckensherrschaft durchaus unvereinbar waren. Dasselbe Deutschland, welches seit Jahrhunderten von Rom aus so furchtbar mißhandelt worden, bildete den Mittelpunkt einer Bewegung, welche die bestehenden Gewalten mit um so ernsteren Gefahren bedrohte, je gemäßigter sie auftrat und je gründlicher die von ihr gehegten Forschungen waren.

Martin Luther vereinigte in sich alle Eigenschaften eines Reformators. Er war in seiner Anschauungsweise den Massen vorausgeeilt, jedoch nicht weiter, als daß sie ihm nach-

*) Weltgeschichte, Buch VI, S. 587 f.

folgen konnten. Wer in irgend einer Beziehung die Welt verbessern will, muß alle seine Kräfte auf einen Punkt zu concentriren verstehen. Luther, dessen Gesichtskreis nach seinen natürlichen Anlagen nicht sehr weit und durch langjährige Mönchsgewohnheiten enger geworden war, hatte keine Mühe, sich selbst zu beschränken. Die Religion war das Gebiet, auf welches er sich ausschließlich warf, und auch von diesem Felde nahm er nur einen sehr kleinen Theil in Angriff. Der Staat und dessen Beziehung zur Kirche war ihm eine unbekannte Größe. Mit den Religionen nicht-christlicher Völker, des Alterthums sowohl als seiner Zeit, war er nicht vertraut. Er vermochte daher nicht, sich auf einen höheren Standpunkt zu stellen, von welchem aus er Christenthum und Heidenthum hätte vergleichen können. Von der Geschichte der Entwickelung der römisch-katholischen Lehre hatte Luther sehr mangelhafte Begriffe. Er war überhaupt kein philosophischer Kopf, kein forschender Geist, vielmehr ein Gefühlsmensch, welcher an althergebrachten Satzungen eifrig festhielt, allein durch unverschämte Betrügereien auf's Tiefste ergriffen, und durch ungerechte Verfolgungen zum entschlossensten Kampfe getrieben werden konnte. Unstreitig besaßen viele seiner Zeitgenossen, namentlich Reuchlin und Melanchton, mehr Wissen als er, andere waren ihm auf dem Gebiete religiöser Aufklärung weit vorangeeilt, z. B. Erasmus von Rotterdam und Zwingli. Allein keiner that es ihm an Muth und ausdauernder Beharrlichkeit zuvor. Keiner verstand es besser, als Luther, sich mehr und mehr zu beschränken, wenn die äußeren Verhältnisse ihm entgegen waren, ohne doch diejenigen Gesichtspunkte aufzugeben, welche er für die wichtigsten hielt. Sein Muth verließ ihn nie und führte ihn nicht irre. Seine Beharrlichkeit verwandelte sich aber bisweilen, besonders im Kampfe mit Zwingli und dessen Anhängern, in eine Halsstarrigkeit, welche die Tochter der Beschränktheit und des Trotzes war. Billigerweise kann von einem Manne, der im fünfzehnten Jahrhundert geboren war und im sechszehnten wirkte, nicht erwartet werden, daß er auf der Höhe des neunzehnten stehe. Nicht nach seinen Ansichten, sondern nach der von ihm der Mitwelt gegebenen Anregung erhält Luther, wie jeder andere Reformator, seinen Werth und seine Bedeutung.

Martin Luther hatte sich auf der Universität Wittenberg schon den Ruf eines aufgeklärten Theologen erworben, als der Dominicaner Johann Tetzel (1517) dahin kam, um im Auftrage des Erzbischofs Albert von Mainz und Magdeburg daselbst Ablaß zu verkaufen. Im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts war ein großer Theil der gläubigen Katholiken schon auf dem Punkte angelangt, den Ablaß überhaupt als eine schmachvolle Gelderpressung zu betrachten. Die Unverschämtheit, mit welcher Tetzel sein Geschäft betrieb, erregte um so größeres Aergerniß, je deutlicher aus seiner Verfahrungsweise die Habgier hervorleuchtete. Nicht blos die Laien, sondern auch die Geistlichen, in deren Geschäftskreis der Ablaßkrämer eingriff, wurden durch ihn verletzt und zum Widerstand angeregt. Nur Luther hatte aber den Muth, dasjenige, was Tausende gleich ihm fühlten und erkannten, öffentlich auszusprechen und mit Nachdruck geltend zu machen.

Das, was Luther lehrte, und die Art und Weise, wie er lehrte, ist allerdings nicht gleichbedeutend mit der Geschichte der Reformation; denn, wie wir im vorigen Paragraph ausgeführt haben, waren unabhängig von Luther viele und höchst bedeutungsvolle Elemente der Reformation in Bewegung. Allein das, was Luther lehrte und die Art und Weise, wie er lehrte, gab der Reformation einen practischen Charakter, und eben darum darf die Lehre und die Lehrart Luther's in der Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts nicht übergangen werden. Der Kampf, welchen Luther begann, umfaßte übrigens weit mehr, als was Schlosser*) zugesteht, weit mehr, als die Lehre der Bibel im Gegensatze der Kirchenlehre. Die kirchliche Ordnung des Mittelalters, das gesammte Ceremonienwesen, die wichtigsten Beziehungen zwischen Kirche und Volk, Machtverhältnisse, persönliches Eigenthum, Stiftungs-

*) Weltgeschichte. Eilfter Band.

und Klostergüter, die tief eingreifendsten Fragen des Lebens wurden durch die Lehren Luthers mehr oder weniger erschüttert. Luther vergaß keineswegs, wie Schlosser behauptet, daß Bibel- und Kirchenlehre mit der Zeit von einander verschieden geworden seien, vielmehr erkannte er diese Verschiedenheit sehr deutlich und bestrebte sich, die Kirchenlehre auf die Bibellehre zurückzuführen. Er stand allerdings nicht hoch genug über seiner Zeit, um das Gewebe von Lug und Trug, das die Pfaffen im Laufe eines Jahrtausends gesponnen hatten, in allen seinen Maschen klar zu erkennen. Allein er besaß doch Verstand genug, die Fabeln und Erfindungen der katholischen Kirche wenigstens zum großen Theile als ein Ergebniß pfäffischer Herrschsucht und der allgemein verbreiteten Dummheit des Volkes zu erkennen, während der protestantische Schlosser im neunzehnten Jahrhundert sie dem Verstand und der Poesie des überlieferten Glaubens beimißt.

Die Lehre vom Ablaß, wie sie Tetzel im Auftrage des Papstes Leo X. und des Kurfürsten von Mainz predigte, beruhte weder auf Verstand, noch auf Poesie. Sie war die Frucht geistlicher Habgier, welche den geknechteten Massen jeden Hohn bieten zu können vermeinte und um jeden Preis ihnen ihr Geld abpressen wollte. Leo X. brauchte unermeßliche Summen, um seinen Lieblingsneigungen fröhnen zu können. Er beschützte Künstler und Gelehrte auf Kosten der armen Völker, welche er in der Blindheit zu erhalten suchte, während er selbst mit vertrauten Freunden den Schein der Aufklärung annahm. Besonderes Aergerniß gab aber der von ihm ausgeschriebene Ablaß, weil das Gerücht ging, der Papst habe einen Theil der Ablaßgelder seiner Schwester, der Gattin des Sohnes Innocenz VIII., des Genuesers Franz Cibo, zum voraus geschenkt, und weil die Art der Erhebung der Sündengelder durch Ober- und Unterpächter auf die schamloseste Weise eingeleitet und betrieben wurde. Der Oberpächter war der Kurfürst Albrecht. Dieser besaß außer den Erzbisthümern Mainz und Magdeburg noch ein Bisthum und wußte, gleich dem Papste, nicht genug Geld zu erpressen. Der Papst und der Erzbischof verstanden sich ganz gut. Albrecht hatte Leo X. eine hohe Summe für das s. g. Pallium gezahlt und nahm den Verkauf des Ablasses gegen eine runde Summe förmlich in Pacht. Es galt nun, was er dem habgierigen Papste bezahlt hatte, doppelt und dreifach aus dem Volke wieder heraus zu drücken. Seit dem Jahre 1514 reiste der Dominicaner Tetzel in Deutschland umher, und trieb sein schmutziges Geschäft auf die unverschämteste Weise. Mit großem Gepränge und unter Glockengeläute zog Tetzel von Stadt zu Stadt. Mit Kreuz und Fahnen und der Ablaßbulle, die er sich auf einem Sammetkissen vorantragen ließ, nahm er Besitz von den Kirchen, wo ein Kreuz mit des Papstes Wappen und ein Opferkasten aufgerichtet wurde. Kaum aber war das kirchliche Schauspiel zu Ende, kaum hatten die armen Sünder ihre letzten Pfennige geopfert, so gingen die Ablaßtrödler in die Schenken und verpraßten einen Theil der eingenommenen Gelder in wilden Gelagen. Das Geschäft ging so schwunghaft, daß Tetzel nicht alles selbst thun konnte. Er ernannte noch einen Untercommissair, der, wie gewöhnlich in derartigen Sachen, seinen Brodherrn in Frechheit noch zu überbieten suchte.

Während Reuchlin, Erasmus von Rotterdam, Ulrich von Hutten und andere helle Köpfe das deutsche Volk aufzuklären bemüht waren, erhoben die Ablaßkrämer ihren Tribut von der gläubigen Dummheit. Niemand trat den schamlosen Pfaffen entgegen. Endlich kam Tetzel in die Nähe von Wittenberg nach Jüterbogk. Er sprach, um für seine Waare Käufer zu finden, den sittlichen Gefühlen den frechsten Hohn. Jedem Verbrecher, selbst demjenigen, welcher die Mutter Gottes geschändet, versprach Tetzel Verzeihung. Er rühmte sich, durch seine Ablaßzettel mehr Seelen aus der Hölle befreit zu haben, als St. Peter zum Christenthum bekehrt habe. Luther fing damit an, zu predigen, „man könnte wohl Besseres thun, das gewisser wäre, denn Ablaß lösen." Als Tetzel davon Kenntniß erhielt, spie er, in wahrer Pfaffenweise, Gift und Galle gegen Luther und ver-

dammte ihn als Erzketzer. Da die Dominicaner in der ganzen Christenheit Ketzerrichter waren und Jahr ein Jahr aus Tausende als Ketzer verurtheilten, war es keine ungefährliche Sache, einen derselben, der vollends gar die Geschäfte des Papstes und des obersten Kirchenfürsten von Deutschland führte, zu reizen. Doch Luther war nicht der Mann, welcher leicht eingeschüchtert werden konnte. Weit entfernt, durch die Schmähungen Tetzel's zum Nachgeben oder Stillschweigen bestimmt zu werden, trat er dem Ablaßkrämer nur um so kecker entgegen. Am 30. September 1517 schlug er an der Schloßkirche zu Wittenberg seine berühmten fünf und neunzig Sätze wider den Ablaß an.

„Da ich die Sache", so erzählt uns Luther selbst, „wider den Ablaß anfing, war ich so voll und trunken, ja so ersoffen in des Papstes Lehre, daß ich für großen Eifer bereit wäre gewesen, wenn's in meiner Macht gestanden, zu ermorden, oder hätte ja zum wenigsten Gefallen daran gehabt und dazu geholfen, daß ermordet worden wären Alle die, so dem Papste in der geringsten Sylbe nicht hätten wollen gehorsam sein."

Doch so unerträglich war der päpstliche Despotismus, so dummfrech das Verfahren der römischen Schergen, daß Schritt für Schritt ein gläubiger Verehrer, wie Luther, in einen Feind auf Leben und Tod umgewandelt wurde. Die Lehre vom Ablaß war noch nicht in allen ihren Einzelnheiten von der Kirche durchaus festgestellt worden. Luther dachte nicht daran, in seinen 95 Sätzen dem Papstthum und dem herrschenden Lehrbegriffe entgegen zu treten. Er erkannte die Gewalt der Päpste im allgemeinen und insbesondere deren Recht der Sündenvergebung an, beschränkte das letztere aber auf den Nachlaß der kirchlichen Strafen, während Tetzel behauptete, durch den Ankauf seiner Ablaßzettel werde nicht blos die Vergebung der irdischen, sowohl kirchlichen als weltlichen, sondern auch der ewigen und überirdischen Strafen bewirkt. In diesem ersten Streite, welcher sich noch vollständig innerhalb der Schranken römisch-katholischer Gläubigkeit bewegte, stand Luther zwar nicht auf Seiten der Vernunft, denn der ganze römische Glauben war nichts, als Unvernunft, allein doch auf derjenigen Seite, welche der Vernunft näher war. Er bekämpfte eine Anmaßung und einen Unsinn, welcher damals noch nicht von der Kirche ausdrücklich gut geheißen, wenn auch geduldet und wiederholt ausgebeutet worden war. Alle nicht vollständig durch die Pfaffen verdummten Gläubigen mußten mit Luther die Behauptung, der Papst könne die ewigen Strafen des Himmels nicht nachlassen, verwerfen, während Männer, wie Hutten, welche den blinden Glauben an das Papstthum längst abgestreift hatten, ihm gleichfalls beipflichteten, ohne dessen noch immer viel zu gläubige Beweisführung gut zu heißen. Die Lüge und der Betrug müssen untergehen, wenn die Wahrheit frei verkündet werden darf. Nur im Dunkel der Nacht konnte sich jene große Verdummungsanstalt, genannt römisch-katholische Kirche, erhalten. Uebermüthig geworden durch den Besitz einer Jahrhunderte alten Macht, verstanden es die Anhänger des Papstthums nicht, sich zu beschränken. Während die fünf und neunzig Sätze Luther's in ganz Europa auf's Eifrigste besprochen wurden, schimpfte Tetzel und ließ sogar, als bestellter Glaubensrichter, Luther's Sätze verbrennen. Die Freunde Luther's verbrannten dagegen in Wittenberg Tetzel's Gegensätze. Die Dominicaner ergriffen Partei für Tetzel. Luther dagegen schrieb: „Hier bin ich zu Wittenberg, Doctor Martinus Luther, und ist etwa ein Ketzermeister, der sich Eisen zu fressen und Felsen zu reißen bedünkt, dem lasse ich wissen, daß er hab' sicheres Geleit', offene Thor', frei Herberg' und Kost darin durch gnädige Zusage des löblichen und christlichen Fürsten Herzog Friedrichen, Kurfürst zu Sachsen."

Doch nach Wittenberg wagten sich Luthers Gegner nicht. Um so frecher traten sie an anderen Orten auf. Sylvester Prierias, ein Dominicaner und Hofbeamter des Papstes (magister sacri palatii), der aus seinem Streite mit Reuchlin übel berüchtigte Hogstraaten und Johann Eck, Prokanzler der Universität Ingolstadt und Domherr zu Eichstädt, schlugen

Lärm gegen Luther. Der Streit erhielt dadurch eine erhöhte Bedeutung, um so mehr, als Prierias seine gegen Luther gerichtete Schmähschrift dem Papste widmete und Hogstraaten sowohl als Johann Eck Männer von einiger Bedeutung in Deutschland waren.

Luther wurde durch alle diese Angriffe auf der Bahn der Reform nur weiter vorwärts getrieben. Im September 1517 hielt er noch fest an der Unfehlbarkeit des Papstes. Ende April's 1518 fing er schon an, sie auf einer allgemeinen Versammlung des Augustinerordens zu Heidelberg, welcher viele einflußreiche Männer beiwohnten, zu bestreiten. Hätte Leo X. nur den frechsten Auswüchsen des Ablaßkrames ein Ziel gesetzt und beiden Theilen Stillschweigen geboten, so wäre der Ablaßstreit, gleich vielen anderen ähnlichen Meinungsverschiedenheiten, welche im Schooße der römischen Kirche häufig stattgefunden hatten, ohne Zweifel schlafen gegangen. Die Reformation wäre aber dadurch nicht im Keime unterdrückt worden, vielmehr hätte sie nur einen anderen Ausgangspunkt gefunden. Die Völker hatten im Laufe der zwei letzten Jahrhunderte große Fortschritte auf allen Gebieten des menschlichen Strebens gemacht. Sie konnten, nach dem damaligen Stande der öffentlichen Meinung, der Wissenschaft und des Freiheitsdranges das alte Joch nicht mehr ruhig ertragen. Die Gehässigkeit, mit welcher der Papst, Tetzel und seine Anhänger dem Wittenberger Professor entgegentraten, hatte zur Folge, daß dieser zum Mittelpunkte und Vorkämpfer der unvermeidlichen Reformation erhoben wurde. Leo X., aufgestachelt durch seinen Hofbeamten Sylvester Prierias, bestellte ein geistliches Gericht zu Rom, vor welches Luther persönlich geladen wurde. Auf Andringen des Kaisers Maximilian's I. und des Kurfürsten Friedrich von Sachsen wurde jedoch der Streit in Deutschland verhandelt. Leo X. ertheilte dem Cardinale Thomas de Vio, welcher nach seinem Geburtsorte Gaeta gewöhnlich Cajetanus genannt wurde, die Weisung, die Angelegenheit Luther's abzuthun, d. h. von demselben Widerruf zu verlangen und im Weigerungsfalle ihn als Ketzer zu bestrafen. Von Cajetanus, einem Dominicaner, konnte Luther kein günstiges Gehör erwarten; dennoch erschien er auf dem Reichstage zu Augsburg, wohin er von seinem Kurfürsten entboten worden war. Als päpstlicher Nuntius glaubte Cajetanus den armen Mönch mit leichter Mühe einschüchtern zu können. Luther berichtet über die zweite, entscheidende Zusammenkunft, welche er mit Cajetan hatte, wörtlich folgendes: „Da schrie der Legat, ich sollt' ein Widerspruch thun, und machet eine lange Rede aus St. Thomas Fabeln, meinet und hielt dafür, er hätt' mich überwunden und gestillt. Ich hub auch etliche mal an, zu reden, aber er donnert' und schnurret alleweg und herrschet' allein. Endlich hub ich auch an zu schreien." Der päpstliche Abgesandte hatte nicht erwartet, von dem Wittenberger Mönche überschrieen zu werden. Zwar hatte er noch eine Zusammenkunft mit Luther, da dieser aber sich standhaft weigerte, zu widerrufen, schickte Cajetan ihn fort. Die Stimmung des Reichstages war dem Papste nicht günstig. Von Hand zu Hand ging eine von Ulrich von Hutten verfaßte Schrift, worin mit bitterem Spotte und derbem Ernste die Rede Cajetans widerlegt und lächerlich gemacht wurde. Dieser Anschauungsweise gab Hutten durch seine persönliche Anwesenheit zu Augsburg noch größeren Nachdruck. Bei dem versammelten Reichstage vermochte der päpstliche Legat nur wenig auszurichten. Doch hatte er Einfluß bei vielen einzelnen Ständen, mit deren Hülfe er Anstalt traf, den widerspenstigen Sohn der Kirche verhaften und verbrennen zu lassen. Luther ahnte nichts von der ihm drohenden Gefahr. Doch seine Freunde waren wachsamer, als er. Am 19. October, spät Abends, als die Thore der Stadt schon geschlossen waren, schafften sie ihn eiligst zur Stadt hinaus. Der augsburgische Senator Langemantel ließ ihm ein Nebenpförtchen öffnen, Staupitz verschaffte ihm ein Pferd, welches Luther ohne Beinkleider und Stiefel bestieg, und das ihn nach einem raschen Ritte von acht Meilen außerhalb des Bereiches der feindlichen Nachstellungen brachte. Nachdem Luther auf diese Weise dem ihm bestimmten Holzstoße entgangen war, blieb dem Papste nichts

übrig, als den von Luther angeregten Glaubensstreit selbst zu entscheiden. Dieses that er in einem Edicte vom Monat November, worin er allen seinen geistlichen Unterthanen befahl, anzuerkennen, daß er die Macht besitze, alle Strafen der Sünde und der Uebertretung jeder Art nachzulassen. Leo X. trat hiermit in die Fußstapfen Tetzel's und nahm förmlich für sich und das gesammte Papstthum das Recht des Ablasses in dem weitesten Umfange des Wortes in Anspruch.

Bis zu dieser Stunde hatte Luther die Oberherrlichkeit des Papstes nicht geradezu angegriffen. Er hatte zu Augsburg von dem übel unterrichteten an den besser unterrichteten Papst Berufung eingelegt. Am 28. November appellirte er vom Papste an eine allgemeine Kirchenversammlung. Auch dieser Schritt schloß keine Lossagung von Rom in sich. Vor Luther hatten Viele ein Gleiches gethan. Allein der bis zu dieser Stunde noch kleine Spalt zwischen der alten und der neuen Zeitrichtung wurde immer weiter. Die öffentliche Meinung hatte an dem Kampfe einen lebendigeren Antheil genommen, als an allen früheren Streitigkeiten ähnlicher Art. Vergeblich suchte Karl von Miltitz, als päpstlicher Abgesandter, den Glaubensstreit zu ersticken. Er machte dem Ablaßkrämer Tetzel die bittersten Vorwürfe, und da dieser kurz darauf starb, wurde dessen Tod allgemein dem Grame über die ihm zu Theil gewordene ernste Rüge zugeschrieben. Luther zeigte sich dem schlauen und milden Miltitz gegenüber sehr nachgiebig. Doch er hatte aufgehört, Alleinbesitzer der Controverse zu sein. Seine Meinungsgenossen, so wenig als seine Gegner, wollten nicht schweigen, sondern den begonnenen Kampf siegreich durchführen. Schon früher war auf den 25. Juni 1519 ein großer Wettkampf zwischen den Vertheidigern der alten und der neuen Glaubenslehre zu Leipzig anberaumt worden, welcher bis zum 15. Juli Tag für Tag fortgesetzt wurde und in welchem, wie gewöhnlich, die Gemüther sich nicht versöhnten, sondern erhitzten. Luther und Karlstadt vertraten die Gegner, Johann Eck die Begünstiger des Ablasses. Beide Theile schrieben sich natürlich den Sieg zu, da der ernannte Schiedsrichter, der Rector der Universität Leipzig, sich weigerte, eine Entscheidung abzugeben. Von dieser Zeit an trat übrigens Eck mit so ungezügelter Verfolgungssucht gegen Luther auf, daß der Schluß sehr nahe liegt, er habe zu Leipzig die Ueberzeugung gewonnen, die neue Lehre lasse sich nicht mehr durch Worte, sondern nur durch Feuer und Schwert unterdrücken. Er drang, wiewohl vergeblich, beim Kurfürsten von Sachsen darauf, Luther's Bücher verbrennen zu lassen, reiste 1520 nach Rom, und erwirkte dort jene berühmte Bannbulle, durch welche der Bruch zwischen Rom und Wittenberg, der alten und der neuen Zeit, unheilbar gemacht wurde. Die päpstliche Partei schlug ihre eigene Macht viel zu hoch und die ihrer Gegner zu niedrig an, wenn sie vermeinte, durch einen jener Bannstrahlen, welche im Laufe der Jahrhunderte ihre Schrecken verloren hatten, der ganzen Richtung der neuen Zeit ein Ziel setzen zu können.

## § 4. Die geistige Bewegung.

Das Streben der Völker nach Wahrheit und Freiheit hatte im Laufe des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, trotz Bannbullen und Ketzergerichten, eine solche Stärke gewonnen, daß es sich nicht mehr bewältigen ließ. Es trat zwar am mächtigsten im Gebiete der Religion hervor, theils weil da der Druck am schwersten, theils weil die Religion der stärkste Hebel während des ganzen Mittelalters war. Allein dasselbe Streben zeigte sich auch in der Wissenschaft, im Volksleben, in der Kunst und selbst in den niederen Gewerben. Es hatte sich allmählig eine öffentliche Meinung gebildet, welche an verschiedenen Orten zwar mit verschiedener Kraft wirkte, überall aber, selbst in Italien und Spanien, den von den Pfaffen am schrankenlosesten beherrschten Ländern, zahlreiche Vertreter hatte. Wenn wir den Streit Luther's gegen Tetzel, Johann Eck, gegen Cajetan und Leo X. nicht in Verbin-

dung bringen mit dem geistigen Kampfe, welcher seit den Zeiten Peter Abälard's und Arnold's von Brescia die Gemüther der Christen bewegte, verliert er alle seine Bedeutung. Der Drang der edleren und kräftigeren Menschen ging im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts aller Orten dahin, die drückenden Fesseln zu sprengen, in welchen die herrschenden Gewalten die Völker gefangen hielten. Gerade so, wie die leeren Formen im Gebiete der Religion, so waren sie auch in der Wissenschaft und im gesellschaftlichen Leben lächerlich und verächtlich geworden. Statt des geistlichen Scholasticismus strebte die neuere Richtung nach einer lebendigen Wissenschaft, welche auf dem von den Alten gelegten Grunde weiter fortbauen sollte. Die Kirche war unter den Päpsten zu einer Anstalt herabgesunken, welche die Menschheit nöthigte, die abgeschmacktesten Fabeln als göttliche Offenbarungen und die widersinnigsten Ceremonien als Gottesdienst zu betrachten. Sie sollte von Grund aus gereinigt werden. Das päpstliche Joch war den strebenden Geistern unerträglich, die Zwangsjacke des christlichen Glaubens zu enge und das ganze Treiben der Pfaffen verhaßt geworden. Nimmermehr hätten Luther's fünf und neunzig Sätze gegen den Ablaß eine so großartige Bewegung angeregt, wenn dieselben nicht ganz im Geiste der freieren Richtung der damaligen Zeit gewesen wären. Statt der äußerlichen Bußwerke der katholischen Kirche hatte Luther auf innere Reue und Besserung gedrungen. Wenn auch verdeckt und vorsichtig, so hatte er doch schon 1517 die Machtvollkommenheit des römischen Stuhles angegriffen. Je heftiger Tetzel, Prierias, Hogstraaten, Eck und die ganze Schaar heulender Bettelmönche über Luther herfielen, je größeren Lärm die rohe Meute schlug, desto mehr wurde die Aufmerksamkeit der Völker auf diesen Streit gezogen. Der Ablaß, zumal in der von Tetzel betriebenen Weise, bildete unstreitig eine der schwächsten Seiten der römischen Kirche. Je maßloser Luther von seinen wüthenden Gegnern verläumdet, beschimpft und angegriffen, desto mehr wurde er auf der einmal betretenen Bahn des Fortschrittes vorangetrieben.

Während der Augustinermönch von Wittenberg das Papstthum mit denjenigen Waffen bekämpfte, welche ihm die Gottesgelahrtheit bot, stritten Ulrich von Hutten und andere Anhänger der neuen Richtung wider die römische Kirche mit Gründen, welche tief aus dem Leben gegriffen waren. Auf demselben Augsburger Reichstag, zu welchem Luther entboten worden war, um sich dem päpstlichen Abgesandten Cajetan gegenüber zu rechtfertigen, hielt Ulrich von Hutten eine Rede an die versammelten deutschen Fürsten, in welcher er die Verworfenheit der Päpste in den stärksten Ausdrücken geißelte und sich nicht scheute zu erklären: „Ich glaubte früher, es sei die Pflicht des apostolischen Stuhles, das Wort Gottes auszusäen, nicht die Güter der Menschen einzuziehen; die Schaafe Christi zu weiden, nicht das Volk in Hunger und Armuth zu stürzen; Frieden zu erbitten und zu pflegen, nicht das Volk zum Kriege aufzufordern und ihn selber zu führen; das Evangelium zu predigen, nicht die Kriegstrompete zu blasen; auf den Himmel zu schauen, nicht nach irdischer Herrschaft zu jagen. Aber ich wurde eines Besseren belehrt."

Eine andere Rede, welche entweder von Hutten selbst geschrieben, oder doch von ihm eingegeben war, sprach sich in ähnlichem Sinne aus. Es heißt darin: „Was verlangt denn die Religion? Liebe Gott aus allen Kräften und dann Deinen Nächsten wie Dich selbst. Die Römer aber wollen uns nur aussaugen. Von christlicher Religion ist keine Spur mehr vorhanden, nur auf den Erwerb weltlicher Güter wird gesehen; Geld wollen sie zusammen scharren. Der römische Bischof zieht von seinem Lande Einkünfte, wie kein anderer Fürst in Europa und doch kaufen wir Pallien, doch schicken wir Esel, mit Gold beladen, nach Rom, wir errichten Schaafställe Christi, versprechen Geschenke, tauschen Blei um Gold ein, lassen Negligentien, ich wollte sagen Indulgentien, zu. O unergründliche, unermeßliche Habsucht, ärger wie die jener unersättlichen Hunde bei'm Propheten Daniel! Wahrlich! Der Apostel Paulus kann nicht mit Denen sein, die uns verschlingen, die uns in's Gesicht

schlagen, uns in die Knechtschaft führen. Denn nicht christliche Liebe, sondern reine Tyrannei bringen sie. Außen in Schaafskleidern, innen aber sind sie reißende Wölfe. Ich habe einen gerechten Schmerz über die gottlose Habsucht, welche die ganze Welt unter dem Deckmantel der Religion besudelt. Denn wo giebt es einen Ort, der durch jene Berührung nicht beschmutzt ist? Welcher Staat hat nicht eine Masse von Schätzen durch sie verloren? Wer hat die schmählichen Zeiten in Deutschland eingeführt, wer die menschliche Gesellschaft besudelt? Wer versteht so vortrefflich zu täuschen, zu betrügen, Testamente zu unterschlagen, Prozesse hervorzurufen, endlich Himmel und Erde, Göttliches und Menschliches zu vermischen? Hat sich nicht aus der römischen und italienischen Cloake jenes Unflath in die Welt ergossen?" Zum Schlusse fordert der Verfasser die Deutschen auf, sich von Rom frei zu machen. Andere Flugschriften, welche dazumal über ganz Deutschland verbreitet wurden, schilderten das Plünderungssystem der römischen Legaten und andere Mißbräuche der römischen Kirche in glühenden Farben.

Besonders starke Verbreitung fand ein Zwiegespräch zwischen einem päpstlichen Abgesandten und einem Knaben, welches unter dem Titel „Philalethis" erschien. Der Sohn des Bauern Henno, der sich mit einer nahen Verwandten vergangen hatte, wollte sie heirathen, und bedurfte dazu der päpstlichen Absolution. Der Legat fordert dafür vierzig Dukaten, ist aber am Ende zufrieden mit einer Kuh, die ihm der arme Bauer verspricht. Bei dieser Gelegenheit verräth der Legat seine grenzenlose Habgier und Unbarmherzigkeit und wird von dem Knaben mit bitterem Spotte unter Hinweisung auf Christi Lehre und Beispiel zurecht gewiesen.

Eine andere Schrift*) kommt nach längeren Ausführungen zu dem Schlusse: „Nicht eher wird die Kirche Christi Frieden haben, als bis jener Sitz des Satans zu Rom und die ganze Schaar der Schriftgelehrten und Pharisäer verjagt ist. Rom ist ein zweites Babylon, die Pfaffen schänden das Wort Gottes und geben ihre Erdichtungen, Fabeln und Dummheiten als das Gesetz Gottes und Christi aus."

Mehrere von diesen Flugschriften hatte Ulrich von Hutten verfaßt, aber nicht unter seinem Namen drucken lassen, weil er sich dazumal beim Kurfürsten Albrecht von Mainz aufhielt, und auf diesen nicht den Schein werfen wollte, als begünstige er eine derartige Denkweise. Später verheimlichte er seinen Namen nicht mehr. Im Februar 1519 veröffentlichte er das „erste Fieber", welches gegen den Cardinal Cajetan und die Schlemmerei der Pfaffen und Mönche gerichtet war. Diese bewirkten zwar, daß die Schrift sofort in Luzern verboten wurde. Dessen ungeachtet fand sie unzählige Leser. Im Sommer desselben Jahres schrieb Hutten ein anderes Büchlein, welches den Titel: „Römische Dreifaltigkeit" führte. In stärkeren Ausdrücken war Rom's Tyrannei und Schlechtigkeit niemals angegriffen worden.

„Drei Dinge halten Rom bei seinem Ansehen: die Gewalt des Papstes, Reliquien und Ablaß. Drei Dinge bringen die, welche nach Rom ziehen, mit heraus: schlechtes Gewissen, verdorbenen Magen und leeren Beutel. Drei Dinge tödtet Rom: Gut Gewissen, Religion und den Eid. Dreierlei verlachen die Römer: das Beispiel der Alten, St. Peters Papstthum und das jüngste Gericht. Drei Dinge sind aus Rom verbannt: Ehrlichkeit, Mäßigkeit und Frömmigkeit. Mit dreierlei handeln die Römer: mit Christus, geistlichen Pfründen und Frauen. Drei Dinge hört man zu Rom sehr ungern: ein allgemeines Concilium, Reformation des geistlichen Standes und daß die Deutschen zu sehen anfangen. Drei Dinge können uns von Rom retten: Abstellung des Aberglaubens, Beseitigung der geistlichen Aemter und vollständiger Umsturz des ganzen römischen Wesens."

*) Apophtegmata Vadisei et Pasquilli de corrupto statu ecclesiæ.

In diesem Tone geht es fort. Jede Dreifaltigkeit, welche Hutten nennt, ist eben so treffend als wahr. Das Schriftchen schließt mit den Worten:

„Rom ist eine zusammengelaufene Pfütze aller Unreinigkeit, ein unerschöpflicher Pfuhl aller Sünden und Uebelthaten. Sollte man, um diese zu zerstören, nicht aus allen Landen, als zur Ausrottung einer gemeinsamen Verderbniß zusammentreten? O Rom, du bist das gemeine Schauhaus der ganzen Christenheit. Die Leute meinen, was darin gesehen werde, sei recht und billig. Du bist die weit berüchtigtste Scheuer der Welt, in die man fährt und zusammenträgt, was man von Jedermann geraubt und genommen hat, in welcher sitzt der unersetzliche Geizwurm, der viel verschlingt und stets einen großen Haufen guter Frucht verzehret, umgeben von seinen Mitfressern, die uns erstlich unser Blut ausgesogen, darnach vom Fleisch gefressen, bis sie uns jetzt an das Mark kommen, zerbrechen uns die innerlichsten Gebeine und was noch übrig ist, wollen sie auch verzehren. Suchen hie die Deutschen nicht Waffen hervor? Gehen sie nicht mit Eisen und Flammen an? Das sind die Räuber dieser Nation, welche berupfen und berauben ein Volk, der Welt Regierer, saufen aus dem Schweiß und Blut der armen Deutschen, erfüllen ihren geizigen Hunger, erhalten ihr unrein Leben mit dem Eingeweid' unserer Armuth. Denen geben wir Geld, die halten Pferde, Hunde, Maulesel und (Pfui der Schande) ihre Weiber und andere mit unseren Kosten. Die steuern ihrer Bosheit mit ihrem Geld, schaffen sich ein gutes Leben, kleiden sich mit Purpur, bauen Häuser mit lauterem Marmelstein. Denen müssen wir liebkosen und hofiren, dürfen sie nicht etwan stechen oder zucken, ja auch nicht bewegen oder anrühren. Ei, wollen wir nicht weise werden und unsere Schand' erkennen, unseren gemeinen Schaden rächen? Etwan haben wir das aus Achtung der Geistlichkeit und Ehre Gottes unterlassen, jetzo nun zwingt uns und treibt uns die Noth."

Ulrich von Hutten begnügte sich nicht damit, das Papstthum anzugreifen, er bemühte sich auch, das Nationalgefühl und den Freiheitsdrang der Deutschen von Neuem zu beleben. Außer zahlreichen Flugschriften, die er selbst verfaßte, gab er mehrere in früheren Jahrhunderten geschriebene Abhandlungen heraus. In der Vorrede zu dem von mehreren Universitäten über das Schisma des vierzehnten Jahrhunderts abgegebenen Gutachten, das er drucken ließ, sagt Hutten: „Schon ist die Axt an die Wurzel der Bäume gelegt und jeder Baum, der nicht gute Früchte trägt, wird ausgerissen, und der Weinberg des Herrn wird gereinigt werden. Das sollt Ihr nicht blos hoffen, sondern bald erwarten. Inzwischen habt Vertrauen, deutsche Männer und deutsche Frauen und ermuthigt Euch gegenseitig! Ihr habt keine unerfahrenen und kraftlosen Führer zur Freiheit. Seid nur stark und unerschrocken und erliegt nicht mitten im Kampfe! Denn durchgebrochen, durchgebrochen muß werden, besonders bei solchen Kräften, solchem guten Gewissen, solcher Gelegenheit, solch' guter Sache, nun, da die Tyrannei auf den höchsten Gipfel gestiegen ist."

In vielen Spottschriften wurden die Gegner der freien Richtung auf's schonungsloseste gegeißelt, die Scholastiker in ihrer ganzen Flachheit, die Pfaffen und Mönche in ihrer Trägheit und Schlemmerei dem Hohne aller Denkenden blos gestellt. Besonderen Beifall erwarb eine Satyre, welche unter dem Namen „der gehobelte Eck" im März 1520 erschien. Willibald Pirkheimer war ohne Zweifel deren Verfasser, obgleich er sich nicht als solchen zu erkennen gab, vielmehr allen Antheil an derselben von sich ablehnte. Doch Eck wußte wohl, daß Pirkheimer sie geschrieben habe und warf daher auf ihn den ganzen Groll seiner Seele.

Es ist nicht selten der Fall, daß, wenn die Gelehrten sich mit einander herumstreiten, das Volk, gleich wie bei den Tournieren der Ritter, zusieht, ohne sich selbst in den Kampf zu mischen, oder andern Antheil daran zu nehmen, als überhaupt ein Schauspiel einflößen kann. Der Kampf, welchen Luther und seine Genossen mit den Ablaßkrämern führten, griff aber zu tief in die Verhältnisse des täglichen Lebens ein, als daß die Familienväter, die

Lehrherren, Männer und Frauen, welche durch denselben auf's innigste berührt wurden, ruhige Zuschauer hätten bleiben können. Die vollständige Zerrüttung aller persönlichen Beziehungen, womit der Ablaßkram das Familien- und Geschäftsleben bedrohte, stachelte die sonst so stumpfen Massen aus ihrer Schlafsucht auf. Wo sie nicht durch zwingende Gewalt abgehalten wurden, nahmen sie die Lehre Luthers mit lautem Beifall auf. Zuerst breitete sie sich in Sachsen aus, wo ihr der Kurfürst Friedrich, der sog. Weise, keine Hindernisse in den Weg legte. Selbst im Gebiete des Herzog's Georg von Sachsen, eines verbissenen Gegners Luthers und der von ihm angeregten geistigen Bewegung, faßte diese immer festere Wurzeln. In Leipzig behielt zwar die alte Anschauungsweise eine Zeitlang noch das Uebergewicht, allein der Drang nach religiöser Reform wurde auch in dem Schooße dieser Hochschule von Jahr zu Jahr immer kräftiger. In Hessen war der von Rom gehegte Aberglauben schon vor Luther's Zeiten angegriffen worden. Fast gleichzeitig mit dem Augustiner Luther lehrte zu Marburg der Barfüßermönch Jakob Limburg, daß das Evangelium seit fünfhundert Jahren verfälscht worden sei. Tilemann Schnabel, Augustiner Provincial zu Alfeld, erklärte sich sofort für die Lehre Luther's. Er mußte deßhalb seine Stelle niederlegen. Die geistige Bewegung wurde aber in Kassel, in Homburg, Treyssa, Marburg, Fritzlar, Hersfeld und anderen benachbarten Städten immer lebendiger. Auch im Voigtlande waren schon vor Luther's Zeiten kräftige Männer dem römischen Unwesen entgegen getreten, namentlich Theodor Morunger und Johann Sörgel. Nach des letzteren Tod traten Johann Holler und Martin Helfer, welche in Wittenberg die Vorträge Luther's gehört hatten, in Sörgel's Fußstapfen. Von Nürnberg aus verbreiteten sich die freieren Bestrebungen der Zeit über ganz Franken und weiter in größeren Kreisen. Schon im fünfzehnten Jahrhundert hatten mehrere Ablaßkrämer von dort mit leeren Händen abziehen müssen, und im Jahre 1516 wurde der päpstliche Commissair, Doctor Franciscus Tripontius, mit Schimpf und Schande nebst seinen Ablaßzetteln aus der Stadt getrieben.

Willibald Pirkheimer war unter vielen Männern gleicher Richtung der bedeutendste in Franken. Wir haben ihn schon*) kennen gelernt. In Augsburg wirkten Adelmann von Adelmannsfelden, Peutinger und Langenmantel für die Verbreitung der neuen Lehre. In Meiningen hatte, schon am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, Bernhard Bilde den Ablaß auf's kräftigste angegriffen. Der von Luther ausgestreute Saamen fiel daher dort auf wohl bereiteten Boden. In Ulm hatte sich bereits im vierzehnten Jahrhundert eine freiere religiöse Anschauungsweise geltend gemacht. Johann Münzinger, der Rector der dortigen Schule, hatte damals schon gelehrt, „daß die Hostie nicht der Leib Christi sei und nicht heilig verehrt werden dürfe." Kurz vor Luther eiferte der Pfarrer Conrad Kraft gegen die Mißbräuche der Kirche. Im Jahre 1519 predigten der Franziskaner Johann Eberlin von Günzburg und Heinrich von Kettenbach im Geiste Luthers. In Eßlingen, Hall, Weinsberg, Brackenheim, Pforzheim und anderen schwäbischen Städten bildeten begeisterte Redner die Gemeinden in den neuen Lehren heran. Mehr Mühe hatte der Zeitgeist, in Baiern und Oesterreich einzudringen. Ein reges Leben herrschte in den Gegenden am Rheine. Besonders thätig erwiesen sich die Städte Straßburg, Schlettstadt, Basel und Zürich. Capito in Basel und Zwingli in Zürich brachten eine ungewöhnliche Bewegung unter die Männer und Frauen ihres Wohnorts und der Umgegend.

Während die meisten Verfechter der neuen Ideen nur in engeren Kreisen entweder durch Schrift, oder durch Rede wirkten, reiste Ulrich von Hutten von Ort zu Ort und fachte überall den schwachen Funken geistiger Freiheit zur lodernden Flamme an. Sein

*) Weltgeschichte Buch VI, § 106, S. 587.

Geist und sein Herz gehörten der ganzen Menschheit, insbesondere aber dem deutschen Volke an. Durch seine Geburt war er ein Adeliger, durch seine Arbeiten ein Gelehrter geworden. Mehr als irgend ein anderer Zeitgenosse verstand es daher Ulrich von Hutten, auf alle Stände und alle Schichten des Volkes erschütternd und belebend einzuwirken. Durch Franz von Sickingen stand er mit dem Adel, durch den Erzbischof von Mainz und Magdeburg mit der Geistlichkeit Deutschlands in mannigfaltigen Beziehungen. Mit Sickingen, den er in dem Kriege gegen den Herzog Ulrich von Würtemberg (1519) kennen lernte, schloß er die innigste Freundschaft. Er gewann ihn und dessen zahlreichen Anhang für die Sache des Fortschritts. Sickingen brachte auf Hutten's Antrieb den Streit Reuchlin's mit den Dominicanern zu Ende, zwang diese mit den Waffen in der Hand, ihm die Prozeßkosten zu ersetzen, und zu dem Versprechen, nichts mehr gegen Reuchlin zu unternehmen Auch bot er, gleichfalls auf Hutten's Anregung, Luthern eine Zufluchtsstätte in seinen Burgen an. Viele andere Ritter näherten sich in ähnlicher Weise dem Wittenberger Reformator, von dem sie sich Belehrung ausbaten und dem sie Muth zusprachen.

Einen nicht minder bedeutungsvollen Einfluß, als auf Sickingen, übte Hutten auf Kurfürsten Albert von Brandenburg aus, an dessen Hofe er sich längere Zeit hindurch aufhielt. In diesem Primaten von Deutschland vereinigten sich die widersprechendsten Gegensätze. Er war er ein eifriger Förderer der neuen wissenschaftlichen Richtung, er hatte viele freisinnige Männer um sich geschaart und sich im Streite zwischen Reuchlin und den Dunkelmännern dadurch hervorgethan, daß er entschieden auf Seite der Freiheit und der Wissenschaft gegen geistige Knechtschaft und Aberglauben Partei genommen. Dagegen trieb er im Bunde mit Leo X. den Ablaßhandel und war er es, der den Tetzel als Ablaßkrämer aufgestellt hatte Die Angriffe Luther's konnten ihn daher nur unangenehm berühren. Dessen ungeachtet berief er im März 1520 den Wolfgang Fabricius Capito von Basel als Prediger nach Mainz, wählte ihn später zu seinem Rathe und ertheilte die Predigerstelle dessen Freunde Hadio. Die festesten Säulen des Papstthums wankten. Auch die Bischöfe von Bamberg und Würzburg, an deren Höfen Hutten viele und eifrige Freunde zählte, waren der neuen Lehre gewogen. Die Bischöfe von Augsburg, Constanz, Basel und Merseburg begünstigten sie. Allerdings war von diesen vornehmen Herren nicht zu erwarten, daß sie für die Sache der Wahrheit Opfer zu bringen und Gefahren zu bestehen geneigt sein würden. Allein ihre der neuen Richtung günstige Stimmung hatte wenigstens die gute Folge, daß sich die Lehren Luther's ungehemmt unter den Bewohnern ihrer Sprengel ausbreiten konnten. Schon im Jahre 1519 erklärte der päpstliche Nuntius Miltitz, daß er unter fünf Menschen kaum drei oder zwei gefunden habe, welche noch die Partei des Papstes hielten. Luther's Schriften fanden einen reißenden Absatz und wurden nicht bloß in allen Theilen Deutschlands, sondern auch in Italien, Spanien, England, Frankreich und den Niederlanden eifrig gelesen. Besonderes Aufsehen erregte Luther's Schrift an den Adel der deutschen Nation, welche er im Juni und Juli 1520 schrieb. Er deckte darin die Ränke und Betrügereien auf, mit deren Hülfe die Päpste ihre unumschränkte Gewalt aufrecht erhielten, und setzte denselben die Behauptung entgegen: alle Christen seien sich gleich in der Gemeinde, der Geistliche habe keine andere Gewalt und Befugniß, als diejenige, welche die Gemeinde ihm verleihe, und jedes Gemeindeglied habe daher gleichmäßig das Recht, in Glaubens-Angelegenheiten zu urtheilen und sich seine Ansichten selbst zu bilden. Noch kräftiger sprach sich Luther in seiner Schrift von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche gegen das herrschende Pfaffenthum aus. Sie schnitt auf immer jede Versöhnung mit dem Papstthum ab. Vergebens suchten die Finsterlinge dem Strome des Zeitgeistes einen Damm entgegen zu setzen. So lange die Parteien sich noch nicht fest geschieden hatten, war ein gleichmäßiges Ankämpfen gegen die neuen Ideen eine Unmög-

lichkeit. Da und dort mochte wohl ein unglückliches Opfer pfäffischer Wuth unbarmherzig gestraft werden, an den meisten Orten war die neue Richtung kräftig genug, derartige Ausbrüche des Hasses und der Rache zu verhindern. Die vereinzelten Verfolgungen, welche statt fanden, fachten nur die Funken der Zwietracht zur lodernden Flamme an, ohne den ausgestreuten Saamen der Wahrheit und den erwachten Freiheitsdrang zu zerstören.

Eine ganz neue Wendung erhielt die geistige Bewegung durch die Bannbulle, welche Eck aus Rom mit sich nach Deutschland brachte.

### § 5. Kirchen-Bann und Reichs-Acht. (1520—1524).

Seit die zu Constanz versammelten römischen Pfaffen Johannes Huß und Hieronymus von Prag hatten verbrennen lassen, war die Menschheit vorangeschritten und die Kirche folgeweise in gleichem Maße in der Achtung der Völker gesunken. Es hatte sich eine öffentliche Meinung, eine Wissenschaft und ein Volksbewußtsein gebildet, welche dem Pfaffenthume durchaus feindlich gegenüberstanden. Allein der Form nach waren Staat und Kirche unverändert dieselben geblieben. Der Papst nahm für seine Aussprüche dieselbe Unfehlbarkeit, wie ein Jahrhundert früher in Anspruch, und es standen ihm zu deren Vollziehung dieselben Mittel, wie damals zu Gebote. Die Könige und Kaiser der Christenheit nannten sich noch immer gehorsame Söhne der Kirche und bemühten sich eifrig, ein gutes Einverständniß mit dem römischen Stuhle aufrecht zu erhalten. Als sich daher in Deutschland die Nachricht verbreitete, Luther und seine Anhänger seien von dem Papste in den Bann gethan worden, verbreitete sich unter vielen früher sehr gewichtigen Vertheidigern der freien Richtung ein gewaltiger Schrecken. Die Bannbulle war vom Papste am 15. Juni 1520 unterzeichnet worden. Ein und vierzig aus Luther's Schriften gezogene Sätze wurden darin als ketzerisch verdammt, und er selbst aufgefordert, bei Strafe der Excommunication innerhalb 60 Tagen zu widerrufen. Die Bulle enthielt ausdrücklich nur den Namen Luther's; allein Johann Eck, welcher im Verein mit Hieronymus Aleander den Bann zur Vollziehung bringen sollte, hatte die Vollmacht erhalten, so viele Personen, als er für gut finden würde, in die Bulle zu setzen. Er fügte noch sechs hinzu: Andreas Karlstadt, Professor der Theologie in Wittenberg, Johann Dolz von Feldkirchen, gleichfalls Professor, Johann Sylvius Egranus, Prediger in Zwickau, Bernhard Adelmann von Adelmannsfelden, Willibald Pirkheimer und Rathschreiber Spengler von Nürnberg. Von allen diesen verdiente nur Karlstadt die Ehre, mit Luther auf gleiche Stufe gestellt zu werden. Die übrigen fünf Namen bewiesen deutlich, daß Eck die gefährlichsten Feinde des römischen Stuhles entweder nicht kannte, oder nicht anzugreifen wagte, sonst hätte er unmöglich Männer, wie Ulrich von Hutten, Zwingli und Melanchthon übergehen können. Eck hatte nur seine persönlichen Feinde, welche ihn mündlich oder schriftlich zurecht gewiesen, in die Bannbulle eingetragen. Ulrich von Hutten war aber den Pfaffen zu sehr verhaßt, als daß er nicht auch bedacht worden wäre. Der Erzbischof von Mainz wurde vom Papste darüber zur Rede gestellt, daß er ihn unterstützt und geduldet habe, daß er solche Schriften gegen die „päpstliche Heiligkeit" schreibe. Dieses genügte, den Kurfürsten einzuschüchtern. Albert gab Hutten auf, welcher sich plötzlich von den meisten seiner Freunde verlassen sah. Die päpstlichen Agenten erhielten den Befehl, Hutten gefangen nehmen zu lassen und in Ketten nach Rom zu führen; sollte dieses nicht möglich sein, ihn mit Gift aus dem Wege zu räumen. Hutten mußte, um sein gefährdetes Leben zu retten, eiligst die Niederlande, wo er sich damals aufhielt, verlassen, und fand erst auf der Ebernburg bei seinem treuen Sickingen eine sichere Zufluchtsstätte.

Nicht ohne Mühe entzog sich Hutten den ihm gelegten Schlingen. Mittlerweile reisten

Eck und Aleander umher, und suchten die Bannbulle in Vollziehung zu setzen. Aleander ließ die Schriften Luther's in Löwen, Leiden, Cöln, Mainz und mehreren anderen Orten verbrennen. Eck veröffentlichte die Bulle zu Meißen, Merseburg und zu Brandenburg. Die Finsterlinge erhoben keck, als jemals zuvor wieder ihre Häupter. Viele Anhänger der neuen Lehre ließen sich einschüchtern, andere erlagen der Bestechung. Adelmann von Adelmannsfelden kroch zum Kreuze und schwur die neue Lehre ab; Pirkheimer und Spengler thaten das gleiche, wenn auch nicht so eilig und nicht so unbedingt. Es half sie aber nichts. Johann Eck, ihr unversöhnlicher Feind bewirkte, daß sie ungeachtet der Demüthigung, der sie sich unterzogen hatten, im folgenden Jahre förmlich excommunicirt wurden.

Die unentschlossenen und wankenden Anhänger der neuen Richtung wurden durch den Schrecken, den ihnen der Bannfluch einflößte, unter das päpstliche Joch zurück, allein die muthigen und entschiedenen Männer der Freiheit auf der Bahn des Fortschritts vorwärts getrieben. Die Frage war jetzt nur noch: schmachvolle Unterwerfung, oder vollständiger Bruch und Kampf auf Tod und Leben. Unter allen Männern der Freiheit erregte die Bannbulle einen Sturm der Entrüstung. Viele, welche sich noch nicht mit der neuen Lehre vertraut gemacht, allein ihr Rechtsgefühl noch nicht abgestreift hatten, wurden dadurch gegen den Papst eingenommen, daß die Vollstreckung der Bannbulle dem Johann Eck und dem Hieronymus Aleander aufgetragen worden war. Beide hatten sich früher der neuen Richtung zugewandt gehabt. Der Eifer, mit welchem sie gegen Luther auftraten, wurde allgemein eigennützigen Beweggründen zugeschrieben. Namentlich war Eck wegen der Schlechtigkeit seines Characters allgemein verachtet. Nicht überall duldete das Volk die Veröffentlichung der Bannbulle und die Verbrennung der Werke Luther's. In Mainz wäre Aleander fast in Person gesteinigt worden, während das Bildniß Luther's nicht verbrannt, sondern statt desselben dasjenige des Eck oder des Prierias untergeschoben wurde. Als zu Löwen die Bücher Luther's verbrannt werden sollten, schleppten die Studenten und andere Gegner des alten Aberglaubens die Bücher der Sophisten und Scholastiker herbei, und warfen diese in den für Luther's Werke bestimmten Scheiterhaufen. Auf weit entschiedeneren Widerstand stieß Eck in Bamberg; aus Leipzig und Erfurt mußte er bei Nacht und Nebel entfliehen, um nicht todt geschlagen zu werden. Zahlreiche Schriften, welche von Hand zu Hand gingen, sprachen die Erbitterung des Volkes über die Bannbulle in den schärfsten Worten aus. Eine derselben schloß mit den Worten: „So laßt uns denn ihre Fesseln zerbrechen und das Joch jener schamlosen Menschen von uns werfen, die keinen Glauben und keine Treue bewahren, die uns nur in die Knechtschaft führen wollen, uns, die wir frei sind, aber keine Sclaven." Auch in diesem entscheidenden Zeitpunkte kämpfte Ulrich von Hutten mit der größten Entschlossenheit an der Spitze der deutschen Nation. Er errichtete auf der Ebernburg eine eigene Druckerei, aus welcher er Schlag auf Schlag die anregendsten und ermuthigendsten Schriften hervorgehen ließ. Mit großem Nachdruck wies er darauf hin, wie schmachvoll es für die Deutschen sei, einem Fremden Einfluß auf ihre inneren Angelegenheiten zu gestatten, und zumal dem Papste, dessen Streben nur dahin gehe, die Nation zu knechten und auszusaugen. Mit hohem Muthe und unübertroffener Kühnheit trat er der päpstlichen Bannbulle entgegen und machte Luther's Sache zu der seinigen. Luther aber sagte sich öffentlich von dem Papstthum los, indem er am 10. December 1520 außerhalb der Mauern Wittenbergs die Bannbulle und die Decretalen auf welchen die päpstliche Gewalt ruhte, feierlich verbrennen ließ. Zum ersten Male erschien so die neue Zeitrichtung als Macht im Kampfe mit der alten. Zwar ließ Leo X. durch eine Bulle vom 6. Januar 1521 Luther excommuniciren, weil er die Majestät des römischen Papstes beleidigt und dessen Oberherrlichkeit verkannt habe; allein da Luther selbst das päpstliche Joch abgeworfen hatte, fragte es sich nur noch, ob der römische Oberpfaffe stark

genug sei, den Wittenberger Professor und dessen Anhang wieder zu unterwerfen, oder nicht? Die geistliche Gewalt des römischen Stuhles war gebrochen. Der päpstliche Bannstrahl hatte auf Luther und seine festen Anhänger die Wirkung verfehlt. Nur mit Hülfe des weltlichen Armes und insbesondere des deutschen Kaisers und der deutschen Fürsten konnten die Päpste siegen. Der kirchliche Streit ward zum Bürgerkriege, weil die Religion längst aufgehört hatte, Sache des Herzens und des Glaubens zu sein, vielmehr zu einer Waare herabgesunken war, welche die Päpste so theuer als möglich an die verdummten Massen der Gläubigen oder die ungläubigen Heuchler, welche es für klug hielten, ihre Laster in den Schleier der Kirchlichkeit zu hüllen, verkauften.

Maximilian war gestorben (1519) und sein Enkel Karl V. war auf den Kaiserthron erhoben worden. Viel hing davon ab, welche Stellung er in dem Streite zwischen Leo und Luther nahm. Seit den Zeiten der Hohenstaufen war die Macht der deutschen Kaiser immer tiefer gesunken, allein weil die Päpste hauptsächlich dazu beigetragen hatten, sie zu brechen, bildete sich im Volke die Ansicht, das Kaiserthum sei ein Bollwerk gegen das Papstthum und jedwede andere Tyrannei. Tausende, welche sich zum Gedanken einer republikanischen Verfassung in Kirche und Staat nicht emporheben konnten, sahen in der Wiederherstellung der kaiserlichen Gewalt das einzige Mittel, den unzähligen Bedrückungen, unter welchen die Nation seufzte, ein Ende zu machen. Sie erwogen nicht, daß der Titel, welchen der Herrscher führt, von keiner wesentlichen Bedeutung ist, und daß, wo einem einzelnen Menschen eine große Gewalt eingeräumt wird, er diese zunächst immer zur Befriedigung seiner persönlichen Leidenschaften und nur in sehr geringem Maaße zum Besten seines Landes und seiner Unterthanen zu verwenden pflegt. Nicht blos die Bauern, welche in verschiedenen Theilen Deutschlands gegen ihre Zwingherrn aufgestanden waren *), auch Männer von höherer Bildung und weiterem Gesichtskreise theilten den Wahn des Volkes. Besonders suchte Ulrich von Hutten das Kaiserthum für die Sache der Nation zu gewinnen. Er war nach den Niederlanden gereist, um persönlich auf Karl V. zu wirken, und gab auch später, als er von der Ebernburg aus seine Schriften über Deutschland ergoß, die Hoffnung nicht auf, den Kaiser als Vorkämpfer der deutschen Freiheit in den Streit mit dem Papste zu verflechten. Doch seit Papstthum und Kaiserthum sich in den Zeiten der Kreuzzüge gegenseitig befehdet hatten, war die Menschheit weit voran geschritten. Damals fragte es sich nur, ob ein geistlicher oder ein weltlicher Oberherr schrankenlos gebieten sollte. Im sechszehnten Jahrhundert traten, außer den höchsten Herrschern, viele andere Personen, mit mehr oder weniger Selbstbewußtsein, in die Schranken. Ein ansehnlicher Theil der Geistlichkeit, viele Fürsten, Grafen und Ritter, zahlreiche Städte und die größere Hälfte des Bauernstandes, sahen in der religiösen, nationalen und gesellschaftlichen Bewegung der Zeit die Morgenröthe einer schöneren Zukunft. Die einen waren durchdrungen von mächtigen religiösen Gefühlen, andere empfanden schwer die Zerrissenheit der deutschen Nation, wieder andere endlich hofften günstigere Zustände in ihren staatlichen und geschäftlichen Beziehungen zu erringen. Die Fürsten, Grafen und Herren sahen mit lüsternen Blicken auf die Schätze der Kirche und ließen sich nur mit Widerwillen die Gewalt der Kaiser gefallen. Die Bauern trugen mit Ungeduld das schwere Joch, welches Adel und Geistlichkeit ihnen auferlegt hatten. Die Ideen, welche vor Martin Luther schon ausgestreut worden waren, durch seinen Kampf mit dem Papstthum aber dem Volke in lebensvollen Bildern vorgeführt wurden, berührten die wichtigsten Verhältnisse des Lebens. Karl V., der Enkel jenes verruchten Ferdinand's des Katholischen, dem er, in mehr als einer Beziehung, ähnlich war, hatte für die tief eingreifenden Bestrebungen seiner Zeit keinen Sinn. Von tückischen Pfaffen frühzeitig verbildet, war er unfähig, den religiösen Freiheitsdrang der Deutschen

*) Weltgeschichte, Buch V, § 98, S. 305 f. Buch VI, § 18, S. 117 ff.

richtig zu würdigen. Er war nach seiner Naturanlage Spanier, das Wohl der deutschen Nation lag ihm ferner, als die Schicksale seiner spanischen und italienischen Unterthanen. Zwar hatte Karl V. in Belgien hier und da ein regeres Volksleben mit eigenen Augen gesehen. Allein ihm gefiel die Unterwürfigkeit des Knechtes besser, als das edle Streben des freien Menschen.

Die begeisterten Schriften Ulrichs von Hutten und anderer hochherziger Freunde der Freiheit und des Vaterlandes machten keinen Eindruck auf den Kaiser, welcher mehr darauf bedacht war, sich den guten Willen des Papstes, als die Liebe und die Zuneigung der deutschen Nation zu erwerben. Obgleich Karl V., welcher seine Erhebung auf den Kaiserthron dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen verdankte, nicht allzu schroff gegen Luther's Landesherrn verfahren wollte, so wurde er doch frühzeitig schon durch die päpstlichen Abgesandten, die Cardinäle Aleander und Caraccioli, gegen die neue Richtung eingenommen. Sein Entschluß, derselben entgegen zu treten, that sich schon im Jahre 1520 kund, indem er, so weit seine Macht reichte, die Lehre Luther's verbieten und dessen Bücher verbrennen ließ. Die Frage war nur, in welcher Weise die alte Kirche, der Pfaffenglauben und der Stumpfsinn des Volkes erhalten werden sollten? Eine Untersuchung der Forderungen des Zeitgeistes lag ganz außerhalb des Gesichtskreises Karl's V. Um jedoch die deutschen Fürsten, Städte und Ritter, welche der neuen Lehre günstig waren, nicht von vorn herein zu erbittern und auf's äußerste zu treiben, beschloß er, den kirchlichen Streit auf dem nach Worms ausgeschriebenen Reichstage zu entscheiden. Der Bruch zwischen dem Papstthume und der neuen Richtung war von Jahr zu Jahr weiter geworden. Die Gewaltmaßregeln Leo's X. hatten Luther, den einst so gläubigen und gehorsamen Sohn der Kirche so weit getrieben, daß er den Papst den römischen Tyrannen und Antichrist nannte, und offen erklärte, alle Artikel des Johann Huß, die man zu Costnitz verdammt habe, seien ganz christlich, der Papst mit den Seinen habe hier als ein rechter Antichrist gehandelt, das heilige Evangelium mit Johann Huß verdammt, und an seine Statt des höllischen Drachen Lehre gesetzt. In einer eigenen Schrift führte Luther aus, daß alle Merkmale, welche in der Bibel dem Reiche des Antichristen beigelegt werden, bis in die geringsten Einzelnheiten auf das Reich des Papstes anwendbar seien. Eine Ausgleichung war nach so bitteren Worten nicht mehr möglich. Karl V. bezweckte eine solche eben so wenig, als der Papst. Erdrückung der neuen Lehre, Unterwerfung und Bestrafung ihrer Anhänger, — das war der Zweck des vereinigten Papstthums und Kaiserthums.

Durch einen besonderen Reichsherold, welcher am 6. März 1521 abreiste, wurde Luther entboten, binnen drei Wochen in Worms zu erscheinen. In dem Schreiben, welches der kaiserliche Bote dem Doctor Luther überbrachte, wurde dem Reformator zwar Sicherheit seiner Person für die Reise nach Worms und zurück zugesagt. Allein einen ähnlichen Schutzbrief hatte auch Johannes Huß von dem damaligen Kaiser Sigismund erhalten. Dennoch hatten die Pfaffen ihn ermorden lassen. Gegen Luther war die Kirche schon viel weiter vorgeschritten, als gegen Johannes Huß, als er vorgeladen wurde. Bevor Luther zu Worms anlangte, schloß der Papst ihn und alle seine Anhänger in das Verzeichniß der Feinde Rom's ein, welches der Bulle in coena domini beigefügt ist, dieser Bulle, welche deutlicher als jede andere, die ganze Tiefe geistlicher Rachgier und Verfolgungssucht anschaulich macht.

In Begleitung des Hieronymus Schurf, Nicolaus von Amsdorf und Justus Jonas reiste Martin Luther nach Worms ab. Als ihn seine Freunde warnten und an das Schicksal Johannes Huß erinnerten, antwortete er: „Und wenn so viel Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, würde ich doch dahin gehen." Auf seiner Reise mochte er sich überzeugen, daß,

wenn auch Papst und Kaiser gegen ihn, doch die Massen des Volkes für ihn seien. Zu Tausenden strömten Bürger und Bauern, Frauen und Kinder von allen Seiten herbei, ihn zu sehen, ihn zu hören! Unbekümmert um das kaiserliche Verbot predigte Luther unter unermeßlichem Volkszulaufe in Eisenach, Gotha und Erfurt.

Nicht unter einem von hohen Herren getragenen Baldachin, nicht auf einem weißen Zelter reitend, wie die Fürsten der römischen Kirche zu thun pflegten, sondern auf einem mit Leinwand bedeckten Leiterwagen zog Martin Luther am 16. April 1521 in Worms ein. Noch hatte er die Mönchskutte nicht abgelegt, denn wenn er auch in den wichtigsten Beziehungen mit Rom gebrochen, so waren doch die Folgesätze der von ihm aufgestellten neuen Lehre lange nicht alle gezogen, und noch weniger waren sie in's wirkliche Leben anschaulich eingetreten. Tausende, Edelleute, Senatoren der Städte, Bürger und Bauern waren Luther entgegen geritten und gaben ihm ein Geleite, wie es weder Kaiser Karl V. noch die päpstlichen Abgesandten bei ihrem Einzuge in Worms gehabt hatten. Niemals, weder früher, noch später, zeigte sich Luther so groß, als in dem entscheidenden Augenblicke, da er vor der Reichsversammlung zu Worms sprach. Die Festigkeit der Ueberzeugung, welche er den päpstlichen Zumuthungen, und der Muth, den er den Drohungen seiner Feinde entgegen setzte, verfehlten ihre Wirkung um so weniger, je beredter die Worte aus seinem Munde flossen. Am Schlusse seiner meisterhaften Rede sagte er: „Weil denn eine schlichte, einfältige, richtige Antwort von mir verlangt wird, so will ich eine geben, die weder Hörner, noch Zähne haben soll, nämlich also: Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit öffentlichen, hellen und klaren Gründen und Ursachen überwunden und überwiesen werde, so kann und will ich nicht widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen."

Vergeblich suchten die Pfaffen und die Fürsten durch alle Künste der Ueberredung den Entschluß Luther's wankend zu machen und ihn zum Widerruf zu bestimmen. Seit den Zeiten, da der böhmische Reformator zu Constanz verbrannt worden, war der Drang nach einer Verbesserung der Kirche so allgemein geworden, daß die Pfaffen nicht mehr wagen konnten, wie damals zu verfahren. Die heftigsten und eifrigsten Gegner Luther's in Deutschland, wie z. B. der Herzog Georg von Sachsen, drangen, wenn schon sie am Papstthume festhielten, auf Abstellung zahlreicher kirchlicher Mißbräuche. Ein Ausschuß des Reichstages hatte dem Kaiser nicht weniger, als ein hundert und eine Beschwerde zur Abstellung vorgelegt. Mehrere mächtige Fürsten Deutschland's, namentlich Ludwig von der Pfalz, der Landgraf Philipp von Hessen und der Kurfürst Friedrich von Sachsen, begünstigten unverhohlen die neue Lehre, welche sich damals schon über die Grenzen des deutschen Vaterlandes, bis nach Preußen, Kurland und Liefland verbreitet hatte. Die Anhänger Luthers waren durch keine hemmenden Beziehungen abgehalten, ihrer Ueberzeugung mit der ganzen Kraft, die sie besaßen, Nachdruck zu verleihen, während dem Papst und dem Kaiser durch die ehrgeizigen Entwürfe, die sie in Italien verfolgten, die Hände gebunden wurden.

So wenig Gewissenhaftigkeit Karl V. auch besaß, und so gern er der neuen Lehre den Kopf in Luther abgeschlagen hätte, wagte er es unter diesen Verhältnissen doch nicht sein gegebenes Wort zu brechen, und dadurch einen Kampf zu veranlassen, welcher voraussichtlich viel furchtbarer und verderblicher werden mußte, als der durch den Feuertod Johannes Huß, herbeigeführte Hussitenkrieg.

Am 26. April trat Martin Luther seine Rückreise an, auf welcher er am 4. Mai bei Altenstein und Schweina auf Befehl des Kurfürsten Friedrich von Sachsen, von dem er zuvor Kenntniß erhalten hatte, durch verkappte Reiter ergriffen und nach der Wartburg bei

Eisenach gebracht wurde. Der Kaiser aber, getreu seiner ränkevollen Staatskunst, wartete, bis der Kurfürst von Sachsen, der Landgraf von Hessen und die meisten andern mächtigen Freunde Luther's Worms verlassen hatten. Am 26. Mai ließ er endlich die Acht wider den Reformator und alle seine Anhänger aussprechen. Um dieser Achtserklärung aber den Anschein zu geben, als wäre sie von dem gesammten Reichstage ausgegangen, ließ er sie vom 8. Mai datiren. Schwerlich hätten Papst und Kaiser früher die Verurtheilung Luther's beim Reichstage durchsetzen können. Luther hatte durch Verbrennung der päpstlichen Bulle und der römischen Decretalen der Kirche und Friedrich von Sachsen durch Sicherstellung der Person Luther's in der Wartburg der Reichsacht, bevor sie ausgesprochen worden war, die Spitze abgebrochen. Beide Maaßregeln verfehlten daher ihren Zweck. Weit entfernt, die neue Lehre und deren kräftigsten Verfechter, Martin Luther, zu vernichten, wandten sie diesem die Sympathien aller besseren Menschen zu und förderten dadurch die von ihm getragene geistige Bewegung. Die Pfaffenpartei gewann aber, im Vertrauen auf den Schutz des Kaisers, neuen Muth. Wo sie das Heft in Händen hielt, wie in den Niederlanden, in Meißen und Salzburg, schritt sie zu Hinrichtungen; an anderen Orten ließ sie die Anhänger Luther's wenigstens schrecken, vor Gericht laden und in den Kerker werfen. In dem größeren Theile Deutschlands war ihre Macht und ihr Einfluß gebrochen. Sie konnte die Scheiterhaufen, mit deren Hülfe sie früher ähnliche Freiheitsbewegungen erstickt hatte, nicht mehr anzünden, und ihre Lügen und dialektischen Künste reichten nicht aus, ihren Gegnern, deren Ansichten auf Ueberzeugung ruhten, welche die Bibel, die Geschichte und die gesunde Vernunft zu Stützpunkten hatten, die Spitze zu bieten.

Da und dort wurden wohl einzelne schwache Geister eingeschüchtert und zur Rückkehr unter das alte Pfaffenjoch bestimmt; durch Bestechung wurden andere in den Schooß der sogenannten allein seelig machenden Kirche zurückgeführt. Allein da der Kaiser der von ihm ausgesprochenen Reichsacht nicht persönlich Nachdruck verschaffte, indem er bald schon Deutschland verließ und sich fast ausschließlich mit den Kriegen beschäftigte, in welche er sich stürzte, so verlor sich bald der anfänglich verbreitete Schrecken, und der Kampf gegen das alte Pfaffenthum wurde mit erneuter Kraft wieder aufgenommen.

Das Beispiel unerschütterlicher Festigkeit, welches Luther auf dem Reichstage zu Worms der deutschen Nation und der gesammten Menschheit gegeben hatte, hob den Muth seiner Anhänger und gewann ihm zahlreiche neue Freunde. Bevor Karl V. nach Spanien abreiste, verkündeten Tausende öffentlich und aller Orten Luther's Lehren. Die Messe wurde abgeschafft und an deren Stelle die Predigt gesetzt. In Freiberg und Zwickau führte Herzog Heinrich von Sachsen die neue Lehre ein. Erfurt, Emden, Halberstadt, mehrere böhmische Städte, Nördlingen, Straßburg, Worms, ganz Pommern und Dänemark, sogar mehrere Städte der Niederlande, deren Landesherr der Kaiser war, schlossen sich der religiösen Bewegung an. „An die Vollziehung des Wormser Edicts," schrieb Mathäus Hall von Kaisersberg, „war gar nicht zu denken; die Bücher Luther's wurden allenthalben feil geboten, selbst an den Orten, wo obenan das päpstliche und kaiserliche Mandat stand. Im ganzen deutschen Lande gab es keine Stadt, keinen Flecken, keine Versammmlung, kein Kloster, keine hohe Schule, kein Kapitel, kein Geschlecht, nicht einmal ein Haus, in denen nicht Leute waren, die trotz des Edictes der lutherischen Lehre anhingen."

Der Kaiser hatte sich gegen die neue Richtung der Zeit erklärt. Um so entschiedener ergriff sie das Volk. Papst, Cardinäle und Bischöfe wütheten gegen die sogenannte Ketzerei. Allein die Pfarrer, welche aus den niederen Ständen hervorgegangen waren, mit diesen täglich verkehrten, welche die ganze geistliche Arbeit für spärlichen Lohn zu thun hatten, während die Günstlinge der Machthaber die reichen Pfründen, oft mehrere zugleich, verzehrten, ohne sich um die ihnen anvertrauten Schaafe zu bekümmern — erklärten sich an

vielen Orten von den Kanzeln herab für Luther und dessen Lehre. Die Gewaltmaßregeln, mit welchen der Kaiser und mehrere Fürsten den alten Aberglauben und die alte Pfaffenherrschaft aufrecht zu erhalten suchten, bewirkten nur, daß sich die Entrüstung des Volkes vom Papstthum auch auf dessen weltliche Anhänger übertrug. Mehr und mehr wurde die von Luther angeregte Bewegung der Geister zur Sache des Volkes. Kaiserthum und Papstthum besaßen beide eine organisirte Gewalt, welche jedoch nur durch verschiedene Mittelglieder in das Leben eingreifen konnte. Ohne die Fürsten, Grafen und Herren und ohne die Städte vermochte der Kaiser nichts in Deutschland und nur durch die Bischöfe, Domherrn und Ortspfarrer konnten die Päpste ihre geistliche Herrschaft ausüben. Unter den Fürsten, Grafen und Herren und noch mehr in den Städten zählte Luther viele eifrige Freunde, desgleichen unter den Ortspfarrern, während von den Bischöfen und Domherren viele wankten, und ohne Festigkeit der Grundsätze, bereit waren, sich der siegenden Partei in die Arme zu werfen. Die Anhänger Luther's besaßen keine Organisation, allein die große Regsamkeit, welche sie beseelte, ließ diesen Mangel kaum fühlbar werden. Reisende Prediger zogen von Ort zu Ort und sprachen mit um so größerer Wirkung zu dem Volke, je bitterer sie von der Pfaffenpartei verfolgt und je rastloser sie gehetzt wurden. Unter diesen Verbreitern der Lehre Luther's thaten sich Johann Eberlin, ein ehemaliger Franziskaner, Jakob Strauß, Paul von Spretten, ein Bauer Namens Karsthans und ein Bauer von Wöhrd besonders hervor. Johann Eberlin schloß sich schon im Jahre 1519 der religiösen Fortschrittspartei an. Seine Klosterbrüder stießen ihn im Jahre 1521 aus dem Orden und vertrieben ihn aus Ulm. Von dieser Zeit an wanderte Eberlin durch die Schweiz, Schwaben und Baiern, kam (1522) nach Wittenberg und von dieser Stadt wieder nach dem südlichen Deutschland und der Schweiz. Er verband hohe Begeisterung mit gesundem Menschenverstande und hinreißende Beredsamkeit mit jener natürlichen Derbheit, welche zu allen Zeiten das Volk mit sich fort riß. Er kannte die Bedürfnisse und die Leiden der gedrückten niederen Stände auf's genaueste und fand daher aller Orten, wo er sprach, großen Zulauf. Jakob Strauß wirkte zuerst (1521) zu Hall im Innthale von Tyrol. Von dort verjagt zog auch er durch Süddeutschland nach Sachsen. Eberlin und Strauß beschränkten sich in ihren Predigten nicht auf das Gebiet der Religion und der anderen sogenannten überirdischen Welt. Sie griffen mit Nachdruck die auf der Erde herrschenden Mißbräuche an, rügten die an dem Volke verübten Quälereien und Gewaltthaten und drangen auf deren Abstellung. Paul von Spretten predigte in Augsburg, Würzburg und Salzburg, erhielt einen Ruf nach Ofen, wurde aber unterwegs zu Wien von der Pfaffenpartei verhindert, seine Reise fortzusetzen. Mit großer Unerschrockenheit verkündete er die neue Lehre in Mähren, mußte aber auch aus dieser Provinz weichen. Besseren Erfolg hatte er in Preußen, welches Land unter seiner Mithülfe für die neue Lehre gewonnen wurde. Karsthans war der eigentliche Vertreter des Bauernstandes in dieser bewegten Zeit. Seine naturwüchsigen Reden müssen großen Eindruck gemacht haben, wie daraus hervorgeht, daß unter seinem Namen in zahlreichen Flugschriften die kräftigsten Angriffe auf Pfaffenthum und Ritterthum gemacht wurden. Der Bauer von Wöhrd wirkte in Schwaben und Franken. Obgleich er weder lesen noch schreiben konnte, besaß er eine bewunderungswürdige Rednergabe, von welcher selbst Spalatin ergriffen wurde. Viele behaupteten, er sei kein Bauer, sondern ein Pfarrer, Namens Diepold Peringer, gewesen.

Den mächtigsten Eindruck riefen immer die mündlichen Vorträge hervor. Doch auch die Flugschriften, welche zu Hunderten erschienen, trugen dazu bei, die Gemüther aufzuregen. Sie säeten neue Gedanken aus und fachten den glimmenden Funken gerechter Entrüstung über lange erduldeten Druck an. Nicht selten waren sie mit Holzschnitten geziert welche

bittere Carricaturen auf den Papst, Cardinäle, Bischöfe und Mönche darstellten. Durch diese Flugschriften theilte sich die geistige Bewegung zahlreichen Kreisen mit, in welche keine begabten Redner traten. Der Hausvater las sie der Familie, die Nachbarin den Nachbarn vor. In den Schenken, in Bädern und auf dem Markte wurden sie vorgetragen und besprochen. Natürlich entspannen sich bei solchen Gelegenheiten häufig auch Streitigkeiten. Familien, Genossenschaften, Dörfer, Städte und ganze Länder spalteten sich in zwei feindliche Parteien.

Der Mittelpunkt, von welchem viele Jahre lang die geistige Bewegung ausging, war Wittenberg. Dort wirkten neben Luther, Melanchthon, Karlstadt, Justus Jonas und Bugenhagen. Tausende strebender Geister, darunter viele Männer in Aemtern und Würden, welche sich der neuen Richtung zugewendet hatten, suchten dort Belehrung. Zahlreiche Flüchtlinge, welche von der Pfaffenpartei vertrieben worden oder aus Klöstern und Kerkern entsprungen waren, fanden in Wittenberg eine Zufluchtsstätte, bis ihnen Martin Luther und seine Freunde eine bleibende Unterkunft verschafften. Auf Luther's Empfehlung nahmen viele hundert Gemeinden die Prediger auf, welche durch ihn gebildet worden waren. Zunächst breitete sich die neue Lehre in den sächsischen Ländern aus. Im Bisthum Magdeburg, in Nordhausen und Erfurt, sowie im Hessischen machte sie rasche Fortschritte. In Nürnberg wurden schon im Jahre 1520 und 1521 die Probsteien der Stadt, von St. Lorenz und St. Sebald mit Männern besetzt, welche in Wittenberg ihre Bildung empfangen hatten. Diese beriefen bald Gesinnungsgenossen als Prediger an ihre Kirchen. Ein ähnlicher Umschwung trat um dieselbe Zeit in den Klöstern Nürnbergs ein; und wenn auch die Dominicaner und Karthäuser nicht in Masse übergingen, so waren sie doch nicht im Stande, die einzelnen Mönche und Nonnen, welche mit dem Geiste der Zeit voranschritten, in den dumpfen Klostermauern zurück zu halten. Die zahlreichen Dörfer und Städtchen, welche entweder zum Gebiete der freien Stadt oder einzelnen Patriciergeschlechtern gehörten, folgten dem Beispiele Nürnbergs. Die übrigen fränkischen Reichsstädte: Windsheim, Rothenburg, Schweinfurt und Weißenburg beriefen schon frühzeitig Geistliche, welche der neuen Richtung huldigten. Der fränkische Adel: die Schaumburg, Rothenhan, Seckendorf, Schwarzenberg, Guttenberg, Waldenfels, die Grafen von Henneberg, von Castell, von Werthheim blieben nicht hinter den Städten zurück, und die Markgrafschaften von Baireuth und Ansbach folgten der von ihren Nachbarn gegebenen Anregung. Im Würzburgischen bekämpfte der Bischof zwar auf's heftigste die Lehre des Wittenberger Professor's; es war ihm aber nicht möglich, der Bewegung der Geister Zügel anzulegen. Was für Franken Nürnberg, war für Schwaben Augsburg. In Memmingen, Kempten, Nördlingen, Ulm, Reutlingen und Heilbronn wandten sich die Einwohner frühzeitig der neuen Lehre zu, ohne auf große Schwierigkeiten zu stoßen. Die kleineren Reichsstädte: Eßlingen, Weil, Wimpfen waren von demselben Geiste beseelt. Wie in Franken, so bildeten auch in Schwaben die Reichsstädte die festesten Bollwerke des Fortschritts. Unter den adeligen Geschlechtern Schwaben's wirkten insbesondere die Freiherren von Gemmingen für die Reformation. Die Bürger von Constanz duldeten nicht, daß das Wormser Edict in ihrer Stadt veröffentlicht wurde, und empfingen den kaiserlichen Commissär, der dieses thun sollte, in solcher Weise, daß er gerathen fand, sich so schnell als möglich aus dem Staube zu machen. Die Nähe der Schweiz, in welcher Ulrich Zwingli mit seltener Kraft und freiem Geiste die Wahrheit verkündete, wirkte auf die Stadt, in welcher Huß den Feuertod erlitt, erfrischend und ermuthigend. Bürgerschaft und Rath gingen Hand in Hand. Noch entschiedener, als Constanz trat Zürich der Bewegung bei. Schon im Jahre 1520 faßte der große Rath des Cantons, trotz dem Widerstreben des kleinen den Beschluß, daß von den

Kanzeln herab nur das Wort Gottes gepredigt werden sollte. Vergebens widerstrebten die katholischen Pfaffen und der Bischof von Constanz, zu dessen Sprengel Zürich gehörte. Ulrich Zwingli's Freunde: Sebastian Hofmeister und Vadianus brachen den neuen Ideen in Schaffhausen und St. Gallen Bahn. In anderen Theilen der Schweiz stieß die reformatorische Richtung dagegen auf einen so mächtigen Widerstand, daß sie denselben nicht zu überwinden vermochte. Die Waldstädte, Luzern, Zug, Freiburg und Solothurn, diese Cantone, welche im Kampfe gegen das Haus Habsburg so großes geleistet, hatten nicht gleichen Schritt gehalten mit dem Entwickelungsgange der übrigen Städte. Sie hielten an ihrem alten Aberglauben fest, obgleich es nicht an Männern fehlte, welche mit Geist und Ausdauer für die neue Lehre wirkten. Um so kräftigere Stützpunkte des religiösen Fortschritts waren Bern und Basel, obgleich die Universität der letzteren Stadt dem römischen Pfaffenthum anhing. Im Breisgau bemühte sich die österreichische Regierung vergeblich, dem Fortschritte der Geister ein Ziel zu setzen. In Waldshut, Neuenburg und Mühlheim brach sich die Reformation entschieden Bahn, und selbst in Freiburg fand sie zahlreiche Anhänger. Das benachbarte Elsaß, namentlich die Städte Straßburg und Schlettstadt schritt in gleichem Geiste voran. Die Markgrafschaft Baden und die Pfalz blieben nicht zurück. In Pforzheim verkündete Johann Schwebel die neue Lehre. Aus Heidelberg wurden zwar, auf Betreiben der Universität, die entschiedensten Männer des Fortschritts vertrieben. Nichts desto weniger nahm die religiöse Bewegung immer mehr zu. In dem benachbarten Neckarsteinach erklärte sich der Ritter Hans Landschaden mit Nachdruck für Luther. In Landau, Speier und Weißenburg predigten in seinem Geiste die Pfarrer von den Kanzeln herab. Zwar vertrieb der Bischof die Geistlichen, welche den alten Aberglauben geißelten, von ihren Stellen, allein der Saame war ausgestreut, ging auf, und die verjagten Säemänner wirkten in anderen Orten nur um so kräftiger. In Worms und Mainz kämpften die geistlichen Fürsten vergebens gegen die Ideen der Zeit. Martin Luther hatte zu Worms und unterwegs auf alle unverdorbenen Gemüther eine so großartige Wirkung hervorgebracht, daß neben ihm die Pfaffen mit ihrem leeren Zungengedresche sehr verächtlich erschienen. In Frankfurt a. M. hatte Wilhelm Nesenus die angesehensten Patricierfamilien für die neue Lehre gewonnen, bevor Luther in Person dahin kam. Decolampadius, Otto Brunfels und Hartmann Ibach hegten die Keime der jungen Saaten. Der Erzbischof von Cöln, Graf Herrmann von Wied, war den neuen Ideen nicht abgeneigt, und verfolgte deren Anhänger mehr zum Scheine, als in Wirklichkeit. Entschieden günstig war der rheinische Adel für die Reformation gestimmt, an dessen Spitze Franz von Sickingen, Ulrich von Hutten's Freund, stand. Auf seinen Burgen fanden, gleichwie zu Wittenberg, alle diejenigen Zuflucht und Herberge, welche ihres Glaubens wegen von der Heimath vertrieben worden waren. Außer Hutten lebten unter Sickingen's Schutze Decolampadius, Caspar Aquila, Martin Bucer, Johann Schwebel, Otto Brunfels und Andere, bis ihnen ein neuer Wirkungskreis eröffnet ward. Selbst Kaiser Karl V. vermochte durch die strengsten Maßregeln die neue Lehre von den Niederlanden nicht fern zu halten. Die von der Regierung zu Hülfe gerufenen Inquisitoren und Ketzermeister, welche Schaffotte errichteten, wurden in Holland von dem Volke erschlagen. Ganz Ostfriesland wandte sich frühzeitig der religiösen Bewegung zu. Georg Aportanus griff dort zuerst den päpstlichen Aberglauben mit Nachdruck an. Als ihn die Geistlichkeit aus der Stadt Emden trieb, führte ihn das Volk in die Stadt und die Kirche zurück und verjagte die römischen Pfaffen. Die Hansestädte, Bremen, Hamburg und Lübeck, die Provinzen, Holstein, Mecklenburg, Pommern und Preußen ergriffen die neue Lehre mit so großer Einstimmigkeit und Kraft, daß die Römlinge nicht im Stande waren, Zerwürfnisse herbei zu führen. In der Mark Brandenburg

widersetzte sich der Kurfürst Joachim I. vergebens der neuen Richtung. In Schlesien hatten schon gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts mancherlei religiöse Bewegungen stattgefunden, welche die Gemüther für Luther's Lehre empfänglich machten. Umsonst ließ der Bischof von Breslau den Verkünder derselben, Ambrosius Kreusigk, Pfarrer zu Wohlau, in den Kerker werfen. Die Reformation breitete sich nach allen Seiten aus. In Breslau wurden seit dem Jahre 1522 die Schriften Martin Luther's und seiner Gesinnungsgenossen nachgedruckt und wie in engen Familien-, so in weiteren gesellschaftlichen Kreisen verbreitet und mit Begierde aufgenommen. Aller Orten, wo die neuen Ideen Wurzel schlugen, schlossen sich viele Mönche und Nonnen freiwillig an. Sie verließen ihre Klöster, traten in die Welt mit ihren Freuden wieder ein und entbanden sich selbst ihres unnatürlichen Gelübdes. Viele der begeistertsten, wärmsten Anhänger und Vorkämpfer der Reformation traten hinter Klostermauern hervor.

Böhmen, das Vaterland Johannes Huß, das im Jahre 1526 unter das Joch der Habsburger fiel, und in welchem die Hussiten noch immer kräftige Erinnerungen zurückgelassen hatten, betrachtete den Kampf, den Martin Luther mit dem römischen Papste führte, als eine Fortsetzung jenes Kampfes, welchen Huß vor einem Jahrhundert so glorreich begonnen! In Mähren hatten sich noch Ueberreste der Waldenser erhalten, jener kräftigen, edlen Naturen, welche mit Freuden die Reformation des sechszehnten Jahrhunderts begrüßten!

Ueberall in Oestreich: zu Wien, Linz, Neustadt, fanden sich Geister, welche den Muth besaßen, das herrschende Pfaffenthum mit seinem alten Aberglauben herauszufordern. Umsonst vertrieb der Erzbischof von Salzburg den kühnen Verbreiter der neuen Lehre, Paul Speratus; umsonst warf er dessen Nachfolger, Stephan Agricola, in den Kerker. Er mußte, vom Volke gedrängt, Agricola der Freiheit wieder geben und konnte nicht verhindern, daß der reichlich ausgestreute Saamen aller Orten aufging. Die Herzoge von Baiern widersetzten sich mit grausamer Heftigkeit dem Geiste der Zeit. Sie ließen sogar in München einen Bäcker, der Luther's Lehre anhing, enthaupten. Dennoch brachen die neuen Ideen sich immer weitere Bahnen. Besonders muthig kämpfte Arsacius Seehofer. Er scheute sich nicht, nachdem er zu Wittenberg umfassende Kenntnisse gesammelt hatte, Ingolstadt, das Hauptquartier Eck's, als Sitz seiner Thätigkeit zu wählen. Die Pfaffenpartei ließ Seehofer in das Kloster Attal einsperren. Die Freifrau von Grumbach, eine Geborene Freiin von Staufen, trat für ihn mit großer Kühnheit in die Schranken. Sie verlangte dessen Freilassung und vertheidigte in Wort und Schrift die von Seehofer verkündeten Lehren. Zur Strafe dafür wurde sie des Landes verwiesen. Seehofer entsprang aber aus seinem Kerker und fand bei Luther in Wittenberg freundliche Aufnahme. Die Massen waren aus ihrem tausendjährigen Schlummer endlich erwacht. Sie hatten aufgehört, den Priestern blinden Glauben zu schenken. Selbst an denjenigen Orten, wo die neue Lehre noch nicht gesiegt hatte, mußten die Pfaffen, sogar in den Kirchen, Zweifel und Widersprüche, die ihnen entgegen traten, dulden. Häufig wurden die Pfarrer, wenn sie ihren alten Unsinn von der Kanzel herab plärrten, unterbrochen und öffentlich der Lüge beschuldigt. Die Behauptung, die Fürsten Deutschlands hätten aus Habgier die Reformation herbei geführt, steht im Widerspruche mit allen geschichtlichen Thatsachen. In der Zeit der geistigen Bewegung, in den Tagen des ersten großartigen Kampfes, nahm sich auch nicht ein einziger Fürst thätig der Reformation an. Viele verfolgten sie mit Feuer und Schwert, oder doch mit Kerker und Verbannung. Selbst der Kurfürst von Sachsen, Friedrich, der sogenannte Weise, erklärte sich nicht für die neue Lehre. Er und seine fürstlichen Gesinnungsgenossen begünstigten sie nur in sofern, als sie ihr Freiheit der Entwickelung gestatteten, während die meisten übrigen Machthaber Deutschlands der Reformation feindlich entgegentraten. Erst nachdem die Partei des religiösen Fortschritts zu einer

Macht herangewachsen war, schlossen sich ihr die Fürsten an, und suchten sie zu ihren Zwecken auszubeuten. Uebrigens läßt es sich gar nicht leugnen, daß, wenn einige Fürsten sich der Reformation nur aus Eigennutz anschlossen, andere ihr aus inniger Ueberzeugung beitraten, Gefahren bestanden und Opfer brachten, welche sich durch den Beweggrund des Eigennutzes nimmermehr erklären lassen. Es ist eben so verkehrt, alle Handlungen auf Eigennutz und Selbstsucht, als sie auf Ueberzeugungstreue und Hochherzigkeit zurück zu führen. Die Fürsten waren zu allen Zeiten weder ausschließlich unter der Herrschaft wilder Leidenschaften, noch der edelsten Beweggründe. Wenn wir vorurtheilsfrei die Handlungen der Fürsten, welche die neue Lehre begünstigten, mit denjenigen der Machthaber vergleichen, welche sie bekämpften, so finden wir unstreitig auf Seiten ihrer Feinde mehr Grausamkeit, mehr Tücke und weniger sittliche Kraft und Sinn für Wahrheit, als auf Seiten der Freunde der Reformation. Im Laufe einiger Jahre, nachdem Luther seine Theses angeschlagen hatte, wurde die Partei des religiösen Fortschrittes zahlreich und stark. In ihrer Mitte wirkte Luther kräftig, ohne jedoch sie zu beherrschen. Es ist durchaus lächerlich, eine Bewegung, welche von so großen Kräften getragen war, wie Martin Luther, Melanchthon, Zwingli, Ulrich von Hutten, Karlstadt, Thomas Münzer, Franz von Sickingen, Calvin, Servet, Socinius mit allen ihren zahlreichen Anhängern und Gesinnungsgenossen den damaligen Fürsten Deutschlands zuzuschreiben. Dieser Irrthum ist noch größer, als der, die Reformation ausschließlich auf Luther zurückführen zu wollen. Die geistige Bewegung stand nicht stille, während Luther auf der Wartburg als freiwilliger Gefangener lebte. Schon im Jahre 1521 war die Partei des Fortschrittes in unserem Vaterlande mächtig genug, um auch ohne ihren bisherigen Führer, Luther, den Kampf mit dem Pfaffenthume aufnehmen zu können.

Während Luther auf der Wartburg lebte, wirkten da und dort viele strebende Geister in ähnlichem Sinne, wie er. Manche derselben wollten rascher voran schreiten, als Luther. Unter diesen nennen wir namentlich die s. g. Zwickauer Propheten, welche glaubten, unmittelbare Eingebungen von Gott zu erhalten, die wissenschaftliche Bildung verachteten, die Kindertaufe verwarfen und sich einbildeten, nur auf den Ruinen der gegenwärtigen Welt eine Gott wohlgefällige Ordnung der Dinge gründen zu können. Nicolaus Storch, Marcus Stübner, Martin Cellarius, Thomas Münzer und Melchior Rink, thaten sich unter diesen Phantasten am meisten hervor. Nachdem diese Männer aus Zwickau vertrieben worden waren, zogen sie nach Wittenberg, woselbst sich der Professor der Theologie, Andreas Karlstadt, ihnen anschloß. Gegen Ende des Jahres 1521 brachten sie ganz Wittenberg in Aufruhr. Sie schafften die Messe ab, theilten das Abendmahl in beiderlei Gestalt aus, warfen die Bilder aus den Kirchen und verbreiteten Angst und Schrecken unter den Gelehrten der Universität, welche noch immer einen vollständigen Bruch mit dem Papstthume als eine große Gefahr scheuten. Melanchthon, welcher mehr Gelehrsamkeit, als Geistesgegenwart, und mehr Friedensliebe, als Widerstandskraft besaß, gerieth durch diese Bilderstürmer in Sorge und Verlegenheit. Er hatte nicht die Kraft, den ungestümen Geistern der Zwickauer Schranken zu setzen. Die Regierung des Kurfürsten Friedrich, des sogenannten Weisen, war im Begriffe, den Bilderstürmern mit strafender Gewalt entgegen zu treten. In diesem entscheidenden Augenblicke verließ Luther nach achtmonatlicher Einsamkeit seine Zufluchtsstätte, erschien plötzlich inmitten der bewegten Stadt Wittenberg (im März 1522) und hielt hier jene berühmten Reden, welche nicht minder für seine Entschlossenheit, als seine richtige Anschauungsweise das glänzendste Zeugniß ablegten. Nachdem er zuvor auf's kräftigste dahin gewirkt hatte, alle Gewaltmaßregeln ferne zu halten, bewies er in seinen Kanzelreden, daß das wahre Wesen des Christenthums nicht in der Abschaffung äußerlicher Ceremonien, sondern in Glaube und Liebe bestehe. Diese im Menschen hervorzurufen, sei unsere erste

Aufgabe. Wenn der Aberglaube aus dem Gemüthe der Menschen entfernt sei, würden dessen äußere Zeichen in Kirchen und auf öffentlichen Plätzen von selbst zusammenfallen, während die Zerstörung der äußeren Zeichen des Irrthums, so lange dieser selbst noch bestehe, keine dauernden Folgen haben könne." Der niederschmetternden Beredsamkeit Luther's und seiner großartigen Persönlichkeit konnten die Zwickauer Propheten nicht widerstehen, obgleich viele derselben ihre Ansichten darum nicht aufgaben, vielmehr hofften, sie unter günstigeren Verhältnissen geltend zu machen. Das Ansehen und die Wirksamkeit Luther's stieg in Folge dieses Sieges über die tobenden Leidenschaften der Bilderstürmer. Die Uebersetzung der Bibel, welche er auf der Wartburg begonnen hatte und an welcher er mit unermüdlichem Eifer fortarbeitete, trug viel dazu bei, seinen Lehren einen festen Stützpunkt zu bereiten.

Wie Thomas Münzer und seine Anhänger und Gesinnungsgenossen in einer, so strebten Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten in einer anderen Richtung unabhängig von Martin Luther. Vergebens hatte Hutten gesucht, den Kaiser und die hohe Geistlichkeit für die Bewegung der Zeit zu gewinnen. Er sah für die Sache der Freiheit kein anderes Heil, als in den Waffen. Sein Freund, der Ritter Franz von Sickingen, war bereit, ihm und den von ihm vertretenen Bestrebungen seinen Arm zu leihen. „Der Kampf ist beschlossen!" antwortete Hutten dem Eoban Heß auf ein Schreiben, worin ihn dieser aufforderte, auszuharren und die Hülfe von Tausenden zusagte. „Der Kampf ist beschlossen! Kann ich nicht Führer, will ich Soldat darin sein. Ich werde fest bleiben, auch wenn aus Furcht hie und da Freunde abfallen. Viel haben bisher meine Schriften gewirkt, aber jetzt ist es Zeit, zu den Waffen zu greifen. Schon erfasse ich sie, und ich werde von dem Beginnen nicht abstehen. Ich werde mir ewig gleich bleiben. Entweder will ich lebend dem Vaterlande die Freiheit erkämpfen, wo nicht, will ich als ein freier Mann sterben. Ich weiß nicht, welches Geschick mir bevorsteht, aber ich habe die schönste Hoffnung. Sickingen wird uns unterstützen und der gesammte Adel; dann wird Rom zu Grunde gehen, Christus hergestellt werden und die Freiheit der Rede und des Gedankens. Ja, die Zeit ist gekommen, den Nacken dem schmählichen Joche zu entziehen. Sie ist gekommen! Wohlan, ergreift den Augenblick, ergreift die Waffen, Genossen, hier habt ihr die schönste Gelegenheit, Euer Blut für das Vaterland zu vergießen. — Und so will ich durchbrechen! ich werde es, oder selbst zu Grunde gehen, nachdem ich einmal den Würfel geworfen."

Auf den Flügeln des wieder erwachten Freiheitsgeistes und Nationalsinnes wollten Franz von Sickingen, Ulrich von Hutten und deren Freunde einen vollständigen Umschwung der Dinge in Deutschland herbeiführen. Die Gewalt der Fürsten und Pfaffen sollte gebrochen und ein neues Reich gegründet werden, und an dessen Spitze ein von der Nation frei gewählter Kaiser eine volksthümliche Herrschaft üben. Sickingen war auserschen, diesen neugeschaffenen Thron zu besteigen. Ein großer Theil des Adels und viele Städte waren in diesen Plan eingeweiht und hatten mehr oder minder bestimmte Zusicherungen gegeben, denselben fördern zu wollen. Allein diese Entwürfe entsprachen nicht dem allgemein gefühlten Bedürfnisse. Nicht gegen die Fürsten, sondern nur gegen die Pfaffen war die Stimmung des deutschen Volkes entschieden feindlich. Seit dem Reichstage von Worms hatte die religiöse Seite der Freiheitsbewegung das Uebergewicht erlangt und die anderen Streitpuncte in den Hintergrund gedrängt. Der Mann, auf welchen alle Blicke der Deutschen gerichtet, war nicht Franz von Sickingen, nicht Ulrich von Hutten, sondern Martin Luther. Oecolampadius, Bucer, Brunfels, Aquila, Schwebel und andere Geistliche, welche mit Sickingen zusammen wirkten, konnten Luther nicht ersetzen. Der ehemalige Augustinermönch und Wittenberger Professor konnte aber, von seinem Standpunkte aus, Franz von Sickingen's kühnes Unternehmen nicht gut heißen. Er war kein Mann des Schwertes. Das Feld, auf welchem Luther allein stark und kampfbereit, war

der Glaube, und die Mittel, welche ihm zu Gebote standen, waren Wort und Schrift. Sickingen's Unternehmen war eben so wenig, als dasjenige der Zwickauer Bilderstürmer in der damaligen Anschauungsweise der deutschen Nation begründet und mußte, gleich diesem, wenn auch unter verschiedenen äußeren Umständen, scheitern. Es ist jedoch durchaus verkehrt, den Feldzug, welchen der Ritter Franz von Sickingen, in Uebereinstimmung mit vielen der bedeutendsten Freiheitskämpfer seiner Zeit, nach einem wohl vorbereiteten und weit aussehenden politischen Plane unternahm, einen Raubzug zu nennen. Der von Sickingen und seinen Anhängern gewagte Kampf würde eine weit günstigere Beurtheilung gefunden haben, wenn die vielen Ritter und Städte, die Sickingen Zuzug versprochen, diesen im Augenblicke der Entscheidung wirklich geleistet hätten. Wäre sein Unternehmen mit Sieg gekrönt worden, so hätte man schwerlich von den in Kriegszeiten unvermeidlichen Gewaltthätigkeiten und Räubereien viel Aufhebens gemacht. Allein seine Verbündeten ließen ihn im Stiche.

An der Spitze eines zahlreichen Heeres war der Ritter gegen Trier gezogen, doch schon nach sieben Tagen mußte er die Belagerung dieser Stadt wieder aufgeben (14. September 1522). Am 8. October wurde der alte Held in die Acht erklärt. Seine Burgen fielen, eine nach der anderen, in Feindeshand. Im April 1523 starb Franz von Sickingen nach heldenmüthigem Kampfe auf seiner letzten Veste, Nannstuhl, an seinen Wunden.

An dieses Ritters Person knüpften sich wesentlich die Pläne seiner Partei. Seine Freunde zerstreuten sich nach allen Seiten und seine Feinde, welche zugleich auch, theilweise wenigstens, Feinde der Reformation waren, traten kecker als jemals wieder auf.

„Ich kann Dir nicht sagen", schreibt Martin Bucer am 9. Juni 1523 an Zwingli, „wie durch den Fall dieses einzigen Mannes die papistischen Ungethüme wieder ihre Hörner erheben. Denn wohl wußte der Antichrist, daß er zu Grunde gehen mußte, wenn durch die Bemühungen dieses Mannes das Evangelium wieder rein und frei gepredigt würde, und darum hat er nichts unterlassen, den Mann zu vernichten." Eine große Entmuthigung bemächtigte sich vieler der Vorkämpfer der Reformation. Melanchthon namentlich sagte sich auf eine für ihn sehr wenig ehrenvolle Weise von Hutten los und Erasmus wies diesen hochherzigen Vorkämpfer der Freiheit von seiner Schwelle, als er nach Sickingen's Falle durch Basel kam. Hutten aber verlor nicht den Muth und bewahrte seine männliche Würde. Er stand so hoch in der öffentlichen Meinung, daß viele Städte und selbst der Magistrat von Basel ihm freundlich entgegenkamen. Der König Franz von Frankreich bot ihm einen Jahrgehalt von 200 Kronen an, um ihn für sich zu gewinnen. Der Cardinal von Salzburg machte ihm vortheilhafte Anerbietungen. Hutten antwortete auf alle diese Lockungen: „Lieber will ich arm leben, als unter den glänzendsten Anerbietungen die Wahrheit und die Freiheit verleugnen." Den Jahrgehalt von 200 Kaisergulden, welche Karl V. ihm auf Sickingen's Verwendung ausgesetzt hatte, nahm er nicht mehr an, nachdem er sich überzeugt hatte, daß der Kaiser der Reformation feindlich gesinnt sei. Je kräftiger Hutten selbst aufgetreten war, desto mehr verletzte ihn die Feigheit vieler ehemaliger Gesinnungsgenossen, und namentlich diejenige des Erasmus; und je entschiedener er selbst jede Rücksicht auf irdisches Wohlergehen seinem Freiheitsdrange und Rechtsgefühle untergeordnet hatte, desto tiefer verletzte ihn die Kriecherei und der Wankelmuth vieler vorgeblichen Männer der freien Richtung. Hutten war kein Heuchler und kein Diplomat. Die bewegten Empfindungen seiner stürmischen Seele hielt er nicht zurück. Mit Recht klagte der muthige Streiter den Erasmus der Feigheit, des Ehrgeizes, der Ruhmsucht und der Charakterlosigkeit an. Er entlarvte den doppelzüngigen Schriftgelehrten vor aller Welt und machte ihn dadurch unfähig, der Sache des Fortschritts hinfüro zu schaden. Denn als die Zeit der Gefahr herannahte, wandte Erasmus der Reformation den Rücken und erklärte sich unumwunden für

das römische Pfaffenthum und gegen dessen Feinde. Hutten's Streitschrift gegen Erasmus war sein letztes Werk. Sie trug das Gepräge seines hohen Genie's. Die gerechte Entrüstung über die Laster und die Erbärmlichkeit seiner Zeit bildete nur die Schattenseite der freudigen Hoffnung, die Sache der Wahrheit und Freiheit werde dennoch siegen. Selbst Erasmus kämpfte noch für sie, nämlich der frühere Erasmus und die Werke, die er in früherer Zeit geschrieben. Kurze Zeit darauf hauchte Hutten seine große Seele aus, am 29. August 1523, auf der Insel Ufnau im Züricher See — in dürftigster Armuth, verkannt von vielen und verlassen von aller Welt. Die Schmähschrift, welche Erasmus ihm nachsandte, kam ihm nicht mehr zu Gesichte. Allein Menschen ähnlichen Charakters beuten sie heute noch aus und wiederholen die Lügen und Verläumdungen, womit Erasmus das Andenken seines früheren Freundes zu beflecken suchte.

Die Abwesenheit Luther's hatte die Fortschritte der Reformation nicht zu hemmen vermocht. Ganz eben so wenig wurde sie aufgehalten trotz aller entgegengesetzten Befürchtungen durch Sickingen's Fall und Hutten's Tod.

Um die Zeit, da Sickingen's Burgen, Drachenfels, Ebernburg, Kallenfels, Neustuhl, Hohenburg, Linzenburg und Landstuhl genommen wurden, errangen die Anhänger Luther's einen wichtigen Sieg auf dem Reichstage zu Nürnberg. Der päpstliche Legat, Franz Ceregato, hatte die bestimmte Weisung, die ungesäumte und nachdrückliche Vollziehung der gegen Luther und seine Anhänger ausgesprochenen Reichsacht zu verlangen. Er konnte aber in Abwesenheit des Kaisers nichts durchsetzen. Die Fürsten klagten laut, daß die Deutschen vom römischen Hofe bisher immer auf's drückendste mißhandelt worden seien und faßten den Beschluß, es sollten alle Neuerungen in religiösen Dingen unterbleiben, bis eine allgemeine Kirchenversammlung ihre Entscheidung gegeben habe. Stillschweigend wurde dadurch das Wormser Edict aufgehoben. Kirchenbann und Reichsacht hatten daher so wenig, als die durch die Zwickauer Propheten veranlaßten Wittenberger Unruhen und des Ritter Sickingen's verunglückter Feldzug dem Voranschreiten der Reformation Schranken gezogen. Thatsächlich wurde die Fortschrittspartei durch den Nürnberger Reichstag (1523) als eine Macht anerkannt, welche gleichberechtigt der alten Kirche gegenüber stand.

## § 6. Die angeregten Hoffnungen.

Nichts ist schwieriger, als einer großartigen Volksbewegung, wenn sie einmal angeregt ist, Maaß und Ziel zu setzen. Sobald die alten Zustände in Kirche oder Staat erschüttert sind, entstehen zwei Fragen, wie weit das Werk der Zerstörung gehen, und was an die Stelle der alten Formen treten soll? Gewöhnlich führen beide zu Spaltungen, welche die Kraft der Bewegung brechen und nicht selten die schon dem Untergang nahen alten Zustände retten. Der besonnene Mann wird in solchen Fällen die Beantwortung dieser Fragen von der Kraft und der Stärke der Bewegung abhängig machen, so viel von dem alten Unfuge abzuschaffen suchen und sich dem Gesetze der Vernunft so weit nähern, als die vorhandene Stimmung der Gemüther irgend zuläßt. Allein im Sturme der Bewegung ist es schwer, die Tiefen derselben genau zu ergründen und noch schwerer, den tobenden Leidenschaften Halt zu gebieten. Der Schriftsteller mag auf dem Papiere, der Schwärmer in seinen Träumen und der Denker in seinem Gedankenfluge so weit gehen, als er will und kann, der praktische Reformator muß vor allen Dingen den Stand der öffentlichen Meinung prüfen und darf nur so weit in seinen Neuerungen gehen, als ihm ein zahlreicher Anhang zu folgen bereit ist.

Die Bewegung der Geister, welche seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in stetem Wachsen begriffen war und welche seit dem Jahre 1517 eine vorherrschend religiöse

Richtung genommen, hatte die mannigfaltigsten Hoffnungen, Wünsche und Forderungen rege gemacht. Die nationalen und wissenschaftlichen Bestrebungen griffen nicht so tief in die Gemüthswelt der Massen ein, als der religiöse Kampf, welcher nach manchen vorhergegangenen Plänkel-Gefechten von Luther mit hohem Ernste aufgenommen wurde. Die Völker des sechszehnten Jahrhunderts, welche gewöhnt worden waren, in der Religion die Quelle aller Freuden und Leiden zu sehen, fingen an, die rechtliche Kraft ihrer drückenden Verhältnisse zu beanstanden, als sie diejenigen Grundsätze bezweifelten, welche ihnen von den Pfaffen für göttliche Wahrheiten ausgegeben worden waren. Wenn die Ablaßgelder nicht mit Recht vom Papste gefordert werden konnten, so fragte es sich, ob zahlreiche andere Abgaben, Dienste und Einrichtungen, welche schwer auf dem Volke lasteten, eine bessere Begründung hatten? Lange war das Pfaffenthum die Zielscheibe des Volkswitzes und aufregender Flugschriften gewesen. Seit dem Kampfe, welchen Luther mit der römischen Kirche begonnen, war aber der Papst geradezu Antichrist genannt und beschuldigt worden, das Gegentheil von alle dem zu thun, was Christus seinen Anhängern als Gesetz vorgeschrieben habe. Die Lehren Christi traten in den Vordergrund, die Erfindungen der Pfaffen, die abgeschmackten Ceremonien der römischen Kirche wurden verlacht. Die Nächstenliebe, wie sie Christus gelehrt und geübt hatte, und die Vernunft mit ihren ewigen Gesetzen wurden aus dem Wuste einer trüben Vergangenheit wieder hervorgesucht. Mit Beiden stand das wirkliche Leben im grellsten Widerspruch. Es lag daher in der Natur der Sache, daß das Volk, an welches sich mehr und mehr alle Prediger und Schriftsteller der neuen Richtung wendeten, viel von der Tyrannei, Schinderei und der Bedrückung zu hören und zu lesen bekam, worunter es seufzte. In der That war das Loos der niederen Klassen des Volkes im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts ein höchst trauriges. Es bewies am deutlichsten, daß das Christentbum mit seiner hoch gepriesenen Nächstenliebe ein leeres Wort geblieben, von Pfaffen und Rittern nur zu ihrem Vortheile ausgebeutet worden war.

Die Aufstände, welche während des vorigen Zeitabschnittes fast in allen Ländern Europa's ausgebrochen waren*), hatten die Verhältnisse der Bauern nicht verbessert, vielmehr noch härter gemacht. In vielen Gegenden waren die von dem Adel in blinder Wuth den Bauern geschlagenen Wunden noch nicht vernarbt. Von Jahrhundert zu Jahrhundert hatte sich der Luxus des Adels gesteigert. Die Verbesserungen im Gebiete der Landwirthschaft hielten nicht gleichen Schritt mit der Entwickelung der übrigen Gewerbe und Künste des Lebens. Die Kaufleute und Handwerker wurden durch ihren Fleiß reicher, und konnten daher, ohne in Verlegenheit zu gerathen, die neu erfundenen oder eingeführten Annehmlichkeiten des Lebens genießen. Der Adel, dessen Einkünfte durch eine schärfere Handhabung des Landfriedens gemindert wurden, hatte Mühe, mit dem gewerbfleißigen Bewohner der Städte, auf den er mit Verachtung herabzublicken gewöhnt war, im Luxus zu wetteifern. Der Bauer mußte mehr und mehr gedrückt werden, um dem Ritter die Mittel zu verschaffen, eben so kostbare Kleider tragen, eben so wohl eingerichtete Häuser bewohnen, und eben so glänzende Feste geben zu können, als die reichen Patricier der Städte. Manche adelige Familien waren in Folge der an die Pfaffen gemachten Schenkungen verarmt, andere durch unglückliche Fehden und Rechtsstreitigkeiten heruntergekommen. Selten wußten die Ritter ihre Ausgaben nach ihren Einkünften zu bemessen. Brauchten sie mehr, als früher, so sollte der Bauer mehr zahlen, denn der Ritter pflegte selbst nichts zu erwerben, es sei denn, er habe sich in die Dienste irgend eines Fürsten begeben, welcher ihm die Gelegenheit bot, sich auf Kosten der Unterthanen desselben zu bereichern. Aber auch in diesem Falle wurden die Bauern nicht erleichtert. Denn gewöhnlich hatte ein Adeliger lange Jahre hin-

*) S. Weltgeschichte Bd. VI § 18. S. 116 f. § 33. S. 217 ff. § 36. S. 229 ff. § 52. S. 321 § 58. S. 368 f.

durch großen Aufwand auf Hochschulen, Reisen und an Höfen zu machen, bevor es ihm gelang, eine beträchtliche Einnahme zu gewinnen. Diese diente meistentheils nur dazu, die großen Ausgaben und die Schulden des Glücksritters zu decken. Dem Bauern kam davon nichts zu gut. Dieser blieb, nach wie vor, der Willkür seines Grundherrn Preis gegeben. Der größere Theil des Bauernstandes war durch die trügerischen Künste der Pfaffen und die Gewaltthätigkeiten der Ritter fast aller Orten in die Bande der Leibeigenschaft geschlagen worden. Zu den zahllosen Abgaben und Dienstleistungen, welche die Grundherren den Bauern auferlegt hatten, kamen noch viele hemmende Einrichtungen und Plackereien hinzu: Mühlzwang und Schenkzwang, Wildbann und Wildsteuer und dergleichen mehrere. Bis gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts waren die bäuerlichen Verhältnisse gewöhnlich nach Landesrechten beurtheilt und von ungelehrten Richtern, wenn nicht gerecht, so doch ohne große Weitläufigkeiten und Kosten und in gemeinverständlicher Weise behandelt worden. Später aber griff das römische Recht, das ganz andere Zustände, als diejenigen des deutschen Bauern besprach, immer weiter um sich. Gelehrte, welche die justinianische Gesetzgebung besser kannten, als diejenigen ihres Vaterlandes, bemächtigten sich der Rechtspflege, verdrängten die alten Statuten und Gewohnheiten und setzten an deren Stelle die harten Gesetze der Römer, welche, ob sie paßten, oder nicht, den Ausschlag gaben.

Je mehr das alte Lehenswesen zerfiel, je entschiedener die ritterlichen Heere durch geworbene Söldnerbanden verdrängt wurden, desto herber wurde das Schicksal der Bauern. Die Trinksucht und die Spielwuth nahmen unter den Rittern überhand, deren Leidenschaften immer der Bauer mit seinem Schweiße und seinem Blute fröhnen mußte. Gegen die Plünderungen und Mißhandlungen frecher Söldner, welche in Kriegs- und Friedenszeiten gleich schonungslos wütheten, fand der Bauer bei seinem Grundherrn keinen Schutz. Schwerlich hätte die von Martin Luther angeregte Bewegung der Geister an den Bauern so eifrige Theilnehmer gefunden, wenn diese nicht gehofft, zugleich mit dem Pfaffenthume das Ritterthum über Bord zu werfen. Durch Wort und Schrift wurde diese Hoffnung unter ihnen genährt. Wenn der kräftigste Angriff von Seiten der Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts dem Pfaffenthume galt, so richtete sich ein zweiter, nicht viel schwächerer, um dieselbe Zeit gegen das Ritterthum. Von dem Tone, in welchem dazumal gegen die Grundherren geeifert wurde, giebt folgende Stelle einer viel verbreiteten Flugschrift Zeugniß:

„In welchem Codex hat Gott, ihr Herr, ihnen solche Gewalt gegeben, daß wir Armen ihnen zu Frohndienst ihre Güter bauen müssen, und zwar nur bei schönem Wetter, aber bei Regenwetter unserer Armuth den erarbeiteten blutigen Schweiß im Feld verderben lassen sollten? Gott mag in seiner Gerechtigkeit dieß gräuliche babylonische Gefängniß nicht gedulden, daß wir Armen also sollen vertrieben sein, ihre Wiesen abzumähen und zu hauen, die Aecker zu bauen, den Flachs darein zu säen, wieder heraus zu raufen, zu riffeln, zu röseln, zu waschen, zu brechen und zu spinnen, Erbsen zu klauben, Mohren und Spargeln zu brechen. Hilf Gott, wo ist doch des Jammers je erhört worden, sie schätzen und reißen den Armen das Mark aus den Beinen, und das müssen wir verzinsen. Wo bleiben hie die Stecher und Renner, die Spieler und Banketirer, die da völler sind, denn die kotzenden Hunde? Dazu müssen wir Armen ihnen steuern, Zinsen und Gült geben, und soll der Arme nichts minder, weder Brod, Salz noch Schmalz daheim haben, mit sammt ihren Weibern und kleinen unerzogenen Kindern. Wo bleiben hie die mit ihrem Handlehn und Hauptrecht? ja, verflucht sei ihr Schandlehn und Raubrecht. Wo bleiben sie die Tyrannen und Wüthriche, die ihnen selbst zueignen Steuer, Zoll und Umgeld, und das so schändlich und lästerlich verthun, das doch alles in gemeinen Seckel kommen und zu Nutz dem Lande dienen soll; und daß sich ja keiner dawider rümpfe, oder gar flugs geht's mit ihm, als mit

einem verrätherischen Buben, an's pflöcken, köpfen, viertheilen: da ist minder Erbarmung, denn mit einem wüthenden Hund. Hat ihnen Gott solche Gewalt gegeben, in welchem Kappenzipfel steht doch das geschrieben? Ja, ihre Gewalt ist von Gott, aber doch so fern, daß sie des Teufels Söldner sind und Satanas ihr Hauptmann. Nur mit diesen Moabs und Behemots weit hintan und weit hinweg, ist Gottes höchstes Gefallen."

In diesem Ton sind die meisten Schriften und Reden gehalten, welche im Beginne der Reformation, den auf den Bauern lastenden Druck besprachen. Die Bildung des Volkes war noch zu gering, als daß es mit Gründen der Geschichte, der Gesetze und des ewigen Rechtes hätte auftreten können. Das einzige Gebiet, welches den Massen zugänglich, und aus welchem sie Gründe zur Abwehr gegen unerhörten Druck entlehnen konnten, war die Religion. Jedes Wort, welches Luther und seine Genossen gegen die Habgier der Päpste und ihrer Legaten, der Cardinäle und Bischöfe, mit tief empfundener Entrüstung schleuderten, paßte in gleichem Maße auf die Dränger der armen Bauern, nämlich auf ihre Grundherren, weltlichen und geistlichen Standes. Die Aufforderung, welche an das Volk erging, das unerträgliche Joch der Pfaffen abzuschütteln, ließ sich auch auf jede andere Zwingherrschaft und namentlich auf den von den Grundherren ausgeübten schweren Druck anwenden. Der arme Conrad,*) Joß Fritz**) und seine Genossen, lebten im Andenken des gesammten Bauernstandes. Im Jahre 1517, mit welchem der Beginn der Reformation gewöhnlich angenommen wird, zeigten sich noch Spuren der Thätigkeit des unermüdlichen Bauernfreundes und Revolutionairs Joß Fritz. Schwachmüthige und engherzige Förderer der Freiheit mochten glauben, daß mit dem armen Conrad die Hoffnungen des Bauernaufstandes auf Jahrzehnte oder gar auf Jahrhunderte vernichtet worden seien. Allein die Angst, in welcher die Fürsten und deren Anhänger unausgesetzt schwebten, bewies deutlich, daß die Gefahr eines allgemeinen Bauernaufstandes noch keineswegs vorüber gegangen sei. Im Volke erhielt sich der Glaube an zwei Weissagungen: die eine ging dahin — es solle einst eine Kuh auf dem Schwanenberge stehen***) und da plarren, daß man's mitten in der Schweiz höre. Dieses wurde gedeutet: daß ganz Deutschland einst zur Schweiz, d. h. frei wie diese werden würde. Die zweite Prophezeihung, welche dem sterbenden Johannes Huß oder dessen Todesgenossen Hieronymus in den Mund gelegt wurde, und welche sich auf einer hussitischen Münze als Umschrift abgeprägt fand, lautete: „Ueber hundert Jahre werdet Ihr Gott und mir antworten." Diese hundert Jahre waren vergangen und mit ungewöhnlicher Spannung harrte das gedrückte Volk des Menschen, welcher das Joch des Pfaffenthumes von ihm nehmen und ihm Freiheit und Glück verschaffen sollte.

Die Zeit stumpfsinniger Duldung war vorüber gegangen. Nachdem vor Luther viele witzige Köpfe gescherzt und viele Gelehrte gegen das Papstthum und Mönchthum Abhandlungen geschrieben hatten, war der Wittenberger Professor der erste, welcher es verstand, die ganze Masse des Volkes in seinen Streit gegen das Papstthum herein zu ziehen. Mit Recht konnte Luther sagen: „Der Damm hat ein Loch bekommen und es steht nicht bei uns, die ausbrechende Fluth abzuhalten." In allen Gauen Deutschlands und der Nachbarstaaten war das Volk in unbeschreibliche Gährung gerathen. Die Fürsten und Obrigkeiten, die Bischöfe und Pfarrer zitterten und zagten. Sie hatten den Muth verloren, wie früher, mit Feuer und Schwert gegen jede feindliche Regung einzuschreiten, und wo sie es thaten, erkannten sie bald, daß sie nur Oel in die Flammen gossen.

Die alte Kirche erkannte weder die Willensfreiheit, noch die Gewissensfreiheit des Menschen an. Sie verlangte unbedingte Annahme der von ihr aufgestellten Glaubenslehren und Befolgung der von ihr ertheilten Weisungen. Der Gläubige, welcher sich ihr

*) Weltgeschichte, Buch VI, § 18, S. 122 f. **) Buch VI, § 18, S. 120 f.
***) In Franken, ohnweit Nürnberg und Würzburg, also im Herzen Deutschlands.

fügte, erhielt von dem Priester Absolution. Die Kirche nahm seine Sünden und Vergehungen auf sich. Die neue Richtung drang auf Selbstprüfung, eiferte gegen die leeren Ceremonien des Papstthums, verlangte als Beweis der gläubigen Gesinnung die Befolgung der Lehren Christi, namentlich Nächstenliebe. Die alte Kirche räumte nur denjenigen, welchen sie selbst die Befugniß ertheilt hatte, das Recht zur Vornahme priesterlicher Verrichtungen ein. Die Reformatoren nahmen ein allgemeines Priesterthum an. In der Schrift „vom Mißbrauch der Messe“ erklärte Martin Luther im Jahre 1521: „Es soll ein jeder wahrhaftige Christ wissen, daß im neuen Testament kein äußerlicher, sichtbarlicher Priester ist. Wir haben nur einen einzigen Priester, Christum. Es ist ein geistlich Priesterthum, allen Christen gemein, dadurch wir alle mit Christo Priester sind, das ist, wir sind Kinder Christi, des höchsten Priesters. Wir bedürfen auch keines anderen Priesters oder Mittlers, denn Christi. Durch das Zeugniß der Schrift (Römer 5) wird das äußerliche Priesterthum im neuen Testament zu Boden gestoßen. Denn sie macht das Gebet, den Zutritt vor Gott und die Lehre (welches alles einem Priester eignet und gebührt) allen Menschen gemein. Also folgt, daß das Priesterthum im neuen Testament zugleich in allen Christen ist, im Geist allein, ohne alle Person und Larve.“ Durch diese Lehre trat der Christ, welcher bis dahin ein blinder Knecht des Priesters gewesen war, diesem als gleichberechtigtes Mitglied an die Seite. Der innere Werth des Menschen wurde in demselben Maße gehoben, als die von den Pfaffen eingeführten Aeußerlichkeiten die Bedeutung verloren, welche die verblendeten Massen ihnen zugeschrieben hatten. Auf dem alten Kirchenglauben mit seiner blinden Unterwerfung und der Vernichtung jedweder selbstständigen Persönlichkeit ruhte die ganze Gesellschaft im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts.

„Könige und Fürsten“, so schrieb Martin Luther*) (1524) nachdem er ausführlich die Betrügereien und die Habgier der Kaufleute gerügt, „Könige und Fürsten sollten hie drein sehen und nach gestrengem Recht solches wehren. Aber ich höre, sie haben Kopf und Theil daran, und gehet nach dem Spruch Esaja 1: Deine Fürsten sind der Diebe Gesellen worden. Dieweil lassen sie Diebe hängen, die einen Gulden oder einen halben gestohlen haben, und handthieren mit denen, die alle Welt berauben, und stehlen ärger, denn alle anderen, daß ja das Sprüchwort wahr bleibe: Große Diebe hängen die kleinen Diebe, und, wie der römische Rathsherr Cato sprach: Schlechte Diebe liegen in Thürmen und Stöcken, aber öffentliche Diebe gehen in Gold und Seide. Was wird aber zuletzt Gott dazu sagen? Er wird thun, wie er durch Ezechiel spricht: Fürsten und Kaufleut', einen Dieb mit dem andern in einander schmelzen, wie Blei und Erz, gleich als wenn eine Stadt ausbrennt, daß weder Fürsten noch Kaufleut' mehr seien; als ich besorge, daß ihnen vor der Thür sei.“

Noch bestimmter, wenn auch nicht so kräftig, als Luther, sprach sich Wenzeslaus Link in einer viel gelesenen Rede aus: „Gott giebt der weltlichen Obrigkeit Gewalt nicht ferner, als zu Erhaltung und Besserung gemeinen Nutzens und Friedens ihrer Lande und Unterthanen. Es geziemt ihr auch nicht weiter zu greifen, wir sind ihr auch auf unser Gewissen schuldig, darzu zu helfen und zu dienen mit Leib und Gut, aber nicht ferner. Wo sie uns weiter treiben, handeln sie unchristlich, als Tyrannen. Denn der ist ein Tyrann, der in Gewalt nicht den gemeinen Nutzen, sondern seine eigene Ehre, Nutzung, Wollust sucht und also sich selbst, ja dem Teufel, und nicht Gott dient. Ein Gewalt oder Obrigkeit ist Gottes Dienerin, die Tyrannei des Teufels.“

In einer anderen Flugschrift der damaligen Zeit heißt es unter anderem:

„Es ist ja offenbar und liegt am Tage, daß bei den Heiden nicht so ein unordentlich Regiment erfunden wird, als bei uns, die sich Christen rühmen: denn da bedenkt kein Regent, daß er Andern zu Gut und Nutz lebe, sondern sich selbst. Niemand will zu Herzen nehmen,

*) In seiner Schrift „von Kaufshandlung.“

warum ihn Gott zu einem Oberen verordnet habe, und daß nicht Land und Leute sein sind, sondern daß er des Landes und der Unterthanen sei, denen er auch seine Verwaltung und Regierung zu Nutz und Guten führen soll. Weil nun die Ordnung eines christlichen Regiments so ganz umgekehrt ist, welcher will denn zweifeln, daß nicht auch die Handhabung göttlichen Wort's umgekehrt sei, und für derselben christliche Verfechtung ein öffentlicher Widerstand des Evangeliums folgen muß?"

In ähnlicher Weise wurde das Verhältniß des Adels zum Volke allgemein öffentlich besprochen. Luther machte sogar den Vorschlag, den Unterschied zwischen dem adeligen und bürgerlichen Stande ganz aufzuheben.

„Warum thut man nicht," so fragt dieser Reformator,*) „wie im Volk Israel geschah, da nur einer König blieb? Seinen Brüdern gab man etwas, und ließ sie den anderen im Volke gleich sein. Müssen denn alle Fürsten und Edel bleiben, die Fürsten und Edel geboren sind? was schadet es, ein Fürst nehme eine Bürgerin und ließe ihm begnügen an eines ziemlichen Bürger's Gut?

Wiederum eine edle Magd nehme auch einen Bürger? es wird's doch die Länge nicht tragen, eitel Adel mit Adel heirathen. Ob wir vor der Welt ungleich sind, so sind wir doch vor Gott alle gleich, Adamskinder, Gottes Creatur und ist je ein Mensch des anderen werth."

Frühzeitig beschäftigten sich die Reformatoren mit der Verbesserung des Schicksals der leidenden Menschheit. Nicht entfernt dachten sie daran, daß sich Adel und Fürsten mit den Gütern der alten Kirche bereichern sollten, vielmehr gingen sie von der Grundansicht aus, der Zweck aller Stiftungen sei gewesen, arme, fromme Leute zu unterstützen, solchen müßten daher alle Stiftungen, deren Einziehung stattfinde, zu Gute kommen. Luther schrieb in diesem Sinne einen eigenen Tractat „über die Ordnung eines gemeinen Kastens." Uebrigens erkannte man bald, daß auch durch die beste Armenpflege die herrschenden Mißstände nicht abgeschafft werden könnten. In seiner Abhandlung „von weltlicher Obrigkeit, Jena 1523," erklärte Luther ausdrücklich:

„Daß alle Zeit über alles Recht regiere und das oberste Recht und Meister alles Rechten bleibe die Vernunft. — Das sage ich darum, daß man nicht meine, es sei genug und köstlich Ding', wenn man dem geschriebenen Recht oder Juristen-Räthen folgt, es gehört mehr dazu. — Also soll man handeln mit allem unrechten Gut, es sei heimlich oder öffentlich, daß immer die Liebe und natürlich Recht Oben schwebt. Denn wo Du der Liebe nach urtheilst, wirst Du gar leicht alle Sachen entscheiden und richten, ohne alle Rechtsbücher. Wo Du aber der Liebe und Naturrecht aus den Augen thust, wirst Du es nimmermehr so treffen, daß es Gott gefalle, wenn Du auch alle Rechtsbücher und Juristen gefressen hättest, sondern sie werden Dich nur irrer machen, je mehr Du ihnen nachdenkst. Ein recht gutes Urtheil, das muß und kann nicht aus Büchern gesprochen werden, sondern aus freiem Sinne daher, als wäre kein Buch. Aber solch' frei Urtheil giebt die Liebe und natürlich Recht, deß alle Vernunft voll ist."

Bezeichnend für die Stimmung des Volkes ist namentlich Eberlin's von Günzburg „Neue Ordnung weltlichen Standes 1521." Es heißt in diesem Buche unter anderem:

„Keine ehrlichere Arbeit oder Nahrung soll sein, denn Ackerbau. Aller Adel soll sich nähren von Ackerbau. Kein Oberhaupt soll Gewalt haben, etwas zu thun ohne Hülfe und Rath derer, so vom Haufen der Unterthanen dazu gesetzt oder geordnet sind. Gewild, Vögel und Fische soll jedermann gemein sein für seine Noth zu fahen, wer es vermag. Holz soll jedermann gemein sein zu hauen, doch nützlich. Alle alten kaiserlichen und Pfaffenrechte thun wir ab. Jeglicher soll gemeine Rechte wissen, und daß jeglicher wisse sein

*) In seinem Tractat: „Wider den falsch genannten Stand der Geistlichen (1522).

Billiges und Unbilliges. Kein Jurist, kein Fürsprecher (Advocat) soll fürhin sein: welcher für sich selbst nicht reden kann, der nehme den nächsten Mitbürger. — Keiner soll für einen Ketzer geachtet werden, welcher bei gemeinem Gesetz des Evangelii bleibt, nach gemeinem Verstand' unseres Landes. Schüler, Pfaffen, Landleute, auch Richter sollen mit einander urtheilen in Sachen, betreffend unsere evangelische Lehre und Gesetze. Welcher Bürger unter hundert Gulden Werth hat, darf nichts geben, aber hundert Gulden giebt alle Wochen einen Heller: den soll man alle Wochen fordern."

Eine zweite Schrift ähnlichen Inhalts ist der unter dem Namen der „Reformation Friedrich's III." bekannte Vorschlag zu einer neuen Reichsordnung. Sie zerfällt in dreizehn Artikel, welche neben vielen unerheblichen Allgemeinheiten bestimmt: alle Doctores der geistlichen und weltlichen Rechte, so bisher gebraucht worden, sollen alle todt und ab sein. Alle Zöll, Mönche, Geleit, Umgeld, Aufschläge, Steuern und Beschwerungen so bisher im Reich ihren Fürgang gehabt haben, sollen fürbaß hin alle todt und ab sein, ausgenommen was zu der Nothdurft erkannt wird. Alle Kaufmannshändel sollen zu Gunsten der ärmeren Klassen geändert werden. Kein Kaufmann soll einen größeren Handel vornehmen dürfen, als bis zu 10,000 Gulden. Alle Straßen sollen frei sein; Straßen, Wege und Stege sollen im ganzen Reiche verbessert werden. Zur Aufrechthaltung dieser Artikel soll eine allgemeine Volksbewaffnung eingerichtet werden."

Diese und viele andere Verbesserungsvorschläge wurden vom Volke aller Orten in Deutschland ernstlich erwogen und besprochen. Sie gingen Hand in Hand mit der religiösen Bewegung, welche allein ihnen Nachdruck und einen festen Stützpunkt verlieh. Denn wenn auch viel von Vernunft und Naturgesetz gesprochen und geschrieben und daraus manche Gründe gegen die bestehende Ordnung abgeleitet wurden, so bildete doch die Bibel und der Glaube die eigentlichen Bollwerke, von welcher aus die Reformation des sechszehnten Jahrhunderts ihre Angriffe auf Kirche und Staat machten.

Besonders ermuthigend und anregend wirkte Ulrich von Hutten. „Freiheit!" war das Loosungswort, welches er der deutschen Nation mit Donnerstimme entgegen rief und Muth das Mittel, welches er anpries, um zu diesem großen Ziele zu gelangen. Selbst Luther war nicht immer so zahm, als er in späteren Jahren wurde. In seiner ersten Zeit regte er wiederholt die Kampflust und den kriegerischen Geist der Deutschen an. So schrieb er zu Ende des Jahres 1519: „Wenn ihr (der Römlinge) rasend Wüthen einen Fortgang haben sollte, so dünkt mich, es wäre schier kein besserer Rath und Arznei, ihm zu steuern, denn daß Könige und Fürsten mit Gewalt dazu thäten, sich rüsteten, und diese schädlichen Leute, so alle Welt vergiften, angriffen und einmal des Spiels ein Ende machten, mit Waffen, nicht mit Worten. — So wir Diebe mit Strang, Mörder mit Schwert, Ketzer mit Feuer strafen: warum greifen wir nicht vielmehr an diese schädlichen Lehrer des Verderbens, als Päpste, Cardinäle, Bischöfe und das ganze Geschwärm des römischen Sodoma mit allerlei Waffen und waschen unsere Hände in ihrem Blute?" Aehnlichen Saamen streute Luther in fast allen seinen Schriften erster Zeit aus. Wenn er später mildere Saiten aufzog, so konnte er dadurch die Flammen, die er selbst entzündet hatte, nicht auslöschen, auch konnte er nicht verhindern, daß andere frische Geister in ähnlicher Weise die Nation zum Kampfe gegen ihre Unterdrücker aufstachelten. Besonders nachdrucksvoll geschah dieses durch Schrift und Wort in den Jahren 1521 bis 1524. Flugschriften und reisende Prediger wirkten in derselben Richtung. Was Wunder, daß endlich der Sturm losbrach?!

## § 7. Der Bauernkrieg.

Es giebt ewige und unveräußerliche Menschenrechte: das Recht auf persönliche Freiheit, auf einen Antheil an den Gütern dieser Erde und auf die Früchte der eigenen Arbeit; der Versuch, sie geltend zu machen, verdient als ein Beweis von Muth und Entschlossenheit, immer Preis, auch wenn er nicht durch den Erfolg gekrönt werden sollte. Von diesem Standpunkte aus müssen wir den Bauernkrieg der Jahre 1524 und 1525 als eine glorreiche Erscheinung am dunkeln Firmamente jener trüben Zeit freudig begrüßen. Die Beweggründe, welche die Massen leiteten, das Ziel, nach welchem sie strebten, sind entscheidend für die Beurtheilung des großartigen Aufstandes, nicht einzelne Zwischenfälle des Krieges, oder die Bestrebungen einzelner Menschen, welche daran Theil nahmen. Jeder einzelne Sklave, jeder einzelne Leibeigene hat so gut als ein ganzes in Sklaverei oder Leibeigenschaft gehaltenes Volk das Recht, die Fesseln zu brechen, in welchen fluchwürdige Gewalthaber ihn halten. Die einzelnen Menschen und ganze Völker haben dazu nicht bloß ein Recht, sie haben die Pflicht, ein Joch, welches ihre Entwickelung hemmt, oft ganz unmöglich macht, abzuschütteln. Denn das erste Recht des Menschen ist das Recht auf die harmonische Entwickelung aller seiner Kräfte. Diese ist nur möglich im freien, nicht im geknechteten Zustande. Die deutschen Bauern des sechszehnten Jahrhunderts waren zum größten Theile Leibeigene. Allein auch diejenigen, welche sich ihre persönliche Freiheit gewahrt hatten, waren durch Abgaben, Dienste und Bannrechte dermaßen beschwert, daß ihnen jede freie Bewegung, jede edle Entwickelung unmöglich war. Der Mann der Freiheit macht ihnen daher keinen Vorwurf daraus, daß sie endlich zu den Waffen griffen, er tadelt vielmehr, daß sie ihre Ketten so lange geduldig trugen. Wer auf Seiten der für ihre unveräußerlichen Menschenrechte kämpfenden Bauern focht, stand auf dem festen Boden des ewigen Rechtes; wer ihnen entgegen trat, auf dem schlüpfrigen menschlicher Gewalt. Mögen immerhin die Tyrannen vergangener Jahrhunderte, mögen die Knechtsseelen unserer Tage den Freiheitskampf der Bauern des sechszehnten Jahrhunderts mit den verächtlichsten Namen bezeichnen, er war eine der großartigsten Erscheinungen der Weltgeschichte, und wird für die gedrückten Massen der Arbeiter, welche das auf ihnen ruhende Joch geduldig tragen, eine ernste Mahnung bleiben, dem Beispiele ihrer Vorfahren des sechszehnten Jahrhunderts zu folgen und den Kampf mit den bevorrechteten Ständen zu beginnen.

Der leitende Geist der Reformation war unstreitig L u t h e r. Die religiöse Bewegung des sechszehnten Jahrhunderts hatte aber nur den Zweck, einen Theil der unsinnigen Glaubenssätze, der abgeschmackten Ceremonien der römischen Kirche und die Herrschaft des Papstes abzuschaffen. Der leitende Geist des Bauernkrieges war T h o m a s M ü n z e r. Er billigte alle religiösen Reformen, welche Luther angeregt hatte, blieb aber bei denselben nicht stehen. Er verlangte eine weit durchgreifendere, eine gründliche Reform auf religiösem Gebiete und strebte nach einer nicht minder bedeutungsvollen Umgestaltung der staatlichen und gesellschaftlichen Zustände seiner Zeit. T h o m a s M ü n z e r wollte nicht ein, wenn auch abgeschmacktes, Dogma an die Stelle des andern setzen, eine unvolksthümliche Kirchenherrschaft statt der andern gründen. Sein Ziel war, in religiöser Beziehung nicht minder, als in weltlicher, die Herrschaft des Volkes festzustellen und dem Despotismus a l l e r bevorzugten Stände, nicht blos der Päpste, ein Ende zu machen. Je weiter der Gesichtskreis Thomas Münzer's reichte, desto schwerer war es, den beschränkten Menschen seiner und späterer Zeit, die Ansichten und Bestrebungen dieses Mannes richtig zu würdigen, und je großartiger Münzer's Entwürfe zur Befreiung der Menschheit waren, desto bitterer haßten ihn die zahlreichen Tyrannen des sechszehnten und späterer Jahrhunderte.

Schon im Jahre 1520 trennte sich Münzer von Luther, weil er mit dessen halben

Fortschritten nicht zufrieden war. Er verlangte eine Reform des ganzen christlichen Lebens, die Gründung einer ganz neuen Kirche ächter Kinder Gottes. Er schalt Luther einen Weichling, der den Glauben zu sehr erhebe, aus den Werken zu wenig mache, das Volk in seinen alten Sünden lasse und mit seiner todten Glaubenspredigt dem Evangelium schädlicher sei als der Papisten Lehre. Münzer war ein Jüngling von zwei und zwanzig Jahren (1520). Er trug seine Ansichten mit einem Feuereifer, einer Kraft der Begeisterung und einer Kenntniß der Bibel vor, welche ihm weit und breit den größten Ruhm erwarben.

Als Prediger von Zwickau nahm Münzer Antheil an den Schwärmereien der sogenannten Zwickauer Propheten, ohne jedoch dieselben hervor gerufen zu haben. Er ließ sich die Wiedertaufe gefallen, legte ihr aber keine religiöse Bedeutung bei, vielmehr betrachtete er sie nur als ein äußeres Zeichen, wodurch die entschiedensten unter den religiösen Bewegungsmännern seiner Zeit sich gegenseitig zu erkennen gaben. So klar der Verstand und so fest der Wille Thomas Münzers auch waren, vermochte er doch nicht, in jeder Beziehung sich über seine Zeit zu erheben. Die schwärmerische Seite seines Geistes war diejenige, welche ihn mit den Massen nicht minder innig verband, als die rein menschlichen Bestrebungen, die er verfolgte. Er glaubte, daß Gott zu seiner Zeit eben sowohl, als vor Jahrtausenden, sich den Menschen offenbare und seine heiße Phantasie stellte ihm nicht selten ihre Einflüsterungen als göttliche Mittheilungen dar. Als die Zwickauer Propheten, im Jahre 1521, aus ihrer Heimath vertrieben wurden, theilte Thomas Münzer ihr Loos, zog aber nicht mit der einen Hälfte derselben nach Wittenberg, sondern mit der anderen nach Böhmen. Er hoffte, den Geist aus dem Grabe zu beschwören, welcher vor einem Jahrhundert die Hussiten unüberwindlich gemacht hatte. Zu Prag war es, wo Münzer in lateinischer und deutscher Sprache eine Aufforderung anschlug, in welcher er die Geistlichkeit in den kräftigsten Ausdrücken angriff, die Abgeschmacktheit ihrer Lehren und ihre Faulheit geißelte und das Volk zum Kampfe gegen seine Unterdrücker aufrief. Doch im Laufe eines Jahrhunderts hatten die Pfaffen sich wieder in Böhmen festgesetzt. Sie waren mächtig und reich geworden. Thomas Münzer konnte keinen Anhang gewinnen und mußte bald schon das Land verlassen. Er kehrte in die Gegend seines Geburtsorts zurück*) und predigte (1522) mit so großem Beifall zu Altstedt, daß die Bewohner der benachbarten Städte: Eisleben, Halle, Frankenhausen und anderer Orte ihm haufenweise zuliefen. Er richtete den Gottesdienst ganz neu ein, was Martin Luther dazumal noch nicht gewagt hatte. Er bekämpfte zunächst das Pfaffenthum und den religiösen Aberglauben und forderte das sächsische Brüderpaar, den Kurfürsten Friedrich, den sogenannten Weisen, und den Herzog Johann wiederholt auf, in diesem Sinne einzuschreiten.

„Ihr sollt Euch nicht erbarmen", so schrieb Münzer an diese Fürsten, „über die Abgöttischen, zerbrecht ihre Altäre, zerschmeißt ihre Bilder und verbrennet sie, auf daß ich nicht mit Euch zürne" (5. Mos. 7.) Münzer wollte eine geistige Auffassung der Bibel und setzte über dieses Buch den im menschlichen Gemüthe wirkenden heiligen Geist, oder, wie wir uns ausdrücken würden, die Vernunft, die nach Wahrheit strebende Geisteskraft des Menschen. Er verwarf Luther's abgeschmackte Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben. In Christus sah Münzer nicht einen Gott, sondern nur einen hochbegabten Lehrer und Propheten, in dem Abendmahle kein Sacrament, sondern nur eine Erinnerungsfeier. Der Teufel war ihm nichts anderes, als der Inbegriff der bösen Begierden und Neigungen des Menschen. Den Himmel setzte Münzer nicht jenseits dieser Erde, er fand ihn schon diesseits in einem vergöttlichten, menschlichen Herzen. Wie in seinen religiösen Glaubenssätzen so war dieser Reformator auch in seinen staatlichen Ansichten dem Augustinermönche Luther

*) Münzer war zu Stollberg am Harz 1498 geboren.

um Jahrhunderte voran. Er wollte das Christenthum aus den Kirchen in das Leben überführen, ein neues Reich brüderlicher Gleichheit, Freiheit und Reinheit gründen und alle weltlichen und geistlichen Despoten, welche sich diesem hohen Unternehmen widersetzen würden, niederwerfen. Zu diesem Zwecke stiftete er zugleich eine geheime Gesellschaft und eine Presse, durch welche er seine Schriften in die Oeffentlichkeit brachte.

Von der Kanzel herab und in seinen Flugschriften verkündigte Münzer den gedrückten Massen die nahe Erfüllung der Weissagungen des alten und neuen Testamentes, eine Zeit des reinsten Bürgerglückes, da keine Tyrannen, keine Frohnden, keine todte Buchstabenreligion, keine Priestertyrannei und kein Kastenwesen mehr sein, Kirche und Staat in dem Reiche der Freien und Heiligen aufgehen und das wahre Priesterthum, das des ganzen Menschengeschlechtes, beginnen werde. Münzer begnügte sich nicht damit, diese Lehren zu verbreiten, er verlangte von jedem Menschen, als Pflicht, zu deren Verwirklichung thätig zu sein und setzte Leben und Freiheit für seine Lehre ein. Sehr wahr erklärte Münzer: „so lange die Leute hölzerne Bilder wie Gott verehrten, seien sie der Freiheit nicht fähig." Darum griff er die priesterlichen Blendwerke, als die stärksten Fesseln der bürgerlichen Knechtschaft, mit der ganzen Kraft seiner begeisterten Seele an. Es empörte ihn, „daß die christlichen Schriftgelehrten den gekreuzigten Jesus zum Götzen gemacht und an die Stelle Gottes, der im Geiste und in der Wahrheit angebetet werden sollte, einen feinen goldenen Herrgott gesetzt haben, davor die armen Bauern schmatzen."

Diese Lehren konnten inmitten der verrotteten Zustände, welche, wie in allen übrigen, so auch in den kirchlichen Beziehungen, noch immer fortdauerten, nicht wirkungslos bleiben. Ohnweit Altstedt war ein besuchter Wallfahrtsort, die Kapelle zu Mellerbach. Die Altstedter zerschlugen die Bilder, welche sie darin fanden und verbrannten zuletzt die Kapelle selbst. Die beiden sächsischen Fürsten, Friedrich, der sogenannte Weise, und Johann kamen ergrimmt selbst nach Altstedt. Münzer predigte vor ihnen auf dem Schlosse. Er forderte sie auf, die Abgötterei auszurotten, und das Evangelium mit Gewalt einzuführen. Er sagte ihnen rund heraus: Wo die Fürsten die Gottlosen nicht vertilgen, werde ihnen Gott das Schwert nehmen. Die Grundsuppe des Wuchers, der Dieberei und Räuberei seien die Fürsten und Herren, sie nehmen alle Creaturen zum Eigenthum, die Fische im Wasser, die Vögel in der Luft, das Gewächs auf Erden, — alles müsse ihr sein. „Die Herren", sagte Münzer den beiden Fürsten in's Angesicht, „machen das selber, daß ihnen der arme Mann Feind wird. Die Ursache des Aufruhrs wollen sie nicht weg thun, wie kann es in die Länge gut werden? Ach, lieben Herren, wie hübsch wird der Herr unter die alten Töpfe schmeißen mit einer eisernen Stange! so ich das sage, werde ich aufrührisch sein. Wohlhin!"

Diese Predigt ließ Münzer sofort drucken. Der Herzog Johann verwies darauf den Drucker derselben des Landes. Münzern selber wurde verboten, irgend etwas durch die Presse zu veröffentlichen, das nicht zuvor die Censur der sächsischen Regierung zu Weimar bestanden habe. Kurz darauf ließ Münzer eine seiner schärfsten Schriften in dem benachbarten Mühlhausen drucken, in welcher er am Schlusse sagt: „Die ganze Welt muß einen großen Stoß aushalten; es wird ein solch' Spiel angehen, daß die Gottlosen vom Stuhl gestürzt, die Niedrigen aber erhöhet werden." In ähnlicher Weise, wie in unseren Tagen, stand im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts die entschiedene und die halbe Abtheilung der Fortschrittspartei einander feindlich gegenüber. Hätten sie sich geeinigt, so wäre ohne Zweifel damals schon der herrschende Despotismus gestürzt und auf dessen Ruinen eine freiere Ordnung der Dinge in Kirche, Staat und Gesellschaft eingeführt worden. Allein, wie in den Jahren 1848 und 1849 die Constitutionellen, statt zu den Republikanern vorwärts zu schreiten, umkehrten und sich den Royalisten anschlossen, so vereinigte sich die Par-

tei Luther's nicht mit derjenigen Thomas Münzer's, sondern mit dessen Feinden, den Fürsten und Herren.

Martin Luther forderte die beiden sächsischen Fürsten, von denen der eine, Johann, dazu schon sehr geneigt war, auf, gegen die freie Richtung einzuschreiten. Münzer mußte Altstedt verlassen, zog zuerst nach Nürnberg, wo er seine Vertheidigungsrede gegen Luther drucken ließ, und von da nach den Gegenden, wo die ersten Regungen des großen Bauernkrieges zu Tage traten: in den Klettgau, den Hegau, nach Basel, Zürich und in's Elsaß.

Ohne Zweifel war es Münzer, welcher den eigentlichen Stoff zu den berühmten zwölf Bauernartikeln lieferte, wenn schon er nicht selbst deren endliche Abfassung besorgte. Diese zwölf Artikel sind von der höchsten geschichtlichen Wichtigkeit, weil sie am treffendsten die gerechten Klagen der Bauern zusammenfassen und beweisen, daß diese in ihren Forderungen höchst billig und in der Art und Weise, wie sie dieselben vorbrachten, äußerst bescheiden waren. Zugleich erhellt aber auch daraus der innige Zusammenhang des Bauernkrieges mit der von Luther angeregten, von Thomas Münzer aber fortgeführten Reformation. Die ganze Einleitung, der Schluß und jeder einzelne Artikel wird mit Bibelstellen belegt, und wie Luther seiner Zeit zu Worms, so erklärten die Bauern jetzt, sie wollten von ihren Beschlüssen nicht abstehen, es sei denn, daß man ihnen aus der Schrift nachwiese, daß sie unziemlich seien. Die Bauern wichen demnach von Luther nur in sofern ab, als sie ihr unmittelbares bürgerliches Dasein nach den Bestimmungen der Bibel abgeändert wissen wollten, während Luther im Augenblicke der Entscheidung die Schrift nicht mit dem alltäglichen Leben, sondern nur mit religiösen Glaubenssätzen in Verbindung brachte. Die wesentlichen Bestimmungen der ziemlich weitläufig abgefaßten zwölf Artikel sind die folgenden:

1) Die Gemeinde soll das Recht haben, ihren Pfarrer selbst zu wählen und abzusetzen. Der Pfarrer soll das Evangelium lauter und klar predigen.

2) Der kleine Zehnte soll abgethan, der große zum Zwecke des Unterhalts des Pfarrers, zur Unterstützung der Dürftigen und für den Fall einer Landesnoth verwendet werden.

3) Die Leibeigenschaft soll abgeschafft werden.

4) Der arme Mann soll Gewalt haben, das Wildpret, Geflügel oder Fische zu fangen; und

5) Seinen nothwendigen Bedarf an Holz aus den Wäldern zu schlagen.

6) Die Dienste sollen erleichtert,

7) Soll dem Bauer ohne Entgelt nicht mehr zugemuthet werden, als seine Vereinbarung mit dem Herrn ihm zu leisten auferlegt.

8) Wo die Gülten zu hoch sind, sollen sie nach billigem Ermessen herabgesetzt werden.

9) Die Strafen sollen weder willkürlich, noch parteiisch sein;

10) Wer der Gemeinde widerrechtlich Grundstücke entzogen hat, soll sie zurückgeben.

11) Kein Mensch soll hinfüro beim Todfall schuldig sein, etwas zu geben.

12) Wenn einer oder mehrere der hier gestellten Artikel dem Worte Gottes nicht gemäß wären, so soll davon abgestanden werden. Sollten sich dagegen mehr Artikel finden, die wider Gott und den Nächsten zur Beschwerniß wären, so bleiben diese vorbehalten.

Wenn wir diese Artikel mit denjenigen vergleichen, welche etwa zwanzig Jahre früher unter dem leitenden Einfluß des Joß Fritz aufgesetzt wurden*), so stellt sich kein sehr bedeutender Fortschritt heraus. Die Entwickelung des Bauernstandes ging sehr langsam voran. Sie zeigte sich hauptsächlich in der Thatsache, daß, was (1502) nur das Streben einer kleinen geheimen Gesellschaft gewesen, (1524) zum Vereinigungspunkte vieler Hunderttausende geworden war.

Weit entschiedener und durchgreifender, als die zwölf Artikel, war der sogenannte

*) S. Weltgeschichte Bd. VI, S. 120.

Artikelbrief, welcher ohne Zweifel ganz von Thomas Münzer verfaßt und von der evangelischen Brüderschaft am Wald (Schwarzwald) angenommen wurde. Er beginnt mit der Erklärung, „daß der arme Mann in Städten und auf dem Lande die ihm von geistlichen und weltlichen Herren und Obrigkeiten auferlegten ungöttlichen und ungerechten Bürden und Beschwerden nicht länger tragen noch dulden möge, demnach der Anschlag und das Fürnehmen dieser christlichen Vereinigung sei, mit der Hülfe Gottes sich davon ledig zu machen und das, so viel möglich, ohne Schwertschlag und Blutvergießen." Zu diesem Behufe wird der weltliche Bann gegen alle diejenigen ausgesprochen, welche sich weigern, in diese christliche Vereinigung einzugehen, namentlich gegen die Bewohner von Schlössern, Klöstern und Pfaffenstiften und alle, welche die Feinde dieser christlichen Vereinigung fördern.

Der Artikelbrief beruht auf der Voraussetzung, daß bereits eine christliche Vereinigung besteht, deren Zweck ist, nicht blos einzelne Mißstände, sondern den gesammten Adel, das ganze Mönchswesen und alle Stifter abzuschaffen und Adel und Geistlichkeit aller ihrer Vorrechte vollständig zu entkleiden.

Thomas Münzer stützte sich nicht, gleich Luther, auf die Fürsten. Er organisirte selbst unter dem Namen der christlichen Vereinigung eine Macht, welche von einem Ende Deutschlands zum andern reichte, und welche stark genug war, alle organisirten Gewalten, wenn nicht über den Haufen zu werfen, so doch zu erschüttern. Er verbreitete nicht blos religiöse, politische und gesellschaftliche Wahrheiten, sondern that auch bedeutungsvolle Schritte, sie ins wirkliche Leben überzuführen, und setzte dabei Leib und Leben ein. Er durchzog, nachdem er seine Sendlinge vorangeschickt hatte, einen ansehnlichen Theil Deutschlands und bildete den einzigen nachweisbaren Vereinigungspunkt aller Volksbewegungen, welche in den Jahren 1524 und 1525 in fast allen Gauen Deutschlands ausbrachen. Vom October 1524 bis October 1525 verweilte er im südlichen Deutschland, gerade in denjenigen Gegenden, in welchen der Bauernaufstand zuerst losbrach. Aller Orten stiftete er „christliche Vereinigungen", deren Fäden er in den Händen behielt, und mit welchen er fortwährend Verkehr pflog. Längs der Donau und über Franken kehrte er nach Thüringen zurück. Viele seiner Anhänger und Sendlinge verblieben aber in Oberschwaben und wirkten in seinem Sinne. Unterwegs gab er eine seiner kräftigsten Flugschriften im Drucke heraus. Darin erklärt er unumwunden: „Alle die Herren, die aus ihres Herzens Lust und ihren eigenwilligen Köpfen eigennöthige Gebote, ich geschweige Vergewaltigung, Steuer, Zoll, Umgeld aufbringen, die sind rechte und echte Räuber und abgesagte Feinde ihrer eigenen Landschaft. Nur solche Moab, Agag, Ahab, Phalaris und Nero aus den Stühlen gestoßen, ist Gottes höchstes Gefallen. Die Schrift nennt sie nicht Diener Gottes, sondern Schlangen, Drachen und Wölfe." Am Schluß ermuntert er die Bauern zur Standhaftigkeit und sagte ihnen die furchtbarsten Leiden für den Fall voraus, daß sie unterliegen sollten. Hätten sie in seinem Geiste einmüthig gehandelt, so wäre der Sieg nicht zweifelhaft gewesen. Doch nur wenige konnten sich zu derjenigen Entschiedenheit und Kühnheit erheben, welche Münzer der großen Sache der Befreiung des gedrückten Volkes widmete.

Während Münzer sich im südlichen Deutschland aufhielt, brachen daselbst die Aufstände der Bauern los.

Die ersten ernsthaften Unruhen fanden schon im Anfange des Jahres 1524 an mehreren Orten Oberschwabens statt. Im Sommer desselben Jahres erhoben sich die Bauern des Landgrafen von Stühlingen, welchen die Gräfin, eine geborene von Rapoltstein, zumuthete, am Feiertag und in der Erndte für sie Schneckenhäuslein und Beeren zu sammeln. Hans Müller von Bulgenbach stand an ihrer Spitze. Am 24. August zogen die Bauern, zwölf hundert Mann stark, nach Waldshut, machten mit den Bürgern der Stadt Gemeinschaft und errichteten einen Bund, den sie die evangelische Brüderschaft nannten. Sie

sandten Boten in allen Richtungen, bis nach Franken und Thüringen und bis zu den Ufern der Mosel, welche verkündeten: sie wollten ihren Herren nicht mehr gehorsam sein, keinen Herren haben, als den Kaiser, diesem seinen Tribut geben, er solle ihnen aber nichts einreden: sie wollen alle Schlösser und Klöster und was den Namen geistlich habe, zerstören. Der Augenblick war außerordentlich günstig gewählt. Der Kaiser stand mit seiner ganzen Heeresmacht in Italien wider den König Franz I. von Frankreich. Der Adel, die Städte und der gesammte schwäbische Bund wagten es nicht, den Bauern mit gewaffneter Hand entgegen zu treten. Es wurden daher Unterhandlungen eingeleitet, in deren Folge bestimmt wurde, das Landgericht zu Stockach solle die Beschwerden untersuchen und die Bauern sich bis dahin ruhig verhalten. Die Bauern von Stühlingen, denen sich diejenigen im Klettgau*), Hegau**) und in der Baar anschlossen, setzten sechszehn Artikel auf, welche ähnlichen Inhalts waren, wie die des Bundschuh's, nur daß sie sich auf die bäuerlichen Verhältnisse beschränkten, und diese in allen ihren Einzelnheiten besprachen. Die Beschwerden der Bauern wurden jedoch nur zum Scheine in Stockach verhandelt. Der Adel wollte Zeit gewinnen. Die Unzufriedenheit nahm unter den Landleuten mehr und mehr zu, da und dort sammelten sich bewaffnete Haufen, welche bis auf drei und viertausend Mann anwuchsen, ohne daß jedoch im Winter 1524 auf 1525 irgend etwas Erhebliches geschah. Der Herzog Ulrich von Würtemberg, welcher, nachdem er viele Tausende seiner Bauern in die Gefängnisse geworfen und aus dem Lande getrieben hatte***), im Jahre 1519 selbst verjagt worden war, suchte mit Hülfe der Bauern wieder in sein Land zu kommen. Die Sache des gemeinen Mannes konnte durch eine Verbindung mit dem Herzoge nicht gewinnen. Sein Versuch, Würtemberg zu erobern, mißlang (Mitte März 1525). In sofern gereichte die Unternehmung des Herzogs Ulrich den Bauern zum Vortheil, als der schwäbische Bund, der Adel und die Städte durch sie gezwungen wurden, ihre Streitkräfte gegen den Herzog zu richten Auch diesen günstigen Umstand wußten die Bauern nicht zu benützen. Erst gegen Ende des Monats März nahmen sie eine entschiedenere Stellung an. In Oberschwaben, im Innthale, auf dem Schwarzwald, im Breisgau, im Elsaß, weit die Donau hinab, in dem Odenwald, dem Rheingau, Franken und Thüringen sammelten sich viele Tausende von Bauern, welche bereit waren, für ihr gutes Recht mit den Waffen in der Faust zu kämpfen. Augenscheinlich lag dieser gemeinsamen Bewegung ein bestimmter Plan zu Grunde. Der Anfang des Frühlings war aller Orten zum allgemeinen Aufstande vorher festgesetzt worden. Während des Winters hatten die Vermittler und Unterhändler das Uebergewicht, als endlich die Tücken des Adels und der Städte offenkundig geworden waren, stieg das Ansehen und der Einfluß der thatkräftigen Menschen. Mittlerweile hatten aber die bevorzugten Stände Zeit gefunden, sich zu rüsten. Karl V. hatte am 24. Februar 1525 die Schlacht von Pavia gewonnen und konnte daher einen Theil seiner Truppen nach Deutschland zurückschicken. Dennoch nahm der Bauernaufstand gegen Ende März 1525 einen höchst großartigen Charakter an. Die Sturmglocke ertönte vom Bodensee bis zum Schwarzwald, die Donau herab, bis unterhalb Ulm. Die Bauernlager, welche schon während des Winters hier und da bezogen, aber wieder verlassen worden waren, füllten sich von Bewaffneten. Der Truchseß Georg von Waldburg befehligte die Truppen des schwäbischen Bundes und des Erzherzogs Ferdinand. Leider standen die verschiedenen Bauernheere, obgleich sie unter einander Verbindungen pflogen, nicht unter dem Oberbefehle eines einzigen Feldherrn, geschweige eines so erfahrenen Kriegers, wie der Truchseß war. Der sogenannte Baltringer Haufen eröffnete am 26. März in der Nähe der Iller die Feindseligkeiten. Er griff mehrere Edelsitze an und zerstörte sie. Der Truchseß, welcher davon Kunde erhielt, eilte

*) Im Osten der Wutach. **) Oestlich vom Klettgau, zwischen dem Rhein, der Donau und dem unteren Bodensee. ***) Siehe Weltgeschichte, Buch VI, S. 124.

herbei. Die Bauern suchten ihn in das Ried zu locken, in welchem die Reiterei, die Hauptstärke des bündischen Heeres, sich nicht entfalten konnte. Weniger vorsichtig gingen die Bauern zu Werke, welche sich zu Langenau und Leipheim gesammelt hatten. Am 1. April setzte sich dieser Haufen in Bewegung. Am folgenden Tage kam es in der Nähe von Leipheim unterhalb Ulm zur Schlacht. Der Truchseß zerstreute ohne große Mühe die wenig geübten Landleute, richtete längs der Donau ein furchtbares Blutbad unter den Bauern an und ließ ihren Führer, den Pfarrer Hans Jacob Wehe, nebst mehreren anderen Hauptleuten, hinrichten. Den Gemeinden, welche sich an der Bewegung betheiligt hatten, legte der Truchseß schwere Geldleistungen auf. Der Geist, welcher den gesammten Bauern- und Bürgerstand Deutschlands beseelte, hatte übrigens auch Eingang in die Reihen der Söldner gefunden, aus welchen das Heer des Truchseß zum größten Theile bestand. Doch ließen sich die feilen Knechte, die sich anfangs geweigert hatten, gegen die Bauern zu kämpfen, durch Geldspenden und Versprechungen gewinnen. Das Treffen von Leipheim war an und für sich nicht bedeutend. Nur einer der zahlreichen Bauernhaufen hatte daran Theil genommen. Allein es deutete doch an, wie wenig Kraft die Bauern im Kampfe mit den bevorzugten Ständen besaßen.

Der Baltringer Haufen, welcher mehrere Tausende zählte, die Allgäuer und die Leute vom See, standen in geringer Entfernung. Auf einer Versammlung zu Geisbeuren hatten sich diese drei Haufen über einen gemeinsamen Operationsplan verständigt. Allein dieser war sehr unklug gefaßt. Statt vereinigt zu bleiben und mit ihrer ganzen Macht den Hauptfeind, den Truchseß, zu beschäftigen, und wo möglich aufzureiben, zersplitterten sich die Bauern in zahlreiche Abtheilungen, welche die benachbarten Schlösser und Stifter angriffen. Die Mannszucht, welche in revolutionairen Heeren immer sehr schwer aufrecht zu erhalten ist, wurde dadurch fast gänzlich aufgelöst. Der große Freiheitskrieg der Bauern, dessen Charakter hätte festgehalten werden sollen, gewann das Ansehen einer Mehrzahl kleiner Raubzüge. Die Versuchung, welche den Belagerern der Schlösser und reichen Klöster geboten wurde, war zu lockend, als daß sie durchgängig siegreich hätte bestanden werden können. Die schlummernde Habgier wurde im Angesicht der Beute, welche ohne große Mühe den Bauern zufiel, rege gemacht. Der Adel und die Geistlichkeit erhielten Zeit und Gelegenheit, mit den verschiedenen Anführern der Landleute Unterhandlungen einzuleiten. Die Belagerung von Füssen scheiterte, indem Walther Bach, bestochen von dem Hause Oesterreich, die Oberallgäuer beschwätzte, abzustehen, weil die Stadt österreichisch geworden sei. In ähnlicher Weise, wie manche Hauptleute der Bauern mit dem Adel zweideutige Verhandlungen pflegten, suchten auch Fürsten und Herren im Trüben zu fischen, namentlich der Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, der nachmalige deutsche Kaiser, welcher hoffte, bei Gelegenheit dieser Wirren, das österreichische Gebiet am Lech und an der Iller auszubreiten. Er lähmte zwar durch seine Unterhändler die Thatkraft der Allgäuer und des Seehaufens, allein nicht minder durch seine Zögerungen und Gegenbefehle die Anordnungen des Truchseß. Wie an der Iller, so thaten auch im Schwarzwalde und an den Quellen der Donau die Landleute nichts Anderes, als daß sie die ihnen verhaßten Edelsitze und Pfaffennester angriffen, theils zerstörten, theils brandschatzten. Schnell, wie sich die Bauernlager füllten, leerten sie sich auch wieder, und viele Haufen, welche ihrer Zahl nach sich hätten furchtbar machen können, verschwanden wieder fast spurlos, ohne irgend etwas erhebliches für die Befreiung des Volkes gethan zu haben.

Die verschiedenen Bauernheere, welche von den Gränzen der Schweiz, von Steiermark und Tyrol an bis tief in das Herz Deutschlands, bis nach Thüringen, Franken und den Mittelrhein sich sammelten, hatten unstreitig gewisse religiöse und sociale Vereinigungspunkte. Sie alle begehrten, wenn auch unter verschiedenen Formen, in der Hauptsache dieselben

Erleichterungen. Allein es fehlte ihnen gänzlich an einer kriegerischen Gemeinschaft. Wenn auch hier und da zwei oder drei Bauernhaufen sich über ihre Operationen verständigten, so standen auch diese nie unter einer obersten Leitung und handelten nicht nach den Regeln der Kriegskunst, sondern nach untergeordneten Rücksichten. Dieses oder jenes Schloß und Kloster wurde geschont, weil ein oder der andere Hauptmann mit dem Ritter oder dem Abte auf gutem Fuße stand. Diese oder jene Gegend wurde feindlich überzogen, nicht weil deren Besitznahme für die Kriegführung wichtig war, sondern weil dort Beute gemacht, Rache genommen oder ohne Gefahr gezecht werden konnte. Allerdings war auch die Partei des Adels und der Geistlichkeit nur mangelhaft organisirt, allein doch weit besser, als die Bauern. In Schwaben und Franken vereinigte der schwäbische Bund die Streitkräfte der bevorzugten Stände. In Thüringen schaarte sich Adel und Geistlichkeit um den Landgrafen von Hessen und die Herzoge von Sachsen. Der Herzog von Lothringen bildete den Kern des Widerstandes, welcher auf der linken Seite des Rheines den Bauern entgegen gesetzt wurde. Doch die Masse war fast aller Orten im Anfange des Frühjahrs 1525 auf Seiten der Bauern. Die bevorzugten Stände brauchten längere Zeit, um ihre Rüstungen zu vollenden. Der Sieg schwankte mehrere Wochen lang hin und her.

Wo die Bauern die Oberhand hatten, unterwarfen sich Ritter und Pfaffen. Sie nahmen die Artikel an, besiegelten und beschworen sie, und harrten mit Ungeduld des Augenblicks, da sie alle ihre Zusagen und Eide brechen konnten. War das Uebergewicht der Bauern noch unentschieden, allein doch drohend, so hielten Adel und Geistlichkeit dieselben mit Unterhandlungen hin, bis sie Verstärkungen an sich gezogen hatten. In denjenigen Gegenden endlich, in welchen die Bauern ruhig blieben, gab man ihnen gute Worte, so lange der Aufstand in der Nähe noch nicht erdrückt war. Nachher aber vergaßen die Machthaber sehr schnell die schönen Reden, die sie in ihres Herzens Angst geführt hatten.

Nächst den schwäbischen Landen war Franken einer der Hauptsitze der Bauernbewegung. In mehreren Städten war die Mehrzahl der Bürger gut bäuerisch gesinnt. In Nördlingen, Windsheim, Bamberg, Rothenburg an der Tauber und Würzburg herrschte die größte Aufregung. Markgraf Casimir und sein Bruder Georg, welche in den Fürstenthümern Bayreuth und Ansbach regierten, kamen sehr in's Gedränge, noch mehr aber der Bischof von Würzburg. In Rothenburg hatte sich der Doctor Karlstadt eine Zeit lang verborgen aufgehalten und die Gährung unter den Massen genährt. Aus Karlstadt, ohnweit Würzburg, gebürtig, hatte er von seinem Heimathsorte den Namen angenommen, obgleich er eigentlich Andreas Bodenstein hieß. Karlstadt war eine der großartigsten Erscheinungen der Reformationszeit. Als er noch mit Luther Hand in Hand ging (1520), rühmte dieser von ihm, er sei ein Mann von unvergleichlicher Gelehrsamkeit. Karlstadt stand dem Volke, Luther den Fürsten näher. Von Unten herauf, durch die gesunde Kraft des Arbeiters, wollte Karlstadt die Krebsschäden seiner Zeit heilen. Er hatte frühzeitig die Nichtigkeit des scholastischen Wustes erkannt. Während Luther in der Bibel den einzigen Stützpunkt seines ganzen Wirkens erkannte, hatte Karlstadt schon manche Irrthümer und Verkehrtheiten derselben entdeckt. Er hatte zuerst zu äußern gewagt, daß die mosaischen Bücher nicht von Moses, sondern von jüdischen Priestern einer weit späteren Zeit geschrieben und daß die Evangelien nicht in ihrer ursprünglichen Form, sondern mit vielfachen Veränderungen, Einschiebseln und Auslassungen auf die Nachwelt gekommen seien. Er ordnete daher die menschliche Vernunft nicht der Bibel unter, vielmehr drang er darauf, daß durch Forschung die Irrthümer derselben beseitigt und durch den menschlichen Geist der geschriebene Buchstabe beseelt werden solle. Zur Zeit, da Luther auf der Wartburg lebte, schloß sich Karlstadt den Genossen Thomas Münzer's, den sogenannten Zwickauer Propheten an, und hielt nachher, trotz allen Drangsalen und Mühseligkeiten, an dieser Richtung fest. Die

Verfolgungen, welche Luther gegen Karlstadt anregte, trieben ihn nur weiter vorwärts auf der Bahn der Reform. Er trat Thomas Münzer immer näher und wirkte im Verborgenen, als er, von allen Seiten verfolgt, sich ohne Gefahr nicht mehr öffentlich zeigen durfte. Doch auch nachdem der lange vorbereitete Umschwung in Rothenburg eingetreten war, konnte Karlstadt keinen entscheidenden Einfluß auf die Leitung der Bewegung in Franken erlangen. Er war mehr Agitator, als Führer und Ordner, besaß mehr Reichthum an Ideen, als die Gabe des Herrschens und stand mehr in der Zukunft, als auf dem Boden der Gegenwart. Daher gewannen aller Orten Leute von weit geringeren Fähigkeiten, welche aber in ihrer Anschauungsweise und in ihren Bestrebungen den Massen näher standen, in den Augenblicken der Entscheidung das Uebergewicht, so z. B. im Rothenburgischen Stephan von Menzingen, in den schwäbischen Landen Wendel Hippler, Weigand, der Keller zu Miltenberg, Georg Mezler, Jäcklein Rohrbach und die schwarze Hofmännin.

Wendel Hippler, früher Kanzler im Dienste der Fürsten von Hohenlohe, war von diesen auf's bitterste gekränkt worden. Er hatte sich während seiner Amtsführung das Vertrauen der Hohenloher erworben und erhalten, nachdem er aufgehört hatte, Fürstendiener zu sein. Die Leiden des gedrückten Bauernstandes, welche er genau kannte, regten sein Mitgefühl, die Erinnerung an selbsterfahrenes Unrecht seine Widerstandskraft auf. Hippler war ein kluger Kopf, welcher die geheimen Fäden der vereinzelten Bauernaufstände trefflich zu verweben wußte. Er wünschte von vornherein den Adel dadurch, daß ihm die Güter der Geistlichkeit in Aussicht gestellt wurden, für die Bauern zu gewinnen. Dem vereinigten Angriffe der Bauern und Ritter hätte die Geistlichkeit nicht zu widerstehen vermocht. Doch die Massen werden niemals durch Rücksichten der Klugheit, sondern immer nur durch den Drang ihrer Gefühle in Bewegung gesetzt. Die Bauern empfanden das Joch des Adels nicht minder schwer, als dasjenige der Geistlichkeit, ließen ihrem lange unterdrückten Grimme freien Lauf, und wiesen jeden Bund mit dem Adel mit Widerwillen von der Hand.

Nicht aufgestachelt durch bittere Erfahrungen, sonderm dem Drange eines edlen Herzens folgend, nahm der kurmainzische Keller Weigand zu Miltenberg Antheil an den Bewegungen seiner großen Zeit. Er warf sich aber nicht mitten in den Strudel der bewegten Massen, theilte nicht deren Gefahren und focht nicht ihre Schlachten. Er regte durch Schriften, die er verbreitete, und durch manches kräftig gesprochene Wort zur That an. Wahrscheinlich wirkte er auch bei der Abfassung der berühmten zwölf Artikel mit. Allein im Augenblicke der Entscheidung finden wir ihn nicht in den Reihen der Kämpfer. Bei Georg Mezler zu Ballenberg, ohnweit Krautheim war es, woselbst die Verabredungen getroffen wurden, welche den Bauernaufständen in Schwaben vorhergingen. Mezler öffnete nicht bloß sein Wirthshaus den Führern der Bewegung. Als es galt, zog er selbst mit einer Trommel und einem Schuh auf einer Stange aus, die Bauern des Odenwaldes zu sammeln. Er wurde zum obersten Hauptmann der Bauern des Tauberthales und Odenwaldes erwählt. Von ihm konnte man nicht sagen, seine Armuth habe ihn gedrängt, Unruhen zu veranlassen; denn Mezler war ein wohlbegüterter Mann, dessen zahlreiche Kundschaft ihm einen guten Gewinn sicherte. Der wildeste und roheste von allen Bauernführern war Jäcklein Rohrbach von Böckingen, unweit Heilbronn. Sein zorniges Gemüth war durch mannigfaltige Streitigkeiten, in die er mit den Machthabern der Umgegend verwickelt, zur äußersten Wuth entflammt worden. Ihm war Bewegung, Unruhe und Kampflust nur Freude. Er lechzte darnach, sich an Pfaffen und Rittern für alle Unbill zu rächen, die er selbst und seine Standesgenossen seit langer Zeit erduldet hatten. Er besaß das Vertrauen Tausender, welche nah' und fern von ähnlichen Gefühlen bewegt waren. In Verbindung mit Wendel Hippler und Georg Mezler war er einer der ersten, welche

Gut und Blut für die Sache der Bauern einsetzten und den Plan zu der ganzen Bewegung in Schwaben entwarfen. In demselben Dorfe wohnte eine Frau, welche unter dem Namen der „schwarzen Hofmännin" weit und breit bekannt war. Die Geschichte hat den Schleier nicht gelüftet, welcher uns die Jugend dieser außerordentlichen Frau verhüllt.

Der furchtbare Haß, den sie dem Adel widmete, hätte in ihrer für mildere Regungen nicht unempfänglichen Seele schwerlich so tiefe Wurzeln geschlagen, wäre sie selbst nicht das Opfer schweren Unrechts von Seiten der Machthaber geworden. In jener Zeit des Aberglaubens, da Hexerei und Religion, Fanatismus und Mitgefühl so innig verbunden waren, wurden ihr von dem Volke übernatürliche Kräfte zugeschrieben. Ihr Segen brachte den Freunden Glück, ihr Fluch, wie die Bauern glaubten, den Feinden Verderben. Gewiß ist aber, daß die Gluthen, die in ihrer bewegten Seele wohnten, den glimmenden Funken Tausender entzündeten, und daß die ahnungsvolle Sicherheit, mit welcher sie vor den Bauernhaufen einher in die Schlacht zog, den Muth und das Selbstvertrauen der Streiter hob. Der „schwarzen Hofmännin" genügte nicht ein Kampf mit den Rittern der nächsten Umgegend. Sie wollte aller Orten den ganzen Adel vertilgen. Dem Einflusse, den sie auf Jäcklein Rohrbach übte, ist in großem Maße zuzuschreiben, daß der Kampf gegen den Adel auf einem weiteren Felde und mit blutigerem Ernste geführt wurde, als Jäcklein für sich allein gewagt haben würde.

Ueber alle diese Träger des Bauernkrieges ragte Florian Geyer hoch empor. Wenn Thomas Münzer die Seele und der Kopf, so war Florian Geyer der Geist und der Arm dieses Freiheitskampfes. Thomas Münzer übte unstreitig einen größeren Einfluß auf die Masse des Volkes aus, als Florian; allein er that dieses auf Kosten des gesunden Menschenverstandes, indem er den Ton eines Propheten anstimmte, den er am Ende doch aufgeben mußte. Florian Geyer dagegen blieb sich selbst und der Sache des Fortschrittes treu vom Anfang bis zum Ende. Gleich Ulrich von Hutten gehörte er dem Ritterstande an. Der Sitz seines Geschlechtes war zu Giebelstadt, einer starken Burg im Schüpfergrunde. Als der Haufe, der sich zu Orenbach gesammelt hatte, an seinem Schlosse vorüber zog, gesellte sich Florian brüderlich den Bauern zu. Unter seiner Führung wurde der „schwarze Haufe" bald der tüchtigste unter allen Schaaren des Freiheitsheeres. Doch nur sein eigener Haufe gehorchte ihm. Die Hauptleute der übrigen Bauernhaufen, welche das geistige Uebergewicht Florian Geyer's fühlten, waren durchaus nicht geneigt, sich ihm unterzuordnen, im Gegentheile suchten sie, durch Gesandtschaften und andere Aufträge, Florian vom Heere möglichst fern zu halten.

Florian Geyer besaß alle Eigenschaften, welche ihn befähigten, den obersten Befehl über sämmtliche Bauernschaaren zu führen. Unter seiner Leitung hätten sich die wirren Haufen schnell zu einem geordneten Freiheitsheere umgestaltet. Der Krieg würde eine großartige Richtung genommen und zum Siege des Volkes über seine Bedrücker geführt haben. Die Bauern mußten erliegen, weil sie theils nicht so viel Scharfblick, theils nicht so viel Selbstverleugnung besaßen, um einen Mann, wie Florian Geyer, an die Spitze ihrer Bewegung zu stellen.

Am vierten April (1525) traten zu Schönthal an der Jaxt die Haufen aus dem Tauberthale, aus dem Hohenlohischen, aus dem Deutschherrischen und Würtembergischen mit der Schaar zusammen, welche Georg Metzler im Schüpfergrunde gesammelt hatte. Dort vereinigte man sich über einen gemeinschaftlichen Operationsplan und bildeten sich die einzelnen Bauernabtheilungen zu dem hellen (ganzen) Haufen Odenwald's und Neckarthal's. Nachdem die Bauern im Allgäu, an der Iller und am Lech aufgehört hatten, furchtbar zu sein, war dieser helle Haufe, in dessen Mitte auch Florian Geyer mit seiner schwarzen Schaar zog, das bedeutendste Heer, welches im Felde stand.

Von Schönthal bewegte es sich an Weinsberg vorüber, nach Neckarsulm, woselbst es den vierzehnten April anlangte. Die ganze Gegend fiel den Bauern zu. Diese forderten Weinsberg und die Ritter, welche darin als Besatzung lagen, auf, in ihre christliche Brüderschaft einzutreten. Der Obervogt Ludwig Helfrich, Graf von Helfenstein, welcher in dem Städtlein befehligte, suchte Zeit zu gewinnen, indem er von Stuttgart Hülfe erwartete. Während der Unterhandlungen machte er einen Ausfall und tödtete die Bauern, die er erreichen konnte. Schon früher, als er von Stuttgart nach Weinsberg ritt, hatte er alle Bauern, die ihm begegneten, ergriffen und erwürgt. Natürlich reizte er durch diese Unmenschlichkeiten das Bauernheer auf's äußerste. Der Grimm der Bauern erhielt neue Nahrung durch die Nachrichten, welche von der Donau kamen, die Hinrichtung des Meisters *Jakob Wehe* zu Leipheim und das Blutbad, welches der Truchseß längs dem Flusse anrichtete, meldeten. Die Aufforderung der Bauern, Schloß und Stadt Weinsberg dem hellen christlichen Haufen zu öffnen, wurde mit Hohn zurück gewiesen. Die Abgesandten der Bauern wurden von den Mauern herab mit Schüssen empfangen, welche einen derselben schwer verwundeten. Es darf uns daher nicht wundern, daß die Bauern, welchen gegenüber die Ritter alles Kriegsrecht verletzt hatten, an diesen Rache nahmen, nachdem sie am sechszehnten April mit stürmender Hand das Schloß und die Stadt Weinsberg erobert hatten. Uebrigens war es nicht in Folge eines gemeinsamen Beschlusses, sondern auf den einseitigen Befehl Jäcklein Rohrbach's, daß die gefangenen Ritter und Reisige am Tage nach der Einnahme Weinsberg's durch die Spieße gejagt wurden. Florian Geyer war namentlich mit dieser That nicht einverstanden und trennte sich zur Stunde von dem hellen Haufen, in welchem er der einzige Mann von höherer kriegerischer Bildung gewesen war. So wurde der Sieg von Weinsberg in seinen Folgen verderblich für die Sache der Bauern. Statt der so nothwendigen Einheit in der Kriegführung, trat eine Zersplitterung ein, welche spätere Niederlagen vorbereitete. Florian Geyer, der hochherzige Mann des Volkes, der kriegskundige Führer, entfernte sich in gerechtem Unmuthe mit seiner *schwarzen Schaar* vom hellen Haufen und statt seiner wurde der Achselträger *Götz von Berlichingen*, welcher zwar das Handwerk eines Raubritters verstand, allein kein Feldherr war, von den Bauern zum obersten Hauptmann des hellen Haufens erwählt.

In dem benachbarten Würtembergerlande erhoben sich gleichfalls die Bauern in zahlreichen Haufen. *Matern Feuerbacher* mußte, wider seinen Willen, an deren Spitze treten. Er that es mehr, um den Adel vor Schaden zu bewahren, als um die Bauern von schwerem Drucke zu befreien. Unter einer solchen Führung konnte der Kampf der Bauern niemals einen großartigen Charakter annehmen. Matern Feuerbacher verstand es weder, einen Sieg vorzubereiten, noch zu benützen. Nirgends waren die Verhältnisse den Bauern so günstig, als in Würtemberg. Der Herzog Ulrich selbst war auf ihrer Seite und gab, obgleich vertrieben, ihrer Sache einen besseren Anstrich. Die österreichische Regierung war verhaßt und weit weniger fähig, sich zu behaupten, als irgend eine andere, welche sich auf alt hergebrachte Gewohnheiten und Ueberlieferungen stützen konnte.

Unter den Städten Schwaben's war keine für die Bauernbewegung wichtiger, als Heilbronn. Ein Theil der Bevölkerung war den Bauern und überhaupt einer Umwälzung günstig, der andere feindlich gesinnt. Als der lichte Haufe, am Osterdienstage, von Weinsberg auf Heilbronn zog, mußte sich die Stadt ihm anschließen, obgleich sie im schwäbischen Bunde war. Zwischen den Führern der Bauern und den einflußreichsten Bewohnern Heilbronn's bestand ein zu freundschaftliches Verhältniß, als daß es möglich gewesen wäre, durchgreifend zu verfahren. Es wurden keine Maßregeln getroffen, welche den Bauern Sicherheit gewährten, daß Heilbronn, auch nach deren Abzug ihnen treu bleiben würde. Dem Hauptheer der Bauern wurden die Thore nicht geöffnet. Es mußte außerhalb der

Stadt warten, bis man sich verständigt hatte. Mittlerweile zogen mehrere kleinere Abtheilungen, unter ihnen Florian Geyer, mit seiner schwarzen Schaar durch die Gegend am Neckar, am Kocher und an der Jaxt, thaten Schlösser ab und nahmen Herren und Gemeinden in die Verbrüderung auf. Am 22. April rückte der helle Haufen von Heilbronn über Neckarsulm, Amorbach, Miltenberg nach Würzburg, in dessen Nähe er am 7. Mai Abends lagerte. Unterwegs übernahm der Ritter Götz von Berlichingen den Oberbefehl über das Bauernheer. Alle Fürsten, Grafen und Ritter der ganzen Umgegend mußten die Artikel der Bauern annehmen und in deren Verbrüderung eintreten. Der größere Theil der Bürger Würzburg's war auf Seiten der Bauern. Der Bischof war entflohen, hatte aber den Frauenberg, die Feste von Würzburg, mit einer starken Besatzung und Lebensmitteln wohl versehen. An deren Mauern brach sich die Kraft des hellen Haufens.

Während die Bauern vor dem Frauenberge lagen und durch fruchtloses Stürmen und ein zügelloses Leben im Lager mehr und mehr an Muth und kriegerischer Ordnung verloren, wurden da und dort einzelne Abtheilungen von den Fürsten geschlagen und aus einander getrieben. Am achten Mai überfiel der Markgraf Casimir eine zahlreiche Bauernschaar bei Ostheim und verständigte sich mit ihr dahin, daß alle Markgräfischen, die sich in deren Mitte befänden, sich ihm auf Gnade unterwerfen und ihre Waffen ausliefern sollten. Zwar war der Aufstand von den Quellen des Neckar's und der Donau bis zum Main und an den Harz, in südlicher Richtung bis an die julischen Alpen, und vom Bodensee bis weit den Rhein hinab und über ihn hinweg nach dem Elsaß und Lothringen gedrungen; — allein nirgends hatten die Bauern eine kriegerische Ordnung begründet, welche ihnen größere Siege verschaffen konnte, nirgends hatten sie sich regelmäßige Hülfsquellen für den Krieg eröffnet, nirgends in ihrem Rücken zuverlässige Plätze zurückgelassen. Eine Revolution, welche mitten im Strudel der Zerstörung nicht neue Schöpfungen zu gestalten weiß, muß fallen. Die Bauern ließen aller Orten die alten Machthaber im Besitze ihrer Gewalt und begnügten sich mit Eiden, welche jeder Windhauch zu verwehen drohte und mit Brandschatzungen, welche niemals auch nur die dringendsten Bedürfnisse ihres Heeres befriedigten. Es wäre den Bauern ein Leichtes gewesen, kriegsgeübte Söldner zu werben, mit deren Hülfe sie alle Truppen ihrer Feinde vernichten konnten. Allein die Anführer der Bauern verstanden es nicht, die Anerbietungen zu würdigen, welche ihnen von mehreren Abtheilungen von Lanzknechten gemacht wurden. Je großartiger die Fortschritte waren, welche die Bauernbewegung im Laufe des Monats April 1525 fast aller Orten machte, desto furchtbarer wurden auch die Rüstungen ihrer Feinde. Derselbe Mann, dessen Kampf gegen den römischen Papst und das gesammte Pfaffenthum seiner Zeit den ersten und mächtigsten Anstoß zum Freiheitskampfe der Bauern gegeben hatte, erklärte sich im entscheidenden Augenblicke wider sie und lähmte dadurch die Thatkraft aller derjenigen, welche in Luther den großen Vorkämpfer der Freiheit bis dahin verehrt hatten. Die Art, wie sich Martin Luther über die Bauernbewegung seiner Zeit aussprach, ist so empörend, daß alle Verdienste, die er sich um die Menschheit erwarb, nicht ausreichen, diesen Makel aus seinem Leben zu tilgen. In seiner blinden Wuth unterschied er nicht zwischen Jäcklein Rohrbach, welcher die Ritter bei Weinsberg durch die Spieße jagen ließ und allen übrigen Führern des Bauernheeres, welche diese That mißbilligten. Er betrachtete den großartigen Freiheitskampf, welcher mehr als die Hälfte des deutschen Vaterlandes aus seinem tausendjährigen Schlummer aufrüttelte, gleich als handle es sich nur um die Weinsberger Blutrache. Luther schrieb: „wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern" ohne die geringste Rücksicht auf die Beweggründe zu nehmen, welche den armen, gedrückten, leibeigenen Knecht in den Kampf gegen seine Zwingherren führte. Er vergaß alle Grund=

sätze des Christenthums und die Gefühle der Menschlichkeit, indem er alle Feinde der Bauern aufforderte mit den Worten: „man soll sie zerschmeißen, würgen und stechen, heimlich und öffentlich, wer da kann, wie man einen tollen Hund todtschlagen muß.“ Er fiel in den ekelhaftesten Pfaffenton, als er schrieb: „daß man den Bauern will Barmherzigkeit wünschen, sind Unschuldige darunter, die wird Gott wohl erretten und bewahren, wie er Loth und Jeremiä thät. Thut er es nicht, so sind sie gewiß nicht unschuldig, sondern sie haben zum wenigsten geschwiegen und bewilligt. Der weise Mann sagt: cibus, onus, et virga asino (Futter, Last und Ruthe dem Esel.) In einen Bauern gehört Haberstroh, sie hören nicht das Wort und sind unsinnig, so müssen sie die virgam, die Büchse hören, und geschieht ihnen recht. Bitten sollen wir für sie, daß sie gehorchen; wo nicht, so gilt's hie nicht viel Erbarmen's. Lasse nur die Büchsen unter sie sausen, sie machen's sonst tausendmal ärger.“

Wenn Martin Luther in solchen Ausdrücken gegen die Bauern wüthen konnte, dürfen wir uns nicht wundern, daß ein wilder Krieger und stolzer Ritter, wie der Truchseß, mit zügelloser Grausamkeit an den Bauern Rache nahm. Verderblicher, als seine Mordlust wirkte aber seine Verrätherei. So oft der Truchseß nämlich einer Bauernschaar gegenüber stand, welche er glaubte, nicht besiegen zu können, wenigstens nicht ohne großen Zeitverlust und ohne Gefahr, knüpfte er Unterhandlungen an, machte die Bauern treuherzig und überfiel dann die Arglosen, wenn sie keines Angriffs gewärtig waren. Am siebenzehnten April schloß er mit den Haufen, die ihm siebenzehn tausend Mann stark bei Weingarten, in der Nähe von Ravensburg gegenüber standen, einen Vertrag ab, durch welchen er zwar den Bauern manche Zugeständnisse machte, allein die ganze Kraft der Bewegung im Ried, im Allgau und am See vernichtete und dadurch der Sache der Freiheit eine weit empfindlichere Niederlage bereitete, als auf irgend einem Schlachtfelde. Die Schwarzwälder und die Hegauer wurden dadurch unmittelbar bloßgestellt und veranlaßt am fünf und zwanzigsten April ein ähnliches Abkommen zu treffen, welches, obgleich es nicht genehmigt wurde, den Muth und die Entschlossenheit der Hegauer und Schwarzwälder brach. Der Truchseß konnte ohne bedeutende Verluste, den Befehlen des schwäbischen Bundes zufolge, über Speichingen und Balingen nach dem Würtembergischen ziehen, woselbst er, mit Hülfe trügerischer Unterhandlungen und des Verrathes der Böblinger, den würtembergischen Heerhaufen auf das Haupt schlug (12. Mai 1525).

Eine Niederlage der Bauern folgte auf die andere. Bei den Haufen im Ried, im Allgau, am See, im Schwarzwalde, im Hegau und im Würtembergischen, — ragten keine einzelnen Menschen besonders hoch über die Mittelmäßigkeit empor. Im Thüringischen aber leitete **Thomas Münzer** die Bewegung, welche er während des vorhergehenden Winters in größeren Kreisen angeregt hatte. Leider waren aber die Thüringer kein kriegerischer Menschenstamm. Sie mochten wohl, unter Anführung **Pfeifer's**, die Klöster vom Fuße des Harzes bis zur Einmündung der Unstrut in die Saale, von der Grafschaft Grubenhagen, Hohenstein und Stollberg bis Freiburg an der Unstrut einnehmen, verbrennen oder brandschatzen, dadurch war aber noch wenig gewonnen. Sobald es galt, kriegsgeübten Truppen die Spitze zu bieten, unterlagen die Thüringer aller Orten, ohne ihren Feinden auch nur einigen Schrecken einzujagen. Der Landgraf von Hessen, der Herzog Heinrich von Braunschweig, der Herzog Georg von Sachsen und mehrere andere Fürsten und Grafen zogen mit vereinter Macht gegen die Bauern. Thomas Münzer fügte zwar seinem Namen die Worte „mit dem Schwerte Gideon's“ bei, allein er konnte mit dem besten Willen aus seiner Natur nicht heraus treten. Er war ein Mann von hoher religiöser Begeisterung und reiner Menschenliebe, ein Gelehrter, der es mit dem Volke wohl meinte, doch kein Krieger. Seine Anhänger besaßen eine ähnliche, wenn auch minder kräftige Geistesrichtung, wie er. Münzer war kein Leonidas und seine Thüringer waren keine Spartaner.

Im Augenblicke der Gefahr blieb Thomas Münzer muthig und entschlossen, seine Begeisterung nahm nicht ab, vielmehr zu. Er geißelte mit Worten die Fürsten, die, in lasterhafter Pracht, der Armen Schweiß und Blut verzehren. Wie der Truchseß in Schwaben, so überfielen die Fürsten in Thüringen die Bauern, während sie sich „in gutem Stillstand und Frieden" wähnten, und metzelten sie dann kalten Blutes nieder. Die Engel-Legionen, auf welche manche in ihrer Ueberspannung gehofft hatten, erschienen nicht. Das Eisen und nicht der Glaube gab den Ausschlag. In der Schlacht bei Frankenhausen wurde Münzer mit seinen Anhängern, am 15. Mai 1525, besiegt. Fünftausend Bauern deckten die Wahlstatt, dreihundert Gefangene ließen die Fürsten später noch abschlachten. Münzer wurde einige Tage nachher in Frankenhausen, woselbst er sich versteckt hatte, gefangen genommen und nach unmenschlichen, mehrere Tage hindurch fortgesetzten Qualen, hingerichtet. Noch in seiner letzten Stunde sprach er den Fürsten ernst in's Gewissen und ermahnte sie, „den armen Leuten, ihren Unterthanen, nicht so gar hart zu sein." Er forderte sie auf, „fleißig in den heiligen Schriften, zumal in den Büchern Samuelis und der Könige zu lesen, dort werden sie Beispiele genug finden, welches Ende Tyrannen nehmen und daran mögen sie sich spiegeln."

So starb Münzer, noch am Rande des Grabes ein Fürsprecher der Unterdrückten und ein Tadler der Tyrannen. Luther überlebte ihn. Er konnte aber von dieser Zeit an nicht mehr der Freiheit die Fahne vorantragen, er wurde zum Fürstenknechte und mußte die von ihm angeregte Bewegung unvollendet lassen.

Die Niederlagen, welche die Bauern, sei es durch Unterhandlungen, oder auf dem Schlachtfelde, Schlag auf Schlag hinter einander erlitten, hielten diejenigen Gegenden, welche an dem Freiheitskampfe noch keinen Antheil genommen hatten, aber unter günstigeren Verhältnissen der Bewegung beigetreten wären, von jeder Annäherung an dieselbe ab, und wirkten in hohem Grade entmuthigend auf die Bauernheere, welche noch unter den Waffen standen. Der helle Haufen des Neckarthal's und Odenwald's, die schwarze Schaar Florian Geyer's, die Franken, die Elsaßer und Lothringer Landleute, die Salzburger und die Oestreicher wären, wenn sie sich gegenseitig unterstützt hätten, noch immer furchtbar gewesen. Allein jede Provinz kämpfte für sich allein und konnte daher den Fürsten, die sich gegenseitig die Hand reichten, die Spitze nicht bieten. Es wäre den schwäbischen Bauern ein Leichtes gewesen, mit vereinter Macht das einzige Heer, welches der schwäbische Bund in's Feld stellte, zu erdrücken. Nach einem entscheidenden Siege über den Truchseß von Waldburg, den sie schon im Monat April hätten erringen können, mochten sie sich entweder auf den Markgrafen Casimir oder auf den Herzog von Lothringen werfen, welche beide ihnen keinen bedeutenden Widerstand geleistet haben würden. Statt dessen ließen sich die vereinzelten Haufen der schwäbischen Bauern, einer nach dem anderen, auflösen oder aufreiben, so daß in der zweiten Hälfte Mai's zwischen dem Rheine und dem Lech nur noch das vor dem Frauenberge lagernde Bauernheer im Felde stand. Viele der Tapfersten waren bei der Belagerung dieser Feste gefallen. Rachesschnaubend zog der Truchseß gegen Würzburg. Unterwegs verübte er Gräuel, neben welchen die Blutrache zu Weinsberg verschwindet Er befahl, Weinsberg, mit allem Gut darin, zu verbrennen, selbst das Vieh mußte den Grimm des Aristokraten mit dem Tode büßen. Viele Greise, Frauen und Kinder starben in den Flammen. Die Männer hatten sich bei Zeiten geflüchtet. Das ganze Weinsberger Thal wurde mit Feuer und Schwert verwüstet. Jäcklein Rohrbach und Melchior Nonnenmacher, den Pfeifer, welcher zugegen gewesen war, als der Graf von Helfenstein mit seinen Genossen vor Weinsberg durch die Spieße gejagt wurden, ließ der Truchseß langsam zu Tode braten. Das Ende der schwarzen Hoffmännin ist uns, wie ihre

Jugendzeit, verhüllt geblieben. Sie verschwindet aus der Geschichte, nachdem die Bauern besiegt waren, und Niemand weiß, was aus ihr geworden.

Götz von Berlichingen verließ im entscheidenden Augenblicke treuloser Weise die Bauern. Am 28. Mai trafen sie bei Neckarsulm mit des Truchseß Heer zusammen. Tags darauf ergab sich die Stadt, und die Bauern, welche in derselben festen Fuß gefaßt hatten, suchten sich durch eilige Flucht zu retten. In der blutigen Schlacht zu Königshofen erlag der helle Haufen, der, achttausend Mann stark, von Würzburg aufgebrochen war, der überlegenen Kriegskunst der Feinde (2. Juni). Zwei Tage kämpfte Florian Geyer's schwarze Schaar in der Nähe von und im Schlosse Ingolstadt unweit Sulzdorf den Kampf der Verzweiflung, aus welchem nur wenige mit dem Leben davon kamen. Auf dem Speltich, einer Waldhöhe zwischen den Schlössern Vellberg und Limburg, ohnweit Hall, fand Florian Geyer, mit einem kleinen Häuflein entschlossener Männer, dem letzten Reste seiner schwarzen Schaar, den Heldentod, am 9. Juni 1525. Der Gaildorf-Hallische Haufen, welchen er noch in den Kampf führen wollte, hatte sich, aus Schrecken bei dem Herannahen des bündischen Heeres, ohne Schwertstreich aufgelöst.

Nach Thomas Münzer's Tode mochte Florian Geyer die Sache der Bauern noch siegreich zu Ende führen. Mit ihm war sie unwiderbringlich verloren. Von allen Fehlern, deren sich die Bauern in ihrem Freiheitskampfe schuldig machten, war der größte, daß sie Florian Geyer nicht zu würdigen verstanden.

Während der Truchseß von Waldburg in Schwaben und Franken gegen die Bauern mit unerhörter Grausamkeit wüthete, und der Landgraf von Hessen, im Bunde mit anderen Fürsten, Thomas Münzer und seinen Anhang in Thüringen abschlachtete, zog der Herzog von Lothringen, aus dem Geschlechte der Guisen, wider die Bauern im Elsaß. Er stand dem Truchseß Waldburg würdig zur Seite, d. h. er war ein Henkersknecht, wie dieser. Sein Wahlspruch war: „es sei genug zur Seligkeit, wenn einer das Paternoster und Ave Maria beten könne." Nur wer die Menschen in viehischer Dummheit erhalten will, kann eine solche Abgeschmacktheit behaupten.

Herzog Anton war einer der verruchtesten Gurgelabschneider seiner Zeit. Der Fürstenmantel, den er trug und die zahlreichen Rotten von Soldknechten, mit deren Hülfe er den Leidenschaften fröhnte, können den unbefangenen Geschichtsschreiber nicht blenden. Sein religiöser Fanatismus flößte dem aristokratischen Grimme, der ihn beseelte, noch größere Bitterkeit ein. Mit einem Heere von dreißig tausend Mann, die er aus allen Theilen der Erde zusammen gebracht, rückte er gegen Saargemünd, woselbst die Bauern ein verschanztes Lager inne hatten. Diese erwarteten den feindlichen Angriff nicht und zogen sich auf Zabern zurück. Die Elsaßer Bauern, welche in verschiedenen Gegenden zahlreich unter den Waffen standen, Klöster und Herrensitze einnahmen und plünderten, kamen ihren Brüdern nicht zu Hülfe. Nach einem kleinen Treffen bei Lupfstein (16. Mai 1525), trafen die Bauern in Elsaß-Zabern ein Abkommen mit dem Herzoge Anton dahin, daß sie ihre Waffen ablegen, in ihre Heimath zurückkehren und ihre lutherischen Irrthümer aufgeben wollten. Doch, wie gewöhnlich, hielten die Aristokraten nicht Wort. Als am 17. Mai die Bauern ihren Feinden die Stadt Elsaß-Zabern öffneten und anfingen, aus den Thoren derselben zu ziehen, fielen des Herzogs Mordknechte über die Wehrlosen her und erschlugen zwischen sechszehn und achtzehn tausend!

Sieben tausend Bauern, welche zu spät ihren Brüdern zu Hülfe zogen, kämpften bei Kästenholz mit Heldenmuth gegen die Ueberzahl der Lothringer.

Herzog Anton hatte seinen Blutdurst noch nicht gestillt. In Elsaß-Zabern ließ er seinen Grimm an drei hundert Gefangenen aus, welche er erwürgen ließ!

Gern hätte es der Truchseß gesehen, wenn sein Gesinnungsgenosse, der Lothringer

Herzog, aufgefordert worden wäre, auf die rechte Seite des Rheines überzusetzen, um dort die letzten Zuckungen des Freiheitskampfes erdrücken zu helfen. Allein die deutschen Fürsten hatten zur Zeit Friedrich's III. zu viel von Mörderbanden, wie sie der Herzog Anton gedungen hatte, erduldet, als daß sie dazu eingewilligt hätten. Die Lothringer zogen über die Vogesen zurück, ohne von den Bauern, welche die Waffen noch nicht abgelegt hatten, belästigt zu werden. Der Schrecken lähmte ihre Thatkraft. Auch im Elsaß kehrten die alten, verrotteten Zustände wieder. Was Herzog Anton von Lothringen begonnen, vollendeten die Ritter und Pfaffen des eigenen Landes.

In Franken und in Schwaben waren die Bauern durch die wiederholten Niederlagen, die sie erlitten hatten, in solchen Schrecken versetzt worden, daß, nachdem Florian Geyer mit seiner schwarzen Schaar gefallen, der Truchseß nirgends mehr auf mannhaften Widerstand stieß. Doch nach der Schlacht begann das Schlachten! Der Gefährte, welcher den Truchseß nie verließ, war der Henker, Berthold Aichelin. Der Truchseß pflegte ihn „seinen besonders lieben Berthold" zu nennen und schenkte ihm „für seine getreuen Dienste" die Güter der Heilbronner Bauernhauptleute: Hans Flux und Ulrich Fischer, in deren Besitz der Scherge jedoch nicht gelangte. Dieses Ungeheuer in Menschengestalt „fuhr eine Zeitlang, um in Schwaben, Franken, auf dem Schwarzwalde, in Würtemberg, Hegau, Allgau weit und breit zu henken: er hatte einen besonderen grimmigen Haß auf das Evangelium; wo er an einen evangelischen Prädikanten kommen mochte, der hatte bei ihm den Hals verloren."

Von Neckarsulm und Königshofen rückte der Truchseß gegen Würzburg, woselbst er am 8. Juni siegreich einzog.

Nicht weniger als ein und achtzig Menschen ließ dieser Wütherich daselbst enthaupten. Augen ausstechen, Finger abhauen, Aufhängen und Köpfen, das war das große Geschäft der Aristokraten und ihrer Henker. Nachdem der Truchseß seine Wuth gekühlt hatte, begannen die Landesherren. Der Bischof von Würzburg ordnete allein zwei hundert neun und sechszig Hinrichtungen an und wohnte denselben persönlich bei. Die massenhaften Metzeleien, die scheußlichen Grausamkeiten, regten da und dort die Bauern von neuem zum Kampfe auf. Am drei und zwanzigsten Juni kam es bei Pfeddersheim, in der Rheinpfalz, noch einmal zur Schlacht. Die Bauern erlagen der Uebermacht. Am folgenden Tage ließen die Fürsten über acht hundert Wehrlose niederstechen und hinterdrein noch achtzig köpfen!

Der Erzbischof von Trier und der Pfalzgraf Ludwig waren die wüthendsten Schlächter in der Rheinpfalz. Auf die Hinrichtungen und Verstümmelungen folgten Kerker- und Geldstrafen. Nur wenige Fürsten, Grafen und Herren hielten die Verträge, die sie in der Zeit der Drangsal mit ihren Bauern abgeschlossen hatten.

Während der Truchseß in Würtemberg und in Franken die Bauern niederwarf, erhoben sich die Landleute im Allgau. Im Juli kehrte der Truchseß dahin zurück und richtete Land und Leute in so großartigem Maßstabe zu Grunde, daß der schwäbische Bund gegen ihn einschritt und ihm am 15. Juli schrieb: „er solle seine Brennereien unterlassen, es sei des Bundes Meinung nicht, das Land zu verderben." Doch der Truchseß kümmerte sich nicht um diese Weisung. Er zog mit Feuer und Schwert durch das Land, und wo er auf Widerstand stieß, bahnte er sich durch Verrath den Weg zum Siege. Die Bauern erlagen. Allein da und dort setzten sie den Kampf bis zum Winter fort. Erst am 5. December ergab sich Waldshut, welches von allen Städten am treuesten und festesten im Kampfe der Freiheit ausgeharrt hatte.

Nicht minder furchtbar, als in Schwaben, Franken, Thüringen und im Elsaß erhoben sich im Osten Deutschland's die Bauern gegen ihre Zwingherren. Der Ausgangspunkt

der dortigen Bewegungen war Salzburg, woselbst seit dem Jahre 1519 Mathäus Lang, dieser niederträchtige Günstling des Kaisers Maximilian, auf dem erzbischöflichen Stuhle saß. Er setzte sich über alle von ihm beschworenen Rechte und Freiheiten der Bewohner seines Erzstifts hinweg, trat die Verfassung des Landes mit Füßen, verfolgte mit grimmiger Wuth die auch im Salzburgischen aufkommende freie Richtung und brachte durch unerschwingliche Steuern, die er dem Volke auferlegte und unerhörte Gewaltthaten, durch welche er jeden Widerstand erdrücken wollte, das ganze Erzstift wider sich in die Waffen. Im April 1525 erhoben sich die salzburgischen Bauernschaften, gleich denjenigen des übrigen Deutschland's. Sie hatten nicht zwölf, sondern vierzehn Artikel, welche ihre Beschwerden und Forderungen enthielten, in der Hauptsache aber mit denjenigen der Schwaben und Franken übereinstimmten. Aus dem Salzburgischen ging die Bewegung das Ensthal hinab und in die fünf österreichischen Herzogthümer, insbesondere nach Steiermark, Oberösterreich und Kärnthen über, woselbst jener Siegmund von Dietrichstein, dessen wir oben erwähnten*), als Landeshauptmann von Steyer den Ton unter den Aristokraten angab. Die Bauern konnten die Grausamkeiten nicht vergessen, deren Opfer sie in den Jahren 1514 und 1515 geworden waren. Sie schlossen von neuem unter sich einen Bund zur Wiederherstellung ihrer früheren persönlichen Freiheit und Abschaffung ungerechter Lasten. Bei Goyß, ohnweit Admont, an der Ens, kam es zur Schlacht, in welcher Dietrichstein besiegt und verwundet wurde und mit Mühe sein Geschütz rettete. Wie der Truchseß und die übrigen Aristokraten, verstand es aber auch Dietrichstein durch trügerische Unterhandlungen, die er anknüpfte, die Kraft der Bauern zu brechen. Ein Theil derselben nahm seine Zusagen an und verließ das Lager, der andere, den tapferen Reustl an seiner Spitze, warf sich in das Salzburgische und vereinigte sich dort mit den Feinden des verruchten Erzbischofs, welcher in dem Schlosse Hohensalzburg eng eingeschlossen gehalten wurde. An der Spitze der Tyroler stand als oberster Hauptmann Geismaier. Der Erzherzog Ferdinand gab den Bauern die süßesten Worte. Sie hatten das Uebergewicht in ganz Tyrol. Nur Innsbruck, Hall, Schwatz und Frohnsberg nahmen an der Bewegung keinen Theil. Allein da die fünf österreichischen Herzogthümer, welche selbst doch nur einen kleinen Theil Deutschland's bilden, nicht gemeinsame Sache machten, so blieben ihre Kämpfe, obgleich sie auf dem Schlachtfelde größere Siege gewannen, als ihre Brüder im westlichen Deutschland, dennoch im Wesentlichen erfolglos. Der Graf Siegmund von Dietrichstein erhielt, als er nach Wien um Sold für seine Kriegsknechte schrieb, die Antwort: „er solle die Rädelsführer hart strafen, die Anderen auf's Mark brandschatzen, Alle, ohne Unterschied, wo Aufruhr gewesen sei; dann habe er Geld." Dietrichstein ließ sich dieses nicht zwei Mal sagen. Gänzlich uneingedenk der von ihm den Bauern gemachten Zusagen, brandschatzte er ganz Steiermark, ließ spießen, schinden und viertheilen und gab zu, daß seine Ratzen (Husaren) den Weibern die Brüste abschnitten, den schwangeren Frauen die Kinder aus dem Leibe rissen und jeder viehischen Leidenschaft den Zügel schießen ließen. Auf's Aeußerste getrieben erhoben sich die Steiermärker in den ersten Tagen Juli's von neuem.

Sie überfielen den Unmenschen Dietrichstein am 3. Juli zu Schladening, nahmen sein sämmtliches Geschütz ihm ab und zersprengten sein Söldnerheer. An drei tausend Kriegsknechte wurden im Kampfe erschlagen. Ein großer Theil des kärnthischen und steierischen Adels büßte seine Freventhaten und Grausamkeiten mit dem Leben. Dietrichstein selbst wurde gefangen mit vielen Adeligen. Die gefangenen Böhmen und Ratzen wurden, am dritten Tage nach der Schlacht, vierzig an der Zahl, hingerichtet. Den deutschen Adeligen wurde ihr Leben geschenkt.

*) S. Weltgeschichte Buch VI, § 18. S. 128 f.

Der Erzherzog Ferdinand und der gesammte Adel mußten den dringendsten Beschwerden der Bauern abhelfen, worauf sich diese wieder unter das alte Joch beugten. Am längsten hielten die Salzburger aus. Die Tyroler ließen sich durch gute Worte und einige Erleichterungen beruhigen. Diejenigen Gemeinden, welche sich nicht abfinden lassen wollten, wurden mit Gewalt erdrückt. Geismaier floh nach Italien, von wo aus er noch längere Zeit Tyrol in Bewegung setzte. Die Salzburger hielten ihren Tyrannen bis zum ersten September im Schlosse von Salzburg belagert. Zwar zog ihm der Herzog Ludwig von Baiern mit zehntausend Mann zu Hülfe. Doch wagte er nicht, die Bauern in ihrem befestigten Lager anzugreifen. Der Erzbischof mußte sich einen demüthigenden Vertrag gefallen lassen, den er beschwor. Er hielt ihn aber nicht. Die Unzufriedenheit dauerte unter den Salzburgern, wie unter den übrigen deutschen Landleuten, fort und brach sich bei den kräftigen Bewohnern der Hochalpen in wiederholten Ausbrüchen Bahn. Noch ist der Tag der Abrechnung nicht erschienen, — doch die Weltgeschichte schreitet langsam voran.

Die französische Revolution des achtzehnten Jahrhunderts hat bewiesen, daß der stolze Adel, die heuchlerische Geistlichkeit und das willkürliche Königthum, wenn auch spät, doch endlich vor die Schranken des entrüsteten Volkes gezogen werden können. Der Entwickelungsgang des deutschen Volkes war langsamer. Doch auch ihm wird der Tag des Gerichtes einmal anbrechen! Wehe dann allen Zwingherren, die sich mit dem Schweiße und dem Blute des Volkes mästen!!

Jahrhunderte vergehen nicht selten in der Weltgeschichte, bevor die Folgen früherer Ereignisse an das Licht treten. Die Vergangenheit muß gewürdigt sein, bevor sie ihre Wirkung auf die Menschheit ausüben kann. Mehr als drei Jahrhunderte rollten über die Tage von Weinsberg und Schmalding, von Böblingen und Königshofen dahin, bevor die Helden des Freiheitskampfes in ihrem vollen Strahlenglanze und die Würger der Bauern in ihrer empörenden Niederträchtigkeit erkannt wurden. Das gründliche deutsche Volk will erst überzeugt sein, bevor es zum Schwerte greift. Die Fortschritte der Wissenschaft sind ihm nicht verloren gegangen. Der Druck der Gegenwart macht jedem Arbeiter die Lasten der Vergangenheit anschaulich und fordert ihn auf, zu vollenden, was in den Tagen der jungen Reformation so großartig begonnen wurde.

Schwer ruhte nach den Niederlagen der Jahre 1525 und 1526 die Faust der Machthaber auf den Bauern, deren treueste Freunde und begeistertste Vorkämpfer theils das Leben, theils Heimath, Hab und Gut verloren hatten. Von den Führern des Freiheitskampfes, welche nicht des Märtyrertodes starben, endete Wendel Hippler im pfalzgräflichen Gefängniß zu Neustadt (1526), nachdem er es gewagt hatte, sich selbst auf den Reichstag zu Speier zu begeben, um dort seine Sache zu führen. Georg Metzler verschwand nach der Schlacht von Königshofen, ohne eine Spur von sich zurück zu lassen. Andreas Karlstadt rettete sich mit Hülfe einer Jungfrau, die ihn über die Mauern Rothenburg's hinab ließ und wurde später Professor der Theologie zu Basel. Den elenden Götz von Berlichingen konnte sein Freund, der Truchseß, nicht von aller Strafe frei machen. Er wurde gefangen gesetzt, des Hochverrathes angeklagt und kam am Ende nur frei unter dem eidlichen Versprechen, kein Roß mehr zu besteigen, seine Markung nie zu überschreiten und keine Nacht außer dem Hause zuzubringen. Während das Volk, obwohl im Stillen, Florian Geyer, Thomas Münzer und deren Kampfgenossen als die größten Männer ihrer Zeit und die hochherzigsten Freunde der Menschheit verehrte, sang es Spottlieder auf den Ritter Götz. Göthe, der hochbegabte Sänger, befleckte auf ewig seinen Dichterruhm, indem er gegen die nach Freiheit strebenden Bauern und zu Gunsten des Verräther's Berlichingen das Wort ergriff. Mathäus Lang, der Erzbischof von Salzburg, verfiel in Blödsinn; der Truchseß von Waldburg entzweite sich mit dem schwäbischen Bunde

und dem Erzherzoge Ferdinand und wurde durch beide tief gekränkt. Martin Luther erkannte zu spät die eigentliche Bedeutung des Bauernkrieges und sah „mit wachsendem, sein ganzes Gemüth verdüsterndem Gram so vieles weit hinter dem zurückbleiben, was er gewollt und erwartet hatte." Wenn die Bibel sagt: Du kannst nicht Gott dienen und dem Mammon, so lehrt die Erfahrung: Du kannst nicht dem Volke dienen und den Fürsten.

Die Bauern unterlagen, doch mehr als tausend Klöster und Schlösser waren durch sie zerstört worden und erstanden nicht wieder aus ihren Ruinen. Tausenden von Volksbedrückern wurde ihr Ziel für immer gesteckt. Tausend Anderen lähmte der Schrecken, den ihnen die Bauern eingejagt hatten, die Kraft, das Volk zu schädigen und zu mißhandeln. Wenn auch viele geistliche und weltliche Dränger ihre Geißel grimmiger über dem Rücken des armen Bauern schwangen, manche, welche einen besseren Kern der Religion, des Wohlwollens oder des Verstandes besaßen, bemühten sich doch, das Loos der Arbeiter, von deren Händen sie lebten, zu mildern.

Mehr als eine gute Folge hat der große Bauernkrieg des Jahres 1525 schon zu Tage gebracht. Doch sein eigentlicher Zweck ist heute noch unerreicht, und kann auch im neunzehnten Jahrhundert nur mit dem Schwerte in der Hand errungen werden

## § 8. Weitere Entwickelungen bis zum Jahre 1530.

Nur im Reiche der Ideen ist die Wahrheit rein, nur in Gedanken ist der Kampf der Freiheit fleckenlos. Je erhabener eine Wahrheit ist, desto schwerer wird es den Massen, sie zu verstehen und je heftiger die bestehenden Gewalten jeder Regung der Freiheit widerstreben, desto leichter mischen sich wilde Leidenschaften in den Streit. Sehr langsam schreitet die Menschheit voran. In Griechenland und Rom siegte die Freiheit, der Volkswille über die Unfreiheit, den Willen der Könige und der Aristokraten. Allein der Kampfpreis bildete nicht sowohl das Wesen, der innere Kern, als die Form der Freiheit. In einem großen Theile der Erde errang das Christenthum den Sieg über das Heidenthum. Allein es waren nicht die von Christus gelehrten Grundsätze brüderlicher Liebe und Gleichheit, sondern die ihm von tückischen Pfaffen untergeschobenen Glaubensformeln, welche zur Herrschaft gelangten. Doch auch die Form der Freiheit hat ihren Werth als Stufe, welche zu deren Wesen annähert. Nachdem das Christenthum fast anderthalb Jahrtausende ein Scheinleben geführt, nachdem die habgierigen und herrschsüchtigen Pfaffen unter dessen Aushängeschilde die Nationen ausgebeutet und geknechtet hatten, begann der Kampf um den eigentlichen Kern, um das Wesen, die Nutzanwendung der Lehre Christi. Auch in diesem, wie in jedem andern Meinungsstreit, von welchem Hab und Gut, Würden und Ehrenstellen abhängig waren, mischten sich bald die gehässigsten Leidenschaften, Irrthümer, und Verkehrtheiten. Die reinste, die klarste, die freieste Anschauung konnte den Sieg nicht gewinnen. Doch die Menschheit stieg schon um eine Stufe höher, indem die päpstliche Schreckensherrschaft mit ihrem abgeschlossenen Glaubensbekenntnisse des Unsinns und ihrem verknöcherten Ceremonialgesetze erschüttert und in das früher gänzlich finster gehaltene Gebiet der Kirche einiges Licht eingeführt wurde. Neben der reinen Fackel der Vernunft, mit welcher einige große Geister das sogenannte Christenthum beleuchteten, machten sich allerdings auch tausende von Irrlichtern geltend, welche Verwirrung und Zwiespalt in die Reihen der Freiheitskämpfer und Wahrheitsfreunde brachten. Das war die nothwendige Folge menschlicher Unvollkommenheit. Nie hat die Menschheit einen vollständigen Sieg über ihre Feinde errungen. Die zahlreichen, wenn schon unvollständigen Siege, die sie errang, haben sie aber aus den Zeiten der vorherrschenden Sklaverei in die Periode vorherrschender

persönlicher Freiheit und aus den trüben Jahrhunderten des Mittelalters in unsere helleren Tage geführt.

Der Gegensatz des Kampfes des sechszehnten Jahrhunderts war nicht Vernunft oder Unvernunft, Freiheit oder Knechtschaft, sondern ein mehr oder weniger unvernünftiges Glaubensbekenntniß, ein mehr oder weniger drückendes Joch. Die Vernunft spielte bei den Reformatoren eine sehr untergeordnete Rolle, und über Freiheit hatten sie sehr wirre Begriffe Nur in der ersten Zeit, bevor der Kampf mit den Waffen begonnen hatte, ehe Sickingen und später die Bauern niedergeworfen worden waren, machte sich die Stimme der Vernunft und der Drang nach Freiheit nachdrücklich geltend. Später schlich sich bald schon der blinde Glaube und der dumpfe Gehorsam wieder ein. Doch konnte niemals durch die Beschränktheit und die Feigheit einzelner Führer die alte Nacht und die alte Knechtschaft in ihrer ganzen Trübe wieder hergestellt werden. Von Anfang bis zum heutigen Tage blieb der Drang nach vernunftmäßiger und freiheitlicher Entwickelung bei den Papisten immer schwächer, als bei den verschiedenen Völkern, welche die Reformation ergriffen. Der Despotismus konnte in den katholischen Ländern, Jahrhunderte lang, schrankenloser wüthen, als im Schooße protestantischer Völker.

Der größere Theil der Hoffnungen, welche die Völker im Anbeginne des Kampfes gegen das Papstthum gehegt hatten, ging unter, nachdem sich Luther mit so großer Gehässigkeit gegen diejenige praktische Anwendung des Evangelium's erklärt hatte, welche die deutschen Bauern verlangten. Die nothwendigen Folgesätze christlicher Liebe und gleichheitlicher Berechtigung, welche von den Männern des entschiedenen Fortschritts in Anspruch genommen, von Luther aber und den Fürsten Deutschlands verworfen wurden, traten nicht in das wirkliche Leben der Staaten und der Gemeinden ein. Die christlichen Tugenden blieben nach wie vor ganz erwünschte Predigt-Texte. Wer es aber wagte, auf deren Grund gegen die Laster der Fürsten und die von denselben ausgeübten Bedrückungen zu eifern, mußte gewärtigen, auf das strengste bestraft zu werden.

Der große Bauernkrieg des Jahres 1525 bestimmte, auf Jahrhunderte hinaus, den Charakter der von Martin Luther getragenen Reformation. Bis zur Zeit, da die Bauern, gestützt auf das Evangelium, eine durchgreifende Verbesserung der politischen und socialen Zustände Deutschland's verlangten, war Luther der Vertreter der gesammten Fortschrittspartei auf allen Gebieten des Lebens gewesen. Die Massen hofften, er werde das Joch ihrer weltlichen Tyrannen eben sowohl zertrümmern helfen, als die Ketten, in welche die Kirche sie geschlagen. Mit den Vorkämpfern auf dem Felde der Wissenschaft war Luther bis dahin, wenige Ausnahmen abgerechnet, in einem freundlichen Verhältnisse gestanden. Alles dieses veränderte sich wesentlich durch den Bauernkrieg. Indem Luther Partei gegen die schwer gedrückten arbeitenden Klassen nahm und die Fürsten zur Rache und Gewaltthat wider die Bauern aufforderte, sagte er sich von allen Bestrebungen los, deren unmittelbarer Zweck die Verbesserung der menschlichen Gesellschaft war. Den Fürsten räumte Luther einen so hohen Standpunkt ein, daß die Freiheit der Wissenschaft ganz eben so wenig, als die Freiheit des Lebens daneben bestehen konnte. Das Gebiet der Reformation, welches bis dahin ohne Gränzen gewesen war, wurde auf diese Weise, soweit Luther's Einfluß reichte, auf das verhältnißmäßig enge Feld der Kirche beschränkt, und auch auf dieses wurden von Luther selbst Beweggründe verpflanzt, welche mit der Religion Christi durchaus unvereinbar waren. Um die Fürsten für sich und seine Lehre zu gewinnen, huldigte er dem krassesten Despotismus, stachelte er ihre Habgier nicht minder, als ihre Herrschsucht auf, indem er ihnen diejenigen Güter, welche die Bauern zu Gunsten der G e s a m m t h e i t einziehen wollten, die reichen Klöster und sonstigen Besitzungen der Kirche in Aussicht stellte. Luther, dessen Anhang bis dahin am kräftigsten unter dem Volke gewesen war, für

welchen die edelsten Gefühle der Menschenbrust: Wahrheitsliebe, Freiheitsmuth und Rechtsgefühl gekämpft hatten, mußte, indem er die Fürsten an die Stelle der Völker zu den Stützen des von ihm getragenen Kampfes erkor, auch die Beweggründe desselben verändern. Der Drang nach einer reineren Gotteserkenntniß trat zurück und der Durst nach Geld und Geldeswerth, das Verlangen nach Kirchen- und Klostergütern in den Vordergrund. Das Streben der Massen, mit Hülfe der neuen kirchlichen Lehre glücklichere Zustände auch außerhalb des unmittelbaren Gebietes der Religion zu erringen, mußte den Anforderungen der Fürsten auf blinden Gehorsam und unbedingte Unterwerfung weichen.

Es ist oft behauptet worden, Luther habe nur auf diese Weise die durch den Bauernkrieg gefährdete Reformation retten können. Wer mag entscheiden, welche Gestalt der Freiheitskampf des Jahres 1525 genommen, wenn Luther das große Gewicht, das er damals besaß, in die Wagschale der unterdrückten Massen, statt in diejenige ihrer fürstlichen Zwingherren gelegt hätte? So viel ist aber gewiß, daß er mit seinen früheren besseren Zeiten, mit den Grundsätzen des Rechtes und christlicher Milde in vollständigen Widerspruch gerieth, indem er gegen die Bauern auftrat und den Grimm der Fürsten gegen sie noch aufstachelte. Mag es sein, daß er dadurch diejenige Reformation rettete, welche später in dem Augsburger Bekenntnisse seinen Ausdruck fand. Der weit größeren Reformation auf dem Gebiet der Kirche, des Staats und der Gesellschaft, welche er in Uebereinstimmung mit allen strebenden Geistern seiner Zeit früher angeregt hatte, gab er den Todesstoß dadurch, daß er sich den Fürsten in die Arme und die Bauern ihnen unter die Füße warf. Indem er den gerechten Forderungen der Bauern, ohne deren Gewährung sie niemals zu Bildung, Wohlstand und Freiheit gelangen konnten, entgegentrat, verschloß er sein Herz den Regungen der Wahrheitsliebe, des Rechtsgefühls und der Menschlichkeit, und konnte folgeweise auch diejenige Reformation, welche er noch fortsetzte, d. h. die Verbesserung kirchlicher Uebelstände, nicht mehr mit reiner und voller Kraft betreiben.

Den Vorwurf, welcher Luthern von der Seite der Machthaber gemacht wurde, den Aufstand der Bauern veranlaßt zu haben, konnte er trotz seinem Poltern und Toben nicht von sich ablehnen. Allein er gab den Fürsten volle Sicherheit, daß er ihnen für die Zukunft die Massen gern preisgeben wolle, vorausgesetzt, daß die Machthaber seine auf das Feld der Kirche zu beschränkenden Reformen gut heißen wollten. Damit waren alle diejenigen Fürsten zufrieden, welche nichts weiter beabsichtigten, als ihre Macht und ihre Besitzungen auf Kosten des Reiches und der Kirche zu vermehren. Sie geriethen aber bei dieser Gelegenheit mit vielen anderen Gewalthabern in Streit, welche durch den alten Aberglauben und die römische Kirche mehr zu gewinnen hofften, als durch die von Luther angeregten Neuerungen.

Viele sind in ihrer Entrüstung gegen Luther so weit gegangen, daß sie behaupteten, die von ihm getragene Bewegung sei von dem Augenblicke an, da er sich den Fürsten in die Arme warf, durchaus bedeutungslos geworden. Allein sie irren sich gewiß nicht minder, als diejenigen, welche das Verfahren des Reformators den Bauern gegenüber billigen. Dadurch, daß ein großartiger Fortschritt gehemmt und geschwächt wird, hört er nicht auf, ein Fortschritt zu sein, und daß die von Luther getragene Reformation trotz ihrer Verkrüppelung noch immer sehr bedeutungsvoll blieb, beweist die Geschichte von nahezu viertehalb Jahrhunderten, von denen sich anderthalb hauptsächlich um sie drehten, während die Menschheit im Laufe der folgenden zwei Jahrhunderte nicht vermochte, einen Standpunkt zu gewinnen, der sie von der durch Luther angeregten Bewegung unabhängig gemacht hätte. Noch heutzutage ist der Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten keine Antiquität geworden. Er macht sich nicht blos in größeren, sondern auch in kleineren Kreisen fühlbar,

obgleich die Stellung der Staaten nicht mehr, wie im sechszehnten und in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, wesentlich darauf beruht.

Die Thatsache, daß sich unmittelbar nach Beendigung des Bauernkrieges viele Fürsten für die von Luther vertretene Reformation aussprachen, läßt sich kaum anders, als durch die Annahme erklären, daß sie durch die Ansichten gewonnen wurden, welche der schlaue Reformator um jene Zeit in Betreff des Kirchenvermögens und der Gehorsamspflicht der Unterthanen kund gab.

Der Landgraf Philipp von Hessen, der Großmeister von Preußen, die Herzoge von Braunschweig Lüneburg und von Mecklenburg, der Fürst von Anhalt, die Markgrafen von Ansbach und Baireuth; kurz darauf die Markgrafen von Baden, der Graf von Mannsfeld und andere Grafen und Herren wählten gewiß nicht ohne Grund gerade diesen Zeitpunkt, um ihre Anhänglichkeit an die neue Lehre öffentlich kund zu thun. Mehrere derselben sprachen unumwunden die Beweggründe, welche sie leiteten, aus. Der Großmeister von Preußen wollte das Land, das er nur für die Zeit seines Lebens besaß, erblich an seine Familie bringen. Der Landgraf von Hessen führte in einem Schreiben an seinen Schwiegervater, den Herzog Georg von Sachsen, welcher die neue Lehre als eine aufrührerische angegriffen hatte, aus: „sie predige gerade im Gegentheile den Gehorsam gegen die Obrigkeit und eben darum trete er ihr bei. Die Markgrafen Casimir und Georg von Ansbach und Baireuth erließen noch im Jahre 1525 ein Manifest, worin sie bemerkten, daß die christliche Freiheit nicht in Erledigung von Renten, Zinsen, Gülten, Zehnten, Steuern, Diensten, oder anderen derartigen äußerlichen Bürden und Beschwerden, sondern in einem innerlichen und geistlichen Dinge bestehe, welches von solchen zeitlichen Geschäften ganz unabhängig sei.

Zu allen Zeiten bemühten sich schlaue Pfaffen, deren Helfershelfer und Bundesgenossen, den Völkern ihr irdisches Glück gegen überirdische Aussichten und Hoffnungen zu vertauschen. Auch Martin Luther trat in dem Augenblicke, da er dem Volke den Rücken wandte, in dieses alte Pfaffen-Geleise ein und die Fürsten freuten sich sehr, mit den Waffen, welche ihnen der Reformator selbst bot, ihre schwierig gewordenen Unterthanen wieder unter das alte Joch zu bringen. An die Stelle regen Strebens nach Wahrheit und Freiheit trat die ängstliche Bemühung, neue Glaubensformeln zu verfassen, mit deren Hülfe der Religionsstreit geschlichtet werden sollte. Das Recht, welches sich Luther genommen hatte, die Bibel nach seiner persönlichen Anschauungsweise aufzufassen, wollte er anderen Leuten keineswegs einräumen. Melanchthon, Luther's treuester Anhänger, schrieb dem Landgrafen von Hessen auf seine Anfrage über die Einführung der neuen Lehre in seinen Landen unumwunden (1525), „daß die Obrigkeit in die Streitigkeiten zwischen den Predigern einschreiten, und nur den v e r n ü n f t i g e n (das heißt denjenigeu, welcher die Ansichten der Obrigkeiten theilte) predigen lassen solle." Wiederholt verlangte Luther von dem Kurfürsten von Sachsen, er solle diesem oder jenem verbieten, gewisse Meinungen zu äußern, die mit den seinigen nicht übereinstimmten. Der Reformator und seine Anhänger räumten übrigens der Obrigkeit nur aus dem Grunde so große Gewalt ein, weil sie hofften, dieselbe würde zunächst zu ihrem eigenen Vortheile angewendet werden. An die Stelle des allgemeinen Priesterthums von welchem früher viel gesprochen worden war, trat schon bald wieder eine abgeschlossene Kaste von Geistlichen, welcher eben so wenig Selbstständigkeit eingeräumt wurde, als den Priestern der römischen Kirche. Den Verkündern der neuen Lehre wurde es von Luther und dessen Anhängern eben so wenig gestattet, ihre persönlichen Ansichten geltend zu machen und frei nach der Wahrheit zu forschen, als den römischen Geistlichen vom Papste erlaubt wurde, von den Glaubenssätzen der römischen Kirche abzuweichen.

Durch alle diese Trübseligkeiten wurden die Hoffnungen der erleuchteten und strebenden Geister der Zeit gedämpft. Selten bleibt eine in edlem Aufschwunge begonnene Volksbewe-

gang lange Zeit frei von fremdartigen und störenden Beimischungen. Wie die englische Revolution des siebenzehnten und die französische des achtzehnten Jahrhunderts, so wich auch die deutsche Reformation des sechszehnten Jahrhunderts bald schon weit von ihrer ursprünglichen Richtung ab. Darum wirkten alle diese Stürme dennoch erfrischend und kräftigend auf den Entwickelungsgang der Menschheit ein. Die Erbärmlichkeiten späterer Zeiten konnten nicht verhindern, daß tausend Saamenkörner, welche in dem Augenblicke hoher Begeisterung ausgestreut worden waren, selbst dann noch aufgingen, als viele der Säeleute viel zu nüchtern, zu schlaff und zu muthlos geworden waren, um auf ihren ursprünglichen Meinungen und Strebungen zu beharren. Nach der ursprünglichen Richtung der Reformation verstand man unter Glaube die Gesinnung, die Ueberzeugungstreue, das Gottesbewußtsein und das Gottvertrauen eines Menschen. Als es aber galt, die neue Lehre zu befestigen und deren Verkündigern ein sicheres Unterkommen zu verschaffen, so wurde der Glaube auf den unsinnigen Satz beschränkt, daß Christus für unsere Sünden gestorben sei und dadurch uns Gottes-Gnade erwirkt habe. Die neue, von Luther vertretene Rechtgläubigkeit warf nur einen Theil des alten Unsinns, wie die neue von ihm vertretene kirchliche Ordnung einen Theil der alten Knechtschaft über Bord. Damit war immerhin schon etwas gewonnen, indem die Erschütterung des mehr als tausendjährigen Aberglaubens und der päpstlichen Schreckensherrschaft unter allen Bedingungen für die Menschheit ein großer Fortschritt war. Der neue Unsinn, welchen Martin Luther einzuführen suchte, konnte schon aus dem Grunde nicht so verderblich wirken, als der alte der römischen Kirche, weil er dessen verknöcherte Festigkeit nie erlangte; und die neue Knechtschaft, welche Luther in die von ihm gestiftete Kirche einführte, trat nie so hemmend der Entwickelung der Menschheit entgegen, als das Papstthum ein Jahrtausend hindurch gethan hatte und noch immer zu thun beflissen ist, weil die Mehrzahl der über die ganze Welt verbreiteten kirchlichen Herrscher nie eine so schrankenlose Gewalt an sich reißen konnten, als die Päpste zu Rom. Das Verhältniß der neuen zu der alten Kirche tritt am deutlichsten hervor in der Zahl der Sacramente. Die Protestanten behielten deren zwei bei und schafften fünf ab. Ohngefähr in demselben Verhältnisse stand die neue zu der alten Kirche.*) Zwei Vernunftwidrigkeiten bewahrte sich die erstere, aber fünf schaffte sie ab. Wer in der Beseitigung der fünf Sacramente: der Firmung, der Buße, der letzten Oelung, der Priesterweihe und der Ehe, in Aufhebung der Klöster, des Priestercölibates, des Ablasses und des Reliquiendienstes keinen Fortschritt erkennt, der steht auf der Seite der unverbesserlichen Finsterlinge, mit ihm ist durch Vernunftgründe nicht zu rechten. Eben so wenig läßt sich leugnen, daß die furchtbare Gewalt, welche die Päpste theils selbst, theils durch die Inquisition, durch ihre Bischöfe und Mönche ausübten, in der protestantischen Kirche zu keiner Zeit und an keinem Orte aufkommen konnte. Martin Luther verehelichte sich selbst, im Jahre 1525, mit K a t h a r i n a v o n B o r a, einer ehemaligen Nonne, nachdem vor ihm viele andere Geistliche in den Stand der Ehe getreten waren. Hätte Luther nichts anderes geleistet, als daß er den Predigern seines Glaubens das Joch des Cölibates abnahm, so hätte er sich dadurch schon unsterbliche Verdienste um die Menschheit erworben. Es ist durchaus verkehrt, einen Mann nach dem, was er unterließ, und nicht nach dem, was er that, zu beurtheilen. Wir müssen immer Gutes und Böses, Richtiges und Irriges im Leben der Menschen gegen einander abwägen. Wenn wir dieses thun, und Luther mit allen Menschen seiner Zeit vergleichen, kann er die Probe bestehen.

Acht Jahre waren verflossen, seit Martin Luther seine berühmten Sätze zu Wittenberg angeschlagen hatte. Im Laufe dieser Zeit war zwar manche Vorbereitung zu einer von Rom unabhängigen Kirche getroffen worden; allein so lange der Kurfürst Friedrich von

*) S. Weltgeschichte, Buch IV, § 51, S. 156 f.

Sachsen, der sogenannte Weise, lebte, blieben doch die Aeußerlichkeiten des römischen Gottesdienstes, wenn auch da und dort angegriffen oder abgeschafft, in der Hauptsache bestehen. Erst nachdem Johann, der Beständige, seinem Bruder Friedrich in der Regierung gefolgt war (1525), wurde allmälig die römische Kirchenordnung in den herzoglichen Landen förmlich abgeschafft und eine neue, von Luther und Melanchthon entworfene, an deren Stelle gesetzt. Die übrigen Fürsten und freien Städte, welche sich der neuen Lehre anschlossen, folgten dem Beispiele Sachsen's. So lange es nur galt, die Mißbräuche der römischen Kirche zu rügen, hatte es oft schwer gehalten, die Eintracht unter den Männern des Fortschrittes auch nur einigermaßen zu bewahren. Als aber neue Formen eingeführt werden sollten, traten die Meinungsverschiedenheiten unter ihnen mit weit größerer Bitterkeit hervor. Die Stimme der Vernunft war im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts noch so schwach, daß sie nicht den Ausschlag geben konnte. Die Autorität des Papstes wurde ersetzt durch diejenige der Bibel. Der Mann der Wissenschaft, welcher nur für die Wahrheit und nicht für diese oder jene mehr oder minder verkehrte Zeitrichtung Partei nimmt, mag zwar anerkennen, daß in der Bibel eine reinere und festere Grundlage der Religion zu finden sei, als in den Erlassen der römischen Päpste, allein er kann keinem Buche, der Bibel so wenig als dem Koran, dem Cendavesta*) oder dem Schu-king**), Anspruch auf Unfehlbarkeit einräumen. Er weiß zu genau, daß in der Bibel unzählige Irrthümer enthalten sind, Verstöße gegen die Geschichte, die Sternkunde, die Naturwissenschaft, die gesunde Vernunft und alle Arten unumstößlicher Wahrheit. Die Bibel hat übrigens vor den Erlassen der römischen Päpste voraus, daß sie ein Buch und nicht ein Mensch und eben darum frei von allen denjenigen Leidenschaften ist, welche das Unglück der Völker aller Orten hervorgerufen haben. Die Herrschaft des Papstes verhält sich zu derjenigen der Bibel ungefähr so wie die unumschränkte zu der verfassungsmäßigen Monarchie. Als Uebergang von der päpstlichen Schreckensherrschaft zur Herrschaft der menschlichen Vernunft konnte man sich die Bibel in religiöser Beziehung eben so wohl gefallen lassen, als eine konstitutionelle Monarchie auf dem Gebiete der Politik. Doch wer die Vernunft höher schätzt, als päpstliche oder biblische Aussprüche und die Freiheit mehr liebt, als die von den römischen Päpsten oder biblischen Pfaffen aufgestellten Glaubensformeln, wird sich unmöglich mit der von Martin Luther, Melanchthon und deren Anhängern gegründeten neuen Kirchenordnung einverstanden erklären können.

So lange die Päpste sich im Alleinbesitze christlicher Wahrheit behaupteten, konnten über die Auslegung der Bibel keine tiefeingreifenden Streitigkeiten entstehen. Denn bevor solche wirklich ausgebrochen waren, legten die Päpste den streitenden Theilen Stillschweigen auf, oder gaben eine Entscheidung ab, welche von allen anerkannt werden mußte. Die Anhänger der neuen Lehre aber hatten keine höchste Behörde, welche für sie die Wahrheit feststellte. Bald zeigte es sich, daß die Bibel selbst von denjenigen, welche in ihr das reine und unverfälschte Gotteswort erkannten, auf's verschiedenartigste aufgefaßt werden könne. Hieraus entspann sich der eben so verderbliche als gehässige Abendmahls-Streit, welcher frühzeitig die Fortschrittspartei zersplitterte, und ihre Kraft lähmte. Die Gottesgelehrten der Schweiz und der süddeutschen Reichsstädte, an deren Spitze Zwingli und Oecolampadius standen, erklärten, die Sacramente seien nur Ceremonien, durch welche der Mensch anzeige, daß er ein Christ sei und zur christlichen Gemeinschaft gehöre. Sie betrachteten daher auch das Abendmahl als eine solche Ceremonie und das dabei gebrauchte Brod und Wein als äußere Zeichen derselben. Luther und seine Anhänger dagegen hielten an den Einsetzungsworten des Abendmahles fest und nahmen, übereinstimmend mit der katholischen Kirche, an, das der äußeren Erscheinung nach beim Abendmahle verzehrte Brod (die

*) S. Weltgeschichte Buch III, Seite 97. **) S. Buch I, Seite 14. 129.

Hostie) sei Christi Leib, und der dabei genossene Wein Christi Blut. Luther verfuhr in diesem Streite, wie zuvor in demjenigen gegen Thomas Münzer und die Bauern, mit der rücksichtslosesten Heftigkeit und kann von der Schuld nicht freigesprochen werden, dadurch der Entwickelung der neuen Lehre die größten Hindernisse und Gefahren bereitet zu haben. Noch war das Dasein der religiösen Fortschrittspartei, dem Papstthume gegenüber, durchaus nicht gesichert. Zahlreiche und mächtige geistliche und weltliche Fürsten brüteten über Plänen zu gänzlicher Vertilgung der neuen Lehre. Zwar war Kaiser Karl V. durch seinen Krieg mit Frankreich und die Länder, welche er außerhalb Deutschland's beherrschte, abgehalten, persönlich, nach den Wünschen des Papstes, einzuschreiten; allein sein Bruder Ferdinand, welcher seine Stelle in Deutschland vertrat, war dazu bereit. Auf dem Reichstage zu Speier (1526) drangen die kaiserlichen Gesandten darauf, daß alle ferneren Religionsstreitigkeiten unterdrückt und die gegen Luther zu Worms ausgesprochene Acht vollzogen werden solle. Sie konnten jedoch nichts durchsetzen, vielmehr wurde der Beschluß gefaßt, es solle innerhalb eines Jahres entweder ein allgemeines, oder doch ein National-Concil gehalten werden. Bis dahin solle sich in Rücksicht des Wormser Edicts jeder Stand so gegen seine Unterthanen verhalten, wie er es vor Gott und dem Kaiser verantworten könne. Durch diesen Beschluß gewannen alle Fürsten, Herren und Städte freie Hand, zu thun, was sie wollten. Mit Gott wurden sie leicht fertig. Der Kaiser war fern und die Kirchenversammlung noch ferner.

Die Versuche des Adels (unter Sickingen) und der Bauern (unter Georg Metzler, Florian Geyer, Thomas Münzer und anderen), die Reformation zu leiten und mit besonderer Rücksicht auf ihren Stand zu entwickeln, waren gescheitert. Der Kaiser stellte sich der Bewegung der Geister feindlich gegenüber. Sie fiel daher dem Schutze der Fürsten und Städte anheim, ohne welchen sie nothwendig hätte zu Grunde gehen müssen. Die Fürsten gaben den Ausschlag, da die Städte seit langer Zeit aufgehört hatten, jene gebietende Stellung einzunehmen, welche sie zur Zeit der Blüthe der Hansa und des rheinischen Bundes inne gehabt. Schon vor dem Ausbruche des Bauernkrieges war Luther mehreren Führern der äußersten Fortschrittspartei, so namentlich Thomas Münzer und Karlstadt, feindlich gegenüber gestanden. Während des Bauernkrieges nahm aber seine Stellung zu denselben einen so gehässigen Charakter an, daß von dieser Zeit an Luther die Gunst der Massen, welche er sich bis dahin mehr oder weniger bewahrt hatte, zum Theil wenigstens verlor, ohne daß er den Haß der Papisten hätte abschütteln können. Bis zum Jahre 1524 waren die Bestrebungen der Reformatoren unbestimmt und allgemein. Eben deßhalb konnten sie je nach den Umständen und Verhältnissen auf die verschiedenartigste Weise aufgefaßt werden. Von dieser Zeit an nahmen sie aber eine immer festere, zugleich aber auch kleinlichere Gestalt an. Die großartigen Hoffnungen der freien Geister und der gedrückten Massen gingen unter. Dagegen wurde der Widerstand gegen die Herrschaft des Papstes und eine Reihe päpstlicher Satzungen und Gebräuche kräftiger. Wer im Leben etwas erreichen will, muß sich beschränken. Es frägt sich nur, ob die Reformation nicht zu weit zurückging, um ihre Stellung mehr zu befestigen? Wer, wie Erasmus von Rotterdam, Agrippa, Sebastian Frank und viele andere, sich damit begnügt, Bücher zu schreiben und gelegentlich Meinungen zu äußern, der kann ohne große Gefahr und Verdienst den Grundsätzen der Freiheit und der Vernunft huldigen. Weit höher steht aber der Mann, welcher seine reformatorischen Ansichten, auch wenn sie nicht so weit vorgerückt sind, im Kampfe mit den Machthabern seiner Zeit in's wirkliche Leben einführt. Tausende von aufgeklärten Köpfen lebten vor und nach Luther, ohne irgend einen bedeutungsvollen Einfluß auf die Entwickelung der Menschheit zu üben, weil sie nicht dessen Thatkraft und Entschlossenheit, dessen Todesverachtung und Kraft der Ueberzeugung besaßen. Wer auf der einen Seite die Kirche verspottet,

auf der anderen ihr Joch ruhig trägt, ist entweder Heuchler oder Feigling, wenn schon vielleicht ein sehr klarer Geist. Zu allen Zeiten gab es viele Talente und Gelehrte, aber sehr wenige Charaktere und Helden. Luther konnte sich, was Talent und Gelehrsamkeit betrifft, mit allen Männern seiner Zeit messen, obgleich er vielleicht in dieser Beziehung nicht der erste war; an Charaktertüchtigkeit und Heldenmuth übertraf ihn kein Zeitgenosse. Wir müssen die Menschen nach ihren Thaten und Bestrebungen beurtheilen; ihre Ansichten und Meinungen bilden ein durchaus untergeordnetes Element ihres Wesens. Luther hatte die Bahn im Kampfe mit dem Papstthume gebrochen. Durch die von ihm eröffnete Gasse drangen Tausende in das feindliche Gebiet ein, und vielen schritt der Führer zu langsam voran. Sie ließen sich durch ihn nicht hemmen, so bitter er auch alle diejenigen, welche sein Commando-Wort nicht hören wollten, tadelte, und so heftig er sie auch verfolgte. Der Krieg auf geistigem Gebiete wird nach anderen Regeln geführt, als der Kampf auf dem Felde der Schlacht. Die strebenden Geister lassen sich nicht unter das Joch einer militärischen Disciplin beugen. Die Mehrzahl der Deutschen sammelte sich wohl um Luther, allein in der Schweiz, in Frankreich und den übrigen Staaten Europa's fanden die Lehren Zwingli's, Calvin's und anderer Reformatoren größern Beifall. Die Auflehnung gegen die Herrschaft des Papstes war allen diesen Neuerern gemeinsam. Doch mannigfaltige Verschiedenheiten, welche sie über Glaubenssätze hegten, zersplitterten ihre Kräfte, und machten ihre Stellung dem äußeren Feinde gegenüber höchst schwierig.

So oft der Mensch den betretenen Weg auf irgend einem Gebiete verläßt, und sich eigene Bahnen zu brechen sucht, hat er mit Hindernissen zu kämpfen. Nirgends sind diese größer, als auf dem Felde der Religion, weil hier die Stützpunkte der Wissenschaft und des wirklichen Lebens fehlen, und die Vorurtheile der Gläubigen mit deren wildesten Leidenschaften verbunden zu sein pflegen. Luther machte, gleich allen seinen Vorgängern, dieselbe bittere Erfahrung. Allein zu seiner Zeit war der Abscheu vor dem Unwesen des Pfaffenthums und der Drang nach besseren Zuständen kräftiger, als jemals zuvor, und daher wurden seine Bestrebungen von weit größeren Erfolgen gekrönt, als irgend eine religiöse Bewegung seit den Tagen Mohammed's. Luther war in mehr, als einem Sinne ein Mann des Volkes, namentlich aber auch in sofern, als in seiner Brust alle die Zweifel, Ansichten und Besorgnisse wogten, durch welche die Nationen des sechszehnten Jahrhunderts gequält wurden. In den ersten Jahren seines Kampfes, als er auf den Schwingen der Begeisterung, unbekümmert um irdische Klugheit, sich ganz seiner ungestümen Natur hingab, kam er der Anschauungsweise sehr nahe, welche Thomas Münzer und andere Schwärmer hegten. Bevor er jedoch Zeit hatte, bis zum äußersten Ende seiner Forschungen und zu den Folgesätzen seiner Lehre zu gelangen, brach der Bauernkrieg, den er weder gewünscht, noch erwartet, obgleich durch seine Lehre angeregt hatte, gleich einer furchtbaren Catastrophe über ihn herein und erschütterte ihn um so mehr, je bestimmter die ganze Bewegung auf ihn zurückgeführt werden konnte. Die freie und natürliche Entwickelung Luther's selbst wurde dadurch nicht minder unterbrochen, als diejenige der gesammten Menschheit. Weit entfernt, auf der Bahn, die er gebrochen, vorwärts zu schreiten, zog er sich zurück auf dasjenige Gebiet, auf welchem allein er sich heimisch fühlte, den Glauben, und bekämpfte mit doppeltem Ingrimm jede Richtung, welche über ihn hinausging. Sein bewegtes Gemüth kam dadurch aber nicht zur Ruhe. So fest er sich vornahm, seine Neuerungen nicht weiter fortzusetzen, sondern sich auf die bereits mit Bestimmtheit ausgesprochenen religiösen Grundsätze zu beschränken, tauchten in seiner Seele doch immer neue Ansichten auf, von denen er sich um so weniger abwenden konnte, je stürmischer sich rings um ihn her bei allen strebenden Geistern ähnliche Erscheinungen kund thaten. Der Teufel, mit dem er so lange und heftig kämpfte, war nichts anderes, als die Stimme der Vernunft, die sich gegen seinen

Willen und Wunsch unausgesetzt in seinem Innern geltend machte. In der frischen Zeit seiner Freiheitsbegeisterung war er noch nicht dahin gekommen, die ihm von Jugend auf eingetrichterten Lehren von der Erlösung, dem Abendmahl und so manche andere vor den Richterstuhl der Vernunft zu ziehen, und als er, von außen gedrängt, später nicht umhin konnte, diese Glaubenssätze einer ernsten Prüfung zu unterwerfen, erkannte er die Stimme, welche allein ihn früher auf die Bahn der Wahrheit geführt hatte, nicht mehr an, sondern widerstrebte ihr als einer Lockung des Teufels. In einem Schreiben an die Straßburger vom 15. December 1524 erkennt er dieses geradezu an, indem er erklärt: „Das bekenne ich, wo Doctor Karlstadt oder Jemand anders vor fünf Jahren euch hätte mögen berichten, daß im Sacramente nichts, denn Brod und Wein wäre, der hätte mir einen großen Dienst gethan. Ich habe wohl so harte Anfechtungen da erlitten, und mich gerungen und gewunden, daß ich gerne herausgewesen wäre, weil ich wohl sehe, daß ich damit dem Papstthum hätte den größten Puff können geben. Ich hab auch zwei gehabt, die geschickter davon zu mir geschrieben haben, denn Doctor Karlstadt, und also die Worte gemartert nach eigenem Dünken. Aber ich bin gefangen, kann nicht heraus, der Text ist zu gewaltig da, und will sich mit Worten nicht lassen aus dem Sinn reißen. Ja, wenn noch heutiges Tages möchte geschehen, daß Jemand mit beständigem Grund beweiset, daß schlechtes Brod und Wein da wäre, man dürfte mich nicht so antasten mit Grimm. Ich bin leider allzu geneigt dazu, so viel ich einen Adam spüre."

Umsonst stemmte sich Luther gegen den gesunden Menschenverstand, der in seiner Seele wohnte. Er machte sich immer und immer wieder geltend. In seiner Antwort auf die Schrift, welche Erasmus über den freien Willen schrieb, bekannte Luther selbst, daß es sehr schwer sei, alle die Artikel der christlichen Religion, namentlich den von der Erbsünde, zu glauben, und fügte hinzu: „denn im Herzen und heimlich hält es freilich kein Mensch für wahr, daß die Auferstehung und das ewige Leben etwas sei, begehret auch nicht ernstlich das ewige Leben, ob er wohl viel mit dem Maul davon redet und schreibt. Und wollte Gott, Du und ich wären des Sauerteigs auch frei und da rein. Denn es lernet Niemand das ernstliche Glauben, denn durch Anfechtungen und starke Uebung des Glaubens."*)

Der innere Kampf Luther's ward immer heftiger, als Erasmus, die Anhänger Zwingli's, die Führer der Wiedertäufer, namentlich Denck, Hetzer und Kautz mit steigender Entschiedenheit gegen die von ihm festgehaltenen Lehren auftraten. Er wurde darüber im Juli 1525 krank, und berichtete selbst am 2. August 1525 an seinen Freund Melanchthon: „Ich hatte fast den ganzen Christus verloren und war in den Stürmen und Fluthen der Verzweiflung und der Gotteslästerung umhergeworfen." An Justus Menius schrieb er kurz darauf (den 12. August): „Ich war nicht nur am Körper krank, sondern vielmehr am Geist, so ängstigt mich der Satan mit seinen Helfern, und unser göttlicher Erlöser läßt das zu." Kaum hatte er dieses geschrieben, so hatte er schon wieder einen heftigen inneren Kampf, den er mit den Worten beschrieb: „Satan selbst wüthet gegen mich mit seiner ganzen Kraft." Am 17. November 1527 schrieb er an Nicolaus Hausmann: „Ich vermuthe, kein gemeiner Teufel, sondern der Fürst der Hölle selbst habe sich gegen mich erhoben, so groß ist seine Gewalt, so sehr ist er mit Schrift gerüstet, daß, wenn ich mich nicht an fremde Worte anlehne, meine Kenntniß der Schrift nicht mehr ausreicht." Diese Kämpfe mit dem Satan, d. h. mit seiner eigenen besseren Ueberzeugung, dauern bis zum Reichstage von Augsburg (1530) fort. Den eigentlichen Gegenstand dieser inneren Kämpfe ersehen wir aus Luther's Werken. Da giebt er z. B. selbst zu.**)

„Mußte man denn, spricht die Vernunft, soviel von dem einigen Apfel halten, daß die

*) Hagen, der Geist der Reformation, Bd. II, S. 407.

**) Luther's Werke, Ausgabe von Walchner, Bd. VIII, S. 1240.

ganze Welt desselben entgelten und sammt so vielen trefflichen, weisen Leuten, ja Gottes Sohn selbst, sammt allen Propheten, Vätern, Heiligen sterben müssen? Ja, wenn es nur der Tod allein wäre, aber daß wir alle um dieser fremden Sünden willen ewige Strafe und Verdammniß sollen verdienet haben, und in der Hölle leiden, das gehet viel weniger in eines Menschen Herz, denn es scheinet zu gar unbillig geurtheilt und unbarmherzig gehandelt von solcher hohen Majestät, welche ist die höchste Weisheit und Güte." „Wiederum lautet es vor der Welt eben so ungereimt und lügnerisch, ja viel unglaublicher, daß hier (1. Cor. 15, 22) Paulus sagt: daß in einem Menschen soll liegen und hangen beide, Tod und Leben, und alle Welt nichts dazu thun, noch vermögen, und keines Menschen Macht und Kraft, keines Heiligen Leben, Tugend und Werk Ursach dazu genug sein soll, daß er vom Tode auferstehe, und kein heiliger Mönch, Carthäuser, ja kein Prophet, Apostel noch Märtyrer nichts darzuthun noch verdienen mit allem ihren Wesen. Das ist ja ein ungeschickt Ding, wenn man ihm will nachdenken. Und hat mich selbst oft wunderlich und fremd angesehen, und ist wahrlich ein schwerer Artikel, in's Herz zu bringen. Was Welt ist, das hält's für eine lautere Trügerei, und schleußt, daß nicht könnte wahr sein, daß Gott so thörlich sollte handeln und urtheilen, daß er, um Eines Menschen willen, die ganze Welt ohne Unterschied sollte verdammen oder wiederum um Eines alle ohne unser Zuthun selig machen. Denn nach ihrem Verstande müßte es so sein, wenn man sollte recht urtheilen, daß ein Jeglicher für sich und um seines Verdienstes willen sterbe oder lebe. Aber daß Ein Mensch für alle Menschen soll gelten, und wir alle durch fremde Verdienste sterben oder leben, das heißt ärgerlich und lächerlich gelehrt. Aber es hat auch Gott also wohlgefallen, der da will die Welt bethören und weise Leute zu Narren machen, und sein Werk also ausrichten, daß es Niemand begreifen soll."

In ähnlicher Weise spricht sich Luther über die Dreieinigkeit aus:*)

„Dieser Artikel ist viel närrischer vor der Vernunft, daß die Welt will toll und thöricht darüber werden, daß derselbe Sohn sei mit dem Vater und heiligen Geist einiger Gott, und doch nicht der Vater noch heiliger Geist, sondern allein die Person, nämlich der Sohn, empfangen und geboren sei von einem Menschen. Da sperret sich die Vernunft mit allen Kräften, daß wir da sollten solche Narren werden, die Vernunft sogar blenden, und uns gefangen geben, daß wir sagen, daß eben dieser Mensch der rechte wahrhaftige Gott und außer ihm kein Gott sei."

Ueber die gesammte Christenlehre seiner Zeit fällt Luther folgendes Urtheil:**)

„Alle unsere Artikel im Glauben sind sehr hoch, die kein Mensch ohne des heiligen Geistes Gnade und Eingeben fassen kann. Ich zeuge und rede davon als Einer, der nicht ein wenig erfahren hat; und willst Du es auch nur ein wenig erfahren, so nimm einen Artikel aus dem Glauben, welchen Du willst, von der Menschwerdung Christi, von der Auferstehung u. s. w., so wirst Du den keinen erhalten, wenn Du ihn mit der Vernunft fassest. Es ist mir wohl selbst begegnet, daß ich Gott, Christum und alles mit einander verloren habe." „Die Christen sind's allein, die solche närrische Artikel, wie die Vernunft klügelt, glauben, denn da wird sich die Vernunft nimmer mehr darein schicken können, daß drei eins und eins drei sein; daß wir, wenn man uns in die Taufe steckt, durch's Blut Christi abgewaschen werden; daß wir im Brod den Leib Christi essen und im Weine sein Blut trinken."***)

Diese und unzählige andere Stellen aus Luther's Briefen und aus seinen Werken beweisen deutlich, daß der große Reformator erkannte, die von ihm selbst gelehrten Glaubensätze könnten vor der Vernunft nicht bestehen. Im Kampfe zwischen Vernunft und Glauben entschied er sich, ohne seiner ursprünglichen Geistesrichtung zu gedenken, für den

*) Luthers Werke, Ausgabe von Walchner, Bd. X, S. 1320. **) Ebendaselbst Bd. XII, S. 2070.
***) Ebendaselbst Bd. XIII, S. 1528.

Glauben und gegen die Vernunft. Die Frage über die Wahrheit der Religion wird dadurch jedenfalls vereinfacht. Wer den Glauben über die Vernunft setzt, und Luther als höchste Autorität in Glaubenssachen anerkennt, wird daran keinen Anstoß nehmen. Wer aber die Vernunft über den Glauben stellt und sich seine Ansichten selbstständig bildet, der wird nicht in das Labyrinth des sechszehnten Jahrhunderts gehen, um sich Rath's zu erholen. Jedenfalls war dadurch viel gewonnen, daß der Gegensatz zwischen Vernunft und Glauben klar und bestimmt festgestellt wurde. Die katholische Kirche hatte sich immer bemüht und sucht noch heut zu Tage die Gläubigen dadurch zu blenden, daß sie die größten Geister aller Zeiten, selbst die heidnischen Philosophen Plato und Aristoteles, als Stützen der von ihr aufgestellten Glaubenssätze anführte. Indem Luther ehrlich und offen gestand, die Vernunft stehe im Widerspruche mit der christlichen Glaubenslehre, entkleidete er sich selbst und seine Lehre der fremden Federn, womit sich die Priester anderer Religionen stets zu schmücken gesucht hatten. Die Unduldsamkeit der katholischen Kirche konnte unmöglich mit voller Kraft in die von Luther gestiftete eindringen, da diese nicht entfernt auf eine Unumstößlichkeit Anspruch machte, wie sie die Päpste ihrer Lehre zugeschrieben hatten.

Die bittersten und heftigsten Gegner Luther's unter allen neu auftauchenden Secten waren die Wiedertäufer. Er schrieb gegen sie: „Doch ist's nicht recht," bemerkte er dabei, „daß man solche elende Leute so jämmerlich ermordet, verbrennt und gräulich umbringt. Man sollte ja Jeglichen lassen glauben, was er wollte. Glaubt er unrecht, so hat er genug Strafen an dem ewigen Feuer in der Hölle. Warum will man sie auch noch zeitlich martern? Sofern sie allein im Glauben irren, und nicht auch daneben aufrührerisch oder sonst der Obrigkeit widerstreben. Lieber Gott! wie bald ist's geschehen, daß Einer irre wird und dem Teufel in die Stricke fällt? Mit der Schrift und Gottes Wort sollte man ihnen wahren und widerstehen: mit Feuer wird man wenig ausrichten." In ganz ähnlicher Weise spricht er sich aus in einem Briefe an Wenzeslaus Link (vom 14. Juli 1528).

Wir mögen über die Ansichten Luther's denken, wie wir wollen; im Verhältniß zu denjenigen der katholischen Kirche bildeten sie immerhin einen bedeutenden Fortschritt. Sie bahnten jedenfalls den Weg der Vernunft an, obgleich Luther selbst ihr den Glauben vorzog. Tausende, welche vor Luther nicht gewagt hatten, an dem hergebrachten Glauben zu rütteln, wurden durch ihn zu selbstständiger Forschung und zum Kampfe gegen die herrschende Tyrannei angeregt; und wenn dabei auch viele Verkehrtheiten zu Tage traten, war doch die Zeit des dumpfen Gehorsams und des blinden Glaubens unterbrochen. Allerdings übertrugen viele Millionen denselben Glauben, den sie früher den Päpsten zu Rom geschenkt hatten, auf die Stifter der neuen Richtungen. Doch selbst Luther, unstreitig der bedeutendste unter allen Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts, blieb nicht der einzige, welcher Jünger und Anhänger zu werben verstand. Viele näherten sich weit mehr, als er, der Vernunft an, und beschränkten ihre Bestrebungen nicht, gleich ihm, bloß auf den Boden der Kirche. Nur eine despotische Gewalt, wie sie in den katholischen Staaten bestand, hätte die mannigfaltigen neuen Secten zu einem kräftigen Ganzen vereinigen können. Diese würde aber aller freien Entwickelung selbst wieder feindlich entgegen getreten sein. Es war daher besser, daß die Geister sich spalteten und selbstständig strebten, wenn auch mit verminderter Kraft, als daß sie ein protestantisches Papstthum wieder aufrichteten. So lange die Erde steht, war die Vernunft immer dermaßen in der Minderheit, daß sie nur durch die Spaltung ihrer Gegner Kraft und Bedeutung gewinnen konnte.

Ueber alle diejenigen Secten, welche sich nicht mächtiger Beschützer zu erfreuen hatten, ergoß sich schon bald der Strom der Verfolgung. So wenig die Evangelischen auf dem Standpunkte der Vernunft, standen sie auf demjenigen der Glaubensfreiheit. Doch vergossen sie niemals so viel und so unschuldiges Blut, als die Katholiken. Die Züricher ließen im

Anfange des Jahres 1529 den Hauptanführer der Wiedertäufer, Felix Manz, ersäufen, jedoch erst nachdem sie ihn und seine Anhänger wiederholt aus der Stadt getrieben und deren Rückkehr fruchtlos mit dem Tode bedroht hatten. Basel, Bern, Biel, St. Gallen und andere schweizerische Städte folgten dem Beispiele der Züricher. In Constanz, in der Pfalzgrafschaft am Rhein, in Pforzheim, Augsburg, in Franken, Schlesien, Pommern und Preußen fanden ähnliche Verfolgungen statt. Nur in Straßburg übte man Duldung und strafte höchstens mit Verbannung. Die katholischen Obrigkeiten wütheten im größten Maßstabe. Die österreichische Regierung ließ in Ensisheim allein 600 sogenannte Ketzer hinrichten. Sie schonte weder Weiber noch Kinder, noch Greise. Ganz Würtemberg, welches die Habsburger damals besaßen, wurde mit Blut getränkt. In den österreichischen Landen wurde, nachdem Balthasar Hubmaier und seine Frau hingerichtet waren, auf die Wiedertäufer, wie auf wilde Thiere Jagd gemacht. Baiern und die bischöflichen Städte blieben nicht zurück. Schon im Jahre 1530 wurde die Zahl der hingerichteten sogenannten Ketzer auf mehr als 2000 geschätzt.

Tausende, welche sich Anfangs der Reformation angeschlossen hatten, wurden theils durch diese Verfolgungen, theils durch die im Lager der Evangelischen ausgebrochenen Zwistigkeiten zur Umkehr unter das alte Joch des Papstthums getrieben. Unter diesen waren manche Männer von Gelehrsamkeit und Ansehen, z. B. Johann von Botzheim, welcher als Canonicus zu Constanz lange für Aufklärung gewirkt hatte, Johann Sylvius Egranus, welcher (1520) mit Luther in die päpstliche Bannbulle aufgenommen worden war. Doch die große Glaubensfestigkeit, der Heldenmuth und die Standhaftigkeit, welche alle Opfer pfäffischer Verfolgungswuth und fürstlicher Tyrannei in ihren letzten Stunden öffentlich bekundeten, vermehrten hinwiederum die kaum gelichteten Schaaren der Gegner der herrschenden Kirche Freiwillig kehrten, wenn auch talentvolle und gelehrte, doch keine entschlossene und muthige Bekenner wieder unter die römische Herrschaft zurück. Der Drang nach besseren Zuständen war während der Jahre 1525 bis 1530 zu gewaltig in den Massen, als daß er sich im Blute ersticken ließ. Zudem waren die katholischen Fürsten, namentlich die Habsburger und die Päpste, selbst in mannigfaltige Kriege verwickelt, die ihnen nicht erlaubten, ihre volle Kraft auf die Unterdrückung der sogenannten Ketzer zu richten. Im Osten bedrohten die Türken, im Westen die Franzosen den Kaiser Karl V. und dessen Bruder Ferdinand. Die protestantischen Fürsten nahmen nach und nach eine immer gebietendere Stellung den katholischen gegenüber ein, die Römlinge wagten es nicht, nach ihres Herzens Gelüsten zu wüthen.

Besonders günstig für die Ausbreitung und Befestigung der neuen Lehre war der Krieg, in welchen Karl V. nach der Schlacht von Pavia mit dem Papste Clemens VII. gerieth. Die Reformation schritt in Deutschland voran, bis der Kaiser, nachdem er Frieden geschlossen, von neuem einen Reichstag nach Speier berief (1529). Auf diesem hatten die Anhänger Rom's das Uebergewicht. Der Beschluß des Speierer Reichstags vom Jahre 1526, welcher jeden Reichsstand ermächtigte, bis zum Zusammentritte eines Concils die kirchlichen Angelegenheiten nach bestem Ermessen zu ordnen, wurde aufgehoben und jede Abänderung der alten Kirchenlehre und Kirchenordnung für ungesetzlich erklärt, bis die erwartete allgemeine Kirchenversammlung verfügt haben würde. Gegen diesen Beschluß, welcher, falls er vollzogen worden wäre, die Reformation im Keime erstickt hätte, legten die protestantischen Fürsten, am 19. April 1529, einen feierlichen Protest ein, von welchem sie den Namen Protestanten erhielten. Karl V. behandelte die an ihn gesandten Botschafter der protestirenden Fürsten mit solcher Härte, daß der Gedanke sehr nahe lag, er wolle Gewalt brauchen. So drohend die Gefahr auch war, konnten sich die protestirenden Fürsten dennoch zu keinem festen Bunde untereinander vereinigen, ja nicht einmal den Frieden in

der eigenen Partei aufrecht erhalten. Im Gegentheile wurde der Streit zwischen den Anhängern Luther's und Zwingli's von Jahr zu Jahr heftiger. Durch Religionsgespräche konnte so wenig zwischen den verschiedenen Abtheilungen der neuen Kirche, als zwischen Lutheranern und Katholiken der Friede hergestellt werden. Sie dienten nur dazu, der Rechthaberei, der Eitelkeit und der Herrschsucht der betheiligten Gelehrten neue Nahrung zu bieten. Vergebens besprachen sich die Vorkämpfer der beiden Schattirungen der Fortschrittspartei: Luther und Melanchthon auf der einen, Zwingli und Oecolampadius auf der anderen Seite zu Marburg (1529). Beide Theile wurden, wie gewöhnlich, durch derartige öffentliche Schauspiele in ihren vorgefaßten Ansichten nur noch mehr bestärkt. Doch kam man überein, daß man sich nicht heftig befehden wolle, sondern in aller Ruhe; auch versprachen beide Theile, sich gegenseitig christliche Liebe zu erweisen.

In der Schweiz hatten ähnliche Ursachen wie in Deutschland die Gemüther in gerechte Aufregung gesetzt gegen die Habgier der Päpste und die Frechheit der Werkzeuge, deren sie sich bedienten. Was für Deutschland Tezel, war für die Schweiz Bernhardin Samson, Guardian eines Barfüßer-Klosters zu Mailand. Dieser freche Mönch schlug, gleich Tezel, seine Buden auf, und verkaufte an die durch die Pfaffen verdummten Massen seine päpstlichen Ablaßzettel für alle schon begangenen und noch zu begehenden Sünden. Im Laufe einer achtzehnjährigen Thätigkeit preßte er aus dem Volke die Summe von einer Million und achthundert tausend Dukaten. Lange Zeit übte er sein Gaunerhandwerk mit großem Erfolge. Endlich stieß er in Lenzburg und in Bremgarten auf Widerstand. Der Decan Bullinger war der erste, der es wagte, dem Ablaßkrämer entgegen zu treten. Samson belegte ihn zur Strafe mit dem Kirchenbann, ohne jedoch dadurch den Muth und die Entschlossenheit seines Gegners zu brechen. In gleichem Geiste, wie Bullinger, wirkte Huldreich Zwingli, welcher im September 1519 beim großen Münster in Zürich als Leutpriester angestellt wurde. Er predigte mit großem Beifall und lehrte, man solle bloß der Bibel unbedingten Glauben schenken, die Aussprüche der Päpste, die Ansichten der Kirchenväter, die Sagen und Traditionen dürfe man aber nur in so weit anerkennen, als sie mit dem Inhalte der Bibel übereinstimmten. Das Beispiel dieser beiden kraftvollen Männer ermuthigte viele andere in gleichem Geiste zu wirken. Die Bewegung, welche durch Martin Luther angeregt worden war, fand daher in der Schweiz einen starken Wiederhall. Zürich schwang sich durch Zwingli zum Mittelpunkte der reformatorischen Kämpfe der Schweiz hinan.*)

Während die neue Lehre in Deutschland und in der Schweiz ungeachtet aller kleinlichen Parteizwistigkeiten reißende Fortschritte machte, breitete sie sich auch über die Nachbarländer, zumal Schweden, Dänemark und Frankreich aus. In Schweden verkündete **Olaf Petri** mit Eifer die neue Lehre, welche von Gustav Wasa auf's kräftigste unterstützt wurde, nachdem er den tyrannischen Christian von Dänemark aus dem Lande getrieben hatte. Er veranlaßte (1526) eine öffentliche Besprechung zwischen Olaf Petri und Peter Gallius, einem heftigen Anhänger der alten Kirche. Der Sieg wurde allgemein Olaf zugeschrieben und trug viel zum Sturze des Papstthum's in Schweden bei. Schon im folgenden Jahre beschlossen die Stände des Reiches zu Westeraas auf des König's Gustav Antrag einstimmig, daß der von Martin Luther entworfene Reformationsplan ungehindert in Schweden Eingang haben solle (1527). Von dieser Zeit an hörte die Herrschaft des Papstes in Schweden auf.

In Dänemark wirkten **Martin Reinhard** und später eine Zeit lang **Andreas Karlstadt** für die neue Lehre. Nachdem Christian II. (1523) abgesetzt worden war, gewann unter seinen Nachfolgern Friedrich und Christian III. die religiöse Bewegung

*) S. oben. § 5.

raschen Fortgang. Auf dem Reichstage zu Odensee wurde der Beschluß gefaßt (1527), jeder Däne solle die freie Wahl zwischen der alten Kirche und der Lehre Luther's haben, Niemand solle wegen seiner Religion belästigt und alle Geistlichen sollten, ohne Rücksicht auf klösterliche und andere ähnliche Gesellschaften, die Freiheit haben, in den Stand der Ehe einzutreten. Christian III. ging einen Schritt weiter, indem er die despotische Gewalt der Bischöfe unterdrückte und den rechtmäßigen Eigenthümern einen großen Theil des ihnen von den Pfaffen durch Lug und Trug abgenommenen Vermögens zurück erstattete. Den Schlußstein zur Vollendung des Reformationswerkes in Dänemark legte Bugenhagen, indem er die neue Kirchenordnung für das Land entwarf, welche später daselbst eingeführt wurde.

In Frankreich war es Margaretha, Königin von Navarra, die Schwester des Königs Franz I., welche zuerst die neue Lehre beförderte. Sie konnte jedoch nicht verhindern, daß ihr Bruder durch zahlreiche Hinrichtungen dieselbe im Blute zu ersticken suchte. Mit Mühe entging Calvin, welcher in Frankreich, seinem Geburtslande, gegen die Mißbräuche der römischen Kirche eiferte, dem Tode, womit ihn Franz I. bedrohte, indem er nach Basel floh, nachdem ihn die Königin Margaretha aus großen Gefahren errettet hatte.

Die katholische Kirche hatte durch das schwere Joch, welches sie ihren Anhängern auferlegte, so viele Unzufriedenheit und Mißstimmung erregt, daß die Angriffe, welche Luther auf sie machte, in allen christlichen Ländern von dem kleinen Häuflein der strebenden Geister mit großem Jubel aufgenommen wurden. Blitzesschnell verbreiteten sich die Lehren des Wittenberger Reformators in Spanien, Italien, Ungarn, Böhmen, diesem Vaterlande der Hussiten, England, Schottland, Polen und in den Niederlanden. Doch in den meisten dieser Länder konnte die neue Lehre anfangs keine tiefe Wurzeln schlagen, weil die Gewalt der Fürsten ihr widerstrebte und das Papstthum dort noch zu mächtig war. Wäre den Anhängern der neuen Lehre gestattet worden, ihre Grundsätze zu erörtern und ihren Glauben frei zu bekennen, so wäre die römische Kirche damals schon aller Orten schnell untergegangen. Allein je weniger die römische Kirche auf Ueberzeugung, und je mehr sie auf zwingender Gewalt ruhte, desto grimmiger verfolgte sie alle diejenigen, welche ihr widerstrebten. Nur in wenigen Ländern, wie in Spanien, Portugal und Italien gelang es den Päpsten, durch eine in der Weltgeschichte unerhörte Schreckensherrschaft die neue Lehre vollständig zu unterdrücken. In allen übrigen erhielt sie sich, unter größeren oder geringeren Gefahren, mit mehr oder weniger günstigem Erfolge, wie wir bei der Geschichte dieser Länder näher erzählen werden.

Die Kirche stand aller Orten, insbesondere aber in Deutschland, dessen Reichsfürsten zur Hälfte Geistliche waren, mit dem Staate in so inniger Verbindung, daß jede Veränderung auf ihrem Gebiete unmittelbar auch auf die gesammte Verfassung und Verwaltung des Landes zurück wirkte. Die seit Jahrhunderten immer sehr schwache Reichsregierung wurde durch den kirchlichen Streit fast vollständig gelähmt, indem die Stände, durch welche das schwerfällige Räderwerk des Staates in Bewegung gesetzt wurde, sich gegenseitig feindlich gegenüber traten. Die Katholiken hatten den Kaiser, die Reichsgerichte und die alte Reichsgesetzgebung für sich. Die Reichstagsbeschlüsse und die reichsgerichtlichen Urtheile, welche zu ihren Gunsten erlassen wurden, pflegten von den Protestanten aber nicht anerkannt und theils mit offener Gewalt bekämpft, theils umgangen zu werden. Schon im Jahre 1525 waren mehrere der Reformation feindlich gesinnte Fürsten zu Dessau zusammen getreten und hatten sich über gemeinsame Maßregeln verständigt, durch welche die alten Zustände gesichert werden sollten. Die nothwendige Folge dieses Schrittes blieb nicht aus. Im Jahre 1526 verbanden sich die beiden mächtigsten Freunde der Reforma-

tion, Johann der Beständige von Sachsen und Philipp von Hessen in Torgau, um, wenn es nöthig wäre, ihre Religion mit den Waffen zu vertheidigen. Dem Torgauer Bündnisse traten später mehrere andere Fürsten und Grafen und die Stadt Magdeburg bei. Der Vertrag bezeichnete den Zweck der Verbündeten unumwunden in den Worten: „Da sie in Erfahrung gebracht hätten, daß ihre Feinde Bündnisse machten, und viel Geld zusammen brächten, die alten Mißbräuche zu erhalten und diejenigen, welche Gottes Wort in ihren Landen zu predigen gestatten, mit Krieg zu überziehen; so hätten sie sich, jedoch Niemanden zum Verdruß, mit einander verbunden, um ihre eigenen Unterthanen vor unbilligem Kriege zu schützen und einander nach allem Vermögen beizustehen, im Fall, daß wider die Religion und die ihr anhängige Sache öffentlich oder unter einem andern Schein ein Angriff geschehen würde."

Eine festere Gestalt und einen erweiterten Umfang nahm dieses Bündniß aber erst auf der am 6. Januar 1830 zu Schmalkalden abgehaltenen Versammlung, auf welcher der Herzog von Lüneburg, der Markgraf von Brandenburg-Ansbach, die Grafen von Wertheim, Mansfeld und Fürstenberg, und die Städte Nürnberg, Reutlingen, Heilbronn und Kempten sich anschlossen. Eine Vereinigung mit den Evangelischen der Schweiz und mit den Städten Straßburg, Ulm, Constanz, Lindau und Memmingen, welche leicht zu erzielen gewesen wäre, kam nicht zu Stande, weil der bigotte Kurfürst von Sachsen die lutherische Ansicht vom Abendmahle zur Grundlage des Bundes machte, und folgeweise alle diejenigen, welche sie nicht theilten, davon ausschloß.

Mittlerweile hatte Karl V. mit dem Papste Frieden geschlossen, und ihm versprochen, allen weiteren Fortschritten der sogenannten Ketzerei in Deutschland Schranken zu setzen. Um diesen Zusagen nachzukommen, schrieb der Kaiser einen Reichstag auf den April 1530 nach Augsburg aus und reiste selbst nach Deutschland. Es war leicht voraus zu sehen, daß die Zeit der Religionsgespräche vorüber war, und es sich darum handelte, mit Gewalt die Meinungen zu behaupten, welche Kaiser und Papst nicht dulden wollten.

Die Spaltung auf dem Felde der Religion ging in solcher Weise frühzeitig auf das Gebiet des Staats über. Auf dem Glauben der Völker ruhten die sogenannten Gerechtsame, oder vielmehr die Gewalt der Fürsten und der Pfaffen. Jede Aenderung der Glaubenssätze hatte daher einen entsprechenden Wechsel in den wichtigsten anderen Beziehungen des Lebens zur nothwendigen Folge. Eine rein religiöse Fortbildung ist nur da möglich, wo es keine Geistlichen giebt, welche durch die Religion zu Gold und Ehren gelangen. Wo aber, wie im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, Pfaffenthum, Kirche, Staat und Gesellschaft in untrennbarer Verbindung stehen, da kann weder in religiöser noch in irgend einer anderen Rücksicht ein leidenschaftsloser Fortschritt statt finden. Der Ehrgeiz, die Herrschsucht und die Habgier aller Derjenigen, welche aus der Dummheit, Trägheit und aus dem Knechtssinn der Massen Vortheil ziehen, legen jeder friedlichen Entwickelung unüberwindliche Hindernisse in den Weg.

Christus hatte gelehrt: „gebt dem Kaiser, was des Kaiser's, und Gott, was Gottes ist," und hatte dadurch deutlich ausgesprochen, daß die Angelegenheiten des Staats von denjenigen der Religion verschieden seien und daher abgesondert behandelt werden sollten.

Allein wie in allen übrigen Beziehungen, so hatten die Machthaber auch in Betreff des gegenseitigen Verhältnisses zwischen Kirche und Staat die Bibel, wo sie ihnen nicht zusagte, außer Acht gelassen. Wenigen war es überhaupt um Wahrheit zu thun. Vielen diente die Bibel, wie früher die päpstlichen Decretalen, die Traditionen und Legenden nur als Mittel, ihren selbstsüchtigen Bestrebungen einen gewissen äußeren Anstrich zu verleihen. Neben dem Kampfe zwischen Wahrheit und Lüge gingen immer tausendfältige Streitigkeiten um Ehren, Macht, Geld und Geldes Werth her. Es ist sehr schwer, die schmutzigen

Beweggründe der Leidenschaft von den reineren des Freiheitsdranges und des Rechtsgefühls zu unterscheiden. Allein nur insofern dieses geschieht, entrollt sich uns ein klares Bild der Vergangenheit. Nicht die Größe der Gewalt, sondern die Richtung, in welcher sie gebraucht wird, und die Beweggründe, aus welchen deren Thätigkeit hervorgeht, bilden die eigentlichen Grundbestandtheile der Geschichte.

## § 9. Augsburgische Confession.

Während der kurzen Zeit von dreizehn Jahren, seit Luther seine Sätze zu Wittenberg angeschlagen hatte, waren die Protestanten zu einer Macht herangewachsen. Fast alle strebenden Geister, welche ein religiöses Bedürfniß fühlten, hatten sich ihnen mehr oder weniger innig angeschlossen. Ihre Gottesgelehrten und Prediger waren den katholischen unstreitig an Wissen, tiefem Gefühle und Kraft der Ueberzeugung durchaus überlegen. In Rede und Schrift konnten sich die Anhänger des Papstthums mit ihnen nicht messen. Dagegen waren sie ihnen in den Künsten der Unterhandlung und an weltlicher Macht bei weitem überlegen. Die Katholiken zählten in ihrer Mitte keine Geister, wie Luther, Zwingli, Melanchthon, Calvin, Oecolampadius und unzählige andere. Die wenigen, welche an Talent und Gelehrsamkeit den Protestanten die Spitze bieten konnten, wie Erasmus von Rotterdam, der Cardinal Campegio und andere standen selbst mit einem Fuße auf dem Boden der Reformation, und die Kampfhähne, welche für das Papstthum sprechen und schreiben mußten, wie Johann Eck und Cochläus, verstanden sich besser auf das Schimpfen und Drohen, als auf das Begründen ihrer Ansichten. Dagegen besaßen die Katholiken unter ihren Fürsten viele Männer, welche ihren Gegnern auf dem Felde der Staatskunst und der Kriegsführung mehr als gewachsen waren. Die hervorragendste Persönlichkeit unter den protestantischen Machthabern war der Landgraf Philipp von Hessen. Er stand in religiöser Beziehung auf einem weit freieren Standpunkte, als Luther; er vereinigte mit der Kraft des Glaubens staatsmännische Einsicht und kriegerische Tapferkeit, und hätte die Sache der Protestanten siegreich zu Ende geführt, wäre er nicht in allen seinen Schritten durch die Zänkereien der Lutherischen und Zwingli'schen Anhänger, durch die Beschränktheit des Kurfürsten Johann von Sachsen und durch die Zersplitterung der Streitkräfte auf theologischem und politischem Gebiete gehemmt worden. Karl V. hatte vor ihm schon in seiner äußeren Stellung vieles voraus. Was war ein Landgraf von Hessen im Verhältniß zu dem Kaiser, dem mächtigsten Gebieter in Deutschland, Spanien, Italien und den Niederlanden, und dem Beherrscher der neu entdeckten Welt? Karl saß nicht als Puppe, sondern als selbstthätiger Fürst auf seinem Throne. Er war mit der italienischen und spanischen Staatskunst auf's genaueste vertraut, und hatte den Krieg in einem weit größeren Maßstabe getrieben, als irgend einer seiner Zeitgenossen. Er besaß Scharfblick, Schlauheit, Entschlossenheit und Ausdauer. In der Kunst der Verstellung war er Meister und wurde in allen seinen Unternehmungen durch Gewissensbisse niemals gehemmt. Wenn die Kraft der Ueberzeugung nicht weiter reichte, als alle Staatskunst, so hätten die Protestanten, trotz ihren Siegen auf dem Felde der Rede und der Schrift, im wirklichen Leben, in Kirche und Staat dem mächtigen Kaiser die Spitze nicht bieten können. Karl V. hatte keine Zuneigung für das deutsche Volk, er sprach und verstand nur sehr mangelhaft dessen Sprache. Er war seinem ganzen Wesen und seiner Erziehung nach Spanier mit einigen italienischen Zugaben. Philipp von Hessen kannte die Bedürfnisse der deutschen Nation und widmete ihr seine ganze Kraft und Liebe. Er wäre im Stande gewesen, die Deutschen über die Klippen der Reformation hinweg zu führen, ohne schwächende Spaltungen auf dem Gebiete der Religion und des Staats zurück zu lassen. Doch er war nicht der erkorene der Fürsten,

er war nicht Kaiser, sondern nur ein Landgraf. Karl V. aber war entschlossen, sein dem Papste gegebenes Versprechen zu halten. Die Gesandten, welche die Protestanten ihm entgegen geschickt hatten, ließ er von seiner Umgebung beschimpfen und mißhandeln, einen derselben sogar verhaften. Am 15. Juni kam er in Augsburg an. Lange vor ihm waren die meisten Fürsten des Reiches erschienen: der Kurfürst von Sachsen, umgeben von Melanchthon, Justus Jonas und Spalatin, der Graf von Mansfeld in Begleitung Johann Agricola's. Luther selbst, auf welchem die Reichsacht noch ruhte, hielt sich in Koburg, der nächsten sächsischen Stadt auf, um von da seinen Rath und seine Ermahnungen schnell nach Augsburg senden zu können.

Kaum war der Kaiser am Sitze des Reichstags angelangt, als er die Fürsten zu der auf den 16. Juni fallenden Frohnleichnamsfeier einlud. Die Protestanten ließen ihm jedoch durch den Kurprinzen von Sachsen die Antwort bringen: Dergleichen gottlose und offenbarlich mit Gottes Wort und Christi Gebot streitende Menschensatzungen sind wir gar nicht gemeint, durch unsere Zustimmung zu verstärken und einzuführen, daß wir vielmehr ohne Bedenken einstimmig uns erklären, daß solche ungereimte, gottlose, menschliche Anordnungen gänzlich aus der Kirche abzuschaffen und zu vertilgen seien, damit nicht die andern noch gesunden und reinen Glieder der Kirche mit eben dem tödtlichen und schädlichen Gifte angesteckt werden."

Eine solche Sprache hatte Karl in Spanien und in Italien nie zu hören gehabt. Am liebsten hätte er den Deutschen dasselbe Joch auferlegt, das auf seinen übrigen Reichen lastete. Doch dazu fehlte ihm die Macht. Nicht durch Gewalt, sondern nur durch gute Worte konnte er bewirken, daß sein Bruder Ferdinand von den deutschen Fürsten zum römischen Könige gewählt, und daß ihm Hülfe gegen die Türken geleistet wurde. Er mußte zugeben, daß zuerst die Religions-Angelegenheiten verhandelt wurden. Am 25. Juni trugen die Protestanten dem Reichstage ihr Glaubensbekenntniß vor. Es war von Melanchthon verfaßt und enthielt diejenigen Lehren, welche wir bereits dargestellt haben: die Rechtfertigung durch den Glauben, die Erbsünde, die Bedeutung des Predigtamtes, die Gewalt der Obrigkeit u. s. w. Es behandelte den Gegensatz zum katholischen Glauben mit großer Schonung, trat dagegen den übrigen reformatorischen Secten auf's herbste entgegen. Das Bekenntniß erklärte, die Lutheraner lehrten nichts weiter, als die Begriffe der christlichen, ja der römischen Kirche, und stützte seine Beweisführungen auf Sätze aus den Kirchenvätern, aus päpstlichen Decreten und Aussprüchen. Nur in wenigen Artikeln, z. B. denjenigen, betreffend die Mißbräuche der Kirche, die Priesterehe und den Unterschied der Speisen wehte ein frischerer Geist. Die Abendmahlslehre dagegen erhielt eine so schroffe Fassung, daß die Anhänger Zwingli's ihr nicht beistimmen konnten, daher die vier Städte Straßburg, Memmingen, Constanz und Lindau ein eigenes Bekenntniß, das sogenannte vierstädtische (confessia tetrapolitana) einreichten. Es unterschied sich nur in der Abendmahlslehre von dem lutherischen und war in diesem Artikel so feindlich, als möglich abgefaßt.*)

*) Dasselbe lautet wörtlich wie folgt: „Von dem heiligen Sacrament des Leibes und Blutes Christi wird bei uns gelehrt und gepredigt, wie das von den Evangelisten und Paulo vorgeschrieben, und von den heiligen Vätern gehalten, auch der Gemeinde Gottes am nützlichsten und heilsamsten ist. Nämlich, daß der Herr, wie in seinem letzten Nachtmahl, also auch heutigen Tages seinen Jüngern und Gläubigen, wenn sie solches sein heiliges halten, laut seinem Worte in diesem Sacrament seinen wahren Leib und wahres Blut wahrlich zu essen und zu trinken giebt zur Speise ihrer Seelen und ewigen Leben, daß sie in ihm und er in ihnen bleibe, daher sie denn auch am jüngsten Tage durch ihn zur Unsterblichkeit und ewigen Seeligkeit auferweckt werden. Man weiset auch das Volk besonders Fleißes von allem Zank und unnöthigem und fürwitzigem Disputiren in diesem Handel zu demjenigen, was allein nutzet und auch von unserm Herrn zu solcher Sache allein gemeint und bedacht ist, daß wir nämlich durch ihn selbst gespeiset, also durch und in ihm leben, eines gottgefälligen, heiligen und ewigen Lebens, und seien daher unter uns ein Brod und ein Leib, die wir all eines Brodes im heiligen Nachtmahle theilhaftig werden."

Erst dreizehn Jahre waren verflossen, seit Martin Luther den Kampf mit dem Papstthum begonnen hatte. Nach ihm waren zahlreiche andere Männer aufgetreten, welche neue Ideen unter die Massen warfen und alte Mißbräuche angriffen. Dreizehn Jahre genügten nicht, die Gährung der Gemüther, welche in ihrem Glauben erschüttert wurden, ruhig verlaufen zu lassen. Durch das Augsburgische Glaubensbekenntniß wurden allerdings viele Lügen und Verläumdungen, welche die Römlinge über die Lehren Luther's ausgegossen hatten, widerlegt. Viele wankende Charaktere erhielten durch dasselbe einen Stützpunkt, der ihren Glauben befestigte; allein der weiteren Entwickelung der neuen Lehre wurden dadurch Schranken gezogen, welche um so hemmender waren, je weniger Melanchthon den Ansichten Zwingli's, Calvin's und anderer Reformatoren Rechnung getragen, und je schroffer er die persönliche Meinung Luther's gegenüber den weiter voran schreitenden Bestrebungen vertreten hatte. Melanchthon irrte sich sehr, wenn er vermeinte, durch halbe Zugeständnisse den Papst bewegen zu können, auch nur eine Neuerung von praktischer Bedeutung gut zu heißen. Luther entwickelte bei dieser, wie bei jeder anderen Gelegenheit, wenn auch große Halsstarrigkeit und eine gewisse Beschränktheit des Gesichtskreises, so doch jenen unerschütterlichen Muth, welcher allein irgend einer Partei Kraft verleiht. Während Melanchthon zagte und unterhandelte, schrieb Luther von Koburg aus Briefe des Trostes und der Ermahnung, richtete durch sie die schwachen Gemüther auf und flößte ihnen einen Theil der Entschlossenheit, die ihn selbst beseelte, ein.

Die Schrift, welche die katholischen Theologen Eck und Cochläus zur Widerlegung der augsburgischen Confession ausarbeiteten und welche gleichfalls vor versammeltem Reichstage verlesen wurde, war ein Gemisch von Verdrehungen und Schimpfreden ohne allen inneren Gehalt. Karl V. scheint dieses selbst gefühlt zu haben, daher er den Protestanten keine Abschrift zukommen ließ, und als sie aus dem Gedächtnisse dem Machwerke antworteten, weigerte sich der Kaiser, deren Entgegnung anzunehmen. Wie Luther unter den Geistlichen, so verlor Philipp von Hessen unter den Fürsten nicht den Muth. Umsonst versuchte der Kaiser, ihn durch lockende Versprechungen zu gewinnen. Er setzte ihm die mannhaften Worte entgegen: „In den besten Jahren seines Alters fliehe er nicht die Freude, noch die Gunst der Großen, aber den trügerischen Gütern dieser Welt ziehe er die Gnade Gottes vor.“

Als der Kaiser Karl am 3. August zu drohen anfing, verließ Philipp (6. August) Augsburg. Zu spät befahl Karl V., die Thore der Stadt zu besetzen. Der entschlossenste und mächtigste der protestantischen Fürsten war nicht mehr in seiner Gewalt. Der Kaiser konnte wohl noch Beschlüsse fassen lassen, allein die Frage war, ob er die Macht besitze, sie auszuführen. Am 22. September verkündete der fanatische Joachim I. von Brandenburg im Namen des Kaisers den Reichstagsabschied. Bis zum 15. April des folgenden Jahres, so lautete der Bescheid, wolle man die Protestanten in Ruhe lassen, falls diese alle Neuerungen einstellten, keine neuen Schriften in Glaubenssachen drucken ließen, keine fremden Unterthanen zu ihrer Secte zögen, oder in ihren Ländern schützten, ihren eigenen Unterthanen die Ausübung des katholischen Gottesdienstes verstatteten, und in Verbindung mit Kaiser und Reich die Sacramentirer und Wiedertäufer unterdrückten. Joachim fügte mannigfaltige Drohungen und die Forderung der Wiederherstellung der Klöster und Stifter hinzu. Die Folge davon war nur, daß jetzt auch der Kurfürst von Sachsen abreiste, ohne an der Wahl Ferdinand's Antheil zu nehmen. Am 14. Oktober berief der Kaiser die Gesandten der Reichsstädte in den Fürstenrath und erklärte ihnen seinen Entschluß, den im Reiche entstandenen Irrthum gegen den heiligen Glauben, was es auch kosten möge, auszurotten, und dazu jedes Mittel, das in seiner Hand sei, zu

gebrauchen. Der am 19. November 1530 öffentlich verkündete Reichstagsabschied*) war in so drohenden Ausdrücken abgefaßt, daß die Protestanten erkennen mußten, die Stunde der Entscheidung durch das Schwert nahe heran. Philipp von Hessen fürchtete den Kampf nicht. Selbst Luther, welcher bis dahin immer zum Frieden gemahnt hatte, kam jetzt zu der Ueberzeugung, daß der Gewalt Widerstand entgegen gesetzt werden müsse. Nach mannigfaltigen Vorarbeiten wurde am 27. Februar 1531 ein förmliches Bündniß unter den Protestanten auf sechs Jahre zu Schmalkalden abgeschlossen, durch welches sie sich gegenseitig, falls einer der Verbündeten wegen der Religion angegriffen werden sollte, Hülfe und Beistand versprachen. Sechs Fürsten, zwei Grafen und eilf Städte gründeten diesen Bund, später traten noch dreizehn Städte und ein Fürst bei. Der Landgraf Philipp von Hessen und der Kurfürst von Sachsen wurden zu Oberhauptleuten des Bundes erwählt, und die Lasten des Krieges zu gleichen Hälften zwischen die Fürsten und die Städte vertheilt. Die Fürsten erhielten aber im Rathe eine Stimme mehr, als die Städte, wodurch ihr Uebergewicht auch auf diesem Felde, wie auf demjenigen der Schlacht, anerkannt wurde.

An der Starrköpfigkeit des Kurfürsten von Sachsen scheiterte das Bestreben des Landgrafen Philipp, die Schweizer Freunde in den Bund zu ziehen. Der Kurfürst ließ auf dem Rathstage zu Frankfurt erklären: „Da die Eidgenossen in der Lehre vom Abendmahle abwichen, könne er keine Verbindung mit ihnen eingehen. Auf ihre weltliche Macht müsse man nicht sehen; denn die heilige Schrift verkünde denen, welche sich auf solche Stützen verließen, einen unglücklichen Ausgang."

Nur zu bald brachten solche Ansichten den Protestanten Verderben. Unmittelbar litten allerdings die Schweizer darunter. Denn zuerst entlud sich über sie das drohende Gewitter. Karl V. war zu sehr mit seinen übrigen Ländern beschäftigt, als daß er damals gewagt hätte, seinen Worten durch die That Nachdruck zu geben. Die sogenannten Zwinglianer waren aber, trotz der beschränkten Ansichten der Lutheraner, zu innig mit der Sache der Reformation verbunden, als daß sie hätten leiden können, ohne die gesammte Fortschrittsbewegung in ihre Niederlage zu verwickeln.

In der Schweiz bewährte es sich wiederum, daß der Mensch nicht ungestraft die innige Verbindung mit seinen Nachbarn aufgeben könne. Die vier Waldstädte und Luzern, deren Söhne häufig als Söldner in auswärtigen Kriegen dienten und dadurch schon sich selbst herabwürdigten, nahmen an der geistigen Bewegung keinen Theil, welche das halbe Europa durchzuckte. Sie hatten die Ketten des Hauses Habsburg gebrochen, trugen aber willig

*) Er lautet in der Hauptsache wie folgt: Es soll eine abweichende Lehre über das Abendmahl nicht geduldet, und weder die Messe, noch die Kindertaufe verändert, sondern in der bisherigen Weise und zwar mit der Firmelung beibehalten werden.

Die Bilder dürfen nicht aus den Kirchen entfernt werden, und sind, wo es geschehen ist, wieder herzustellen.

Was die Meinung anbetrifft, daß der menschliche Wille nicht frei sei, so soll dieselbe durchaus nicht zugelassen werden, weil sie sich als viehisch und gotteslästerlich darstelle.

Auch die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein ist unstatthaft.

Die Sacramente und Ceremonien der Kirche müssen nach der alten Einrichtung behandelt und beobachtet werden. Die erledigten Kirchenpfründen sollen würdigen Männern verliehen, jene der verehlichten Priester dagegen eingezogen und solchen Geistlichen gegeben werden, welche zwar ebenfalls sich verheirathet hatten, mit Verlassung ihrer Gattinnen aber in den vorigen Stand zurück kehren.

Bei dem Predigen und Lehren sollen alle Priester die gegenwärtigen Vorschriften befolgen. Dieselben sollen dabei das Volk ermahnen, daß es die Messe höre, fleißig bete, die Jungfrau Maria und die anderen Heiligen anrufe, alle Feiertage beobachte, faste, verbotener Speisen sich enthalte, den Armen wohl thue. Den Mönchen soll gezeigt werden, daß die Verletzung ihres Gelübbes und der Austritt aus dem Orden unerlaubt sei.

**Ueberhaupt soll in allem, was den Glauben und den Gottesdienst betrifft, durchaus nichts geändert werden. Wer gegen solches Gebot handelt, soll mit Vermögens-, Leibes- oder der Todesstrafe belegt werden.**

diejenigen des Pfaffenthums, und als rings um sie her die Reformation Fortschritte machte, schämten sie sich nicht, (1529) sogar einen Bund mit dem Habsburger zu schließen, um mit vereinten Kräften das Papstthum aufrecht zu erhalten. Schon hatte die größere Hälfte der Schweiz: Zürich und Bern, St. Gallen, Biel, Basel, die Landgemeinden von Solothurn, Sargans und Thurgau, Genf, das Waadtland und Neufchatel, die Reformation angenommen. Im Bunde mit den Protestanten Deutschlands hätten sie den katholisch gebliebenen Cantonen leicht die Spitze bieten können. Da dieser nicht abgeschlossen wurde, und die Zwietracht sich mehrte, kam es am 12. October 1531 bei Kappel zur Schlacht, in welcher die katholischen Truppen, unter welchen sich viele ausgediente Söldner befanden, die protestantischen schlugen, und Zwingli selbst sein Leben verlor. Ein zweites Treffen bei Munzingen, am 21. October, fiel für die Reformirten nicht günstiger aus. Durch den Frieden von Mellingen (24. November 1531) errangen die Katholiken das Uebergewicht in der Schweiz. Die Solothurner Landgemeinden und viele andere, die sich der Reformation angeschlossen hatten, wurden theils durch Gewalt, theils durch die Furcht vor Schaden und Verfolgung wieder unter das alte Joch des Papstthums zurückgebracht, und der bis dahin so rasche Fortschritt der Reformation in der Schweiz dauernd gehemmt.

Durch die Siege der Katholiken in der Schweiz wurden deren Glaubensgenossen in Deutschland von neuem ermuthigt. In diesem entscheidenden Augenblicke kam den Protestanten aber der Kriegszug Solyman's zu statten. Im Frühjahr 1532 waren die Türken mit einem zahlreichen Heere gegen Oestreich vorgedrungen. Karl V. fürchtete, zwischen zwei Feuer zu gerathen, falls er die Protestanten angriffe: so kam am 2. und 3. August zu Nürnberg der erste sogenannte Religionsfrieden zu Stande. In der That war es aber nur ein Waffenstillstand. Denn nichts wurde endlich entschieden, vielmehr nur die Bestimmung getroffen, daß bis zur Abhaltung eines Conciliums oder bis zu einem neuen Reichstagsabschiede keine Partei die andere wegen des Glaubens vergewaltigen und daß alle fiscalischen und anderen Prozesse, welche den Glauben berührten, eingestellt werden sollten.

Hätten die Protestanten die bedrängte Lage, in welcher sich damals Karl V. befand, zu ihrem Vortheil benützen wollen, so hätten sie wahrscheinlich damals schon Freiheit des Glaubens erringen können. Allein es lag in der Natur der ganzen reformatorischen Bewegung, daß sie nur auf geistigem Gebiet angreifend, auf demjenigen der Gewalt dagegen abwehrend verfuhr. Sie brauchte mehr nicht, als Duldung, um des Sieges gewiß zu sein. Doch diese wurde den Protestanten nur in sofern gestattet, als sie die Macht besaßen, sie zuerzwingen.

Bei allen Fortschritten ist immer die größte Schwierigkeit, die Menschen zu bestimmen, daß sie prüfen. Millionen leben in den Tag hinein, ohne daß es ihnen im Laufe von Jahrhunderten einfällt, irgend eine der Gewohnheiten und Ansichten, welche sie von ihren Altvordern überkommen haben, in Zweifel zu ziehen. Die Reformation hatte aber die in Stumpfsinn versunkenen Massen aufgerüttelt. Leicht hätten sie die Schwere des auf ihnen ruhenden Joches und die Finsterniß des Aberglaubens, in welchem sie gehalten wurden, erkannt, hätte man ihnen die Freiheit gelassen, sich nach eigener Wahl zu bestimmen. Der Nürnberger Religionsfrieden gestattete dieselbe für eine kurze Zeit wenigstens demjenigen Theile der deutschen Nation, welcher nicht, gleich den Oesterreichern und Baiern, unter der Gewalt herrschsüchtiger Katholiken standen. Diesen bot der Waffenstillstand die Gelegenheit, sich von Rom loszusagen. Viele ergriffen sie. Im stillen machte die Reformation, d. h. so viel davon, als nach dem Augsburger Glaubensbekenntnisse übrig geblieben war, unausgesetzte Fortschritte. Philipp von Hessen stand dem aus Würtemberg vertriebenen Herzog Ulrich bei und zwang den König Ferdinand, den Vertrag von Kadan (29. Juni 1534) abzuschließen, durch welchen das Land wieder an Ulrich fiel, wenn schon er die Oberlehnsherrlichkeit Oesterreichs zum Schein anerkannte. Sobald die Habsburger aufgehört

hatten, in Würtemberg zu herrschen, bekannte sich das ganze Land zur lutherischen Lehre. Die protestantische Partei erhielt dadurch einen mächtigen Zuwachs im Süden Deutschlands. Der Frieden von Kadan war eines der wichtigsten Ereignisse für die Sache der Protestanten. Der König von Frankreich und selbst der Papst Clemens VII., welche die Macht des österreichischen Hauses fürchteten, hatten bei demselben die Hände im Spiele. Eine Bestimmung desselben verbot den Reichsgerichten, Klagen wegen der eingezogenen Kirchengüter anzunehmen. Dadurch wurde folgeweise wenigstens zuerst die Reformation in einer ihrer einflußreichsten Beziehungen anerkannt. Mehrere Städte, ganze Provinzen, welche bis dahin gewankt hatten, schlossen sich den Lutheranern an. Das Concil, welches seit langer Zeit in Aussicht gestellt worden war, kam, so lange Clemens VII. auf dem päpstlichen Stuhle saß (bis 1534), nicht zu Stande.

Mittlerweile dauerte die Gährung der Gemüther in Deutschland und dem größeren Theile Europa's fort. Je mehr Luther bemüht gewesen war, die gesammte Reformation in die von ihm betretene Bahn zu leiten, desto eifriger widerstrebten alle diejenigen, welche unter dem Einflusse anderer Führer das Joch des Papstthums abgeworfen und ihre eigenen Wege zum Heile eingeschlagen hatten. Unter diesen waren die sogenannten Wiedertäufer die wildesten. Die Verfolgungen, womit Katholiken und Lutheraner sie heimgesucht, hatten ihre Leidenschaften nur noch mehr aufgeregt, und je entschiedener sie sich von den bewährten Führern der Reformation lossagten, desto unbedingter fielen sie der Herrschaft fanatischer und roher Menschen, die sich ihr Vertrauen zu erwerben wußten, anheim. Nachdem Thomas Münzer, der eigentliche Begründer der Wiedertäufer, hingerichtet worden war, verbreiteten sich dessen Anhänger über die Niederlande, Ostfriesland und Westphalen, und vermehrten sich rasch. Nicht lange hielten sie sich aber ruhig. Duldung genügte ihnen nicht. Sie wollten herrschen, und zwar nicht blos auf dem Gebiete der Religion, ihre Ansichten sollten in das bürgerliche Leben eindringen, der Staat sollte nach ihrem Glauben verwaltet werden. In mehreren Städten der Niederlande zettelten sie Unruhen an und zwangen die Obrigkeiten, gegen sie Gewalt zu brauchen. Die Stadt Münster, welche im Kampfe mit ihrem Bischofe lag, wurde von ihnen zum Haupttummelplatze ihres Treibens erkoren. Zwei ihrer sogenannten Apostel: der Bäcker Jan Matthyszoon und der Schneider Jan Bockolt, gewöhnlich Jan von Leyden genannt, wußten den großen Haufen für sich zu gewinnen. Durch diesen erlangten sie die Gewalt in der Stadt. Mit Hülfe des Bürgermeisters Bernhard Knipperdolling wurden am 1. Februar 1534 der Adel, die Geistlichkeit und die wohlhabenden Bürger vertrieben. Kurz darauf schwang sich Jan von Leyden zum geistlichen und weltlichen Beherrscher der Stadt auf. Er befahl bei Todesstrafe, alles Gold und Silber, alle Kostbarkeiten und werthvollen Hausgeräthschaften unter die Bewohner der Stadt zu gemeinschaftlichem Gebrauche zu vertheilen. Alle Bücher ließ er verbrennen mit alleiniger Ausnahme der Bibel. Unter Jan von Leyden sollten zwölf Richter das Land beherrschen. Er selbst nahm den Königstitel an und nannte sein Reich Zion. Nach dem Beispiele Salomon's legte er sich einen Harem an, der aus vierzehn Frauen bestand, von denen er eine mit eigener Hand hinrichtete, weil sie es wagte, ihm Widerpart zu halten. Der Sprecher Rothmann gab unter dem Titel: „Die Restitution", ein Buch heraus, worin er voraussagte, daß die Gottlosen durch die Frommen und Auserwählten vertilgt und dann durch sie noch vor dem jüngsten Tage die Erde beherrscht werden würde. Den Papst und Luther nannte er gleichmäßig falsche Propheten. In Deutschland war die Rathlosigkeit so groß, daß nur der Landgraf Philipp von Hessen Thatkraft und Macht genug besaß, den Wiedertäufern die Spitze zu bieten. Im Namen des Reiches zog er mit einem Heere vor Münster und eroberte am 24. Juni 1535, nach heftiger Gegenwehr, die Stadt, gegen welche auf's furchtbarste gewüthet wurde. Nur Philipp von Hessen besaß den Muth, einige

Milde zu bekunden. Ein Reichstagsgesetz bedrohte alle Wiedertäufer ohne Unterschied mit dem Tode. Philipp verbot, demselben in seinem Lande Folge zu geben.

Der Krieg gegen die Wiedertäufer zu Münster, so traurig er auch war, indem er den Fanatismus der Neuerer und die Grausamkeit ihrer Gegner anschaulich machte, hatte doch die gute Folge, alle Welt zugleich von der Macht der Protestanten und ihrem Abscheu vor einem Unwesen, wie es die Wiedertäufer getrieben hatten, an den Tag zu bringen. Die Katholiken konnten nicht mehr, wie sie gerne gethan hätten, der ganzen Partei der Protestanten die Verirrungen einzelner Schwärmer zur Last legen, und mußten anerkennen, daß denselben eine Kriegsmacht zu Gebote stehe, welche nicht so leicht, als sie es wünschten, besiegt werden könne. Noch immer nahm von Jahr zu Jahr die Zahl der Mitglieder des schmalkaldischen Bundes zu. Die Herzoge Barnim und Philipp von Pommern, Georg und Joachim von Anhalt, die Städte Augsburg, Kempten, Hamburg, Hannover, Minden und Frankfurt a. M. traten nebst mehreren kleineren Herren (1536) in den Bund, und schon im folgenden Jahre der Kurfürst Joachim II. von Brandenburg, sein Bruder Johann und seine Vettern Georg und Albrecht, welche in Franken ansehnliche Besitzungen hatten. Karl V. wagte nicht, mit offener Gewalt einem so mächtigen Bunde entgegen zu treten. Er begnügte sich damit, durch den Reichsvicekanzler Held Ränke spinnen und einen Gegenbund, der sich den heiligen nannte, gründen zu lassen. Der Zweck, welchen sich dieser setzte, war: „Handhabung der päpstlichen Religion und Vollziehung aller kaiserlichen und päpstlichen Abschiede, Mandate und Gebote." Die verbündeten katholischen Fürsten erklärten ausdrücklich, der Nürnberger Frieden binde sie nicht, da derselbe weder von den Ständen des alten Glaubens gebilligt, noch vom höchsten Reichsgerichte anerkannt sei. Obgleich dieser Bund auf Veranlassung des Kaisers geschlossen worden war, von ihm später ausdrücklich genehmigt und durch eine Gabe von 50,000 Gulden unterstützt wurde, verleugnete er ihn später, konnte jedoch dadurch das gerechte Mißtrauen der Protestanten nicht beruhigen. Mittlerweile starb (April 1539) der Herzog Georg von Sachsen, Luther's wüthendster Feind. Dessen Bruder, Heinrich, welcher ihm nachfolgte, war ein eifriger Protestant. Das Herzogthum Sachsen, d. h. das ganze Land von Leipzig an bis zur böhmischen und fränkischen Grenze, welches bis dahin nur durch die Grausamkeit Georg's abgehalten worden war, sich öffentlich für Luther zu erklären, nahm die Reformation an und trat dem Schmalkaldischen Bunde bei. In demselben Jahre schloß sich auch der dänische König Christian III. als Herzog von Holstein an. Die Fehde, in welche der Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel mit dem Landgrafen von Hessen und dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen gerieth, hatte zur Folge, daß der Herzog zu seinem Lande hinausgejagt und das Land protestantisch wurde (1541). Der Pfalzgraf von Neuburg trat gleichfalls zur Reformation über, und sogar der Kurfürst von Köln, welcher lange gewankt hatte, wandte sich den Protestanten zu, in der Hoffnung, sein Fürstenthum, gleich dem Ordensmeister von Preußen, erblich an sein Haus zu bringen. Da der Kaiser sich nicht stark genug fühlte, die Protestanten mit Gewalt zu unterdrücken, so ließ er Reichstage halten. Zu Worms (1541) wurden keine Beschlüsse gefaßt, zu Regensburg kam man dagegen überein, die Entscheidung der streitigen Fragen einem allgemeinen Concilium, oder falls ein solches nicht zu Stande käme, dem nächsten Reichstage anheimzugeben. Dadurch wurde der drohende Ausbruch des Kampfes noch einmal hinausgeschoben. Die Protestanten benützten die Zeit des Friedens mehr und mehr, sich auszubreiten und zu verstärken.

Während die Reformation in Deutschland Fortschritte machte, sagte sich auch der König Heinrich VIII. von England vom Papstthum los (1535). Die Kirchenversammlung, von welcher in der ersten Zeit der Reformation soviel gehofft worden war, kam zwar endlich zu Stande, indem der Papst Paul III. eine solche zuerst (1536) nach Mantua

berief später (1537) nach Vicenza und endlich (1542) nach Trident verlegte. Die Protestanten waren aber scharfsichtig genug, zu erkennen, daß eine vom Papste ohne alle Mitwirkung von ihrer Seite berufene, nach Italien ausgeschriebene und später in eine mehr italienische, als deutsche Stadt versetzte Versammlung nimmermehr ihre Lehren unparteiisch prüfen würde, betheiligten sich daher an derselben nicht, und verwahrten sich von vorn herein gegen alle Beschlüsse, welche sie fassen möchte. Vergeblich bemühte sich Karl V. auf dem Reichstage zu Worms (1545), sie zu überreden, sich der Kirchenversammlung von Trident zu unterwerfen. Sie kannten zu genau die Geschichte der Concile von Constanz und zu Basel, und waren in ihren Reformen zu weit vorgeschritten, als daß sie ein besseres Loos erwartet hätten, als dasjenige, welches einst dem Johannes Huß und Hieronymus von Prag zu Theil geworden. Sie waren sich ihrer Kräfte bewußt und entschlossen, weder vor der Macht des Kaisers, noch den Bannstrahlen des Papstes zurück zu weichen. Unglücklicherweise war ihre Macht aber nicht vereinigt, indem Lutheraner und Zwinglianer sich getrennt hatten, und viele protestantische Fürsten, namentlich der Kurfürst von Brandenburg und der Herzog Moritz von Sachsen, sich im Augenblicke der Entscheidung von der gemeinsamen Sache lossagten, auch war sie schlecht organisirt, da nicht ein, sondern zwei Häupter, welche verschiedenen Ansichten huldigten, und einen durchaus verschiedenen Charakter besaßen, an der Spitze des Schmalkaldischen Bundes standen. Die vereinte Macht der Protestanten Deutschlands war den Katholiken weit überlegen; und selbst der Abfall des Herzog Moritz und anderer Fürsten hätte deren Sieg nicht aufhalten können, wären die übrigen Verbündeten nur unter tüchtiger Leitung gestanden. Allein hätte Philipp von Hessen erfolgreich die Sache der Protestanten durchfechten mögen. Durch seinen Amtsgenossen, den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, wurde aber seine Kraft gelähmt und seine Faust gehemmt.

Bevor der Krieg ausbrach, starb Luther, am 18. Februar 1546, zu Eisleben, seinem Geburtsorte, von seinen Anhängern betrauert, von seinen Gegnern verflucht, von der unparteiischen Geschichte trotz mancher Fehler als einer der größten Geister aller Zeiten anerkannt. Er führte durch seine Entschlossenheit und seine Ausdauer jene Reformen aus, welche vor ihm Wicliff und Huß angeregt hatten, welche Erasmus von Rotterdam und andere Gelehrte nur zum Gegenstande geistvoller Schriften machten, welche Thomas Münzer nicht behaupten konnte, und die Wiedertäufer in solche Extreme trieben, daß sie die gesammte civilisirte Welt gegen sich aufbrachten. Er ging in seinen Bestrebungen nicht so weit, wie die Männer vernünftiger Freiheit wünschten, allein er sicherte unzweifelhaft gerade dadurch diejenigen Reformen, welche er für die wichtigsten erachtete, und welche allein er zu begründen vermochte, d. h. die Reformen auf dem Gebiete der Kirche. Wer den großen Reformator des sechszehnten Jahrhunderts mit seiner Vergangenheit und seinen Zeitgenossen vergleicht, hat mehr Grund, sich zu wundern, daß ein Mönch so weit, als er, voranschritt, als daß er nicht noch weiter voranging. Die Menschheit wäre längst auf dem Boden der Vernunft angekommen, wenn in jedem der zehn Menschenalter, die auf Luther folgten, ein Mann aufgetreten wäre, der sie, soweit als er, vorwärts gebracht hätte.

## § 10. Der schmalkaldische Krieg.

Der Mensch muß sehr dumm und zugleich sehr eitel sein, welcher sich auf seine Rechtgläubigkeit etwas einbildet. Denn Rechtgläubigkeit war zu allen Zeiten und bei allen Völkern diejenige Gläubigkeit, welche den Pfaffen recht war, d. h. mit deren Hülfe sie die Menschen unter ihrem Joche hielten und ungestraft ausplünderten. Rechtgläubig waren nach der Religion Buddha's diejenigen, welche in ihm den auf die Erde gekommenen Gott

verehrten und die Dreieinigkeit, in welcher Buddha als Sohn Gottes erschien, annahmen. Für rechtgläubig erklärten die Braminen diejenigen, welche glaubten, diese herrschsüchtigen Pfaffen stammten aus dem Haupte Brama's und seien deßhalb berufen, die Völker zu belehren und die Fürsten zu lenken. Rechtgläubig waren im Sinne der Sunniten diejenigen Mohammedaner, welche die vier ersten Chalifen, nach der Auffassung der Schiiten dagegen diejenigen, welche nur Ali unter denselben für rechtmäßig erachteten. Die römisch-katholische Rechtgläubigkeit ist nicht minder abgeschmackt, als die buddhistische, braminische und mohammedanische beider Secten; und die protestantische, welche bald schon sich gleichfalls sehr breit machte, hat nichts vor allen übrigen Ansprüchen auf Rechtgläubigkeit voraus. Keine aller Kirchen der Welt hat übrigens ihre Gegner so bitter verfolgt, als die römisch-katholische, und daher hat die römisch-katholische Rechtgläubigkeit ein besonderes Merkmal. Sie ist nicht bloß der Ausdruck eines hohen Grades von Dummheit und Eitelkeit, sondern oft auch die Folge der Angst. Die römisch-katholischen Pfaffen haben die Abweichung von ihrem Glauben zur Sünde und zum Verbrechen gestempelt und dadurch den unglücklichen Menschen, welche unter ihrer Herrschaft leben, einen solchen Schreck eingejagt, daß Tausende, welche Verstand genug besaßen, die Gaunereien der Kirche zu durchschauen, und Selbstgefühl genug, um über deren Lob erhaben zu sein, doch sich unterwarfen und nach dem Scheine der Rechtgläubigkeit haschten, bloß um nicht als Ketzer verbrannt zu werden. Die dreifache Grundlage, auf welcher die römisch-katholische Rechtgläubigkeit ruht, ist daher die Dummheit, die Eitelkeit und die Feigheit der Menschen. Je mehr sich die Begriffe der Menschen läuterten, deren Selbstgefühl zunahm, und deren Muth wuchs, desto haltloser mußte die römische Schreckensherrschaft werden.

Wer etwas w e i ß, e r k a n n t hat, v e r s t e h t, was wahr, nützlich oder wohlthätig ist, mag sich dessen freuen und kann darauf stolz sein. Diese Errungenschaft ist für ihn und die Gesellschaft von wirklicher Bedeutung. Was ein Mensch aber g l a u b t, selbst wenn es nicht eine von den Pfaffen erfundene Sammlung von Lügen ist, bleibt immer zu unsicher und schwankend, als daß es zum Stützpunkte seiner Handlungen dienen sollte. Je mehr sich das Gebiet der Wissenschaft und der Freiheit erweitert, desto enger wird das Feld des Glaubens. Daher sind die Pfaffen von jeher die bittersten Feinde reiner Wissenschaft und lebenskräftiger Freiheit gewesen.

Wäre es den Reformatoren gestattet worden, ihre Ansichten ungehindert zu verkünden, so wäre ohne allen Zweifel das Papstthum schon im sechszehnten Jahrhundert zertrümmert worden. Allein zu viele Machthaber stützten auf dasselbe ihre Gewalt, ihr Einkommen und ihre Würden, als daß sie der Reformation ihren ruhigen Verlauf, und folgeweise den Sieg hätten gestatten wollen. Der Kampf auf geistigem Gebiete wurde durch sie bald schon auf das Feld der blutigen Schlacht hinübergeführt. Das Schwert sollte den Ausschlag geben und nicht die Vernunft, die Faust und nicht der Kopf.

So lange Karl V. durch seine Kriege mit den Türken und den Franzosen beschäftigt und mit dem Papste zerfallen war, konnte er den Protestanten nicht mit Nachdruck entgegentreten. Allein im Jahre 1544 schloß der Kaiser mit Franz I. Frieden, und im folgenden Jahre kam ein Waffenstillstand mit den Türken zu Stande. Im Frieden zu Crespy verbanden sich sogar die früher feindlichen Beherrscher des ganzen Westens des europäischen Festlandes zur „Vertilgung der Ketzerei", und kurz darauf schloß Karl V. einen ähnlichen Vertrag mit dem Papste ab. Die ganze Macht der katholischen Partei vereinigte sich. Die Protestanten waren mittlerweile stark genug geworden, ihren Feinden die Spitze zu bieten. Aber Heinrich VIII. von England zog sich zurück. Die deutschen Protestanten hielten nicht fest zusammen. Sie ließen es geschehen, daß der Kurfürst von Köln der Kurwürde entsetzt wurde, und benahmen dadurch allen katholischen Kirchenfürsten die Neigung, sich ihnen

anzuschließen. Moritz von Sachsen hatte sich schon 1543 vom Schmalkaldischen Bunde losgesagt. Dennoch wäre es den Protestanten leicht gewesen, Karl V. zu besiegen, wenn sie unter einem kriegsverständigen und staatsklugen Haupte den Kampf aufgenommen hätten. Sie sollten die Folgen ihrer Zwietracht bitter empfinden.

Da Karl V. fest entschlossen war, den Krieg zu beginnen, so suchte er seine Feinde durch mannigfaltige Verhandlungen, die er einleitete, zu täuschen. Er ließ ein Religions-Gespräch und bald darauf einen Reichstag zu Regensburg abhalten. Auf diesem lud er die Fürsten ein, ihm Vorschläge zu endlicher Beilegung der Religions-Zwistigkeiten zu machen. Die katholischen Stände antworteten, wie vorauszusehen war, daß das Concilium von Trident den Religionsstreit entscheiden, und die Reichsgewalt die Protestanten zur Unterwerfung unter die Beschlüsse der Kirchenversammlung zwingen möge. Karl V. nahm jedoch noch immer die Maske der Gerechtigkeit und Milde zur Hand. Am 14. Juni 1546 erließ er ein Manifest, worin er erklärte, man möge denen nicht glauben, welche ihm bei Ergreifung der Waffen andere Ursachen, als die Beschützung des kaiserlichen Ansehens und der Reichsverfassung zuschrieben. Er bezwecke durchaus keinen Religionskrieg, vielmehr wolle er nur einige Fürsten strafen, welche unter dem Vorwande des Evangeliums wider die Reichsgewalt sich auflehnten, alle Gesetze verhöhnten und das gemeinsame Vaterland unterdrückten. Schon am 26. desselben Monats schloß er aber einen Vertrag mit Paul III. ab, worin er sich verpflichtete, die deutschen Protestanten mit Waffengewalt zur alten Religion und zum Gehorsam gegen den apostolischen Stuhl zurück zu bringen. Der Papst machte den Inhalt dieses Actenstücks am 15. Juli 1546 öffentlich bekannt, und verscheuchte dadurch jeden Zweifel über die Absichten des Kaisers. Dessen ungeachtet hielt der Herzog Moritz von Sachsen, welcher nach den Besitzungen seines Verwandten, des Kurfürsten Johann Friedrich, lüstern war, an den mit dem Kaiser getroffenen Verabredungen fest, brachte dadurch die größte Verwirrung in die Rathschläge der Protestanten, erwarb sich aber auch eine Bedeutung, welche später Karl V. nicht minder verderblich wurde, als in den Jahren 1546 und 1547 seinen Verwandten und Religionsgenossen.

Mit drei Heeren, von welchen das eine aus Italien nach Baiern, das zweite aus Böhmen nach Sachsen, und das dritte aus den Niederlanden den Rhein herauf rückte, gedachte Karl V. die Protestanten zu bändigen. Es wäre diesen ein leichtes gewesen, jedes derselben vor ihrer Vereinigung mit den beiden anderen zu vernichten. Allein wie die beiden Häupter der Protestanten, der Landgraf von Hessen und der Kurfürst von Sachsen, unter einander nicht einig waren, so herrschte auch zwischen ihnen und den beiden tüchtigen Feldherren Schärtlin nnd Heydeck die größte Zwietracht. Man konnte sich über keine entscheidende Handlung verständigen. Als endlich die Nachricht in das protestantische Lager bei Ingolstadt kam, Herzog Moritz sei mit den Böhmen in die sächsischen Kurlande eingefallen, trennten sich die Sachsen und Hessen von den oberländischen Truppen (24. November 1546). Zwar gelang es dem Kurfürsten, sein Land bald wieder zu erobern und dasjenige seines Gegners Moritz dazu, allein die Protestanten des südlichen Deutschlands wurden der ganzen Wuth der fanatischen Truppen Karl's V. preisgegeben. Sie unterwarfen sich aller Orten ohne Schwertstreich und lieferten dem Kaiser die Mittel, den Krieg gegen Sachsen und Hessen mit größerem Nachdrucke fortzusetzen. Auf der Lochauer Heide, bei Mühlberg an der Elbe, kam es am 24. April 1547 zur Schlacht. Johann Friedrich verlor sie und wurde selbst gefangen genommen. Gegen alles Recht ließ Karl V. den Kurfürsten zum Tode verurtheilen. Er hoffte, dadurch den gefangenen Feind zu blinder Unterwürfigkeit zu treiben. Darin irrte sich jedoch der Kaiser. Die Religion war für Karl V. nur ein Mittel, das seiner Herrschaft diente, für den Kurfürsten aber Sache der Ueberzeugung. Daher weigerte sich dieser mit unerschütterlicher Festigkeit, die Beschlüsse, welche eine Kir-

chenversammlung oder der Kaiser in Religionssachen fassen werde, zum voraus als bindend anzuerkennen. Um sein gefährdetes Leben zu retten und den Wünschen seiner Familie zu entsprechen, verzichtete er dagegen auf die Kurwürde und die Hälfte seines Landes. Beides erhielt Moritz von Sachsen als Preis für den von ihm geübten Verrath. Karl V. war aber mit diesen Opfern noch nicht zufrieden. Er behielt Johann Friedrich in der Gefangenschaft und wußte es durch schlau geführte Unterhandlungen dahin zu bringen, daß sich der Landgraf Philipp von Hessen ihm selbst überlieferte. Von allen protestantischen Städten bewies nur die Stadt Magdeburg Muth und Ausdauer und bot dadurch der wankenden Sache der Reformation einen Stützpunkt, an welchem sie sich später wieder aufrichten konnte.

Der Sieg der katholischen über die protestantische Partei schien vollständig zu sein, denn außer Magdeburg, welches sofort belagert wurde, stand kein Fürst und keine Stadt mehr unter den Waffen. Allein Karl V. hatte den Sieg nicht durch eigene Mittel, sondern namentlich durch die Hülfe des Herzogs Moritz von Sachsen errungen. Er hatte nur eine Feldschlacht gewonnen, und einige Gegner durch falsche Vorspiegelungen überlistet. Den Glauben der Protestanten hatte er nicht erschüttert, und die Verpflichtungen, die er beim Beginne des Feldzugs öffentlich übernommen hatte, so wie die feste Haltung, welche sein Gefangener, Johann Friedrich, in der Religionsfrage behauptete, machten es nicht räthlich, einen Vertilgungskampf gegen die Protestanten zu wagen. Für den Augenblick war allerdings der Schmalkaldische Bund gesprengt, allein diejenige Macht, welche früher der Kurfürst Johann Friedrich und der Landgraf Philipp von Hessen unter den Protestanten besessen hatte, war jetzt auf Moritz von Sachsen ungetheilt übergegangen, und dieser blieb, ungeachtet des an seinen Glaubensgenossen geübten Verrathes, doch der protestantischen Religion treu. Karl V. hatte gegen den Landgrafen von Hessen und den Kurfürsten Johann Friedrich gesiegt. An diesem Siege nahm aber der protestantische Herzog nicht minder Antheil, als der katholische Kaiser, und eben deßhalb wurde die Religionsfrage durch denselben nicht in gleichem Maße, wie die persönlichen Verhältnisse der beiden genannten Fürsten, berührt. An die Stelle der beiden gefangenen Häupter des Schmalkaldischen Bundes traten in deren Ländern die Söhne, und die Leitung der protestantischen Partei übernahm statt ihrer der neuernannte Kurfürst Moritz. Dennoch war der Schaden, welcher der gesammten protestantischen Partei durch ihre Niederlage beigebracht wurde, unermeßlich. Der Jammer und das Elend, welches über Tausende von Familien, über ganze Städte und Landstriche verbreitet wurde, war groß. Bis zum Beginne des Krieges hatten die Protestanten fast unausgesetzt immer Fortschritte gemacht. Diesen wurde für immer ein Ziel gesteckt. Die Universität Wittenberg, von welcher die neue Lehre ausgegangen war, und auf welcher sie mit allen Waffen der Wissenschaft und des Geistes fast drei Jahrzehnte hindurch befruchtet worden war, fiel in feindliche Hände. Lehrer und Schüler zerstreuten sich. Wittwe und Kinder Luther's mußten lange unstät und flüchtig umherirren, bis sie endlich außerhalb Deutschlands am Hofe des Königs von Dänemark freundliche Aufnahme fanden. Der abgesetzte Kurfürst Johann Friedrich und der Landgraf von Hessen mußten dem Kaiser als Gefangene folgen, ungeachtet sie, nach den ihnen ertheilten Zusicherungen, Grund hatten, ihre Freilassung zu erwarten. Die Kurfürsten Moritz von Sachsen und Joachim von Brandenburg, welche im Namen des Kaisers mit dem Landgrafen Philipp unterhandelt, hatten diesem urkundlich versprochen, im Falle er vom Kaiser festgehalten würde, sich selbst in Hessen stellen und den Söhnen, so wie der Landesregierung Philipp's als Geißel seiner Befreiung dienen zu wollen. Der Wortlaut der vom Kaiser und dessen Ministern ausgestellten Urkunden ist noch immer nicht mit vollständiger Gewißheit ermittelt worden. So viel ist jedenfalls gewiß, daß, wenn sie nicht absichtlich gefälscht, sie doch so trügerisch

gefaßt wurden, daß der Landgraf Philipp, dessen Schwiegersohn, Moritz von Sachsen, und der Kurfürst Joachim von Brandenburg alle einstimmig in denselben die Zusage sofortiger Freilassung des Landgrafen zu finden glaubten. Als diese gebrochen, und der Landgraf, gleich dem Kurfürsten Johann Friedrich, noch sehr hart behandelt wurde, mußten sich alle deutschen Fürsten um so mehr gekränkt fühlen, als der Kaiser bei diesen Vorgängen auf die Verfassung des Reiches und die schützenden Formen des Gesetzes keine Rücksicht genommen hatte. Besonders bitter mußte dieses der Kurfürst Moritz von Sachsen empfinden, da er es gewesen war, auf dessen Rath und Versprechen sich sein Schwiegervater dem Kaiser überliefert hatte.

Der Papst war mit dem Kaiser nicht zufrieden, weil dieser den Protestanten keinen Vertilgungskrieg machte; Moritz von Sachsen, weil er seinen Schwiegervater, im Widerspruch mit deutschem Fürstenrechte und gegebenen bestimmten Zusagen, nicht in Freiheit setzte. Die drei Hauptpersonen des wider den Schmalkaldischen Bund geführten Krieges waren, bevor dieser noch geendigt, noch heftiger unter sich zerfallen, als es die protestantischen Fürsten im entscheidenden Augenblicke gewesen. Doch Moritz hüllte sich in den Schleier des Geheimnisses. Er gab den Gefühlen, die er in sich trug, keinen Ausdruck, und täuschte den Kaiser vollständig über seine Gesinnungen und Pläne, während der Papst in offenen Zwiespalt mit dem Kaiser trat, und die Kirchenversammlung, diesem zum Trotze, nach Bologna verlegte.

## § 11. Das Interim (1548—1552).

Es ist sehr verkehrt, eine Revolution, welche immer eine gewaltsame Auflehnung ist, nach denselben Gesetzen, gegen welche sie gerichtet, beurtheilen zu wollen. Von dem Standpunkte dieser Gesetze aus ist jede Revolution unrechtmäßig. Die Frage ist vielmehr, ob ein aus den Urrechten des Menschen abgeleiteter Grund zur Verletzung der bestehenden Ordnung der Dinge vorlag? Wird diese Frage bejaht, so ist die Revolution vollkommen gerechtfertigt. Dabei läßt sich aber immerhin noch die Frage aufwerfen, inwiefern die ursprünglich wohlbegründete Revolution später ihrem Charakter treu blieb? Diese wird selten unbedingt bejaht werden können. Die unter dem Namen der Reformation bekannte Bewegung war nichts anderes, als eine Revolution, welche zwar ursprünglich und unmittelbar gegen das römische Pfaffenthum und die alten Kirchengesetze gerichtet war, bei der innigen Verbindung des Papstthums mit der weltlichen Gewalt bald aber eine mehr oder weniger starke Beimischung weltlicher Bestrebungen erhielt. Ist eine Revolution an und für sich gerechtfertigt, so ist es dadurch jede durch sie mit Folgerichtigkeit bedingte Maßregel gleichfalls. Nur diejenigen Handlungen können mißbilligt werden, welche dem großen Zwecke der Bewegung nicht entsprechen, oder abgesehen von demselben in sich verwerflich sind, so z. B. die Verbrennung Servet's durch Calvin, die erbärmlichen Streitigkeiten zwischen Luther und Zwingli über die Abendmahlslehre u. s. w. Die Einziehung von Gütern der katholischen Kirche war eine durchaus nothwendige Maßregel. Sie kann nur in sofern getadelt werden, als die Fürsten die Güter ihren ursprünglichen Zwecken der Mildthätigkeit, Belehrung und Erbauung, oder auch der Vertheidigung des Glaubens des Volkes entfremdeten und sie zu ihrem eigenen Besten verwendeten.

Noch in unseren Tagen ziehen katholische Fürsten, wenn das Wohl des Staates es erheischt, Kirchen- und Klostergüter ein. Ein gleiches Recht hatten unstreitig auch die Fürsten des sechszehnten Jahrhunderts. Es ist höchst lächerlich, ihnen daraus einen Vorwurf zu machen, in sofern sie die eingezogenen Güter für Zwecke verwandten, welche die Revolution bedingte.

Eben so grundlos ist der zweite den Protestanten oft gemachte Vorwurf, daß sie die innere Kraft des deutschen Reiches gebrochen und die nationale Bedeutung des Volkes gelähmt, wenn nicht gänzlich zerstört hätten. Die Freiheit steht auf der Stufenleiter irdischer Güter höher, als die Nationalität. Wenn die Protestanten für die Freiheit kämpften, kann man nur ihren Gegnern einen Vorwurf daraus machen, daß sie Streit begannen, statt nach demselben Ziele zu streben, daß sie die alte Knechtschaft aufrecht zu erhalten suchten und dadurch blutige Religionskriege veranlaßten. Unstreitig waren der Papst Paul III., der Kaiser Karl V. und der Herzog Moritz von Sachsen von weit heftigeren Leidenschaften getrieben, als der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen und der Landgraf Philipp von Hessen. Die Glaubensfestigkeit, welche diese beiden Fürsten selbst in ihrer Gefangenschaft bewährten, läßt darüber keinen Zweifel, daß ihre religiöse Ueberzeugung den eigentlichen Grund ihrer Auflehnung wider den Papst und den Kaiser bildete, während Moritz von Sachsen nur durch Motive des Ehrgeizes und der Herrschsucht bestimmt werden konnte, sich mit Karl V. und folgeweise Paul III. gegen seine Glaubensgenossen zu verbinden, und die widersprechenden Erklärungen des Papstes und des Kaisers deutlich das falsche Spiel an den Tag legten, das sie mit den Protestanten trieben. Karl V., welcher übrigens mit eigenen Augen die deutschen Zustände und die Glaubensfestigkeit der Protestanten wahrnahm, erkannte bald, daß die gewaltsame Unterdrückung des Protestantismus für ihn eine Unmöglichkeit sei. Er dachte mehr daran, seine weltliche Gewalt in Deutschland unumschränkt und erblich, wie sie in Spanien war, zu machen, als einen höchst gefährlichen Vertilgungskrieg gegen die neue Lehre zu beginnen. Erst wenn ihm dieser Plan gelungen war, konnte er mit Nachdruck der Reformation entgegentreten. Bis dahin mußte er sich mit Nothbehelfen begnügen. Ein solcher war jene unter dem Namen des Interim bekannt gewordene kirchliche Satzung, welche der Kaiser von zwei katholischen und einem protestantischen Geistlichen: Julius Pflug, Michael Helding und Johann Agricola entwerfen und auf dem Reichstage zu Augsburg, am 15. Mai 1548, als Reichsgesetz verkünden ließ.

Dieses sogenannte Interim Augustanum legte den Protestanten die Pflicht auf, alle katholischen Gebräuche: Messe, Bilder, Ceremonien, die päpstliche Theorie der Transsubstantion u. s. w. wieder anzunehmen. Dagegen wurde ihnen der Gebrauch des Kelches beim Abendmahl gestattet, verschiedene Feiertage abgeschafft, und den verheiratheten Geistlichen die Fortsetzung der Ehe bis auf weiteres erlaubt.

Die protestantischen Fürsten waren eingeschüchtert. Sie wagten es nicht, dem siegreichen Kaiser einen offenen Widerstand entgegenzusetzen. Nur Moritz von Sachsen erhob einige Bedenklichkeiten, auf welche der Kaiser aber keine Rücksicht nahm.

Um den Schein einer vermittelnden Stellung zu behaupten, ließ der Kaiser auch den katholischen Bischöfen Deutschlands den Entwurf einer Reform vorlegen. Allein dadurch regte er nur auch diese gegen sich auf. Katholiken und Protestanten waren gleich wenig mit Karl's V. Reformbestrebungen zufrieden. Der mächtige Kaiser mußte die Erfahrung machen, daß in Religionssachen am allerwenigsten Vermittelungen den Frieden fördern können, weil alle Theile sich entweder aus Gewissenhaftigkeit oder Heuchelei auf eine Pflicht berufen, welche über derjenigen des weltlichen Gehorsams erhaben ist. Den Katholiken, so ehr sie begünstigt wurden, gefielen die Vergleichs-Vorschläge des Kaisers eben so wenig, als den Protestanten.

Sobald das Interim als Reichsgesetz verkündet war, wiederholte Moritz von Sachsen, welcher jetzt den Kaiser, der ihn mit der Kurwürde belehnt hatte, nicht mehr fürchtete, mit größerm Nachdruck seine schon früher erhobene Einsprache. Noch entschiedenere Verwahrung legten der Pfalzgraf von Zweibrücken und der Markgraf von Brandenburg-Küstrin ein. Alle protestantischen Reichsstädte erklärten sich einstimmig gegen das Interim. An

vielen Orten widersetzte sich das Volk der Einführung desselben, sogar die protestantischen Bewohner von Landestheilen, welche unter katholischen Fürsten standen. Bald zeigte es sich, daß, wenn Karl V. den Kurfürsten Johann Friedrich und den Landgrafen Philipp besiegt, er dadurch die Entschlossenheit und den Muth der Völker protestantischen Glaubens nicht gebrochen habe. Die Härte, mit welcher Karl das Interim, namentlich im Herzogthum Würtemberg und in den Reichsstädten Augsburg, Nürnberg und Ulm durchzuführen suchte, erregte eine allgemeine Erbitterung. Die protestantischen Prediger verstummten nicht auf das Machtgebot des Kaisers, selbst dann nicht, als viele derselben, mit Ketten beladen, dem kaiserlichen Heere nachgeführt wurden. Nach heldenmüthigem Widerstande mußte die Stadt Constanz, welche sich der Reformation mit großer Begeisterung angeschlossen hatte, auf ihre Reichsfreiheit verzichten, und sich dem österreichischen Hause unterwerfen. Sie verlor mit ihrer religiösen und ihrer politischen Freiheit zugleich ihren Wohlstand und ihre Blüthe. Das südliche Deutschland wurde durch Waffengewalt gezwungen, sich dem Interim zu unterwerfen. Doch die Reformation hatte zu tiefe Wurzeln geschlagen, als daß sie so leicht wieder hätte ausgerottet werden können. Der Kurfürst Johann Friedrich, obgleich des Kaisers Gefangener, ließ sich keinen Glaubenszwang gefallen und das ganze nördliche Deutschland beugte sich nicht unter das Joch des Interims. Karl trat mit seinen ehrgeizigen, nur auf die Erhöhung seiner Hausmacht gerichteten Pläne immer bestimmter hervor und regte dadurch alle Fürsten wider sich auf. Unter der Asche glimmte das Feuer. Volk und Fürsten harrten mit Ungeduld des Augenblicks, da sie ihre verlorene Freiheit wieder erobern könnten. Mit dem größten Widerstreben willigten die protestantischen Fürsten ein, Gesandte zu dem auf den 1. Mai 1551 nach Trident berufenen Concilium zu schicken. Sie sahen voraus, daß unter dem Einflusse des Papstes und des Kaisers unmöglich eine Reformation der Kirche zu Stande kommen könne. Sie fügten sich der unwiderstehlichen Gewalt, und behielten sich vor, sie zu brechen, sobald der günstige Augenblick dazu gekommen sein würde. Dieser ließ nicht lange auf sich warten.

Von allen Städten des Reiches hatte nur Magdeburg gewagt, ihre Freiheit zu behaupten und ihre Thore den kaiserlichen Truppen zu verschließen. Sie wurde der Sammelplatz aller Verfolgten und Verbannten, als der Kaiser das Interim mit Gewalt in Deutschland einführte, und dadurch der eigentliche Mittelpunkt der reformatorischen Bewegung. Im geheimen Einverständnisse mit mehreren anderen Reichsfürsten brachte es Moritz von Sachsen dahin, daß ihm die Vollstreckung der wider Magdeburg ausgesprochenen Acht übertragen wurde. Er bezog große Mittel, die ihm der Kaiser selbst anwies, und konnte mit deren Hülfe ein zahlreiches Heer werben, ohne das geringste Aufsehen zu erregen. Kaiser Karl war mittlerweile wieder mit Frankreich in Zwistigkeiten gerathen. Moritz schloß mit Franz I. Nachfolger, Heinrich II., einen Subsidien-Vertrag ab, welcher ihm ansehnliche Geldsummen auch von dieser Seite her verschaffte. Ueberdieß sicherte er sich die Unterstützung mehrerer evangelischer Fürsten Deutschlands, namentlich des Markgrafen von Brandenburg-Baireuth, des Herzogs von Mecklenburg und des Landgrafen Wilhelm von Hessen.*) Später drängte sich auch der übel berüchtigte Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach in diesen Bund ein. Des Beistandes der gesammten protestantischen Partei Deutschlands war Moritz für den Fall des Ausbruches des Krieges gegen den Kaiser auch ohne vorgängige Verabredung gewiß.

Im Spätherbste 1551 führte Moritz sein Heer vor Magdeburg. Er begann seine Operationen damit, daß er den der Stadt mit vier Regimentern zu Hülfe ziehenden Hans von Heydeck zum Scheine schlug und dessen Truppen mit den seinigen vereinigte. Er führte diesen Handstreich so geschickt aus, daß der kaiserliche Commissär Schwendi nicht den

*) Vertrag zu Friedewalde vom 5. October 1551.

geringsten Verdacht schöpfte. Unter Heydeck's Vermittelung ergab Magdeburg sich ihm schon am 6. November. Er verstärkte sich noch durch die Truppen der Besatzung, welche er in Dienst des mit ihm verbündeten Herzogs von Mecklenburg treten ließ. Den Markgrafen von Kulmbach und den tüchtigen Feldherren Schärtlin ließ Moritz abziehen, damit sie mit französischem Gelde Truppen unterhielten, auf welche er im Augenblicke der Entscheidung zählen könnte. Unausgesetzt vermehrte Moritz seine Kriegsmacht und mußte so nothwendig Verdacht erwecken. Allein Karl V., welcher im fernen Innsbruck wohnte, ließ sich täuschen. Er erlag diesesmal derselben Staatskunst, die er sein ganzes Leben lang mit so großer Gewandtheit geübt hatte. Endlich nach einem Winter voll banger Erwartungen warf Moritz die Larve ab. Am 20. März 1552 erließ er ein Manifest an die deutsche Nation, worin er ausführte, der Kaiser habe die protestantische Religion gegen sein Versprechen verfolgt und unterdrückt, er halte einen Reichsfürsten, den Landgrafen Philipp von Hessen, widerrechtlich in Gefangenschaft, und gehe auf den Umsturz der Reichsverfassung aus. Unter dem glänzenden Aushängeschilde der „Vertheidigung deutscher Freiheit", welcher um so freudiger begrüßt wurde, je schwerer Karl V. die Nation bedrückt hatte, rückte Moritz in das Feld. Am 22. und 25. März vereinigte er sich mit den Hessen unter Landgraf Wilhelm und den Brandenburgern, und schon am 31. desselben Monats stand er vor Augsburg. Alle Evangelischen des südlichen Deutschlands schaarten sich um ihn. Der Kaiser ergriff seine Zuflucht zu Unterhandlungen. Moritz ließ sich auf diese ein, setzte aber seinen Feldzug fort. Er schlug die kaiserlichen Truppen am 18. Mai bei Reuten, erstürmte die Klause von Ehrenberg und rückte so schnell auf Innsbruck los, daß Karl V. nur mit Mühe entrann.

Das Blatt hatte sich gewendet. Der übermüthige Sieger von Mühlberg war fast ohne Blutvergießen überwunden worden. Jetzt erst wurde es anschaulich, welche mächtige Hülfsquellen den Protestanten zu Gebote standen. Wenn Moritz in den Jahren 1546 und 1547 nur einen kleinen Theil derjenigen Kraft, welche er darauf richtete, die Kurwürde von Sachsen und die Hälfte der Besitzungen seines Verwandten, Johann Friedrich, zu gewinnen, der Vertheidigung deutscher Freiheit gewidmet, hätte er der Nation eine der herbsten Demüthigungen, die sie jemals erlitt, ersparen können. Der Zeitraum von 1546 bis 1552 gehört zu den trübsten Abschnitten der deutschen Geschichte. Er lastet mit Centnerschwere auf dem Andenken des ehrgeizigen Moritz. Das Brandmal, das er sich damals aufdrückte, konnte er sich später nicht wieder abwischen. Wir machen ihm keinen Vorwurf daraus, daß er die Waffen gegen den despotischen Kaiser ergriff, allein die Künste der Verstellung und der Heuchelei, durch welche er sein Ziel erreichte, werfen einen finsteren Schatten auf den Lichtglanz des Ruhmes, den er sich dadurch erwarb. Sechs Jahre früher hätte er ohne falsches Spiel dem Kaiser eine größere Niederlage bereiten können. Freilich wäre ihm dann nicht die Kurwürde und halb Sachsenland zu Theil geworden. Er hatte sich freiwillig und absichtlich in eine Lage begeben, die ihm keine andere Wahl ließ, als zu betrügen, oder betrogen zu werden. In eine solche begiebt sich kein Ehrenmann.

Wenige Charaktere wurden so verschiedenartig beurtheilt, als Moritz von Sachsen. Die Einen priesen ihn als den größten Helden und Staatsmann seiner Zeit, die Andern nannten ihn einen Verräther. Der unparteiische Geschichtschreiber kann ihm ebenso wenig die Anerkennung großer Talente versagen, als ihn von dem Vorwurfe des Verraths frei sprechen. Er war zugleich ein tapferer Krieger, feiner Politiker und Verräther. Seine Tapferkeit und seine Feldherrngaben bewährte er eben so wohl im Dienste des Kaisers, als im Kampfe mit ihm, in den Schlachten, die er gegen die Mohammedaner, die Protestanten und die Katholiken focht. Er überlistete den in den Künsten italienischer und spanischer Staatsverwaltung grau gewordenen Habsburger, und brachte zuerst die Demüthigung und

später die Wiedererhebung seiner Glaubensgenossen zu Stande. Die Beweggründe, welche ihn leiteten, waren Herrschsucht und Ehrgeiz. Diesen Leidenschaften opferte er die heiligsten Pflichten auf. Er stand auf gleicher Höhe der Sittlichkeit mit Karl V., d. h. er wurde durch keine Schranken, welche das Gewissen rechtlichen Menschen zieht, gehemmt; und gerade deßhalb war es ihm leicht, des Kaisers Pläne zu durchschauen, sie, soweit er Vortheil davon zog, zu fördern, und in sofern ihm daraus Schaden erwachsen konnte, zu vereiteln. Denn er war jung und frisch, der Kaiser alt und schwach. Moritz von Sachsen war unstreitig ein sehr großes Talent und ein sehr kleiner Charakter. Er strebte sein ganzes Leben lang für sich selbst und machte nur sehr theilweise den Schaden wieder gut, den er in den Jahren 1546 und 1547 seinen Glaubensgenossen zugefügt hatte. Mit seiner Hülfe konnte damals die protestantische Richtung zur vorherrschenden nicht bloß in Deutschland, sondern in ganz Europa erhoben werden. Nach der furchtbaren Niederlage, die er über sie gebracht hatte, wirkte er später für sie nicht einmal volle Gleichberechtigung aus. Er säete den Saamen welcher im dreißigjährigen Kriege aufging und wurde ein Muster für alle unruhigen und ungestümen Köpfe, denen es aber freilich meistentheils an dem Muthe, dem Scharfblick und der Ausdauer fehlte, welche ihn auszeichneten.

Wenn er diejenigen besseren Eigenschaften besessen hätte, die ihm seine Lobhudler beimessen, so hätte er nach seinem Siege dem unglücklichen Johann Friedrich die Kurwürde und die ihm entrissenen Landestheile und der Stadt Magdeburg ihre Freiheit zurückgeben müssen, zu deren Abtretung er sie nach deren Einnahme gezwungen hatte. Dazu trug er aber keine Neigung. Ein Dieb, welcher nicht einmal das gestohlene Gut erstattet, sondern zurück behält, ist nicht einmal ein reuiger Sünder, geschweige denn ein Heiliger. Indem Moritz seinen Raub behielt, schadete er nicht bloß seinen Verwandten, sondern auch der Sache der Reformation. Die Ernestinische Linie, welche bis dahin an der Spitze derselben gestanden hatte, verlor ihren leitenden Einfluß, und Moritz konnte ihn nicht gewinnen, da er des Vertrauens nicht würdig war. Die Universität Wittenberg konnte unter ihm ihre frühere Blüthe nicht wieder erlangen, um so weniger, als zwischen den Lehrern, welche in Moritzens Dienste traten und denjenigen, welche sich der neu errichteten Hochschule von Jena zuwandten, eine bittere Feindschaft entwickelte. So trug Moritz die Spaltung, welche er unter die protestantischen Fürsten und Völker gebracht hatte, auch auf die Gelehrsamkeit über. Auf allen Gebieten wurden durch ihn ähnliche Bestrebungen, wie er sie selbst verfolgte, angeregt, und dadurch die Quelle des Protestantismus mehr und mehr getrübt.

## § 12. Passauer und Augsburg'scher Religionsfrieden (1552—1555).

Wir haben weiter oben*) geschichtlich nachgewiesen, daß, was im Mittelalter Christenthum genannt wurde, nichts weiter, als ein Inbegriff der lächerlichsten und abgeschmacktesten Sätze war, welche die Pfaffen den verschiedenen heidnischen Religionen ihrer und vergangener Zeiten entlehnt hatten. Der Verstand war dabei nur insofern thätig gewesen, als die Erfinder der dem Volke für göttliche Offenbarungen ausgegebenen Fabeln und Fälschungen sich bemüht hatten, die Völker in vollständiger Dummheit zu erhalten, um sie desto leichter knechten und ausbeuten zu können. Dessen ungeachtet behauptet Schlosser, dieser aufgeklärte Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts, „die Lehre der Kirche" habe den Verstand und die Poesie des überlieferten Glaubens angegangen." Er verwechselt augenscheinlich den Verstand mit der Kunst, die Massen in der Dummheit zu erhalten, und Poesie mit Lüge und Fälschung. Auf Seiten der herrschenden Pfaffen traten nur diese Künste, auf

*) Bd. III. §§ 44 45. S. 117 ff. Bd. IV. § 47 S. 145 ff. Bd. V. § 78 S. 238. Bd. VI. § 88 S. 505 ff.

Seiten der gehorchenden Massen nur blinder Glaube oder äußere Unterwürfigkeit zu Tage. Eine solche Beschönigung des alten Aberglaubens ist um so mehr zu tadeln, als Schlosser bei jeder Gelegenheit erklärt, er schreibe nur politische Geschichte und vermeide sorgfältig in das Theologische einzugehen. Als ob sich eine Geschichte des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts ohne Eingehen auf das Theologische schreiben ließe! Eine Geschichte, die sich fast ausschließlich um die Theologie dreht. Mit dem besten Willen kann Schlosser das Eingehen auf das Feld der Religion nicht vermeiden und weicht nur von dem Standpunkte des unerschütterlichen Geschichtsschreibers ab, indem er aus Furcht, die theologischen Vorurtheile eines Theiles des Publikums zu verletzen, statt dem Aberglauben rücksichtslos entgegen zu treten, demselben den Schein des Verstandes und der Poesie zu verleihen sucht.

Je tiefer der Aberglauben in dem Herzen der Menschen wurzelt, je frecher die Pfaffen heut zu Tage noch ihre sogenannten Schaafe scheeren, desto nothwendiger ist es, die schwachen Gemüther, welche in deren Banden liegen, aufzurichten, und den beschränkten Köpfen einen Faden zu reichen, mit dessen Hülfe sie aus dem künstlich gebauten Labyrinthe der Kirche herauskommen können. Einen festen Stützpunkt im Kampfe mit der Priesterschaft bietet uns nur die Geschichte. Der Schriftsteller, welcher das theologische Gebiet sorgfältig vermeidet, bemüht sich nicht, die Dornen zu entfernen, welche schlaue Gauner der Vorzeit gesammelt haben, um den Menschen den geraden Weg der Vernunft zu erschweren, vielmehr thut er das seinige, um sie auf dem betretenen Pfade, den die Pfaffen beherrschen, zu erhalten. Es ist nicht die Aufgabe des Geschichtsschreibers, ein dornenreiches Gebiet zu vermeiden, sondern ein solches von Dornen zu befreien. Vorurtheile darf er nicht schonen, vielmehr muß er sie bekämpfen, und zwar um so eifriger, je wirksamer sie sich in Staat, Kirche und Gesellschaft geltend machen.

Abgeschmacktheiten werden dadurch nicht ehrwürdig, daß sie Jahrhunderte lang geglaubt, und Gaunerstückchen dadurch nicht heilig, daß sie über alle Erwartung lange straflos geübt werden konnten. Im Gegentheile ist es die Pflicht des strebenden Geistes die stumpfen Massen aus ihrem tausenjährigen Schlummer aufzurütteln, und sie aus den Klauen gewissenloser Betrüger zu befreien. Die Sorge, daß ihm diese Aufgabe nicht gelingen werde, darf ihn nicht abhalten. Oft schon hat ein rascher Umschwung statt gefunden. Auch Karl V. glaubte nach der Schlacht von Mühlberg nicht, daß ihm die Früchte seines Sieges so bald schon entrissen werden würden. Der Kaiser hatte Muße, während er sich (am 22. Mai 1552) in einer Sänfte von Innsbruck über die julischen Alpen davon tragen ließ, über den Wankelmuth des Glücks Betrachtungen anzustellen. Er fühlte jetzt selbst, daß es gefährlich ist, Verräthern zu trauen, und der Gedanke, von Moritz auf dem Gebiete der Staatskunst und des Krieges überwunden worden zu sein, mußte ihn sehr schmerzlich berühren. Die Protestanten waren wieder übermächtig geworden. Der Kaiser mußte, ob er wollte oder nicht, sich mit ihnen in Unterhandlungen einlassen. Diese waren schon früher zu Linz persönlich zwischen Moritz und dem Könige Ferdinand eingeleitet worden. Am 26. Mai wurden sie von neuem zu Passau aufgenommen. Mit Widerstreben willigte der Kaiser in die von Moritz gestellten Forderungen. Der Landgraf von Hessen wurde aus seiner Haft entlassen; alle Protestanten in die ihnen früher entzogenen Ehren und Würden wieder eingesetzt. Außerdem wurde bestimmt, es solle ein beständiger Friede zwischen den Anhängern der alten und der neuen Religion walten, jeder Theil solle den andern bei seiner Religion, seiner Habe, seinen Gütern und Einkünften ungestört belassen. Alle entgegenstehenden Urtheile der Reichsgerichte wurden aufgehoben, und den Protestanten Sitz und Stimme im Reichskammergerichte eingeräumt. Alle diese Bestimmungen wurden später auf dem Reichstage zu Augsburg bestätigt und dabei ausdrücklich verfügt, nicht bloß die Fürsten und die unmittelbaren Herren, sondern auch die Freie und Reichs-Städte sowie die mittelbaren,

unter katholischen Herren stehenden Ritter, Städte und Gemeinden sollten in Betreff der Religion dasselbe Recht haben, wie die unmittelbaren. Jede Regierung aber, welche nur eine Religion dulden wolle, solle den Anhängern der anderen erlauben, ohne Abzugsgelder und ohne sonstige Schmälerungen auszuwandern.

Dem Namen nach wurden so zwar Katholiken und Protestanten auf gleichen Fuß gestellt. In der That behielten aber die Katholiken das Uebergewicht in der Reichsregierung. Denn der Kaiser und sein erwählter Nachfolger Ferdinand, die Mehrzahl der Kurfürsten*) und des Reichskammergerichts und überdieß der ganze Reichshofrath waren katholisch. Nur die Anhänger der Augsburg'schen Confession, d. h. die Lutheraner, waren in den Frieden aufgenommen. Alle übrigen Secten wurden daher der Willkür der Machthaber preis gegeben. Den schlimmsten Theil des Augsburger Friedens-Vertrags bildete aber der sogenannte geistliche Vorbehalt (reservatum ecclesiasticum), durch welchen bestimmt wurde, „daß, falls ein Erzbischof, Bischof und Prälat oder ein Anderer geistlichen Standes von der alten Religion abtreten würde, derselbe sein Erzbiethum, Biethum oder andere Pfründen, auch damit alle Früchte und Einkommen, die er davon gehabt, seiner Ehre unnachtheilig, verlassen sollte."

Durch diese Bestimmung wurde für alle Zukunft der Uebertritt der geistlichen Würdenträger, welche damals, wie jetzt, mehr an ihren Einkünften, als ihrer Ueberzeugung festhielten, gehemmt. Ohne den geistlichen Vorbehalt hätten gewiß Viele Lust gehabt, dem von dem Ordensmeister in Preußen gegebenen Beispiele zu folgen.

Von Gewissensfreiheit war in dem Augsburger Frieden keine Rede, sondern nur von der Freiheit der Auswanderung, falls der Landesherr der einen Religion dem Anhänger der anderen Duldung versagte. Der Besitzstand der Protestanten wurde zwar anerkannt, allein jedem Fortschritte wurden fast unübersteigliche Hindernisse in den Weg gelegt, und von der Willkür des Herrschers selbst die Duldung jedes andern, als seines eigenen Glaubens abhängig gemacht.

Der Herrschaft des Papstes wurde allerdings durch den Augsburger Religionsfrieden in der Hälfte Deutschlands für immer ein Ende gemacht. Allein nicht die Freiheit trat an deren Stelle, sondern die Willkür der Fürsten. Nicht die Vernunft wurde in ihre ewigen Rechte eingesetzt, sondern nur ein anderes, wenn auch weniger unsinniges Glaubensbekenntniß trat an die Stelle der alten Satzungen der Kirche.

Wenn wir mit diesem Resultate die großen Hoffnungen vergleichen, die in den ersten Anfängen der Reformation alle strebenden Gemüther beseelten, so war der Gewinn nur sehr klein. Nichts desto weniger bezeichnet der Augsburger Religionsfrieden die erste entscheidende Niederlage, welche das Papstthum im Laufe eines Jahrtausends erlitt. Die Revolution, welche seit dem Jahre 1517 hin und her geschwankt hatte, erhielt eine feste Grundlage, von welcher aus der Kampf gegen die finstere Macht des Aberglaubens fortgesetzt werden konnte. Die Unfehlbarkeit des Papstes wurde in mehr als einer Beziehung erschüttert, nicht bloß in Betreff religiöser Glaubenssätze, sondern auch in ihrer Richtung auf weltliche Bestrebungen. Die Päpste hatten durch die That bewiesen, daß sie unfähig waren, eine große geistige Bewegung, welche ihnen feindlich entgegen trat, in ihrer Entstehung richtig zu würdigen, und in ihrem Verlaufe zu bändigen. Sie hörten von dieser Zeit an auf, die wirklichen Leiter der Christenheit zu sein, und mußten sich auf die traurige Rolle beschränken, ihre von Jahrhundert zu Jahrhundert immer mehr wankende Herrschaft zu ver-

*) Den drei geistlichen Kurfürsten von Mainz, Köln und Trier und dem Könige von Böhmen standen nur zwei entschieden protestantische: von Sachsen und Brandenburg gegenüber. Der Kurfürst von der Pfalz schwankte, und später mußte er seine Würde mit dem katholischen Baiern theilen

theidigen. Je verwerflicher die Mittel waren, deren sie sich zu diesem Zwecke bedienten, desto mehr schwand der Heiligenschein, mit welchem sie sich so gern umgaben, und desto klarer wurden sie in ihrer wirklichen Gestalt, als die schlimmsten aller Tyrannen der Welt erkannt.

## § 13. Die Verbreitung der neuen Lehre.

Der Augsburg'sche Religionsfriede, welcher den Protestanten ein gesetzliches Dasein sicherte, konnte die Bewegung der Geister wohl beruhigen, allein ihr kein Ziel stecken, um so weniger, als den Machthabern ein unverhältnißmäßig großer Einfluß auf die religiösen Zustände ihrer Unterthanen eingeräumt, und als zu mannigfaltige weltliche und kirchliche Ansprüche und Rechte mit denselben untrennbar verbunden waren. Das ganze Gebiet im Norden der Alpen und Pyrenäen bis zu den Grenzen Rußlands und der Türkei war durch die Religionsfrage auf's tiefste erschüttert worden. Die germanischen Völker hatten zwar mit dem größten Eifer die Reformation ergriffen, allein auch viele Slaven, Celten und Lateiner hatten sich ihr zugewendet. In Deutschland hörte zwar der offene Kampf des Schwertes auf. Allein unausgesetzt strebten Katholiken und Protestanten sich auszudehnen und die Zahl ihrer Anhänger zu vermehren. Im Norden Deutschlands, der Wiege der Reformation, war diese durchaus vorherrschend, und von denjenigen Provinzen Süd-Deutschlands, in welchen gleich anfangs die Lehre Luther's feste Wurzeln geschlagen, verbreiteten sie sich immer weiter nach den benachbarten Gegenden. Die Bischöfe von Würzburg und Bamberg konnten nicht verhindern, daß der größere Theil des Adels, der Städte und der ländlichen Bevölkerung Frankens auf die Seite der Reformation traten. In Baiern hatte der größere Theil des Adels die neue Lehre angenommen, und viele Städte neigten sich ihr zu. Der Herzog mußte den Protestanten (1556) Zugeständnisse ähnlicher Art machen, wie sie in anderen Ländern der Einführung der Reformation vorher zu geben pflegten. Noch größere Fortschritte hatte die neue Lehre in Oesterreich gemacht. Der Adel des Landes suchte seine Bildung auf der hohen Schule von Wittenberg. Alle Lehranstalten waren mit Protestanten besetzt. Nicht mehr als der dreißigste Theil der Bevölkerung gehorchte dem Papste. Vergebens widerstrebten die Erzbischöfe von Salzburg dem Geiste der Zeit. Sie vermochten zwar, soweit ihre Macht reichte, die Einführung des protestantischen Gottesdienstes zu verhindern. Allein sie besaßen nicht die Gewalt, ihre Unterthanen zum Besuche der katholischen Kirchen zu zwingen. Noch weniger waren die drei geistlichen Kurfürsten am Rheine im Stande, den Protestanten die Spitze zu bieten. Der Adel, welcher hier, wie überall, der Reformation mit Liebe anhing, besaß verfassungsmäßig zugesicherte Rechte, welche er sich von den Landesherren nicht schmälern ließ, und welche diese nur selten anzutasten wagten, und die Städte hatten sich so viel Unabhängigkeit noch immer erhalten, daß gewaltsame Eingriffe in deren innere Verhältnisse nicht ohne Gefahren selbst von den mächtigsten Fürsten gewagt werden konnten. In Westphalen hielt die ländliche Bevölkerung die Vorschriften der katholischen Kirche nicht mehr, und in den Städten, namentlich in Paderborn and Münster, waren die Protestanten einflußreicher als die Katholiken, obgleich der Herzog Wilhelm von Cleve an dem katholischen Bekenntnisse festhielt. Aller Orten standeu die höher gebildeten Klassen der Gesellschaft: der Adel, der Gelehrtenstand, der wohlhabendere Theil der Bürgerschaften, entschieden auf Seiten der Protestanten, und selbst auf diejenigen Bauern, welche noch der katholischen Kirche anhingen, hatte die Bewegung der Zeit wenigstens insofern gewirkt, als sie viele der abgeschmacktesten Lehren, wie z. B. diejenigen vom Fegefeuer, Wallfahrten, Reliquiendienst und die lästigen Feiertage, aufgegeben hatten. Von Jahr zu Jahr zeigte sich deutlicher, daß die katholische Kirche nicht sowohl auf dem Glauben, als auf der Furcht der Massen, mehr auf den durch sie bedingten weltlichen Vortheilen

der Machthaber, als auf deren Ueberzeugung ruhte. Wo die Massen nicht durch Schrecken, und die Gewalthaber durch die Rücksicht auf weltliche Vortheile festgehalten wurden, gingen sie aller Orten auf protestantische Seite über. Ein venetianischer Botschafter berechnete, daß im Jahre 1558 nur der zehnte Theil der Bewohner Deutschlands noch der katholischen Kirche angehörte. Protestantische Ansichten waren in alle Schulen, in die gesammte Wissenschaft und selbst in die Cabinette katholischer Fürsten eingedrungen. Den Katholiken war es nicht möglich, höhere Schulen von einigem Rufe zu gründen. Sie mußten zu Spaniern ihre Zuflucht nehmen, wenn sie Lehrer für den alten starren Glauben auffinden wollten. Kaum war Luther gestorben, so erhielt die durch ihn begonnene geistige Bewegung durch Calvin einen neuen Aufschwung. Ohne Schwertstreich würde wohl binnen Kurzem die ganze deutsche Nation protestantisch geworden sein, hätten die katholischen Fürsten, Päpste und Jesuiten unser Vaterland sich selbst und seinen innersten Bestrebungen überlassen. Allein mit so geringer Anstrengung sollte die Menschheit nicht vorwärts schreiten. Noch herrschten die römischen Oberpriester schrankenlos in Italien und Spanien, noch regten sich in Deutschland zahlreiche Keime, welchen die Jesuiten neue Lebenskraft zu verleihen suchten. Die katholische Kirche war seit Jahrhunderten gewöhnt, ihre Herrschaft mit Feuer und Schwert zu behaupten. Sie bedurfte nur einiger Zeit, um wieder zur Besinnung zu kommen und den Kampf mit verdoppelter Kraft von neuem zu beginnen. Sie hatte das Gewissen der Völker niemals berücksichtigt. Gleich den weltlichen Despoten hatte sie die Unterwerfung als ein Recht verlangt, und jeden Versuch, sich ihrem Joche zu entziehen, als Verbrechen bestraft. Es galt nicht, wie sie trügerisch vorgaben, die Seelen von Millionen, sondern die Herrschaft über sie zu retten. Da diese nur auf dem Glauben, den die Priester erfunden hatten, ruhte, mußte er mit Gewalt wieder hergestellt werden.

Was bekümmerten sich die Päpste zu Rom um den Nothschrei der Nationen. Viele ihrer treuesten Anhänger machten kein Hehl daraus, daß sie lieber die Völker v e r t i l g e n, als sie in einem andern, als dem katholischen Glauben l e b e n lassen wollten. Die blutigen Kriege, welche sich aus dieser Lebensanschauung entwickelten, bilden den Grundton der Geschichte aller civilisirten Völker im Laufe dieses Zeitabschnitts. Sie laufen alle zusammen in Rom, von wo aus die Päpste ihre Anhänger leiteten, ihren Gegnern Netze spannten und allen Völkern Ketten schmiedeten.*)

Der großartige Kampf, welcher in Deutschland gegen das Papstthum geführt wurde, verfehlte seine Rückwirkung auf die übrigen Theile der gebildeten Welt nicht. Der Funke der Wahrheit, welcher von Wittenberg ausging, zündete aller Orten, selbst in Italien und Spanien, diesen beiden Domänen des Pfaffenthums. Allein zur dauernden Flamme wurde er nur in den Ländern germanischer Bevölkerung. Die deutschen Stämme waren in den ersten Zeiten die festesten und treuesten Träger des Christenthums gewesen. Sie bewahrten es sich im Kampfe gegen die Mohammedaner, welche die Ursitze der christlichen Lehre: Palästina, Syrien, Kleinasien, Egypten, Nord-Afrika und das ganze oströmische Reich unter die Herrschaft des Islam brachten. Sie auch ergriffen die Reformation mit Eifer und ließen sich dieselbe nicht wieder rauben, als es galt mit dem Schwert in der Hand ihre religiöse Ueberzeugung zu behaupten. Die Slaven, welche in Rußland, Polen und den östlichen Donauländern, die Celten, welche in Irland, die Romanen, welche in Italien vorherrschend waren, nahmen die Reformation nicht an, oder widerstanden doch nicht den gegen sie gerichteten Verfolgungen. Wo Celten und Romanen die Hauptbestandtheile einer Nation bildeten, wie in Spanien und Portugal, konnte die neue Lehre gleichfalls keine festen Wurzeln fassen. In den Ländern dagegen, in welchen deutsche Stämme mit Celten

*) S. unten den zweiten Abschnitt §§ 18—28.

gemischt lebten, wie in England, Schottland, Frankreich und in den Niederlanden, oder in welchen sie, wie in Deutschland, Slaven und Romanen zahlreich in ihrer Mitte hatten, entwickelte sich ein furchtbarer Kampf. Nur in Skandinavien, welches fast ausschließlich von germanischen Stämmen bewohnt war, fand der Uebergang von der alten zur neuen Lehre ohne sehr heftige innere Zuckungen statt.

Diese Thatsachen beweisen deutlich, daß nicht die Fürsten die Religion der Nationen bestimmten, sondern daß sie dem vorherrschenden Drange ihrer Völker nachgeben mußten. Wo sie diesem gewaltsam widerstrebten, wurden sie von ihren Thronen vertrieben, wie die spanischen Habsburger in Nordniederland, die Stuarte in Schottland und England, Christian II. in Schweden.

Die germanische Race allein besaß im sechszehnten Jahrhunderte diejenigen geistigen Eigenschaften, welche sie für die Lehren der Reformatoren empfänglich machten. In der Schweiz waren Germanen, Celten und Romanen gemischt. Die in den höchsten Alpen wohnenden Nachkommen der alten Helvetier celtischen Stammes, so wie die weiter südlich lebenden italienischen Schweizer celtischen und romanischen Ursprungs, hielten fest an dem römischen Glauben. Die Kantone dagegen, welche von Deutschen bewohnt waren, wenn schon sie zum Theile die französische Sprache angenommen hatten, wandten sich der Reformation zu und hielten sie fest im Laufe der Jahrhunderte.

Blutige Verfolgungen und systematische Gewaltthätigkeiten mochten wohl da und dort einige Abweichungen von dem aufgestellten allgemeinen Gesichtspunkte hervorrufen. Allein in großen Zügen steht die Thatsache fest, daß nur die germanische Race im Stande war, im Kampfe mit bitteren Feinden sich die Reformation zu bewahren. Hätten die Völker zur Zeit der mächtigen, von Luther angeregten Bewegung die freie Wahl zwischen der neuen und der alten Lehre gehabt, so würden sich ohne Zweifel die meisten der Reformation zugewendet haben, schon aus dem Grunde, weil sie des schweren Joches überdrüssig waren, welches die Päpste ihnen auferlegt hatten. Wären übrigens Celten und Romanen ebenso entschiedene Freunde der Reformation gewesen, als die Germanen, so hätten Päpste, Könige und Mönche, Inquisitoren und Bartholomäus-Mörder ihnen ihren Glauben nicht entreißen können. Der Wille der Völker, welcher aus ihrer tief innersten Naturanlage hervorgeht, fällt am Ende doch gewichtiger in die Wagschale der menschheitlichen Entwickelung, als die Laune oder das System der Fürsten. Nicht minder als die körperlichen, gehen auch die geistigen Anlagen der Völker auf Kinder und Kindeskinder über. So pflanzt sich der Charakter der Nationen fort, und dieser bildet immer die wesentliche Grundlage ihrer Geschicke. Nur in diesem Sinne läßt sich der Gedanke der Erbsünde mit der Naturwissenschaft und der Geschichte in Verbindung bringen; allein der Erbsünde entspricht die Erbtugend. Es ist sehr verkehrt anzunehmen, daß sich die Tugenden nicht ebensowohl vererben, als die Laster. Die Charaktere der einzelnen Fürsten wechseln. Die Nationen behalten aber unausgesetzt ihre eigenthümlichen Richtungen, wenn schon diese nach Zeit und Umständen in verschiedener Weise zu Tage treten.

Selten folgten sich auf einem Throne vier Menschen von so entgegen gesetzten Natur-Anlagen, als Heinrich VIII., Eduard VI., Maria und Elisabeth in England. Heinrich VIII., tyrannisch wie er war, hätte es nimmermehr gewagt, dem Papstthume so schroff, als er es that, entgegen zu treten, hätte er nicht gewußt, daß die Stimmung seines Volkes ihm in dieser Richtung zur Seite stehe. Er war bei allen seinen Kämpfen, und so auch bei denjenigen, welche er mit den Päpsten führte, von den selbstsüchtigsten und unedelsten Beweggründen getrieben. Es wäre übrigens sehr verkehrt, denjenigen Umschwung, welcher zur Zeit seiner Herrschaft in den religiösen Ueberzeugungen und Bestrebungen des englischen Volkes eintrat, auf ihn zurückführen zu wollen. Unabhängig vom Könige, und

sehr häufig in offenem Widerspruche mit dessen Befehlen, nahm das englische Volk Theil an den religiösen Bewegungen der Zeit und namentlich an den Kämpfen der Deutschen, Niederländer und Schweizer. Die Nation ging in ihren Reformbestrebungen viel weiter, als der König. Umsonst suchte Heinrich VIII. dieses zu verhindern. Kaum war er gestorben (1547) und dadurch die von ihm persönlich ausgehende Hemmniß entfernt, so traten unter Eduard VI. die früher nur mühsam unterdrückten religiösen Ansichten mit frischer Kraft zu Tage. Vergebens suchte die blutige Maria durch Schaffotte und Holzstöße die neue Lehre zu unterdrücken (1553—1558). Nach ihrem Tode stellte sich die Königin Elisabeth an die Spitze der englischen Reformation, sicherte und verkrüppelte sie zugleich, indem sie dem Glauben eine feste Form gab, welche noch unsinniger ist, als das Augsburg'sche Glaubensbekenntniß, und der Kirche eine Ordnung ertheilte, welche der römischen weit näher steht, als die von Luther begründete. Außer vielen lächerlichen Ceremonien behielten die Engländer auch die Bischöfe der römischen Kirche bei, welchen sie eine für menschliche Kräfte zu versuchungsvolle Macht und ein viel zu reichliches Einkommen ließen. Die Regierung der Kirche fiel dadurch in die Gewalt der englischen Aristokraten, welche sie natürlich zu ihrem eigenen Vortheil und zum Schaden des Volkes ausbeuteten. Das römische Papstthum erhielt durch die Einführung der Reformation aber eine tiefe Wunde, das Volk wurde aus seinem langen Schlafe aufgerüttelt, zur Prüfung der herrschenden Uebelstände aufgefordert und in den Besitz wenigstens eines Theiles der ihm früher geraubten Rechte wieder eingesetzt. Die Revolutionen des siebenzehnten Jahrhunderts, durch welche die Stuarts und mit ihnen die unumschränkte Monarchie für immer vertrieben, wurden angebahnt, und so der Grund zu derjenigen gebietenden Stellung gelegt, welche England seither nicht bloß im Völkerverkehre, sondern auch auf dem Gebiete der Wissenschaft, der Literatur und aller höheren menschlichen Bestrebungen behauptete.

Das benachbarte Schottland nahm frühzeitig die Keime der Reformation, welche einige junge Leute vom Adel ihm aus Deutschland mitbrachten, an. Die Verfolgungssucht der katholischen Kirche bemühte sich vergeblich, sie auszurotten. Erst durch den unerschütterlichen Muth des Johann Knox, welcher im Jahre 1559 von Genf, wo er die neue Lehre aus dem Munde Calvin's empfangen hatte, zurückkehrte, wurde die Reformation auf eine feste Grundlage gesetzt. Schottland nahm die Glaubenslehre und die kirchliche Ordnung der Genfer an. Die römische Hierarchie wurde abgeschafft und eine mehr republikanische Verfassung eingeführt, welche den Namen der presbyterianischen erhielt. Umsonst bemühte sich die unter dem Einflusse der Guisen herangebildete Maria Stuart, die katholische Religion wieder herzustellen. Diese Versuche der Königin, in Verbindung mit ihren Lastern und Verbrechen, regten die Nation wider sie auf, hatten ihre Gefangennehmung und ihre Flucht nach England zur Folge und befestigten mehr und mehr die von den Schotten frei gewählte neue Lehre und kirchliche Einrichtung.

Die Irländer hatten keineswegs denselben Abscheu, wie Engländer und Schotten, vor dem Papstthume und nicht dieselbe Empfänglichkeit für die Reformation. Allein da sie unter englischer Herrschaft standen, konnten sie sich der Anregung nicht entziehen, welche von ihren mächtigen Gebietern ausging. Georg Brown, welcher 1535 von Heinrich VIII. auf den erzbischöflichen Stuhl von Dublin erhoben wurde, wirkte mehr durch die Gewalt des Amtes, das er besaß, als durch die Macht der Ueberzeugung und die Gründe des Verstandes. Erst unter der Regierung der blutigen Maria verlor er seine Stelle. Jetzt sollte die Reformation mit Gewalt ausgerottet werden. Allein dem königlichen Commissär, welcher zu diesem Zwecke nach Irland geschickt, wurde unterwegs seine Vollmacht aus dem Reisesacke, worin er sie verwahrte, von einer eifrigen Protestantin herausgenommen, und Maria starb, bevor er im Stande war, sich eine zweite Ausfertigung derselben zu verschaffen.

So ging zwar diese Gefahr an den irländischen Protestanten vorüber. Allein feste Wurzeln schlug die Reformation niemals in der Smaragdinsel. Nur äußere Gewalt nöthigte ihren celtischen Bewohnern die neue Lehre und Ordnung auf, und die in ihrem Schooße wohnenden Engländer, welche den Protestantismus aus Ueberzeugung ergriffen hatten, blieben immer in der Minderzahl, wenn schon sie den begütertsten und einflußreichsten Theil der Bevölkerung bildeten.

In den Niederlanden, welche damals zum deutschen Reiche gezählt wurden, verbreiteten sich schnell die Ansichten und Bestrebungen der Reformatoren. Vergebens wütheten Karl V. und seine Nachfolger, namentlich Philipp II., umsonst errichtete die Inquisition ihre Scheiterhaufen und der Herzog von Alba seine Schaffotte. Trotz der blutigen Verfolgungen, welche bis zum Jahre 1562 mehr als dreißigtausend Menschen das Leben auf dem Schaffotte und auf Scheiterhaufen kostete, machte die Reformation unausgesetzt Fortschritte in den Niederlanden. Nach einem Kampfe, welcher achtzig Jahre dauerte, brach sich die Macht Spaniens an den Deichen und Mooren Nordniederlands. Die Republik der vereinigten Provinzen, in welchen das germanische Element vorherrschend war, ging siegreich aus ihren Kriegen mit der damals größten Macht der Erde hervor und bewahrte sich den Glauben, dem sie sich mit Begeisterung zugewendet hatte. Die südlichen Staaten dagegen, deren Bevölkerung zum größten Theile celtischen Ursprungs ist, vermochten nicht, sich des spanischen und römischen Doppeljochs zu erwehren. Sie kehrten unter die fremde Gewalt zurück und führten unter derselben ein unrühmliches und elendes Dasein. Der vierte Abschnitt dieses Buches ist der Schilderuung des niederländischen Unabhängigkeitskrieges vorzugsweise gewidmet.

Dänemark, Schweden und Norwegen brachen so schnell und so vollständig das Joch des Papstthums, daß sie ihren schwer bedrängten Glaubensgenossen in Deutschland kräftige Stützen in deren Kämpfen werden konnten. In dem größeren Theile Skandinaviens war die päpstliche Gewalt erst spät eingeführt und niemals volksthümlich geworden. Nirgends wurde die Reformation mit so ungetheiltem Beifall aufgenommen, nirgends brach sie sich mit so geringen Opfern Bahn. Neue Dynastien und freiheitliche Einrichtungen, welche mit der Reformation Hand in Hand gingen, sicherten ihr bis auf unsere Tage eine feste Dauer. Auch auf der Südküste des baltischen Meeres schlug sie schnell tiefe Wurzeln. Als sich Liefland den Königen von Polen unterwarf, wurde Religionsfreiheit zur ersten Bedingung gemacht. Dadurch wurde auch dieses Reich in den Kreis der Reformation gezogen. Ein Theil des Adels des Landes schloß sich frühzeitig dem Protestantismus an. Bis nach Siebenbürgen und Ungarn drang die Reformation vor. Ferdinand I. vermochte niemals den Ständen Beschlüsse abzupressen, welche den Protestanten ungünstig waren. Im Jahre 1554 wurde sogar ein Lutheraner zum Palatin erwählt. In Siebenbürgen faßte die Reformation noch festeren Fuß. Im Jahre 1556 wurde alles Kirchengut durch einen besonderen Beschluß der Stände zum Besten des Staates eingezogen. Zwar gewann in diesen Ländern die Reformation keine gebietende Stellung, doch vermochten die Päpste auch nicht, sie daselbst vollständig auszurotten, so wenig, als in Frankreich, woselbst die neue Lehre nur durch den schnödesten Verrath und die furchtbarsten Grausamkeiten theilweise wieder verdrängt wurde, nachdem sie lange den Kampf mit dem Papstthume, wenn nicht siegreich, so doch mit Aussicht auf einen endlichen Erfolg, geführt hatte. Im Jahre 1561 war der größere Theil Frankreichs protestantisch.

Die Engländer und Niederländer, welche sich inmitten ihrer inneren und äußeren Kämpfe zu den ersten See-Mächten der Erde emporschwangen, führten die Lehre der Reformation auch in die neue Welt ein. Doch Deutschland blieb das Mutterland des

religiösen Fortschritts, und bei allen Völkern, welche mit der deutschen Entwickelung nicht in reger Wechselbeziehung blieben, verknöcherte sich bald schon der neue Glaube wieder.

Die riesige Gewalt der Reformation bewährte sich nicht blos an denjenigen Völkern und Menschen, welche sich ihr anschlossen, sondern auch bei ihren bittersten Gegnern. Viele der Geistlichen, deren sich Karl V. in Deutschland bediente, um die Lehren Luther's zu widerlegen und aus dem Felde zu schlagen, nahmen, vielleicht gegen ihren Willen, einige derselben in ihr Inneres auf, und fielen bei ihrer Rückkehr nach Spanien als Opfer der Inquisition. Augustin Casal, der Prediger, Constantin Pontius, der Beichtvater Carl's V., Egidius, der von ihm ernannte Bischof von Tortosa, Bartholomäus de Caranza, welcher früher Beichtvater Philipp's II. und der Königin Maria gewesen und zum Primas von Spanien erhoben worden war, und mehr als zwanzig Geistliche von nicht so hoher Stellung, wurden alle unter dem Vorwande der Ketzerei von der spanischen Inquisition hingerichtet oder in deren Kerkern zu Tode gequält.

Durch die haarsträubenden Greuelthaten der Inquisition wurden allerdings die ersten Keime der Reformation in Spanien, allein zugleich auch die frische Kraft und der Freiheitsmuth der Nation erstickt. Spanien, welches beim Beginne der Reformation das mächtigste Reich der Erde gewesen war, sank, trotz der neuen Welt, welche Columbus entdeckt hatte, und dessen Nachfolger unterjochten, immer tiefer und verlor allmälig seine Stimme im Rathe der Nationen.

In Venedig, Toscana und Neapel fanden die neuen Lehren gleich Anfangs vielen Anklang. Allein auch dort wurden sie mit Gewalt ausgerottet. Neapel ließ sich aber doch das Joch der spanischen Inquisition nicht gefallen, welches ihm mehrere male auferlegt werden sollte. Italien blieb unter der Herrschaft des Papstthums, allein es konnte die hohe Bedeutung, welche es sich bis zum Beginn der Reformation, zwar nicht auf dem Felde der Politik, doch auf dem Gebiete der Wissenschaft, des Handels und der Gewerbe bewahrt hatte, unter dem römischen Joche nicht fest halten.

Die Reformation bildet den Angelpunkt der Geschichte bis zu der Zeit, da sich die Revolution vorbereitete, und so wenig Luther und seine Genossen die Ideen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts hegten, oder auch nur ahnten, so waren sie doch die Stufen, auf welchen die Menschheit zu denselben emporstieg. Es ist oft eingeworfen worden, viele der hervorragendsten Förderer und Anhänger der neuen Lehre hätten sich dieser blos aus Eigennutz und anderen verwerflichen Leidenschaften angeschlossen. Wer wollte dieses leugnen? Aber waren dieselben niedrigen Bestrebungen auf der Gegenseite etwa schwächer? Keineswegs! Im Gegentheil ist es für den unparteiischen Geschichtsschreiber eine ausgemachte Sache, daß die Führer der protestantischen Partei, was Reinheit der Gesinnung, Menschenliebe und Rechtsgefühl betrifft, durchschnittlich ihre Gegner weit übertrafen. Luther, Zwingli, Calvin, Melanchthon, Knox starben alle arm und verdankten den Einfluß, den sie auf ihre Mitmenschen übten, nur dem hohen Geiste, der sie beseelte, der Kraft ihrer Ueberzeugung und dem Muthe, womit sie dieselbe geltend machten. Die Päpste, Großinquisitoren, Jesuiten-Generale und andere Häupter der katholischen Kirche, welche ihnen feindlich gegenüberstanden, besaßen die Fehler und Schwächen der Reformatoren in tausendfach höherem Grade und überdieß die verabscheuungswerthesten Laster, von denen jene gänzlich frei waren Für einen Menschen, welchen der übertriebene Eifer und die Unduldsamkeit Calvin's opferte, schlachteten die Häupter der katholischen Kirche Hunderttausende auf dem Altare des Aberglaubens.

Die weltlichen Fürsten, welche sich der Reformation annahmen, standen in einem ganz ähnlichen Verhältnisse zu ihren Gegnern katholischer Religion. Wer wollte nicht zugeben, daß der Landgraf Philipp von Hessen, der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen,

Gustav Wasa von Schweden, die Königin Elisabeth von England, der Prinz Wilhelm von Oranien, der Admiral von Coligny — nicht sittlichere, edlere Menschen waren, als ihre Gegner: Karl V., Philipp II., der Herzog Alba, Katharina von Medicis, Carl IX. von Frankreich und die blutige Maria von England? Moritz von Sachsen, welcher eine so zweideutige Rolle spielte, kann keineswegs als eine der Stützen des Protestantismus anerkannt werden, denn er hatte in den Jahren 1546 und 1547 der Sache der Reformation mehr geschadet, als er in dem Jahre 1552 und folgenden wieder gut machen konnte. Daß die Protestanten in ihren furchbaren Kämpfen gegen die Katholiken häufig fanatisch waren, gereicht ihnen nicht zum Vorwurfe. Ohne einen gewissen Fanatismus läßt sich ein Kampf mit der Uebermacht niemals siegreich zu Ende führen. Die menschliche Natur ist nicht stark genug, bei ruhiger Seelenstimmung allen Schrecknissen eines Kampfes auf Tod und Leben Jahrzehnte hindurch die Spitze zu bieten. Die wenigen Geister, welche dieses vermochten, wurden zu allen Zeiten als Heroen verehrt, und fielen, wie Socrates, Christus und Huß, alle als Opfer ihrer fanatischen Feinde. Unstreitig war aber auf Seiten der Katholiken ein weit höherer Grad von Fanatismus, als im Lager der Protestanten. Hiervon zeugen nicht bloß einzelne Greuelthaten, wie z. B. die Bartholomäusnacht von Paris, sondern auch zahlreiche bleibende Einrichtungen und Anstalten, wie z. B. die Inquisition, der Jesuiten-Orden und mehr oder weniger das gesammte Mönchswesen der Katholiken. Aehnliche Ausgeburten des wildesten Fanatismus fanden sich nirgends unter den Protestanten.

Es ist in neueren Zeiten Mode geworden, in herabwürdigender Weise von den Verdiensten der Reformatoren zu reden und zu schreiben, und die protestantische Geistlichkeit, die protestantische Glaubensansicht und die gesammte protestantische Kirche auf gleiche Stufe mit der katholischen zu stellen. Manche Schriftsteller und Redner wollen sich dadurch den Anschein äußerster Aufklärung, Duldsamkeit und Unparteilichkeit geben. Wenn auch diese Darstellungsweise bisweilen wohlgemeint sein mag, so ist sie doch nicht geschichtlich begründet. Es wäre für die gesammte Menschheit ein furchtbarer Stoß, wenn eine Bewegung, an welcher alle gebildeten Völker der Erde Theil nahmen, welche die Grundfesten aller Staaten erschütterte, um welche sich die Geschichte zweier Jahrhunderte vorzugsweise dreht, bedeutungslos, kindisch und nichtig gewesen wäre. Der achtzigjährige Unabhängigkeitskrieg der Niederländer, der dreißigjährige Vertilgungskampf der Deutschen, die Hugenottenschlachten Frankreichs waren nicht inhaltslos. Sie gründeten sich auf eine tief in das menschliche Leben eingreifende Wirklichkeit. Sie hatten alle nicht blos Glaubenssätze, sondern auch die Freiheit, das höchste Gut des Menschen, zu ihrem Gegenstande, wenn schon der forschende Geist des neunzehnten Jahrhunderts keineswegs mit allen Ansichten und Bestrebungen der damaligen Zeit einverstanden sein kann.

## § 14. Die Lutheraner.

Zu allen Zeiten wurde viel zu großes Gewicht auf die Formen gelegt, und darüber das Wesen der Dinge vergessen. Allerdings muß im Leben, wie in der Kunst, die Form dem inneren Kerne entsprechen, wenn eine harmonische Schöpfung entstehen soll. Allein sind die Beweggründe einer Handlung rein und edel, so dürfen die Formen, in welchen sie in's Leben tritt, nicht zu hoch angeschlagen werden. Wenn ein Mann für Freiheit und Recht, für Wahrheit und Tugend kämpft, so verzeihen wir ihm gern einige Grobheit; während wir die Feinheit, mit welcher Ränkeschmiede für den Despotismus, für Lüge und Laster in die Schranken treten, sehr niedrig anschlagen. Es ist durchaus unverzeihlich, zwei Menschen, von denen der eine für die gute, der andere für die böse Sache kämpft, auf gleiche Linie zu stellen, weil beide grob waren, oder weil beide schonungslos zu Werke

gingen. Grobheit und Schonungslosigkeit sind eben so wohl angebracht im Kampfe gegen die Unvernunft, als sie tadelnswerth sind, wenn sie nur dazu dienen sollen, die Vernunft der Gegner zu betäuben und deren Freiheitsmuth zu brechen. Allerdings muß sich im wirklichen Leben die Partei, welche für die heiligste und reinste Sache kämpft, oft auf gleichem Fuße mit ihren Feinden in Verhandlungen und Streitigkeiten einlassen, weil ihr die Macht gebricht, die ihr gebührende Stellung einzunehmen. Darum steht sie ihren Gegnern vor dem unparteiischen Richterstuhle der Geschichte nicht gleich. Wenn auch an Macht und Einfluß sogar tief unter ihr, nimmt sie auf der Stufenleiter geistiger Entwickelung eine weit höhere Sprosse ein.

Die Grobheit, mit welcher Luther die Machthaber seiner Zeit: die Päpste, Könige, Fürsten und Herren den Umständen nach angriff, finde ich weit lobenswerther, als die Glätte, womit manche Professoren unserer Tage ihre Ansichten darstellen. Luther gab seiner kräftigen Ueberzeugung einen entsprechenden Ausdruck, während manche sehr aufgeklärte und dem Aberglauben sowohl, als dem Despotismus durchaus feindlich gesinnte Schriftsteller der neueren Zeit aus Furcht, Anstoß zu erregen, oder ihre einträglichen Stellen zu gefährden, über die Schandthaten der Fürsten sehr leicht hinweggehen und die Vorurtheile der Massen mit großer Schonung behandeln.

Luther's Derbheit schadete der Sache des Fortschrittes nirgends, um so weniger, als sie den Sitten der Zeit und dem herrschenden Tone entsprach, und sie immer den hohen Muth des Reformators anschaulich machte, welcher, so oft seine Ueberzeugung in Rede stand, schon durch die Form, in welcher er sich ausdrückte, kund gab, daß er entschlossen sei, nicht zu weichen. Dasselbe Urtheil läßt sich aber nicht fällen über das Bestreben Luther's, das Glaubensbekenntniß, welches er für das richtige hielt, durch unübersteigliche Schranken abzugrenzen, jeder weiteren Entwickelung der von ihm angeregten freien Forschung ein Ende zu machen, und über den Starrsinn und die Gehässigkeit, womit er verwandten, wenn auch etwas abweichenden Ansichten, namentlich den Lehren Zwingli's, entgegentrat. Der Geist Luther's war ein so mächtiger, daß er ihn selbst überlebte. Die Gefühle und die Anschauung, welche er seinen Anhängern einflößte, dauerten auch nach seinem Tode fort. Jahrhunderte vergingen, bevor diese ihren starren Sinn etwas mäßigen und das Entgegenkommen ihrer Brüder der reformirten Kirche besser würdigen lernten. Die Lutheraner nahmen, in Folge ihrer Einseitigkeit und Abgeschlossenheit, an Zahl und Bedeutung ab, während die Reformirten sich mehrten.

Der Protestantismus verdankt seinen Ursprung dem Freiheitsmuth und dem Vernunftgebrauche seiner Gründer. Hätten Luther und seine Gefährten das Joch der katholischen Kirche nicht zu schwer empfunden, hätten sie nicht erkannt, daß deren Glaubenssätze und Ceremonien unvernünftig seien, wäre es nie zum Bruche mit dem Papstthume gekommen. Kaum hatten sie aber die drückenden Fesseln abgestreift, kaum den Anfang gemacht mit einer unbefangenen Prüfung der Zustände, welche sich unter dem Einflusse Roms gebildet, als sie ihren Anhängern neue Fesseln anlegten, und ihrem Forschungsdrange Halt geboten. Zwar stellten sie die Behauptung auf, die Bibel sei die einzige Grundlage ihres religiösen Glaubens, allein sie fügten derselben ein Bekenntniß hinzu, dessen Uebereinstimmung mit der sogenannten heiligen Schrift nicht minder als dessen Vernunftmäßigkeit beanstandet werden konnte. Dieselbe Freiheit, welche die Reformatoren sich genommen, die Verkehrtheiten der katholischen Kirche anzugreifen, wollten sie, den von ihnen aufgestellten Glaubenssätzen gegenüber, anderen strebenden Geistern nicht gestatten. Der einmal erwachte Forschungsdrang und das wieder belebte Freiheitsgefühl ließen sich aber in so enge Grenzen nicht bannen. Es entstanden daher eine Reihe von Glaubensmeinungen, unter welchen die lutherische und die reformirte die meisten Anhänger zählten. Neben ihnen tauchten

aber noch viele andere Secten auf, welche um so weniger übergangen werden dürfen, als sie neben manchen Uebertreibungen doch auch viele Keime der Wahrheit in sich faßten. Wir werden daher zuerst die Entwickelung der lutherischen, dann der reformirten, endlich der übrigen protestantischen Genossenschaften besprechen.

An dem von Luther festgestellten Glaubensbekenntniß*) hielten dessen Anhänger mit außerordentlicher Zähigkeit fest. In Betreff der kirchlichen Ceremonien blieb aber vieles den Gemeinden überlassen. Die einen schafften mehr, die anderen weniger von denselben ab. Die Fürsten vereinigten in sich die oberste kirchliche mit der obersten weltlichen Gewalt, maßten sich aber nirgend eine so unumschränkte Herrschaft in Dingen der Religion an, als die römischen Päpste besaßen, obgleich sie der freien Entwickelung des Glaubens aller Orten mehr oder weniger beengende Schranken zogen, welche sie durch ihre weltliche Macht selbst behaupteten. Sie konnten übrigens um so weniger alles geistige Leben in der jungen Kirche ersticken, als sie bei all zu schroffem Auftreten blutige Aufstände zu gewärtigen hatten, und als der gewaltsam aufgeregte Geist der Forschung sich nicht so leicht wieder bannen ließ. So sehr die Protestanten auch von Seiten der Katholiken bedrängt und dadurch aufgefordert wurden, unter sich einig zu sein, und so sehr sich deren Fürsten auch bemühten, alle Glaubensstreitigkeiten zu verhüten, fehlte es doch daran nicht. Zwar beklagen die meisten protestantischen Schriftsteller dieselben, allein von einem höhern Standpunkte aus muß man sich freuen, daß der Geist der Bewegung nicht ganz und gar unterdrückt werden konnte. Wäre es den Fürsten gelungen, die Ruhe früherer Zeiten in das religiöse Leben der Ihrigen wieder einzuführen, so hätte sich der Protestantismus noch früher verknöchert, als es ohnedieß geschah. Zu bedauern ist nur, daß die religiösen Streitigkeiten im Schooße der Protestanten zu häufig in Zänkereien ausarteten, Nichtigkeiten zu ihrem Gegenstande hatten und mit übertriebener Gehässigkeit geführt wurden. Im Streite übt sich die Kraft, und nur aus schweren Kämpfen gehen bedeutungsvolle Wahrheiten hervor. Nichts ist verderblicher für den einzelnen Menschen, wie für ganze Völker, als die schlaffe Ruhe. Zu solcher ließen allerdings schon die Katholiken die Anhänger der neuen Lehre nicht gelangen. Allein der Streit mit ihnen hörte auf geistigem Gebiete bald schon auf, indem er auf das blutige Feld der Schlacht hinübergespielt wurde. Nur in den Kämpfen, welche die Protestanten unter sich hatten, konnte ihre Lehre sich läutern und kräftigen.

Der Streit, welchen die Anhänger der Reformation unter sich und mit den Katholiken führten, zwang sie zu unausgesetzter Kraft-Anstrengung auf fast allen Gebieten des Lebens. Die Religion steht in innigem Zusammenhang mit der Sittlichkeit des Volkes, mit Wissenschaft und Kunst. Der Freiheitsdrang, welcher in die Kirche eingedrungen war, ließ sich unmöglich auf deren Gebiet beschränken. Eine neue Regsamkeit bemächtigte sich der Völker Europa's. Es entstand ein Wetteifer, welcher selbst diejenigen förderte, die an den alten Zuständen und Anschauungen mit krampfhafter Beharrlichkeit festhielten.

Die Fürsten, welche sich an die Spitze der protestantischen Bewegung gestellt hatten, bemühten sich, in der Wissenschaft eine Stütze zu finden, errichteten Schulen und Universitäten, beriefen auf dieselben Männer von gelehrtem Rufe, und hielten den Geist der Forschung rege — so weit er nicht über ihre persönlichen Bestrebungen mit Sturmes-Gewalt hinausflog. Die Lutheraner gründeten die Universitäten Jena, Helmstädt und Altdorf, die Calvinisten Franeker und Leyden. Genf und Zürich wurden wichtige Mittelpunkte geistiger Thätigkeit in der Schweiz. Der Schlendrian war aller Orten erschüttert. Die scholastische Philosophie genügte nicht mehr. Die Kenntniß der alten Sprachen, namentlich der griechischen, lateinischen und hebräischen, welche bis dahin verhältnißmäßig nur von wenigen gründlich erlernt worden waren, wurde weit allgemeiner. Wer sie nicht verstand,

*) S. oben §§ 8 und 9.

durfte es nicht wagen, an den theologischen Streitigkeiten des Tages Antheil zu nehmen. Die Auslegung und die Berichtigung des Textes der Bibel wurde mit großer Sorgfalt betrieben. Das Ansehen der von der katholischen Kirche bisher verehrten Bibel-Uebersetzung, der sogenannten Vulgata, wurde mehr und mehr untergraben. Der Geist der Forschung machte sich, wenn auch durch Vorurtheile gehemmt und durch enge Schranken umschlossen, doch wieder geltend, nachdem er Jahrhunderte hindurch geschlummert hatte.

So lange Luther lebte, übte er im Schooße der von ihm gegründeten neuen Kirche einen so überwältigenden Einfluß aus, daß kein anderer Gottesgelehrter neben ihm aufkommen konnte. Es gelang ihm zwar, diejenigen Ansichten, welche er bekämpfte, aus der Mitte seiner Anhänger fern zu halten, allein vertilgen konnte er sie nicht. Vielmehr schaarten sich um Luther's Gegner, deren reformatorische Bestrebungen von ihm nicht anerkannt wurden, selbstständige Gemeinschaften, welche in mehr oder weniger feindlichen Beziehungen zu der lutherischen Kirche standen. Thomas Münzer blieb auch nach seinem Tode das unsichtbare Haupt der Secte der Wiedertäufer. Schwenkheld, welcher über die Abendmahlslehre, die Wirksamkeit des göttlichen Wortes und die menschliche Natur Christi seine eigenen Anschauungen hatte, pflanzte sie, trotz Luther's Widerstreben, fort, und seine Anhänger sind heute noch nicht ausgestorben. Glücklicher war Luther in seinem Kampfe mit Johann Agricola, welcher gegen alle Gesetze eiferte (daher seine Anhänger Antinomier genannt wurden), und nur das Evangelium gelten lassen wollte. Agricola wagte es nicht, als Luther ihm entgegentrat, an seinen Ansichten festzuhalten. Er widerrief. Dennoch breiteten sie sich im Stillen aus, und später kehrte Agricola wieder offen zu seinen früheren Behauptungen zurück.

Nach Luther's Tode bemühte sich Melanchthon vergebens, diejenige Stellung zu gewinnen, welche sein Freund inne gehabt hatte. Sein wankelmüthiger Charakter befähigte ihn nicht dazu, das Haupt einer Partei zu werden. Die von Luther so halsstarrig behauptete Abendmahlslehre führte zu immer neuen Streitigkeiten, welche der Kurfürst von Sachsen durch die Kirchenversammlung von Torgau (1574) zu erdrücken hoffte. Die daselbst entworfene sogenannte Concordien-Formel gab aber zu neuem Hader Veranlassung, welcher durch die von der weltlichen Gewalt geübte Härte nicht beseitigt werden konnte. Der Haß, womit die starren Lutheraner nicht bloß den offenen, sondern auch den heimlichen (den sogenannten Crypto-) Calvinisten entgegentraten, schwächte die innere Kraft der Reformbestrebungen und trieb, trotz aller Gewaltmaßregeln, sehr viele Gläubige aus dem Lager der Lutheraner, theils zu den Calvinisten, theils zu den Katholiken.

Die Versuche, welche das ganze sechszehnte und die erste Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts hindurch fortgesetzt wurden, die beiden mächtigsten Zweige am Baume der Reformation zu vereinigen, scheiterten alle an denselben Beweggründen, welche von Luther auf seinen Nachfolger übergegangen waren. Mit der Beschränktheit des Geistes hätte man schon fertig werden können, denn dieser trat niemand zu nahe. Allein keiner der tonangebenden Geistlichen besaß den Muth, dem Verdachte, als besitze er nicht den wahren Eifer für seinen Glauben, im Hinblicke auf den großen Zweck, der angestrebt wurde, Trotz zu bieten. Wie leicht eine Vereinigung der Lutheraner und Reformirten sei, vorausgesetzt, daß die kleinlichen Leidenschaften der Geistlichen schwiegen, sahen wir in unseren Tagen, da sie fast ohne Schwierigkeit in ganz Deutschland ausgeführt wurde. Doch in den bewegten Zeiten der ersten anderthalb Jahrhunderte der Reformation war ein ruhiges Erwägen ganz eben so wenig möglich, als die Bändigung des geistlichen Hochmuths. Die Bestrebungen, welche von dem König Jakob I. von England ausgingen (1615 und 1631) blieben nicht minder erfolglos, als diejenigen, welche die deutschen Fürsten (1631) zu Leipzig hegten. Der Plan, welchen Wladislaus IV. von Polen faßte, nicht blos die Lutheraner und Calvini-

sten, sondern auch die Katholiken mit einander auszusöhnen (auf der Versammlung zu Thorn 1645) hatte nicht einmal die entfernteste Aussicht auf Gelingen.

Die gemeinsame Gefahr, womit die Waffen der Katholiken sämmtliche Anhänger der Reformation bedrohten, verminderte die Heftigkeit des Streites zwischen Lutheranern und Calvinisten, leitete aber zugleich jenen Verknöcherungsprozeß ein, welchem die neue Kirche aller Orten mehr und mehr erlag. Je mächtiger der Geist der Nationen im Laufe der Jahrhunderte sich entfaltete, desto mehr fühlte er seine Fittige durch die Glaubenssätze der Vorzeit beengt. Er mußte entweder das Gebiet der Religion meiden, oder einen neuen Kampf auf demselben hervorrufen. Dazu hatten die wenigsten Neigung. Die Kirche blieb ihren eigenen Hülfsmitteln überlassen, nahm nur einen sehr entfernten Antheil an den Schwingungen des Völkerlebens, trat mehr und mehr in den Hintergrund zurück und verlor so allmälig alle frische Kraft. Sie wurde bei den Lutheranern, was sie bei den Katholiken gewesen, eine Anstalt zur Versorgung zahlreicher Geistlichen, ein Mittel, die Massen in der Unterwürfigkeit zu erhalten, ein mehr oder weniger übertünchtes Grab.

## § 15. Reformirte.

Im weiteren Sinne umfaßten die Reformirten alle diejenigen Glaubensgemeinschaften, welche sich im sechszehnten Jahrhunderte von der katholischen Kirche lossagten, und folglich auch die Lutheraner. In der engeren und gewöhnlichen Bedeutung des Wortes versteht man dagegen unter Reformirten nur diejenigen, welche sich den Ansichten Zwingli's und Calvin's anschlossen. Sie begreifen die Kirchen von Deutschland, Frankreich, England, Schottland, Holland und der Schweiz, welche ungeachtet mannigfaltiger Verschiedenheiten in der Kirchenregierung und in den Ceremonien, doch darin überein kommen, daß sie den Lehren Zwingli's und Calvin's folgen.

Ulrich Zwingli war in seinen Ansichten weit freier und, nachdem einmal Bahn gebrochen war, in seinen Reformbestrebungen weit nachdrücklicher, als Luther. Er war geneigt zum Frieden, scheute es aber nicht, den Wittenberger Professoren entgegen zu treten, als diese ihm und seinen Anhängern Gesetze vorschreiben wollten. Der unseeligen Abendmahlzänkerei, die sich über Zwingli's und Luther's Tod hinausschleppte, haben wir schon oben*) gedacht. Der Zwiespalt wurde noch verwickelter, als sich zu dem ersten Streitpunkte noch ein zweiter, von Johann Calvin angeregter, über Vorausbestimmung (Prädestination) und Gnadenwahl hinzugesellte. Calvin schwang sich nach Zwingli's Tode bald zum Haupte der sogenannten reformirten Kirche empor. Er erhob Genf, woselbst er seit 1541 seine dauernde Wohnstätte aufschlug, zu derselben Bedeutung für seine Anhänger, welche Wittenberg für die Lutheraner hatte. Er besaß übrigens mehr Einfluß daselbst, als Luther jemals in Sachsen. Denn ihm standen keine Fürsten hemmend zur Seite. Im Gegentheile gewann er bald auch im Schooße der bürgerlichen Regierung die entscheidende Stimme. Genf wurde durch ihn der Mittelpunkt der gesammten geistigen Thätigkeit der reformirten Partei, die hohe Schule, auf welcher von nahe und fern die wißbegierige Jugend zusammen strömte, um sich in den von Calvin vertretenen Grundsätzen zu unterrichten und zu befestigen.

Die Gelehrsamkeit, der Scharfsinn, die Beredsamkeit, die Charakterfestigkeit, die außerordentliche Thätigkeit und das unermüdliche Streben Calvin's, seine Lehren auszubreiten, sind unbestritten. Allein die Verbrennung Servet's, welche auf die von ihm veranlaßte Anklage erfolgte, und welche er leicht hätte verhindern können, drückt ihm ein düsteres Brandmal auf.

*) §§ 8 und 9. 14.

Calvin ist der Gründer der sogenannten presbyterianischen Kirchenverfassung. Er behauptete die Selbstständigkeit der Kirche gegenüber dem Staate, stellte die Gleichberechtigung der verschiedenen Geistlichen fest und verlieh die gesetzgebende und oberaufsehende Gewalt in kirchlichen Dingen den theils aus Laien, theils aus Geistlichen zusammen gesetzten Synoden. In der Abendmahlslehre näherte er sich den Lutheranern etwas an, indem er die wirkliche, obgleich geistige Anwesenheit Christi anerkannte, während Zwingli Brod und Wein nur als Symbol betrachtet hatte. Zugleich ließ Calvin nur die frommen und im Glauben neugeborenen Menschen zum Abendmahle, ertheilte also den Geistlichen das Recht, alle diejenigen, welche sie nicht für fromm und neugeboren erklärten, davon auszuschließen. Die Gewalt der Geistlichen, welche der weltlichen Obrigkeit gegenüber fast ganz unabhängig war, wurde dadurch den Mitgliedern der Gemeinden noch fühlbarer.

Die Reformirten Frankreichs, Hollands und Schottlands nahmen die von Calvin eingeführte Kirchenverfassung an. In den übrigen Staaten, namentlich in Deutschland, England und in der Schweiz wurde diejenige beibehalten, welche Zwingli eingeführt hatte, und welche der lutherischen entsprach. Calvin's Lehre vom Abendmahl und von der Gnadenwahl*) drang aber in fast alle reformirten Gemeinden ein. Neben dem vielen übrigen Unsinn, den die Völker glaubten, mochten sie die Gnadenwahl auch annehmen. Glaubten die Lutheraner an die körperliche, so konnten die Reformirten auf die geistige Anwesenheit Christi beim Abendmahle schwören. Der gesunde Menschenverstand, welcher uns sagt, daß wir mit Sicherheit über den Willen Gottes und die Zukunft unserer Seelen nichts wissen, galt im sechszehnten Jahrhunderte noch weniger, als heut zu Tage. Die Worte jenes griechischen Weisen, welcher sagte: „ich weiß wenigstens, daß ich nichts weiß" — hätten die religiösen Eiferer der Vorzeit einigermaßen abkühlen mögen. Doch der Fanatismus nimmt gewöhnlich nur im Laufe der Jahre ab, wenn ihm kein Widerstand mehr entgegen tritt. Er steigert sich durch den Kampf und ist ruhiger Erwägung unfähig.

Johann Calvin (oder eigentlich Jean Chauvin) geboren (1509) zu Noyon in der Picardie war unstreitig, nächst Luther, der hervorragendste Charakter unter den Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts. Seine Uneigennützigkeit bewies er am sprechendsten dadurch, daß er frühzeitig (1533) die Pfründen, welche ihm ein sorgenfreies Auskommen sicherten, niederlegte und sich, als er in Genf fast unumschränkte Gewalt besaß, mit einem Jahr-Gehalte von 150 Franken, 15 Maß Getreide und 2 Fässern Wein begnügte. Er verstand nicht nur, die Massen mit sich fortzureißen, sondern auch die gebildetsten und höchstgestellten Menschen seiner Zeit für seine Lehren empfänglich zu machen, z. B. die Schwester Franz I. von Frankreich, die Königin Margarethe von Navarra und die Tochter Ludwigs XII., die Gemahlin des Herzogs Herkules von Este. Ungeachtet dieser hohen Bekanntschaften mußte er aus Frankreich und Italien fliehen, gewann jedoch aller Orten, wohin er kam, zu Genf, zu Bern und zu Straßburg Freunde, bis er endlich sich zu Genf niederließ, wo er bis zu seinem Tod (1564) verblieb.

Wie Luther auf Jahrhunderte hinaus der Kirche, der er den Namen gab, Richtung und Charakter verlieh, so Calvin der reformirten. Die lutherische Geistlichkeit war anfangs und blieb bis auf unsere Tage die gehorsame Dienerin der weltlichen Obrigkeit. Nicht alle Völker, welche die reformirte Religion annahmen, führten auch die presbyterianische Kirchenverfassung ein. Die Engländer behielten Bischöfe bei, in manchen andern reformirten Staaten wurden sie später wieder hergestellt. Allein aller Orten behauptete die reformirte

*) Letztere spricht sich aus in den Worten: „Gott hat von Ewigkeit her einen Theil der Menschen zu ewiger Gottseligkeit und einen andern zu nie endender Pein bestimmt, und zwar machte er diesen Unterschied bloß, weil es ihm so gefiel und weil er es so wollte."

Geistlichkeit sowohl den Laien ihrer Kirche, als der weltlichen Gewalt gegenüber, eine weit größere Selbstständigkeit und übte eine weit schärfere Aufsicht, als die lutherische.

Calvin's eifrigste Gehülfen waren Farel, welcher auf der Kanzel, und Theodor Beza, der an der Hochschule von Genf als erster Stern nach ihm glänzte. Calvin vereinigte die Talente eines Redners und Lehrers mit denjenigen eines ausgezeichneten Schriftstellers und gewandten Geschäftsmannes in sich.

Die französischen Protestanten, welche anfangs die Lehre und kirchliche Ordnung Luther's angenommen hatten, wandten sich um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts den Grundsätzen Calvin's zu und erklärten dieses öffentlich auf der Kirchenversammlung von Poissy (1561). Johann Knox, der Reformator Schottlands, war ein Schüler Calvin's. Er führte dort die presbyterianische Kirchenverfassung in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit ein, und sie erhielt sich im Sturme der Jahrhunderte bis auf unsere Tage. In England wirkten Peter Martyr und viele andere Schüler Calvin's in dessen Geiste. Sie setzten unter Eduard VI. die Annahme des calvinischen Systems in der Hauptsache durch, obgleich manche Ceremonien und die Bischöfe, welche die englische Kirche beibehielt, damit nicht im Einklange waren, und daher viele Wirren hervorriefen. Die Puritaner verlangten die reine Lehre Calvin's, die Bischöflichen wollten sich ihre Bischöfe mit deren ganzem Anhange veralteter Ceremonien und althergebrachter Rechte nicht rauben lassen. Anderthalb Jahrhunderte lang zog sich dieser Streit in blutigen Streifen durch die englische Geschichte. Er ist heutigen Tages noch nicht geschlichtet.

In den Niederlanden hielten sich Luther und Calvin längere Zeit hindurch das Gleichgewicht. Endlich (1571) gewann auch dort der Reformator von Genf die Ueberhand. Das belgische Glaubensbekenntniß, welches in diesem Jahre erschien, trug vollkommen den Stempel des Calvinismus. Bis nach Preußen, Polen, Ungarn und Siebenbürgen drangen die Lehren Calvin's ein, so daß unstreitig die sogenannte reformirte Kirche eine weit bedeutendere Verbreitung fand, als die lutherische. Selbst in Deutschland, der Heimath Luther's traten viele Städte und Länder von der lutherischen zur calvinischen Anschauung über. Auf Anregung Albert Hardenberg's schieden die Bewohner der Stadt Bremen (1556), unter Leitung des Kurfürsten Friedrich III. die Pfälzer (1560) von der lutherischen Kirche aus und schlossen sich den Calvinisten an. Gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts folgten Nassau, Hanau, Isenburg und mehrere andere kleine Theile Deutschlands dem gegebenen Beispiele. Dänemark nahm die calvinische Abendmahlslehre an. Der Landgraf Moritz führte (1604) die Hessen und der Kurfürst Sigismund (1614) die Brandenburger in's Lager der Calvinisten.

In allen protestantischen Reichen der Erde machten sich die Lehren Calvin's geltend. Die geistigen Kämpfe, welche die Schweiz, Deutschland, Dänemark, Frankreich, England, Schottland, Polen, Ungarn und Siebenbürgen anderthalb Jahrhunderte hindurch in krampfhafte Bewegung setzten, und welche diesseits und jenseits des Oceans heute noch nicht abgeschlossen sind, finden ihre letzte Quelle in derjenigen Anregung, welche Johann Calvin seinen Zeitgenossen gab. In der Geschichte aller jener Staaten werden wir auf diesen großen Charakter hingewiesen, dessen Lehren lange Zeit als unumstößliche Wahrheiten geglaubt wurden und heute noch nicht überwunden sind. Zwar nehmen die Anschauungen der Reformirten in verschiedenen Reichen verschiedene Gestalten an. Die englischen Puritaner und die französischen Hugenotten, die schottischen Presbyterianer und die englischen Episcopalen sind alle Zweige eines und desselben Astes, welchen der Name Calvin bezeichnet im Gegensatze zu demjenigen, welcher Luther's Stempel trägt. Neben diesen beiden mächtigsten Abtheilungen haben sich aber noch manche kleinere Schößlinge am Baume der Reformation hervorgethan, welche, wenn schon sie noch nicht zahlreiche Schaaren unter ihren Blät-

tern sammelten, dennoch für die Entwickelungsgeschichte des Christenthums von hoher Bedeutung sind. Ihnen sind die nächsten Blätter gewidmet.

## § 16. Die übrigen protestantischen Secten.

Wenn ein Damm den andrängenden Fluthen keinen Widerstand mehr leistet, strömen die Gewässer durch Ritzen und Spalten hindurch in wilden Wogen, bis sie entweder versiechen oder neue Werke sie wieder umschließen. So brachen, als der Damm, welchen das Papstthum der religiösen Entwickelung entgegengesetzt hatte, im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, nicht mehr halten wollte, tausend und aber tausend verschiedene Ansichten und Meinungen hervor, welche alle dem althergebrachten Aberglauben widerstrebten und sich Geltung zu verschaffen suchten. Hunderte, welche, bevor Luther die alte Kirche in ihren Grundfesten erschüttert, es nicht gewagt hatten, mit ihren individuellen Meinungen hervorzutreten, Tausende, welche nicht zum Nachdenken über die herrschenden kirchlichen Zustände aufgefordert worden waren, fühlten jetzt den Drang, gleich ihm zu reformiren, gleich ihm ihre persönlichen Anschauungen der Autorität der Kirche gegenüber zu stellen. Doch nur einige besaßen die Gaben eines Luther oder eines Calvin. Sie wurden unter der Wucht dieser Führer der Reformation erdrückt, oder fanden nur in kleineren Kreisen Anklang. Andere waren vielleicht nicht weniger begabt, sie blickten von einem höheren Standpunkte aus auf die Wirren ihrer Zeit, ihre Ansichten waren klarer, ihr Wille reiner und ihre Wahrheitsliebe aufopfernder; allein je höher sie standen, desto schwerer wurde es den Massen, sie zu verstehen, und die Gewalt verfolgte jeden Neuerer, der ihr nicht Furcht einzuflößen oder sie zu überzeugen vermochte. Neben vielem Unsinn wurden auf diese Weise doch auch viele Keime hoher Wahrheiten erdrückt, und Jahrhunderte vergingen, bevor dieselben aus dem Schutte der Vergangenheit wieder an's Tageslicht gezogen wurden. Leider erhielten sich oft die Abgeschmacktheiten, welche mit den edelsten Bestrebungen des sechszehnten Jahrhunderts verbunden zu sein pflegten, während das Gute nur zu leicht in Vergessenheit gerieth. Unstreitig waren z. B. mit den unhaltbaren religiösen Ansichten Karlstadt's, Thomas Münzer's und ihrer Freunde viele Ideen verbunden, durch welche das Christenthum mit seinen Grundsätzen der Liebe und Gleichberechtigung in's wirkliche Leben eingeführt werden sollte.*) Diese sind im Laufe der Zeit größtentheils aufgegeben worden. Allein die verrücktesten Schwärmereien, welche sich auf eine andere Welt beziehen, und in dieser durch äußere Symbole festgehalten werden sollen, haben dem Laufe der Jahrhunderte Trotz geboten.

Die von Luther und Calvin gestifteten Kirchen nahmen bald einen festen Charakter an, sie traten fast aller Orten mit den weltlichen Regierungen, unter denen sie lebten, in innige Beziehungen und ließen der Selbstthätigkeit und der Phantasie ihrer Mitglieder wenig freien Spielraum. Mit den Glaubensbekenntnissen, welche Lutheraner und Calvinisten entworfen, wurden der freien Entwickelung eben sowohl als der wilden Neuerungssucht Schranken gesetzt. Alle diejenigen, welchen diese zu enge waren, konnten sich unter den steifen, zu Augsburg und in Genf geschmiedeten Formen nicht behaglich fühlen, und nahmen daher ihre Zuflucht zu zahlreichen Secten, als deren eigentliches Haupt Thomas Münzer erscheint. Wir haben diesen großartigen Charakter schon weiter**) oben geschildert. Die Ideen, Anschauungen, Bilder und Träumereien, die er während der Bewegungsjahre (1520—1525) in begeisterter Rede unter die Massen schleuderte, und welchen er mit dem Schwerte in der Hand Nachdruck gab, drangen mit Blitzesschnelle von Gau zu Gau und fanden in den erhitzten Gemüthern der gedrückten Bürger und Bauern reichen Zündstoff. Thomas Münzer stand, was Gelehrsamkeit, Scharfsinn, Entschlossenheit und Kraft der Ueberzeugung

*) S. oben § 7. S. 86 f. **) S. § 7. S. 86 ff.

betrifft, den beiden Reformatoren, welche ihr Werk mit Sieg krönten, Luther und Calvin, würdig zur Seite. An Reinheit des Willens, an aufopfernder Menschenliebe und rücksichtslosem Tyrannenhasse übertraf er beide. Er legte das Gewicht seiner Person in die Wagschale der armen, gedrückten und führerlosen Massen. Diesen wollte er helfen, und zwar nicht bloß für eine andere Welt. Nein, er suchte ihnen schon das Leben auf dieser Erde leichter und glücklicher zu machen. Er wollte nicht blos das Joch der geistlichen Despoten zertrümmern, sondern auch die Ketten sprengen, in welche die weltlichen Tyrannen die Menschheit geschlagen hatten. Je höher das Ziel war, welches er sich vorsteckte, desto schwerer war es zu erreichen, und je größere Anforderungen er an seine Gesinnungsgenossen stellte, desto weniger wurden sie erfüllt. Wie vom Erhabenen zum Lächerlichen, so ist auch von dem Gipfelpunkte der Tugend zum Abgrunde des Lasters nur ein Schritt. Wir dürfen uns daher nicht wundern, bei den Nachfolgern und Anhängern Münzer's diese schroffen Gegensätze in reichem Maße zu finden. Mit dem Tode Münzer's hörte dessen Wirksamkeit ganz ebenso wenig auf, als mit dem Tode Luther's und Calvin's die ihrige. Große Geister steigen von Jahrzehent zu Jahrzehent immer höher über die Alltagsmenschen empor, wie die Gletscher, wenn die Sonne gesunken, in hellen Nächten am schärfsten über die Berge und Hügel zu ihren Füßen hervortreten. Wir finden Münzer'sche Gedanken bei fast allen christlichen Secten bis auf unsere Tage wieder, oft freilich in sehr unzusammenhängender Auffassung, mißverstanden und verkehrt angewandt. Manches, was er sich nur gefallen ließ, was er als eine höchst untergeordnete Frage behandelte, wie z. B. die Wiedertaufe, wurde später in den Vordergrund gedrängt und als Hauptsache behandelt; anderes, wie die Gemeinschaft der Güter, bis zum Aeußersten, bis an die Grenzen des Wahnsinns getrieben. Tausende schöpften aus dem reichen Geistesschatze, welchen Thomas Münzer mit seinem Blute besiegelt hinterließ, ohne ihre Quelle zu nennen, ja, oft selbst ohne sie zu kennen aus dritter und vierter Hand. Viele verleugneten den Namen des Mannes, der unter Henker's Hand geendigt hatte. Erst die neuere Geschichtsforschung hat ihn wieder zu Ehren gebracht.

Wie zu Münzer's Zeiten, so blieb auch später die Wiedertaufe nur ein Symbol, durch welches Menschen von sehr verschiedener Anschauungsweise einigermaßen zusammen gehalten wurden. Außer dieser Ceremonie war ihnen aber noch gemeinsam die Abneigung, sich in die Bande irgend eines der protestantischen Glaubensbekenntnisse schlagen zu lassen; und da hierzu ein großer Grad von Selbstverleugnung gehörte, indem die protestantischen Kirchenfürsten, gleich den katholischen, derartige unabhängige religiöse Genossenschaften nicht dulden wollten, so erhielt sich bei ihnen der Fanatismus, den Lutheraner und Calvinisten allmälig abstreiften, weit länger und steigerte sich in Augenblicken der Gefahr zu einer außerordentlichen Höhe.

Die Wiedertäufer überlebten nicht bloß die Niederlage bei Frankenhausen*), sondern auch die viel verderblichere, die sie sich durch ihr unsinniges Gebaren zu Münster**) zugezogen hatten. Sie sind in unseren Tagen weit zahlreicher, als jemals, haben namentlich in den Vereinigten Staaten Amerika's große Ausdehnung gewonnen, und zählen sogar einen Präsidentschafts-Candidaten in ihrer Mitte.

Die wahnsinnigen Hoffnungen, welche Johann von Leyden, Johann Bockhold, Knipperdolling und ihr Anhang gehegt, als sie sich der Stadt Münster bemeistert hatten, schwanden bald im Angesichte der blutigen Verfolgungen, deren Opfer sie wurden. Gegen Schuldige und Unschuldige, Männer, Weiber und Kinder wütheten die Sieger mit blinder Grausamkeit. Kein Wiedertäufer war seines Lebens sicher. In dieser Zeit der Trübsal und der Gefahr schloß sich ihnen Menno Simon anfangs heimlich, später (1536) öffentlich an. Er hob den wankenden Muth seiner Glaubensgenossen, brach die Wildheit der Einen und

*) S. oben § 7. S. 61. **) S. oben § 9. S. 86 f.

flößte den Andern neue Hoffnungen ein. Er besuchte die zerstreuten Glieder der Gemeinde in allen Theilen Mittel-Europas von den Grenzen Frankreichs bis nach Liefland hin. Die Grundsätze, welche die Anhänger Münzer's bis zu ihrer Niederlage bei Frankenhausen und die Gefährten Johann's von Leyden bis zur Einnahme von Münster geglaubt und gepredigt hatten, hielt er fest, doch mäßigte er deren all zu schroffe Anwendung auf das Leben. Er tadelte die Ausschweifungen der irrenden Brüder zu Münster, erklärte sich gegen die Vielweiberei und trat allen denen entgegen, welche aus Fanatismus oder Berechnung vorgaben, der heilige Geist thue sich ihnen durch Träume, Gesichte und Wunder aller Art kund, und welche dadurch die Herrschaft über die Gläubigen an sich zu reißen suchten. Nach wie vor blieb aber die Wiedertaufe das bezeichnende Merkmal der Secte. Das tausendjährige Reich Christi auf Erden, der Ausschluß aller obrigkeitlichen Personen von der christlichen Kirche, die Abschaffung des Kriegs und das Verbot des Eides, sowie ein gewisser Widerwillen gegen jedwede menschliche Wissenschaft, Kunst und allen Schmuck des Lebens — bildeten aber noch immer die Hauptlehren der Anabaptisten.

Trotz aller Bemühungen Menno Simon's, die Gemeinden vor innerem Zwiespalt zu bewahren, theilten sich dieselben bald in zwei Abtheilungen, von denen die einen, die sogenannten feinen, die Lehren ihres Glaubens mit größerer Strenge auffaßten, während die anderen, die sogenannten groben, sie mit einer gewissen Milde ausführten. Nord-Holland, das sogenannte Waterland, wurde der Hauptsitz der groben, Flandern der Sammelplatz der feinen Wiedertäufer. Die Bewegung im Schooße der Gläubigen beschränkte sich nicht auf diesen Gegensatz. Viele andere tauchten auf und boten dem religiösen Drange der eifrigen Christen reichlichen Nahrungsstoff. Waterländer, Flamänder, Friesländer und Deutsche, Gröninger, Danziger oder Preußen, Galenisten, Ariniraner und Apostoolier hatten alle ihre kleinen Eigenthümlichkeiten und religiösen Liebhabereien. Nach Menno Simon's Tode (1556) traten wiederholt Leute auf, wie z. B. David Georg, Heinrich Nicolaus und Ufe Walles, welche durch irgend eine Sonderbarkeit, die sie mit großer Wärme einschärften, Bedeutung und Anhang zu gewinnen suchten, ohne jedoch der Secte wesentlichen Schaden oder Vortheil zu bringen.

Lange Zeit lebten die Wiedertäufer unter dem Damokles-Schwerte der wider sie erlassenen grausamen Gesetze. Erst nach vieljährigen bitteren Verfolgungen gelangten sie zu Ruhe und Sicherheit. Der Prinz Wilhelm von Oranien gewährte ihnen einigen Schutz. Doch erst im Jahre 1626 erhielten sie in den Niederlanden gesetzliche Gewissensfreiheit. Außerhalb Deutschland und den Niederlanden bildeten sich auch in England zahlreiche Gemeinden von Wiedertäufern. Diese kommen darin überein, daß sie das Untertauchen für besonders segensreich halten. Die Einen tauchen dreimal, die Anderen einmal. Leider hat aber die Erfahrung nicht bewiesen, daß durch den vermehrten Gebrauch des Wassers bei der Taufe irgend eine reinigende Wirkung auf den Geist erzielt worden wäre.

Von unserm Standpunkte aus können wir die Ansichten der Wiedertäufer eben so wenig, als diejenigen der Lutheraner und Calvinisten gut heißen. Denn sie ruhen nicht auf dem Boden der Vernunft, sondern auf demjenigen eines Buches, welches, ungeachtet seines hohen Interesses, dennoch von Irrthümern, veralteten Ansichten und verkehrten Bestrebungen wimmelt, welches im Widerspruch steht mit der Wissenschaft und der mühsam errungenen Bildung unserer Zeit, und daher allen denjenigen, welche knechtisch daran festhalten, den fre en Aufblick zum Himmel nicht minder, als die klare Aussicht auf diese Erde trübt. Dennoch ist nicht zu verkennen, daß im Schooße der Wiedertäufer sich ein regeres Streben nach religiöser Wahrheit kund that, als inmitten der beiden von Luther und Calvin gegründeten Kirchen. Die Oeffnungen des Vulkan's, aus welchen Luther und Calvin ihre Lava-Ströme schütteten, haben sich geschlossen, diejenige dagegen, durch welche Thomas Münzer

die seinigen empor warf, hat bis auf unsere Tage durch immer neue, wenn auch stets schwächer werdende Ausbrüche eine gewisse Lebensthätigkeit kund gethan. Die Secte der Wiedertäufer ist der große Heerd fast aller neu erstandenen religiösen Schwärmereien bis unsere Tage geblieben. In ihr finden nicht bloß die Baptisten, sondern auch die Auferstehungsleute, Quäker, Methodisten und selbst die Mormonen ihre letzte Quelle. Allerdings läßt sich diese, wie überhaupt jede christliche Bestrebung, noch weiter zurück verfolgen. Wie der Hauptstrom des Christenthums von Jerusalem über Rom, so flossen zahlreiche kleinere Bäche durch verschiedenene Schluchten von dem Morgenlande nach dem Westen. Was für die katholische Kirche die Päpste und die Kirchenversammlungen, waren für die gedrückten Secten die Paulicianer,*) die Waldenser,†) Petrobrusier,‡) Wickliffiten §) und Hussiten‖). Allein alle diese verschiedenen Gewässer nahm Thomas Münzer in den großen Behälter auf, den er grub, und aus welchem er schöpfte. Nach ihm nahm sich keiner seiner Anhänger die Mühe, zu den Fluthen einer früheren Vergangenheit hinaufzusteigen. Daher bezeichnen wir, wie Luther und Calvin als die Gründer der nach ihnen benannten Kirchen, so Münzer als den Stifter der zahlreichen Secten, welche sich unabhängig von den beiden Hauptpfeilern der Reformation bildeten, und einen wesentlich schwärmerischen Charakter hatten.

Die zweite Gruppe der protestantischen Secten, welche sich weder dem augsburgischen, noch dem genfer Glaubensbekenntnisse unterwarfen, und welche eine vorzugsweise vernunftmäßige Richtung hatten, läßt sich unter dem gemeinschaftlichen Namen der Unitarier zusammenfassen. Sie schwangen sich zwar nicht auf den freien Standpunkt der Vernunft empor, indem sie der Bibel noch immer mehr Gewicht einräumten, als ihr Wissenschaft und gesunder Menschenverstand zuschreiben. Allein ihr Streben ging doch dahin, die Aussprüche der Bibel mit der Vernunft einigermaßen in Einklang zu bringen, während alle übrigen protestantischen Secten: Lutheraner, Calvinisten und Anabaptisten an den vernunftwidrigsten und anerkannt unwissenschaftlichen Aussprüchen derselben keinen Anstoß nahmen, vielmehr sehr häufig mehr Unvernunft durch Auslegung in die Bibel hinein legten, als sie an sich schon enthielt. Die Unitarier suchten einen feindlichen Zusammenstoß zwischen Bibel und Vernunft durch die Art und Weise, wie sie die Schrift auslegten, zu vermeiden, obgleich, wenn derselbe nicht zu umgehen war, sie der Bibel den Vorzug vor der Vernunft einräumten.

Als abgeschlossene Secte waren die Unitarier niemals sehr zahlreich. Um so größer war aber der Einfluß, den sie auf die gesammte Glaubensrichtung und überhaupt auf die Entwickelung der Religionsbegriffe übten. Während alle übrigen christlichen Secten Wunder und Zeichen, wenn nicht *sehen*, doch *glauben* wollten, brachten die Unitarier, mit ihrer nüchternen Auffassung des Christenthums, Wunder und Zeichen bei allen höher gebildeten Christen in übeln Geruch. Still, aber unaufhaltsam untergruben sie den Wunderglauben der Christen in dem Maße, daß in unseren Tagen Millionen, obgleich sie sich von den hergebrachten Kirchen nicht lossagten, doch den Glauben an deren Lehrsätze vollständig aufgegeben haben. Sie erkannten zuerst die Vernunft neben der Bibel als eine Quelle des Glaubens an, und mußten so natürlich dahin kommen, die Vernunft *über* die Bibel zu setzen, von dieser nur anzunehmen, was vor dem Richterstuhle der Wissenschaft und der Erfahrung haltbar, dagegen zu verwerfen, was vor demselben unhaltbar war.

Die Unitarier zeichneten sich zu allen Zeiten durch einen untadelhaften Lebenswandel aus. Ihnen konnten keine ähnlichen Ausschweifungen, wie den Nachfolgern und Anhängern Münzer's zur Last gelegt werden. Dennoch hatten sie die bittersten Verfolgungen zu

*) Buch IV. S. 72. 137 f. †) Buch V. S. 277 f. ‡) Buch V. S. 275. §) Buch VI. S. 47 f. 63. 91. 467. 513. ‖) Buch VI. S. 63. 92. 225. 487 ff.

erleiden. Die Männer, welche an ihrer Spitze standen, besaßen weder den Starrsinn Luther's, noch die Herrschsucht Calvin's, noch endlich die Schwärmerei Münzer's. Sie waren hochgebildete, von den edelsten Beweggründen geleitete, und nach keinem anderen Ziele, als der Wahrheit strebende Geister. Die Reinheit ihres Lebens und die Hochherzigkeit ihrer Bemühungen schützte sie aber nicht vor der Unduldsamkeit ihrer Gegner aller Glaubensbekenntnisse. Keine kirchliche Gemeinschaft kann sich einer Reihe so ausgezeichneter Charaktere und so seltener Talente rühmen, wie Servetus, die beiden Sozzini, Alciat, Ochinus, Georg Blandrata, Simon Budnäus, Franz Davides, Stanislaus Farnovius und andere. Spanien, Italien, Deutschland, Polen und Siebenbürgen finden sich im Schooße der Unitarier vertreten. Nur auf dem von diesen Männern gelegten Grunde konnte die Religions-Philosophie unserer Tage die dunkeln Irrgänge des christlichen Pfaffenthums mit der Fackel der Vernunft beleuchten. Das Licht der Unitarier glich nicht dem Ausbruche eines Vulkans. Es wärmte und erleuchtete, ohne Verwüstungen anzurichten. Die Unitarier sind die einzige christliche Secte, auf welcher keine Blutschuld haftet, die einzige, deren Vergangenheit fleckenlos war, und welcher daher die Zukunft angehört.

Die Uranfänge der von den Unitariern ausgegangenen geistigen Bewegung, wie aller großartigen Fortschritte, sind in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Je höher sie über ihrer Zeit standen, desto größer war die Zahl und die Wuth ihrer Gegner, und desto dringender waren sie aufgefordert, durch die äußerste Vorsicht drohenden Gefahren zu begegnen.

Obgleich Julius Hetzer (1524), Johann Campanus und Claudius (1530) Grundsätze aufstellten, welche mit denjenigen der Unitarier übereinstimmten, und namentlich die Gottheit Christi mehr oder weniger entschieden in Abrede stellten, so waren ihre Lehren doch zu wenig zusammenhängend und der Einfluß, den sie ausübten, zu gering, als daß sie die Stifter der unitarischen Anschauung genannt werden könnten. Hetzer erlitt schon (1527) den Märtyrertod zu Constanz. Campanus hatte nur gelehrt, der Sohn sei dem Vater untergeordnet und der heilige Geist sei nicht der Titel einer göttlichen Person, sondern nur die Benennung, durch welche die Natur des Sohnes und des Vaters bezeichnet werden sollte. Claudius verschwand schon bald wieder im Dunkel der Geschichte. Um so entschiedener trat Michael Servetus hervor. Er war (1509) zu Villanueva in Aragonien geboren. Der Drang, seine religiösen Ansichten auszusprechen, führte ihn nach Deutschland. Er ließ zu Straßburg (1531) in lateinischer Sprache eine Schrift über die Irrthümer der Dreieinigkeit drucken und führte seine Ansichten in zwei Abhandlungen später weiter aus. Er studirte dann die Arzneikunde in Paris und übte dieselbe mit großem Erfolge. Der Erzbischof von Vienne lud ihn, als einen berühmten Gelehrten, zu sich ein. Doch Calvin, den er zu Paris kennen gelernt hatte, und mit welchem er Briefe über Glaubenssachen wechselte, verfolgte ihn, und wußte es dahin zu bringen, daß er aus Vienne vertrieben wurde. Als Servetus, um sich nach Italien zu begeben, Genf berührte, ließ ihn Calvin durch seinen Diener der Gotteslästerung anklagen, und brachte es dahin, daß er zum Tode verurtheilt und am 17. October 1553 lebendig verbrannt wurde Zwei Stunden lang ließen ihn seine Henker die Todesqualen empfinden. Servetus wankte nicht. Zur ewigen Schande seiner Feinde und namentlich Calvin's rief er vom Holzstoße herab: „Ich Unglücklicher! Wird die Flamme meinem Elende nicht ein Ende machen? Konnte man denn für die 200 Goldstücke und die kostbare Halskette, die man mir nahm, nicht Holz genug anschaffen, mich schneller zu verzehren?" So starb Servetus. Doch die Ansichten, welche er mit großer Kraft und überzeugenden Gründen in seinen Werken niedergelegt hatte, wurden nicht mit seinem Leibe zu Asche. Die Lehren von der Gottheit Christi und von der Dreieinigkeit konnte Calvin gegen Servetus in geistigem Kampfe nicht behaupten. Darum ließ er ihn verbrennen. Er vermehrte dadurch die Blutschuld, welche auf denselben schon haftete, ohne sie

fester zu begründen. Nur durch Holzstoß und Schaffot waren sie vor der Reformation aufrecht erhalten worden. Nur durch Henkers Hand konnten sie später geschützt werden.

Mit großem Scharfsinn und seltener Gelehrsamkeit hatte Servetus nachgewiesen, daß schon vor der Kirchenversammlung von Nicea die reine Lehre Christi gänzlich verloren gegangen sei. Luther und seine Nachfolger waren bis auf dieses Concil zurückgegangen, Servetus ging weiter. Das wollte Calvin nicht dulden. Das Jahr 325 nach Christus sollte dem Forschergeiste eine unübersteigliche Schranke sein. Daß Servetus sie übersprang, kostete ihm das Leben. Um zwölf Jahrhunderte waren die sogenannten Reformatoren zurückgegangen. Doch wehe dem, der es wagte, um zwei oder drei Jahrhunderte weiter zurück zu greifen! Unselige Halbheit! Trauriger Bund zwischen Wahrheit und Lüge, Fortschritt und Stillstand! Verruchte Verschwisterung protestantischer und katholischer Verfolgungswuth!

Als Servetus den Holzstoß bestieg, lebten und wirkten schon seine Geistesverwandten Lälius und Faustus Socinus. Sie gehörten einer angesehenen Familie von Siena an, verließen aber (1547) Italien, weil sie sich dort nicht sicher fühlten. Lälius legte seine Ansichten in Schriften nieder, aus welchen sein Neffe Faustus, nach des Oheims Tode (1562) die Grundsätze schöpfte, welche er mit großer Kraft und Ausdauer verbreitete.

Außer Hetzer und Servetus büßten noch viele Geistesverwandte ihr Streben nach Wahrheit mit dem Tode, so der Neapolitaner Valentin Gentilis, welcher (1566) zu Bern hingerichtet wurde, Mathäus Gribaldi, welcher in demselben Jahre in dem Kerker starb. Der Piemontese Alciat und Sylvester Tellius konnten sich glücklich schätzen, von den Genfern nur ausgewiesen zu werden.

Verfolgt in Deutschland und in der Schweiz flüchteten sich die Unitarier nach Polen, woselbst schon Lälius Socinus in den Jahren 1551 und 1558 den Samen seiner Lehre ausgestreut hatte. Eine Zeit lang lebten sie dort in Frieden mit Lutheranern und Calvinisten. Bald aber brachen Zwistigkeiten aus, welche zur Folge hatten, daß der Reichstag von Patricow den Unitariern befahl, sich von den genannten Kirchen zu trennen, und eine eigene Secte zu bilden. Dieses geschah. Inmitten mannigfaltiger Anfechtungen von außen her und innerer Kämpfe gewann doch die unitarische Anschauung mehr und mehr an Klarheit und Bestimmtheit. Die Einen blieben allerdings auf halbem Wege stehen, und begnügten sich damit, zu leugnen, daß Christus gleiche Natur mit Gott habe. Andere gingen weiter, und räumten Christo nur die Würde eines göttlichen Abgesandten und wahren Propheten ein, während eine dritte Partei (die Budnäer) erklärte, Jesus Christus sei in der gewöhnlichen Weise wie andere Menschen geboren worden, und habe daher keinen Anspruch auf göttliche Verehrung und Anbetung. Es gelang übrigens bald den eifrigen Bestrebungen der Häupter der Unitarier, diese Meinungsverschiedenheiten auszugleichen. Sie gründeten blühende Gemeinden zu Krakau, Lublin, Pinczow, Luck, Smila und anderen Städten Polens und Litthauens. Die Stadt Racow im Bezirke Sandomir wurde (1569) der Hauptsitz ihrer Thätigkeit. Von da aus verbreitete sich die Lehre der Unitarier hauptsächlich durch die Bemühungen des berühmten Arztes Georg Blandrata, über Siebenbürgen. Ihre Bemühungen, in England, Deutschland, in den Niederlanden und in Ungarn festen Fuß zu fassen, blieben erfolglos. Seit dem Jahre 1579 lebte Faustus Socinus inmitten seiner Glaubensgenossen in Polen, geachtet selbst in den höchsten Kreisen der Gesellschaft. Seine Beredsamkeit und Gewandtheit, die Milde seines ganzen Wesens, die gründliche Bildung seines Geistes warben ihm selbst unter seinen Gegnern viele Freunde und Gönner. Das religiöse System der Unitarier bildete sich mehr und mehr aus und läßt sich in dem Grundgedanken zusammenfassen: „übet die Lehren, welche Christus gegeben hat!“ Im Widerspruche mit der lutherischen Rechtfertigung durch den Glauben und Cal=

vin's Gnadenwahl nahmen sie an, daß jeder Mensch die Kraft besitze, nach Christi Vorbild zu leben und daß, wenn er es thue, Seligkeit, wenn er es vernachlässige, Qual jenseits dieses Lebens die Folge sein werde.

Eine solche Religion war viel zu einfach, als daß sie den Pfaffen gute Gelegenheit geboten hätte, sich auf Kosten der Gläubigen zu bereichern, oder sie in beständiger Angst um ihr Seelenheil zu erhalten. Sie fand daher bei den christlichen Schriftgelehrten und Pharisäern wenig Beifall. Diese harrten vielmehr mit Ungeduld des Augenblicks, da es ihnen gelingen möchte, die friedlichen Unitarier zu unterdrücken. Der polnische Reichstag des Jahres 1638 ließ sich zum Werkzeuge der Jesuiten gebrauchen und hob unter einem nichtigen Vorwande die Akademie und die Presse von Racow auf. Der Reichstag von Warschau ging im Jahre 1658 noch weiter, er vertrieb alle Unitarier aus Polen. Natürlich wurde diese, wie die meisten anderen religiösen Verfolgungen, mit dem Gewande der Frömmigkeit verhüllt. Welche Schandthaten sind nicht unter diesem Deckmantel verübt worden! Wann werden die Menschen die Frömmigkeit einer schärferen Prüfung unterwerfen? Wann erkennen, daß sie zu allen Zeiten nur Laster oder Heuchelei war? Ist denn mit der Frömmigkeit und dem Willen Gottes nicht genug Mißbrauch getrieben worden, um beide bei allen denkenden Menschen in Verruf zu bringen? Sollen noch immer mehr, noch immer blutigere Opfer auf ihrem Altare fallen?

So lange die Frömmigkeit unter die Tugenden gezählt wird, kann die Menschheit keinen großartigen Fortschritt auf dem Gebiete der Sittlichkeit machen. Denn sie führt die Handlungen, statt auf die ewigen und wenigstens theilweise erforschlichen Gesetze der Natur, auf die unerforschlichen und eben deßhalb den wandelbaren Ansichten der Menschen und den trügerischen Bestrebungen der Pfaffen untergeordneten Rathschlüsse Gottes zurück. In sofern die Frömmigkeit den ewigen Gesetzen der Natur nicht entspricht, ist sie eine Untugend oder sogar ein Laster, wie z. B. wenn sie in Verfolgungssucht gegen Andersglaubende ausartet, oder darnach trachtet, die bösen Absichten der Menschen in den Schleier des Guten zu hüllen. Insofern sie dagegen eine mit den ewigen Gesetzen der Natur übereinstimmende Handlungsweise bezeichnet, thut man besser, die Gottheit ganz aus dem Spiele zu lassen, denn die Natur ist weit greifbarer, als die Gottheit. Die Natur ist Gegenstand einer Wissenschaft, Gott läßt sich, weil es mit ihm nur der Glaube zu thun hat, niemals klar erkennen.

## § 17. Die Bedeutung der Reformation für Kirche, Staat und Gesellschaft.

Die Reformatoren stellten sich nicht auf den Standpunkt der Vernunft. Sie legten nicht deren Maßstab an das gesammte Kirchenwesen, verwarfen keineswegs alles, was in Widerspruch mit dem gesunden Menschenverstande und dem ungetrübten sittlichen Gefühle war und vermochten folgeweise nicht eine neue Ordnung zu gründen, welche die Freiheit und die Wahrheit zu ihren Grundlagen und Menschenglück und Bildung zu ihrem Zwecke hatte. Sie schwangen sich nicht einmal auf die Höhe des vernünftigen Glaubens. Wie sie die verwerflichsten Beziehungen der Kirche und der Religion zum Staate und zur menschlichen Gesellschaft bestehen ließen oder sogar gut hießen, wie sie die Leibeigenschaft und den fürstlichen Despotismus duldeten und selbst oft stärkten, so traten sie auch in die Schranken für viele Glaubenssätze, welche vielleicht in der Bibel, nimmermehr aber in der Vernunft einige Begründung hatten. Sie warfen zwar mit vollem Rechte der römischen Kirche Abgötterei, Götzendienst und unerträgliche Tyrannei vor, allein sie hielten die ihrige von diesen Mängeln nicht frei. Sie verwarfen diese oder jene Lehre, diese oder jene Einrichtung nicht aus Gründen der Vernunft, sondern fast ausschließlich blos, weil sie der

Bibel nicht entsprach. Allein auch hierbei verfuhren sie nicht mit durchgreifender Strenge. Sie versuchten nicht, die Grundsätze des Christenthums, wie sie in den vier Evangelien ausgesprochen sind, rein und unverfälscht in die neue Kirche einzuführen. Sie behielten zahlreiche Glaubenssätze und Anstalten bei, welche erst in späteren Jahren in das Christenthum eingeführt worden waren, und demselben vollständig widersprachen.

Bis zum heutigen Tage deckt daher nur ein dünner Firniß christlicher Redensarten das Heidenthum früherer Zeiten. Die Tage der Woche, wie die Monate des Jahres, haben noch immer heidnische Namen. Der römische Tag der Sonne (dies solis) ist unser Sonntag (sunday), der römische Tag des Mondes (dies lunae) ist unser Montag (monday, lundi, lunedi), der Dienstag (dies Martis), hat deutlicher in der französischen und italienischen, als in der deutschen Sprache (mardi, martedi) seinen alten Gott beibehalten. Von allen Wochentagen hat sich nur der deutsche Mittwoch gänzlich emancipirt. Allein der Tag des Mercurius (dies Mercurii) ist in dem französischen mercredi und dem italienischen mercoledi und mercordi unverkennbar. Der Donnerstag (dies Jovit), thursday, giovedi, jeudi, der Tag des Donnerers Jupiter, verherrlicht noch heute das Andenken des obersten Heidengottes. Der Freitag (dies Veneris) hat in dem französischen vendredi und dem italienischen venerdi noch ganz seine alte Form, und der Samstag (dies Saturni), saturday, samedi erinnert noch immer deutlich genug an den Saturn, der seine Kinder verschlang.

Die christlichen Feiertage sind, gleich den christlichen Heiligen, nur Copien der heidnischen. Das Weihnachtsfest z. B. ist unstreitig nur ein Aequivalent für die heidnischen Saturnalien, welche gegen Ende Decembers von den heidnischen Römern gefeiert wurden. Der christliche Lehrbegriff, welcher für Katholiken und Protestanten gleichmäßig in dem athanasianischen Glaubensbekenntniß seinen Ausdruck findet, ist, wie wie wir schon oben*) gesehen haben, nichts weiter als ein Gemisch orientalischen und occidentalischen Aberglaubens. Die Reformation hat daran nichts geändert. Vor und nach ihr fügte sich die christliche Religion willig unter das Joch geistlicher und weltlicher Despoten, ihre Vertreter und Ausleger leiteten aus ihr Gründe für und wider die Sclaverei, für und wider das unumschränkte Königthum, für und wider jeden erdenklichen Unfug ab. Beweis genug, daß, wenn die christliche Lehre in ihrer ursprünglichen Reinheit auch noch so vernunftgemäß, freiheitlich und menschenbeglückend war, sie doch in das wirkliche Leben mit der verderblichsten Beimischung irdischer Leidenschaften und Vorurtheile eintrat.

So wenig wir geneigt sind, die Vorzüge der Reformation, gleich deren allzueifrigen Verehrern, zu überschätzen, so wollen wir doch auch nicht in das entgegengesetzte Extrem verfallen, und sie nicht mit den Jesuiten und mit den neumodischen Atheisten verunglimpfen. Die Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts leisteten der Menschheit einen unermeßlichen Dienst, indem sie 1) die päpstliche Schreckensherrschaft mit ihrem verknöcherten Glaubensbekenntnisse, ihren abgeschmackten Ceremonien und ihrem Heere theils fanatischer, theils arbeitsscheuer Mönche erschütterten, 2) eine neue Reihe von Begriffen, Strebungen und Gefühlen in Bewegung brachten, welche, wenn schon vermischt mit mannigfaltigen Abgeschmacktheiten, Vorurtheilen und Irrthümern, doch den individuellen Werth des Menschen, seinen Freiheitsmuth und seine Selbstthätigkeit hoben.

Der Sturm, welcher auf den Fittigen der Reformation ganz Europa durchbrauste, reinigte unstreitig die schwüle und verdorbene Atmosphäre, welche im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts auf der ganzen alten Welt lastete. So verkehrt es ist, in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts den Gegensatz zwischen Papstthum und Protestantismus wieder aufzufrischen und in den Vordergrund des Tageslebens zu ziehen, so bedeutend war derselbe

*) Weltgeschichte, Buch III, § 44, S. 117 ff.

unstreitig im Laufe des sechszehnten und des siebenzehnten. Die großen Fragen, von deren Lösung die Freiheit, die Bildung und der Wohlstand der Menschheit abhängt, und welche früher gar nie auch nur besprochen worden waren. Die Frage: ob ein Mensch das Monopol der Wahrheit besitze, dem sich die anderen in blinder Unterwerfung fügen müssen, oder ob jeder das Recht habe, seinen Glauben selbst zu wählen, zu bilden und zu entwickeln? Die Frage: ob ein schwer gedrücktes Volk das Recht habe, ein unerträgliches Joch zu brechen? diese und viele andere wurden in Schriften besprochen und auf blutigen Schlachtfeldern ausgefochten.

Durch die Reformation des sechszehnten Jahrhunderts verlor die römische Kirche, wenn nicht der Zahl, so doch dem inneren Werthe und der sittlichen Kraft nach, mehr als die Hälfte ihrer Anhänger, und diese spalteten sich wieder in zwei Parteien, von welchen die eine unter dem Einflusse der tückischen Jesuiten, die andere unter der Leitung verschiedener Gegner derselben standen, von welchen die Jansenisten sich am meisten hervorthaten. Die Catholicität (Allgemeinheit) der römischen Kirche erlitt auf diese Weise einen furchtbaren Stoß, und deren Schein konnte kaum mehr bei den allerunwissendsten der Gläubigen aufrecht erhalten werden. Die römische Kirche war schon vor der Reformation im Verhältniß zu anderen Glaubensgenossenschaften in der Minderzahl gewesen, und hat über einen ansehnlichen Theil der Christenheit*) selbst niemals ihre Gewalt ausdehnen können. Allein ihr Gebiet umfaßte ganz West-Europa, die gebildetsten und mächtigsten Völker der Erde. In Folge der Reformation warfen England, Schottland, Schweden, Dänemark, Norwegen und Nordniederland ihr Joch gänzlich ab, Deutschland, die Schweiz, Frankreich, Ungarn, Polen, Siebenbürgen, Irland und mehrere andere Länder Europa's sagten sich wenigstens theilweise vom Papstthume los. Diejenigen Völker, welche sich dem Geiste der Zeit verschlossen und einen Kampf auf Tod und Leben gegen die neuen Lehren begannen: Spanien, Portugiesen und Italiener, sanken immer tiefer, während der Wohlstand, die Bildung und die Macht der für die neuen Lehren gewonnenen Nationen in stetem Zunehmen begriffen waren. Die Päpste durften ihren treugebliebenen Knechten nicht mehr so viel, wie früher, zumuthen, weil sie befürchten mußten, sie in das feindliche Lager zu treiben. Je weniger sie durch offene Gewalt durchsetzen konnten, desto eifriger waren sie darauf bedacht, durch die raffinirtesten Künste des Betruges ihre wankende Herrschaft zu stützen. Wo sie die Gewalt besaßen, machten sie von derselben immer mit blutiger Hartherzigkeit Gebrauch, und gegen alle Völker, welche die Ketten der römischen Kirche gebrochen hatten, hetzten sie mit rastlosem Eifer ihre Anhänger, und riefen dadurch Kriege, Verschwörungen, Verräthereien und Schandthaten jeder Art hervor. Sie trieben ihr unsinniges und fluchwürdiges System, welches sie zu Stellvertretern Gottes auf Erden stempeln sollte, immer weiter, bewirkten aber dadurch nur, daß die Anhänger des reinen Christenthums ihnen entschiedener widerstrebten, im Schooße ihrer eigenen Kirche die Zahl der Zweifler und der Heuchler und die Dummheit der Gläubigen immer zunahm. Die Jesuiten, welche die kräftigsten Stützen des Papstthums wurden, führten in dasselbe eine so ruchlose Sittenlehre ein, daß ein großer Theil sogar der an blinden Glauben gewöhnten Katholiken dadurch empört und wenn nicht auf den Weg der Wahrheit, doch auf den Gedanken geführt wurden, die römische Kirche könne unmöglich alle die Vorzüge haben, deren sie sich rühme, wenn sie zu ihrer Erhaltung so verruchter Mittel bedürfe.

Mit Hülfe der Jesuiten und der Inquisition gelang es zwar den Päpsten, die Keime eines freieren und reineren Glaubens in Spanien, Portugal und Italien fast gänzlich auszurotten, allein zugleich vernichteten sie auch die innere Kraft und die äußere Macht

*) S. oben Buch III, § 50, S. 131 ff. Buch IV, §§ 44 u. 45, S. 137 ff. Buch V, § 77, S. 234 ff. Buch VI, § 82, S. 467 ff.

dieser Länder. Spanien und Portugal mußten von dem hohen Standpunkte, den sie im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts erklommen hatten, hinabsteigen, und den Engländern, Niederländern und Schweden weichen. Trotz der Bartholomäusnacht konnten die Päpste die neue Lehre nicht gänzlich aus Frankreich und ungeachtet des dreißigjährigen Krieges und der furchtbarsten Verfolgungen nicht aus dem Gebiete ihrer getreuen Söhne von Habsburg verdrängen. Die Kirchenversammlungen, welche im Laufe dieses Zeitabschnittes abgehalten wurden, brachten die innere Fäulniß der römischen Kirche nur noch mehr zu Tage. Päpste, Cardinäle, Bischöfe und Prälaten hatten alle Kraft im Dienste der Wahrheit, Freiheit und Tugend verloren, sie besaßen nur noch die Kunst der Lüge, die Gewalt der Tyrannei und die Stärke des Lasters.

Die Revolutionen und die Bürgerkriege, welche durch die Reformation angeregt wurden, erschütterten aller Orten den ruhigen Besitzstand der von dem Marke des Volkes zehrenden Machthaber und brachen die Bahn für den Fortschritt auf dem Gebiete des Staats und der Gesellschaft. Die vereinigten Provinzen der Niederlande, welche aus einem achtzigjährigen Kampfe mit der größten Macht der damaligen Zeit siegreich hervorgingen, machen uns auf einen Blick anschaulich, welche unermeßliche Bedeutung die Reformation für die Entwickelung der Menschheit hatte. Zwar traten in keinem anderen Lande ihre Folgen so klar zu Tage. Allein ähnliche rief sie doch überall, wo sie Wurzel schlug, hervor. Es ist eine der Haupt-Aufgaben dieses Buches, sie in ihren Einzelnheiten nachzuweisen.

Noch eine Reformation, welche die Völker der Erde so hoch über unsere Zeit hebt, als diejenige des sechszehnten Jahrhunderts sie über das Mittelalter erhob, und die Nationen sind frei, es fallen die Bande, in welchen weltliche und geistliche Tyrannen die Menschheit gefangen halten und der Tag allgemeiner Freiheit, gleichen Rechts und brüderlicher Eintracht wird beginnen.

---

# Zweiter Abschnitt.

## Die Herrschaft der katholischen Kirche.

### § 18. Vorbemerkung.

Jeder Fehler und jeder Irrthum hat unvermeidlich die ihm entsprechenden Nachtheile in seinem Gefolge. Mögen diese auch vielleicht oft spät anschaulich werden, mögen erst Enkel oder Urenkel den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung erkennen, die Geschichte führt ihre Bücher, wie der Kaufmann die seinigen. In das Haben werden die Tugenden, die richtigen Anschauungen, die wohl erwogenen Pläne der Menschen eingetragen, in das Soll ihre Laster, ihre Vorurtheile und ihre verkehrten Entwürfe. Die Ereignisse, welche sich auf der Bühne der Welt zutragen, sind aber die Folgen der mannigfaltigsten zusammenwirkenden Ursachen, von denen die einen oft um Jahrhunderte zurück und jenseits hoher Gebirge reichen. Die Reformation kam wohl erst im zweiten Jahrzehnt des sechszehnten Jahrhunderts zu Tage, allein ihre Wurzeln sind schon im fünfzehnten, vierzehnten, ja selbst im dreizehnten deutlich erkennbar. Sie trat zuerst in Deutschland an die Oberfläche des Lebens hervor, allein Rom war ihr eigentlicher Ausgangspunkt. Nur

in der Geschichte der römischen Kirche findet sie ihren tieferen Erklärungsgrund, und einen Gegensatz, welcher fortlaufend auf ihre Entwickelung einwirkte.

Die Päpste hatten seit langer Zeit nicht blos in das Gebiet der Kirche, sondern auch auf das Feld des Staates ein System der Lüge und des Betrugs eingeführt, welches die gutmüthigen Deutschen mit den Worten „wälsche Praktik" bezeichneten. Keine Zusage war ihnen heilig, jedes Bündniß brachen sie, sobald sie hofften, von einer anderen Seite her größere Vortheile erlangen zu können. Sie waren die großen Meister in der Tyrannei, von welchen die Könige und Kaiser im Laufe des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts nur zuviel gelernt hatten. Durch keine andere Macht war Treu und Glauben, das Vertrauen auf die Redlichkeit der Menschen so sehr erschüttert worden, als durch sie. Die anmaßlichen Stellvertreter Gottes auf Erden entblödeten sich nicht, diejenigen, welche sie getäuscht hatten, und insbesondere die Deutschen, die sie am häufigsten und leichtesten betrogen, hinterher wegen ihrer Dummheit zu verhöhnen. Wo die List nicht ausreichte, bebten sie weder vor Gift und Dolch, noch vor offenen Kriegen zurück. Rom war der Pfuhl der Unsittlichkeit, in welchem sich die meisten besudelten, welche dort etwas zu suchen hatten. Zum Glück für die Menschheit, war dieses im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts kein Geheimniß mehr. Jedermann wußte es, wenige besaßen den Muth, dem herrschenden Uebel zu widerstreben. Niemand hatte eine Ahnung, wie ihm abgeholfen werden könne.

Die Päpste waren durch eine Jahrhunderte lang mit Glück ausgeübte Herrschaft so sicher geworden, daß der Gedanke an einen ernstlichen Widerstand gegen ihre Macht, ihnen gar nicht kam. Sie hatten nicht blos Albigenser und Hussiten, sie hatten auf den Kirchenversammlungen zu Constanz und Basel auch den minder heftigen, aber gerade darum gefährlicheren Angriff, welcher aus dem Schooße der Geistlichkeit selbst hervorgegangen war, überwunden. Sie glaubten daher gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, sich dem Genusse und der Befriedigung ihrer niederen Leidenschaften schrankenlos hingeben zu dürfen. Die zahllosen Klagen, welche aus allen Theilen der Christenheit unausgesetzt nach Rom gelangten, behandelten die übermüthigen Oberpriester mit frechem Hohne oder stummem Widerstreben. Nicht blos schwache Privatpersonen, auch mächtige Fürsten und Staaten beschwerten sich laut über die Tücke, die Gewaltthätigkeit, die Habgier und die Ungerechtigkeit, welche am päpstlichen Hofe herrschten. Die Erpressungen, deren sich die römischen Legaten schuldig machten, die zügellosen Ausschweifungen, in welchen sich hohe und niedere Geistliche wälzten, die haarsträubenden Verbrechen der Mönche und Nonnen, welche nicht immer durch den Schleier des Geheimnisses verhüllt werden konnten, bewiesen allen denkenden Menschen, daß den Päpsten entweder die Macht oder der Wille fehle, auch nur den äußeren Anstand, den Schein der Sittlichkeit und der Gesetzlichkeit innerhalb ihres Wirkungskreises zu bewahren.

Während die römische Kirche mehr und mehr ihrer Auflösung entgegenging, schritt die Menschheit unaufhaltsam vorwärts. Der Freiheitsdrang, der Erfindungsgeist, das Rechtsgefühl der Völker des westlichen Europa's trugen ihre ersten Früchte. Künste und Wissenschaften, deren innigen Zusammenhang mit dem Leben die Päpste nur theilweise erkannten und benützten, entwickelten sich, und gewannen an Selbstständigkeit. Sie waren nicht mehr im Alleinbesitz der Geistlichen. Das Pfaffenthum wurde zugleich mit dem scharfen Schwerte der Wissenschaft und den spitzen Pfeilen des Spottes angegriffen. Der Volkswitz goß seine bittere Lauge über die Laster und Abgeschmacktheiten des Klosterlebens und über manche Lehrsätze und Vorschriften der Kirche, an deren vorgebliche Unfehlbarkeit kein verständiger Mensch mehr glaubte, wenn schon er sich ihr zum Scheine gewöhnlich fügte.

Herrschsucht und Habgier hatte die Päpste im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts in zahlreiche Kriege mit den mächtigsten Königen der Erde verwickelt und auch in Friedens-

zeiten die Entrüstung der Fürsten über die endlosen römischen Abgaben angefacht. Der Gottesdienst bestand in einer bunten Mischung theils sinnloser, theils abgeschmackter Aeußerlichkeiten. Die Geistlichen standen nicht mehr an der Spitze des geistigen Entwickelungsganges der Völker. Im Gegentheile waren sie es, welche aller Orten dem Freiheitsdrange und der fortschreitenden Bildung der Nationen feindlich entgegen traten. Wohlbegründete Verachtung und gerechte Entrüstung traten an die Stelle der Verehrung und der Unterwürfigkeit, welche ihnen früher von den gläubigen Massen gewidmet worden waren. Das Verlangen nach einer Verbesserung der Kirche in Haupt und Gliedern wurde immer allgemeiner und dringender. Doch einer Verbesserung war die römische Kirche nicht mehr fähig. Sie besaß wohl Anstalten zur Unterdrückung, Verdummung und Ausbeutung der Völker, allein keine, wenn auch mangelhafte, zu Anregung freiheitlicher Bestrebungen oder ungehemmter Forschung nach Wahrheit. Die Mönchsorden der römischen Kirche mochten in strengere Abhängigkeit von ihren Oberen versetzt, den Päpsten dienstbarer gemacht werden, die Inquisition mochte statt Tausenden, Zehntausende auf Holzstöße und Schaffotte liefern, die Glaubenskriege mochten Millionen, statt Hunderttausenden zu Grunde richten, Lehrbegriff und Kirchendienst mochten sich mehr und mehr verknöchern — eine Verbesserung der kirchlichen Zustände war bedingt durch die Abschaffung aller Grundpfeiler der römischen Kirche. Die Päpste selbst hätten nicht die Macht dazu gehabt. Die Zeit der Verbesserungen war ungenützt vorübergegangen. Die römische Kirche mußte auf der betretenen Bahn fortschreiten. Umkehr war unmöglich. Sie wurde Vorkämpferin im Lager der Despoten, mit denen sie sich zum Zwecke der Niederhaltung der Völker auf's innigste verband, und fristete ihr Dasein nur durch ihren Bund mit den schlimmsten Tyrannen der Erde.

So wenig, als das römische Kaiserthum im vierten und fünften, war das römische Papstthum im sechszehnten Jahrhundert einer Verbesserung fähig. Einzelne staatskluge und tapfere Herrscher mochten verlorene Provinzen wieder gewinnen, oder den drohenden Untergang des Reiches aufhalten; zu Constantinopel mochten die Nachfolger Cäsar's und August's noch fast ein Jahrtausend eine kaiserliche Comödie spielen, die geschwundene Macht konnte dauernd nicht wieder ersetzt werden. In ähnlicher Weise mußte auch die römische Kirche der Zeit ihren Zoll bezahlen, als neue und frische Kräfte ihr feindlich entgegen traten. Das Papstthum war, nachdem es die eine Hälfte seiner Provinzen im Kampfe mit der Reformation eingebüßt hatte, nicht mehr, als das oströmische Reich, nachdem das weströmische den Schlägen der Deutschen erlegen war. Gleich den Kaisern von Konstantinopel hatten die Päpste zu Rom noch immer Macht genug, unter glücklichen äußeren Verhältnissen nicht nur ihre Besitzungen zu behaupten, sondern auch, sie auszudehnen. Allein von Jahrhundert zu Jahrhundert nahm ihre Gewalt und der Einfluß, den sie auf die Weltbegebenheiten übten, immer ab. Was die Mohammedaner den oströmischen Kaisern, waren die Protestanten den weströmischen Päpsten: Gegner, deren siegreiche Entwickelung sie ihrem unvermeidlichen Untergange zuführten. Vergebens suchten die römisch-katholischen Mächte durch Einigkeit ihre Stärke zu mehren. Die verlorene Kraft konnte dadurch nur vor gänzlichem Zerfalle bewahrt, nicht ersetzt werden.

In früheren Jahrhunderten bestanden immer im Schooße der katholischen Kirche mannigfaltige Gegensätze, welche zu häufigen, oft erbitterten und blutigen Kämpfen führten. Kaiser und Könige waren nicht selten den Päpsten feindlich entgegengetreten, die verschiedenen Mönchsorden, ja sogar Abtheilungen desselben Ordens hatten sich bisweilen gegenseitig zerfleischt. Eine der Folgen der Reformation war es, daß alle oppositionellen Elemente aus der römischen Kirche ausschieden, und sich ihr als unabhängige und selbstständige Kräfte gegenüber stellten. Die Päpste verbanden sich auf's innigste mit den katholischen Fürsten, die Mönchsorden ließen ihre untergeordneten Streitigkeiten fallen und schaarten

sich um den Papst, den gemeinschaftlichen Mittelpunkt ihrer Bestrebungen und das anerkannte Haupt, unter dessen Leitung sie den Protestanten die Spitze boten.

Nur mit Hülfe der Fürsten konnten die Päpste hoffen, ihre erschütterte Macht, selbst über die ihnen treu gebliebenen Völker zu behaupten. Die Weltherrschaft, auf welche sie so stolz gepocht hatten, wurde mehr und mehr ein Luftgebilde ohne alle greifbare Unterlage. Die Allgemeinheit (Catholicität) der von ihnen gepredigten Religion wurde nicht minder, als ihre Unfehlbarkeit zur Fabel und zum Gespötte der Völker. Je weniger die römischen Oberpriester auch nur die geringste ihrer veralteten Anmaßungen aufgaben, desto anschaulicher wurde die Kluft, welche das Mittelalter von der Neu-Zeit trennte.

Den Päpsten, welche sich Stellvertreter Gottes auf Erden nannten und Unfehlbarkeit in Anspruch nahmen, wurde es allerdings schwer, die Niederlage, welche sie erlitten, mit der Stellung, die sie behaupteten, auch nur einigermaßen in Uebereinstimmung zu bringen.

Gott kann nicht aus dem Felde geschlagen werden und die Päpste wurden doch zurück getrieben, und zwar gerade auf demjenigen Gebiete, welches sie als Stellvertreter Gottes zu beherrschen hatten, wie sie die Welt glauben machen wollten. Einem Systeme, welches so durchaus auf Lug und Trug beruhte, wie dasjenige der Päpste, fehlt es natürlich an Scheingründen nicht, welche jedenfalls eben so viel für sich hatten, als die Glaubenssätze ihrer Kirche. Die meisten der Nothbehelfe, deren sich die Anhänger des Papstthums bedienten, um ungeachtet der augenfälligen Niederlagen, welche ihre Sache erlitt, dennoch ihre alten Ansprüche zu behaupten, lassen sich zurück führen auf Zufall und göttliche Schickung. Die Einen glaubten, alles erklärt zu haben, indem sie die Zufälligkeiten hervorhoben, welche da und dort die Siege der Protestanten begünstigten, die Andern schlugen die Augen demuthsvoll nieder und beriefen sich auf Gottes unerforschliche Rathschlüsse.

Zufall und göttliche Schickung sind Gegensätze, welche beide darin übereinstimmen, daß sie die mangelnde Erkenntniß des Zusammenhangs zwischen Ursache und Wirkung in ein unpassendes Gewand hüllen. Wer sich auf Zufall beruft, kleidet seine Unwissenheit in die dünnen Falten des Leichtsinns, wer sich hinter die göttliche Schickung versteckt, in die dichtern Schleier der Religion. Der Blitz, welchen die Griechen dem Donnerer Zeus in die Hand legten, und welchen moderne Frömmler oft ein göttliches Strafgericht nennen, ist von der Wissenschaft als eine Wirkung der electrischen Kraft erkannt worden. Der Mensch kann sie, in kleinerem Maßstabe wenigstens, selbst hervorrufen, er kann sie durch metallene Stangen leiten, ihre zerstörende Gewalt bändigen, und sie selbst zu seinen Zwecken verwenden. Wer im fünfzehnten oder sechszehnten Jahrhunderte noch es verstanden oder gewagt hätte, einen elektrischen Telegraphen herzustellen, wäre schwerlich der Hinrichtung entgangen. Die Volksstimme und die Gerichte hätten ihn Hexenmeister genannt, und hätten seine Erfindung als das Ergebniß eines mit dem Teufel abgeschlossenen Bundes verschrieen. Mußte doch Galiläi noch im Jahre 1633, um sein gefährdetes Leben zu retten, wider besseres Wissen erklären, die Erde stehe fest und die Sonne umkreise sie.

Nicht bloß im Reiche der unorganischen Natur giebt es ewige Gesetze, unter deren Einfluß die Sterne sich bewegen, die Berge und die Metalle in deren Eingeweiden sich bilden, einzelne Pflanzen und ganze Geschlechter entstehen und vergehen, solche Gesetze verleihen auch der Entwickelung des Menschen, dem Wachsthume seines Körpers und seines Geistes, dem Emportauchen der Nationen und ihrem Untergange Maß und Ziel.

Wer den Fortschritt der Menschheit dem Zufall oder der göttlichen Schickung beimißt, statt dessen Ursachen zu erforschen, verfährt gleich oberflächlich.

Es war kein Zufall und konnte durch die Berufung auf göttliche Schickung nicht erklärt werden, daß in dem freien Griechenland zuerst Künste und Wissenschaften blühten und die Keime einer höheren Bildung sich entfalteten, so wenig, als, daß die germanischen

Nationen zuerst das Christenthum mit einiger Tiefe erfaßten, während die Völker des Ostens, Slaven, Celten und Romanen, die mit demselben in Verbindung gebrachten Erfindungen heidnischer und jüdischer Pfaffen mit besonderer Vorliebe ergriffen. Es war kein Zufall und die Berufung auf göttliche Schickung verbreitete kein Licht darüber, daß dieselben germanischen Nationen, welche sich in der Stunde der Prüfung, als die Mohammedaner und Heiden mit dem Schwerte in der Hand sie bekämpften, sich das Christenthum nicht rauben ließen, zuerst der Reformation mit Innigkeit beitraten und derselben unter den größten Gefahren treu blieben, als das Papstthum die gesammte Macht der katholischen Fürsten ihnen entgegenführte, während viele slavische, celtische und romanische Stämme, welche ihr anfangs zu gefallen waren, im Sturme des Kampfes wieder unter das alte Joch römischer Schreckensherrschaft zurück gebracht werden konnten.

Nein, die Entwickelung der Menschheit ist kein Werk des Zufalls und deren Zurückführung auf göttliche Schickung ist nichts weiter, als eine Abgeschmacktheit, welche Unwissenheit und Frömmelei in freundliche Verbindung bringt. Die Geschichte hat eben so wohl ihre festen Grundsätze, als jede andere ungehemmte Wissenschaft. Vor diesen Grundsätzen müssen sich Kaiser und Könige, Päpste und Prälaten, hoher und niederer Pöbel beugen. Vergeblich suchen die Feinde der Wahrheit und der Freiheit den Gesetzen menschheitlicher Entwickelung Hohn zu sprechen. Sie können das rollende Rad nicht hemmen und werden von dessen Speichen zermalmt, oder doch langsam zurück gedrängt. Die Menschheit hat auch ihre Richter, doch sind es nicht die von den Machthabern der Erde da und dort angestellten Leute, welche ihre Urtheile nach den Gesetzen der Tyrannen der Welt abgeben, sondern jene kühnen Geister, welche im Kampfe gegen die Tyrannei sich auf den Thron der Vernunft hinangeschwungen haben, und über Fürsten und Völker von diesem aus ihre Urtheile fällen. Nur allmälig und langsam dringen aber die von diesen Richtern der Menschheit gesprochenen Entscheidungen in die Herzen und in das Bewußtsein der Massen ein. Oft müssen Jahrhunderte vergehen, bevor ihre Stimme in der öffentlichen Meinung einen kräftigen Wiederhall findet. Es giebt, mögen die Tyrannen sie auch noch so sehr verfolgen, eine unbestechliche Richterin auf dieser Erde, die Geschichte. Leider wird sie am meisten von allen irdischen Dingen verfälscht, mehr als Caffee und Thee, mehr als Wein und Bier, und darum wirkt sie nur langsam, allein um so sicherer. Eine Fälschung nach der anderen kommt an's Tageslicht und immer größere Bedeutung gewinnt die menschheitliche Geschichte im Gegensatz zu den von Pfaffen und Fürsten gehegten Lügenberichten.

Es ist kein Zufall, daß die Päpste in der großen Fehde der Reformation geschlagen wurden, und sie thun der göttlichen Vorsehung unrecht, wenn sie dieser ihre Niederlage zuschreiben. Nur sich selbst, ihrer eigenen zügellosen, zu lange geduldeten Herrschaft, ihrer eigenen unersättlichen Habgier in Verbindung mit dem fortschreitenden Geiste der Zeit haben sie die Erschütterung ihrer Macht beizumessen. Die Aufgabe des Geschichtsschreibers ist es aber, dieses in allen Einzelnheiten nachzuweisen. Indem er dem frechen Laster die Larve abreißt, züchtigt er, soweit es in seiner Kraft steht, die Tyrannen der Vorzeit, ertheilt denen der Gegenwart eine heilsame Warnung und ermuthigt alle Völker der Erde, im Kampfe gegen die Unterdrücker der Menschheit auszuharren.

## § 19. Das Papstthum*) beim Beginne der Reformation (1517—1563).

Seit es Päpste, ja, seit es Menschen gab, gingen neben den Zwecken, welche die von ihnen bekleideten Aemter boten, immer die besonderen Bestrebungen her, welche aus ihren persönlichen Leidenschaften entsprangen. Im fünfzehnten Jahrhunderte traten aber

*) Ranke, Geschichte der Päpste im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert.

die Gelüste der Päpste mit so schrankenloser Gier zu Tage, daß die Kirche ganz augenfällig darunter litt. Die Päpste, welche früher ihren persönlichen Ehrgeiz darin gefunden hatten, die Gewalt des römischen Stuhles möglichst auszudehnen, ließen sich in Streitigkeiten und Kriege ein, die den Einfluß und die Bedeutung der Kirche nothwendig gefährden mußten, und nur bezweckten, das weltliche Trachten der übermüthigen Oberpriester und ihrer Verwandten zu fördern. Es kam sogar dahin, daß die Päpste mit den alten und neuen Feinden der römischen Curie, mit Mohammedanern und Protestanten, in freundliche Beziehungen traten,*) bloß um ihren weltlichen, wenn schon römisch-katholischen Gegnern die Spitze bieten zu können. Diese unnatürliche Stellung der Päpste war es hauptsächlich, welche die ersten Bewegungen der Protestanten vor dem Schicksale der Albigenser und Hussiten bewahrte.

In den Kämpfen, welche die Päpste früherer Jahrhunderte gegen Kaiser und Könige geführt hatten, war die öffentliche Meinung größtentheils auf Seite der Geistlichkeit gewesen, weil alle Quellen der Bildung und des Wissens: Schulen, Rednerstühle und Schriften, der Ton und die ganze Richtung des öffentlichen und des Familienlebens unter ihrem herrschenden Einflusse gestanden war. Während des fünfzehnten und noch mehr im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts hatten aber die Völker des westlichen Europa's einen Entwickelungsgang genommen, welcher sie mehr und mehr von dem Pfaffenthume unabhängig machte. Kanzel und Beichtstuhl waren den Priestern geblieben. Auf den Schulen wurde jedoch fast aller Orten der Einfluß der Geistlichkeit geschwächt und durch die Presse wurden Jahr ein Jahr aus Schriften verbreitet, welche das Ansehen der Geistlichkeit erschütterten, und Zweifel mannigfaltiger Art selbst im Gebiete der Religion rege machten. Die öffentliche Meinung erhielt durch die Schandthaten der Päpste und ihrer Verwandten, insbesondere der Borgia und Rovere eine Nahrung, welche der Geistlichkeit nicht günstig sein konnte. Sie gewann eine höhere Bedeutung und nahm eine dem Pfaffenthum feindliche Richtung an.

Zu allen Zeiten hat die öffentliche Meinung ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale der Weltbegebenheiten gelegt. Die meisten großartigen Erfolge und Niederlagen lassen sich auf sie zurückführen. Allein in Jahrhunderten der Finsterniß und der Knechtschaft bricht sie sich nur in Augenblicken der höchsten Begeisterung Bahn. Wo das ganze öffentliche Leben in Ketten und Banden liegt, kann die Meinung nicht frei sein. Tausend stille Quellen führen ihr die Wogen zu, aus denen sich Ströme bilden, welche von Stürmen gegen die sie umgränzenden Deiche und Dämme getrieben, gleich den Ueberschwemmungen des Nils, die Verwüstungen, die sie anrichten, durch den fruchtbaren Boden, den sie zurück lassen, tausendfältig wieder gut machen.

Wer vermöchte die öffentliche Meinung in ihrer Entstehung, Fortbildung und Wirkung gebührend zu schildern! Sie gleicht den Wolken des Himmels, welche sich bald in Gewittern entladen, bald verziehen, bald den glühenden Strahlen der Sonne eine schützende Decke entgegen stellen, bald in Regen zur Erde niedersinken. Mannigfaltige Ursachen wirken zusammen, ihr Kraft und Richtung zu verleihen. Nur einige derselben lassen sich feststellen. Die meisten sind ungreifbar, wie die Dünste der Erde.

Die öffentliche Meinung ist der reinste Ausdruck des öffentlichen Lebens der Völker, obgleich sie sich nur dann zu Thaten gestaltet, wenn sie einen gewissen Höhepunkt der Stärke erlangt hat. Diesen erreicht sie gewöhnlich, wenn freche Tyrannen ihr Trotz bieten, und begeisterte Führer der Menschheit die Fahne voran tragen. Die electrische Kraft, welche sie besitzt, erschöpft sich in der Regel schnell, und oft vergehen dann Jahrzehnte, bevor sich diese von neuem bildet.

Seit den Tagen der Kreuzzüge hatte sie sich nicht mehr in ihrer Riesengröße gezeigt.

*) S. Weltgeschichte Buch VI. S. 496 ff. und oben § 9.

In der Reformation trat sie wieder aus dem Dunkel der Nacht hervor und brach die Gewalt der Päpste für alle Zeiten. Von ihr getragen konnte Luther den Kampf mit dem römischen Stuhle beginnen. Nur so lange sie ihm zur Seite stand, bot der Streit ein erhabenes Schauspiel. Als die Fürsten sie in den Hintergrund zurück drängten, nahmen die Begebenheiten wieder einen langsamen und schlaffen Entwickelungsgang. Doch sie hatte ihr Haupt erhoben und den Tyrannen der Erde auf Jahrhunderte hinaus Schrecken eingejagt. Sie erwachte wieder in der französischen Revolution und wir harren des Tages, an dem sie von neuem erstehen und die morschen Throne der Despoten für immer zertrümmern wird.

Durch die Reformation wurde das Papstthum zum Mittelpunkte, um welchen alle, dem Fortschritte der Menschheit feindlichen Kräfte kreisten, während die öffentliche Meinung sich zum festesten Horte der Freiheit entwickelte. Den natürlichen Uebergang zu dieser Periode der systematischen Verfinsterungs- und Verfolgungssucht bildet die Zeit, welche von der Mitte des fünfzehnten bis zur Mitte des sechszehnten Jahrhunderts reichte, und welche die Päpste fast ausschließlich zur Förderung ihrer weltlichen Pläne ausbeuteten.

Die Ansichten über das Papstthum mögen noch so verschieden sein; darin kommen alle ruhigen Beobachter überein, daß es in dem Jahrtausend vor der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts nach großartigen Zwecken gestrebt hatte und durch bedeutungsvolle Beweggründe geleitet wurde. In den Kämpfen mit dem Heidenthume, mit dem Islam, mit der griechischen Kirche und selbst mit den sogenannten Ketzern, im Streite mit den Königen und Kaisern ihres eigenen Glaubens vertraten die Päpste, wenn nicht immer die gesammte Christenheit, doch einen großen und zwar denjenigen Theil derselben, welcher den Ton angab und der Kirche ihre festeste Stütze bot. Die gesammte christliche Welt schöpfte ihr eigentliches Lebens-Prinzip aus den Bestrebungen, welche vom römischen Stuhle ausgingen. Doch dieses änderte sich, als nach den Kirchenversammlungen von Constanz und Basel die Päpste über alle ihre Feinde den Sieg davon getragen hatten. Die Zeit des blinden Glaubens, der fanatischen Religionsübung war vorüber.

Die persönlichen Interessen der Päpste und ihrer Verwandten (Nepoten), die weltlichen Rücksichten des Kirchenstaats und Italien's traten in Widerspruch mit den Bestrebungen, welche die Päpste, als Vertreter der katholischen Christenheit zu hegen berufen waren, schwächten nothwendig ihr Ansehen, und erschütterten den Glauben der Völker. Wie konnte ein denkender Mensch einen Sixtus IV., Alexander VI., oder einen Julius II. für den Stellvertreter Gottes auf Erden halten? Während in früheren Zeiten die Päpste immer bemüht gewesen waren, ihre weltlichen Ansprüche in ein geistliches Gewand zu hüllen, thaten sie seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts ihre weltliche Richtung unumwunden kund. Ihr ganzes Trachten war auf die Erweiterung ihrer weltlichen Besitzungen gerichtet. Sie trugen kein Bedenken einzugestehen, daß sie ohne die erblichen Länder der Kirche nur die Lakayen der Könige und Fürsten sein würden. Sie hatten selbst den Glauben an die von ihnen behauptete göttliche Sendung verloren und erwarteten denselben, wenn auch von den verdummten und geknechteten Massen, so doch nicht von deren schlaueren Beherrschern.

Der sittliche Charakter der römischen Kirche war so tief gesunken, daß deren eifrigste Anhänger es billigten, daß der Papst Söhne habe, welche ihn im Kampfe mit seinen Gegnern aufrecht erhalten möchten. Lorenzo Medici, welcher für den weisesten Mann Italiens ausgegeben wurde, schrieb an Innocenz VIII.: „Andere haben ihre Bestrebungen, Päpste zu werden, nicht so lange hinausgeschoben, und haben sich wenig bemüht, solches Zartgefühl und solche Nachsicht zu üben, wie eure Heiligkeit so lange gethan. Eure Heiligkeit ist nicht nur vor Gott und Menschen entschuldigt, nein, man möchte vielleicht selbst wagen, diese übertriebene Gewissenhaftigkeit zu tadeln und sie anderen Beweggründen beizumessen. Mein

Eifer und mein Pflichtgefühl machen es mir zur Gewissenssache, eure Heiligkeit daran zu erinnern, daß kein Mensch unsterblich ist, daß der Papst gerade so einflußreich ist, als er sein will; er kann seine Würde nicht erblich machen; er kann nichts sein nennen, als die Ehren und Wohlthaten, die er seinen Verwandten zu Theil werden ließ."

Menschen, welche am liebsten in diesem Tone zu sich sprechen ließen, und welche sich für ausgezeichnet tugendhaft hielten, wenn sie in diesem Sinne handelten, geben vor, Stellvertreter Gottes auf Erden und Nachfolger Christi zu sein! Die päpstliche und alle übrigen kirchlichen Würden erhielten ihren Werth nur durch die mit denselben verbundenen weltlichen Besitzungen und Rechte. Die Rücksicht auf persönliche Vortheile bestimmte die Wahl der Päpste und die Ernennung der Cardinäle. Nicht selten gab unmittelbare Bestechung durch Geld dabei den Ausschlag. Was ließ sich von Kirchenfürsten erwarten, welche durch solche Beweggründe emporgehoben wurden? Nichts anderes, als daß sie in gleichem Sinne ihre Aemter verwalteten, d. h. ausbeuteten. Als Sixtus IV. einem seiner Neffen die Penitentiaria, d. h. die Stelle übertrug, welche zunächst die Dispense zu ertheilen hat, erhöhte er zugleich die damit verbundenen einträglichen Rechte, und erklärte, um jeden Widerspruch nieder zu schmettern, alle diejenigen für eine halsstarrige Brut der Bosheit, welche diese Vermehrung der Lasten der Völker angreifen sollten. Der Neffe kannte die Absichten seines Oheims und machte sie sich nach Kräften zu nutze.

Die Bisthümer, mit welchen aller Orten die bedeutendsten weltlichen Rechte verbunden waren, wurden nach Familien-Rücksichten und Hofgunst vergeben, und folgeweise auch verwaltet. Wie die Päpste, so wetteiferten Cardinäle, Bischöfe und Prälaten nur darin, so viel als möglich Vortheil aus ihren Würden zu ziehen. Die Lasten und Abgaben wurden vermehrt, und Fürsten und Völker dadurch zu gerechter Entrüstung getrieben. Die hohe Geistlichkeit schwelgte und überließ Miethlingen die Sorge für die Aemter, deren Pfründen und Nebenverdienste sie selbst genossen. Die besseren unter den römischen Würdenträgern beklagten diese Zustände, ohne ihnen abzuhelfen zu können.

Doch die Verwesung bildet den besten Dünger für neu aufstrebende Keime. Die römische Kirche mußte in diese Fäulniß versinken, um der Reformation den Boden zu bereiten. In Italien warf sich die beste Kraft des Volkes auf Künste und Wissenschaften, und suchte in deren Gebiete den Jammer über den traurigen Zustand der Religion zu vergessen. Die Deutschen, in deren Gemüthern das Christenthum tiefere Wurzeln geschlagen hatte, ließen es sich aber nicht rauben. Sie räumten den Pfaffen nicht gutwillig das ernste Feld des Glaubens. Sie widerstrebten der römischen Verderbniß, und so entwickelte sich die Reformation.

Die Herrschsucht der Päpste hatte Italien zum Tummelplatze der wilden Leidenschaften der Spanier, Franzosen, Deutschen und Schweizer gemacht. Die anmaßlichen Stellvertreter Gottes auf Erden hatten bald die einen, bald die anderen herbei gerufen, um ihnen Dienste zu leisten, besaßen aber nicht die Kraft, siegreiche Heere und Könige in Unterwürfigkeit zu erhalten. Sie hatten gehofft, sich zu unumschränkten Beherrschern Italien's aufzuwerfen, und dadurch eine gebietende Stellung den Königen der Christenheit gegenüber zu erobern. Statt ihr Ziel zu erreichen, gelangten sie inmitten zweier Fürsten, welche beide ihnen an Macht weit überlegen waren, und die sie nicht mehr aus Italien vertreiben konnten. Die Könige von Frankreich und Spanien schlugen ihre Schlachten auf dem Boden Italien's. Die Päpste konnten sich keinem von beiden ohne große Gefahren anschließen, keinen ohne noch größere bekämpfen.

Kurz, nachdem Leo X. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, überschritt Franz I. an der Spitze eines zahlreichen Heeres die Alpen (1515). Die Schlacht von Marignano sicherte das französische Uebergewicht in Italien. Leo X. wußte sich in die Verhältnisse

zu fügen. Er reiste dem Sieger nach Bologna entgegen und schloß mit ihm ein Concordat ab, in welchem er sich mit Franz über die Rechte der gallicanischen Kirche verständigte Leo mußte Parma und Piacenza aufgeben, allein es gelang ihm, den König zur Rückkehr nach Frankreich zu bestimmen und dadurch größere Gefahren abzuwenden. Die beiden Herzogthümer wieder zu gewinnen, blieb das eifrigste Bestreben des Papstes. Die Pläne weltlicher Vergrößerung, die er hegte, ließen ihm nicht die erforderliche Zeit und Ruhe, die ersten Bewegungen der Reformation in ihrer ganzen Tiefe zu erkennen. Wenn er ihnen übrigens auch volle Rechnung getragen hätte, die Verknöcherung, in welche das Papstthum damals schon gefallen war, setzte ihn außer Stande, diejenigen Verbesserungen in die römische Kirche einzuführen, welche allein die entrüsteten Gemüther beruhigen und den erwachten Forschungsgeist befriedigen konnten. So wenig Ludwig XVI. die französische Revolution, ganz eben so wenig konnte Leo X. die deutsche Reformation beschwören. Er hätte seinen Einfluß auf Cardinäle, Bischöfe und Mönchsorden verloren, wenn er durchgreifende Reformen selbst eingeführt hätte, und ohne solche war damals die drohende Gefahr nicht mehr zu beseitigen. Wenn übrigens Leo in einem innigeren Verhältnisse zu den Kaisern und Königen seiner Zeit gelebt hätte, wenn dieses durch die gegenseitigen weltlichen Bestrebungen nicht gestört worden wäre, so hätte die Reformation keinen so schnellen und großartigen Aufschwung nehmen können.

Seit den ältesten Zeiten hatten die Kaiser und Könige, welche mit den Päpsten in Streit lagen, gesucht, durch kirchliche Wirren, welche sie begünstigten, die Macht des römischen Stuhles zu schwächen. Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts hatte Karl VIII keinen treueren Verbündeten in seinem Kampfe gegen Alexander VI., als Savonarola, und Ludwig XII. glaubte, durch die nach Pisa berufene Kirchenversammlung Julius II. zur Nachgiebigkeit zwingen zu können. Aehnliche Beweggründe leiteten Maximilian, als er Luther bei seinem ersten Auftreten in Schutz nahm. Von großem Gewichte war es für die Sache der Reformation, daß der Kaiser selbst den Mönch dem Kurfürsten von Sachsen empfahl, und die Worte, welche er hinzufügte: „es könne eine Zeit kommen, da man seiner bedürfen möchte," lassen über die geheimen Absichten des Reichsoberhauptes keinen Zweifel. Allerdings war es dem deutschen Kaiser so wenig, als früher den französischen Königen um Reformen in der Kirche zu thun. Er wollte dem Papste mit dem Mönche nur Angst machen. Er glaubte, Luther, nachdem er ihm gedient hätte, so gut fallen lassen zu können, als früher seine Vorfahren im Reiche die Gegenpäpste, oder Karl VIII. Savonarola und Ludwig XII. die ganze Kirchenversammlung zu Pisa preis gegeben hatten. Solche Mißverhältnisse wären nicht eingetreten, hätten die Päpste sich auf das Gebiet der Kirche beschränkt und nicht mit so großer Heftigkeit gestrebt, ihre weltlichen Besitzungen zu erweitern.

Die Päpste hatten es dahin gebracht, daß Italien das große Schlachtfeld wurde, auf welchem sich die Streitkräfte der Großmächte Europa's begegneten. Als sich nach Maximilian's I. Tode Karl V. und Franz I. als Nebenbuhler gegenüber standen, von denen jeder am liebsten die ganze Welt beherrscht hätte, schloß sich Leo aus zwei Gründen dem Habsburger an. Er hoffte, durch denselben zugleich die Unterdrückung der religiösen Bewegung in Deutschland und die Wieder-Erwerbung der Herzogthümer Parma und Piacenza zu bewirken. Das päpstliche Edict gegen Luther trug dasselbe Datum, wie der mit dem Kaiser abgeschlossene Bundesvertrag. Wie der Papst vor allen Dingen nach jenen Herzogthümern, so trachtete der Kaiser nach Mailand. Der Unterdrückung der deutschen Reformation widmeten beide weniger Sorgfalt und Kraft, als der Eroberung dreier italienischer Herzogthümer. Diese gelang, jene mißglückte. Inmitten des Jubels über den Sieg seiner Partei in Mailand starb Leo so plötzlich (1522), daß er zuvor nicht einmal mit den sogenannten Sterbe-Sakramenten versehen werden konnte. Die Römer, welche wußten, wie

er zur päpstlichen Würde gelangt war, wie er gelebt hatte und wie er gestorben war, riefen ihm in das Grab nach: „du hast dich eingeschlichen gleich einem Fuchse, hast geherrscht wie ein Löwe, und bist geschieden wie ein Hund." Die Künstler und Schriftsteller, welche er begünstigt hatte, rühmten und priesen seine Freigebigkeit, seine freundliche Gemüthsart und seine gründlichen Kenntnisse. Die Völker aber hatten schwer an den Lasten zu tragen, welche in Folge seiner Verschwendungen ihnen aufgebürdet wurden, und klagten bitter darüber. Der unparteiische Geschichtschreiber kann ihm nicht die Anerkennung großer Gewandtheit, einer feinen Bildung, einer gewissen Liebe für Kunst und Wissenschaft versagen, allein er muß bedauern, daß alle diese Eigenschaften im Dienste der Herrschsucht und des Ehrgeizes und der veralteten Gewohnheiten des römischen Stuhles standen.

Lange konnte sich das Conclave nicht über die Person des Nachfolgers Leo's X. einigen. Endlich schlug der Cardinal von Medici den Lehrer Karl's V., Hadrian von Utrecht vor. Mehr im Hinblick auf dessen hohes Alter, als seine Verdienste, und um den ermüdenden Wahlverhandlungen ein Ende zu machen, fand der Vorschlag Anklang. Adrian wurde gewählt. Er behielt seinen Namen bei und bestieg als der sechste desselben den päpstlichen Stuhl. Bald schon bereuten die Cardinäle ihre Voreiligkeit. Sie geriethen in den größten Schrecken, als sie genauere Nachrichten über den neuen Papst einzogen. Pasquin verspottete sie, indem er sie als Schulknaben darstellte, welche der Papst züchtigte.

Hadrian VI. war ein so aufgeklärter und rechtschaffener Mann, als er sich im Schooße der römischen Kirche finden konnte. Er hatte nicht nach der päpstlichen Würde gestrebt. Im Gegentheile war sie ihm eine schwere Last. Er kannte genau den verdorbenen Zustand der Geistlichkeit und schrieb selbst an den Nuncius Chieregato, den er an den Reichstag nach Deutschland sandte: „wir wissen, daß seit längerer Zeit viele Abscheulichkeiten einen Platz nahe bei dem heiligen Stuhle gefunden haben, Mißbräuche in geistlichen Dingen, übertriebener Mißbrauch der Gewalt, alles hat sich zum Bösen gewendet. Die Krankheit ist vom Haupte auf die Glieder übergegangen, von dem Papste auf die Prälaten, wir haben uns alle verirrt, keiner hat das Rechte gethan, nein, nicht Einer." Je besser der Wille des Papstes war, desto heftiger widerstrebten ihm Cardinäle und Bischöfe, alle, welche sich durch die Mißbräuche bereicherten.

So sparsam wie er lebte, wußte er doch die durch seines Vorgängers Verschwendungen zerrütteten Finanzen des römischen Stuhles nur durch neue Abgaben, die er dem Volke auferlegte, wieder zu ordnen. Der Unzufriedenheit, die sich bald über ihn kund that, glaubte er durch Beschränkung der Redefreiheit ein Ziel setzen zu können. Ein Herkules hätte den römischen Augias-Stall nicht zu reinigen vermocht. Hadrian war ein gutmüthiger, alter Pedant. Er vermochte nichts auszurichten, um so weniger, als er bald schon starb (1523).

Ihm folgte unter dem Namen Clemens VII. der Cardinal Julius von Medici, welcher schon unter Leo die meisten Geschäfte des römischen Stuhles geleitet, seinen Vorgänger auf den römischen Stuhl erhoben und auch unter diesem einen bedeutenden Einfluß behauptet hatte. Clemens übertraf den ersten Papst seines Hauses an Gewandtheit, Wissen und Arbeitskraft. Allein es fehlte ihm an Ausdauer und festem Muthe, Eigenschaften, welche in bewegten Zeiten wichtiger sind, als Scharfblick und Geschmeidigkeit. Er fing seine päpstliche Laufbahn damit an, daß er sich den Spaniern, für die er als Cardinal schon gewirkt hatte, auf's innigste anschloß. Er unterstützte die Truppen Karl's V. mit Geld und Mundvorräthen und trug dadurch nicht wenig zu deren Siegen bei. Je fester sich die Spanier in Italien setzten, desto verhaßter wurde aber ihre Herrschaft. Die Päpste hatten gehofft, der Kaiser werde Mailand einem italienischen Fürsten zu Lehen geben; allein er behielt das reiche Herzogthum in seinen eigenen Händen. Die Spanier fühlten sich sicher, ließen ihrer Habgier und Herrschsucht ungezügelten Lauf, und regten dadurch die Italiener

um so heftiger gegen sich auf, je mehr diese geneigt waren, die fremden Eindringlinge als Barbaren zu betrachten, welche an der wissenschaftlichen und künstlerischen Bildung der appenninischen Halbinsel keinen Theil hatten.

Clemens VII. besaß, gleich Leo X. und allen hervorragenden Mitgliedern des mediceischen Hauses, eine durchaus weltliche Richtung. Die päpstliche Würde hatte nur in sofern Werth und Bedeutung für ihn, als sie ihm Sitz und Stimme im Rathe der Könige verschaffte. Die Reformation und ihre tiefer liegenden Beweggründe verstand er nicht und wußte sie daher weder zu würdigen, noch zu bekämpfen. Leo X. hatte zwischen Frankreich und Spanien unsicher hin und her geschwankt. Er hatte aber doch nur zweimal die Partei gewechselt. Clemens VII. konnte niemals zu einem festen Standpunkte gelangen, weder auf französischer, noch spanischer Seite, wurde dadurch ein Spielball in den Händen der beiden feindlichen Könige und brachte unsägliches Elend über Italien und insbesondere über Rom. Leo X. hatte richtig erkannt, daß ein fester Bund mit Karl V. allein ihm eine Aussicht eröffne, die religiösen Bewegungen in Deutschland zu ersticken. Zum Glücke für die Reformation gaben bei Clemens VII. die weltlichen Rücksichten den Ausschlag. Er setzte sich wiederholt in eine feindliche Stellung zu dem mächtigen Beherrscher Deutschland's, Spanien's, der Niederlande und der größeren Hälfte Italien's. Im Bunde mit Karl V. wäre es ihm schwer geworden, dem rollenden Rade der Zeit Halt zu gebieten, im Kampfe mit ihm konnte er es nicht einmal merklich hemmen.

Bevor es noch zum offenen Bruche zwischen Papst und Kaiser gekommen war (1525), versuchte Clemens VII. durch Verrath sein Ziel zu erreichen. Er machte dem Feldherrn Karl's, Pescara Eröffnungen, spiegelte ihm die glänzendste Zukunft vor, stellte ihm selbst eine Krone in Aussicht, um ihn und das von ihm befehligte Heer für sich zu gewinnen. Pescara, obgleich in Italien geboren, war doch nach Abstammung und Erziehung Spanier. Er benutzte die mit ihm eingeleiteten Unterhandlungen des Papstes nur dazu, die geheimen Pläne desselben kennen zu lernen und sie zu vereiteln. Im folgenden Jahre, gerade als der Reichstag zu Speier sich versammelte, kam es zum offenen Kampfe. Die Mailänder standen auf, ein venetianisch-päpstliches Heer rückte in's Feld. Clemens VII. rechnete auf die Hülfe der Schweizer und der Könige von Frankreich und England. Der Kaiser, welcher sich vom Papste in Italien bedroht sah, konnte unmöglich den Protestanten in Deutschland mit Nachdruck entgegen treten. Der denselben so vortheilhafte Reichstags-Abschied*) von Speier war davon die unmittelbare Folge. Die große Bedrängniß, in welche die Sache der Reformation durch den unglücklichen Ausfall des Bauernkrieges gerathen war, erhielt ein Gegengewicht durch die Gefahren, mit welchen kurz darauf der Kaiser in Italien bedroht wurde. Im November 1526 rückte Karl's alter General Georg Frundsberg mit einem starken Heere von Landsknechten über die Alpen. Soldaten und Officiere waren voll von Luther's Lehre. Frundsberg sagte, ohne sich zu scheuen: „wenn ich nach Rom komme, hänge ich den Papst auf." Die feindliche Stellung, welche Clemens dem Kaiser gegenüber eingenommen hatte, wurde ihm mit Recht, besonders aus dem Grunde zum bittern Vorwurfe gemacht, weil damals die Türken Ungarn überschwemmten und die gesammte Christenheit bedrohten.

Ungeachtet aller hochtönenden Redensarten, welche vom Papste und seinen Rathgebern ausgegangen waren, setzten die Italiener dem kaiserlichen Heere nirgends einen ernstlichen Widerstand entgegen. Der alte Frundsberg wurde vom Schlage gerührt, als seine Truppen, die er nicht bezahlen konnte, ihm den Gehorsam versagten. Bourbon führte sie auf Rom. Er fiel beim Sturme. Doch seine Schaaren drangen den 6. Mai 1527 in die Siebenhügelstadt, und fanden in derselben eine reiche Beute. Der Papst zog sich in das

*) Siehe oben §. 8. S. 77 f.

Castell St. Angelo zurück und wurde darin belagert. Die Feinde der Mediceer vertrieben die Familie des Papstes aus Florenz. Clemens fühlte diesen Schlag herber, als seine Niederlagen im Kampfe mit dem Kaiser und diejenige der Kirche im Streite mit der Reformation. Er gelangte bald zu der Ueberzeugung, daß der König der Franzosen nicht im Stande sei, ihn aus seiner schlimmen Lage zu erretten, näherte sich schnell dem Kaiser Karl wieder an, schloß mit ihm den Vertrag von Barcelona ab, und bediente sich desselben Heeres, das Rom erstürmt und ihn in St. Angelo belagert hatte, um mit dessen Hülfe seine Vaterstadt wieder unter das Joch der Mediceer zu bringen.

Während früher Clemens die Bekämpfung der Reformation seinen italienischen Vergrößerungsplänen untergeordnet hatte, trat sie jetzt, nachdem er mit Karl V. Frieden geschlossen und Toscana in die alten Ketten zurückgebracht hatte, wieder in den Vordergrund. Einer der wichtigsten Artikel des Vertrages von Barcelona enthielt das Versprechen des Kaisers, das Ansehen des Papstes in Deutschland wieder herzustellen. Die Absichten Clemens VII. gehen am klarsten aus der Erklärung hervor, welche sein Legat, Cardinal Campeggi, dem Kaiser auf dem Reichstage zu Augsburg übergab. In dieser drang der päpstliche Abgesandte mit Entschiedenheit darauf, für den Fall, daß sich die Protestanten nicht fügen wollten, sie a u s z u r o t t e n. Er meinte, „es sei ganz recht, solches pestilenzialische Unkraut mit Feuer und Schwert zu vernichten. Das Eigenthum der „Ketzer", sowohl das weltliche als kirchliche in Deutschland, Ungarn und Böhmen solle eingezogen, „heilige" Inquisitoren sollten angestellt werden, um alle übrig gebliebenen Spuren der „Ketzer" zu erforschen und mit ihnen zu verfahren, wie in Spanien gegen die Mauren geschehen sei. Die Universität Wittenberg sollte in den Bann gethan und die Studenten jeder kaiserlichen und päpstlichen Gunstbezeugung für unwürdig erklärt werden; die Bücher der „Ketzer" sollten verbrannt, die Mönche in die von ihnen verlassenen Klöster zurückgesandt und keine Ketzer an irgend einem Hofe geduldet werden." Mit besonderem Nachdruck drang der Legat auf die Einziehung der Güter der „Ketzer", welche er namentlich aus dem Grunde für unerläßlich hielt, um mit deren Ertrage die Kosten des Krieges gegen die Türken bestreiten zu können.

Die Katholiken machten den Protestanten ein Verbrechen daraus, daß diese die Güter der Kirche einzogen. Allein sie selbst wollten den Protestanten nicht blos die kirchlichen, sondern auch ihre weltlichen Güter abnehmen. Sie beschwerten sich darüber, daß die protestantischen Stände zu ihrer Selbstvertheidigung Bündnisse abschlossen, allein die Urkunden, welche der päpstliche Legat mit sich führte, liefern den besten Beweis, daß die Protestanten allen Grund hatten, für ihre Selbsterhaltung besorgt zu sein, indem nur die feste Stellung, welche sie den Anhängern des Papstes gegenüber einnahmen, sie vor dem Schicksale der Mauren in Spanien bewahren konnte. Die Grausamkeit, mit welcher Karl V. in denjenigen Provinzen, über welche er unbeschränkte Gewalt besaß, gegen die Protestanten wüthete, namentlich in den Niederlanden, deutet mit voller Sicherheit an, daß es ihm an dem Willen nicht fehlte, die Reformation zu unterdrücken. Glücklicherweise hatte er dazu nicht die erforderliche Macht. Gleich den Päpsten Leo X. und Clemens VII. war er zu tief in weltliche Händel verstrickt, als daß er seine volle Kraft den Religions-Angelegenheiten hätte widmen können. Das Verhältniß, in welchem der Papst und Kaiser mit einander standen, war zu schwankend, als daß dieser oder jener geneigt gewesen wäre, den Feinden des andern einen Krieg auf Tod und Leben zu machen. Keiner von beiden wußte, ob er, bei einer Wendung der Dinge, ihrer nicht bedürfen möchte. Dem Kaiser war das Verlangen einer allgemeinen Kirchenversammlung, welches seit dem Beginne der Reformation immer lauter wurde, sehr erwünscht, weil er hoffte, durch dasselbe den Papst einschüchtern oder doch abhalten zu können, ihm in Italien Schwierigkeiten zu bereiten. Dem Papste

war der Gedanke eines Concils im höchsten Grade unangenehm. Sobald derselbe mit einigem Nachdrucke auftauchte, fiel der Preis aller verkäuflichen Kirchenämter sofort um ein ansehnliches. Zudem war sich Clemens seiner unehelichen Geburt, mancher unehrenhafter Mittel, deren er sich bedient hatte, um die päpstliche Würde zu gewinnen, und einer keineswegs tadellosen Verwaltung derselben bewußt. Er fürchtete das Schlimmste von einer Versammlung, welche unter dem vorherrschenden Einflusse des mächtigen Karl's stehen möchte. Zwar wagte er es nicht, sich offen den Forderungen des Kaisers zu widersetzen. Allein das ungestüme Andringen desselben hatte zur Folge, daß er wieder eine Schwenkung in seiner politischen Stellung machte, und sich dem Könige von Frankreich in die Arme warf. Er verlobte seine Nichte, die später so berüchtigt gewordene Katharina von Medicis, mit dem zweiten Sohne Franz' I., versteckte sich hinter den König von Frankreich, um die Berufung einer Kirchenversammlung mit Anstand ablehnen zu können, und spann im Vereine mit diesem Ränke gegen das Haus Oesterreich. König Franz stand damals in den innigsten Beziehungen mit den deutschen Protestanten. Die Gelder, welche er bezahlte, dienten dem Landgrafen Philipp von Hessen dazu, das Heer, das den Herzog von Würtemberg wieder in sein Land einführte, und das Haus Habsburg aus demselben verdrängte, zu werben. Von allen diesen Umtrieben hatte Clemens VII. Kenntniß. Er billigte sie und freute sich mehr über die dem Hause Habsburg geschlagene Wunde, als daß er die dadurch herbeigeführte Vergrößerung der Macht und Befestigung der Protestanten beklagte. Der für die Sache der Reformation so wichtige Vertrag von Kadan*) kam, zum Theile wenigstens, durch die Mithülfe des katholischen Königs Franz, und wenigstens unter Mitwissenschaft des Papstes Clemens zu Stande. Allerdings reichten die Pläne des letzteren weiter. Er hoffte, den Landgrafen mit seinem Heere nach Italien ziehen und dort gegen Karl V. verwenden zu können. Allein darauf ging Philipp von Hessen nicht ein. Er kehrte um, nachdem er seinen unmittelbaren Zweck, die Vertreibung der Habsburger aus Würtemberg und folgeweise die Einführung der Reformation in diesem Herzogthum durchgesetzt und einen vortheilhaften Frieden abgeschlossen hatte.

So wirkten die weltlichen Bestrebungen der Päpste zu Gunsten der Protestanten. In Italien und in Deutschland suchte Clemens VII., so oft er konnte, Karl V. Verlegenheiten zu bereiten. Kein Wunder, daß der Kaiser ihm nicht traute, und sich wohl hütete, mit voller Kraft den Protestanten entgegenzutreten. Er mußte immer befürchten, von dem Papste in Italien angegriffen zu werden, sobald er sich in einen ernstlichen Kampf mit ihnen einlassen würde.

Dieselbe Vermischung widerstrebender kirchlicher und weltlicher Beziehungen in der Person der Päpste, welche die aufkeimende Reformation in Deutschland vor großen Gefahren beschützt hatte, bewirkte, daß Heinrich VIII. von England, welcher anfangs ihr so feindlich entgegen getreten war, sich Schritt für Schritt ihr näherte. Schon im Jahre 1525 hatte Heinrich, bei Gelegenheit eines politischen Zerwürfnisses, dem Papste mit kirchlichen Neuerungen gedroht. Später verzog sich zwar diese Wolke wieder. Allein als Heinrich (1528) von seiner Gattin, der alten Katharina von Aragon, geschieden sein wollte, wurde der Zwiespalt immer ernstlicher. In ähnlichen Fällen hatten sich die Päpste den gekrönten Häuptern, wenn sie mit diesen auf freundlichem Fuße standen, immer gefällig erwiesen**). Auch dem Könige von England hatte Clemens zur Zeit, da er mit Karl V. im Kriege war, die Aussicht eröffnet, ihm die Fesseln seiner Ehe abnehmen zu wollen, sobald die Deutschen und Spanier aus Italien vertrieben sein würden. Als aber

*) S. oben § 8, S. 69.

**) Ich erinnere z. B. an die Auflösung der Ehe Ludwig's VII. von Frankreich und der Eleonore, nachmaligen Gattin Heinrich's II. von England. S. Weltgeschichte Buch V, § 56, S. 162 f.

später Papst und Kaiser sich aussöhnten, nahm die Sache eine andere Wendung. Clemens wagte es nicht, dem mächtigen Karl, welcher die Auflösung der Ehe seiner Tante für einen seinem Hause angethanen Schimpf betrachtete, zu verletzen. Heinrich VIII., welcher als Knabe die weit ältere aragonische Prinzessin hatte ehelichen müssen, weil sein Vater es so angeordnet, sollte nun auch als Mann an sie gekettet bleiben, nicht weil die Ehe als unauflösbar galt, sondern weil der Papst mehr Rücksicht auf die Wünsche des Oheims, als des Gatten Katharinen's nahm. Mit Recht konnte sich Heinrich darüber beklagen, daß sich Clemens VII. bei dieser rein kirchlichen Angelegenheit durch weltliche Beziehungen bestimmen ließ. Jeder ihm ungünstigen Verfügung des römischen Stuhles in seinen Ehe-Angelegenheiten setzte Heinrich VIII. eine Maßregel entgegen, welche die Gewalt des Papstes über England verminderte. Als endlich (1534) Clemens VII. seine Entscheidung gab, zögerte Heinrich VIII. auch mit der seinigen nicht länger. Er sagte sich und sein Königreich gänzlich vom Papste los, ohne im übrigen an dem Lehrbegriffe und den kirchlichen Ceremonien irgend etwas zu ändern. Er konnte dieses ohne Gefahr thun, weil die Reformation in den Gemüthern des Volkes einen vollständigen Umschwung herbeigeführt und nicht blos die päpstliche Gewalt, sondern auch die päpstliche Religion in ihren Grundfesten erschüttert hatte.

Inmitten aller der Wirren, welche Clemens VII. zwar nicht selbst angeregt, allein durch seinen Ehrgeiz und seine Halbheit vermehrt oder erschwert hatte, starb der Papst. Die Reformation hatte sich, während er auf dem römischen Stuhle saß, in Deutschland und in der Schweiz befestigt, über Skandinavien verbreitet, in England und Frankreich Wurzeln geschlagen, und selbst in Italien und Spanien Spuren ihrer Fortschritte zurückgelassen. Die apenninische Halbinsel war von ihm der Herrschaft der sogenannten Barbaren nicht entrissen worden. Im Gegentheile hatten sich die Spanier in Unter- und Ober-Italien fester als je zuvor gesetzt und beherrschten von dort aus das ganze Land. Selbst Florenz, seine so sehr geliebte Vaterstadt, bereitete ihm nach den großen Opfern, die er gebracht hatte, um in dieselbe seine Familie wieder einzuführen, den größten Kummer. Seine zwei Neffen bekämpften sich gegenseitig mit blinder Wuth und gefährdeten die durch fremde Hülfe wieder hergestellte Herrschaft der Mediceer. Alle diese bitteren Erfahrungen und die Sorge um die nächste Zukunft untergruben die Gesundheit des hochstrebenden und ehrgeizigen Kirchenfürsten. Er starb (1534). Im folgte Paul III. Vierzig Jahre lang war er unter dem Namen Alexander Farnese Cardinal gewesen, und mehr als einmal, insbesondere aber bei der Wahl Clemens VII., hatte er gehofft und gestrebt, die Papstwahl auf sich zu lenken. Endlich, im siebenundsechszigsten Jahre seines Lebens, kam er an das Ziel seiner Wünsche. Jetzt aber war der römische Stuhl nicht mehr so weich, als zur Zeit, da Alexander Farnese den Cardinalshut empfing. Die Reformation hatte sich über ganz Europa verbreitet, und obgleich sie in Italien nie feste Wurzeln schlagen konnte, zeigten sich doch auch in diesem Lande, der unmittelbaren Heimath der Päpste, Anklänge derselben.

Wir haben schon weiter oben*) der beiden Italiener Socini Erwähnung gethan, welche auf der Bahn des Fortschrittes weiter, als die übrigen Reformatoren gegangen waren. Ihnen konnten allerdings nur wenige folgen, selbst da, wo die römische Schreckensherrschaft sich nicht in ihrem ganzen Nachdrucke fühlbar machte. Allein Geistesverwandte hatten sie doch in Italien, obgleich diese weit hinter ihnen zurückblieben, theils weil äußere Gewalt sie hemmte, theils weil der ganze gesellschaftliche Zustand des Landes der freien Forschung auf religiösem Gebiete unüberwindliche Hindernisse in den Weg legte. Der große Eifer, welchen die gebildeten Italiener seit Petrarca's Zeiten den Alten gewidmet, hatte Ansichten verbreitet, welche mit dem herrschenden Kirchenglauben unvereinbar waren.

*) S. § 16, S. 117 f.

Viele Machthaber, unter ihnen namentlich der Papst Leo X., beförderten diese Bestrebungen, und gaben durch ihr ganzes Benehmen und häufige Aeußerungen, welche ihnen entschlüpften, zu erkennen, daß sie dem Lehrbegriff und den Ceremonien der römischen Kirche keine hohe Verehrung schenkten. Julius II. ließ sogar die an christlichen Erinnerungen so reiche Basilica von St. Peter niederreißen, um sie nach dem Muster des Alterthums neu aufzubauen. In den Schulen der Philosophen wurden, wenn auch mit einiger Vorsicht, die Glaubenssätze der christlichen Kirche in einem ganz anderen Sinne besprochen, als seit Jahrhunderten von den Kanzeln herab geschehen war. Pietro Pomponazzo wagte z. B. zu behaupten, wenn der Gesetzgeber die Unsterblichkeit der Seele festgestellt, so habe er dieses gethan, ohne sich um die Wahrheit dieser Lehre zu bekümmern. Den gläubigen Deutschen, welche nach Italien kamen, standen die Haare zu Berge, wenn sie hörten, wie unkirchlich in der nächsten Nähe des Papstes gesprochen wurde. Luther und Erasmus waren beide darüber erstaunt. Der Zweifel und der Unglaube thaten sich nicht blos öffentlich kund, nein sie waren zur Mode geworden. Niemand galt mehr für einen Mann von Bildung, der nicht über das Christenthum spottete. Allein gerade, weil die freie Anschauungsweise in kirchlichen Dingen nur unter den höheren Ständen Eingang gefunden hatte, weil sie nur Mode-Sache und nicht Gegenstand ernster Ueberzeugung geworden war, fehlte ihr die nachhaltige Kraft und die Lebensfrische. Neben dem Unglauben der Machthaber ging der Fetischdienst und der durchaus heidnische Aberglaube der Massen her.

Die deutsche Reformation, welche aus einem tiefen religiösen Bedürfniß hervorgegangen war, und ihren ersten Stützpunkt nicht in den höher gebildeten Classen, sondern in der gedrückten und darbenden Menge gefunden hatte, wirkte auch auf Italien zurück, allein mit sehr verminderter Kraft. Sie drang nicht in die unteren Schichten der Gesellschaft. Der Grundgedanke der religiösen Bewegung Italiens war aber derselbe, wie derjenige Deutschlands: es sollten der überhandnehmenden Verderbniß der Kirche Schranken gesetzt und die Kraft des religiösen Glaubens gestärkt werden. Zu Rom, jenseits der Tiber, in der Kirche Caraffa, von St. Sylvester und Dorothea, zu Venedig, Padua und Neapel fanden sich verwandte Gemüther zusammen, welche gemeinschaftlich die religiösen Fragen der Zeit besprachen und sich gegenseitig erbauten und ermuthigten. Caspar Contarini, Sadolet, Giberto, der englische Flüchtling Reginald Pole, welche alle später Cardinäle wurden, bildeten die Mittelpunkte eines regen geistigen Lebens. Um einen Schritt weiter als sie wagten sich vor der Benedictiner Marco von Padua, Luigi Priuli, Flaminio, der Spanier Juan Valdez, Vittoria Colonna Pescara, Giovanni Battista Folengo und Bernardino Ochino. Sie alle beschäftigten sich viel mit der dornenreichen Frage der Rechtfertigung und kamen den Ansichten Luther's in Betreff derselben sehr nahe. Allein an eine Trennung von dem Papstthume dachten sie nicht, im Gegentheile erklärten sie, daß kein Verderben groß genug sein könne, um eine Lossagung von der Kirche zu rechtfertigen. Savonarola's Lehren und das Beispiel des Mönches, welcher seine Kutte nicht abgelegt hatte, übten auf sie entscheidenden Einfluß. Das Streben jener Männer und ihrer Anhänger verhielt sich zu der Reformation der Deutschen etwa wie Savonarola zu Luther.

Caspar Contarini kann als der kräftigste Vertreter der italienischen Fortschrittspartei betrachtet werden. Auf dem Reichstage zu Regensburg (1541) traf er mit den Protestanten Deutschlands persönlich zusammen und machte denselben größere Zugeständnisse, als der Papst gut hieß. Doch die strebenden Geister Deutschlands und Italiens standen sich zu fern, als daß eine Ausgleichung möglich gewesen wäre. Die Deutschen verlangten mehr, als die Italiener gewähren wollten. Die mit so großer Mühe und gutem Willen gepflogenen Verhandlungen machten nur die Kluft anschaulich, welche sich damals schon zwischen Protestanten und Katholiken gebildet hatte. Mit den religiösen Fragen des Tages ver-

mischten sich auch wieder politische Rücksichten und erschwerten jede Verständigung. Weder der Papst, noch Franz I. von Frankreich wünschten, daß Deutschland einig und unter Karl's V. Scepter mächtig werden sollte. Beide fürchteten, daß nach Erledigung der religiösen Wirren ihnen aus der vereinten Kraft des deutschen Volkes größere Gefahren, als aus dem Religions-Zwiste, erwachsen möchten. Der Streit ließ sich daher nicht gütlich beilegen*). Auf die kurze Zeit, in welcher Contarini und seine Freunde zu Rom mächtig gewesen waren, folgte bald jene blutige Reaction, deren mächtigste Träger die Jesuiten und die Inquisition wurden.

Paul III. war, gleich den beiden Mediceern Leo X. und Clemens VII., ein durchaus weltlich gesinnter Papst, und dachte, gleich diesen seinen Vorgängern, mehr an seine Nachkommen, welche ziemlich zahlreich waren, und an seine Bauwerke, als an das Beste der Kirche, die er zu vertreten berufen war. Als Cardinal legte er den Grund zu dem prachtvollen Palaste Farnese, und zu Bolsena, auf seinen ererbten Gütern, baute er sich einen Landsitz, an welchem Leo X. so viel Geschmack fand, daß er ihn bisweilen dort besuchte. Er war vorsichtig bis zum Uebermaß, und konnte daher oft in den dringendsten Angelegenheiten zu keinem Entschlusse kommen. Obgleich er in der vornehmen Richtung seiner Zeit erzogen war und eine classische Bildung besaß, war er so abergläubig, daß er selten irgend etwas von Bedeutung vornahm, ohne zuvor die Sterne zu befragen. Mit Frankreich konnte er zu keinem festen Bunde gelangen, blos weil zwischen seiner und Franz' I. Geburtsstunde keine Uebereinstimmung stattfand. Bei allen Geschäften des Staates und der Kirche trachtete er zunächst darnach, den Vortheil seiner Familie zu sichern. Unter dem Vorwande, daß Frauen nicht nachfolgefähig seien, nahm er die Herrschaft Camerino in Besitz, während er die Venetianer und Karl V. zuvor in einen Krieg mit den Türken verwickelt hatte, so daß sie ihn daran nicht verhindern konnten, und ertheilte sie seinem Enkel Ottavio. Die Zusammenkunft, welche er zu Nizza mit dem Könige von Frankreich und Karl V. hatte, benutzte er dazu, seinem Sohne Pier Luigi Novara zu verschaffen und eine Heirath zwischen demselben und Margaretha, des Kaisers natürlicher Tochter zu verabreden. Zu gleicher Zeit erwirkte er von Franz I. die Zusage der Hand des Herzogs von Vendome eines Prinzen von Geblüte, für seine Enkelin Vittoria. Doch hielt der König später nicht Wort. Die Verbindung zwischen Pier Luigi und Margaretha kam aber nach dem Tode ihres Gatten Alessandro de Medici (denn dieser lebte damals noch) zu Stande. Sein lebhaftester Wunsch war die Versöhnung, welche er zwischen Franz I. und Karl V. zu Nizza eingeleitet hatte, möglichst für sich auszubeuten. Er suchte den Kaiser glauben zu machen, das beste Mittel, sich den Frieden mit Frankreich und eine gebietende Stellung in Italien zu sichern, sei, das Herzogthum Mailand seinem Sohne Pier Luigi, der zugleich des Kaisers Schwiegersohn war, abzutreten. Dieser Plan scheiterte aber vollständig an Karl's V. Hartnäckigkeit. Auch auf Florenz richtete Paul III. seine lüsternen Blicke. Allein der junge Herzog Cosmo, welcher ihn durchschaute, war wachsam und entschlossen. Der Papst vermochte nichts wider ihn auszurichten, um so weniger, als er es nicht wagte, Karl V., welcher den Herzog beschützte, zu reizen.

Nach langwierigen Verhandlungen kam endlich (1545) das längst versprochene Concil in Trident zu Stande. Der Kampf gegen die Protestanten Deutschlands brach aus. Die Treulosigkeit des Papstes bewährte sich aber auch bei dieser Gelegenheit. Er hatte nicht gedacht, daß der Kaiser mit so geringer Mühe einen vollständigen Sieg davon tragen würde, vielmehr hatte er gehofft, während des Krieges im Trüben fischen zu können. Als ihm dieses nicht gelang, und Karl sich von ihm keine Vorschriften geben ließ, rief er seine Truppen von dem kaiserlichen Heere ab, und verlegte die Kirchenversammlung nach

*) S. oben § 9, S. 82 ff.

Bologna, der zweiten Hauptstadt des Kirchenstaats. Kaum hatten sich die Besorgnisse des Papstes in Betreff der Fortschritte der Reformation gelegt, als die Furcht vor der Uebermacht des Kaisers die Ueberhand gewann. Er munterte den König Franz I. zum Kriege gegen den Kaiser auf. Karl V. durchschaute ihn und schrieb seinem Gesandten: „Die Absicht Seiner Heiligkeit war von Anfang an, uns in diese Unternehmungen zu verstricken und uns im Stiche zu lassen, sobald wir in eine schlimme Lage gerathen wären." Er hütete sich daher wohl, einen Vertilgungskrieg wider die deutschen Protestanten zu führen. Paul III. gab sich alle erdenkliche Mühe, sich durch ein Bündniß mit Frankreich, der Schweiz und Venedig gegen Karl V. zu stärken, und suchte selbst den Sultan und den Dey von Algier in dasselbe zu verflechten. Er bemühte sich, den alten Haß der Welfen gegen die Gibellinen von neuem zu erwecken, und stellte sich an die Spitze der zahlreichen Mißvergnügten Italiens, um mit deren Hülfe dem Kaiser Verlegenheiten zu bereiten. Er rieth sogar dem Könige Heinrich II. von Frankreich an, mit dem protestantischen Eduard VI. von England Frieden zu schließen, um mit voller Macht den katholischen Kaiser bekriegen zu können.

Karl V. ließ sich aber nicht einschüchtern. Er legte gegen die Sitzungen der Kirchenversammlung zu Bologna Verwahrung ein, erklärte deren Beschlüsse für nichtig, und ordnete selbstständig, so weit er konnte, durch das bekannte Interim die religiösen Wirren Deutschlands. Er behielt Piacenza, welches seine Truppen besetzt hatten, nachdem Pier Luigi, des Papstes Sohn, ermordet war, und gab es trotz aller Bemühungen Paul's III. nicht wieder heraus. Dennoch wagte dieser es nicht, offen mit dem Kaiser zu brechen. Am Ende gerieth er mit seiner eigenen Familie, namentlich mit seinem Enkel Ottavio und dem Cardinal Farnese in Streit. Ueberwältigt von Kummer starb der alte Mann (1559). Ihm folgte Julius III., welcher seine Wahl durch glänzende, den Cardinälen gemachte Versprechungen durchsetzte. Julius war dem Kaiser Karl freundlich gesinnt. Er verlegte das Concil zurück nach Trident (1551). Allein Ottavio Farnese rief den König von Frankreich nach Italien, und es entspann sich so jener Krieg gegen Karl V., dessen bedeutungsvollste Seite in Deutschland spielte, und welcher die Niederlage der katholischen Partei, den Sieg des Kurfürsten Moritz und die Religionsverträge von Passau und Augsburg in seinem Gefolge hatte*).

Julius III. ergriff mit Freuden die Gelegenheit, welche ihm der Krieg in Deutschland bot, um die Kirchenversammlung von Trident aufzulösen. Von dieser Zeit an beschäftigte sich der Papst mit Vorliebe nur mit dem Bau seines Palastes vor dem Thore del Popolo und mit Anlegung seiner Gärten. Er versäumte nicht, für seine Familie Sorge zu tragen. Durch den Herzog Cosmo von Florenz verschaffte er ihr Santonino, den Sitz ihrer Ahnen, durch den Kaiser Novara. Er selbst verlieh den Seinigen Camerino und die Würden, die in seiner Macht standen. Doch führte er keine Kriege zu ihren Gunsten und begnügte sich mit einem heiteren Leben auf seinem Landsitze.

Mittlerweile wüthete der Krieg zwischen den beiden katholischen Großmächten, Spanien und Frankreich. Die Protestanten erholten sich von ihrer 1547 erlittenen Niederlage. Die streng kirchliche Partei wurde dadurch sehr aufgebracht und legte dem Papste die Schuld dieser ihr verhaßten Ereignisse zur Last. Als er starb (1555), setzte sie die Wahl des Cardinals Marcello Cervini durch, welcher unter dem Namen Marcellus II. den päpstlichen Thron bestieg. Dieser starb aber schon am zwei und zwanzigsten Tage seiner Herrschaft.

Unter gleichen Einflüssen standen die Cardinäle bei der Wahl seines Nachfolgers. Sie gaben ihre Stimmen dem Giovanni Pietro Caraffa. Wir haben seiner schon weiter oben gedacht, und werden ihn noch in den §§ 23, 25, 27, von den Kirchenversammlungen,

*) S. oben § 12, S. 96 ff.

den Mönchen und der Inquisition zu nennen haben. Caraffa hatte sich seit langer Zeit bemüht, dem erstarrten Körper der römischen Kirche wieder einige Lebenswärme einzuflößen, freilich nicht dadurch, daß er ihren inneren Organen frische Kraft verlieh, sondern indem er Feuer anzündete, auf welchen er sogenannte Ungläubige und Ketzer verbrennen ließ. Er war das Haupt jener Partei, welche glaubte, nur durch die Schrecken der Inquisition, durch Mönche und Henker der römischen Kirche ihren alten Glanz wieder geben zu können. In diesem Sinne hielt er wenigstens theilweise das Versprechen, das er der Christenheit in seiner Antrittsbulle ertheilte: in Wahrheit die Reform der allgemeinen Kirche und des römischen Hofes in Angriff nehmen zu wollen. Mit Recht nannte ihn Aretino einen trägen Heuchler, der sich eine religiöse Gewissenssache daraus mache, eine Distel zu pfeffern. Doch größer, als sein Ketzerhaß, war sein Widerwillen gegen die Spanier, und fester, als der Glaube an die römische Kirche, war seine Vorliebe für Italien. Der Krieg, in welchem sich Karl V. mit Frankreich befand, bot dem Papste eine lockende Gelegenheit, im Trüben zu fischen. Kaum hatte er den sogenannten Stuhl Peter's bestiegen, als er in Händel mit Karl V. gerieth. Den Bund mit Frankreich, welchen Paul III. beabsichtigte, allein niemals abschloß, brachte Paul IV. in kurzer Zeit zu Stande. Er führte übrigens nicht blos mit Kanonenkugeln, sondern auch mit Worten Krieg. Er überschüttete die Spanier mit den heftigsten Schmähungen. Er nannte sie Ketzer und Schismatiker, von Gott verfluchte Juden- und Maurenbrut, die Hefe der Welt u. s. w. Uneingedenk der Lehren Christi, war sein liebster Gedanke, auf diesen Schlangen zu gehen und auf diese Löwen und Drachen zu treten. In prahlendem Tone pflegte er zu sagen, die Zeit sei gekommen, da Karl und sein Sohn Philipp Züchtigung für ihre Sünden empfangen sollten, er, der Papst, werde sie verhängen. Seinen Bemühungen gelang es, zu bewirken, daß der König von Frankreich den mit Spanien abgeschlossenen Waffenstillstand brach. Ganz Italien wiegelte der Papst gegen den Kaiser und seinen Sohn Philipp auf. In Rom ließ er gegen beide ein gerichtliches Verfahren einleiten, welches mit der Excommunication beider und mit der Entbindung ihrer Unterthanen von dem ihnen geschworenen Gehorsam enden sollte. Da sich Paul IV. selbst in den wüthendsten Haß gegen die Spanier hineingearbeitet hatte, erkannte er nur diese Leidenschaft bei anderen als Tugend an. Sein Neffe, Carlo Caraffa, ein ausschweifender Soldat, welcher im Heere Carl's V. gedient hatte, und sich von dem Kaiser nicht genügend belohnt glaubte, stieg jetzt plötzlich in seiner Gunst, wurde von ihm zum Cardinal erhoben und gewann sein unbedingtes Zutrauen. Zwei andere Neffen überschüttete der Papst aus gleichem Grunde mit Ehrenstellen und Würden. Den einen ernannte er zum Herzoge von Palliano, den anderen zum Markgrafen von Montebello. Die ganze Familie Caraffa träumte nur von Königskronen und Herzogthümern.

Trotz seiner katholischen Gesinnung rückte aber der Herzog Alba auf Rom los, und der Papst verschmähte es nicht, deutsche Protestanten, welche die Heiligenbilder auf den Landstraßen verspotteten und über die Messe lachten, in seinen Sold zu nehmen. Carlo Caraffa trat sogar in ein sehr inniges Einverständniß mit dem Markgrafen Albert von Brandenburg, diesem eifrigen Führer der Protestanten. Die weltlichen Rücksichten, welche der Papst hegte, hatten seine kirchliche Stellung von Grund aus verkehrt. Seine Freunde waren Protestanten, seine Feinde die strenggläubigsten Katholiken. Caraffa lud sogar Solyman I. ein, seine ganze Streitmacht auf Neapel und Sicilien zu werfen. Doch alle diese Umtriebe halfen nicht viel. Die Schlacht von St. Quintin, welche die Franzosen verloren, zwang den Herzog von Guise, welcher dem Papste ein Heer zugeführt hatte, Italien zu räumen. Paul IV. mußte sich bequemen, mit den Spaniern Frieden zu schließen und froh sein, von diesen leidliche Bedingungen zu erhalten Sie gaben dem Papste alle

Städte und Festungen zurück, die sie ihm abgenommen hatten. Nur Palliano blieb den Caraffa's verloren. Fester, als jemals, war die Herrschaft der Spanier in Italien begründet.

Die wilden Leidenschaften, welche in der Brust des Papstes tobten, suchten jetzt einen andern Gegenstand. Er ließ seinen Haß an seinen Neffen aus, nahm ihnen wieder alle Ehrenstellen ab, die er ihnen geschenkt hatte, verbannte sie, und löschte seinen Blutdurst, indem er sogenannte Ketzer schaarenweise hinrichten ließ. Er versäumte keine Sitzung der Inquisition, und drang bei den Verhandlungen dieses teuflischen Gerichts auf die äußerste Strenge. Er erweiterte deren Geschäftskreis und deren Vorrechte, unter welchen die Anwendung der Tortur zum Zwecke der Entdeckung Mitschuldiger obenan stand. Niemand war sicher, nicht als Ketzer verbrannt zu werden. Der Papst ließ sogar die Cardinäle Morone und Foscherari in den Kerker werfen, weil er über deren Rechtgläubigkeit Zweifel hegte, obgleich er sich früher derselben bedient hatte, um den Inhalt wichtiger Schriften, namentlich der Uebungen des Ignatius, zu prüfen. Zu Ehren des sogenannten heiligen Dominicus, des eigentlichen Gründers der Inquisition, führte er sogar einen Festtag ein. Die Kerker füllten sich, die Zahl der Excommunicirten nahm zu. Auto-da-fe's waren die Lieblingsvergnügungen des unnatürlichen Oberpriesters. Da er die Spanier nicht hatte ausrotten können, versuchte er es mit den sogenannten Ketzern. Das eine gelang ihm so wenig, als das andere. Beide boten ihm wohl einigen Stoff für die wilden Leidenschaften, denen er fröhnte, allein sie waren mächtiger, als er. Haß war der leitende Beweggrund aller Handlungen dieses verruchten Papstes, er mochte denselben in das Gewand der Vaterlandsliebe, oder der Religion kleiden, gegen Spanien oder sogenannte Ketzer zu Felde ziehen. Ein solcher Wütherich konnte sich für einen Nachfolger und Vertreter Christi ausgeben, und wird heutzutage noch von verdummten Millionen dafür gehalten!

Paul IV. war einer jener Menschen, welche fest, gewissenhaft und besonnen scheinen, weil sie durch keine besseren Regungen von äußersten Maßregeln abgeschreckt werden, weil sie ihr Gewissen ertödtet haben, und ihr beschränkter Gesichtskreis ihnen die Folgen ihrer Missethaten verhüllt.

Paul IV. hatte, als er seinen Neffen Carlo Caraffa zum Cardinale erhob, gewußt, und oft von ihm gesagt, er habe seine Arme bis zum Ellnbogen in Blut getaucht. Das hielt ihn nicht ab, ihm später die oberste Leitung aller Angelegenheiten des Staats und der Kirche anzuvertrauen. Warum sollte er auch daran Anstoß nehmen, er, der seine Arme bis zur Schulter in Blut badete?

Er starb (1559), indem er den römischen Stuhl und die Inquisition der Fürsorge der Cardinäle empfahl. Ein würdiges Ende eines so blutigen Lebens! Gleich seinem Vorgänger, Paul III., hatte er übrigens durch seinen Streit mit dem Kaiser selbst am meisten dazu beigetragen, den katholischen Fürsten die Unterdrückung der Reformation unmöglich zu machen. Nicht blos in Deutschland, wo der Protestantismus frühzeitig feste Wurzeln schlug, auch in England und Schottland, woselbst er lange Zeit noch schwach blieb, erstarkte die Reformation gerade in der Zeit, da die weltlichen Bestrebungen der Päpste sie in Kampf mit den streng gläubigen Spaniern brachten und sie bestimmten, um diesen zu schaden, mittelbar oder unmittelbar den Protestanten Beistand zu leisten. Reginald Pole, der schlaue päpstliche Legat, hatte große Erfolge in England errungen. Der zügellose Haß, womit Paul IV. die Spanier und die Reformation verfolgte, trug mehr, als irgend ein anderes Ereigniß dazu bei, England für immer vom päpstlichen Stuhle loszureißen. Englische Soldaten fochten bei der Schlacht von St. Quintin an der Seite der spanischen gegen die Bundesgenossen des Papstes. Paul IV. hatte es dahin gebracht, daß Philipp II., welcher als Gemahl der Königin Maria zugleich auch England beherrschte, statt seine Kraft ungetheilt gegen die Protestanten zu richten, wie er so gern gethan hätte, sie gegen den Papst

richten mußte, um nicht seine italienischen Besitzungen zu verlieren. Elisabeth, welche im Anfange ihrer Regierung noch keineswegs für die Protestanten entschieden Partei genommen hatte, wurde durch die gehässigen Maßregeln Paul's IV. dazu getrieben, und diese waren nicht bloß das Ergebniß seines Ketzerhasses, sondern zum Theile wenigstens die Folge des mit dem Könige der Franzosen wider die Spanier geschlossenen Bundes. Um Heinrich II. zu verpflichten, wirkte Paul IV. gegen eine eheliche Verbindung zwischen Philipp II. von Spanien und Elisabeth von England. Der Bund des Papstes mit den Franzosen, welchem er jede andere Rücksicht unterordnete, zwang die Engländer, sich zugleich gegen die Franzosen und den Papst zur Wehre zu setzen. Natürlich wurden sie dadurch mit Gewalt zum Protestantismus getrieben. Allerdings würde auch die höchste Staatsklugheit das rollende Rad der Zeiten nicht aufgehalten haben. Allein die Fehler der Päpste erleichterten doch den Protestanten Englands und Deutschlands die Zertrümmerung des päpstlichen Joches. In Deutschland zwang die feindliche Stellung, welche Paul IV. gegen das Haus Habsburg einnahm, Ferdinand I., den Protestanten Zugeständnisse zu machen, welche sie nicht errungen hätten, falls er freie Hand gehabt. Aus Furcht, zwischen zwei Feuer zu kommen, durfte er die Protestanten nicht die ganze Macht seines Hauses fühlen lassen. Daß diese groß genug war, den Protestantismus in Oesterreich wenigstens zu erschüttern, zeigte sich in späteren Zeiten, als Päpste und Habsburger Hand in Hand gingen.

Während Paul IV. in dem Kirchenstaate Leute verbrennen ließ, welche nicht entfernt daran dachten, die päpstliche Gewalt abzuschaffen, oder nur zu beschränken, vielmehr nur über diesen oder jenen zweifelhaften Glaubenssatz Ansichten hegten, welche ihm nicht zusagten, mußte er es geschehen lassen, daß sich in Scandinavien, Britannien und Deutschland der Protestantismus von Jahr zu Jahr befestigte, daß er sich nach Ungarn und Polen verbreitete, daß Genf zur hohen Schule des Calvinismus wurde, und daß selbst das mit ihm verbündete Frankreich an der Bewegung der Geister einen immer wachsenden Antheil nahm.

Paul's IV. Nachfolger, Pius IV., war in vielen Beziehungen geradezu das Gegentheil desselben. Paul war von angesehener Familie, gehörte zur Partei der Gegner der Spanier, war Mönch und verfolgungssüchtig, Pius war von niederer Abstammung, stand mit der Partei des Kaisers in mannigfaltigen Beziehungen, war, seiner Erziehung nach, ein Rechtsgelehrter und von heiterer Stimmung. Doch er war Papst. Er ließ der Inquisition ihren Lauf, ohne mit Vorliebe ihren Sitzungen und Hinrichtungen beizuwohnen. Die ganze Fülle seiner Strenge empfanden die Neffen seines Vorgängers, welche er alle drei hinrichten ließ. Schwerlich war diese in Rom ganz ungewöhnliche Härte dem Rechtsgefühle des Papstes allein beizumessen. Er war von Paul IV. gehaßt und verfolgt worden. Wollte er nicht vielleicht an dessen Neffen sich rächen, die sein Vorgänger selbst der öffentlichen Verachtung preis gegeben hatte, und die er daher mit einigem Scheine von Recht strafen konnte? Wie dem auch sei, dem Nepotenwesen brachte Pius dadurch eine tödtliche Wunde bei. Zwar verliehen die Päpste vor wie nach ihren Verwandten Reichthümer und Ehrenstellen, allein sie verwickelten den Kirchenstaat doch in keine Kriege mehr, um den Ihrigen Fürstenthümer und Herzogskronen zu erobern. Die Caraffa's waren die letzten Neffen eines Papstes, welche nach so hohen Dingen strebten.

Nicht minder bedeutungsvoll, als die dem Nepotismus beigebrachte Niederlage war der Sieg, welchen Pius IV. über das Concilienwesen errang. Hatte er dort blutige Strenge geübt, so erreichte er hier sein Ziel durch Schlauheit und Gewandtheit. Er wußte es dahin zu bringen, daß dieselbe Kirchenversammlung, welche berufen wurde, um Mißbräuche abzustellen und die päpstliche Macht zu beschränken, die meisten der herrschenden kirchlichen Uebelstände für gesetzlich erklärte und dem Papstthum zur kräftigsten Stütze

wurde.*) Nachdem ihm dieses gelungen war (1563), ruhte er von seinen Mühen aus, und brachte die kurze Zeit, bis zu seinem Tode (1565) in heiterm Genusse zu.

## § 20. Pius V., Gregor XIII. und Sixtus V. (1563—1590).

Die Päpste hatten seit langer Zeit jede Abweichung von dem durch sie festgestellten Glaubensbekenntniß nicht bloß als Sünde, sondern auch als Verbrechen behandelt. Sie hatten dadurch alle Grundsätze der Sittlichkeit und des Strafrechts vollkommen verkehrt. Denn eine Verschiedenheit der Meinung begründet keine Uebertretung des Sittengesetzes, so wenig als sie irgend ein Unrecht, oder gar ein solches in sich schließt, welches mit dem öffentlichen Wohle unvereinbarlich ist. Wäre das römisch-katholische Glaubensbekenntniß daher auch der Ausdruck der reinsten und vollständigsten Wahrheit gewesen, so lag in dieser Verwechselung der Vorschriften der Religion, mit denjenigen des Sittengesetzes und des Strafrechts ein Kunstgriff der empörendsten Art, eine Gewaltthat, welche im Keime jede Regsamkeit des Geistes ersticken mußte. Da aber das katholische Dogma, wie wir an einem andern Orte†) geschichtlich nachgewiesen haben, nichts weiter war und ist, als eine bunte Mischung jüdischer und heidnischer Fabeln, zusammengestellt und ausgeschmückt zum Zwecke der Verdummung, Knechtung und Ausbeutung der Völker, so mußte dessen Einschärfung durch Henker und Soldaten zu einer Schreckensherrschaft führen, wie die Weltgeschichte eine zweite nicht kennt.

So lange die ganze Christenheit Europa's bis an die Grenzen Rußland's und der Türkei sich das päpstliche Joch ruhig gefallen ließ, ruhte dasselbe auf ihr wie ein schwerer Alp; allein blutige Zusammenstöße zwischen den strebenden Geistern und der den alten Unsinn aufrecht erhaltenden päpstlichen Gewalt kamen nur ausnahmsweise zu Tage. Als aber seit dem Beginne der Reformation‡) ganz Mittel-Europa in seinem religiösen Bewußtsein erschüttert wurde, als sich die Hälfte desselben mehr und mehr von dem Papste abwandte, trat die römische Herrschaft mit ihrem ganzen Blutdurste zu Tage. In den ersten Zeiten der Reformation ahnten die Päpste noch nicht den Umfang und die Tiefe dieser geistigen Bewegung. Ein halbes Jahrhundert verging, bevor sie erkannten, was für sie auf dem Spiele stehe. Dann aber rafften sie und ihre Anhänger sich auf und kämpften mit den Waffen, die sie immer geführt hatten, nicht mit Worten der Wahrheit und Werken der Liebe, sondern mit der ganzen Kraft der Lüge und des Hasses, die sie besaßen, um ihre wankende Herrschaft auf den Trümmern der Vernunft und der Freiheit wieder herzustellen. Sie verstanden es, unter ihren Anhängern einen Fanatismus anzuregen, welcher vor keiner Schandthat zurück bebte. Sie erhoben in deren Augen jede Handlung, welche das sittliche Gefühl als Unrecht bezeichnet und jedes Verbrechen, das der Staat als Mord, Raub und Brandstiftung zu bestrafen pflegt, zu einer Gott wohlgefälligen That, sobald diese nur die Zwecke des römischen Stuhles förderte. Unter ihren schützenden Fittigen wirkte die Inquisition, welche mit verdoppeltem Nachdruck ihre Werke des Glaubens (Auto-da-fe's) d. h. Mord auf Schaffot, am Holzstoß und im Kerker übte, und der neu erstandene Orden der Jesuiten, welcher um so tiefer eingreifende Bedeutung gewann, je mehr er sich auf die eigentlichen Keime der menschheitlichen Entwickelung warf: auf die Jugend-Erziehung und die Regierung des Staates und der Kirche. Die Inquisition war eine alte päpstliche Waffe, der Jesuiten-Orden eine neue Erfindung. Beide aber verdankten den Päpsten ihre Entstehung und Fortdauer, und wenn sie auch bisweilen eine gewisse Selbstständigkeit entwickelten, so

*) S. unten § 22. †) S. Weltgeschichte Buch III. § 44. S. 117. Buch IV. § 47. S. 145. Buch V. § 78. S. 238. Buch VI. § 88. S. 505 ff. ‡) S. z. B. Weltgeschichte Buch VI. § 89. S. 508.

bildeten sie doch nur Räder in dem Systeme der päpstlichen Maschine, welche unter der oberen Leitung des römischen Stuhles standen. Dieser blieb daher für ihre Missethaten immer verantwortlich. Wären die Massen für diejenigen Anregungen, welche von Päpsten, Jesuiten und Inquisitoren ausgingen, nicht empfänglich gewesen, hätten sie Verstand genug gehabt, den ihnen aufgedrungenen Unsinn als solchen zu erkennen, und Freiheitsgefühl, das ihnen auferlegte Joch zu zertrümmern, so wäre die päpstliche Schreckensherrschaft bald in sich selbst zerfallen. Den Beweggründen, welche von oben herab wirkten, entsprachen ähnliche, die in dem Schooße der Völker lebten. Die Verfolgungssucht, der Haß, die Herrschbegierde der Päpste gefiel einem großen Theile der Italiener, Spanier und der übrigen katholisch gebliebenen Völker ganz wohl, und die Zahl der blinden Gläubigen war noch immer groß genug, um der Brut heuchlerischer Pfaffen und Pfaffenknechte einen gewissen äußeren Stützpunkt zu verleihen, welcher nicht auf Lug und Trug, sondern auf der Dummheit der Massen ruhte.

Der schwerste Vorwurf, welcher das Papstthum und die von demselben abhängigen Anstalten trifft, ist gerade, die fluchwürdigen Leidenschaften und die beklagenswerthe Beschränktheit der Menschen angeregt und genährt zu haben. Allerdings kann keine Monarchie und keine Aristokratie bestehen, ohne mehr oder weniger die niederen Triebe und die geistige Beschränktheit der Massen auszubeuten. Allein in so verderblicher und systematischer Weise, als die Päpste, thaten es keine anderen Despoten. Die Aufgabe jeder vernunftmäßigen Herrschaft ist, die niederen Triebe der Völker unter die Gewalt der höheren sittlichen Gefühle zu beugen und den Unverstand und das Vorurtheil durch die Geistesklarheit, welche von ihr ausstrahlt, zu erleuchten. Das ist das Ziel der Volksherrschaft. Das Papstthum entfesselte aber den blinden Zerstörungstrieb, den Ketzerhaß und die Glaubenswuth der Völker, verblendete sie durch tönende Redensarten und prunkhafte Ceremonien und duldete von den edleren Regungen der Menschenbrust: von Wahrheitsliebe und Freiheitsgefühl, von Wissenschaft und Kunst nur so viel, als erforderlich war, der Scheußlichkeit seines Despotismus einigen bessern Schein zu bewahren, damit nicht auch die dümmsten und verworfensten Menschen ihm mit Abscheu den Rücken kehrten.

Mit dem Schlusse der Kirchenversammlung zu Trient begann ein neuer Abschnitt in der Geschichte des Papstthums. Bis zu dieser Zeit hin wurde ein großer Theil der Kraft desselben in Kämpfen mit den katholischen Königen der Erde vergeudet. Zu Trient wurde auf alle Zeiten hinaus Frieden und Freundschaft zwischen dem Papstthum und dem gesammten weltlichen Despotismus, in sofern er der katholischen Religion anhing, geschlossen. Die Spitze der römischen Schreckensherrschaft wurde dem Protestantismus und allen mit demselben in Verbindung stehenden freiheitlichen und vernunftmäßigen Bestrebungen entgegen gekehrt. Die Päpste erkannten von dieser Zeit an immer klarer, daß sich ihre Herrschaft nur auf diejenige der katholischen Despoten der Erde gründen könne. Sie wurden auf diese Weise das Band, welches die schlimmsten Tyrannen der Welt zusammenhielt und dem Fortschritt der Menschheit das größte Hinderniß bereitete.

Pius V., welcher Pius IV. folgte, war seit seinem vierzehnten Jahre Dominicaner gewesen. Die Lehren und die Beispiele dieses blutdürstigen Ordens hatten sein Gemüth frühzeitig vollständig verdorben und den Ketzerhaß in seinen Augen als höchste Tugend gestempelt. Die schaudererregende Thätigkeit der Inquisition war seine Liebhaberei. Jener Eifer für die Aeußerlichkeiten und die Ausbreitung der katholischen Kirche und die Verfolgung ihrer Gegner, welche bei anderen, minder finsteren und in späteren Jahren erst eingereihten Mönchen mehr Grimasse als Ueberzeugung, war Pius V. zur zweiten Natur geworden. Niemals milderte er eine Strafe. Er war nicht damit zufrieden, daß die Inquisition neuere Regungen des freien Geistes mit der furchtbarsten Härte heimsuchte.

Er drang darauf, daß sie in vergangene Zeiten zurückgriff und auch diejenigen strafte, welche vor zehn und zwanzig Jahren Aeußerungen gethan oder Strebungen gehegt hatten, welche seiner glaubenswüthigen Anschauung widersprachen. Unter den vielen Opfern, welche Pius V. schlachten ließ, wurde der edle Carnesecchi, der sich bei den ersten schwachen Regungen der Reformation in Italien betheiligt hatte, am meisten bedauert. Weder die Freundschaft vieler hoch stehender Gönner, noch sein Alter entwaffneten den starren Papst. Pius V. ließ ihn verbrennen. Die Venetianer zwang er, ihm den hochherzigen Guido Zanetti von Fano auszuliefern. Der Erzbischof von Toledo, Carranza konnte einem entehrenden Urtheilsspruche nicht entgehen, so viel er auch, namentlich in England, gethan hatte, um die sogenannten Ketzer auszurotten. Ein Auto=da=fe folgte auf das andere, bis die letzte Spur irgend einer Annäherung an den Protestantismus vollständig vernichtet schien. Nach dem Jahre 1570 kamen fast nie mehr Italiener unter den Opfern der römischen Inquisition vor. Ausländer gaben ihr die reichlichste Nahrung. So gründlich vertilgte Pius V. jede Aeußerung freier religiöser Ansichten. Denselben finstern Geist der Verfolgung hauchte er den untergeordneten Geistlichen und den katholischen Fürsten ein. Die Bartholomäusnacht war die Frucht, welche an dem von Pius V. gehegten Baume des Ketzerhasses wuchs, obgleich nicht nachgewiesen werden kann, daß er dieselbe unmittelbar veranlaßte. Dem Grafen Santafiore, welcher die Hülfstruppen befehligte, die er dem Könige von Frankreich sandte, ertheilte er die bestimmte Weisung, keinen Hugenotten gefangen zu nehmen, sondern alle nieder zu machen! Hat jemals ein heidnischer Despot grausamere Befehle erlassen? Die Zahl der Verurtheilungen, welche von einer Behörde ausgingen, war Pius V. ein Maßstab ihres Eifers. Diejenige, welche nicht strafte, beschuldigte er der Nachlässigkeit, ganz unbekümmert um die Frage, ob dazu irgend ein Grund selbst nach den Regeln der Ketzerrichter vorlag. Mit der haarsträubendsten Grausamkeit schärfte er die unsinnigen Gebräuche seiner Kirche ein. Er verbot jedem Arzte, einen Kranken länger, als drei Tage zu besuchen, falls dieser mittlerweile nicht gebeichtet habe. So machte er die Aerzte zu Häschern des Pfaffenthums und das Krankenbett zur unerträglichsten Marter=Anstalt. Auf Verletzung des Sabbaths und Gotteslästerung, zwei Vergehen, unter welchen sich alles mögliche begreifen läßt, und unter deren Vorwande fast jeder unschuldige zur Strafe gezogen werden kann, setzte er die strengsten Strafen. Die Reichen konnten sich zwar mit Gelde loskaufen, die Armen aber mußten Schimpf und Schande, Schläge und selbst die Durchbohrung der Zunge über sich ergehen lassen.

Die Bulle in coena Domini, welche seit alten Zeiten den Fürsten der Christenheit gerechten Grund zur Beschwerde gegeben hatte, ließ er wieder verkünden und schärfte sie noch durch einige verletzende Zusätze. Er ging in seinen oberpriesterlichen Anmaßungen so weit, daß selbst der Pfaffenknecht Philipp II. ihm andeuten ließ, daß ein auf's äußerste gereizter Fürst fähig sei, ihm Widerstand zu leisten.

Pius V. macht uns besser, als irgend ein anderer Papst anschaulich, daß die römische Kirche einer Verbesserung durchaus unfähig ist, denn alles, was von dem Standpunkte derselben aus als Verbesserung erscheint, ist in der That eine Verschlechterung. Größere Strenge in der Aufrechthaltung der unsinnigen und grausamen Lehren des Papstthums konnte nur zu größerm Unsinne und empörenderer Grausamkeit führen. Geringere Nachsicht gegen die Schwächen der Menschen wirkte aller Orten im höchsten Grade verletzend. Je mehr der Papst darauf hielt, daß Erzbischöfe, Bischöfe und Pfarrer unausgesetzt in ihren Bezirken wohnten, desto mehr wurden sie selbst und ihre sogenannten Schaafe gepeinigt. Je schwerer es war, Dispense zu erhalten, desto drückender wurden die Ketten, in welche das Pfaffenthum hohe und niedere Gläubige geschlagen hatte. Das Joch des Papstthums wird nur dadurch einigermaßen erträglich, daß es die Menschen, sei es auf Stunden oder Tage,

vergessen können. Werden sie aber immer und immer wieder daran erinnert, so ist es auch für den dummsten und feigsten Knecht zu drückend. Pius V. glaubte, ein großer Mann zu sein, wenn er, nachdem er die besten Menschen seiner Zeit hatte verbrennen, köpfen oder in den Kerkern verschmachten lassen, baarhaupt und baarfuß in der Mönchskutte zu den verschiedenen in Rom verehrten Fetischen umherging. Dem Freunde der Freiheit und unverdorbener menschlicher Entwickelung gereicht es zur Befriedigung, daß trotz allem seinem Eifer für die katholische Kirche Pius V. sich sehr unglücklich fühlte, des Daseins überdrüssig war, und sich oft darüber beklagte, sein Leben sei, seit er den päpstlichen Stuhl bestiegen, eine ununterbrochene Reihe von Kränkungen und Verfolgungen gewesen. So mußte er fühlen, daß dieselben Beweggründe, welche ihn in Thätigkeit setzten, auch gegen ihn wirkten. Wenn nicht dieselben Missethaten, welche er zu verüben im Stande war, so litt er doch dieselben und vielleicht noch heftigere innere Qualen, als er Anderen bereitete.

Seine Verehrer rühmten von ihm, er sei demüthig, geduldig und kindlich gewesen. Von der Demuth und der Geduld besaß er aber nur diejenige Außenseite, welche sich die Mönche anzueignen pflegen, und von dem Kinde nur diejenige Unwissenheit, welche ihn unfähig machte, die von ihm angeordneten Schändlichkeiten in ihrer ganzen Bedeutung zu erkennen. Auch als Papst kasteite er sich noch, wie früher als Bettelmönch. Pfaffen und Pfaffenknechte mögen darin große Selbstverleugnung erkennen. Vernünftige Menschen sehen in allen Selbstpeinigungen nur beklagenswerthe Verirrungen der menschlichen Natur, welche, durch ihren Gegensatz zu den gewöhnlichen Ausschweifungen der Päpste, nicht Tugenden werden.

Eine für das Papstthum sehr wichtige Verordnung war es, daß er unter den strengsten Strafen jede Veräußerung von Theilen des Kirchenstaats verbot. Er machte dadurch den verderblichen Kämpfen zwischen den Familien der verschiedenen Päpste, die sich um einzelne Herrschaften und Fürstenthümer stritten, ein Ende. Die Begünstigung der Neffen der Päpste hörte aber natürlich in dessen Folge nicht auf, vielmehr nahm sie nur eine andere Gestalt an. Es wurde nach und nach zum Grundsatze, daß ein Neffe Cardinal, und mit hohen Kirchenwürden überschüttet, ein anderer mit weltlichen Ehrenstellen und einer reichen Frau ausgestattet wurde. Diese beiden Neffen rissen gewöhnlich den größten Theil der päpstlichen Einkünfte an sich und übten einen überwiegenden Einfluß in Kirche und Staat aus — nie zum Besten der Völker, immer nur um ihren eigenen Leidenschaften zu fröhnen.

Pius V. starb den 1. Mai 1572. Er hatte der katholischen Kirche eine neue Anregung gegeben, welche, gekräftigt durch die Jesuiten, mit ihm nicht endigte, vielmehr zunahm, und nicht ruhte, bevor fast ganz Europa zu einem großen Schlachtfelde geworden war.

Pius IV. hatte durch den Abschluß des Conciliums von Trient die Brücke abgebrochen, welche bis zu seiner Zeit den Abgrund zwischen Katholicismus und Protestantismus, scheinbar wenigstens, bedeckte. Pius V. sprang über denselben, das Schwert und die Brandfackel in der Faust, um die Völker, welche das Joch des Papstthums abgeschüttelt hatten, mit Gewalt wieder zu unterwerfen. Mit Pius V. beginnt daher ein neuer Abschnitt in der Geschichte des Papstthums: der systematische und blutige Kampf gegen den Protestantismus. Zwar verging noch ein halbes Jahrhundert, bevor er bis zu seiner Wiege, nach Deutschland, getragen wurde. Um so furchtbarer begann er aber in den Niederlanden und in Frankreich. Wo offene Gewalt nicht rathsam schien, griffen die Anhänger der katholischen Kirche zu Gift und Dolch und nahmen zu Verschwörungen ihre Zuflucht.

Die römisch-katholische Partei hatte von der Zeit an, da die Päpste aufhörten, weltliche Dinge zum Mittelpunkte ihrer Bestrebungen zu machen, und ihre volle Kraft der Kirche, die sie beherrschten, widmeten, vor der protestantischen manches voraus. Sie besaß

zu Rom ein Haupt, dem sich in kirchlichen Dingen alle Fürsten ihres Glaubens willig unterordneten, eine Gemeinschaft der Grundsätze und eine Mehrzahl eifriger Genossenschaften, wie sie sich im protestantischen Lager nicht fanden. Sie hatte für sich die ganze Kraft eines organisirten Despotismus, der sich auf ein unabänderliches und gleichmäßiges Bekenntniß stützte und in allen Gläubigen, besonders aber den zahlreichen Mönchsorden und den für ihre Herrschaft besorgten katholischen Fürsten schlaue und mächtige Werkzeuge fand. Die Protestanten zerfielen in mehrere Secten, ihre Herrscher wurden durch kein gemeinsames Band, wie durch das Papstthum die Katholiken, zusammen gehalten und jenseits der Grenzen seines Gebiets besaß kein protestantischer Machthaber irgend eine verfügbare Gewalt. Doch dieselbe Organisation, welche der katholischen Partei Kraft verlieh, legte ihr auch ein schweres Joch auf, ein Joch, welches die Protestanten verabscheuten, und das sie lieber auf Tod und Leben bekämpfen, als geduldig tragen wollten. Wenn die Freiheit nicht schwerer wöge in der Schaale der Geschichte, als die Organisation, so hätte der Sieg dem Papstthum zufallen müssen. Sie glich aber das Mißverhältniß der Organisation zu Gunsten der Menschheit aus. Der Geist vermag mehr, als die Form, die Freiheit mehr, als der Despotismus.

Wie zu der Zeit, da die eine Hälfte des römischen Reiches schon verloren gegangen war, die Kaiser von Neu-Rom aber alle ihre Ansprüche auf sie noch behaupteten, und z. B. unter Justinian mehrere Provinzen wieder gewannen, so rafften sich jetzt die Päpste, nachdem sie die eine Hälfte ihres Reiches verloren hatten, auf, und suchten dieselbe zurück zu erobern.

Bevor aber die katholische Partei hoffen konnte, siegreich gegen den Protestantismus vorzuschreiten, mußte sie in den ihr treu gebliebenen Provinzen ihre Herrschaft befestigen. Das hatte Pius V. mit furchtbarer Grausamkeit gethan. Jede Aeußerung einer Ansicht, welche dem römischen Glauben nicht vollkommen entsprach, war von ihm mit so rastloser Wuth verfolgt worden, daß fast Niemand eine solche in Italien, Spanien und Portugal mehr wagte. Natürlich ließen sich in gleichem Maße, wie die Aeußerungen, die Gedanken nicht Zwang anthun. Die Heuchelei und die Verstellung mußten die Stelle des Glaubens, und der Fanatismus diejenige inniger Ueberzeugung ersetzen.

Zu keiner Zeit hatte sich die römische Kirche auf die innere Kraft ihrer Wahrheit verlassen. Immer war sie gegen Andersglaubende grausam gewesen. Stets hatte sie jede Ueberzeugung, welche von ihren Formeln abwich, als Sünde und Verbrechen verfolgt. Allein niemals war sie mit so systematischer Schärfe verfahren, als seit den Tagen der Reformation. Glücklicherweise war ihre Macht gebrochen. Der Glaube der Völker stand nicht mehr auf ihrer Seite, wie im finstern Mittelalter.

Gregor XIII., der Nachfolger Pius V., mochte noch so laut seine Freude über die Pariser Bluthochzeit (1572) an den Tag legen, es mochten in Frankreich dem Protestantismus blutige Wunden geschlagen werden; der Geist des Fortschritts wurde darum doch nicht vertilgt. Die französische Literatur und die Revolutionen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, welche weit über die Grenzen der Reformation hinaus gingen, beweisen deutlich, daß es leichter war, Menschen zu morden, als der Richtung der Zeit Schranken zu ziehen.

Gregor XIII., früher Hugo Buoncompagno aus Bologna, war ursprünglich ein Rechtsgelehrter gewesen, und ohne Zweifel ein schlimmer Rabulist. Durch die niedrigsten Advokatenkünste suchte er den leeren Schatz der Kirche zu füllen. Uneingedenk der Thatsache, daß alle Gewalt und Macht der Päpste selbst nur auf Verjährung beruhe, griff er den verjährten Besitzstand des Adels des Kirchenstaats an, und ließ alle diejenigen Güter desselben, deren er habhaft werden konnte, einziehen. Er that dieses nicht, wie früher Alexander VI. und

sein Sohn Cäsar Borgia, durch kriegerische Ueberfälle, Gift und Dolch. Er glaubte, seinen Zweck leichter durch Prozesse, die er zahlreichen Besitzern von Kirchengütern machen ließ, erreichen zu können. Da die Gerichte gänzlich von ihm abhängig waren, so gelang es ihm leicht, bedeutende Landgüter an sich zu bringen und ansehnliche Summen zu erpressen. Das so gewonnene Geld verwandte er auf die Gründung von Jesuiten-Schulen und andere ähnliche Anstalten. Die Folge seiner Maßregeln blieb aber nicht aus. Das von ihm geübte Unrecht reizte die stolzen Adels-Familien auf's äußerste. Sie verbanden sich mit den im Kirchenstaate immer zahlreichen Räubern und Banditen. Die benachbarten Fürsten, gegen welche Gregor ähnliche Ränke spann, wie gegen den Adel des Kirchenstaats, gaben den Verfolgten Zuflucht. Der Papst vermochte keine Ordnung zu halten. Er begnadigte sogar, vertragsweise, den schlimmsten aller Räuber- und Banditen-Häuptlinge, Alphons Piccolomini, weil er glaubte, nur dadurch das bedrohte Leben seines unehelichen Sohnes Giacomo retten zu können.

Die einzige rühmenswerthe That dieses Papstes war die Einführung des nach ihm benannten Gregorianischen Kalenders, durch welchen die Jahreszeiten mit dem damaligen Zustande der Sternkunde in Uebereinstimmung gebracht und größeren Abweichungen für die Zukunft vorgebeugt wurde.

Sixtus V., welcher, bevor er berufen wurde, die katholische Heerde zu weiden (1585) in seiner Jugend Schweine gehütet hatte, gereichte seine frühere Beschäftigung nicht zur Unehre. Wenn er später, als Papst, nicht so gewaltthätig gewesen, wäre gewiß Niemand auf den Gedanken gerathen, es würde für die Menschheit besser gewesen sein, er wäre Schweinehirt geblieben. Der Republikaner muß sich freuen, zu sehen, daß auch aus den untersten Klassen der Gesellschaft Einzelne sich emporschwingen können, allein er bedauert, wenn diese glücklichen nicht die besten Bürger, sondern entweder, wie zu den Zeiten der römischen Kaiser, die wildesten Krieger, oder, wie in den Tagen der Päpste, die schlauesten Priester waren.

Sixtus V. gab die von Gregor versuchte Methode der Geld-Erpressung auf, hatte aber viele Mühe, die durch dieselbe hervorgerufenen Wirren zu beseitigen. Er führte mehrere neue Abgaben ein, welche durch die Art der Erhebung noch weit drückender wurden, als sie außerdem gewesen wären. Er überließ nämlich den ganzen Betrag der neuen Steuern unzähligen Beamten, die er schuf. Diese mußten ihre Stellen theuer bezahlen, preßten aber zehnfach mehr, als sie gegeben, dem Volke aus. So erhielt der Papst zwar sofort ansehnliche Summen. Das Volk aber hatte auf Jahrzehnte hinaus, unerträgliche Abgaben zu leisten. Viele Aemter, welche bis dahin immer unentgeltlich vergeben worden waren, machte er käuflich, so z. B. die Notariate, die Aemter der Fiscale, des Kammer-Anwalts und selbst des Armen-Anwalts Außerdem schuf er viele hundert neue Aemter, welche alle er verkaufte. Es ist schwer zu sagen, welche Methode der Geld-Erpressung im Grundsatze schlechter war, diejenige Gregor's XIII. oder seines Nachfolgers. In der Ausführung brachte die letztere allerdings größere Geldsummen ein; allein sie lastete auch schwerer auf dem Volke. Auf diese Weise erlangte übrigens Sixtus bedeutende Geldmittel, welche er theils im Castel St. Angelo niederlegte, theils auf kostbare Bauten verwendete. Unter diesen verdient vor allen anderen sein Aquäduct gerühmt zu werden, welcher Rom mit gutem Wasser versah. Die blinde Wuth, mit welcher er aber die wenigen Ueberreste des Alterthums verfolgte, sie zerstörte, oder doch in christliche Denkmäler umwandeln ließ, sprach mehr für seine mönchische Beschränktheit, als für seinen Kunstsinn. Wir können es einer noch im Kampfe begriffenen Macht nicht verargen, wenn sie alle diejenigen Bauwerke zerstört, welche ihrem Feinde neue Kräfte zuzuführen oder die alten in ihrer Anhänglichkeit zu bestärken geeignet sind. Allein der Streit zwischen Heidenthum und Christenthum war

längst beendigt. Der Donnergott hatte so wenig als seine Tochter Minerva mehr Anhänger in Rom. An die Stelle Apollo's und der Musen waren andere Götter und Heilige getreten. Der Olymp bereitete dem christlichen Himmel keine Gefahren mehr. Sixtus V. konnte daher ohne alles Bedenken die Vorzeit in ihren Kunstwerken unangetastet lassen. Allein er haßte sie, und daß er diese Leidenschaft nicht zügelte, gereicht ihm zur ewigen Schande.

Dieselbe Gewaltthätigkeit, welche er an den Denkmälern der Vergangenheit, verübte er auch an der Wissenschaft und an den Künsten seiner Zeit. Der unsinnigste Wunderglaube erhielt vom Papste Nahrung und Aufmunterung. Allein jede Regung der Wissenschaft wurde von ihm im Keime erstickt, und die Kunst duldete er nur als Dienerin seines Glaubens.

Der römische Hof hörte auf, sich öffentlich im Schmutze der Ausschweifungen zu wälzen, wie er in den Tagen Alexander's VI. gethan hatte. Doch die Tugend, christliche Einfachheit und Liebe traten nicht an die Stelle des zur Schau getragenen Lasters. Die Habgier und die Herrschsucht hüllten sich nur sorgsamer in das falsche Gewand der Heiligkeit. Die Wollust zog sich in dunkele Gemächer zurück. Es galt, dem rollenden Rade der Zeit in die Speichen zu fallen, den freien Geist, der in Europa erwacht war, wieder in Fesseln zu schlagen. Um dieses thun zu können, durften die Päpste nicht, wie früher, ihren Leidenschaften unverdeckt fröhnen. Sie mußten die Larve des Glaubenseifers, der Frömmigkeit und der Sittenreinheit tragen, um noch einmal die Menschheit zu unterjochen.

Die endlichen Beschlüsse des Concils in Trient, welches die Schlauheit der Päpste vollständig beherrscht hatte, gaben der römisch-katholischen Partei ihre neue Verfassung und bestimmten den Charakter ihrer Kirche bis auf unsere Tage hinaus. Diejenigen Prälaten, welche bei denselben mitwirkten, und diejenigen Fürsten, welche sie annahmen, bildeten die Macht des Papstthums. Alle Völker, Fürsten und Geistliche, welche sich diese Beschlüsse nicht gefallen ließen, wurden vorläufig verflucht und vermaledeit, in Erwartung der Zeit, da sie vertilgt oder mit Gewalt wieder unter das alte Joch gebracht werden konnten. Von jeher hatte die Herrschaft der Päpste auf dem Glauben der Völker geruht. Dieser war aber nicht die Frucht freier Forschung, oder eigener Wahl. Keineswegs! Er war die Folge theils des gemeinschaftlichen Interesses zahlreicher Machthaber, die darin ihre festeste Stütze fanden, theils zwingender Gewalt, welche dem Kinde den Glauben aufnöthigte, dem Knaben, bevor er denken konnte, dessen Bekenntniß zur Pflicht machte und den Mann, welcher von demselben im geringsten abwich, als Sünder züchtigte und als Verbrecher strafte. Dieselben Einflüsse, welche auf die gesammte katholische Welt, wirkten auch zurück auf die Päpste. Obgleich diese immer als die Vertreter der katholischen Christenheit verehrt, obgleich sie in kirchlichen Dingen unfehlbar genannt wurden, machten, wenn auch nicht auf der Bühne, sondern hinter den Coulissen, Cardinäle, Ordensgenerale, Bischöfe, Kaiser, Könige und Fürsten, ihre Stimmen auch geltend. Kein Papst hätte sich auf dem sogenannten Stuhle Peter's halten können, der es gewagt hätte, den von diesen Pfeilern der Kirche einmüthig angenommenen Glaubenssätzen entgegen zu treten. Könige und Kaiser, wie Philipp II. von Spanien und Ferdinand II. von Deutschland, Ordensgenerale, z. B. der Jesuite Lainez, Inquisitoren, wie Ximenes de Cisneros, Bischöfe, wie Carlo Borromeo von Mailand gaben nicht selten der katholischen Kirche Anregungen, denen sich selbst die Päpste nicht entziehen konnten. Während die eine Hälfte Europas sich vom Papstthum lossagte, gewann im Süden die starre Partei, welche sich jeder Annäherung an den Protestantismus widersetzte und auf unbedingte Unterwerfung drang, die Ueberhand, und diejenigen, welche, sich selbst unbewußt, durch ihren Verkehr mit Protestanten einige denselben entlehnte Formeln angenommen hatten, wie z. B. der Cardinal Carranza, Erzbischof von

Toledo, oder welche der Ansicht waren, daß durch eine gewisse, kluge Nachgiebigkeit allein die verlorene Herrschaft des Papstes im Norden wieder hergestellt werden könne, z. B. die Cardinäle Pole und Contarini, mußten mit Schimpf und Schande das Feld räumen. Die mächtige Partei der unversöhnlichen Bigotten riß die Herrschaft in Rom und in den übrigen katholisch gebliebenen Ländern an sich und trat, so weit ihre Macht reichte, jede abweichende Anschauungsweise mit Gewalt nieder. Ketzerhaß wurde die Losung und bildete den Maßstab der Glaubenstreue im katholischen Lager. Wohl mochten sich im Schooße der römischen Kirche manche Gemüther finden, welche ihre milderen Gesinnungen beibehielten, welche die ihnen eingeprägten Glaubenssätze und Ceremonien annahmen und die ihnen gegebenen Vorschriften beobachteten, ohne darüber nachzudenken, wie sie sich mit dem Christenthume oder der Vernunft in Uebereinstimmung bringen ließen. Allein diese mußten sich zu der Rolle der Diener bequemen. Einfluß und Gewalt besaßen von nun an nur diejenigen, welche entweder aus Fanatismus oder aus Schlauheit den Ketzerhaß und eine blinde Unterwürfigkeit unter die Befehle des Papstes öffentlich zur Schau trugen.

Diese neue, oder richtiger, mit neuer Kraft eingeschlagene, aber alte Richtung der katholischen Kirche war die Folge vieler zusammen wirkender Kräfte, aus welchen wir das Papstthum, die Kirchenversammlungen, die Mönchsorden und unter diesen namentlich die Jesuiten, endlich die Inquisition hier besonders hervorheben. In wiefern die weltlichen Fürsten dabei mitwirkten, und welche Erfolge die katholische Kirche da und dort errang, werden wir bei der Geschichte der einzelnen Staaten Europa's näher nachweisen. Hier müssen wir uns mit einigen übersichtlichen Bemerkungen begnügen.

Mit Feuer und Schwert wurde auf den beiden Halbinseln des südlichen Europa: in Italien, Portugal und Spanien jede Annäherung an den Protestantismus im Blute der edelsten Männer erstickt. Allein mit dem Eisen konnten die Päpste in den übrigen Staaten Europa's nichts durchsetzen. Die List mußte also hier der Gewalt erst die Bahn brechen. Zu diesem Dienste waren die Jesuiten trefflich zu gebrauchen. Sie schlichen sich in die Staaten, welche ganz oder doch zum Theile protestantisch geworden waren, ein, gewannen Gönner und Anhänger und arbeiteten so lange im Stillen und in's geheim, bis sie sich stark genug fühlten, die Rollen der Meister zu übernehmen. Dann vollendeten Henker und Soldknechte das von ihnen begonnene Werk.

Wir haben weiter oben gesehen*), wie stark die Reformation kurz nach dem Augsburger Religionsfrieden in Deutschland gewesen war. Das änderte sich bald, als die Jesuiten festen Fuß in unserm Vaterlande faßten.

Schon im Jahre 1550 suchte der Jesuite Le Jay auf dem Reichstage zu Augsburg im Trüben zu fischen. Der Beichtvater Ferdinand's I., der Bischof Urban von Laibach lernte ihn kennen und wurde von ihm gewonnen. So erlangte Loyola's Schaar Einfluß und Macht in Deutschland. Der Beichtvater bestimmte seinen Herrn, ein Jesuiten-Collegium in Wien zu gründen, und selbst an Loyola zu schreiben. Im Jahre 1551 langten schon dreizehn Jesuiten, unter ihnen Le Jay, in Wien an, erhielten von Ferdinand eine Wohnstätte, Kapelle und Jahrgehalt. Bald wurden sie der Universität einverleibt, über welche ihnen Ferdinand sogar die Aufsicht anvertraute. In ähnlicher Weise setzten sich die Jesuiten kurz darauf zu Köln und in Ingolstadt fest, woselbst sie gleichfalls die gesammte Jugend-Erziehung an sich rissen. Im Jahre 1556 berief sie Ferdinand nach Prag. Die Schule, die sie dort gründeten, war hauptsächlich für den Adel bestimmt. Das Beispiel des Kaisers, welcher ihnen seinen Schutz so wirksam ertheilt hatte, blieb nicht ohne Erfolg. Der Erzbischof von Gran gründete 1561 ein Jesuiten-Collegium zu Tyrnau in Ungarn, Wilhelm Prussinowsky ein anders zu Olmütz. Kurz darauf nistete sich der Orden auch in

*) S. § 13. S. 80 ff.

Brünn ein. So kam allmälig ganz Oesterreich unter dessen Zuchtruthe. Von Köln aus verbreiteten sich die Jesuiten über das gesammte Rheinland. Im Jahre 1561 gründeten sie unter dem Schutze des Erzbischofs von Trier ein Collegium zu Koblenz, und unter den Fittigen des Erzbischofs von Mainz eines zu Mainz und ein anderes zu Aschaffenburg. Zu Speier, Frankfurt a. M. und Würzburg setzten sie sich rasch hinter einander fest, und aller Orten brachten sie dem Protestantismus schwere Niederlagen bei. Zu Halle in Tyrol, München, Dillingen und Augsburg gründeten sie Erziehungs-Anstalten. Schon im Jahre 1561 rühmte von ihnen der päpstliche Legat, daß sie „viele Seelen gewännen, und dem heiligen Stuhle große Dienste erwiesen."

Die Jesuiten verstanden es trefflich, mit dem Schleier des göttlichen Geheimnisses die Schwächen ihrer Glaubenssätze zu verhüllen, diejenigen der Protestanten aber mit dem Brandmale der Ketzerei und der Unfolgerichtigkeit zu bezeichnen. Sie fesselten die Menschen, indem sie ihren Leidenschaften Nahrung gaben und beuteten die verblendeten Opfer, die sie gefangen hatten, zu ihren eigennützigen Zwecken aus. Wo ihnen die weltliche Gewalt zur Verfügung stand, machten sie von derselben den ausgedehntesten Gebrauch. Aber auch in diesem Falle vermieden sie möglichst jedes Aufsehen, um nicht die schlummernde Wachsamkeit der protestantischen Fürsten aufzuwecken. Falls ihnen die Obrigkeiten nicht unbedingt Gehorsam leisteten, bedienten sie sich der mannigfaltigsten Kunstgriffe. Der allgemein verbreitete Hexenglauben kam ihnen trefflich zu statten. Wo sie den protestantischen Glauben nicht als Verbrechen behandeln konnten, verfolgten sie ihre Gegner unter dem Aushängeschilde der Hexerei. Die Protestanten, welche den Hexenglauben nicht minder eifrig hegten, als die Katholiken, gingen in die Falle und verbrannten willig als Hexen und Hexenmeister diejenigen der ihrigen, welche sie wegen ihres protestantischen Glaubens nimmermehr dem Hasse der Jesuiten preis gegeben hätten. Häufig diente den Jesuiten die Halbheit der Protestanten zu ihren Zwecken. Diese standen, gleich den Katholiken, nicht auf dem festen Boden der Vernunft, sondern auf dem Grunde des Glaubens. Sie unterschieden sich nur darin, daß die Einen etwas mehr, die Anderen etwas weniger, die Einen den Päpsten, die Anderen dem Luther, Calvin und den übrigen Reformatoren glaubten. Die Jesuiten, welche systematisch zu Werke gingen, auf höhern Befehl handelten, zersplitterten ihre Kräfte nicht, und verloren deren keine im Kampfe mit ihren Gegnern. Die Protestanten dagegen, welche unter sich, in Glaubenssachen wenigstens, nicht ganz einig waren, welche unter keinem gemeinschaftlichen Oberhaupte standen, nirgends auf einem größern Gebiete planmäßig verfuhren, überdieß niemals die Stimme des Gewissens so vollständig, wie die Jesuiten, betäubten, hatten die größte Mühe, dem Orden die Spitze zu bieten, wo sich dieser mit Genehmigung oder gar auf Ersuchen der weltlichen Obrigkeit niedergelassen hatte.

Seit den Tagen Luther's hatten die Protestanten auf dem Gebiete der Gelehrsamkeit einen noch größern Sieg, als auf demjenigen des kirchlichen Lebens über ihre Gegner davon getragen. Auch diesen machten die Jesuiten ihnen jetzt streitig. Sie schufen eine ganz neue Gottesgelehrsamkeit, welche darauf berechnet war, den Katholiken neue Stützpunkte im Kampfe mit dem Protestantismus zu bieten und die überwiegende Festigkeit des katholischen Glaubens darzuthun. Ingolstadt wetteiferte bald mit Wittenberg und Genf, den alten Stammsitzen protestantischer Wissenschaft. In ihren lateinischen Schulen legten die Jesuiten den Grund zur Ausbildung oder vielmehr zur Abrichtung ihrer Zöglinge; denn die Lehrmethode der Jesuiten, so geschickt sie auch gewählt war, konnte niemals selbstständige Forschung anregen, vielmehr nur den vorhandenen Stoff, in römisch-katholischer Verarbeitung, schablonenmäßig ihren Zöglingen beibringen. So unwissenschaftlich die Jesuiten auch zu Werke gingen, d. h. so sehr ihr ganzes Streben auch darauf gerichtet war, die Wahrheit zu

bekämpfen und nur deren Schein sich anzueignen, so flößten sie doch ihren Anhängern ein Gefühl der Sicherheit und ein Selbstvertrauen ein, welches den Protestanten, gerade weil sie gewissenhafter und sorgfältiger zu Werke gingen, oft gebrach. Die Jesuiten, welche über bedeutende Geldmittel zu verfügen hatten, und mächtige Gönner besaßen, außerdem ihre Dienste den Oberen unentgeltlich zu leisten verpflichtet waren, konnten aus allen diesen Gründen, da, wo es die Umstände erheischten, den Schülern die billigsten Bedingungen stellen. Sie wußten sich dafür an anderen Orten für die Opfer, die sie brachten, mehr als dreifach bezahlt zu machen. Die Doppelzüngigkeit und die glatte Außenseite der Jesuiten täuschte nicht selten Protestanten und selbst minder eifrige Katholiken über deren eigentliche Zwecke. Zu spät nahmen die Eltern, welche ihnen ihre Kinder anvertraut hatten, oft wahr, daß diesen eine Richtung gegeben wurde, welche ein friedliches Leben in der Familie und in der Gemeinde durchaus unmöglich machte. Der wüthende Ketzerhaß, der Eifer für die Aeußerlichkeiten des katholischen Gottesdienstes, für Fasten, Reliquien und öffentliche Umzüge, und die blinde Unterwürfigkeit unter das Papstthum, welche die Söhne Loyola's ihren Zöglingen einflößten, trat mit diesen zugleich in die Kreise des bürgerlichen Lebens ein. Vier Fünftheile der deutschen Katholiken unserer Tage glauben an die römische Religion, weil es den Jesuiten vor drei Jahrhunderten, mit Hülfe katholischer Fürsten, gelang, deren Vorfahren in das kaum zerrissene Netz des Papstthums wieder zu verstricken. So wenig Selbstthätigkeit bekunden die meisten Menschen bei der Wahl ihrer Religion! So viel hängt für die Nachwelt von den Thaten und den Leiden der Vorfahren ab! Nicht bloß der Verstand und das Streben nach Wahrheit und Freiheit, sondern auch der Unverstand und der Eifer für Aberglauben und Knechtschaft nehmen bisweilen einen großartigen Aufschwung und erringen bedeutungsvolle Siege. Auf die inmitten der deutschen Nation durch Luther angeregte geistige Bewegung, deren Zweck, trotz aller ihrer Verirrungen, im wesentlichen doch dem Bessern zugewendet war, folgte die von Ignatius Loyola, Pius V. und anderen spanischen Jesuiten und Dominicanern, sowie von italienischen Päpsten getragene, deren Zweck die Aufrechthaltung des alten Aberglaubens, die Bekämpfung der Fortschritte der Neu-Zeit und die Vertilgung aller Freiheit auf kirchlichem Gebiete war.

Durch die Reformation war die Gewalt der deutschen Fürsten ansehnlich vermehrt worden. Die Jesuiten bedienten sich dieses Wechsels mit großem Geschicke, indem sie mit Hülfe der vergrößerten Macht der katholischen Landesherren den Protestantismus innerhalb deren Grenzen bekämpften. In Baiern machten sie zuerst den Anfang. Herzog Albrecht V. ließ sich ganz von ihnen leiten. Er schloß (1563) denjenigen Theil des Adels, welcher protestantisch geworden war, von dem Landtage aus, beschwichtigte die Städte mit schönen Worten und führte dann die katholische Religion mit Gewalt wieder in seinem Lande ein. Die protestantischen Prediger und selbst die Laien, welche nicht katholisch werden wollten, wurden aus dem Lande gejagt. Jede obrigkeitliche Person, welche Protestanten duldete, wurde auf's härteste bestraft. Alle protestantischen Bücher wurden verbrannt, und nur Bücher von streng katholischer Richtung geduldet. Als Herzog Albrecht Vormund über den Sohn des in der Schlacht von Moncontour gefallenen Markgrafen Philipp von Baden wurde, ließ er den Knaben in der katholischen Religion erziehen und führte auch in dessen Lande gewaltsam das Papstthum wieder ein (1570 und 1571). In seiner Umgebung hatte der Herzog nur Leute von jesuitischer Gesinnung. Wer bei den Söhnen Loyola's nicht in gutem Geruche stand, konnte nicht hoffen, Gunstbezeugungen von ihm zu erhalten. Furcht vor Strafe und der Wunsch, dem Herzoge zu gefallen, in Verbindung mit der Erziehung der Jugend, welche den Jesuiten preis gegeben wurde, wirkten gewaltig auf die gedankenlosen und schlaffen Massen. Diejenigen, welche lieber Haus und Hof, als ihren Glauben aufgeben wollten, hatten Mühe, in fremden Gegenden wieder eine Heimath zu

finden und diejenigen, welche hofften, im Lande selbst sich ihren Glauben bewahren zu können, irrten sich wenigstens was ihre Kinder betraf, da diese, von Jesuiten erzogen, bald den Eltern selbst gefährlich wurden, indem sie zu Spionen des Familienkreises abgerichtet wurden, so daß die protestantische Gesinnung sich selbst am heimischen Heerde nicht mehr kund zu thun wagte. Ganz in derselben Richtung verfuhren die geistlichen Fürsten von Mainz, Trier, Köln, Osnabrück und Würzburg. Das zu Trient aufgestellte Glaubensbekenntniß mit seinen Flüchen gegen jede abweichende Meinung bildete die Grundlage, von welcher alle Bestrebungen der Jesuiten ausgingen. Die Lehrer an den katholischen Universitäten, nicht bloß in der theologischen, sondern auch in allen übrigen Fakultäten wurden darauf beeidigt. Auf den Reichstagen, wie in den Kabinetten der Fürsten, leiteten die Jesuiten alle Angelegenheiten. Sie vereinigten die katholischen Stände zu einem festen Bunde gegen die Protestanten. Diese, statt in ähnlicher Weise, wie ihre Gegner zusammen zu halten, und dadurch ihren Maßregeln mehr Nachdruck zu verschaffen, blieben vereinzelt und vermochten daher dem planmäßigen Umsichgreifen der Jesuiten keine Schranken zu setzen.

Eine andere Wendung nahm der Religionsstreit in den Niederlanden, welche damals noch zum deutschen Reiche gezählt wurden, obgleich Philipp II. daselbst nach spanischer Methode herrschte. Vergebens hatte Karl V. seine Opfer auf dem Altare des Papstthums abgeschlachtet. Umsonst suchte dessen Sohn die Inquisition einzuführen. Die Niederländer griffen zu den Waffen, dem einzigen Mittel gegen hinterlistige Pfaffen und grausame Tyrannen, das aber Muth und Ausdauer erfordert, Eigenschaften, welche leider nicht alle Menschen besitzen, auch wenn sie noch so viel von Freiheit sprechen und für Wahrheit begeistert zu sein vorgeben. Die Schilderung ihres Kampfes bleibt einem spätern Abschnitte*) vorbehalten.

Hier genüge die Bemerkung, daß, wenn es den Jesuiten gelang, Belgien, welches zur Hälfte protestantisch war, wieder katholisch zu machen, sie diesen Erfolg nur dem Schutze verdanken, den ihnen die weltliche Obrigkeit verlieh, und daß dieser Sieg mehr als aufgewogen wurde durch die Losreißung der sieben nördlichen Provinzen, zu welcher sie die kräftigste Anregung gaben. Schwerlich hätte Spanien den alle seine Kräfte verzehrenden Krieg mit den Niederlanden führen müssen, hätten die Jesuiten durch die Ränke, die sie spannen, und die Rathschläge, welche sie dem Könige und dessen Statthaltern ertheilten, die Protestanten nicht zum Aeußersten getrieben. Zwar suchten die Söhne Loyola's durch den Meuchelmord wieder zu gewinnen, was sie in offener Feldschlacht zu erlangen verzweifelten. Es gelang ihnen, dem Prinzen von Oranien durch die Hand eines Banditen den Tod zu geben, allein der Sohn ersetzte bald schon den Vater, und der Abscheu, den diese freche Mordthat in den Gemüthern aller besseren Menschen erregte, vermehrte deren Abscheu vor den finstern Lehren und Umtrieben dieser Mönche.

In den Niederlanden traten die Spanier der Reformation mit dem Schwerte, dem Henkerbeile und dem Holzstoße entgegen. In Frankreich verbanden die Katholiken mit der Grausamkeit Alba's den Fanatismus Loyola's. Die Pariser Bluthochzeit, durch welche den Hugenotten eine Niederlage beigebracht wurde, von der sie sich nie wieder erholten, drückte der katholischen Partei ein Brandmal auf, das sie nicht minder schändet, als die Inquisition, Jesuitismus und Papstthum, welche in Spanien und in Italien ihre festesten Stützpunkte fanden.

Die Schandthaten der Katholiken in den Niederlanden und in Frankreich rüttelten endlich die Protestanten Deutschlands aus ihrem Schlummer auf. Sie zeigten, was den Gegnern bevorstand, sollte es den Jesuiten gelingen, noch weitere Fortschritte zu machen. Allein die für die Reformation günstige Zeit war ungenützt vorüber gegangen. Ein großer Theil

*) Siehe den vierten Abschnitt.

Deutschlands, welcher früher protestantisch gewesen, war unter das alte Joch des Papstthums zurück gebracht worden. Es handelte sich jetzt nicht mehr, wie nach dem Augsburger Frieden um die Frage, ob ganz Deutschland für die Reformation gewonnen, sondern ob es wieder in die Ketten des römischen Stuhles gelegt werden könne? Die Protestanten mußten jetzt um ihr Dasein kämpfen, mußten sich vertheidigen, um nicht gänzlich vertilgt zu werden, während sie früher leicht einen vollständigen Sieg über ihre Gegner erringen konnten, wenn sie nicht die Hände in den Schooß gelegt hätten. Im Jahre 1576 erhoben sich die Ritter gegen den tyrannischen Abt Balthasar von Fulda, und zwangen ihn, die Regierung nieder zu legen. Der Adel von Baiern fügte sich nicht unbedingt in den Willen des Herzogs. Ein großer Theil desselben, den er nicht, wie Bürger und Bauern zum Lande hinaus jagen konnte, besuchte gar nicht die Kirchen, nachdem der Herzog die protestantischen geschlossen hatte. Im Jahre 1579 gelangte Gebhard Truchseß auf den erzbischöflichen Stuhl von Köln und that bald kund, daß er der Reformation freundlich gesinnt war. Maximilian II. begünstigte die Jesuiten nicht, sie vermochten daher in Oesterreich wenig auszurichten. Die Protestanten machten in den habsburgischen Ländern unausgesetzt Fortschritte, nicht bloß in Ober- und Unter-Oesterreich, sondern auch in Krain, Steiermark und in den slavonischen und ungarischen Provinzen. In der Hauptstadt Steiermarks war z. B. im Jahre 1571 nur ein Mitglied des Stadtraths katholisch, alle übrigen waren Protestanten. Außer Tyrol war die protestantische Partei um das Jahr 1578 überwiegend in allen Theilen der österreichischen Lande.

In Deutschland, Polen, Scandinavien, England und in den Niederlanden errang die katholische Partei nur in sofern dauernde Siege, als ihr die weltliche Gewalt zur Verfügung stand. Wo dieses nicht der Fall war, richtete sie nichts aus, und ihre Erfolge waren zweifelhaft, so lange die Obrigkeiten schwankten. Ein deutlicher Beweis, daß die katholische Religion in allen denjenigen Staaten, welche die Reformation ergriffen hatten, nicht durch die siegende Kraft der Ueberzeugung, sondern durch die zwingende Gewalt des weltlichen Armes wieder eingeführt wurde.

Die Jesuiten drangen schon in den Jahren 1569 und 1570 in Polen ein, woselbst sie mit Hülfe mehrerer Bischöfe zu Braunsberg, Pultusk, Posen und Wilna Niederlassungen gründeten. Allein da der Reichstag von 1573 beschloß, Niemand solle wegen seiner Religion belästigt werden, da der König sich nicht von ihnen beherrschen ließ, brachten sie keine wesentlichen Veränderungen hervor. Im Jahre 1579 wurde sogar die Zahlung der Zehnten an die Geistlichen vollständig eingestellt. Die Geistlichkeit mußte es sich gefallen lassen. Die Bauern athmeten freier. Sie hatten jetzt nur noch für den Adel zu arbeiten. Die schwere Abgabe, welche sie den Pfaffen so lange dafür bezahlt hatten, daß sie ihre Kinder im finstersten Aberglauben erzogen und sie selbst in dessen Ketten gefangen hielten, hörte auf. Doch die Freiheit ist nur die Folge der Bildung. Wo diese fehlt, findet die Knechtschaft immer wieder eine Hinterthür, zu welcher sie zurückkehrt, wenn sie auch zum Thore hinaus getrieben wurde.

Die Hoffnungen, welche die katholische Partei auf den König Johann von Schweden setzte, zerflossen in nichts. Vergebens hatte der Jesuit Possevin ihm vollständigen Ablaß ertheilt (1578); umsonst kehrte er mit päpstlichen Sendschreiben an den Hof von Stockholm zurück. Der König, von welchem er zuviel verlangte, mehr, als dieser jemals hätte halten können, brach mit den Jesuiten, entzog ihnen die bis dahin gewährte Unterstützung und machte dadurch ihrem Bleiben in Stockholm und den mit dem päpstlichen Stuhle eingeleiteten Unterhandlungen ein Ende.

Seit sich die Königin Elisabeth mehr und mehr auf die Seite der Protestanten neigte, zum Theil in Folge des Uebermuthes, mit welchem ihr die Päpste entgegen getreten waren,

hofften diese nun, durch Verschwörungen, die sie anzettelten, oder durch offenen Krieg England wieder unter ihr Joch zu bringen. Allein Philipp II. hatte mit den Niederländern genug zu thun, er hatte daher keine Lust, mit einem neuen mächtigen Feinde anzubinden Die Jesuiten, welche sich in geringer Zahl nach England wagten, vermochten dort, wie überall, wo sie die weltliche Gewalt gegen sich hatten, nichts auszurichten. Sie bewirkten zwar, daß einige geheime Katholiken sich ihnen annäherten, zugleich aber auch, daß die Wachsamkeit der Regierung geschärft wurde. Vortheil brachten sie der katholischen Partei nicht Der Versuch, welchen Papst Gregor XIII. machte, Irland mit Hülfe des englischen Flüchtlings Thomas Stukeley und des irländischen Flüchtlings Geraldine zu erobern (1579), scheiterte, obgleich der Graf von Desmond an dem Aufstande Theil nahm. Er legte den Grund zu den mannigfaltigen Bedrückungen und Leiden, welche seit dieser Zeit das unglückliche Land heimsuchten, und unter deren Last es sich nie wieder aufrichten konnte. Als es dem Papste Sixtus V. endlich gelang, Philipp II. zum Kriege wider England aufzuregen, mußten die Katholiken, nach dem Untergange der Armada (1589) ihre Hoffnungen aufgeben und ihre Eroberungspläne auf unbestimmte Zeit verschieben.

Erfolgreicher waren die Bestrebungen der katholischen Partei in der Schweiz. Die Jesuiten ließen sich in Luzern (1574) und Freiburg nieder. Carl Borromeo schickte Capuziner in die kleinen Cantone, welchen bald Zöglinge des von ihm gegründeten helvetischen Collegiums folgten. Die Aufregung der Gemüther wurde durch diese Mönche vermehrt. Sie verhinderten, daß Freiburg sich enger an Bern und Genf anschloß. Sie erhielten die blinden Katholiken in ihrem Aberglauben, auf die Protestanten, deren selbstgewählte Obrigkeiten ihnen keinen Schutz gewährten, machten die Mönche nur in sofern Eindruck, als sie deren Widerwillen vor dem Papstthum schärften.

Mittlerweile starb (1576) Maximilian II., und sein Nachfolger Rudolph II. fiel bald in die Hände der Jesuiten. Diese hatten nun gewonnenes Spiel nicht bloß in Oesterreich, sondern überhaupt so weit die Macht des deutschen Kaisers reichte. Im Jahre 1578 vertrieb Rudolph aus Wien und ganz Oesterreich den beliebten protestantischen Prediger Johann Opitz. Das Volk ließ sich diese erste Gewaltthat ruhig gefallen, worauf das bekannte jesuitische Verfolgungs-System über ganz Oesterreich ausgedehnt wurde. Verbannung, Vermögens-Einziehung und körperliche Züchtigung waren die gewöhnlichen Mittel, womit die Massen geschreckt, die Starken vertrieben und die Schwachen gebeugt wurden. Die Erziehung that dann das übrige. Dem Erzherzog Karl, welcher Steiermark, Kärnthen, Krain und Görz beherrschte, schickte der Papst, um ihn mehr anzufeuern, 40,000 Scudi und stellte ihm noch größere Summen zur Verfügung für den Fall, daß seine Unterthanen sich wider ihn empören sollten. Der päpstliche Nuntius Malaspina bildete den Mittelpunkt, von welchem alle Maßregeln zu gewaltsamer Vertilgung des Protestantismus ausgingen. Nirgends setzte das Volk dem Tyrannen einen wohlorganisirten und kräftigen Widerstand entgegen. Rudolph II. vermeinte in seinem Rechte zu sein, weil der Augsburger Frieden den Landesherren die Befugniß ertheilt hatte, zu bestimmen, welche Religion in ihrem Gebiete bestehen sollte. Er bedachte nicht, daß er dadurch die Religion selbst zu einem Polizei-Institute herabwürdigte, was sie freilich in Oesterreich und vielen anderen katholischen nud protestantischen Ländern bis auf den heutigen Tag blieb. Entweder ist die Religion Sache tiefinnigster Ueberzeugung, freier Wahl und sittlichen Werthes, dann ist sie heilig, und mit Recht wird Derjenige getadelt, der darüber spottet und sie verhöhnt; oder aber sie ist die Folge äußern Zwanges, obrigkeitlicher Gewaltthat und nur Mittel zum Zwecke der Ausbeutung des Volkes, dann verdient sie mehr, als Censur, Polizeiwillkür und Tortur gegeißelt und bekämpft zu werden. Die Geschichte lehrt uns, auf welchem Grunde die Religion der Völker ruht. Sie läßt darüber keinen Zweifel, daß in dem größern

Theile Europa's sie mit Gewalt den Massen aufgedrungen wurde, welche sie dann ihren Nachkommen, zugleich mit ihren Polizeibütteln und Pfaffen, deren sie sich nicht erwehren konnten, hinterließen. Die Oesterreicher glauben heute an den Papst und allen von demselben gelehrten Unsinn, weil ihren Vorfahren vor dreihundert Jahren keine andere Wahl gelassen wurde, als Hab und Gut, die Heimath und alles, was ihrem Leben Reiz gab, zu verlieren, oder katholisch zu werden. Vielen wurde übrigens nicht einmal diese Wahl gelassen. Sie wurden so lange eingekerkert, geprügelt und mißhandelt, bis sie sich bereit erklärten, wie man es nannte, in den allein seelig machenden Schooß zurück zu kehren. Die katholische Kirche stellte sich selbst durch ein solches Verfahren mit der körperlichen Züchtigung, mit Vermögens-Einziehung und Verbannung auf gleiche Stufe. Sie trat damals, wie zu allen Zeiten vorher und nachher als Zwangs-Anstalt auf und verliert dadurch nicht ihren Charakter, daß die protestantische ihr Beispiel bisweilen nachahmte, und ähnliche Maßregeln gegen die Katholiken ergriff.

Die furchtbare Gewaltthätigkeit und die Planmäßigkeit, mit welcher die katholische Partei aller Orten, wo sie die Macht besaß, zu Werke ging, vermochte nicht, die Protestanten zu gemeinsamem Handeln zu vereinigen. Als der Kurfürst von Köln (1582) auf ihre Seite trat, sich offen für die Reformation erklärte, und ihnen dadurch noch einmal die Aussicht eröffnete, die Mehrheit der Stimmen im Kurfürsten-Collegium und das Uebergewicht in ganz Deutschland zu gewinnen, stand ihm außer dem Pfalzgrafen Casimir, welchem alle nachhaltige Kraft fehlte, kein deutscher Fürst bei. Man ließ es geschehen, daß Spanien und Baiern den Gebhard von Truchseß vertrieben und die starke Partei, die er in seinem Lande besaß, erdrückt wurde. Paderborn, Osnabrück und Hildesheim fielen hinter einander in die Gewalt der Katholiken. Die Bischöfe von Würzburg, Bamberg und Salzburg, von denen der erste (Julius Echter) anfangs (1573) sich ganz auf die Seite der Protestanten geneigt, der zweite (Ernst von Mengersdorf) lange gezögert, der dritte (Wolf Dietrich von Raittenau) in Rom seine Erziehung erhalten hatte, folgten der Anregung, welche die katholische Partei ihnen gab, und erreichten durch die drei beliebten Mittel: Verbannung, Vermögens-Einziehung und Stockprügel ihren Zweck, die katholische Religion auf den Trümmern der protestantischen von neuem zu befestigen.

Aus den Berichten der päpstlichen Gesandten, von denen mehrere auf die Nachwelt übergegangen sind, erkennen wir klar, daß die Päpste bei allen diesen Bestrebungen kein anderes Ziel im Auge hatten, als die Wiederherstellung ihrer Macht, und daß sie kein auch noch so grausames und verrätherisches Mittel, das sie für dienlich hielten, ungenutzt ließen. Allein diejenigen Handlungen, welche sie den Protestanten als Verletzungen des Kirchenrechts vorwarfen, übten sie, so oft sie es für zweckmäßig erachteten, selbst, unbekümmert um Gesetz und alte Gewohnheit. Einziehung von Kirchenvermögen zum Besten dienstwilliger Fürsten, Anhäufung zahlreicher Kirchenämter in einer Person, Verleihung bischöflicher Rechte an weltliche Freunde, Vermehrung der Gewalt eifriger Bischöfe und offene Bestechung — dieses waren die Mittel, durch welche die Päpste zunächst auf Fürsten, Grafen, Herren, auf Bischöfe und Prälaten wirkten. Sie standen mit denjenigen auf gleicher sittlicher Höhe, deren sie sich gegen die Massen bedienten.

Die festeste Stütze des Protestantismus Deutschlands war der Adel. Die Bauern hatten alle Selbstständigkeit verloren und die Bürger der meisten Städte dachten mehr an das tägliche Brod, als an die Zukunft, mehr an Gewinn, als an Ueberzeugung und Freiheit. Den Adel für sich zu gewinnen, war daher das eifrigste Bestreben der Päpste und Jesuiten. Wo sich ein Adeliger der katholischen Religion einigermaßen freundlich zeigte, da spannten ihm die Pfaffen fein gewobene, oft silberne und goldene Netze, in denen sich viele fangen ließen. Lange umgarnten sie namentlich den Kurfürsten August von Sachsen,

den Pfalzgrafen Ludwig von Neuburg und den Landgrafen Wilhelm IV. von Hessen. Mehr, als einmal glaubten sie, ihres Sieges gewiß zu sein, doch gelang er ihnen bei diesen drei Fürsten nicht, wohl aber bei dem Markgrafen Jakob von Baden, den sie (1590) katholisch machten. Mit außerordentlicher Schlauheit wirkten sie auf die Mitglieder des Kammergerichts, welches damals zu Speier seinen Sitz hatte, und brachten es dahin, daß dessen Visitationen gänzlich unterblieben, weil, nachdem früher lange Zeit die Katholiken in der Visitations-Commission die Mehrzahl gehabt hatten, im Jahre 1588 die Protestanten diese erhielten.

Während die Päpste und Jesuiten sich bemühten, protestantische Fürsten zu gewinnen und den Saamen der Zwietracht zwischen ihnen auszustreuen, vereinigten sie die katholischen zu einem mächtigen Bunde, welcher nicht bloß Deutschland, sondern ganz Europa umfaßte, und in welchem namentlich Philipp II. von Spanien eine bedeutende Rolle spielte. Bestimmte Formen erhielt derselbe wohl erst später. Allein nimmermehr hätten die Katholiken in den Jahren 1576—1590 so großartige Fortschritte in Deutschland gemacht, wenn derselbe nicht thatsächlich damals schon bestanden hätte. Die Jesuiten bildeten den Kitt, der ihn zusammenhielt, die Päpste waren die Werkmeister, die ihn zu Stande brachten.

Der römische Hof, welcher in den ersten Jahrzehnten der Reformation die Bewegungen der Zeit nicht richtig gewürdigt hatte und durch mannigfaltige Verwickelungen theilweise von seiner Bahn abgelenkt worden war, trat mit Pius V. wieder an die Spitze — freilich nicht mehr der gesammten abendländischen Christenheit, allein doch des römisch-katholischen Theiles derselben. Von Rom gingen alle Pläne zur Vertilgung der Protestanten aus. Die Päpste gaben den katholischen Fürsten die kräftigste Anregung zu allen ihren Unternehmungen gegen die neue Kirche. Sie gründeten jene Erziehungs-Anstalten, welche, wie das deutsche und das englische Collegium zu Rom, die Jugend dieser beiden Nationen zum Kampf auf Tod und Leben mit den Protestanten heranbildeten. Zu Rom wohnten die Generale der Jesuiten und Dominicaner, welche nächst den katholischen Fürsten, ihre furchtbarsten Werkzeuge der Vernichtung aller Glaubensfreiheit waren. Von Rom kamen jene Abgesandten (Nuncien), welche aller Orten, insbesondere aber in Deutschland und in der Schweiz, wo sie einen ständigen Sitz hatten, die Mittelpunkte aller Angriffe auf den Protestantismus bildeten. Zu Rom endlich wurden bei jeder an den Protestanten verübten großartigen Schandthat Freudenfeste dem Namen nach, zur Ehre Gottes gefeiert, welche aber nur einem Gotte, gleich dem Moloch der Syrier gefallen konnten.

Durch die Beschlüsse der Kirchenversammlung von Trient und das grausame Verfahren der Päpste Pius V., Gregor XIII. und Sixtus V. war zwar die Einheit im Schooße der katholischen Kirche wieder hergestellt worden. Allein die Bewegungen, welche fast alle Theile Europa's durchzuckten, führten zu einer Reihe von andern Zweifeln, welche, obgleich rein staatlicher Natur, dennoch auf die Geschichte der Kirche den mächtigsten Einfluß übten. Die Königin Elisabeth von England und viele andere protestantische Könige und Fürsten brachten die Katholiken in die äußerste Wuth und selbst der katholische König Heinrich III. von Frankreich, welcher sich von den Guisen nicht vollständig beseitigen lassen wollte, erregte ihren Unwillen. Die katholische Kirche, welche sich für eine unmittelbar göttliche Einrichtung ausgab, kam folgerichtig zu der Behauptung, daß jede ihr feindliche Strebung ketzerisch und rechtswidrig sei. Sie erklärte daher, die Unterthanen seien keinem von ihr abgefallenen Könige oder Fürsten Gehorsam schuldig, im Gegentheile sei es ihre Pflicht, einem solchen Gegner der Kirche die Herrschaft zu entziehen, ja selbst ihn zu tödten. So eiferten namentlich die Jesuiten Bellarmin, Johann Boucher, Franz Suarez und Mariana. Eine bestimmt nachweisbare Folge dieser Lehren war die Ermordung Heinrich's III., welchem Jakob

Clemens den Todesstoß gab, nachdem er sich mit den Theologen seines Glaubens berathen und deren Aufforderung zur That erhalten hatte. Die Sorbonne erklärte selbst nach feierlich gepflogenen Verhandlungen, daß das französische Volk ihres dem Könige geleisteten Eides der Treue ledig und entbunden sei und ohne Gewissensbisse die Waffen gegen ihn ergreifen könne. Dagegen machte ein Theil der Katholiken geltend, die königliche Gewalt sei nicht minder, als diejenige des Papstes, unmittelbar göttlichen Ursprungs. Dieser kümmerte sich nicht um die Excommunication, hielt zuerst an Heinrich III. und später, nach dessen Ermordung, an dessen Nachfolger Heinrich IV. fest, obgleich der Bearner anfangs der protestantischen Kirche noch treu war. Die Protestanten führten die Lehre von der Gehorsamspflicht der Unterthanen gegenüber der weltlichen Obrigkeit noch weiter. Sie behaupteten, die Unterthanen müßten selbst pflichtvergessenen und ungerechten Königen gehorchen, da diese ihnen von Gott gegeben seien.

In unseren Tagen ist die Lehre von dem göttlichen Ursprung der päpstlichen und der königlichen Gewalt von allen denkenden Menschen längst aufgegeben worden. Die Geschichte führt den Beweis, daß die Päpste ihre Macht dem von ihnen künstlich gehegten und mit Gewalt aufrecht erhaltenen Aberglauben der Massen, und dem Eigennutze der Fürsten, die Könige die ihrige fast aller Orten dem Schwerte verdankten. Allein im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderte übten die beiden widerstrebenden Systeme einen mächtigen Einfluß auf die Gemüther und folgeweise auf die Entwickelung der Ereignisse. Die Verschiedenheit der Ansichten, welche in dieser wichtigen Frage selbst die Katholiken in zwei widerstrebende Parteien spaltete, wirkte zurück auf die Päpste, welche dadurch gezwungen wurden, entweder sich der einen anzuschließen, mit Gefahr, von der anderen bekämpft zu werden, oder zwischen beiden unsicher hin und her zu schwanken. Die letzten Tage Sixtus V. wurden durch diesen Streit beunruhigt. Wäre er für Vernunftgründe zugänglich gewesen, so hätte er daraus entnommen, daß er weder unfehlbar, noch Gottes Stellvertreter auf Erden sei. Er war anfangs mit der größten Entschiedenheit auf die Seite der Jesuiten getreten, mußte aber bald erkennen, daß er, wenn auch der Dolch des Mörders Clemens ihm den Sieg über Heinrich III. verschafft habe, gegen dessen Nachfolger die Grundsätze päpstlicher Allgewalt nicht würde aufrecht erhalten können. Venedig und Toscana ergriffen Partei für Heinrich IV., Mailand und Neapel standen auf der Seite Philipp's II., welcher sich bemühte, den Schein anzunehmen, als sei er rechtgläubiger, als der Papst, als vertrete er die katholische Kirche besser, als Sixtus V. Die Jesuiten und ihr Anhang eiferten gegen ihn selbst von den Kanzeln herab und im Beichtstuhle. Die Spanier hetzten gegen ihn die kaum unterdrückten Räuberbanden. Sacripante erschien im April 1590 in der Maremma, Piccolomini in der Romagna und Battistella in der Campagna von Rom. Sie zogen mit fliegenden Bannern und unter Trommelschlag durch den Kirchenstaat, und die päpstlichen Truppen wagten es nicht, ihnen die Spitze zu bieten. Inmitten dieser Unruhen starb Sixtus V. am 27. August 1590; und da gerade ein heftiger Sturm über dem Quirinal losbrach, sagten seine Feinde, der Papst habe mit dem Teufel einen Bund geschlossen, und dieser habe ihn nach abgelaufener Zeit inmitten des Sturmes geholt. Das Volk zertrümmerte die Bildsäulen, die es ihm früher errichtet hatte, und faßte auf dem Capitol selbst den Beschluß, keinem lebenden Papste mehr Ehrendenkmäler zu setzen. So schwankte selbst im Schooße der katholischen Kirche der Glaube unstät hin und her. Der Stellvertreter Gottes wurde zum Kinde des Teufels, der unfehlbare Papst zum Spielzeuge der Jesuiten und Spanier.

## § 21. Das Papstthum bis zum Anfang des dreißigjährigen Krieges (1590—1618).

Von den vielen Erfindungen schlauer Pfaffen, auf welchen der römische Stuhl ruht, spricht keine der menschlichen Vernunft frecheren Hohn, als die Lehre von der Papstwahl, welche sie der unmittelbaren Eingebung des sogenannten heiligen Geistes beimessen. Die Geschichte weist uns in späteren Zeiten wenigstens mit ziemlicher Gewißheit die Beweggründe nach, welche in jeder Versammlung der Cardinäle zum Zwecke der Wahl eines Papstes vorherrschten. Sie zeigt uns, daß der Eigennutz der Cardinäle fast immer die Wahl bestimmte, sei es der Wunsch, die mächtigen Herrscher in Frankreich und Spanien günstig zu stimmen, wie im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, oder das Bestreben, einen Mann an die Spitze der Kirche zu heben, der ihnen die meisten Vortheile in Aussicht stellte. Wer die einzige erkennbare Grundlage menschlicher Handlungen: den Willen des Menschen, wie ihn die Thatsachen der Geschichte nachweisen, verläßt, und an deren Stelle irgend eine andere nicht erkennbare setzt, sei dieses, wie zu Zeiten der alten Griechen und Römer, die Eingebung der olympischen Götter, oder, wie zur Zeit der alten Juden, die Stimme Jehova's, oder endlich, wie in unseren Tagen, die geheimnißvolle Einwirkung des sogenannten heiligen Geistes, der verläßt den Boden der Wirklichkeit und betritt das von Dichtern und Pfaffen an dessen Stelle gesetzte Luftgebäude der Phantasie. Die italienischen Geschichtsschreiber liefern uns nicht blos von jeder Wahl die umfassendsten Berichte über die Thatsachen, welche dieselbe bestimmten, sondern auch über die mannigfaltigen Rücksichten, welche dabei genommen wurden: auf die Abkunft, die Partei-Stellung, den Charakter des Candidaten, sein Alter, seinen Gesundheitszustand und die wahrscheinliche Dauer seines Lebens. Außerdem machten sich aber auch die katholischen Fürsten geltend. Namentlich übte Philipp II. einen mächtigen Einfluß auf die während seiner Regierung statt gefundenen Papstwahlen. Edle Beweggründe tauchten dabei niemals auf. Das Streben nach Freiheit, die Beförderung der Wahrheit, das Wohl der Völker — zogen die Wähler der Päpste niemals in Betracht. Wenn sie sich über ihre rein persönlichen Zwecke erhoben, so geschah dieses immer nur zur Aufrechthaltung und zur Befestigung des herrschenden Aberglaubens und der tausendjährigen Knechtschaft der christlichen Völker.

Bei der Wahl des Nachfolgers des Papstes Sixtus V. war die Hauptfrage, ob derselbe auf Seiten der Spanier und Jesuiten, zu Gunsten der Rechtmäßigkeit des Aufstandes gegen einen der Kirche widerspenstigen König stehen, oder ob er sich mehr den Franzosen und der Lehre von dem göttlichen Ursprung der königlichen Gewalt annähern würde?

Seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts hatte die persönliche Stellung der Cardinäle zu dem Papste, dessen Nachfolger sie zu wählen hatten, immer den Ausschlag gegeben. Sämmtliche Cardinäle verbanden sich seit der Wahl Pius IV. gegen die von dem letzten Papste ernannten Amtsgenossen und dessen Neffen und trugen jedesmal den Sieg davon. Die von dem letzten Papste erhobenen Cardinäle besaßen immer das Uebergewicht. Paul IV. wurde durch die von Paul III. ernannten Cardinäle, Pius IV. durch die Feinde der Caraffa und Paul's IV. erwählt. Pius V. verdankte seine Wahl den Gegnern seines Vorgängers und dasselbe war der Fall bei Gregor XIII. und Sixtus V. Diese Erscheinung läßt sich nur aus dem Streben der Cardinäle erklären, die Anhänger des letzten Papstes nicht übermächtig werden zu lassen. Da ein Papst nicht mehr Cardinäle ernannte, als von den früher ernannten noch am Leben waren, hatten die letzteren immer die Stimmenmehrheit bei der Wahl eines Papstes. Ein höheres, edleres Trachten lag diesen Wahlbewegungen nicht zu Grunde. Die Furcht vor dem Uebergewicht der Anhänger

des letzten Papstes vereinigte die älteren Cardinäle und führte sie zum Siege. Die größere Erfahrung und Gewandtheit derselben kam dabei auch in Betracht. Die jüngeren Cardinäle wurden Sieger im zweiten Conclave, dem sie beiwohnten, weil dann dieselben Beweggründe für sie wirkten, welche früher ihnen entgegen gearbeitet hatten.

Bei der Wahl des Nachfolgers Sixtus V. finden wir dieselbe Erscheinung wieder. Die von Gregor XIII. ernannten Cardinäle setzten die Wahl eines der spanischen Partei ergebenen Mannes, Giambattista Castagna, durch, welcher unter dem Namen Urban VII. den päpstlichen Stuhl bestieg. Dieser starb aber schon nach zwölf Tagen. Der Kampf der Parteien brach von neuem aus. Trotz seiner Rechtgläubigkeit, die ihn hätte veranlassen sollen, dem heiligen Geiste zu vertrauen, mischte sich Philipp II. von Spanien gewaltsam in die Wahl ein, indem er sieben Cardinäle seines Anhanges bezeichnete und erklärte, er werde nur einen von diesen als Papst anerkennen. Nach ungewöhnlich langen Verhandlungen wurde endlich (5. December 1590) der Cardinal Sfondrato gewählt, welcher den Namen Gregor XIV. annahm. Er war ein Mann beschränkten Geistes, welcher mit lächerlichem Eifer an den Ceremonien seiner Kirche festhielt, überdieß ein geborener Unterthan Philipp's II. Er erklärte sich, ohne zu zaudern, entschieden gegen Heinrich IV. und zu Gunsten der Ligue, forderte diese auf, im Kampfe gegen den König auszuharren, schickte ihr Hülfsgelder, Hülfstruppen, und in der Person seines Nuntius Landriano einen Mann, welcher in den Fanatismus der Liguisten Methode brachte. Daß durch diese Einmischung in die inneren Angelegenheiten Frankreichs dieses Land der Tummelplatz eines blutigen Bürgerkrieges wurde, kümmerte den Papst nicht. Nach zehn Monaten erreichte aber seine Herrschaft ihr Ende. Noch einmal siegten die Spanier, indem einer der sieben von Philipp II. vorgeschlagenen Candidaten, Giovanni Antonio Fachinetto, gewählt wurde, welcher sich Innocenz IX. nannte. In der kurzen Zeit seiner Regierung that er, was die Spanier wünschten. Doch er starb schon nach zwei Monaten (1591).

Als es galt, ihm einen Nachfolger zu wählen, wurde aus Versehen der Cardinal Aldobrandini, obgleich er von Sixtus V. erhoben worden war, unter die Zahl derjenigen Candidaten aufgenommen, welche Philipp II. vorschlug. Er wurde am 20. Januar 1592 erwählt, nahm den Titel Clemens VIII. an und trat, wenn schon mit großer Vorsicht und nach längeren Zögerungen, offen für diejenigen Maßregeln in die Schranken, welche Sixtus V. als die klügsten in seinem Innern erkannt, aber durchzuführen nicht die Zeit gehabt hatte. Ungeachtet des heftigen Widerstandes von Seiten der spanischen Partei ertheilte er dem Könige Heinrich IV., nachdem dieser katholisch geworden war, die Absolution (1596) und stellte dadurch den lang gestörten Frieden zwischen dem Papstthum und Frankreich wieder her. Dieses war gewiß das klügste, was er thun konnte, obgleich es mit der Ansicht der strengen Katholiken nicht übereinstimmte, der zufolge ein rückfälliger Apostat, was Heinrich IV. nach der Ansicht der Kirche war, selbst vom Papste keine Absolution erhalten konnte. Hätte sich Clemens VIII. länger geweigert, dem fast einstimmigen Willen der französischen Nation Folge zu leisten, so hätte diese vielleicht das Joch des Papstthums, das sie schon einmal zur Hälfte gebrochen hatte, ganz zerschlagen. Wäre Heinrich ein entschiedener Charakter gewesen und hätte er Sinn für Freiheit und Ueberzeugungstreue besessen, so hätte die französische Nation wenigstens nicht wieder so unbedingt die alten Ketten des römischen Stuhles auf sich genommen.

Die Päpste gewannen durch ihre Aussöhnung mit Heinrich IV. doppelt und dreifach. Frankreich, welches seit einem halben Jahrhundert zwischen Protestantismus und Katholicismus geschwankt hatte, trat wieder in die Reihe der katholischen Mächte ein, und das Uebergewicht Spaniens, welches den Päpsten oft sehr unangenehm gewesen war, hörte dadurch auf. Statt eines gefährlichen Feindes, besaß Clemens VIII. von nun an in

Heinrich IV. einen mächtigen Bundesgenossen, welcher ihm die wichtigsten Dienste leistete. Ohne die ihm zugesicherte Hülfe des französischen Königs wäre es ihm schwerlich gelungen, nach dem Tode Alphons II., dessen Nachfolger Cäsar Ferrara zu entreißen und dieses Herzogthum mit dem Kirchenstaate zu vereinigen.

Das Geschrei, welches die spanische Partei gegen den Papst erhob, war keineswegs blos das Ergebniß des blinden Fanatismus. Im Gegentheile spielte der Eigennutz, wie gewöhnlich, dabei die Hauptrolle, d. h. er gab den Ton an und die Meute der Dummköpfe brüllte nach. Spanien war lange die einzige katholische Macht gewesen, welche in Italien Geltung besaß, jetzt sollte es seinen Einfluß mit Frankreich theilen. Das war dem zwar gläubigen, allein doch mehr ehrgeizigen und herrschsüchtigen Philipp II. sehr bitter. Er wollte lieber selbst die Hauptrolle auf der Weltbühne spielen, als sie dem sogenannten Nachfolger Petri überlassen. Spanien sollte die erste Macht der Christenheit sein. Eher mochte Frankreich, gleich den Niederlanden, der katholischen Kirche verloren gehen, als daß Philipp nur den geringsten Theil seines Einflusses auf die Leitung der Angelegenheiten der katholischen Kirche aufgeben wollte. Er setzte daher den Krieg gegen Frankreich fort, nachdem Heinrich IV. vom Papste schon lange in Gnaden aufgenommen worden war. Beweis genug, wie bei den meisten übrigen katholischen Königen und Kaisern, der Gehorsam gegen die Kirche und das Streben, dieselbe zu fördern, nur untergeordnete Beweggründe, während der Wunsch, die Macht und die Bedeutung seines eigenen Thrones auszubreiten, die eigentlichen Triebfedern aller seiner Kriege waren.

Die Jesuiten benahmen sich weit klüger, als Philipp II. und sein Anhang. Als sie erkannten, die Aussöhnung Heinrich's IV. und des Papstes sei eine feststehende Thatsache, so nahmen sie diese sofort als die Grundlage ihres Verfahrens an und suchten sie nach Kräften auszubeuten. Ihr Haß gegen den Bearner blieb zwar unverändert derselbe, allein sie erachteten es klüger, ihm Ergebenheit zu heucheln. Sie hielten fest an ihren Ansichten vom Königsmorde, doch fanden sie es angemessen, sie bis auf günstigere Gelegenheit auf sich beruhen zu lassen. Sie wandten sich, wie zu allen Zeiten und aller Orten, der aufgehenden Sonne des Glückes zu und verstanden es so gut, sich bei Heinrich IV. einzuschmeicheln, daß dieser wankelmüthige und leicht zu täuschende Fürst sich bald von ihnen bestricken ließ, und die Natter, welche ihn tödten sollte, in seinem Busen aufnahm. Er wählte sogar einen Jesuiten (Cotton) zu seinem Beichtvater, stellte (1603) die Jesuiten in Frankreich wieder her, und trug viel dazu bei, den Orden, welcher gerade um jene Zeit von den Dominicanern auf's heftigste angegriffen wurde, in der öffentlichen Meinung zu heben. Clemens VIII. wagte nicht, sich zu Gunsten einer dieser beiden ehrgeizigen und herrschsüchtigen Körperschaften, welche ihre Anhänger in allen Ländern der katholischen Christenheit zu Millionen zählten, auszusprechen. Nach langen unerquicklichen Verhandlungen schlief derselbe wieder ein, obgleich der Haß, den sie sich gegenseitig widmeten, fortdauerte, und, namentlich im Orient, in China, Japan und Ostindien, blutige Früchte trug.*)

Das Streben des Papstes war, sich weder einen der mächtigen Mönchsorden, noch einen der Könige, welche ein so großes Gewicht in die Wagschale der Weltbegebenheiten legten, zu entfremden, vielmehr sich dieselben alle dienstbar zu machen, und in Unterwürfigkeit zu halten. Nicht ohne große Mühe gelang es ihm, die beiden Könige diesseits und jenseits der Pyrenäen zum Frieden zu bewegen. Endlich wurde derselbe (1598) zu Vervins abgeschlossen. Die Macht der katholischen Partei wurde dadurch ansehnlich vermehrt, und Clemens gründete darauf die weitreichendsten Pläne, welche gleichzeitig den Türken und den Protestanten den Untergang bereiten sollten. Während Clemens bemüht war, die Macht der katholischen Kirche außerhalb Italiens zu erweitern, suchte er sie in Italien

*) S. unten § 26 Die Jesuiten, und § 29. Die Ausbreitung der katholischen Kirche.

durch Hinrichtungen zu befestigen. Zu ewiger Schande gereicht es ihm, daß er den berühmten Giordano Bruno*) hinrichten ließ. Allmälig ließ jedoch die Kraft des Papstes nach. Sein Neffe Pietro Aldobrandini riß die Herrschaft an sich und erregte dadurch großes Mißvergnügen. Mit seiner Hülfe trat wieder in Rom eine französische Partei auf, welche der spanischen die Spitze bot. Bevor dieselbe jedoch erstarkt war, gerade zur Zeit, da Pietro Aldobrandini in Ancona Unterhandlungen pflegte, um unter dem Schutze Frankreichs einen Bund der italienischen Staaten gegen Spanien zu schließen, starb der Papst (1605). Der Bund der Fürsten kam nicht zu Stande, allein da die Cardinäle im Geiste desselben bearbeitet worden waren, hatten die Bestrebungen der Aldobrandini zur Folge, daß ein Papst gewählt wurde, welcher der französischen Partei ergeben war, und gegen welchen namentlich sich Philipp II. ausgesprochen hatte. Doch Leo XI., über dessen Wahl die französische Partei laut jubelte, starb schon nach sechs und zwanzig Tagen. Diese Zeit war lang genug, die Stellung der Parteien zu verändern. Die französische Partei im folgenden Conclave konnte auf keine Stimmenmehrheit rechnen, sie mußte sich mit der spanischen verständigen. Die Cardinäle Montalto und Aldobrandini, die Neffen Sixtus V. und Clemens VIII., wirkten zusammen und aus ihrem Bunde ging Paul V. als Papst hervor. Er begann seine Regierung damit, daß er einen armen Schriftsteller, Piccinardi mit Namen, welcher das Leben Clemens VIII. beschrieben und denselben mit Tiberius verglichen, die Schrift aber nicht veröffentlicht, sondern sorgsam in seinem Pulte verwahrt hatte, köpfen ließ. Eine Frau, welche dieses unglückliche Opfer päpstlichen Blutdurstes früher bedient hatte, verrieth ihn. Er hatte sein Werk keinem Menschen mitgetheilt. Dennoch forderte der grausame Papst sein Haupt im Widerspruch mit allem Rechte und aller Menschlichkeit. Dieselbe haarsträubende Härte bekundete der Papst in allen seinen Beziehungen, selbst gegenüber den Mächten, die stark genug waren, ihm die Spitze zu bieten, und nicht, wie ein armer Schriftsteller, sich geduldig von ihm morden ließen. Er verwickelte sich daher bald in Streitigkeiten mit den meisten italienischen Staaten. Er zwang den Statthalter von Neapel, den Herzog von Savoyen und die Republik Genua, sich zu fügen. Doch die Republik Venedig bot ihm die Spitze. Er haderte mit ihr über die Grenzen von Ferrara, über die Schifffahrt auf dem Po, über ihre Hoheitsrechte auf die Stadt Ceneda, über die Zehnten und unzählige andere Gegenstände. Die Venetianer erlitten die herbsten Verluste durch die maßlose Strenge, mit welcher er ihre Presse verfolgte und durch sein Streben, den Handel mit den wenigen Büchern, den er nicht todtgeschlagen hatte, von der Lagunenstadt nach Rom zu ziehen. Diese Anmaßungen des Papstes hatten zur Folge, daß in Venedig diejenige Partei, welche das größte Geschick und den kräftigsten Willen besaß, ihm entgegen zu treten, an's Staatsruder gelangte. Leonardo Donato wurde (1606) Doge, Paul Sarpi stand ihm als Staatsrath zur Seite. Dieser besaß nicht blos Schärfe des Verstandes, sondern, was seltener ist, auch den Muth, den Kampf mit dem Papste und den Jesuiten aufzunehmen. Cardinal Bellarmin leitete gerade dazumal aus dem Grundsatze der Unfehlbarkeit und des göttlichen Ursprungs der päpstlichen Gewalt Ansprüche ab, welche, je mehr sie logisch richtig aus demselben folgten, desto frecher dem gesunden Menschenverstande und selbst dem Herkommen der römischen Kirche Hohn sprachen. „Der Geist", so lehrte er, „leitet und zügelt das Fleisch, nicht umgekehrt. Daher muß die weltliche Gewalt sich nicht anmaßen, sich über die geistliche zu erheben, sie leiten, beherrschen oder bestrafen zu wollen." Den Beweis, daß die weltliche Gewalt dem Fleische, die geistliche dem Geiste gleich komme, blieb der Jesuit natürlich schuldig, ebenso den, daß das Fleisch, d. h. der Körper, dem Geiste unbedingt gehorche, Jeder Fortschritt auf dem Gebiete der Physiologie beweist vielmehr, daß Körper und Geist sich im Leben gar nicht trennen lassen, daß, wo sie getrennt werden, der

*) S. unten § 28.

Tod die Folge ist. „Dem Priester kommt es zu", so fuhr Bellarmin fort, „den Kaiser zu richten, nicht umgekehrt. Es würde abgeschmackt sein, wenn die Schaafe den Schäfer richten wollten." Daß die Laien Schaafe und die Priester Schäfer seien, glaubte der Jesuit zwar aus der Bibel ableiten zu können. Allein der gesunde Menschenverstand sträubt sich gegen diese Annahme. Die strengen Bibelgläubigen unterscheiden zwischen einem Bilde und einer Thatsache, und die forschenden Gelehrten halten dafür, daß die fragliche Stelle der Bibel eine der vielen im Interesse des Pfaffenthums eingeschalteten sei.

Paul Sarpi, obgleich seinem Stande nach ein Mönch, war einer jener großen Geister, welche durch das auf ihnen lastende Joch der äußeren Verhältnisse die Kraft nicht verlieren, sie zu beurtheilen und ihrem Worte Nachdruck zu geben. Er zeigte auf dem Wege der Geschichte, daß die Concilien, aus deren Beschlüssen die Päpste ihre weitreichendsten Ansprüche ableiteten, von Laien berufen worden seien, und über viele weltliche Fragen nicht minder, als geistliche, entscheidende Verfügungen erlassen hätten. Er bewies, daß, wenn die Lehre von der päpstlichen Allgewalt begründet wäre, die gesammte Staatsgewalt über den Haufen geworfen würde. Er führte aus, daß, wie Christus keine weltliche Macht ausgeübt habe, so auch dessen Nachfolger keine auszuüben berufen seien. Mit überzeugender Kraft zeigte Sarpi, daß die Päpste in weltlichen Dingen keine andere Macht besäßen, als die ihnen von den Obrigkeiten e i n g e r ä u m t worden sei. Mit Bezugnahme auf die Worte des Apostel Paul: „alle Gewalt ist von Gott", erklärte der venetianische Staatsrath, daß die Geistlichen der weltlichen Obrigkeit, als von Gott eingesetzt, vollen Gehorsam schuldig seien. Diese Lehren, welche denjenigen der Jesuiten und des Papstes Paul V. schnurstracks widersprachen, machten einen um so größeren Eindruck auf die gesammte katholische Christenheit, als die venetianische Regierung denselben durch die That den kräftigsten Nachdruck gab. Sie verweigerte die Herausgabe zweier zum Tode verurtheilter Geistlicher, welche Paul V. auf den Grund hin, daß der Staat keine Gerichtsbarkeit über sie habe, verlangte, und als der Papst darauf die Venetianer excommunicirte, duldeten sie nicht, daß der Bann in Kraft trat. Die Jesuiten, Theatiner und Capuziner, welche dem Papste gehorchten und die Anordnungen der Regierung Venedig's nicht beachten wollten, mußten das Land räumen, und Paul V. sah sich genöthigt, nachzugeben. Unter Vermittelung der Könige von Frankreich und Spanien wurde (1607) der Streit dahin ausgeglichen, daß sich der Papst mit der sehr allgemeinen Erklärung des venetianischen Senates: „die Republik werde mit der gewohnten Frömmigkeit verfahren," begnügte und den Bann wieder aufhob. Die ausgewanderten Mönchsorden durften erst fünfzig Jahre später nach Venedig zurückkehren. Sarpi aber, der kühne Bekämpfer päpstlicher Anmaßung, hatte keine Ruhe mehr, so lange er lebte. Gedungene Banditen brachten ihm eine gefährliche Wunde bei. Ein zweiter Mordanschlag, welchen die Mönche seines Klosters wider ihn machten, wurde zum Glücke kurz vor seiner Ausführung entdeckt. Das Schwert des Damocles, d. h. der Mordstahl der Pfaffen, hing über seinem Haupte, bis er (1623) starb. Nur die äußerste Vorsicht und eine vollkommen zurückgezogene Lebensweise sicherten ihm so lange sein Leben.

Es läßt sich denken, daß ein Papst, welcher gegen italienische Katholiken mit so rücksichtsloser Härte verfuhr, den Kampf gegen die Barbaren, wie er alle Nicht-Italiener, und gegen Ketzer, wie er alle Nicht-Katholiken nannte, mit nicht geringerer Heftigkeit fortsetzte. Aus allen Ländern protestantischer oder gemischter Religion kamen den Päpsten unausgesetzt Berichte zu, welche sie in den Stand setzten, jede günstige Gelegenheit, die sich ihnen bot, zu benützen. Die Hoffnung, welche sie hegten, mit Hülfe des katholischen Königs Sigismund Schweden wieder unter ihr Joch zu bringen, scheiterte an der Entschlossenheit der Nation. In dem Herzoge Karl, der später (1604) als Karl IX. den schwedischen Thron bestieg, fanden sie einen mannhaften Gegner, dessen Sohn Gustav Adolph ihnen furchtbar

wurde. Auch die Pläne, welche sie gegen Rußland schmiedeten, gingen nicht in Erfüllung. Zwar machte ihnen der falsche Demetrius die lockendsten Zusicherungen, und Paul V. leistete ihm jeden möglichen Beistand. Allein die Verbindung des falschen Czaaren mit dem Papste diente nur dazu, seinen Sturz zu beschleunigen. Mit ihm zugleich gingen alle weitaussehenden Hoffnungen, welche die Katholiken auf ihn gegründet hatten, unter (1610). Um so größere Erfolge hatten sie dagegen in Polen, in Deutschland und in Frankreich. König Sigismund ließ sich vollständig von den Jesuiten leiten, obgleich er mit Hülfe der Protestanten auf den Thron gehoben worden war. Wider den Willen des besseren Theiles der Nation verband er sich auf's engste mit dem österreichischen Hause. Zweimal wählte er seine Gattin aus der Linie von Gratz und erregte sogar den Verdacht, daß er die Krone an diese Familie bringen wollte. Der Kanzler Zamoisky zog sich voll Entrüstung von den Geschäften zurück. Nach dessen Tode schritten die Protestanten zu dem einzigen Mittel, das ihnen der König übrig ließ: sie forderten den gesammten Adel zum Rokoff, d. h. zum gesetzlichen Widerstande gegen den König und den von ihm, aus Feinden der Freiheit und der Nation zusammengesetzten Senat, auf. Allein es gelang dem Könige (im October 1606), die Versammlung des Adels aufzulösen und ihn (Juli 1607) in offener Feldschlacht zu schlagen. Der Kanzler Zebrcydowski mußte sich dem Könige unterwerfen. Zwar wurde eine allgemeine Amnestie verkündet, allein dieses war nur ein Mittel, die Protestanten in Schlaf zu lullen. Diese wurden von allen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen. Der päpstliche Nuntius und die Jesuiten waren allmächtig am königlichen Hofe. Die Richter sprachen alle Urtheile zum Vortheile der Katholiken. Der von den Jesuiten aufgestachelte Pöbel erlaubte sich ungestraft die empörendsten Mißhandlungen gegen die Protestanten. Im Jahre 1606 stürmten die Katholiken deren Kirche in Krakau. Kurz darauf (1607) verwüsteten sie den Kirchhof und rissen die Leichname aus den Gräbern hervor. Zu Wilna zerstörten sie (1611) die Kirchen der Protestanten und mordeten oder mißhandelten deren Prediger. In Posen, in Podlachien und vielen anderen Gegenden fanden ähnliche Gräuelscenen statt. Die Kraft der protestantischen Partei wurde so allmälig gebrochen. Der Schrecken wirkte auf die Massen, die Lockungen des Hofes auf den Adel. Nur in den Städten der Provinz Posen blieben die Protestanten in der Mehrheit. Auf dem Lande und in den Städten der übrigen Provinzen wurden sie mehr und mehr unterdrückt. Es zeigte sich hier, wie aller Orten, daß die Protestanten in den Eiden katholischer Könige keinen Schutz fanden, denn die Jesuiten machten diese glauben, die Vertilgung der Ketzer sei für sie eine heiligere Pflicht, als die Erfüllung geschworener Eide. Wo die Protestanten nicht die Kraft besaßen, ihre katholischen Herrscher zu vertreiben, oder durch das Uebergewicht ihrer Macht in vollständiger Unthätigkeit zu erhalten, erlitten sie das Schicksal der Besiegten. Sie konnten nur im Verborgenen und unter großen Gefahren ihrem Glauben treu bleiben und mußten befürchten, daß jeder Wechsel der äußern Verhältnisse von den immer geschäftigen Jesuiten zu ihrem Verderben benützt werden würde. In Deutschland fuhren die katholischen Fürsten und unter ihnen namentlich die geistlichen, fort, die von den Jesuiten in Schwung gebrachten grausamen Maßregeln gegen ihre protestantischen Unterthanen in Anwendung zu bringen. Am Ende des sechszehnten Jahrhunderts hatten schon viele derselben ihre Erziehung von den Jüngern Loyola's erhalten. Unter ihnen thaten sich Ferdinand II. von Oesterreich und Maximilian I. von Baiern durch ihre Verfolgungssucht und Grausamkeit besonders hervor. Zwar hatten nach dem Tode des Erzherzogs Karl die Protestanten, während der Minderjährigkeit seines Nachfolgers und einer weniger verfolgungssüchtigen Regentschaft, wieder freier aufgeathmet. Doch schon im September 1598 erließ Ferdinand einen Befehl, welcher alle lutherischen Prediger aus Grätz vertrieb. Die Stände waren schwach genug, dem grausamen Fürsten, aus Furcht vor der Türkengefahr, die ver-

langten Abgaben zu bewilligen. Als echter Schüler der Jesuiten bediente sich der Erzherzog der ihm zur Verfügung gestellten Mittel sofort zur Ausrottung des Protestantismus. Im October 1599 ließ er die protestantische Kirche in Grätz schließen und allen protestantischen Gottesdienst bei Strafe an Leib und Leben verbieten. Fürstliche Commissaire zogen mit bewaffneten Schaaren durch das Land, rissen die Kirchen der Protestanten nieder, trieben deren Prediger aus dem Lande, oder warfen sie in die Kerker und zwangen die Einwohner, entweder katholisch zu werden, oder mit Zurücklassung des größeren Theiles ihrer Habe, Haus und Hof zu verlassen. So wurden die Provinzen Steiermark, Kärnthen und Krain der Reformation wieder entrissen.

Der Kaiser Rudolph, welcher nicht gewagt hatte, mit solcher Härte gegen die Protestanten zu verfahren, trat in die Fußtapfen Ferdinands ein. In den Jahren 1599—1601 suchte er auf gleiche Weise in Oberösterreich und während der Jahre 1602 und 1603 in Niederösterreich den Protestantismus auszurotten. In Böhmen achtete er nicht der fast zweihundert Jahre alten Privilegien der Utraquisten. In Ungarn setzte er sich über alle den Ständen zukommenden Rechte hinweg. Auf die Beschwerden der Ungarn antwortete er mit frechem Hohne. Die geängstigten Massen trugen geduldig das ihnen auferlegte Joch. Der Adel verschob seine Rache auf günstigere Zeiten.

In Deutschland gingen die Jesuiten ganz systematisch zu Werke. Sie arbeiteten namentlich daran, auf den Reichstagen der katholischen Partei das Uebergewicht zu verschaffen. Wo sich die Protestanten, wie z. B. in Donauwörth, den Uebergriffen der Jesuiten widersetzten, wurden sie mit Waffengewalt niedergeschmettert und gezwungen, katholisch zu werden. Die Jesuiten erklärten ganz offen, der Augsburger Friede könne nicht zu Recht bestehen, da der Papst ihn nicht gut geheißen habe.

Der Reichstag von Regensburg (1608) konnte zu keinem Schlusse gelangen, weil der Erzherzog Ferdinand, welcher den Kaiser vertrat, aufgehetzt von tückischen Jesuiten, die beruhigende Erklärung, welcher dieser den Protestanten geben wollte, zurückbehielt.

Die Folge davon war, daß mehrere protestantische Fürsten, namentlich der Kurfürst Friedrich von der Pfalz, der Pfalzgraf von Neuburg, die Markgrafen Joachim und Christian Ernst von Brandenburg, der Herzog von Würtemberg und der Markgraf von Baden zu Ahausen sich verbanden, einander gegenseitig beizustehen, selbst mit Waffengewalt, insbesondere in Betreff der bei dem letzten Reichstage vorgebrachten Beschwerden. So wurden die Protestanten zu ihrer Selbsterhaltung gezwungen, eine Organisation zu gründen, welche der Reichsgewalt geradezu entgegengesetzt war, und welche nothwendig zum Bürgerkriege und unabsehbarem Elende führen mußte.

Glücklicherweise für die Sache der Freiheit waren zu jener Zeit die Tyrannen des Hauses Oesterreich unter sich nicht einig. Der Kaiser Rudolph lag im Streite mit seinem Bruder Mathias. Ungarn, Oesterreich und Mähren erhoben sich (1608) unter selbstgewählten Führern und zwangen Rudolph, diese Länder an Mathias abzutreten. Die Folge davon war, daß der jüngere Bruder den Provinzen, die sich ihm zugewandt hatten, einige Freiheit zugestand zum Lohne für die ihm geleisteten Dienste, und Rudolph mußte ähnliche Zugeständnisse denjenigen Provinzen machen, welche ihm treu geblieben waren. Ein Protestant wurde zum Palatin von Ungarn ernannt. Religionsfreiheit wurde nicht blos den Magnaten, sondern auch den Städten und allen Classen des Volkes, selbst den Bewohnern der Militairgrenze, auf's feierlichste zugesichert. Mathias ertheilte dieselben Versprechungen den Ungarn, Oesterreichern und Mähren, welche Rudolph den unter seiner Herrschaft verharrenden Böhmen einräumte. So entstand der berühmte Majestätsbrief, dessen Verletzung später die unmittelbare Veranlassung zum dreißigjährigen Kriege wurde. Jetzt kam es schnell zu Tage, daß die österreichischen Erbländer nicht aus Ueberzeugung in Wirklichkeit,

sondern, dem Zwange sich fügend, zum Schein den katholischen Glauben wieder angenommen hatten. Noch einmal athmeten die Protestanten auf und hofften, die Habsburger würden ihnen Wort halten. Allein diese verruchte Familie blieb nur den im Dienste der Tyrannei geleisteten Eiden treu. Sie hielt von jeher nur den Päpsten und Jesuiten Wort, wenn es galt, die Völker zu knechten und zu verdummen. Doch die zu Gunsten der Freiheit gemachten Zusagen, sie mochten noch so feierlich gegeben worden sein, hat sie immer gebrochen: im dreizehnten, sechszehnten und im neunzehnten Jahrhundert. Mangel an Entschiedenheit war immer der Grundfehler der Protestanten in allen ihren Religionskriegen. Hätten sie die beiden sich bekämpfenden Brüder, das ganze Haus Habsburg vertrieben, so hätten sie sich ihre Religionsfreiheit bewahren und den unseligen dreißigjährigen Krieg vermeiden können. Da sie hierzu nicht die Entschlossenheit besaßen, mußten sie alle die Leiden dieses Krieges über sich ergehen lassen und verloren den kleinen Rest der Freiheit, der ihnen geblieben war, noch dazu.

Die Protestanten des übrigen Deutschlands verstanden aber so wenig, als diejenigen der österreichischen Staaten, die Gunst der Zeiten zu benutzen. Hätten sie zum Schwerte gegriffen, als die beiden habsburgischen Brüder sich feindlich gegenüberstanden, so wäre es ihnen ein Leichtes gewesen, das Joch des Papstthums für immer zu zertrümmern. Allein sie warteten unthätig, bis die Aufregung in den österreichischen Staaten sich wieder gelegt hatte, bis beide Brüder die von ihnen gemachten Zugeständnisse wieder untergruben und bis sich ihnen in Deutschland die katholische Ligue entgegensetzte (Juli 1609), an deren Spitze Maximilian I. von Baiern stand. Der Papst hätte eine so günstige Gelegenheit, wenn sie sich ihm jemals geboten, nicht, ohne sie auszubeuten, vorübergehen lassen. Der Despotismus war zu allen Zeiten besser organisirt, als die Freiheit. Dessen ungeachtet hat er von Jahrhundert zu Jahrhundert Rückschritte gemacht. Denn der Geist steht über der Form, der Hauch der Freiheit vermag mehr, als der festeste Bund der Tyrannen.

Während die deutschen Protestanten die Augenblicke der Entscheidung ungenützt verstreichen ließen, schmiedeten die Jesuiten das Eisen in Frankreich, so lange es heiß war, mit außerordentlichem Eifer, und bereiteten daraus dem ganzen Lande die schwersten Ketten. Heinrich IV., dieser eitele und wankelmüthige König, welcher selbst keiner religiösen Gefühle fähig war, heuchelte, seit er katholisch geworden, warme Anhänglichkeit und regen Eifer für die Kirche, der er sich aus Ehrgeiz zugewandt hatte. Um sich den Schein eines guten Katholiken zu geben, handelte er so sehr, als die Umstände es immer gestatteten, zu Gunsten des Papstthums und der Jesuiten. Statt die bewährten Freunde, welche das Unglück mit ihm getheilt hatten, und daher die ersten Ansprüche auf seine Gunst besaßen, statt das Verdienst, ohne Rücksicht auf Aeußerlichkeiten, zu bevorzugen, trachtete er darnach, jede Erinnerung an seine protestantische Vergangenheit zu verwischen. Die Jesuiten vergaben sie ihm darum doch nicht. Sie wetzten ihre Dolche, von denen einer ihn am Ende erreichte. Nicht ohne Anstrengung drangen ihm die Protestanten das Edict von Nantes ab, in einem Augenblicke, da er, von den Spaniern bedroht, es nicht wagen durfte, die kriegerische Macht seiner früheren Glaubensgenossen herauszufordern. Kein König, selbst Karl IX. nicht, schlug dem Protestantismus in Frankreich so tiefe Wunden, als Heinrich IV. Er rief die Jesuiten und mit ihnen zugleich die rastlosesten Gegner der Protestanten, und ihre erbittertsten persönlichen Feinde zurück. Er und seine glaubenstolle Gattin Maria von Medicis förderten, wo sie konnten, die Einführung neuer Mönchsorden und anderer Pflanzschulen des Aberglaubens und der Verfolgungswuth. Zu keiner Zeit machten die Protestanten in Frankreich so rasche Rückschritte, als während Heinrich IV. König im Lande war. Sie hatten es nur ihrer starken Kriegsverfassung zu danken, daß sie nicht offen mit dem Schwerte bekämpft wurden. Schwerlich hätte ihnen übrigens ein Krieg in damaliger

Zeit, da sie noch mächtig waren, so großen Schaden gebracht, als jenes System der Zurücksetzung und Demüthigung, welches der ehemals protestantische König in Verbindung mit Papst und Jesuiten in Ausführung brachte. Nachdem Heinrich IV. von dem Jesuitenzöglinge Ravaillac ermordet worden war, ließ Maria von Medicis, als Regentin, ihrem Glaubenshasse noch mehr die Zügel schießen. Den Machthabern gelang es wohl, die Zahl der Protestanten in Frankreich zu vermindern, allein nicht, den Geist des Protestantismus zu schwächen. Dieser nahm nur andere Formen an, als er sich im Schooße der protestantischen Kirche nicht mehr sicher fühlte. Er flüchtete sich aus dieser in die Literatur und rief im Laufe der Zeit die gewaltige Revolution des achtzehnten Jahrhunderts hervor, welche dem Papstthume und dem gesammten Despotismus jene Wunde beibrachte, die noch nicht geheilt ist, und an der sie doch noch sich verbluten werden.

Paul V. mochte sich über die Siege freuen, welche die von ihm vertretene Kirche in Polen und Frankreich errang, da er, trotz seiner vorgeblichen Unfehlbarkeit, nicht in die Zukunft zu blicken verstand. Weil in Polen der Geist der Freiheit erstickt und die Nation in die Bande des Pfaffenthums geschlagen wurde, vermochte sie sich im Kampfe mit ihren Nachbarn nicht zu behaupten und wurde ein Raub derselben. In Frankreich umfaßte die Kirche nicht die wichtigsten Elemente des Lebens. Die Freiheit des Geistes konnte auch außerhalb derselben noch ihre Schwingen entfalten. Die französische Nation ging daher nicht unter, wie die polnische, sie verkümmerte nicht, wie die spanische, sie fiel nicht fremden Herrschern anheim, wie die italienische. Sie wurde im Gegentheile die Führerin der Völker Europa's auf dem Pfade der Revolution, auf welchem allein sie zur Freiheit nicht bloß im Gebiete der Religion, sondern auch in jedem andern gelangen können. In Deutschland streute der Papst den Saamen zu jenem furchtbaren Kampfe aus, dessen Folge die nationale Zerklüftung unseres Vaterlandes war. Es gelang ihm aber dort so wenig, als in allen anderen kräftigen Staaten, den aufstrebendenden Geist der Freiheit zu erdrücken. Trotz des dreißigjährigen Krieges trägt die deutsche Nation auch heute noch der gesammten Menschheit das Banner religiöser Aufklärung voran. Die Siege Paul's V. und aller Päpste waren nur scheinbar oder vorübergehend. Sie erwiesen sich bald entweder nur als Niederlagen der katholischen Völker oder als Uebergänge zu kräftigeren Erhebungen der vom Geiste des Protestantismus durchdrungenen Nationen.

## § 22. Das Papstthum während des dreißigjährigen Krieges (1618—1648).

Die Macht der Verhältnisse ist auf dieser Erde so groß, daß die Staatskunst nichts anderes vermag, als dieselben richtig zu erkennen und zu benützen. Eine Reihe zusammenwirkender Ursachen, welche zum großen Theil unabhängig von dem Einflusse lebender Menschen entstehen, weil sie selbst die Folgen der Vergangenheit sind, bringen günstige oder ungünstige Zustände hervor, welche, je nachdem sie benützt werden, oder ungenützt vorüber gehen, zu den verschiedenartigsten Entwickelungen führen.

Um das Jahr 1618 waren fast alle glänzenden Sterne am Himmelszelte der Protestanten untergegangen. Die Begeisterung, welche zur Zeit, da Luther seine Theses zu Wittenberg anschlug, die Völker beseelt, hatte der Ueberzeugung Raum gegeben, daß die Hoffnungen damaliger Zeit sich nicht erfüllen würden. Die großartigen Charaktere, welche die gehobene Stimmung der Nationen erzeugt, oder doch genährt hatten, waren allmälig ausgestorben, und selbst von den Fürsten, welche die Vorkämpfer des jungen Protestantismus gewesen, war keiner mehr am Leben. Die Königin Elisabeth herrschte nicht mehr über England und auf ihren Nachfolger Jakob I. waren die großen Eigenschaften seiner Vorgängerin nicht übergegangen.

Heinrich IV. von Frankreich war den Protestanten untreu geworden und seine Wittwe hatte sich den Jesuiten in die Arme geworfen. Der Prinz Wilhelm von Oranien war von Mördershand gefallen. In ganz Europa lebte kein Fürst, um welchen die Protestanten sich zu schaaren bereit gewesen wären. In Deutschland schürten die Jesuiten die unter der Asche glimmenden Funken des Bürgerkrieges. Scandinavien war durch Polen bedroht. Den Katholiken entging nicht die gedrückte Lage, in welche ihre Glaubensgegner gefallen waren. Die Einheit, welche früher die Protestanten so furchtbar gemacht hatte, war von ihnen auf die Anhänger des Papstthums übergegangen. Die Feindschaft, welche Spanien und Frankreich so lange getrennt und zu einem Vertilgungskampfe gegen die Protestanten unfähig gemacht, hatte sich in Frieden und Freundschaft verwandelt. Paul V. erkannte, die Zeit sei gekommen, einen entscheidenden Schlag zu thun. Dazu boten ihm die Bewegungen, welche im Schooße der habsburgischen Lande vor sich gingen, die beste Gelegenheit. Ein großer Theil der Geistlichkeit, der Könige und Prinzen hatte ihre Erziehung von Jesuiten erhalten. Sie waren bereit, über Trümmerhaufen die katholische Kirche in den protestantischen Theilen Deutschlands wieder einzuführen.

Zu den alten religiösen Streitfragen hatten sich aber im Laufe eines Jahrhunderts wichtige politische hinzugesellt. Die Protestanten waren zu Mächten herangewachsen, auf welchen das Gleichgewicht Europa's wesentlich ruhte. Ihr Untergang mußte nothwendig das Haus Habsburg auf eine, die Ruhe der Nationen bedrohende Weise stärken.

Gleich anfangs waren politische Rücksichten in den kirchlichen Streit gemischt worden. Von Jahrzehent zu Jahrzehent hatten diese an Bedeutung zugenommen. Nach Ablauf eines Jahrhunderts war, trotz der Bemühungen der Jesuiten, der religiöse Fanatismus nicht mehr so blind, als früher, und die kalte Berechnung der Staatsmänner konnte die Macht der Verhältnisse, welche aus der Reformation hervorgegangen waren, nicht unberücksichtigt lassen. Der Katholicismus hatte fast aller Orten an den Monarchen, der Protestantismus an dem Volke und dem Adel seine festesten Stützpunkte gefunden. Das Beispiel der Niederlande, welche Spanien die Spitze boten, und sogar während des Krieges an Wohlstand, Bildung und Freiheit unausgesetzt zunahmen, wirkte anregend auf die gesammte protestantische Partei. Allein die Freiheitsbestrebungen blieben vereinzelt. Kein großer Geist verstand es, sie zu vereinigen und zum Kampfe gegen den geistlichen und weltlichen Despotismus zu führen. Auf katholischer Seite brannte Ferdinand II., dieser Zögling der Jesuiten, von Ketzerhaß und wünschte nichts eifriger, als der katholischen Kirche die Fahne voran zu tragen. Er dachte, es sei etwas Großes, zugleich die Geschäfte des Hauses Habsburg und der römischen Kirche zu führen. Paul V. trieb ihn voran. Er feierte noch den Sieg der Schlacht am weißen Berge. Doch während er es that, erlitt er inmitten der Prozession einen Schlaganfall, an dessen Folgen er kurz darauf starb (28. Januar 1621). Er hatte vergeblich gesucht, die Rolle eines Hildebrand zu spielen und hatte sich dabei um ein halbes Jahrtausend verrechnet. Er war der letzte Papst, der es wagte, einen katholischen Staat mit dem Interdicte zu belegen. Vergebens setzte er die besten Bücher auf seinen Index (das Verzeichniß der verbotenen Schriften). Sie wurden darum doch gelesen. Die Macht des Papstes reichte nicht weiter, als die katholischen Fürsten sie duldeten.

Unter der langen Regierung Paul's V. waren fast alle Cardinäle, welche frühere Päpste ernannt hatten, ausgestorben. Der Gegensatz zwischen den Cardinälen des letzten Papstes und den älteren, welcher früher so bedeutungsvoll gewesen war, hörte auf. Ohne Schwierigkeiten kam die Wahl zu Stande. Sie fiel auf Alexander Ludovisio von Bologna, welcher sich den Namen Gregor XV. beilegte. Er mochte in jüngeren Jahren einige Talente in diplomatischen Angelegenheiten besessen haben. Zur Zeit seiner Erhe-

bung auf den päpstlichen Stuhl war er alt und schwach. Eine Haushälterin, an deren Pantoffel er sich seit langer Zeit gewöhnt hatte, übte auch auf den Papst den früheren Einfluß aus. Der anmaßliche Stellvertreter Gottes auf Erden war so gebrechlich, daß seine Umgebungen oft nicht wagten, ihm wichtige Mittheilungen zu machen, aus Furcht, sie möchten ihm Krankheit oder Tod zuziehen. Während hinter den Coulissen ein altes Weib dem Papste seine Rolle zuflüsterte, vertrat ihn auf der Bühne selbst sein Neffe Ludovico Ludovisio, ein Schüler und eifriger Freund der Jesuiten. Er hatte den größten Theil der Kosten zum Baue der Kirche des St. Ignatius zu Rom getragen und that sich etwas darauf zu Gute, Beschützer des Capuziner-Ordens geworden zu sein.

Gregor XV. gab seinen Namen zur Gründung der Propaganda*) und zur Heiligsprechung der Jesuiten Loyola, Xaver, Coska und Gonzaga, sowie der Therese und Neri's her. Im Geiste der Söhne Loyola's wirkte der päpstliche Gesandte Karl Caraffa in Deutschland. Er war es, welcher die Habsburger antrieb, ihre haarstreubenden Grausamkeiten gegen die protestantischen Böhmen zu verüben, und ihm ist es zunächst beizumessen, daß dieses Land mit Gewalt zur katholischen Kirche zurück gebracht wurde. Nach Böhmen wurde Mähren und Ungarn in Angriff genommen. Doch wagte man nicht gegen die Magyaren mit derselben Härte zu wüthen, als gegen Slaven und Deutsche. In derselben Richtung arbeitete der päpstliche Hof auch in Frankreich, wo die Hugenotten von Jahr zu Jahr mehr an Boden verloren. Die Jesuiten hatten damals schon eine so große Bedeutung gewonnen, daß, auch wenn der Papst keine Thatkraft besaß, sie selbstständig die Zwecke ihres Ordens, welche in der Hauptsache mit denjenigen der römischen Kirche zusammen trafen, arbeiten konnten.

Zur ewigen Schande gereicht Gregor XV. sein Benehmen gegen den Erzbischof von Spalatro, den berühmten de Dominis. Dieser war früher ein Freund Ludovisio's gewesen. Im Vertrauen hierauf und bethört durch vielsagende Versprechungen begab sich de Dominis, nachdem er selbst im Bildnisse, sammt seinen Werken, verbrannt worden war, nach Rom. Die Inquisition bemächtigte sich seiner. Gregor ließ es geschehen. Er rettete das gefährdete Leben seines Jugend-Freundes nicht, als es noch Zeit war. Kurz nach Gregor's Tode ließ das blutige Glaubensgericht den vier und sechzig jährigen Greis, ungeachtet er feierliche Abbitte und Buße gethan hatte, mit Gift hinrichten, seine Leiche durch die Straßen schleifen, verbrennen und die Asche in die Tiber streuen (1624). Sein Verbrechen war gewesen, daß er Sarpi's Geschichte des Tridentiner Concils herausgegeben und zwei treffliche Schriften „von der kirchlichen Republik" und „von der königlichen Gewalt und der päpstlichen Anmaßung" verfaßt hatte.

Nicht lange vorher (17. September 1621) war zu Rom ein Mann von ganz anderer Gesinnung, der Jesuite Bellarmin gestorben, natürlich nicht als Märtyrer, sondern als hochbejahrter Cardinal, umgeben von dem ganzen Pompe der römischen Kirche. In seinem Werke „von der Macht des Papstes in zeitlichen Dingen" hatte er auszuführen gesucht: Christus habe den Papst zum Hirten aufgestellt, die Völker seien die Schaafe, die Fürsten die Widder, und verwandelten sich diese in Wölfe, so sei es die Pflicht des Papstes, sie auszurotten." Trotz der Abgeschmacktheit dieser Behauptungen, welchen in unseren Tagen nur ein mitleidiges Lächeln entgegen gesetzt werden kann, galt Bellarmin für einen der größten Schriftsteller der katholischen Christenheit. In der That kannte er die römische Kirche und ihre Mängel sehr genau, fand aber nicht gut, sie in seinen für den Druck bestimmten Werken der Wahrheit getreu zu schildern. Als er einmal gefragt wurde, warum es so wenig heilige Cardinäle gebe, antwortete er sehr treffend: „weil sie alle die heiligsten (d. h. Päpste) sein wollen." So hoch Bellarmin's Stellung in der katholischen Kirche auch war, so

*) Siehe unten § 24.

führte er doch einen sehr sittenlosen Lebenswandel. Man sagte ihm nach, er habe mit nicht weniger, als 1624 Weibern verbotenen Umgang gepflogen und sogar sich mit Thieren (Ziegen) verunreinigt. Zu solchen Schändlichkeiten führt die Ehelosigkeit der Priester! Gegen das Ungeziefer war er sehr milde. Flöhe, Läuse, Wanzen, Fliegen u. s. w. störte er nicht in ihrem Genusse, allein gegen Menschen, sogar Könige, die sich von den Päpsten nicht unbedingt beherrschen lassen wollten, verfuhr er mit der ganzen Wuth eines Fanatikers. Er bedrohte sie mit Schwert und Feuer. So verkehrt der römische Aberglauben alle Begriffe und alle Triebe.

Gregor XV. starb am 8. Juli 1623. Als die Cardinäle versammelt waren, um ihm einen Nachfolger zu wählen, hörten sie rufen: barbiere, barbiere, wahrscheinlich weil sich einer derselben seinen Bart scheeren lassen wollte. Sie hielten aber diesen Ruf für eine Wirkung des heiligen Geistes, und wählten Barberini zum Papste. Dieser hatte übrigens durch die mannigfaltigsten Kunstgriffe seine Wahl vorbereitet. Er hatte den Nepoten des letzten und des vorletzten Papstes die Meinung beigebracht, daß er deren Haß gegen ihre Nebenbuhler theile, und gewann dadurch deren Gunst. Er bestieg den sogenannten Stuhl Peters unter dem Namen Urban VIII. Mehr Staats- und Weltmann, als Geistlicher, beschäftigte er sich hauptsächlich nur mit weltlichen Dingen. Besondere Vorliebe widmete er der Dichtkunst und dem Kriegswesen. Als man ihm die marmornen Denkmäler seiner Vorfahren zeigte, bemerkte er, er wolle sich eiserne setzen. In der That baute er die Feste Castelfranco an den Grenzen des Bolognesischen, versah das Castel St. Angelo zu Rom mit neuen Brustwehren und ließ es mit Munition und Mundvorräthen versehen, gleich als wäre der Krieg vor der Thüre. In Tivoli gründete er eine Gewehrfabrik; das vatikanische Bibliothekgebäude wandelte er in ein Zeughaus um. Soldaten ließ er werben und durch die Straßen der Stadt ziehen, wo sonst nur Mönche die Processionen geführt hatten. Der Heimfall des Herzogthums Urbino, durch welchen der Kirchenstaat seine bis auf unsere Tage behaupteten Grenzen erhielt, war für ihn die wichtigste Begebenheit seines sogenannten Oberhirtenamtes. Civita-Vecchia erhob er zum Freihafen, und ließ es zu, daß die Barbaresken dort ihren Raub in Sicherheit brachten und verwertheten.

Urban VIII. besaß einen ungewöhnlichen Eigendünkel. Von Niemanden nahm er gern Rath an. Die Cardinäle befragte er nur selten um ihre Meinung. Er erklärte wiederholt, er allein verstehe mehr, als sie alle zusammen. Als ihm einst der Einwurf gemacht wurde, seine Ansicht widerstreite den päpstlichen Verordnungen, erwiederte er, der Ausspruch eines lebenden Papstes sei mehr werth, als die Satzungen von hundert verstorbenen. Nur wer seine Schwächen, und namentlich seine Eitelkeit kannte und sie zu behandeln wußte, erreichte mit ihm seine Zwecke. Hätte er in früheren Zeiten gelebt, so wäre er in seinen Anmaßungen schwerlich hinter Gregor VII. zurück geblieben. Doch in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts konnte er mehr nur in Worten, als in Thaten seinen Leidenschaften freien Spielraum geben. Dieses bewies er namentlich, indem er die berühmte Nachtmahlsbulle erneuerte (1627). Dieses Denkmal päpstlichen Uebermuths stammt wahrscheinlich schon aus den Zeiten Bonifacius VIII., wurde aber später von mehreren anderen Päpsten mit Zusätzen versehen. In der Form, welche Urban VIII. ihr gab, enthält sie zwei und siebenzig Verfluchungen, also ungefähr halb so viel, als der Endbeschluß des Tridentiner Concils. Sie faßte alle Anmaßungen der Päpste zusammen, eignete sich daher sehr wenig zu einer Zeit, in welcher die päpstliche Gewalt von der einen Hälfte der Christenheit nicht mehr anerkannt und von der anderen Hälfte mehr geduldet, als gefürchtet wurde. Diese Bulle, welche mehr, als irgend eine andere, den Uebermuth, die Herrschsucht und die Verfolgungswuth der Päpste anschaulich macht, verflucht und bannt im Namen Gottes, des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes, der Apostel Petrus und Paulus,

sowie im Namen Urban's VIII. zuvörderst die Wicliffiten, Hussiten, Lutheraner, Reformirte, Wiedertäufer und alle Ketzer, ihre Beschützer und ihre Bücher, sodann alle Universitäten, Collegien und Domcapitel, wenn sie an ein Concil appelliren, alle Seeräuber und Corsaren, oder die verunglückten Schiffen ihre Ladung nehmen, Alle diejenigen, welche neue Abgaben ausschreiben, Alle, welche päpstliche Briefe verfälschen, welche den Türken oder Ketzern Waffen, Pferde, Stahl, Eisen u. s. w. zusenden, Alle, welche die Geistlichkeit mit Auflagen belasten und das päpstliche Gebiet verletzen u. s. w. Schwerlich war zu Urban's VIII. Zeiten, oder nachher irgend ein katholischer Kaiser, König, Fürst oder anderer Machthaber, welcher nicht unter eine oder mehrere der verfluchten Kategorien zu stehen kam. Ja, Urban VIII. selbst, indem er den Seeräubern erlaubte, zu Civita Vecchia ihren Raub in Sicherheit zu bringen, verfiel unstreitig dem gegen diese geschleuderten Fluche. Alle Päpste, welche ihre Anmaßungen auf die Isidorischen Fälschungen gründen, trifft der gegen die Fälscher päpstlicher Briefe gerichtete Bann. Auf viele Könige von Frankreich und andere katholische Fürsten, welche den Protestanten Hülfe leisteten, ist die betreffende Fluchformel anwendbar. Alle Fürsten der Erde und Urban VIII. selbst, welche nur zu häufig neue Abgaben ausschrieben, sind durch die Nachtmahlsbulle gleichfalls verflucht. Augenscheinlich wurde durch dieselbe der Fluch über die ganze Welt ausgesprochen. Der Papst hätte sich die Mühe ersparen können, die Bulle in zwei und siebenzig Abtheilungen zu zerlegen. Obgleich sie, nach dessen Willen, ewig dauern sollte, hob sie Clemens XIV. ausdrücklich auf.

An jedem grünen Donnerstag soll diese Bulle dem Volke verkündigt und dabei eine brennende Fackel von der Kanzel herabgeschleudert werden. Die Beichtväter sollen sie sorgsam durchforschen und sie zu ihrer Richtschnur nehmen. Zum Glücke für die Welt hatten die päpstlichen Flüche mit oder ohne Fackeln im siebenzehnten Jahrhundert ihre Kraft verloren. Selbst viele Katholiken lachten darüber und der Cardinal Passionei wies sogar darauf hin, daß es ein Widerspruch sei, am grünen Donnerstag die Ketzer zu verfluchen und am Charfreitag für sie zu beten.

Thatsächlich blieb diese Bulle Urban's VIII. eben so bedeutungslos, als eine andere, in welcher er verbot, in der Kirche Taback zu kauen oder zu schnupfen. Leider waren aber immer noch einige Strecken Landes der unmittelbaren Herrschaft der Päpste unterworfen. Hier konnten sie ihren Flüchen durch die That Nachdruck geben. Wenn Gregor XV. den Erzbischof de Dominis verhaften, so ließ ihn Urban VIII. hinrichten. Dieser hochmüthige Papst war es auch, welcher in Galilei die gesammte Wissenschaft verfolgte und strafte. Fast ein Jahrhundert war vergangen, seit Copernicus gelehrt hatte, die Erde drehe sich um die Sonne. Dieser lange Zeitraum genügte der Kirche nicht, sich mit den Fortschritten der Sternkunde zu befreunden. Galilei wurde (1633) verurtheilt, drei Jahre bei Wasser und Brod gefangen zu sein, jede Woche die sieben Bußpsalmen und täglich den Rosenkranz zu beten. Er mußte die von ihm erkannte und seither von der gesammten Wissenschaft bestätigte Wahrheit widerrufen und sich damit begnügen, leise vor sich hin zu murmeln: „Und sie bewegt sich doch!"

Wie erbärmlich erscheint uns dieser anmaßliche Stellvertreter Gottes auf Erden in seinem Kampfe gegen die Fortschritte der Wissenschaft! Wie klein ist im Verhältniß zu den an de Dominis und Galilei verübten Schandthaten, was Urban VIII. für Künste und Wissenschaften that! Die großen Geister verfolgte und strafte er, die kleinen, welche der Welt kein neues Licht anzündeten, mochte er fördern. Dadurch schuf er sich Lobredner, aber der Menschheit keine Vorkämpfer.

Vermöge seiner Erziehung und seiner früheren Lebensverhältnisse hegte Urban VIII. eine große Vorliebe für Frankreich. Er setzte daher bei jeder Gelegenheit Spanien und

Oesterreich zurück. Seinem Benehmen war es größtentheils beizumessen, daß die Verbindung zwischen dem Hause Stuart und den spanischen Habsburgern nicht zu Stande kam, indem er seinem Dispense Bedingungen hinzufügte, welche England nicht bewilligen konnte. Richelieu, welcher im Namen Ludwig's XIII. Frankreich beherrschte, stieß daher bei seinen, Spanien und Oesterreich feindlichen Bestrebungen nicht auf denjenigen Widerstand beim Papste, welcher, nach der allgemeinen Lage der Dinge, zu erwarten gewesen wäre. Zwar gelang es Urban VIII. (1626), einen Frieden zwischen Spanien und Frankreich, und im folgenden Jahre sogar ein Bündniß zwischen diesen beiden Reichen zu Stande zu bringen, allein schon im Jahre 1629 brach der Krieg von neuem aus, durch welchen die Stärke der katholischen Partei um ein ansehnliches vermindert wurde, gerade zur Zeit, da der dreißigjährige Krieg ganz Deutschland in Bewegung brachte. Der Papst versetzte das Haus Oesterreich in Deutschland und in Spanien oft nicht bloß in üble Laune, er hemmte es sogar in seinen Unternehmungen gegen die Protestanten, und Richelieu sandte im entscheidenden Augenblicke diesen Hülfe, ohne den Grimm Urban's VIII. auf sich zu ziehen.

Während ganz Deutschland in Waffen war, und dort die höchsten Interessen der katholischen Kirche auf dem Spiele standen, wußte Urban VIII. nicht einmal in seiner nächsten Nähe Frieden zu halten. Er zersplitterte die Kraft der katholischen Partei durch den elenden Krieg von Castro, welcher auf einen Blick die erbärmliche Lage des römischen Stuhles anschaulich macht. Kleinliche Zwistigkeiten über leere Förmlichkeiten entwickelten sich nach und nach zu einem Kriege, welcher die Thätigkeit des Papstes mehrere Jahre hindurch in Anspruch nahm, seinen Staatsschatz erschöpfte, und mit einem demüthigenden Frieden endigte. Im Norden der Alpen bekämpften sich die mächtigsten Nationen der Erde. Dort handelte es sich um das ganze politische Gleichgewicht, um Katholicismus und Protestantismus. In dem Kriege von Castro war der Hauptgegner des Papstes der Herzog Odoardo von Parma aus dem Hause Farnese, und dieser, obgleich durch keine glänzenden persönlichen Fähigkeiten ausgezeichnet, war stark genug, dem sogenannten Stellvertreter Gottes auf Erden die Spitze zu bieten. Die kleine Herrschaft Castro im päpstlichen Gebiete, welche dem Herzog Farnese gehörte, wurde unter dem Vorwande, daß sie zu Gunsten der Gläubiger des Herzogs mit Beschlag belegt werden solle, von päpstlichen Truppen überzogen. Der Herzog rächte sich, indem er mit 3000 Reitern ohne Geschütze und Fußsoldaten in den Kirchenstaat einfiel. Hätte er Kühnheit genug gehabt, auf Rom vorzurücken, er hätte dem Papste die Friedensbedingungen vorschreiben können. Doch er ließ sich durch Unterhandlungen hinhalten. So gewann Urban VIII. Zeit, sich zu rüsten. Da aber die übrigen italienischen Fürsten und Venedig durch den Uebermuth der päpstlichen Nepoten gereizt waren, und deren Uebergriffe fürchteten, mußte sich Urban am Ende dazu bequemen, den Herzog von Parma, den er excummunicirt hatte, zu absolviren und ihm Castro zurück zu geben Der Krieg, welcher sich bis zum Jahre 1644 fortschleppte, diente nur dazu, die Feigheit der italienischen Truppen und die unkriegerische Stimmung des Volkes zu Tage zu bringen. Die Mehrzahl der päpstlichen Truppen bestand aus Franzosen, das Heer der italienischen Fürsten größtentheils aus Deutschen.

Durch diesen Krieg wurden die schon sehr schlecht bestellten päpstlichen Finanzen vollständig zu Grunde gerichtet. Die Geldnoth war es allein, welche Urban VIII. zum Frieden zwang. Sie war die Folge der grenzenlosen Habgier der päpstlichen Nepoten. Seit diese nicht mehr mit den Waffen in der Hand auf Eroberungen ausgehen konnten*), warfen sie sich gleich Blutegeln auf die Einkünfte des Papstes und brachten diese in die größte Zerrüttung. Sixtus V. verlieh dem Sohne seines Neffen (Peretti) ein Einkommen von 100,000 Scudi, und einem andern die Markgrafschaft von Mentana, das Für-

*) S. oben § 20. S. 141 f.

stenthum Venafro und die Grafschaft Celano. Noch weit reichlicher versorgte Clemens VIII. seine Familie (die Aldobrandini). Im Laufe von dreizehn Jahren gab er denselben an baarem Gelde über eine Million Scudi. Hierzu kamen die Einkünfte der Aemter, welche er seinem Neffen Pietro und dem Gatten der Schwester desselben verlieh. Sie wurden schon im Jahre 1599 zusammen auf 120,000 Scudi berechnet. Paul V. trieb die Verschwendung weiter, indem er seinem Nepoten, dem Cardinale Scipio Cafarelli Borghese 150,000 Scudi jährlichen Einkommens gab. Marc-Antonio Borghese erhielt von ihm das Fürstenthum Sulmona und mehrere prachtvolle Paläste und Landhäuser; beide zusammen überdieß Geschenke im Betrage von mehr als einer Million Scudi. Von Gregor XV. bezog sein Neffe Ludovico Ludovisio 200,000 Scudi jährlicher Einkünfte. Die Geschenke, die er außerdem seiner Familie machte, wurden in kurzer Zeit auf 800,000 Scudi berechnet. Alle vorhergehenden Päpste überbot aber Urban VIII. Die Barberini empfingen von ihm die fast unglaubliche Summe von 105 Millionen Scudi.

Die Peretti, Aldobrandini, Borghesi, Ludovisi und Barberini wurden auf solche Weise in demselben Maße reich, als der päpstliche Schatz mehr und mehr verarmte.

Im Jahre 1587 betrugen die Schulden des sogenannten Stuhles Peters sieben Millionen Scudi. Die Zinsen derselben verschlangen die Hälfte der Einkünfte, welche sich damals auf nicht mehr als 1,358,456 Scudi beliefen. Im Jahre 1592 war die Schuld auf mehr als zwölf Millionen gestiegen und drei Viertheile der Einkünfte, obgleich diese auf anderthalb Millionen hinaufgeschraubt worden, waren erforderlich, um deren Zinsen zu decken. Im Jahre 1605 verschlang die Staatsschuld die ganze Einnahme. Nur 70,000 Scudi blieben dem Papste übrig, der sich nicht anders, als durch neue Anleihen zu helfen wußte. Im Anfange der Regierung Urban's VIII. waren die Schulden auf 18 Millionen Scudi gestiegen. Bis zum Jahre 1635 hatte er sie auf dreißig Millionen gebracht. Nur durch Erhöhung der Abgaben konnte er den Bankerott vermeiden. Dessen ungeachtet führte Urban VIII. den Krieg von Castro, der ihn zehn bis zwölf Millionen kostete.

Die Finanzen eines Machthabers bieten uns einen sehr richtigen Maßstab seiner Verwaltung. In der That die ganze römische Kirche war nicht besser beschaffen, als die päpstlichen Finanzen. Dieselben Gebrechen, welche diese zerrütteten: die Habgier und die Herrschsucht der Nepoten, brachten in alle Gebiete derselben gleiche Verwirrung. Nur bieten uns Zahlen die festesten Anhaltspunkte. Sie lassen sich kurz summiren. Um aber die Summe der durch die Päpste verübten, angeregten oder doch geduldeten Verbrechen ziehen zu können, muß man Bände schreiben.

Die Verlegenheiten, in welche die zerrütteten Finanzen den Papst stürzten, mußten in der That sehr groß gewesen sein. Er fing an, Gewissensbisse wegen der seiner Familie gespendeten Summen zu empfinden. Bitterer, als diese war ihm aber die Nothwendigkeit, in die er sich versetzt sah, den Friedensvertrag von Castro zu unterzeichnen. Er fiel in Ohnmacht, als er es that und starb bald darauf (29. Juli 1644). Er hatte oft gesagt: „die Venetianer, (die Verbündeten des Herzogs von Parma) wollen mich zu Tode ärgern; es wird ihnen aber nicht gelingen.“ Auch in dieser Beziehung täuschte sich die päpstliche Unfehlbarkeit. Er starb aus Aerger über die ihm von den Venetianern und deren Bundesgenossen bereiteten Demüthigungen, und litt so die gerechte Strafe für seinen Uebermuth, seine Verschwendungen und seinen Eigenwillen.

Urban hatte sich nicht damit begnügt, seine Familie mit Gütern der Kirche zu überschütten, er hatte gesucht, die Zeit ihres Glücks dadurch zu verlängern, daß er eine ungewöhnlich große Zahl von Cardinälen ernannte, mit deren Hülfe ihm ein den Barberini günstiger Nachfolger ernannt werden sollte. Die Nepoten traten mit nicht weniger, als

acht und vierzig Cardinälen ihrer Partei in das Conclave. Allein die Entrüstung, welche gegen den verstorbenen Papst herrschte, war so groß, daß sie den Mann ihrer Wahl, Sacchetti, nicht durchsetzen konnten, und sich bequemen mußten, den Cardinal Pamfili anzunehmen, welcher wenigstens nicht zu ihren entschiedenen Gegnern zählte. Dieser nannte sich Innocens X. Er war als Anhänger des spanischen Cabinets bekannt, und war dem französischen Hofe besonders unangenehm. Sofort trat ein vollständiger Umschwung in der päpstlichen Politik ein. Die öffentliche Meinung, welche gegen die Barberini im höchsten Grade aufgeregt war, zwang den neuen Papst, gegen dieselben Schritte zu thun. Die Nepoten flohen nach Frankreich, wo sie von dem Cardinale Mazarin freundlich aufgenommen wurden, und brachten dort nicht bloß ihre Personen, sondern auch den größten Theil ihrer Reichthümer in Sicherheit. Bald schon zeigte sich, daß die katholische Kirche bei dem Wechsel ihrer Häupter nichts gewonnen hatte. Unter Urban waren es doch Männer in Aemtern und Würden gewesen, welche die Kuh melkten. Innocens ließ sich von einer Frau beherrschen, die an Habgier die Barberini noch übertraf, und die hergebrachten Formen, in welchen die Familie des Papstes die Kirche zu bestehlen pflegte, weit mehr verletzte, als dieses jemals früher geschehen war.

Seit langer Zeit hatte sich der Cardinal Pamfili an seine Schwägerin, Donna Olympia Maidalchina von Viterbo gewöhnt. Sie hatte ihrem Gatten ein großes Vermögen zugebracht, sich nach dessen Tode nicht wieder verheirathet, die Angelegenheiten der Familie Pamfili verwaltet und mit ihrem Schwager in den innigsten Beziehungen gelebt. Innocens konnte sich dem Joche nicht entziehen, das er in früheren Zeiten so lange und so willig getragen hatte. Erst nachdem die gesammte katholische Christenheit durch den Papst der Olympia zur Verfügung gestellt wurde, trat ihr wahrer Charakter zu Tage. Innocens hatte ihr gegenüber keinen Willen. Wenn er Audienz ertheilte, stand sie gewöhnlich hinter der Tapete, und spielte er die ihm eingelernte Rolle nicht zu ihrer Zufriedenheit, sprang sie hervor und wies ihn zurecht. Die Gesandten machten ihr immer den ersten Besuch, sie vergab alle Stellen für Geld und erhob von den untergeordneten Dienern, welche nicht voraus bezahlen konnten, eine monatliche Abgabe. Alles war ihr feil. Sie zog sogar gegen zweitausend Klöster ein — im Namen des Stellvertreters Gottes auf Erden! Wenn die Protestanten ähnliches aus Rücksicht für die persönliche Freiheit der Menschen thaten, so spien die römischen Pfaffen Feuer und Flammen. Die Verbrechen, deren sich Olympia schuldig machte, waren aber so groß, daß unter denselben die Aufhebung von Klöstern, um die Reste ihres Vermögens einstecken zu können, verschwand. Der Papst gab ja seinen Namen dazu her, er ist unfehlbar und Niemanden Rechenschaft schuldig. Wenn er nichts desto weniger der Olympia Rechenschaft ablegte, so war dieß sein guter Wille, zudem war sie nicht die Menschheit, sondern nur ein Mensch, welches von jeher in Rom mehr galt, als jene. Jedermann erkannte deutlich, daß der Papst nicht unter dem Einflusse des heiligen Geistes, sondern seiner Schwägerin Olympia stehe. Dennoch blieb der Glauben an das Papstthum bestehen. Eine Zeit lang machte eine andere Olympia, die Gattin ihres Sohnes Camillo, von der Familie der Aldobrandini ihr den Rang streitig. Der Papst entfernte sogar seine alte Freundin aus Rom. Allein er rief sie bald zurück. Er konnte ohne sie nicht sein. Die Macht der Gewohnheit war zu groß.

Um diese Zeit war es, daß in Deutschland endlich Frieden geschlossen, und den Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges ein Ziel gesteckt wurde (1648). Derselbe Papst, der es nicht verstand, in seiner eigenen Familie Frieden zu halten, der nicht einmal den äußern Anstand wahrte, entblödete sich nicht, dagegen Verwahrung einzulegen. Ihm schien des Blutvergießens noch nicht genug gewesen zu sein. Das war denn doch selbst dem Jesuiten-Zöglinge Ferdinand III. zu stark. Er sagte dem päpstlichen Gesandten: „der Papst hat

gut reden, im Reiche geht es bunt zu, während er sich von Olympia krabbeln läßt." Den westphälischen Frieden überlebte Innocens X. länger, als sein Vorgänger den Frieden von Castro. Ungeachtet der Papst gegen denselben Verwahrung einlegte, machte er doch auf ihn keinen so überwältigenden Eindruck, als der Frieden von Castro auf Urban VIII. gemacht hatte. So sehr stand das Papstthum schon außerhalb der Weltbegebenheiten. Castro war den Päpsten wichtiger geworden, als Deutschland. Das war in früheren Zeiten anders gewesen. Die Päpste übten auf die Entwickelung der Nationen keinen entscheidenden Einfluß mehr. Sie besaßen nur noch in kleinen Dingen Macht und Bedeutung. Die Zeit ihres Glanzes war dahin. Sie konnten als fünfte Räder am Wagen der Menschheit dienen, nicht mehr ihn lenken. Doch wenn auch die Päpste tief gesunken waren, Jesuiten und Inquisitoren wirkten fort zum Verderben der Nationen, welche sie duldeten. Der von Rom gehegte Aberglauben wucherte noch üppig, und selbst die Trümmer der päpstlichen Herrschaft waren stark genug, vielen Despoten der Erde Schutz und Raum für mannigfaltige Hinterhalte zu bieten.

## § 23. Die Kirchenversammlungen

Die Kirchenversammlungen des sechszehnten Jahrhunderts, welche unter dem Namen derjenigen von Trident zusammengefaßt werden, haben eine hohe geschichtliche Bedeutung nicht sowohl wegen der Endresultate, zu welchen sie führten, als weil sie uns die gesammte katholische Christenheit, in sofern sie Geltung hatte, den Papst, die Cardinäle, Ordensgeneräle, Bischöfe und Prälaten, sowie die Fürsten in ihrer Beziehung zur Kirche am anschaulichsten darstellen. Bei keiner anderen Verhandlung waren sie sämmtlich, mit Ausschluß der nicht römisch-katholischen Staaten, mehr oder weniger betheiligt. Sie alle zeigten bei dieser Gelegenheit, was sie von der Kirche dachten, verlangten und wünschten, und eben deßhalb bietet die sogenannte Kirchenversammlung von Trident den besten Maßstab ihres religiösen Charakters.

Schwerlich findet sich bei irgend einer Versammlung der neueren Zeit eine solche Mischung von Lug und Trug, von Scheinheiligkeit und Heuchelei, von vorgeblicher Reformbestrebung und wirklichen Rückschritts-Tendenzen, als bei diesem hohen Rathe der Kirche. Keinem von allen Betheiligten kam es auf dasjenige an, was er vorgab, zu wünschen. Karl V. betrachtete sie als Mittel, die Päpste in den Schranken der Mäßigung zu erhalten, und um den Protestanten, dem Scheine nach, Genüge zu leisten, in der That aber sie wieder zur Unterwerfung zu bringen. Sie kam zu Stande, nur weil er mit unverdrossenem Muthe und außerordentlicher Beharrlichkeit mehr, als zwei Jahrzehnte hindurch, sie verlangte. Die Päpste widerstrebten ihr, so lange sie konnten. Als sie aber endlich nachgeben mußten, waren sie entschlossen, den möglichsten Vortheil für die Befestigung und Erweiterung ihrer Macht daraus zu ziehen, und auch nicht die geringste Schmälerung ihrer Gewalt zuzugeben. Franz I. von Frankreich, welcher wohl wußte, daß der Papst ihm mehr gewogen sei, als seinem Nebenbuhler und Feinde Karl V., und welcher lange dem Zustandekommen des Concils Schwierigkeiten entgegengesetzt hatte, betheiligte sich bei demselben nur, um zugleich auf die Verdienste der französischen Könige um die katholische Kirche in tönenden Redensarten zu pochen und die Gelegenheit zu ergreifen, seinem Gegner Karl, den er auf dem Felde der Schlacht nicht hatte besiegen können, auf dem Gebiete der Kirche den Rang abzulaufen.

Die Protestanten, welche zuerst eine Kirchenversammlung verlangt hatten, erschienen auf derselben nicht, oder doch nur durch einige wenige Abgesandte, welche an den Berathungen keinen Theil nahmen, und sich nach kurzer Zeit unverrichteter Dinge wieder entfernten;

natürlich, da sie nicht hoffen konnten, auf derselben ihre Grundsätze frei erörtern, geschweige denn zu einer unparteiischen Würdigung derselben gelangen zu können. Statt des Mittels der Versöhnung, wie anfangs gehofft worden war, wurde die Kirchenversammlung von Trident gerade die Scheidewand, welche auf Jahrhunderte hinaus Protestanten und Katholiken trennte. Die Beschlüsse derselben wurden so zu sagen für die katholische Christenheit, was die Augsburgische Confession für die Protestanten geworden war: Grundlage der katholischen Anschauung im Gegensatze zu der protestantischen. Den Handschuh, welchen die Protestanten zu Augsburg der katholischen Kirche hingeworfen hatten, nahm diese zu Trident auf, und schleuderte ihn unter Flüchen den Gegnern zurück.

In der Hauptsache war die Kirchenversammlung von Trident eine große Comödie, deren sich die römisch-katholischen Fürsten bedienten, um ihren Unterthanen den Glauben beizubringen, als seien sie gemäßigten Reform-Ansprüchen nicht abgeneigt, während die Päpste vor allem darnach strebten, die versammelten sogenannten Väter der Kirche in vollkommener Abhängigkeit von sich zu erhalten, die einzelnen weltlichen Machthaber zu trennen und dadurch die päpstliche Gewalt vor jeder Verkürzung zu bewahren. Sie bedachten dabei aber nicht, daß es eine höhere Macht gebe, als diejenige von Päpsten, Kaisern und Königen, den Geist der fortschreitenden Zeit, und daher verloren sie doch an wirklichem Einfluß auf die Geister, obgleich sie fast alle Beschlüsse durchsetzten, wie sie dieselben nur wünschen konnten. Alle stimmten nur darin überein, Vortheile für sich auszuwirken. Jeder war gern bereit, diejenigen anderer zu beschränken, erklärte aber jeden Versuch, die seinigen zu schmälern, für eine Ketzerei, wenn er Geistlicher, oder für einen rechtswidrigen Eingriff in seine Majestätsrechte, wenn er Kaiser oder König war. Der Eigennutz war die vorherrschende Triebfeder aller Betheiligten. Die Päpste erkannten dieses gar wohl, und verstanden es am besten von allen, den ihrigen geltend zu machen. Von einem freien Geiste war auch nicht ein Mitglied der Versammlung beseelt. Es handelte sich nur um etwas mehr oder weniger Selbstsucht, etwas mehr oder weniger Einsicht in die herrschenden Mißbräuche der Kirche, größere oder geringere Entschlossenheit, und feinere oder gröbere Heuchelei. Die Päpste und deren Vertreter, in allen diesen Beziehungen die Meister, waren die Theater-Directoren. Sie erlaubten nur denjenigen Schauspielern auf die Bühne zu treten, von welchen sie nichts zu befürchten hatten, und brachten nur diejenigen Stücke zur Aufführung, die ihnen zusagten. Die Bestimmung von Glaubenssätzen und die Verfluchung aller derjenigen, die sie nicht annahmen, bildeten den wesentlichen Charakter des Concils. Von Reformen ließen die Päpste nur so viel zur Verhandlung kommen, als erforderlich war, den Schein zu vermeiden, als widersetzten sie sich gewaltsam jedem Streben nach etwas Besserem.

Auf der Kirchenversammlung von Trident hatten nur diejenigen Geistlichen Sitz und Stimme, welche selbst den größten Vortheil von dem herrschenden Aberglauben zogen. Mit diesen hatten daher die Päpste verhältnißmäßig leichtes Spiel. Als Luther zuerst*) sich auf ein allgemeines Concil berief, erkannte er noch den Papst als Oberhaupt der Christenheit an, und hatte er sich von der Gemeinschaft der römisch-katholischen Kirche noch nicht unwiderruflich losgesagt. Leo X. betrachtete aber diese Berufung als eine Verletzung der Kirchengesetze (eine schismatische Handlung). Als aber auf dem Reichstage zu Nürnberg die Stände erklärten, daß wahrer Frieden nicht zu erwarten sei, wofern nicht den Beschwerden deutscher Nation abgeholfen werde, was am wirksamsten nur auf einem freien Concile geschehen könne, mußte dessen Nachfolger diese Sprache sich ruhig gefallen lassen, obgleich er ihr keine Folge, vielmehr zu erkennen gab, da schon Leo X. Luther's Lehre verdammt und dessen Berufung auf ein Concil verworfen habe, so würde das Ausschreiben eines solchen das

*) Am 28 November 1518 und am 17. November 1520.

Ansehen des päpstlichen Stuhles gefährden. Dessen ungeachtet drang Karl V. mit Entschiedenheit auf ein Concil und richtete sogar am 6. October 1526 ein Schreiben an das Cardinals-Collegium, worin er verlangte, daß es im Falle der Verweigerung oder Zögerung des Papstes die Zusammenberufung eines allgemeinen Concils selbst vornehmen, und worin er andeutete, daß er, widrigenfalls, als Beschützer der Kirche aus eigener Machtfülle es thun würde. Diese Drohung blieb jedoch ohne Wirkung, da Karl V., inmitten der Kriege, in welche er verwickelt war, derselben keinen Nachdruck verleihen konnte. Um so dringender verlangten die Protestanten, namentlich seit sie auf dem Reichstage von Speier (1529) die, ihren Namen begründende Protestation eingereicht hatten, ein allgemeines Concil. Umsonst suchte Clemens VII. in einer persönlichen Zusammenkunft, welche er (1530) mit dem Kaiser in Bologna hatte, durch alle Künste der Ueberredung diesen von seinem Vorhaben abzubringen. Vergeblich erklärte der päpstliche Gesandte Campegius auf dem Reichstage zu Augsburg: die Abstellung der Mißbräuche sei beschwerlicher, als sie selbst. Doch der Kaiser, die katholischen und die protestantischen Fürsten ließen nicht nach, eine allgemeine Kirchenversammlung zu verlangen. Die ersteren hauptsächlich aus dem Grunde, weil sie es nicht wagten, den Protestanten mit dem Schwerte in der Faust entgegenzutreten, die letzteren, weil sie noch immer den Schein einer möglichen Ausgleichung mit der römischen Kirche nicht abstreifen wollten. Clemens VII., von allen Seiten gedrängt, erließ (December 1530) an die Könige und Fürsten Briefe mit der Aufforderung, zu einem freien und allgemeinen Concil mitzuwirken. Indem er aber hinzufügte, er wolle dasselbe in Italien abhalten, legte er den Keim des Unfriedens und Streites sofort in die ersten vorbereitenden Verhandlungen. Kurz darauf (Decbr. 1531) wirkte er durch seinen Nuntius Uberti bei dem König Ferdinand nach allen Kräften gegen das Zustandekommen der von ihm selbst öffentlich als nothwendig erkannten Kirchenversammlung. Bei einer Zusammenkunft mit dem Kaiser zu Bologna (Anfang 1533) versprach Clemens VII. von neuem die Berufung des Concils. Allein er bestand darauf, daß es in Italien (zu Mantua, Bologna oder Piacenza) abgehalten werden solle. Auch fügte er manche andere Bedingungen hinzu, denen sich die Protestanten unmöglich unterwerfen konnten. Da der Papst dessen ungeachtet noch immer fürchtete, das Concil nicht vermeiden zu können, bestimmte er den König Franz I. von Frankreich, die protestantischen Fürsten noch entschiedener gegen das Concil einzunehmen, indem er denselben durch diesen Vermittler zu erkennen gab, es würde niemals ein Concil nach ihrem Sinn und Wunsch, mithin zu ihrem Vortheil, statt finden. Durch diese Kunstgriffe verhinderte Clemens, so lange er lebte, die damals so viel gepriesene und so eifrig gewünschte Kirchenversammlung. Sein Nachfolger Paul III. fing damit an, dem Kaiser Rom als den geeignetsten Ort für das Concil vorzuschlagen, und kam nur in zweiter Reihe auf die Städte Mantua, Bologna und Piacenza zurück. Dabei konnte er aber seinen Wunsch, am liebsten ohne Concil die herrschenden Wirren zu erledigen, nicht unterdrücken. Dann schrieb er (4. Juni 1536) dasselbe nach Mantua aus, und als er sich mit dem dortigen Herzoge über die zu bildende Schutzwache nicht vereinigen konnte, berief er die Kirchenversammlung (8. October 1537) nach Piacenza, und später (am 22. Mai 1542) nach Trident.

Die Wahl dieser, am südlichen Abhange der Alpen belegenen, mehr italienischen, als deutschen Stadt, genügte allein, die Erwartungen, welche die Freunde einer Reform der Kirche hegten, zu vernichten. Der Einfluß des Papstes und der italienischen Bischöfe mußte dort nothwendig vorherrschen. Zudem hatten sich, während die Päpste mit dem Concile zögerten, die Parteien so schroff geschieden, daß selbst von einer versöhnlich gestimmten Kirchenversammlung nichts mehr zu hoffen war, geschweige denn von einer solchen, auf welcher voraussichtlich die Protestanten gar keine, die römisch-katholischen Reformfreunde dagegen

nur eine sehr schwache Stimme haben konnten. Der Jesuiten-Orden war gegründet und von dem Papste auf's eifrigste begünstigt worden. Die Lehren der Protestanten waren nicht blos längst verdammt, sie wurden, so weit die Macht der römischen Kirche reichte, mit Feuer und Schwert vertilgt. Eine unter solchen Verhältnissen berufene Versammlung konnte für den Frieden nichts thun. Es fragte sich nur noch, ob durch sie der Papst, oder die Bischöfe in ihren gegenseitigen Verhältnissen gewinnen würden, eine Frage, welche für die geistige Bewegung der Zeit sehr unbedeutend, und nur für die Betheiligten von Wichtigkeit war. Der Eifer, das Concil zu beschicken, war von allen Seiten sehr gering; zudem dauerte der Krieg zwischen Karl V. und Franz I. fort. Es fehlte daher dem Papste an erwünschten Vorwänden nicht, die Versammlung (am 6. Juli 1543) auf unbestimmte Zeit zu vertagen. Nach dem Frieden von Crespy hob Paul III. zwar die Vertagung des Concils durch eine Bulle zum Scheine wieder auf, allein schon am 22. Februar ertheilte er den Legaten die Vollmacht, die Versammlung nach Gutfinden an einen anderen Ort zu verlegen. Noch immer hoffte der Papst, das Concil nach einer von ihm unbedingt abhängigen Stadt Italiens zu versetzen. Als aber alle seine Kunstgriffe an der Entschiedenheit des Kaisers scheiterten, ließ er es endlich (am 13. Decbr. 1545) zu Trident feierlich eröffnen.

Anfangs wurde dasselbe in dem Dome abgehalten, später aber in die Stiftskirche Maria Maggiore verlegt. Die Legaten Johann del Monte, Marcellus Cervinus und Reginald Pool, ein Cardinal, vier Erzbischöfe, siebenundzwanzig Bischöfe, vier Ordensgenerale, drei Benedictiner-Aebte nebst einer großen Anzahl Geistlichen jedweden Ranges wohnten der Eröffnung bei. Die erste Rede, welche der Bischof von Bitonto, Cornel Musso, hielt, strotzte von tönenden Redensarten und verdeckte nur wenig die übertriebenen Anmaßungen des päpstlichen Stuhles. Er forderte alle Wälder um Trident auf, der Welt kund zu thun, daß sie sich dem Concil unterwerfe, geschehe dieses nicht, so würde man mit Recht sagen können: das Licht des Papstes sei in die Welt gekommen, die Welt habe aber die Finsterniß mehr geliebt, als das Licht. Bedeutungsvoller sprach der spanische Dominicaner Soto. Er gestand: die Sitten und die Zucht unter den Christen seien so tief gefallen, als es nur möglich sei; es sei dahin gekommen, daß man sich der Rechtschaffenheit schäme und je unlauterer einer sei, desto höher stehe er im Ansehen. So sei es zu Rom selbst, in Italien, Deutschland, Frankreich bestellt; durch die Schuld der Hirten sei das Kirchengebäude so zerfallen.

In schneidendem Widerspruche zu diesen Eröffnungsreden standen die Verhandlungen, welche auf dieselben folgten. Niemand dachte daran, ein reines Licht leuchten zu lassen, oder die gerügten Mißbräuche abzuschaffen. Der Streit, der sich von der ersten bis zur letzten Sitzung im Laufe zweier Jahrzehnte hindurch schlang, umfaßte ausschließlich die mannigfaltigen Ansprüche der Herrschsucht und der Habgier, und Glaubenssätze, welche gleich unsinnig waren, sie mochten nach dieser oder jener Anschauungsweise gefaßt werden.

Schon über den Titel, den das Concil führen sollte, entstanden widerliche Zänkereien, in deren Laufe die Legaten zu erkennen gaben, sie könnten, bevor sie die Gesinnung des Papstes vernommen hätten, keinen Beschluß fassen. So kam es frühzeitig zu Tage, daß, wie der französische Gesandte sich später scherzhaft ausdrückte, die Legaten sich von Rom durch das Brief-Felleisen allwöchentlich den heiligen Geist kommen ließen.

Die Geschäftsbehandlung beherrschten die Legaten so vollständig, daß ohne ihre Zustimmung und Vermittelung kein Antrag an das Concil gestellt werden konnte. In den vorbereitenden Congregationen führten sie immer den Vorsitz, ein Theil derselben wurde sogar in ihrer Wohnung abgehalten. Sie ernannten die Secretaire und Notare des Concils, ließen durch sie nicht selten die Abstimmungen verfälschen, entblödeten sich nicht, als sie darüber zur Rede gestellt wurden, zu erklären, daß in Dingen, welche die Leitung des

Concils beträfen, die Mehrzahl nicht immer zu berücksichtigen sei und behaupteten unumwunden, der Papst sei nicht schuldig, den Stimmen der versammelten Väter Folge zu geben, wenn er nicht wollte; auch gegen den Widerspruch der Mehrheit könne er allein entscheiden. Nicht nach Nationen, wie auf früheren Kirchenversammlungen, sondern nach Köpfen wurden die Stimmen gezählt. Da die Italiener allein weit zahlreicher vertreten waren, als alle übrigen Nationen zusammengenommen, so war ihnen, und folgeweise dem Papste, von dem sie durchaus abhängig waren, die Mehrheit von vornherein gewiß. Durch manche Kunstgriffe, wie z. B. das Recht, das er sich vorbehielt, den Umständen nach den Stellvertretern der Bischöfe eine Stimme zu gewähren oder zu versagen, sicherte sich der Papst diese noch mehr. Die wenigen Bischöfe, welche es wagten, den Legaten Einwürfe zu machen, donnerten diese mit der größten Heftigkeit nieder, trugen auf deren Abberufung an, oder wenn sie zu mächtig waren, verstanden es der Papst und seine Vertreter, sie durch mannigfaltige Ränke entweder für sich zu gewinnen, oder doch unschädlich zu machen. Neben den, der Kirchenversammlung mitgetheilten Schreiben des Papstes, ging ununterbrochen ein geheimer Briefwechsel her, von welchem nur die Eingeweihten Kenntniß erhielten. Kam dessen ungeachtet ein Beschluß zu Stande, welcher dem sogenannten römischen Stuhle nicht zusagte, so entkräfteten ihn die Legaten durch den Zusatz: „mit Vorbehalt des apostolischen Ansehens," welcher dem Papste bei dessen Anwendung immer eine Hinterthür offen hielt.

Vor allen Dingen leiteten die Legaten die herrschenden Reformbestrebungen, so unbedeutend diese im Schooße der Kirchenversammlung auch waren, dadurch von dem päpstlichen Hofe ab, daß sie fast die ganze Zeit blos den Streitigkeiten über Glaubenssätze widmeten. Bei dieser Gelegenheit wurde denn auch die sogenannte unbefleckte Empfängniß Mariä zur Sprache gebracht, doch gelang es deren Vertheidigern nur, die Bemerkung durchzusetzen: die Kirche glaube, daß die heilige Jungfrau durch ganz besondere Begünstigung Gottes ohne läßliche Sünde geblieben sei. Dem neunzehnten Jahrhundert war es vorbehalten, diese zuerst von Mohammed aufgestellte Ansicht*) zu einem christlichen Glaubenssatze zu erheben.

Am liebsten wäre es dem Papste gewesen, wenn sämmtliche Reformanträge seiner Entscheidung lediglich anheim gegeben worden wären. Dieses konnte er aber, aller angewandten Anstrengungen ungeachtet, nicht durchsetzen. Er verlegte daher das Concil eigenmächtig nach Bologna (März 1547). Den Vorwand dazu bot ihm eine angebliche Seuche, ungeachtet urkundlich festgestellt worden war, daß in der Stadt sich nicht mehr, als 35 Kranke befanden, von denen keiner die Pest, und nur vier oder fünf ein ansteckendes Fleckfieber hatten, ein Gesundheitszustand, welcher schwerlich in irgend einer gleich stark bevölkerten Stadt der Welt so günstig war.

Trotz der vorgeblichen Unfehlbarkeit des Papstes folgte nur ein Theil der in Trident versammelten Prälaten seinen Befehlen, der andere, kleinere, blieb daselbst zurück, verwahrte sich feierlich gegen die Verlegung und strafte dadurch deutlich genug den angeblichen Stellvertreter Gottes auf Erden der Lüge, daß auch nicht einer der zurückgebliebenen Bischöfe von einer Seuche ergriffen wurde. Die große Schaar der von den Mißbräuchen der Kirche lebenden Pfaffen jubelte aber laut, indem sie hoffte, in ihren ungerecht erworbenen Pfründen, Abgaben und Nebengewinnsten ungestört zu verbleiben. Kaiser Karl wurde über den ohne sein Zuthun vom Papste gethanen Schritt, welcher überdies mit den ihm von dem römischen Hofe gemachten Zusagen im grellsten Widerspruche stand, sehr ungehalten.

Paul III. schenkte den dringenden Forderungen des Kaisers, das Concil in Trident fortzusetzen, kein Gehör. Mit Julius III. wurden lange Verhandlungen gepflogen. End-

*) S. Weltgeschichte Buch IV, S. 34.

lich am 1. Mai 1551, nach einer Unterbrechung von mehr als drei Jahren, wurde das Concil von neuem zu Trident eröffnet.

An die Stelle der früheren Legaten trat der Cardinal Crescentius, Pighino, Erzbischof von Syponte, und Lipomani, Bischof von Verona. Der erstere führte das große Wort und war herrischer, als alle übrigen Legaten. Der König von Frankreich, welcher noch immer mit Karl V. in Feindschaft lebte, und daher das diesem vom Papste gemachte Zugeständniß mit Widerwillen betrachtete, widersetzte sich und ließ das nach Trident zurückgekehrte Concil für eine bloße Privatversammlung erklären. Auf der anderen Seite wollte der Kaiser die in Bologna gehaltenen Sitzungen nicht anerkennen. Der Streit hierüber dauerte bis zum Ende des Concils.

Von Seiten der Protestanten erschienen blos Abgesandte des Kurfürsten Joachim von Brandenburg, des Herzogs von Würtemberg und des Kurfürsten von Sachsen. Als der Krieg zwischen dem Kurfürsten Moritz und dem Kaiser ausbrach, entfernten sie sich aber bald wieder im Stillen, indem sie für ihre persönliche Sicherheit besorgt waren. Dem Papste gaben die Wirren in Deutschland einen erwünschten Vorwand, das Concil von neuem zu unterbrechen, indem er bewirkte, daß es sich auf zwei Jahre vertagte (am 28. April 1552). Es verging ein Jahrzehnt, bis es wieder zusammenkam (am 18. Januar 1562). Mittlerweile hatte sich die Weltlage vollständig verändert. Die Protestanten, welche zur Zeit, da zuerst von einem Concil die Rede gewesen war, mit der römisch-katholischen Kirche noch durch viele feste Bande zusammenhingen, und zur Zeit der Eröffnung desselben zu Trident noch eine sehr unsichere Stellung gehabt, hatten durch den Kriegszug des Kurfürsten Moritz und durch ähnliche Vorgänge in Skandinavien, in den Niederlanden, in England, Schottland und Frankreich eine politische Bedeutung gewonnen, welche im grellsten Mißverhältniß zu den Verhandlungen des Concils stand. Von diesen wurden sie als Ketzer verdammt, ungeachtet weder die zu Trident versammelten Geistlichen, noch deren weltliche Gebieter die Macht besaßen, ihrem Urtheil Nachdruck zu geben. Selbst der finstere Tyrann von Spanien, welcher sich auf den von ihm geglaubten Unsinn so viel einbildete, legte gerade zur Zeit, da das Concil zum dritten und letzten Male in Trident eröffnet wurde, den Grund zu der nachherigen Größe der Niederlande, indem er sie durch seine blinde Wuth antrieb, das auf ihnen lastende spanische Joch zu zertrümmern.

Den Papst vertraten dieses Mal die Cardinäle Gonzaga, Seripandus, Hosius und Simonetta, zu denen bald der Cardinal von Hohenems, des Papstes Neffe, hinzutrat. Bei der Eröffnung des Concils waren nebst den Legaten und dem Cardinale Madruzzi ein hundert und zwei Patriarchen, Erz- und Bischöfe, vier Aebte, vier Ordensgenerale und unzählige geistliche und weltliche Doctoren anwesend. Nach und nach vermehrte sich die Zahl der Bischöfe auf zwei hundert und siebenzig. Doch von keiner weltlichen Macht waren Botschafter zugegen. Später erschienen die Bevollmächtigten des Kaisers Ferdinand, der Könige von Frankreich, Spanien, Portugal, Ungarn, Böhmen und Polen, des Freistaates Venedig, der sieben katholischen Schweizer-Kantone, der Herzoge von Toscana, von Baiern und Savoyen und vieler anderen Fürsten. An tönenden Redensarten ließen es die Legaten, Bischöfe und Botschafter nicht fehlen. Der Erfolg bewies aber nur zu deutlich, daß denselben kein Ernst und keine Ueberzeugung zu Grunde lag. Eine derjenigen Fragen, welche dem Concil am meisten Zeit raubte, und mit der größten Heftigkeit verhandelt wurde, war wieder eine Formfrage, nämlich ob das Concil als ein neu berufenes, oder als eine Fortsetzung der früheren Versammlungen von Trident und Bologna betrachtet werden solle. Sie wurde niemals ausdrücklich entschieden, allein von den Legaten thatsächlich dahin beantwortet, es handle sich nur um eine Fortsetzung der früheren Versammlungen von Trident und Bologna. Die sogenannten Väter der Kirche begannen ihre Arbeiten mit der Bera-

thung von Maßregeln gegen „ketzerische" Schriften. Sie setzten das von Alexander VI.*) begonnene und von Leo X. erweiterte System der Censur fort und suchten demselben den Stempel des „heiligen Geistes" aufzudrücken. So läßt sich auch diese, wie so viele andere verabscheuungswürdige Anstalten, unter welchen Europa zum Theil heute noch schmachtet, auf die römisch-katholische Kirche, welche sie zuerst ersann und in Ausführung brachte, zurückführen.**)

Dem Papste kam es, wie früher, nur darauf an, jeder Schmälerung seiner Machtvollkommenheit entgegen zu wirken. Ein ungarischer Bischof hatte den Muth, zu erklären: zuerst müsse die Finsterniß von der Sonne hinweg genommen werden, bevor man den Sternen zum helleren Lichte verhelfe. Diese Aeußerung brachte unter den Anhängern Roms zwar einen großen Aerger, allein nicht das geringste Bestreben hervor, sie zu berücksichtigen.

Ueber viele Anträge waren die meisten weltlichen Machthaber einig. Allein da sie nicht gemeinsam handelten, verstanden es die Römlinge, dieselben fast vollständig zu vereiteln. Manche Gegenstände, welche unter dem glänzenden Aushängeschilde der Reform vorgebracht wurden, bezweckten in der That nichts weiter, als eine Verschärfung der schon herrschenden kirchlichen Tyrannei, wie z. B. der Antrag des Königs Sebastian von Portugal, daß die Glaubensgerichte auf alle christlichen Länder ausgedehnt und diese mit solcher Gewalt bekleidet werden sollten, daß selbst die päpstlichen Legaten ihre Wirksamkeit nicht beschränken könnten. Die festeste Stütze des Papstes war der König Philipp II. von Spanien, welcher, gleich dem anmaßlichen Stellvertreter Gottes auf Erden, nichts sehnlicher wünschte, als den Protestantismus mit Stumpf und Stiel, sei es auch über den Trümmern der halben Welt, auszurotten. Der Kaiser Ferdinand von Deutschland, der König von Frankreich und selbst der Herzog von Baiern hatten ausführliche Reformanträge entwerfen lassen, unter welchen, neben vielen anderen Punkten, die Bewilligung der Priester-Ehe und des Kelches beim Abendmahle sich übereinstimmend fanden. Mit gewohnter Gründlichkeit hatten die Deutschen ihre Forderungen abgefaßt. Als aber der Cardinal Morone sich (am 16. April) zum Kaiser Ferdinand nach Innsbruck verfügte, und unter vier Augen mit ihm verhandelte, gab der Habsburger leichten Kaufes fast alles auf, was er bisher verlangt und als unerläßlich für das Wohl der Kirche erklärt hatte. Mehr Mühe hatten die päpstlichen Legaten, die Forderungen der Franzosen zu beseitigen, doch da in Frankreich die politischen Zustände höchst schwankend waren, und die Königin Katharina von Medicis, welche auf die Regierung großen Einfluß besaß, je nach den Verhältnissen den Gesandten dringendere oder minder entschiedene Weisungen gab, konnten diese gleichfalls nur wenig oder nichts durchsetzen. Das zweideutige Benehmen des Cardinals von Lothringen, welcher an der Spitze der französischen Bischöfe nach Trident gekommen war, trug viel dazu bei. Der Cardinal, welcher selbst durch die große Anzahl von Pfründen, die er besaß, Anstoß gab, konnte schon aus diesem Grunde keine Reformen mit Nachdruck begehren. Die Sprache, welche die Franzosen zu Trident führten, gab übrigens zu manchen bewegten Scenen Veranlassung. Als z. B. der Bischof von Verdün starke Ausfälle gegen den römischen Hof machte, sagte der Bischof von Orvietto spottend zu seinen Nachbarn: Wie heftig kräht doch dieser Hahn (gallus)! Sehr schlagend entgegnete der Bischof von Lavaur: wollte Gott, Petrus würde durch das Krähen dieses Hahnes veranlaßt, bitter zu weinen.

Unter den gewandtesten Vertheidigern der päpstlichen Anmaßungen that sich besonders der Jesuitengeneral Lainez hervor, welcher stets bereit war, das Wort zu ergreifen, wenn es galt, irgend einen Reformantrag zurückzuweisen.

*) S. Weltgeschichte Buch VI, § 108, S. 599.

**) S. unten im letzten Abschnitte den § „Presse".

Wie wenig die so hoch gepriesene christliche Demuth zu Trient herrschte, erhellt namentlich aus den Rangstreitigkeiten, welche mehr als einmal die Versammlung mit vollständiger Auflösung bedrohten. Besonders heftig war die Eifersucht zwischen dem französischen und spanischen Botschafter. Mit Mühe hatten sie sich über den jedem derselben zukommenden Sitz verständigt. Als aber Pius IV. aus parteiischer Vorliebe für Spanien den Legaten die Weisung zugehen ließ: daß Räucherung und Friedenskuß beim öffentlichen Gottesdienste beiden Botschaftern zugleich Zeit gereicht werden solle, so entstand darüber ein sehr unanständiger Streit. Die französischen Gesandten erhoben vor dem Altare lauten Widerspruch. Die Meßfeierlichkeit wurde unterbrochen; endlich zogen sich beide streitenden Theile ohne Räucherung und Friedenskuß aus der Kirche zurück, indem sie drohten, Trient zu verlassen, wenn ihrem Begehren nicht willfahrt würde. Fürwahr, anschaulicher konnte kaum das leere Formenspiel der römischen Kirche zu Tage treten. Eine Versammlung, welche bis zum Rande der Auflösung gebracht wird, weil einer der Anwesenden nicht später, als der andere eingeräuchert und geküßt wird, steht unter dem Einfluß gehässiger Eifersucht und Eitelkeit, aber gewiß nicht unter demjenigen des Geistes der Liebe und Brüderlichkeit. Wenn im Angesichte aller dieser Thatsachen die römisch-katholische Kirche dennoch behauptet, die von ihr berufenen Concilien seien vom heiligen Geiste beseelt, so kann sich der unparteiische Geschichtsforscher eines mitleidigen Lächelns nicht enthalten.

Der päpstliche Hof verstand es trefflich, diese Zänkereien der weltlichen Fürsten zu seinen Gunsten auszubeuten. Sie boten ihm das erwünschte Mittel, die unter sich gespaltenen Nationen zu beherrschen und den Wunsch rege zu machen, das Concil möge je eher, je lieber seinem Ende zugeführt werden. Die Mißstimmung wurde immer allgemeiner. Die Hoffnungen, welche von gutmüthigen Schwärmern auf das Concil gesetzt worden waren, gingen eine nach der anderen unter.

Es kam nur noch darauf an, die Kirchenversammlung mit einigem Scheine von Anstand zum Schlusse zu bringen. Zu diesem Behufe brachten die päpstlichen Abgesandten ihrerseits solche Reformen in Vorschlag, welche auf Beschränkung der weltlichen Gewalt in kirchlichen Dingen abzielten. Mit anderen Worten: sie kehrten den Stiel um. Statt den Mißbräuchen zu begegnen, welche der Geistlichkeit aller Orten mit Recht vorgeworfen wurden, griff der Papst die von den Fürsten ausgeübten Befugnisse an. Indem er so den Kampf auf feindliches Gebiet hinübertrug, brachte er die lautesten Fürsprecher kirchlicher Reformen zum Schweigen und machte ihnen selbst den Schluß des Concils, von dem sie nichts mehr zu hoffen, sondern nur zu fürchten hatten, wünschenswerth.

In zwei Sitzungen (der 24. und 25.) wurden nun rasch hinter einander die sogenannten Reformbeschlüsse zusammen gedrängt, und so am 4. December 1563 unter mannigfaltigen Verwahrungen und Klauseln das Concil zu Ende geführt. 255 war die Zahl der Unterzeichner der End-Beschlüsse. Zwei Drittheile der Bischöfe waren Italiener.

Das Gesammt-Ergebniß der Beschlüsse von Trident für die katholische Kirche faßt Wessenberg, dieser gläubige, wenn auch milde Katholik, in den Worten zusammen: „der Wurzeln, der Grundursachen vieler Mißbräuche des römischen Hofes wurde geschont, und in allen Stücken, wo die päpstliche Gewalt hätte Abbruch leiden müssen und die Mißbräuche des römischen Hofes abzustellen waren, wußte es seine Politik so zu leiten, daß die Reform seinem Gutdünken überlassen blieb. Das Hauptbestreben zu Trident ging dahin, durch bleibende Feststellung einer mit aller Strenge zu handhabenden Gleichförmigkeit sowohl in Disciplinarsachen, als in Glaubensbestimmungen über alle streitigen Punkte die Stärke der katholischen Kirche zum Widerstand gegen die Neuerungen zu vermehren. Die Scheidewand zwischen Katholiken und Protestanten wurde befestigt, die Kluft zwischen beiden erweitert; im Schooße der katholischen Kirche selbst aber wurde das Streben nach solchen Ver-

besserungen, wodurch die Art an den Baum der Gebrechen wäre gelegt worden, auf lange Zeit gelähmt und niedergehalten."

Wenn der heilige Geist erforderlich ist, um solche Resultate zu bewirken, so kann derselbe keinen großen Werth haben. Nach unserer Ansicht ist aber dieses Urtheil über die Kirchenversammlung zu Trident viel zu gelind. Sie machte anschaulich, daß die römisch-katholische Kirche durchaus unversöhnlich und unverbesserlich sei, und unter der Herrschaft der niedrigsten Beweggründe: der Habgier, der Herrschsucht, des Ehrgeizes und blinder Verfolgungswuth stehe. Wenn wir die Kirchenversammlung von Trident mit irgend einer ähnlichen Versammlung vergleichen, mit protestantischen Synoden und mit Congressen weltlicher Fürsten, so finden wir keine, auf welcher Lug und Trug, Heuchelei und Scheinheiligkeit so frech hervortraten, als bei den sogenannten Vätern der Kirche zu Trident. Nirgends verletzt den denkenden Menschen ein so greller Widerspruch zwischen Wort und That. Die Leute, welche vorgaben, unter dem unmittelbaren Einflusse des heiligen Geistes zu stehen, welche ihre Versammlung dem Himmelreiche und dem Paradiese gleichstellten, die großartigsten Reformen in Haupt und Gliedern als unumgänglich nothwendig erklärten, und dennoch im Laufe von fast zwei Jahrzehnten durchaus nichts erhebliches zu Stande brachten, — müssen entweder Dummköpfe oder Bösewichter, wenigstens in ihrer Mehrzahl gewesen sein. Das erstere waren sie nicht. Wer den Verhandlungen des Concils von Trident mit einigem Eifer folgt, kann vielen der einflußreichsten Mitglieder desselben die Anerkennung großer Gewandtheit, eiserner Ausdauer und derjenigen Gelehrsamkeit und Beredsamkeit nicht versagen, welche ohne Freiheitsmuth und Liebe zur Wahrheit bestehen können. Doch Allen fehlten die edleren Beweggründe. Die persönliche Ueberzeugung konnte im Kampfe mit dem starren Glaubensbekenntnisse der römischen Kirche, die Liebe zur Menschheit gegen die Pflichten, welche das Papstthum in Anspruch nahm, nicht aufkommen. Die Pfründen wurden mehr berücksichtigt, als das Schicksal derjenigen, welche dieselben im Schweiße ihres Angesichtes zu zahlen hatten. Das Ansehen des Papstes wog schwerer in der Schaale, welche die sogenannten „Väter" zu Trident in den Händen hielten, als das Bedürfniß der gesammten Christenheit.

Wir haben keinen Schleier über die Schwächen gezogen, welche sich nur zu häufig im protestantischen Lager kund thaten, allein sie verschwinden neben den riesenhaften Gebrechen der Kirchenversammlung von Trient. Die Zänkereien zwischen Lutheranern und Calvisten verdienen gewiß bitteren Tadel, doch wenn wir sie mit den eintönigen Verfluchungsformeln des Tridentiner Conciliums vergleichen, so erscheinen sie uns wie Stecknadeln im Verhältnisse zu Dolchen. Die Reformatoren der Protestanten waren nicht frei von Fehlern und Irrthümern, allein sie kämpften muthig gegen die Uebermacht, blieben arm ihr Lebenlang und richteten keine lüsternen Blicke selbst auf diejenigen Güter, welche in Folge ihrer Anstrengungen der römischen Kirche verloren gingen. Bei ihnen ging Wort und That stets Hand in Hand, selbst wenn sie in ihrem Eifer zu weit gingen und für Abgeschmacktheiten schwärmten. Die zu Trient versammelten Cardinäle, Patriarchen und Bischöfe machten in ihren Personen die Gebrechen der römischen Kirche selbst am anschaulichsten. Die einen besaßen, wie der Cardinal von Lothringen, zu viel Pfründen, als daß sie eine Reform auf diesem Gebiete zugeben konnten, die anderen waren, wie der Cardinal von Hohenems, vor der Zeit zu hohen Kirchenwürden aus Gunst erhoben worden, als daß sie darauf dringen konnten, solche nur an Würdige zu verleihen. Wieder andere bezogen vom Papste einen zu hohen Monatssold in Trient, als daß sie unabhängig hätten stimmen und eine rasche Erledigung der Geschäfte wünschen können. Wie in der römischen Kirche, so war auch auf dem Concile zu Trident alles faul. Die Versammlung war ein treues Abbild der Kirche, die sie vertrat.

Die besten Anhaltspunkte zu einem Urtheile über das Concil von Trident liefern uns nicht bestochene oder betrogene Menschen späterer Zeiten, sondern die Betheiligten selbst, welche an Ort und Stelle oder doch in nächster Nähe ihren Stoff sammelten. Die mündlichen und schriftlichen Erklärungen der verschiedenen katholischen Mächte und deren Botschafter, welche mit den zu Trident und Rom gesponnenen Ränken und in Bewegung gesetzten Triebfedern am besten vertraut waren, sind insbesondere von hohem Werthe.

So berichtete z. B. der Bischof von Orense (am 12. October 1551) an den Kanzler des Kaisers, Granvella: „die Legaten zeigen weder Eifer noch Interesse für die Reform des Clerus; sie erklären ohne Umschweife, wir sollten uns mit dem, was man uns vergönne, begnügen, ohne daß es erlaubt wäre, für ein mehreres den Mund zu öffnen." Um dieselbe Zeit klagte Doctor Malvenda: „die Legaten herrschten unbedingt; die Gelehrten, die man nach Trident geschickt, seien ganz unnütz, man ziehe sie nicht zu Rath." Vargas berichtete (am 26. November 1551) an Granvella: „Der Legat (Crescentius) habe alle Scheu abgelegt und behandele die Geschäfte des Concils nach seinem Gutdünken. Der Legat zähle und erwäge die Stimmen nicht, er überstürze Alles."

Der Papst Julius III. sprach sich über das Concil von Trient aus in den Worten: „es sei thöricht, zu glauben, daß ein Schock ungeschickter Bischöfe und vierzig noch unfähigere Doctoren besser im Stande wären, von Trient aus die Kirche zu ordnen und zu lenken, als er."

So achtungswidrig hat sich nicht leicht ein Protestant über das Concilium von Trident ausgesprochen. Augenscheinlich glaubte der Papst selbst nicht, daß der sogenannte heilige Geist die Kirchenversammlung erleuchte. Aber nach drei Jahrhunderten erkennt die große Masse verdummter Gläubigen deren Beschlüsse noch immer als bindend an. So groß ist die Macht der Erziehung und der Gewohnheit!

Auch der Kaiser Ferdinand ergoß sich in den bittersten Klagen über das Concil. Er erklärte, „daß man mit menschlichen Rathschlägen nach besondern Interessen das zu hindern und zu stören suche, was Gottes Ehre und Gemeinwohl erforderten." In noch schärferer Weise sprach sich der französische Hof über das Concil aus. Er schrieb an den Gesandten Ferrier: „es scheine, das Concil wolle, statt die Geistlichen zu reformiren, ihnen nur noch die Nägel verlängern, um sie den Fürsten desto mehr beschneiden zu können."

Wer den geheimen Verhandlungen des Concils von Trident folgt, die Instruktionen der Gesandten und päpstlichen Legaten, die vertraulichen Besprechungen weltlicher und geistlicher Machthaber durchforscht, dem wird es klar, daß in den höheren Kreisen der katholischen Welt damals schon der Glaube vollständig erschüttert war, und nicht bloß die Kirchenversammlung, sondern die ganze römische Kirche nichts anderes als eine Komödie war, welche Papst, Cardinäle, Kaiser und Könige mit einander aufführten, und bei welcher sie die Völker zusehen ließen unter der Bedingung, daß sie die Kosten trugen und, statt Beifall zu klatschen, die Augen senkten und sich auf die Brust schlugen. Die Komödie der römischen Kirche war an die Stelle der Spiele des römischen Circus getreten. Zur Komödie wurde der ganze sogenannte römisch-katholische Gottesdienst. Die Maskeraden unserer Tage sind nur Nachahmungen der von den katholischen Geistlichen in der Fastenzeit aufgeführten Schauspiele. Processionen und Wallfahrten waren Komödien, an welchen die Priester dem Volke erlaubten, die untergeordneten Rollen mit zu spielen. Auf der Vorliebe der Massen für die Komödie ruhte zum größten Theile die Anhänglichkeit, welche sie der katholischen Kirche widmeten. Kein Theater der Welt kam aber den Völkern der Erde so theuer zu stehen. Sie bezahlten es nicht bloß mit ihrer sauer erworbenen Habe, sondern auch mit ihrer Freiheit, und nur zu oft mit ihrem Lebensglücke und ihrem Leben.

Lug und Trug, Hinterlist und Bestechung waren die Mittel, durch welche die Päpste

die Beschlüsse der Versammlungen von Trident und Bologna zu Stande brachten. Dieselben Kunstgriffe waren erforderlich, ihnen Geltung zu verschaffen. Das sogenannte Concil von Trident, gegen welches die Päpste sich so lange gesträubt hatten, sollte, nachdem es sich zu deren Werkzeuge hergegeben, von der ganzen Christenheit als Ausfluß des heiligen Geistes verehrt werden! Nur zwei deutsche Bischöfe hatten an dessen Versammlungen Antheil genommen, den abgeschickten Stellvertretern hatten die Päpste keine Stimme verliehen. Keiner der zahlreichen Reformbeschlüsse, welche Kaiser Ferdinand gefordert hatte, war gefaßt worden. Frankreich und Ungarn nahmen die Beschlüsse des Concils niemals an, Philipp II., der Beherrscher von Spanien, Neapel, Mailand und den Niederlanden, und sogar die katholischen Schweizer-Cantone fügten ihrer Zustimmung einschränkende Bedingungen hinzu, und der Papst selbst bestätigte sie nur im Hinblicke auf zwei Klauseln, mit deren Hülfe er jeder ihm nicht zusagenden Bestimmung derselben ausweichen konnte, nämlich unter Vorbehalt seiner Machtfülle und des ihm zukommenden Rechtes der Auslegung. Dessen ungeachtet wird das Concil von Trident als die Grundlage des neuern römisch-katholischen Kirchenrechts betrachtet und zwar nicht bloß in der alten, sondern auch in der neuen Welt, sogar von den Katholiken der Vereinigten Staaten Nord-Amerika's! Einer Macht, welche wesentlich auf den pseudo-isidorischen Decretalen ruht, konnte es nicht schwer fallen, den verdummten Nationen auch die Beschlüsse des Tridentiner Concils aufzudringen. Weil sich dieses die Vorfahren gefallen ließen, tragen es die Enkel. Sie denken nicht an die Frage: wie passen die 135 Verfluchungen des Concils zu dem ganzen gesellschaftlichen Leben unserer Zeit?

## §. 24. Die Werkzeuge des Papstthums.

Schwerlich ist jemals von Freunden und Feinden eine Anstalt verschiedenartiger beurtheilt worden, als die römische Kirche. Während dien eine sie als eine von Gott selbst zum Heile der Menschheit errichtete Gemeinschaft darstellen, welche Unfehlbarkeit besitzen und allein seeligmachend sein soll, wird sie von andern als das Werk des Teufels bezeichnet, als eine Anstalt, durch welche Abgötterei, Götzendienst und Knechtschaft mit der ganzen Macht der Hölle auf Erden verbreitet würden. Je nach den Umständen hüllt sie sich in das Gewand der Demuth und der Bescheidenheit, oder pocht sie trotzig auf ihre göttliche Gewalt. Die Einen schildern sie als Beherrscherin der Welt und meinen, über kurz oder lang werde sie alle Länder der Erde unter ihre Fittige versammeln, die Anderen erklären sie für eine vergangene Größe, deren Tage gezählt sind und deren Versuche, sich auszubreiten, mehr lächerlich, als gefährlich seien.

Ich bin der Ansicht, daß die katholische Kirche zwar durchaus keine gegründete Hoffnung besitzt, sich zu vergrößern und noch viel weniger, jemals eine Stellung einzunehmen, ähnlich derjenigen, die sie im Mittelalter behauptete. Allein so lange noch die Mehrzahl der Christen ihr anhängt, bildet sie eine große Macht, welche derjenigen des Protestantismus jedenfalls gewachsen und deren Organismus so beschaffen ist, daß sie sich aller Orten ausbreiten muß, wo sie sich frei und ungehindert bewegen kann. Das Netz, welches sie gespannt hat, umfaßt die ganze Erde; und alle Völker, die sorglos oder schlaff genug sind, sich nicht zu wehren, müssen nothwendig ihre Beute werden. Denn das Papstthum ist unausgesetzt darauf bedacht, sie zu fangen, und besitzt theils fanatische, theils berechnende Organe in hinreichender Anzahl und Kraft, um die ganze Menschheit, wenn sie nicht widerstrebt, gleich einer Heerde zu hüten. Wohl wurden ihr durch die Reformation viele Länder und Völker entrissen, wohl wurde selbst in den katholisch gebliebenen Theilen der Erde ihre Macht erschüttert, allein ihr Organismus hat sich nicht verringert, ihre Ansprüche sind dieselben geblieben.

Die ganze Erde ist in römische Sprengel getheilt, die Bischöfe gehorchen dem Papste und halten die Pfarrer in Unterwürfigkeit. Neben den gesetzlichen Hirten (um in den Worten der Kirche zu sprechen), gehen die Mönchsorden einher. Die Inquisition überwacht Geistliche und Laien und erdrückt jede Regung der Freiheit, soweit ihr die weltlichen Gewalten es gestatten, im Blute der Völker. Dem Papste zur Seite steht das Cardinals-Collegium, welches, in verschiedene Körperschaften getheilt, die Geschäfte der Kirche besorgt und aus seiner Mitte dem gestorbenen Oberpriester einen Nachfolger erwählt, den die ganze katholische Kirche ohne Widerstreben als ihr Haupt anerkennt, und als Stellvertreter Gottes auf Erden verehrt.

Unter den Cardinälen sind sechs Bischöfe innerhalb des Weichbildes von Rom, fünfzig Cardinalpriester und vierzehn Cardinal-Diacone, welche die Aufsicht über die Hospitäler und Wohlthätigkeitsanstalten führen. Nicht weniger, als fünfzehn sogenannte Congregationen wachen über die gesammten Angelegenheiten der Kirche.

1) Die Consistorial-Congregation, in welcher die Berathungen des Consistoriums vorbereitet werden; 2) die Congregation der Inquisition oder des sogenannten heiligen Amtes, in welcher der Papst den Vorsitz führt und welche über sogenannte Ketzereien, Abfall vom Glauben und dergleichen Gericht hält; 3) die Congregation für die Ausbreitung des römisch-katholischen Glaubens, welche mit großen Einkünften ausgestattet ist und einen prachtvollen Palast in Rom besitzt; 4) die Congregation zur Erläuterung der Beschlüsse des Tridentiner Concils; 5) die Congregation des Index, welche alle Bücher vor ihren Richterstuhl zieht, sie verdammt, verändert oder erlaubt. Sie trägt ihren Namen von dem Index (Verzeichniß), auf welchen sie die verbotenen Bücher setzt; 6) die Congregation zur Erhaltung der Rechte und Freiheiten der Geistlichkeit und der Maltheser Ritter; 7) die Congregation für die Entscheidung der Streitigkeiten zwischen Bischöfen, Weltgeistlichen und Mönchen; 8) die Congregation für die Prüfung der Fähigkeiten der Bischöfe; 9) für die Untersuchung ihres Lebens und ihrer Sitten; 10) die Congregation, welche dafür sorgt, daß die Bischöfe in ihren Sprengeln wohnen, oder sie dieser Pflicht entbindet; 11) die Congregation zur Unterdrückung solcher Klöster, deren Einkünfte erschöpft sind; 12) die Congregation der apostolischen Untersuchung. Sie ernennt die Geistlichen, welche die Kirchen und Klöster der Stadt Rom zu untersuchen haben; 13) die Congregation der Reliquien, welche die in der römischen Kirche üblichen Fetische zu fabriciren und den Handel damit zu leiten hat; 14) die Congregation der Indulgenzen, welche alle betreffenden Gesuche entscheidet und 15) die Congregation der Gebräuche (Ritus) welche die religiösen Ceremonien zu ordnen hat.

Sechs andere Congregationen sind für die weltliche Regierung des Kirchenstaats niedergesetzt. Da der Papst allein unmöglich alle kirchlichen Angelegenheiten verwalten kann, so hängt die Entscheidung der meisten von diesen Congregationen ab. Selten wagt es ein Papst, sich mit den Ansichten dieser geschäftskundigen Congregationen in Widerspruch zu setzen. Gewöhnlich bestätigt er die ihm zur Unterschrift vorgelegten Entscheidungen und nur in außerordentlich wichtigen Fällen erhält er Kenntniß von deren Verhandlungen.

Wäre daher die Lehre von der Unfehlbarkeit nicht eine Fabel, so würde sie dennoch die armen Katholiken nicht vor gar vielen und bedeutungsvollen Beeinträchtigungen schützen. Der ganze Organismus der katholischen Kirche ist nur auf Unterdrückung jeder ihr widerstrebenden Regung, auf Vermehrung ihrer Macht und deren Ausbeutung gerichtet. Es ist daher sehr natürlich, daß sie nichts anderes, als dieses zu Stande bringen kann, und eine große Abgeschmacktheit, jemals von dem Papste in irgend einer Beziehung eine Verbesserung oder auch nur Erleichterung des den Völkern auferlegten Joches zu erwarten. Die

Cardinäle sind die Geschöpfe (Creaturen) der Päpste, und können als solche niemals in einer andern, als der päpstlichen Richtung streben und arbeiten.

Eine der wichtigsten Aufgaben der Cardinäle ist die Papstwahl. Auch hier suchte die katholische Kirche die Gläubigen durch die Fabel von der unmittelbaren Einwirkung des heiligen Geistes zu täuschen. Nur zu häufig hat die Geschichte thatsächlich nachgewiesen, daß die Wahl des Papstes das Ergebniß von Bestechung, Gewaltthat, Heuchelei und Schandthaten aller Art war, und die sehr verwickelten Formen der Wahlhandlung beweisen deutlich, daß sich die Cardinäle selbst dessen bewußt sind, und, wenn auch vergeblich, suchen, denselben Schranken zu ziehen.

Nach dem Tode eines Papstes werden die Cardinäle, gleich Verbrechern, in ein Gefängniß (Conclave) gesperrt, aus welchem sie erst nach vollzogener Wahl entlassen werden. Ihr Verkehr mit der Außenwelt wird auf's sorgfältigste bewacht, um der vorausgesetzten Geneigtheit, unreinen Einflüssen Gehör zu schenken, keine Nahrung zugeben zu lassen. Geborene Italiener haben allein Aussicht gewählt zu werden, alle übrigen schließt die sogenannte Erbsünde (peccato originale), d. h. ihre ausländische Geburt von der Bewerbung um das hohe Amt aus. Trotz aller angewandten, überdieß mehr zum Scheine, als in vollem Ernste vorgenommenen Maßregeln war von jeher die Papstwahl das Ergebniß der feinsten Ränke und der schlausten Umtriebe. Nicht selten übten auch der deutsche Kaiser und die Königin von Spanien und von Frankreich entscheidenden Einfluß auf die Wahl aus. Der Rücksichten, welche in dem Conclave genommen zu werden pflegen, sind so viele, daß gewöhnlich die Wahl nur zwischen wenigen Cardinälen schwankt. Gewiß ist übrigens: alle Einrichtungen sind so getroffen, daß kein anderer, als entweder ein vollständiger Heuchler, oder ein beschränkter Fanatiker auf den sogenannten Stuhl Petri erhoben werden kann. Es wäre daher am besten, er würde je eher je lieber verbrannt, damit er nicht länger zur Schmach der Menschheit entweiht werden könnte.

Zu den zahlreichen Werkzeugen, welche im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderte sich den Päpsten zu Gehorsam verpflichtet hatten, kamen noch die vielen anderen hinzu, welche durch gleiche oder ähnliche Interessen ihnen verbunden waren. Dahin gehörten alle katholischen Kaiser und Könige und selbst einige protestantische Fürsten, welche hofften, durch deren Begünstigung Vortheile gewinnen zu können, ferner jene weit verbreitete Horde von Despotenknechten, welche von den Abfällen der Tafeln der Großen lebt, und sich am liebsten an reiche Machthaber verkauft, zu welchen damals die Päpste, die Könige von Spanien und überhaupt die römisch-katholischen Herrscher unstreitig gehörten. Zwar schwangen sich die meisten katholischen Fürsten im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts von unterwürfigen Knechten der Päpste zu deren mit Schonung zu behandelnden Verbündeten empor. Allein meistentheils gelang es den schlauen römischen Oberpriestern, sie zu ihren Zwecken zu benutzen, wie die ganze Geschichte unseres Zeitabschnitts zur Genüge beweist. Je schwächer von Jahrzehent zu Jahrzehent der sogenannte römische Stuhl wurde, desto dringender bedurfte er der Hülfe der katholischen Fürsten, und je mehr sich diese selbst durch die Reformation bedroht sahen, desto williger waren sie, solche zu leisten. Die Herrschaft des Papstes ging in dieser Weise allmälig in einen Bund mit den katholischen Fürsten über, welchem sich später sogar manche protestantische Könige anschlossen, indem sie mehr die Revolution, als das Papstthum fürchteten, und lieber dessen Joch auf sich nehmen, als den Wünschen und Forderungen ihrer Völker nachgeben wollten.

## § 25. Das Mönchswesen.

Wie jede gute Einrichtung fortwirkend immer Gutes, so zeugt jede schlechte immer Böses. Das Mönchswesen, welches mit seinem dreifachen, der menschlichen Natur widersprechenden Gelübde an und für sich schon schlimm genug ist, hat mit unvermeidlicher Nothwendigkeit eine Reihe anderer Uebel, die ursprünglich weder beabsichtigt, noch auch nur vorhergesehen waren, in seinem Gefolge gehabt. Wenn ein zurechnungsfähiger, erwachsener Mensch sich den Entbehrungen des Klosterlebens unterwirft, ist es immer zu bedauern. Häufig ändert sich bei ihm die Stimmung. Doch die Rückkehr in die bewegten Kreise der menschlichen Gesellschaft ist ihm verschlossen; und nur wenigen gelingt es, durch die Gunst des Geschickes oder außerordentliche Gewandtheit die Ketten wieder abzustreifen, die er sich selbst angelegt hat. Allein nicht durch Erwachsene, sondern durch Kinder, nicht selten sogar durch ungeborene, haben sich die Mönchsorden am meisten verstärkt. Sie würden bald ausgestorben sein, wenn nicht durch die Erziehung die Neigung zum Klosterleben künstlich erweckt, oder durch Zwang die Unterwerfung unter dasselbe gewaltsam herbeigeführt worden wäre. Der beste Beweis der vollständigen Unfreiheit, in welcher die meisten Kinder den Klöstern übergeben wurden, erhellt daraus, daß, während nach allgemeinem Rechte ein Alter von fünf und zwanzig Jahren erforderlich war, um einen gültigen Vertrag über das Eigenthum abzuschließen, das unmündige Alter von vierzehn und sechszehn Jahren für genügend erachtet wurde, um über die ganze Zukunft, die gesammte persönliche Freiheit des Novizen zu entscheiden. Ja, die katholische Kirche nahm sogar die Gelübde von Eltern und Verwandten, welche Kinder oder andere Angehörige ihr zum Opfer brachten, thatsächlich an. Tausende von Mönchen und Nonnen legten nur aus dem Grunde das Klostergelübde ab, weil Andere sie der Kirche gelobt hatten. In den finstern Zeiten des Mittelalters führte dieses schon zu empörenden Eingriffen in die persönliche Freiheit ganzer Generationen. Allein noch schlimmer wurde dieses später, als durch die Reformation der Fanatismus der Gegenpartei angeregt wurde, und durch die fortschreitende Bildung, die kalte Berechnung mehr und mehr an Einfluß und Bedeutung im kirchlichen Leben gewann. Wie hätte ein Kind, welches bei Gelegenheit eines über die sogenannten Ketzer errungenen Sieges, oder um einen solchen von Gott zu erhalten, der Kirche gelobt worden war, wagen dürfen, zu widerstreben! Die Pfaffen hätten ein solches Unterfangen als einen Beweis der schändlichsten Gleichgültigkeit für das Wohl der katholischen Welt verschrieen. Die Verwandten hätten das gottlose Kind verstoßen, wie es dem hochherzigen Ulrich von Hutten von seinem Vater widerfuhr. Die geheime Geschichte der Klöster hat ihren Herodot und ihren Thucydides noch nicht gefunden. Die Blicke, welche einzelne ausgeschiedene Mönche uns aber hineinwerfen ließen, genügen, um das Haar auch des ruhigsten Menschen, wenn er nicht alles Gefühl abgestreift hat, empor steigen zu machen.

Die Abgeschmacktheiten, Ausschweifungen und Schandthaten, deren Sitze die Klöster waren, können wir hier nur kurz andeuten, deren Ausführung würde Bände füllen. Die Wollust war der große Mittelpunkt, um welchen sich in Nonnenklöstern alles drehte. Gottesdienst, Bußübungen, Visitationen (Untersuchungen) u. s. w. Doch bei den bestehenden Einrichtungen mußten die furchtbarsten Verbrechen begangen werden, um das Ziel zu erreichen, und später, um alle Folgen zu verwischen. Gleichen Schritt mit der Unzucht hielt gewöhnlich die Heuchelei und die Scheinheiligkeit. Man konnte darauf rechnen, daß je mehr ein Kloster im Rufe der Heiligkeit stand, desto mächtigere Gönner es hatte, welche dort sich von dem Zwange der Cölibats erholten. Deren abgestumpfte und verschraubte

Sinne bedurften aber einer gewissen Würze, welche sie entweder aus dem Aberglauben oder aus Gewaltthaten schöpften. Sie stellten Versuche mit den Nonnen an unter mannigfaltigen Vorwänden, und wenn die unglückliche Person dabei nicht ihr Leben verlor, so mochte sie zu einer Heiligen erhoben werden, wie z. B. die römische Nonne Franziska zur Zeit Paul's V., von welcher ihre Lobredner rühmten, sie habe das Gefühl der Wollust unterdrückt, als ihr Gewalt angethan worden sei.*) Doch die meisten thaten in ähnlichen Fällen ihren Gefühlen keinen Zwang an. Unter den 1624 Frauen, mit welchen Cardinal Bellarmin verbotenen Umgang gehabt hatte†) mögen wohl 1000 Nonnen gewesen sein.

Nicht geringer als das Sündenregister der Klöster, ist die Zahl der von ihnen unter dem Schleier der Frömmigkeit betriebenen Abgeschmacktheiten. Paul V. bestätigte z. B. die Regel der adeligen Regelfrauen zu Innsbruck, nach welcher sie verbunden waren, alle Tage drei Paternoster und drei Ave Maria zu Ehren der Spannader des heiligen Geistes zu beten, und in der Fastenzeit sechs Spannen lang die Erde zu lecken.

Allerdings mochte der größere Theil der Nonnen alle diese Schändlichkeiten und Abgeschmacktheiten nur mit Widerstreben treiben. Allein sie konnten sich denselben nicht entziehen. Die Bösen herrschten, die Schwachen mußten gehorchen. Starke Menschen, welche zugleich gut und vernünftig waren, gingen nicht in die Klöster, oder brachen sich wieder Bahn aus denselben heraus.

Zu keiner Zeit erwies es sich so deutlich, als zur Reformation, daß das Klosterwesen nur auf äußerm Zwange beruhe. Denn sobald die öffentliche Meinung den armen Nonnen und Mönchen einigen Beistand versprach, verließen diese zu Tausenden ihre Klöster, und als später deren Aufhebung statt fand, waren die meisten sehr erfreut darüber.

Die Weltgeschichte ist nicht viel mehr, als die Darstellung menschlicher Verirrungen. Der Unsinn hatte früher und hat noch jetzt einen so überwiegenden Einfluß auf die Massen, daß jeder Fortschritt gewöhnlich nur der Uebergang von einer größeren zu einer kleineren Verkehrtheit war und ist. Jahrhunderte, ja oft Jahrtausende lang bietet die Unnatur allen Angriffen von Seiten des klaren Verstandes und der ungetrübten sittlichen Kraft Trotz und der Menschenfreund muß die Verminderung ihres Gebietes und die Beschränkung ihrer Macht schon als einen Gewinn betrachten. Nicht bloß seit fast achtzehn Jahrhunderten, sondern wohl um ein halbes Jahrtausend länger besteht der Unsinn des Klosterlebens und zwar nicht bloß unter den Christen, sondern auch bei den Verehrern Buddha's, in deren Schooß es zuerst aufkam, und‡) von denen die Christen es entlehnten. Zur Ehre der menschlichen Vernunft muß es jedoch anerkannt werden, daß im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts das Mönchswesen im christlichen Europa die Achtung und Verehrung der Völker, durch welche es früher so reich und mächtig geworden war, verloren hatte. Die Mönche paßten ihre Betrügereien nicht dem fortschreitenden Geiste der Zeit an. Sie verstanden es nicht, neue, weniger plumpe Gaunerstückchen zu erfinden, nachdem die alten anrüchig geworden waren, und bestärkten daher durch Wiederholung ihrer Kniffe nur den rege gewordenen Verdacht. Wie frech die Mönche unter dem Aushängeschilde der Religion logen und betrogen, davon haben uns die Chroniken des Mittelalters tausende der schlagendsten Belege aufbewahrt. Einer derselben möge hier Platz finden§).

Seit langer Zeit widmeten sich Dominicaner und Franziskaner den bittersten Haß. Beide Orden strebten nach der ausschließlichen Herrschaft in der Kirche und dem Alleinbesitze der Volksgunst. Je mehr die Dominicaner gewahrten, daß die Franziskaner ihnen vorgezogen würden, desto eifriger trachteten sie darnach, durch jedwedes Mittel den Sieg

*) Voluptatem inviti coitus reprimebat — ardente supra vulvam larido.

†) S. oben §. 22. S. 333. ‡) S. Weltgeschichte Buch V. § 23. S. 66 f. Bd. III. § 39. S 103.

§) S. Mosheim's Kirchengeschichte Bd. III. Cap. I. § XII.

über ihre glücklicheren Nebenbuhler zu erringen. Auf einer im Jahre 1504 zu Wimpfen abgehaltenen Ordensversammlung faßten die frechen Mönche den Beschluß, ihre Zuflucht zu Geister-Erscheinungen und Träumen zu nehmen, um mit deren Hülfe das Staunen der wundergläubigen Massen zu erregen und deren wankendes Vertrauen von neuem zu befestigen. Zum Schauplatze ihrer „frommen" Bestrebungen erkoren sie die Stadt Bern. Die erste Rolle unter den Betrügern übernahm der Prior des dortigen Dominicanerklosters, die erste unter den Betrogenen wurde dem Laienbruder Jetzer zugetheilt. In Betrüger und Betrogene löste sich seit langer Zeit die katholische Geistlichkeit und die gesammte katholische Welt auf, und das zu Bern gespielte Gaunerstückchen unterschied sich von ähnlichen nur dadurch, daß es an's Tageslicht kam und bestraft wurde, während tausend andere als Beweise der Wahrheit der von den Pfaffen erfundenen Fabeln bis auf den heutigen Tag geglaubt und bewundert werden.

Einer der vier Dominicaner, welche die oberste Leitung des Schauspiels übernommen hatten, erschien als Gespenst dem Dummkopfe Jetzer und theilte ihm mit, er sei der Geist eines zu Paris ermordeten Dominicaners, welcher zum Fegefeuer verurtheilt, weil er ordensflüchtig geworden sei. Seinen Leiden könne aber dadurch ein Ende gemacht werden, daß Jetzer und das ganze Kloster sich gewissen Bußübungen unterwerfen wollten. Dazu war der Laienbruder gern bereit, und die Mönche, von denen die meisten im Geheimnisse waren, geißelten sich, unter Zuströmen des dummgläubigen Volkes, acht Tage lang, während Jetzer wie ein Gekreuzigter auf der Erde lag. Das Gespenst wiederholte den Teufelsspuk noch viele Male, erzählte dem erstaunten Jetzer alle Geheimnisse seiner Seele, welche dessen Beichtvater dem Prior verrathen hatte, schärfte ihm den Glaubenssatz der Dominicaner ein, daß die sogenannte Jungfrau Maria n i c h t ohne Sünde empfangen worden sei, erschien ihm sogar in der Gestalt der sogenannten Mutter Gottes mit wächsernen Engelchen, welche an Stricken auf und nieder gezogen wurden und theilte dem einfältigen Laienbruder theils unter großen Schmerzen, theils in künstlich herbeigeführtem Schlafe die Wundenmale Christi mit, welche Franz von Assissi und andere Volksbetrüger sich früher selbst schon beigebracht hatten. Längere Zeit hindurch wurden diese Erscheinungen, Wunder und Reden mit großem Erfolge fortgesetzt. Die ganze Stadt und Umgegend war voll davon. Der Zulauf nach dem Dominicaner-Kloster war unermeßlich. Doch nach und nach spielten die Betrüger ihre Rollen immer schlechter. Sie gaben sich nicht mehr die Mühe, ihre Stimmen zu verstellen, und Jetzer erkannte, so dumm er war, ganz deutlich seinen Prior unter der Larve der sogenannten Mutter Gottes. Zwar versprach er Stillschweigen. Allein da ihm die Dominicaner nicht trauten, mischten sie ihm nicht weniger als fünf Mal, sogar in der Hostie Gift. Seine kräftige Natur erlag aber doch nicht. Er entdeckte den Mordanschlag, entfloh, begab sich in den Schutz der weltlichen Behörden und zeigte den ganzen Betrug an. Die Franziskaner, erfreut über diese Wendung der Dinge, schlugen Lärm. Die Sache wurde vor den päpstlichen Stuhl nach Rom gebracht. Eine Untersuchungs-Commission traf in Bern ein. Diese konnte nicht, wie sonst gewöhnlich, den Schleier des Geheimnisses über ihre Verhandlungen decken. Jetzer lebte, Tausende, welche getäuscht worden waren, glühten vor Zorn über den unerhörten Volksbetrug, die Franziskaner schürten die Flamme, bis endlich (im Mai 1509) vier der Rädelsführer des Complottes zu Bern öffentlich verbrannt wurden.

Solche Gaunerstreiche erlaubten sich dieselben Dominicaner, in deren Händen die Inquisition ruhte, und welche Jahr ein, Jahr aus, Tausende als Ketzer verurtheilten. Was bei Franz von Assissi als Wunder verehrt, wurde bei Jetzer als Betrug bestraft. Das ist katholische Rechtgläubigkeit!

Wäre die Berner Spuk-Geschichte einige Jahre später aufgeführt worden, so hätten

sich die Franziskaner, aus Furcht, der Reformation in die Hände zu arbeiten, gewiß nicht erlaubt, Lärm zu schlagen, und die Dominicaner verehrten vielleicht heute noch die vier ihrer später verbrannten Brüder als Heilige und rühmten sich der in ihrem Kloster vollbrachten Wunder.

Die Reformation regte, wie überhaupt die katholische Welt, so auch die Mönche, zu größerer Vorsicht an. Sie nöthigte die berechnenden Gauner, ihre Betrügereien feiner anzulegen, und gab den Fanatikern einen neuen Sporn, die unnatürliche Härte ihrer Ordensregeln noch zu schärfen. Zu dieser letzteren Klasse von Mönchen gehörte Mathäus von Bassi, ein italienischer Franziskaner, der sich einbildete, den göttlichen Beruf erhalten zu haben, seinen Orden zu dessen ursprünglicher Strenge zurückzuführen. So entstand (1528) der Orden der Capuziner. Eine ähnliche Geistesrichtung hatte zur Folge, daß sich ein anderer Zweig der Franziscaner in Frankreich unter dem Namen der Recollecten, in Italien als reformirte und in Spanien als baarfüßige Franziscaner zu einem besondern Orden bildeten (1532). In ähnlicher Weise sonderten sich von den Carmelitern zwei Arten von Baarfüßlern (1580, 1587, 1593) ab.

Ein Zweig der Benedictiner reformirte sich unter dem Namen der Congregation von St. Maur (1620) und widmete sich insbesondere gelehrten Forschungen. Durch besondere Strenge zeichnete sich das unter dem Einfluß der Jansenisten stehende Frauenkloster von Port-Royal aus, welches 1618 gegründet wurde. Alle übrigen Orden übertrafen aber die reformirten Bernhardiner von La-Trappe an unnatürlicher Härte. Dessen ungeachtet oder vielmehr gerade deßhalb verbreiteten sie sich rasch über Italien und Spanien, wo die Zahl verschrobener Köpfe und gebrochener Herzen besonders groß war.

In rascher Folge entstanden (1524) die Theatiner, die Regular-Cleriker von Saint Majeul, welche auch Väter von Somasquo genannt werden (1540 und 1543), die Barnabiten (1545), die Väter der christlichen Lehre (1597), die Piaristen u. s. w. Wie Pilze schossen die neuen Orden aus der Erde. Es würde uns zu weit führen; sie alle zu nennen. Viele Faullenzer und Gauner und eine nicht geringe Zahl von Fanatikern ergriffen mit Freuden die Gelegenheit, welche ihnen das Jammergeschrei der Eiferer über den drohenden Zerfall der römischen Kirche bot, und stifteten diesen oder jenen Orden, um, wie sie vermeinten, oder doch sich den Anschein gaben, ihrer „alleinseeligmachenden Mutter" zu Hülfe zu eilen. Aus deren großen Zahl hebe ich hier nur noch die Ursulinerinnen, die Priester des Oratoriums (1577) und den von Vincens von Paula (1632) gegründeten Orden der Missionspriester hervor. Die bei weitem einflußreichste aller dieser Körperschaften war aber diejenige der Jesuiten, der wir einen besonderen Paragraphen widmen.

Daß sich im Schooße dieser zahlreichen Orden einzelne edle Menschen und hellere Köpfe fanden, läßt sich nicht leugnen. Gehörten doch Luther, Paul Sarpi und Giordano Bruno dem Mönchsstande an. Namentlich zeichneten sich die reformirten Benedictiner von St. Maur durch viele gelehrte Forschungen aus. Wie weit nützlicher hätten aber diese Kräfte wirken können, wären sie nicht durch die Ketten des römischen Glaubens und ihrer Gelübde gefesselt gewesen, und hätten sie in freiem Verkehre mit der Mitwelt sich entfalten können!

## § 26. Die Jesuiten.

Von allen Theilen der Kirchengeschichte ist keiner ausführlicher und mit größerm Scharfsinn behandelt worden, als die Geschichte der Jesuiten. Sie zeichnet sich vor allen übrigen Zweigen der Geschichte der katholischen Kirche dadurch aus, daß die wichtigsten Schriftsteller nicht entweder protestantisch oder katholisch sind. Hier zertheilen sich die katho-

lischen Quellen in zwei feindliche Ströme. Die katholischen Gegner der Jesuiten haben uns bedeutungsvollere Thatsachen, schneidendere Urtheile und beißendere Schilderungen in Betreff dieses Ordens hinterlassen, als die protestantischen, natürlich, denn sie standen ihm näher, kannten ihn besser und wurden schon aus diesem Grunde von ihm, wenn auch nicht so blutig, so doch nicht minder gehässig angegriffen, als die Gegner eines andern Glaubens.

Die Jesuiten zeigen uns den Katholicismus in seinen äußersten Consequenzen, welche von dessen minder kecken Anhängern nicht gezogen wurden. Sie machen uns die Kluft am anschaulichsten, welche zwischen der ursprünglichen Lehre Christi und derjenigen der Päpste, gähnt, und nöthigen mit zwingender Gewalt alle denkenden Geister zwischen der einen und der anderen die Wahl zu treffen. Allerdings ist die Zahl der Denker sehr gering. Allein ihr Einfluß macht sich doch im Laufe der Jahrhunderte, wenn auch langsam, geltend. Wir, die wir weder auf katholischem, noch auf protestantischem, sondern lediglich auf dem Boden der Geschichte stehen, und nicht an dem Maßstabe dieses oder jenes Glaubensbekenntnisses, sondern an demjenigen der Vernunft die Erscheinungen des Lebens zu messen bemüht sind, machen unser Urtheil weder von katholischen, noch protestantischen Ansichten, sondern lediglich von der Frage abhängig: in wiefern die Jesuiten den Fortschritt der Menschheit, deren Freiheitsdrang und Streben nach Wahrheit zu fördern oder zu hemmen beflissen waren. Ob sie dieses oder jenes mit klarem Selbstbewußtsein thaten, oder nur in Folge der ihrem Orden eigenthümlichen Richtung, ist eine untergeordnete Frage. Mit klarem Selbstbewußtsein setzt sich schwerlich irgend ein Mensch dem fortschreitenden Geiste der Zeit und dem natürlichen Gange der Ereignisse entgegen. Wer es thut, ist immer in einer mehr oder weniger dichten Verblendung befangen, welche entweder die Folge der Selbstsucht und des Eigennutzes oder einer verkehrten Entwickelung des Verstandes ist.

Wenn der Grundsatz, von welchem die Jesuiten in Uebereinstimmung mit allen Anhängern ihres Glaubens ausgingen, nämlich daß die römisch-katholische Religion alleinseligmachend sei, jede andere daher zur Hölle führe, — wahr wäre, so ließen sich alle von ihnen verübten Mordthaten, entzündeten Kriege und angestellten Verschwörungen rechtfertigen. Denn eine Richtung zu bekämpfen, welche unvermeidlich zur Hölle führt, ist gewiß gut, und diejenigen Mittel, welche zu diesem Zwecke nothwendig sind, müssen nach der Großartigkeit derselben beurtheilt und können daher nicht getadelt werden, wenn sie auch Millionen Menschen das Leben kosten. Denn Mittel und Zweck bedingen und rechtfertigen sich gegenseitig. Allein der beste Beweis, daß der von den Jesuiten angestrebte Zweck haarstreubend und unnatürlich ist, erhellt aus den von ihnen gebrauchten Mitteln. Derjenige Zweck, zu dessen Erreichung Mord und Todtschlag, Gift und Dolch, Heuchelei und Scheinheiligkeit nothwendige Mittel sind, ist nicht edel, sondern verwerflich, wahrhaft unmenschlich und verabscheuenswerth. Die Unwahrheit des Grundsatzes der Katholiken geht gerade aus den von ihren wärmsten Vertheidigern, den Jesuiten gebrauchten Mitteln hervor.

Der Jesuiten-Orden entwickelte sich in kurzer Zeit zu einer der Grundsäulen der römisch-katholischen Kirche, und blieb eine solche, ungeachtet einer kurzen Unterbrechung bis zum heutigen Tage, obgleich er in deren Schooße selbst die entschiedensten Gegner fand. Gutmüthige Katholiken, welche den eigentlichen Zweck des Papstthums nicht erkannten, mochten sich gegen die Jesuiten erheben und sie Feinde der römischen Kirche nennen. Allein die ganze Geschichte des Ordens beweist deutlich, daß die Jesuiten das eigentliche Wesen des Papstthums besser erkannten, als irgend eine andere Körperschaft, und gerade darauf beruht das Geheimniß ihres raschen Wachsthums und ihrer fortdauernden Macht. Ignatius Loyola war wohl der Stifter des Ordens, allein er war ein Fanatiker ohne Wissen und Klarheit des Verstandes. Doch dieser Eigenschaften bedurfte die katholische Kirche nicht. Dagegen diente ihr trefflich der systematische Fanatismus, dessen Banner Loyola trug.

Der Orden erhielt seine Kraft und seine Bedeutung durch die Gunst, welche ihm der eifrigere Theil der römisch-katholischen Christenheit zuwandte. Das unermeßliche Vermögen, welches die Jesuiten sammelten, die Unzahl der Mitglieder und Anhänger, durch welche sie Einfluß in allen Theilen der Erde gewannen, wären ihnen nimmer zugefallen, wenn sie nicht den Wünschen und Bestrebungen eines großen Theils der römischen Katholiken Gestalt und Ausdruck gegeben hätten.

Die Reformation gefährdete unermeßliche Interessen. Alle diejenigen, welche Bischofssitze, Pfründen, kirchliche Würden und Ehren zu verlieren, oder zu hoffen hatten, sowie die Fürsten, welche nur durch die Bande des Aberglaubens ihre Völker im Gehorsam erhalten zu können vermeinten, widmeten ihr den ganzen Haß, dessen die erschreckte Habgier und der geängstigte Ehrgeiz fähig sind. Sie alle erkannten in den Jesuiten ihre nützlichsten Vorkämpfer, und rissen die fanatischen Massen ohne Mühe mit sich fort, wenn sie den neuen Orden mit den Zeichen ihrer Verehrung überschütteten und ihm mit freigebiger Hand die Mittel zur Bekämpfung der Reformation sowie zur Ausbreitung des Papstthums darboten. Die Zeit der brutalen Gewalt war mit dem Mittelalter zu Ende gegangen. Die in das Gewand der Heiligkeit gekleidete Schlauheit, die mit den Waffen des Geistes kämpfende Tücke der Jesuiten versprach größere Erfolge, als sie irgend ein anderer Orden in Aussicht stellen konnte. Die Jesuiten wußten von Anfang an, den Fanatismus systematisch auszubeuten und die kalte Berechnung sich zu befreunden. Sie wurden die kräftigsten und eifrigsten Tonangeber des Willens der katholischen Kirche, und beherrschten sie, weil sie an deren Spitze gingen, und mit ungewöhnlicher Sicherheit die Folgerungen, zu welchen der römische Glauben führt, zogen und im praktischen Leben geltend machten.

Es ist ein großer Irrthum, zu behaupten, die Jesuiten seien entartete Söhne der römischen Kirche und deren schlimmste Feinde. Ein von den Päpsten Jahrhunderte lang gutgeheißener, mit den geheimen Triebfedern der katholischen Religion auf's innigste vertrauter Orden, welcher nur in Folge des Andringens der weltlichen Mächte vorübergehend aufgehoben wurde, ein Orden, welcher nicht minder, als die Päpste selbst die Schicksale der römischen Kirche im Laufe dreier Jahrhunderte bestimmte, ein solcher Orden kann nicht von der Gemeinschaft, welcher er angehört, losgeschieden werden. Nicht die Ansichten gutmüthiger Gläubigen oder heuchlerischer Gegner, welche nicht wagen, die katholische Kirche selbst anzugreifen, sondern die Aussprüche der Päpste, und vor allen Dingen die Lehren und Thaten der Jesuiten selbst sind in Betreff der Frage maßgebend, ob dieser Orden einen Theil der katholischen Kirche bilde, oder als ein Feind derselben zu betrachten sei. Während des Zeitabschnittes, den wir hier besprechen (1517—1648) waren die Jesuiten mit der katholischen Kirche auf's innigste verbunden. Sie muß daher für die Bestrebungen dieses Ordens, welcher ihr so großen Vortheil brachte, daß viele deren Erhaltung wesentlich den Söhnen Loyola's zugeschrieben haben, die Sammtverbindlichkeit übernehmen.

Zur Zeit, da der Jesuiten-Orden in's Leben trat, war die katholische Kirche so sehr bedroht, daß sie keine andere Wahl hatte, als entweder in dem Protestantismus aufzugehen, oder auf der Bahn des Unsinns und der Tyrannei, die sie seit Jahrhunderten betreten hatte, einen Schritt weiter zu machen. Ignatius von Loyala gab den Ausschlag. Er that den Schritt und die römische Kirche folgte ihm.

Unter allen Männern der römisch-katholischen Partei ist keiner, welcher mit größerem Rechte der Vertreter ihres Glaubens genannt werden kann, als Ignatius von Loyola*). Wie Luther der ursprüngliche Träger der Reformation, so war der Gründer des Jesuiten-Ordens der Mann, welcher der römisch-katholischen Auffassung der Religion, im Gegen-

*) Geboren auf dem Schlosse Loyola unweit Sebastian in der spanischen Provinz Biscaya im Jahre 1491.

satze zu der protestantischen, den bestimmtesten und kräftigsten Ausdruck verlieh. Im Jahre 1521 war er noch ein tapferer Krieger, welcher sich, als die Franzosen die Stadt Pampelona stürmten, durch seinen ausdauernden Muth hervorthat. Bei dieser Gelegenheit erhielt er jedoch eine Wunde am Beine, welche ihm ein langes Krankenlager bereitete. Von Schmerzen gepeinigt und von dem Gedanken geängstigt, daß die Nachwehen seiner Wunde es ihm unmöglich machen würden, durch das Kriegshandwerk sich zu denjenigen Ehren empor zu schwingen, nach welchen sein Ehrgeiz verlangte, warf er sich, angeregt von Legendenbüchern, die er las, auf das Gebiet der Kirche. Dieses sagte ihm um so mehr zu, je heftiger dazumal schon der Kampf der Reformation entbrannt war. Kaum hatte er diesen Entschluß gefaßt, so übte er jene auffallenden, die großen Haufen anziehenden Spektakelstücke, welche vor ihm von zahlreichen Volksbetrügern mit so großem Erfolge aufgeführt worden waren, und welchen die meisten Heiligen der römischen Kirche ihren Ruhm verdanken. Er legte einen schmutzigen Kittel an, ließ sich die Nägel wachsen, hörte auf, seine Haare zu kämmen und sich zu waschen, fastete bis zur Ohnmacht, und verkündete aller Welt, daß er das Geheimniß der Dreieinigkeit, und anderer sogenannter Mysterien entdeckt habe, und daß er in einem Gesichte, das er gehabt, durch Gott den Vater neben dessen Sohn gesetzt worden sei. Vernünftige Menschen würden in diesen Grimassen nur Beweise eines auf die Dummheit des Pöbels berechneten maßlosen Ehrgeizes erkannt haben. Doch Spanien, vollends gar im sechszehnten Jahrhundert, war nicht das Land vernünftiger Erwägung, sondern des finstersten Aberglaubens. Neben allen äußeren Zeichen der Demuth tobten in dem Herzen Loyola's die wildesten Leidenschaften. Sein Lobredner Ribadaneira rühmt von ihm, daß, als er um diese Zeit mit einem getauften Mauren zusammentraf, welcher ihm bemerkte: „Das Kindergebären müsse nothwendig die Jungfrauschaft zerstören, wie der Tod die Zerstörung des Lebens sei; Maria habe ein Kind geboren, könne also keine Jungfrau mehr sein," — so sein Ingrimm entbrannt sei. Er machte sich Vorwürfe, den Mauren nicht nieder gehauen zu haben, kam aber endlich zu dem Entschlusse, seinem Maulthiere, oder wie er sich einbildete, der Vorsehung die Entscheidung anheim zu geben. Da der Esel, dem er die Freiheit gab, nicht dem Mauren nachfolgte, sondern den Weg zur Kirche des Klosters von Montserrat einschlug, wo das Gras wahrscheinlich höher stand, so kam sein Gegner mit dem Leben davon, außerdem war Loyola entschlossen, denselben zu tödten!

Kurz darauf schrieb Ignatius zu Manresa seine geistigen Uebungen, ein Buch, welches lehrt, wie man sich durch Fasten, Beten, Einsamkeit und Verweilen in der Finsterniß in einen für Visionen günstigen Gemüthszustand versetzen kann. Es unterscheidet sich von den Vorschriften der Nabelseligen*) wesentlich dadurch, daß es sich mit Bildern der Seligkeit nicht begnügt, sondern die ganze Hölle mit allen ihren Qualen in sein Bereich zieht, und lehrt, wie man sich dieselben anschaulich machen kann. Die Uebungen der Nabelseligen hatte die römische Kirche verworfen, diejenigen Loyola's, welche nicht so harmlos waren, billigte sie, natürlich, da sie den Gläubigen die Qualen der Hölle näher brachten, und das Papstthum in dem Glauben an diese immer seine mächtigste Stütze fand. Was wären Beichte, Ablaß, letzte Oelung, sogenannte fromme Vermächtnisse u. s. w. ohne den Glauben an die Hölle!

Nachdem Ignatius eine Zeit lang in Spanien sein Unwesen getrieben, reiste er nach Rom, wo er sich dadurch bemerklich machte, daß er am Palmsonntage (1523) baarfuß, betend und fastend durch die Straßen lief, und von da nach Jerusalem. Als er zurück kehrte, überzeugte er sich, daß einiges Wissen unumgänglich nothwendig sei, um auf der Stufenleiter kirchlicher Ehren empor zu steigen. Obgleich schon drei und dreißig Jahre

*) Siehe Weltgeschichte Buch VI. S. 470

alt, lernte er noch lateinisch, und suchte, jedoch mit geringem Erfolge, sich anzueignen, was damals unter dem Namen von Logik und Theologie in Spanien gelehrt wurde. Er predigte auf den Straßen und von den Treppen der Paläste herab und zog die Massen durch ein Kleid von grauer Leinwand und seine bloßen Füße an sich. Bald gelang es ihm, einige Schüler zu finden. Doch so sehr er sich auch anstrengte, in Spanien wollte es ihm nicht gelingen, vorwärts zu kommen. Mehr als einmal gerieth er sogar in die Kerker der Inquisition, aus welchen er nur mit Mühe entkam. Er begab sich daher (Februar 1528) nach Paris, wo er wenigstens von diesen Glaubensgerichten nichts zu fürchten hatte. Seine früheren Schüler hatten ihn verlassen. In Frankreich fand er neue, welche er durch eiserne Ausdauer und die großartigsten Versprechungen nicht himmlischer, sondern irdischer Güter und Ehren an sich fesselte. Ihre Namen sind: Alphons Salmeron aus Toledo, Jakob Laynez aus der Stadt Almazan in dem Kirchsprengel von Siguenza, Nikolaus Alphonso aus Bobadilla im Königreich Leon, Simon Rodriguez von Azevedo, ein portugiesischer Edelmann, Peter Lefevre aus Villaret in der Nähe von Genf und Don Francisco Xavier, ein Edelmann aus Navarra.

Am fünfzehnten August 1534 legte Loyola mit diesen sechs Gefährten im Kloster von Montmartre die drei gewöhnlichen Mönchsgelübde der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams ab, denen er noch das vierte hinzu fügte, „für die Sache Gottes ewig und an welchem Orte es immer sei, zu kämpfen, nach Befehl unseres heiligen Vaters, des Papstes, des Stellvertreters Gottes auf Erden, dem ich eben so wie Gott selbst zu gehorchen gelobe."

Jetzt galt es, die päpstliche Bestätigung dieses neu gegründeten Ordens zu erwirken. Zu diesem Behufe begab sich Loyola mit seinen Anhängern nach Italien. Während er selbst in Rom seine alten Spektakelstücke erneuerte und zahlreiche Anhänger warb, durchzogen seine Schüler das Land, predigten und erregten allgemeines Aufsehen durch ihre ebenso kühnen, als wohlberechneten Reden. Loyola begann sein Werk damit in Rom, daß er unter den Buhlerinnen die sogenannte „Gemeinde der Gnade der heiligen Jungfrau" gründete, an deren Spitze er durch die Straßen zog, und welche ihm reiche Gaben verschaffte. Am 5. Oktober (27. September) 1540 bestätigte Paul III. den Orden der Jesuiten, denn diesen Namen erbat sich Loyola vom Papste im Gedanken, daß, wie Jesus über den Gründern aller übrigen Orden, so der Orden mit dem vierfachen Gelübde über diesen stehen solle. Am 17. April des folgenden Jahres wurde Loyola durch fünf damals zu Rom anwesende Mitglieder zum Generale des neuen Ordens gewählt.

Die Jesuiten unterscheiden sich von anderen Mönchen nicht sowohl durch Aeußerlichkeiten, als durch die Pflicht des Gehorsams, welche sie ihren Mitgliedern und Anhängern schärfer einzuprägen wußten, als irgend eine andere geistliche Körperschaft, und durch die größere Gewandtheit und Gewissenlosigkeit, womit sie nach den Zwecken ihres Ordens strebten. Sie sprachen frecher, als irgend ein anderer Orden, dem Gelübde der Armuth Hohn, indem sie größere Schätze als alle übrigen ansammelten; sie verletzten das Gelübde der Keuschheit in gleichem Grade, obgleich sie geschickter waren, den Schleier des Geheimnisses über ihre unzüchtigen Handlungen zu ziehen. Das Gelübde eines besonderen dem Papste zu leistenden Gehorsams hielten sie nur, insofern es ihren Bestrebungen entsprach. Kein Orden hatte mit dem Papstthum so häufige und so bedeutungsvolle Streitigkeiten, als die Jesuiten. Allein nur die Assessinen des Mittelalters*) bieten einen Vergleichungspunkt zu der von den Jesuiten geforderten und geleisteten Gehorsamspflicht.

„Wie der Stock in den Händen des Greises", oder „wie die Leiche,"**) soll der Jesuit seinen Vorgesetzten gehorchen. Dieses waren die letzten Worte Loyola's, welche er als die Summe und den Inbegriff seiner Anordnungen den um sein Sterbebett versammelten

*) S. Weltgeschichte Buch V. S. 48 f. **) Perinde ac baculus senis. Perinde ac cadaver.

Anhängern einschärfte, und welche sie nur zu genau in Erfüllung brachten. Die nothwendige Folge eines so unbedingten Gehorsams ist der gänzliche Verlust alles Selbstbewußtseins und Selbstgefühls, aller Gewissenhaftigkeit und jeder rein menschlichen Regung. Einer so unbedingten Gehorsamspflicht entspricht auf Seiten der Vorgesetzten ein gleicher Grad von Tyrannei. Der Jesuiten-Orden kann als der Höhepunkt des Despotismus bezeichnet werden, welcher im westlichen Europa Wurzeln schlug. Nur in Asien, Persien und Syrien fand er zur Zeit der Kreuzzüge seines gleichen.

Da die Jesuiten jede andere Rücksicht ihrer Gehorsamspflicht unterordneten, so konnte es im Schooße derselben weder Tugend, noch Menschlichkeit geben. Keine Norm, kein Gesetz steht fest, wo der Befehl des Obern den Untergeordneten zum Gehorsam verpflichtet, selbst wenn ihm etwas augenscheinlich ungerechtes, verbrecherisches und schändliches befohlen wird.

Dominicaner und Franciscaner, Benedictiner und Augustiner — alle Mönche suchten sich um die römische Kirche verdient zu machen, sogenannte Ketzer zu verfolgen, ihren Glauben auszubreiten u. s. w., alle hatten, wenn auch ohne besondere Gelübde, dem Papste Gehorsam zu leisten. Doch keiner dieser Orden verstand, die Kräfte seiner Mitglieder sich in so hohem Grade nutzbar zu machen. In der Gehorsamspflicht der Jesuiten liegt das Geheimniß ihrer Macht, ihres außerordentlichen Wachsthums und ihrer fortdauernden Bedeutung.

Die Erziehung der Jugend, die Beichte, ein vollkommen ausgebildetes Spionirsystem, Höllenstrafen und Paradiesesfreuden in Verbindung mit den ausgelassensten Hoffnungen auf irdische Ehren, Einfluß und Macht, welche sie anregten, dieses waren die Mittel, durch welche Loyola und seine Nachfolger im Generalate des Ordens sich des Gehorsams ihrer Untergeordneten versicherten.

Sie lösten alle Bande, welche die Familie, die Gemeinde, die Nation und die Menschheit naturgemäß spinnen, und setzten an deren Stelle die naturwidrige Fessel des blinden Gehorsams. Nur die Lockungen des Ehrgeizes und der Herrschsucht oder ein verkehrter Glaubenswahn konnten den unglücklichen Opfern, welche in die Schlingen der Jesuiten fielen, einige Entschädigung bieten für alles, was sie beim Anschluß an diese aufgaben. Gleich anfangs war die Organisation des Ordens im großartigsten Maßstabe angelegt. Schon Loyola dachte daran, die ganze Welt unter die Herrschaft der Jesuiten zu bringen. Vor seinem Tode hatte er zwölf Provinzen*) erobert. In den meisten übrigen Theilen der Erde besaß er Anknüpfungspunkte, welche ihm Aussichten auf baldiges Eindringen versprachen. Roth gemalte Punkte bezeichneten sie auf der Karte der Erdkugel, welche Bobadilla entfaltete, als Loyola auf seinem Sterbebette lag. Mehr als hundert Häuser und Tausende von Mitgliedern sicherten damals schon die Macht des Ordens.

Die verschiedenen Grade, welche er festsetzte (außer den Novizen und den ordentlichen Mitgliedern, den Professen der vier Gelübde, noch die approbirten Scholastiker, die formirten Coadjutoren und die wichtige Klasse der weltlichen Affiliirten) boten Gelegenheit zu der mannigfaltigsten Verwendung geistlicher und weltlicher Anhänger. In sechs verschiedenen Klassen von Anstalten (Collegien, Novizhäusern, Seminarien, Residenzen, Missionen und Profeßhäusern) wurden die Anhänger des Ordens untergebracht, von welchen jede ihre bestimmten Zwecke verfolgt. Die eigentlichen Leiter des Ordens sind die Professen der vier Gelübde. Sie wählen den General, aus ihrer Mitte ernennt dieser die Provinzialen. Nur sie sind in die Geheimnisse des Ordens, welche lange noch nicht alle an's Tageslicht gezogen, eingeweiht.

Der General erläßt seine Befehle an die Provinzialen, diese an die ihnen untergeord-

*) Italien, Portugal, Sicilien, Ober- und Nieder-Deutschland, Frankreich, Arragonien, Castilien Andalusien, Indien, Aethiopien und Brasilien.

neten Vorsteher der verschiedenen Anstalten der Provinz. So war eine vollständig gegliederte Organisation über einen großen Theil der Erde eingerichtet, welche, unter dem Gesetze des blinden Gehorsams wirkend, nothwendig eine außerordentliche Kraft entfalten mußte.

Da den Jesuiten nichts fester steht, als die Gehorsamspflicht, muß sich für sie alles andere nach Zeit und Umständen ändern. Daher ihre Lehre von der Wahrscheinlichkeit, welche jede Schandthat, unter der Voraussetzung, daß irgend eine Autorität zu deren Gunsten angeführt werden kann, rechtfertigt oder doch entschuldigt. Die Jesuiten, welche gewohnt sind, selbst jeden Gewissensscrupel zu beschwichtigen, falls sie sich auf eine Autorität berufen können, suchen natürlich auch allen anderen Menschen durch ähnliche Mitel über die Stimme ihres Gewissens und die anerkannten Vorschriften der Sittlichkeit und der Menschlichkeit hinweg zu helfen.

So verabscheuenswerth die Mittel von Anfang an waren, durch welche Loyola und seine Anhänger nach ihrem Ziele strebten, so war doch der Schaden, den sie der Menschheit durch die von ihnen verbreiteten Lehren zufügten noch größer. Kein Verbrechen war so scheußlich, daß sie nicht wußten, es zu entschuldigen, oder sogar zu rechtfertigen.

Der Jesuit Jean Guignard, der Mitschuldige des Jakob Clemens, welcher auf Heinrich IV. von Frankreich einen Mordversuch machte, lehrte in seinen hinterlassenen Schriften:

„Es ist eine vor Gott verdienstliche Handlung, einen ketzerischen König zu tödten."

Der Jesuit Suarez schrieb:

„Es ist ein Glaubensartikel, daß der Papst das Recht hat, ketzerische und rebellische Könige abzusetzen. Weigert er sich, dem Papste zu gehorchen, nachdem er abgesetzt ist, so wird er ein Tyrann und kann durch den ersten Besten getödtet werden."

Der Jesuit Peter Arragon frägt: „Ist es erlaubt, einen Unschuldigen zu tödten, zu stehlen und Unzucht zu treiben?" und antwortet: „Ja, in Folge eines Befehles Gottes!" Als ob Gott eine solche Schandthat befehlen könnte!

Der Jesuit Casned schrieb:

„Gott verbietet den Diebstahl nur, insofern er als schlecht angesehen wird, nicht aber wenn man ihn für gut hält." So öffnen die Jesuiten jedem Verbrecher eine Hinterthür.

Der Jesuit Cardenas lehrte:

„Es ist erlaubt, einen Eid zu schwören, ohne die Absicht zu haben, ihn zu halten, wenn man gute Gründe hat, so zu verfahren."

Der Jesuit J. B. Taberra schrieb:

Man frägt, ob ein Richter gehalten ist, wieder zu geben, was er bekommen hat, damit er Recht spreche?" Ich antworte: „wenn er Geld bekommen hat, um ein ungerechtes Urtheil zu sprechen, so kann er das Geld behalten, weil er es verdient hat."

Der Jesuit Airant:

„Um die Verleumdungen kurz abzuschneiden, kann man den Verleumder tödten lassen, aber heimlich, um Aufsehen zu vermeiden."

Der Jesuit Georg Chobat:

„Ein Sohn, der sich betrunken, und in der Trunkenheit seinen Vater erschlagen hat, kann sich des Mordes, den er begangen, freuen wegen der großen Glücks-Güter, die er erbt."

Bekannt ist die Lehre der Jesuiten vom heimlichen Vorbehalte, durch welchen sie jedes Versprechen und jeden Eid unkräftig zu machen wissen.

Man wende nicht ein, diese Lehren seien nicht auf Rechnung des ganzen Ordens zu schreiben, sondern nur denjenigen Individuen zur Last zu setzen, welche sie öffentlich mitgetheilt hätten. Denn die Jesuiten durften kein Buch drucken lassen ohne die Genehmigung ihres Ordens, welcher diese nicht ertheilt, falls er sie nicht gut geheißen hätte. Der beste Beweis für die Sammtverbindlichkeit des ganzen Ordens besteht aber darin, daß Loyola

und alle seine Nachfolger selbst im Geiste dieser Lehren stets handelten, und daß diese in vollständiger Uebereinstimmung mit den Grundregeln derselben stehen.

Welche Verbrechen mußte ein über die ganze Welt verbreiteter Orden, vor welchem Kaiser und Könige, Päpste und Bischöfe zitterten, im Dunkel der Nacht, innerhalb düsterer Klostermauern und in den Cabinetten der Mächtigen begehen, wenn er solche Grundsätze öffentlich zu behaupten wagte! Nur der kleinste Theil derselben ist an's Tageslicht gezogen worden. Die Zeit vollständiger Enthüllung kann erst erscheinen, nachdem der Orden sammt der Grundlage, auf welcher er ruht, d. h. sammt der ganzen katholischen Kirche gefallen sein wird. Doch auch jetzt schon ist das Register seiner Schandthaten riesengroß. Es könnte Bände füllen. Einige Anhaltspunkte bieten uns die bekannt gewordenen geheimen Monita oder Instruktionen des Ordens. Wir entnehmen denselben folgende Stellen:

„Von den Wittwen muß man immer so viel Geld als möglich zu ziehen suchen, indem man ihnen unaufhörlich von unseren Bedürfnissen spricht."

„Der Provinzial darf allein wissen, was jede Provinz besitzt. Der General allein weiß was der Schatz zu Rom enthält, für alle übrigen muß dieses ein heiliges Geheimniß bleiben."

„Man muß Fürstinnen und große Damen besonders durch ihre weiblichen Dienstboten zu gewinnen suchen, deren Freundschaft zu erhalten man sich auf jede Weise bemühen muß, denn durch sie erlangt man Zutritt in die Familien und erfährt deren verborgenste Geheimnisse."

„Man muß die Günstlinge der Fürsten und ihre Diener besonders durch Geschenke zu gewinnen suchen."

„Die Unsrigen müssen an jedem Orte, wo sie sich niederlassen, einen der Gesellschaft treu ergebenen Arzt haben, den sie den Kranken ganz besonders empfehlen, indem sie ihn über alle anderen Aerzte erheben. Dieser Arzt wird dagegen die Mitglieder unseres Ordens vorzugsweise an das Krankenbett befördern und uns nützlich sein."

„Den Weibern, die sich über die Laster ihrer Männer beklagen, muß man begreiflich machen, daß sie diesen heimlich Geld entziehen können, um damit die Sünden ihrer Ehemänner vom Himmel loszukaufen."

„Diejenigen, welche nicht alles thun wollen, um der Gesellschaft Vortheile zuzuweisen, selbst wenn es verbrecherische Handlungen sind, muß man aus dem Orden jagen."

„Da diejenigen, die man aus der Gesellschaft entfernt hat, einige Geheimnisse derselben kennen, so muß man sie noch vor ihrem Austritt schwören lassen, daß sie nichts nachtheiliges über dieselbe sprechen oder schreiben wollen. Dieses Versprechen wird man sich auch schriftlich von ihnen geben und unterschreiben lassen. Indessen werden ihre ehemaligen Oberen ihre schlimmen Neigungen, ihre Fehler und Laster, die sie durch die Beichte kennen lernten, aufzeichnen, wie es der Gebrauch der Gesellschaft will, und man wird sich dieses Verzeichnisses bedienen, um ihnen bei den Fürsten und Prälaten zu schaden."

„Man muß die jungen Leute durch Geschenke, Schmeicheleien, Ermahnungen, sowie durch Drohungen der Hölle und der ewigen Verdammniß in die Gesellschaft zu ziehen suchen."

„Wenn einer der Unsrigen die gewisse Hoffnung hat, ein Bisthum oder eine sonstige geistliche Würde zu erhalten, so wird man ihn nöthigen, außer den gewöhnlichen Gelübden, der Gesellschaft noch ein besonderes zu leisten; nämlich, daß er immer gut von dem Orden sprechen und denken, daß er keinen andern Beichtvater, als ein Mitglied der Gesellschaft dazu haben wird; mit einem Wort, daß er keine einzige wichtige Handlung vornehme, ohne den Rath der Gesellschaft eingeholt zu haben."

„Es wird auch sehr vortheilhaft für uns sein, in's geheim und auf kluge Weise die

Streitigkeiten und Zwiste der Fürsten und Großen zu unterhalten, selbst wenn dieses Verfahren den Ruin beider Theile herbeiführen sollte."

„Man muß soviel als möglich trachten, Prälaturen, Abteien, Kanonikate und Pfarreien zu erlangen und selbst auf den apostolischen Stuhl zu kommen, besonders wenn der Papst auch ein Fürst aller zeitlichen Güter würde. Deßhalb muß man die weltliche Macht der Gesellschaft nach allen Seiten, aber klug und heimlich auszudehnen suchen."

„Ist keine Hoffnung vorhanden, zu diesem Ziele zu gelangen, und ist es unmöglich, Skandal zu vermeiden, so muß man, je nach den Umständen, die Politik ändern, und durch die Unsrigen, die sich bei den Fürsten Geltung verschafft haben, dieselben zum Kriege aufmuntern."

„Endlich wird die Gesellschaft alles anwenden, um Denjenigen, welche ihr ihre Zuneigung nicht schenken wollen, Schrecken einzuflößen."

Vergleichen wir mit diesen geheimen Regeln der Jesuiten die Lehren ihres angeblichen Vorbilds Jesu Christi*), so lassen sich wohl schwerlich welche denken, die denselben frecheren Hohn sprechen. Sie stehen zu den Lehren Christi ungefähr in demselben Verhältniß, wie Loyola zu deren erhabenem Stifter, oder wie das Papstthum zu der von Christo gegründeten Sittenlehre.

Allerdings haben die Jesuiten diese „geheimen Monita" nicht öffentlich anerkannt, sondern im Gegentheil für untergeschoben und falsch erklärt. Allein da sie stets in Gemäßheit derselben ihre Handlungen einrichteten, so kann auf solche Verwahrungen um so weniger Rücksicht genommen werden, als ein Zugeständniß ganz im Widerspruche mit ihren offenkundigen Regeln stehen würde.

Welche Hemmnisse eine von solchen Bestrebungen beherrschte, mächtige Gesellschaft dem Fortschritte der Menschheit bereitete, läßt sich denken. Besonders verderblich mußten Menschen von solchen Grundsätzen auf die Jugend wirken.

Die Aufgabe der Erziehung ist, das Kind zu einem für die Familie, die Nation, der es angehört, und die gesammte Menschheit nützliches, selbstständiges Wesen heran zu bilden, seine Gefühle zu veredeln, seinen Verstand zu schärfen, seinen Willen zu kräftigen. Die Eltern trennen sich mit Freuden von ihren geliebten Sprößlingen, wenn dadurch deren Zukunft gesichert wird, und geben ihnen noch einen Theil ihres Vermögens mit, um ihr Fortkommen zu erleichtern. Die Jesuiten dagegen fangen damit an, den Willen ihres Zöglings zu brechen, seine Gefühle sich dienstbar zu machen und seinen Verstand zu verfinstern. Sie nehmen ihm sein Vermögen ab und bieten ihm dafür nichts weiter, als die Aussicht, in ihrem Orden emporzusteigen, falls er sich als ein Stock oder als eine Leiche bewährt.

Auf diese Weise bilden sie allerdings Maschinen, welche für ihre Zwecke brauchbar sein mögen. Allein sie vernichten jeden Aufschwung des Geistes. Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß aus den Millionen, welche in den Anstalten der Jesuiten gebildet wurden, und welche sich ihrem Dienst widmeten, auch nicht ein schöpferischer Geist hervorgegangen ist. Natürlich: Stöcke und Leichen sind nicht schöpferisch. Spanier, Portugiesen, Italiener und Polen besaßen schöpferische Geister, bevor sie unter das Joch der Jesuiten gelangten, nachher nicht mehr. Das Genie flüchtete sich in diejenigen Länder, welche dem Schlage seiner Flügel Raum gestatteten, und ging unter, wo sie ihm in der Wiege schon beschnitten, wenn nicht gebrochen wurden.

Dreißig Tage genügen den Jesuiten, ihre Schüler sittlich zu vernichten, zu Stöcken oder Leichen zu machen. Allein welche Schrecken, welcher Zwang wirkt auf sie im Laufe dieser Zeit! „Zuerst", so schreibt Loyola's Buch der Uebungen vor: „zeichne auf einem

*) S. Weltgeschichte Buch III. § 40. S. 105 ff.

Papiere Linien von verschiedener Länge, welche der Größe der Sünden entsprechen, zweitens schließe dich in ein Zimmer, dessen Fenster halb geschlossen sind, dann werfe dich auf den Boden bald mit dem Gesichte voran, bald auf dem Rücken liegend, u. s. w.; fünftens breche in lautes Rufen aus, sechstens überlasse dich der Betrachtung der Hölle." Dabei ist alles vorgeschrieben: die Zeit für das Seufzen und für das Sprechen, selbst der Gestank von Schwefel, von Leichen, der Geschmack von Galle u. s. w. ist nicht vergessen, den sich der Zögling vorstellen soll. Einmal des Tages tritt der Vorgesetzte, der ihn ungesehen immer bewacht, zu ihm, und reizt ihn an, die Uebungen in ihrer ganzen Unnatürlichkeit forzusetzen.

Ist der Knabe durch diese Uebungen der Verzweiflung nahe gebracht, so reicht der Jesuit ihm die Hand, die allein ihn retten kann, d. h. die ihn für immer an den Orden fesselt.

Besondere Sorgfalt wenden die Jesuiten darauf, zahlreiche Anhänger zu gewinnen. Die Regeln, welche dafür in dem sogenannten Directorium niedergelegt sind, zeugen von teuflischer Klugheit. Niemals handeln sie plötzlich (ex abrupto). Sie warten, bis Jemand in seinen Geschäften zerrüttet ist, bis sie seine Laster kennen gelernt haben, und ziehen ihn dann mit deren Hülfe in ihre Ketten. Nur allmälig theilen sie ihrem Opfer ihre Geheimlehren mit, Schritt für Schritt wird es vorbereitet, und Kette um Kette wird so langsam um ihn geschlungen, daß immer die früher angelegte es ihm unmöglich macht, sich der späteren zu erwehren.

Ist der unglückliche Jüngling gefangen, hat er auf Verwandte, Vermögen, auf Vaterland und menschliches Gefühl Verzicht geleistet, dann beginnt die Abrichtung zum Dienste des Ordens. Er soll zwar Philosophie lernen, allein die Principien, auf welchen diese beruht, werden auf's sorgfältigste vermieden, alles neue, was den Geist beschäftigen könnte, wird ihm vorenthalten. Die Geschichte wird ihm nur von dem Standpunkte der Jesuiten vorgetragen, statt des Christenthums wird ihm eine starre Glaubenslehre, verbunden mit abgeschmackten Aeußerlichkeiten eingeprägt.

Dieses sind die Regeln, welche Loyola und seine Nachfolger feststellten, und welche bis zum heutigen Tage durchaus unverändert fortbestehen. Folgen wir jetzt den Jesuiten nach den Ländern, in welche sie eindrangen, oder in welche sie wenigstens einzuschleichen suchten, überall werden wir sie, wenn auch unter verschiedenen Gestalten, mit gleich verwerflichen Mitteln nach Herrschaft, Macht und Reichthümern streben sehen.

Kurz nach der Gründung ihres Ordens ließen sich die Jesuiten in Frankreich nieder, wo sie unter dem Schutze des Bischof's Dü Prat von Clermont und später des Cardinals von Lothringen erstarkten. Schon im Jahre 1550 ertheilte ihnen der König Heinrich II. Patentbriefe, welche jedoch das Parlament nicht bestätigte, so daß sie erst 1569 unter Franz II. in Frankreich gesetzliche Aufnahme fanden. Mittlerweile hatten sie sich jedoch unter der Hand mehr und mehr ausgebreitet. Sie trugen das ihrige zu der Bartholomäusnacht bei. Katharina von Medicis verlieh ihnen kurz darauf die Erlaubniß, provisorisch Unterricht zu ertheilen. Die Unruhen des Landes kamen ihnen trefflich zu statten. Paris, Lyon, Bordeaux, Rouen, Marseille und andere Städte nahmen sie auf. In allen Provinzen des Reiches legten sie ihre Collegien, Residenzen, Seminarien und Anstalten aller Art an. Bald spielten sie eine Hauptrolle in den Kämpfen der Ligue. Der Antheil, den sie an der Ermordung Heinrich's III. hatten, ist noch nicht vollständig ermittelt. So viel ist übrigens gewiß, daß dieselbe in Uebereinstimmung mit ihren damals von den Kanzeln herab verkündeten Lehren statt fand, daß die Jesuiten in Toulouse die That durch die rauschendsten Freudenbezeugungen feierten, und daß ihre Schriftsteller, wie z. B. Mariana, sie öffentlich priesen.

Nachdem Heinrich III. unter dem Dolche Jakob Clement's gefallen war, bildeten die

Jesuiten den Kern der Frankreich so verderblichen Partei der Spanier, welche dahin arbeitete, dieses Land zu einer Provinz Philipp's II. herabzudrücken. Als ihnen dieses nicht gelang, hörten sie doch nicht auf, gegen Heinrich IV. zu wüthen. Der Rektor des Collegiums der Jesuiten, Antonius Varade, beseitigte die Zweifel und Gewissensbisse, welche Barriere in Betreff des Königsmordes hegte, und trieb ihn dadurch an, auf Heinrich IV. den Mordstahl zu zücken. Die That gelang nicht. Die Jesuiten besaßen damals schon Einfluß genug, zu verhindern, daß der Verbrecher nach seinen Mitschuldigen befragt wurde. Die öffentliche Meinung bezeichnete sie aber als solche. Erst als Jean Chatel, ein Schüler der Jesuiten, den König verwundet hatte, ließ Heinrich IV. die Gerichte gegen sie einschreiten. Damals war Heinrich IV. schon katholisch geworden, und hatte die Anerkennung des Papstes erlangt. Das hielt die Söhne Loyola's nicht ab, sich gegen ihn zu verschwören. Dieses Mal entgingen sie aber nicht mehr der verdienten Strafe, denn es lag zu klar am Tage, daß sie den Mörder angestiftet hatten, und der König erkannte die Gefahr, womit sie ihn bedrohten, zu deutlich, als daß er länger den Arm der Gerichte aufhielt. Der Jesuit Pater Guignard wurde als Majestätsverbrecher hingerichtet, mehrere andere namentlich verbannt, und sämmtliche Ordensmitglieder als Verderber der Jugend, Störer der öffentlichen Ordnung, Feinde des Königs und des Staates des Landes verwiesen (1595).

Dessen ungeachtet wußten sie sich in mehreren Städten Frankreichs zu behaupten. Schon im Jahre 1603 erlangten sie wieder die Erlaubniß zurück kehren zu dürfen. Die Beweggründe, die ihn dabei leiteten, sprach Heinrich IV. in folgenden, an Sully gerichteten Worten aus:

Gedrungen muß ich von zweien Dingen eines thun, sie (die Jesuiten) einfach und ohne Umstände aufnehmen, oder sie bestimmter, als jemals, zurück weisen; in welchem Falle es keinem Zweifel unterliegt, daß ich sie zur Verzweiflung bringe, und dadurch selbst zu Angriffen auf mein Leben reize."

Also um sein gefährdetes Leben zu sichern, gestattete der schwache König den Jesuiten die Rückkehr. Der Erfolg bewies, daß er sich irrte. Die Jesuiten standen nach wie vor im Bunde mit den Spaniern, und unter den Befehlen ihres Generals zu Rom. Vergeblich überhäufte sie Heinrich IV. mit Wohlthaten, umsonst wählte er sich sogar aus ihrem Orden seinen Beichtvater. Ravaillac's Dolch erreichte ihn (1610), als er wähnte, die Söhne Loyola's versöhnt zu haben. Feinde muß man bekämpfen. Jesuiten werden nicht versöhnt. Als der König starb, waren die Jesuiten schon so mächtig am Hofe, daß sie eine Ausdehnung der Untersuchung auf Anstifter und Mitschuldige zu verhüten wußten. Ravaillac wurde hingerichtet. Die Jesuiten zogen allen Vortheil von seiner Mordthat. Denn die Königin, Maria von Medici, gab sich ihnen mit Leib und Seele hin und gewährte ihnen jenen Antheil an der Staatsregierung, welchen ihr Gatte ihnen stets verweigert hatte, und nach welchem sie doch so eifrig strebten.

Einen weniger günstigen Boden fanden die Jesuiten in den britannischen Inseln. Nur während der kurzen Zeit der Herrschaft der blutigen Maria konnten sie daselbst morden helfen. Nach deren Tode betheiligten sie sich an allen Verschwörungen, welche den Sturz und die Ermordung der Königin Elisabeth zum Zwecke hatten. In Irland zettelten sie zu wiederholten Malen Empörungen an. Elisabeth war aber scharfsichtiger, als Heinrich IV. Sie gestattete den Jesuiten nicht den Aufenthalt im Lande, vielmehr verbot sie es ihnen unter Androhung der Todesstrafe. Sie ließ überdieß die Söhne Loyola's strenge überwachen und verstand es, alle ihre Pläne zu vereiteln. Vergebens schlichen sich die Jesuiten nach England, um Unruhen zu erregen. Der Sammelplatz der englischen Jesuiten und ihrer Freunde war das Jesuiten-Seminarium von Rheims. Als im Jahre 1581 drei derselben nach England kamen, um gegen die Königin Verschwörungen zu machen,

wurden sie sofort bei ihrer Ankunft ergriffen und aufgehängt. Allen englischen Unterthanen wurde bei schwerer Strafe verboten, mit Jesuiten irgend eine Verbindung zu unterhalten. Dennoch dauerten deren Umtriebe fort. Die Wachsamkeit der Behörden wendete übrigens jede Gefahr von dem Haupte der Königin ab. Umsonst suchten sie, nach deren Tode, Jakob I. für sich zu gewinnen. Die berühmte Pulververschwörung brachte zu Tage, daß die Jesuiten die Hoffnung nicht aufgaben, die sie auf England setzten. Die Söhne Loyola's waren unstreitig die Anstifter und Beförderer dieses teuflischen Complotts. Sie beschwichtigten die Gewissensscrupel mehrerer Theilnehmer. Doch hielten sich die meisten derselben von dem Orte der That so fern, daß der Arm der Gerichte sie nicht erreichte. Nur die Jesuiten Garnet und Oldicorne wurden hingerichtet. Die gleich schwer betheiligten Jesuiten Gerard und Tesmund retteten sich durch die Flucht. Es gelang ihnen nicht, sich und ihren Orden zu rechtfertigen. Die Schuld der That blieb auf der ganzen Gesellschaft haften, da nach deren Regeln keines ihrer Mitglieder es wagen durfte, sich in so wichtige Unternehmungen ohne Vorwissen und Gutheißen, wenn nicht auf Befehl, ihrer Oberen einzulassen.

Unter Karl I. schlichen sich die Jesuiten wieder in England ein. Ihren Rathschlägen wird mit Recht ein großer Theil jener verderblichen Maßregeln zugeschrieben, welche diesen König um Thron und Leben brachten (1649).

Ueberall, wo die Jesuiten hinkamen, brachten sie ihren Freunden und Anhängern größeren Schaden, als ihren Feinden und Gegnern. Elisabeth und Jakob I., welche sie bekämpften, blieben auf dem Throne, so lange sie lebten, und starben eines natürlichen Todes, Karl I., welcher sie zu Rathe zog und Jakob II., welcher sich ganz ihrer Leitung hingab, wurden durch sie in's Verderben gestürzt. Selbst Heinrich IV. von Frankreich wurde von dem durch sie geschliffenen Mordstahl erst getroffen, nachdem er sie freundlich bei sich aufgenommen und aufgehört hatte, sie zu überwachen.

Dasselbe Verhältniß zeigte sich auch mehr oder weniger in den Niederlanden. Die nördlichen Provinzen, welche den Jesuiten mit den Waffen in der Faust entgegen traten, schwangen sich zu einem der mächtigsten und der freiesten Staaten der Welt auf. Die südlichen dagegen, welche die Söhne Loyola's duldeten und förderten, blieben unter dem spanischen Joche, unter welchem sie Jahrhunderte lang ein elendes Dasein führten.

Schon bei Lebzeiten des Ignatius von Loyola gründeten dessen Anhänger zu Löwen eine Niederlassung. Philipp II. nahm sie in seinen Schutz. Trotz dem Widerstreben der Stadt setzten sie sich in Löwen fest. Der Herzog von Alba führte sie an der Spitze seiner Henker in Antwerpen ein. Doch schon bald darauf (1587) wurden sie mit Gewalt vertrieben. Nur soweit die spanischen Waffen reichten, konnten sie sich behaupten, und spannen unter deren Schutz Ränke, um die südlichen Provinzen für die Spanier zu gewinnen, die nördlichen wieder unter das alte Joch zu bringen. Die Jesuiten waren es, deren Lehren und Predigten mehrere Mörder gegen den Prinzen von Oranien aufregten. Jaureguy, welcher (1582) dem Prinzen eine Kugel durch die Backe schoß und ihn dadurch lebensgefährlich verwundete, hatte zwar unmittelbar unter dem Einfluß des Dominicaners Zimmermann gehandelt. Allein die Jesuiten waren es, welche dazumal alle übrigen Mönchsorden mit sich fortrissen und am lautesten die Ermordung der Feinde der katholischen Kirche für erlaubt und preiswürdig erklärten. Weit deutlicher läßt sich aber die Anregung der Jesuiten bei dem Balthasar Geraerts nachweisen, welcher den Prinzen (1585) ermordete. Dieser handelte unter dem bestimmenden Einflusse von fünf Geistlichen, von welchen vier Jesuiten und einer Franciscaner waren. Philipp II. betrachtete selbst die Jesuiten als die Urheber dieser Mordthat. Er überschüttete sie zum Danke dafür mit zahlreichen Gunstbezeugungen. Den Führer der niederländischen Revolution konnten die Söhne Loyola's dem Mordstahle weihen. Doch die Revolution ging vorwärts auch nach seinem Tode.

Die Jesuiten vermochten nicht, sie zu hemmen, da der Kampf auf dem Schlachtfelde und nicht im Beichtstuhl oder auf der Kanzel, nicht in Collegien oder Seminarien ausgefochten wurde.

In Deutschland fachten sie die Flamme des dreißigjährigen Krieges an, in Savoyen war es der Jesuit Possevin, welcher die mit päpstlichem Gelde besoldeten Truppen des Herzogs gegen die friedlichen Protestanten führte. Sigismund verlor den schwedischen Thron, weil er, den Rathschlägen der Jesuiten zufolge, die katholische Religion mit Gewalt dort einführen wollte. Sebastian von Portugal wurde durch sie zu seinem unsinnigen Kriegszuge in Afrika angetrieben, bei welchem er und der größte Theil seines Heeres umkamen, und in dessen Folge Portugal unter die spanische Herrschaft fiel. Spanien verblutete sich an den Wunden, welche ihm geschlagen wurden in den Kämpfen, die es aller Orten gegen die Freiheit des Glaubens im Sinne und auf Anregung der Jesuiten führte. Der falsche Demetrius, mit dessen Hülfe die Söhne Loyola's Rußland wieder zu erobern wähnten, war ein von den Jesuiten gewonnenes Werkzeug. Polen, indem es sich ihr Joch gefallen ließ, wurde durch sie zur Zerstückelung vorbereitet. Aus Siebenbürgen wurden sie aber, nachdem sie das Land in unbeschreibliche Verwirrung gebracht hatten (1606) vertrieben. Nur dadurch konnte es sich vom drohenden Untergange retten. Italien aber, welches mit geringen Ausnahmen, das Joch Loyola's ruhig trug, verlor außer seiner schon früher eingebüßten nationalen Selbstständigkeit, den Glanz der Wissenschaften und Künste, welcher ihm dafür einige Entschädigung gegeben hatte. Das Genie starb aus, wo die Jesuiten herrschten, und erhielt sich nur im Kampfe mit diesen Söhnen der Nacht.

In demselben Geiste, wie in Europa, traten die Jesuiten in allen übrigen Theilen der Welt auf.*) Ihre Thaten in Asien lassen sich kurz zusammen fassen. Anfangs errangen sie durch Lug und Trug, durch Gewalt und Blutvergießen scheinbare Erfolge, welche aber bald in nichts zerflossen, indem die Eingeborenen früher oder später die Gefahr erkannten, mit welcher die Jesuiten sie bedrohten, und sie mit gleichen Waffen wieder zum Lande hinaus schlugen.**) Das Endresultat aller ihrer langwierigen Kämpfe war, daß sie den Protestanten, welche nach ihnen in jene Länder kamen, namentlich den Engländern und Holländern, die Bekehrung der Völker des fernen Ostens erschwerten, indem diese, argwöhnisch geworden, alle Christen gleichmäßig als gefährliche Feinde betrachteten.

Nirgends kam es übrigens so klar zu Tage, daß die Religion, für welche die Jesuiten so großen Eifer zu hegen vorgaben, ihnen nur Vorwand und Mittel zur Befriedigung ihrer Habgier und Herrschsucht war, als in Asien. Denn während sie in Europa den Glauben an den Gekreuzigten, die sieben Sacramente und die Oberherrlichkeit des Papstes für nothwendige Bedingungen der Seligkeit erklärten, so erfanden sie für Japanesen und Indier eine ganz andere Geschichte von Christus, sie ließen ihn in Purpur geboren werden und als mächtigen Herrscher sterben, sie versahen ihre Bekehrten theils, wie die japanesischen Weiber gar nicht, theils doch nur sehr selten mit den Sacramenten, und verhöhnten alle päpstlichen Befehle, welche sie auf den Weg der katholischen Kirche zurückbringen sollten. Dagegen scharrten sie unmenschliche Reichthümer zusammen, trieben Handelsgeschäfte im großen Maßstabe und traten mit einer Pracht auf, welche bei den übrigen Mönchsorden das größte Aergerniß erregte. Mit diesen, welche an den Regeln der römischen Kirche festhielten, geriethen sie in die gehässigsten Streitigkeiten, welche fortdauerten, so lange Jesuiten, Dominicaner, Franziscaner und überhaupt Christen im Lande geduldet wurden.

Neben jeder Kirche, welche sie in Japan bauten, legten die Jesuiten einen Handelsplatz an. Ganze Flotten wurden von ihnen befrachtet und nach Europa versendet. Da das Handelsgeschäft in Japan sehr verachtet ist, sanken die Jesuiten dadurch in der öffent-

*) Adolphe Boucher, Histoire des Jésuites. **) S. unten § 29.

lichen Meinung. Die übrigen christlichen Mönchsorden erhoben dagegen ein furchtbares Geschrei, so daß der Papst Urban VIII. sich veranlaßt sah, durch eine Bulle allen „Dienern Christi" den Handel zu verbieten. Die Jesuiten kehrten sich aber daran nicht. Warum sollten sie nicht mit Seide, Gewürz, mit Gold und Edelsteinen Handel treiben, war doch der Handel mit Ablaß und Reliquien in der römischen Kirche üblich, und fürwahr nicht sittlicher, als das Geschäft der Jesuiten. Mehr, als ein päpstlicher Abgeordneter wurde von ihnen in den Kerker geworfen oder sogar den Heiden zur Hinrichtung überliefert. Sie ahmten hierin nur das Beispiel jener Weingärtner nach, von denen in der Bibel geschrieben steht.*) Endlich wurden aber die Söhne Loyola's nach mannigfaltigen Wechselfällen (1638) gänzlich aus dem Lande gejagt. Dann hörte in Japan Jesuitismus, Katholicismus und europäischer Handel zugleich auf.

Später als nach Japan kamen die Jesuiten nach China. Mathias Ricci schlich sich daselbst als Gelehrter, namentlich als Astronom und Chemiker ein (1584). Er trat sehr vorsichtig auf, und erwarb sich durch seine Kenntnisse und Talente bei den Mandarinen große Achtung. Er zeichnete für sie eine Karte der Weltkugel, auf welcher er, durch Abänderung des Meridians, China in die Mitte der Erde verlegte, um den Vorurtheilen seiner Gönner zu schmeicheln. In ähnlicher Weise verfuhr er auf dem Gebiete der Religion. Er verfertigte einen christlichen Katechismus, in welchen er nur diejenigen Lehrsätze aufnahm, welche mit denjenigen der Chinesen große Aehnlichkeit hatten, alle übrigen aber ausließ. In Peking gewann er die Gunst des Kaisers Van-Lie dadurch, daß er ihm eine Glockenuhr schenkte, und wieder herstellte, nachdem sie verdorben worden war. Er öffnete auf diese Weise den Mitgliedern seines Ordens das früher so fest verschlossene chinesische Reich. Bald kamen sie in Schaaren an, und setzten nach Ricci's Tode (1610) das von ihm vorsichtig begonnene Werk fort. Sie griffen mehr und mehr um sich und machten bald die Eifersucht der Behörden rege. Ungeachtet theilweiser Verfolgungen erhielten sie sich doch über die Zeit dieses Abschnittes hinaus; allein die Menschheit, das Christenthum oder selbst das Papstthum wurden durch sie nicht gefördert. Die einzige Ausbeute, welche sie errangen, waren vorübergehende Schätze und ein schwankender Einfluß auf die Gemüther einiger Machthaber, und auch dieser wurde ihnen nur zu Theil, indem sie die päpstlichen Bullen und Verordnungen verhöhnten, die ihnen befahlen an dem römischen Glaubensbekenntnisse fest zu halten.

In Hindostan trieben die Jesuiten dasselbe Spiel mit der Religion, wie in Japan und China, so lange sie dort unter dem Schutze der Krone Portugal standen. Als aber dieses Reich an Spanien fiel, störten sie die Dominicaner in ihren Bestrebungen; und als vollends gar die Holländer die Spanier verdrängten, hörten die glänzenden Berichte, welche sie bis dahin nach Rom gesandt hatten, bald auf.

Besonders deutlich zeigte sich aber die wahre Gestalt des Jesuiten-Ordens in Paraguay. Denn in diesem Lande gelang es ihm, eine unbedingte, durch keine andere Macht beschränkte Herrschaft an sich zu reißen. Dort allein warfen sie die Larve, welche sie sonst aller Orten trugen, gänzlich ab.

Gegen das Ende des Jahres 1586 gründeten sie an den Ufern des Urugay und des Parana ihre erste Niederlassung, welche sie Loretto nannten. Dort concentrirten sie alle ihre Kräfte, welche im südlichen Amerika, in Brasilien, Chili und an den Mündungen des Amazonenstromes zerstreut waren. Schon im zweiten Jahrzehnt des siebenzehnten Jahrhunderts hatten sie sich in jenen Gegenden mehr als zwanzig Bezirke (die sie Reductionen nannten) unterworfen. Ihre Macht war so groß, daß der spanische Statthalter dieses Theils von Amerika, als er Truppen in das von den Jesuiten beherrschte Gebiet senden

*) Ev. Lucas 20, 9 ff.

wollte, sich zurück ziehen mußte, indem die schlauen Söhne Loyola's aus den Eingeborenen (Guaranis) ein Heer gebildet hatten, mit welchem die Spanier nicht wagten, handgemein zu werden. Dabei spielten sie aber, wie gewöhnlich, die Rolle der Vermittler, und wußten den Schein anzunehmen, als verdankten es die Spanier ihnen, daß sie nicht gänzlich aufgerieben wurden. Sie bewirkten daher, daß die spanische Regierung ihnen das ausschließliche Recht ertheilte, die Indianer der Gegend von Guarani und Guaycuras in dem Christenthum zu unterrichten Im Kampfe mit der weltlichen Geistlichkeit der Provinz und mit dem Bischofe von Buenos-Ayres dehnten sie ihre Macht immer weiter aus und befestigten sie ihr Joch mehr und mehr auf dem Nacken der unglücklichen Eingeborenen. Diese waren weder kriegerisch noch freiheitsliebend. Sie fügten sich in die ihnen auferlegte Knechtschaft zwar nicht ohne Widerstreben, allein ohne daß ihre wiederholten Aufstände jemals gelangen. Die Jesuiten erstickten sie im Blute ihrer unglücklichen Opfer. Als die spanischen Statthalter endlich merkten, daß ein großer Theil ihrer Provinz ihnen von den Jesuiten entzogen war, hatten die schlauen Mönche schon eine so große Macht gewonnen, daß alle Versuche, diese zu verdrängen, oder auch nur einzuschränken, scheiterten. Besonders empörend war der Widerstand, welchen die Jesuiten dem Bischofe von Buenos-Ayres, Bernhardin von Cadenas entgegen setzten. Sie vertrieben ihn mit Waffengewalt aus Assumtion, gaben die Stadt allen Greuel-Scenen eines Indianerkrieges preis (1640), und bewirkten am Ende noch, daß ihre Schandthaten von der spanischen Regierung gut geheißen wurden. Von dieser Zeit an war ihre Gewalt in ganz Paraguay unumschränkt. Im Jahre 1642 bestand ihr Reich aus neun und zwanzig Bezirken. Jeder derselben stand unter zwei Ordensmitgliedern, welche zugleich die geistliche und die weltliche Gewalt inne hatten. Einige Jahre später wurden die Bezirke in Pfarreien abgetheilt, an deren Spitze ein Pfarrer und ein Stellvertreter desselben standen.

Die unglücklichen Eingeborenen wurden, wie Knechte zur Arbeit und in die Kirche geführt. Sie wurden in sclavischer Furcht vor Gott und ihren Herren, den Jesuiten, erzogen. Sie mußten sich vor ihnen, so oft sie einem derselben begegneten, in den Staub nieder werfen, und durften nicht wieder aufstehen, bevor er vorüber gegangen war. Geißelhiebe bestraften jede Uebertretung des verlangten Gehorsams. Der Schrecken herrschte innerhalb und außerhalb der Kirchen. In diesen stellten die schlauen Priester Bildsäulen ihrer sogenannten Heiligen auf, welche alle ein furchtbares Aussehen, bewegliche Arme und Augen hatten, und die Schauder übernatürlicher Einwirkung zu der Erniedrigung und zu den Schmerzen hinzufügten, welche die Geißeln der Aufseher den unglücklichen Indianern bereiteten. Vom Christenthume und von höherer menschlicher Bildung nahmen die Indianer nichts, von der katholischen Religion nur einige wenige Ceremonien an. Sie verblieben in ihrer ursprünglichen Roheit und vertauschten nur eine ungebundene Lebensweise mit sclavischer Arbeit. Die Jesuiten, welche von den Indianern unermeßliche Vortheile zogen, waren klug genug, ihnen gute Nahrung und Wohnung zu verabreichen. Allein da diese niemals für sich, sondern immer nur für ihre Herren arbeiteten, fühlten sie sich doch so unglücklich, daß die Jesuiten die größte Wachsamkeit und selbst die Hülfe von Bluthunden aufbieten mußten, um ihre Knechte abzuhalten, nicht in die Wildnisse zu entfliehen, wo sie lieber mit Schlangen und Tigern, als mit ihren grausamen Herren leben wollten.

So vollkommen, wie in Paraguay führten die Jesuiten nirgends ihre Grundsätze der Gehorsamspflicht durch. Was kümmerte sie das Elend des Volkes, wenn ihnen von dessen Mühen Reichthümer zuflossen, mit deren Hülfe der Orden sich immer weiter ausbreiten konnte. Von Jahr zu Jahr sandten die Jesuiten viele Schiffsladungen von Reis, Baumwolle, Rinds- und Pferde-Häuten den La Plata-Strom hinab. Eine Art Thee, den sie nach Peru ausführten, brachte ihnen allein jährlich 700,000 Franken ein! Auch an Gold

und Silber, an Perlen und Edelsteinen war das Land nicht arm. Was konnten die Jesuiten mehr wünschen? Sie hatten, was sie wollten: Sclaven und Schätze!

So unumschränkt, wie in Paraguay, herrschten die Söhne Loyola's nirgends. Allein auch in Peru, Chili, Guyana, in Florida und Mexico, in Canada und auf den Antillen hatten sie reiche Niederlassungen. Don Juan von Palafox sagt in einem Briefe, den er (1647) an den Papst schrieb: „Ich habe fast alle Reichthümer, alle Güter und allen Ueberfluß des mittäglichen Amerika's in den Händen der Jesuiten gefunden." Sie hielten Viehmärkte, Fleischerstände und betrieben die niedrigsten Handthierungen, welche Geld einbrachten. Sie hatten Niederlagen und Magazine diesseits und jenseits des Oceans, lange bevor die öffentliche Meinung darauf gerichtet wurde. Neben ihnen konnten weder freie Ackerbauer noch Kaufleute bestehen. Ihre Knechte arbeiteten wohlfeiler, als freie Männer, und ihre Capitalien beherrschten die Märkte. Dennoch nannten diese Mönche ihre Gesellschaft nach Jesus, der die Krämer mit einem Stricke aus den Vorhallen des Tempels getrieben hatte!

Ueberall, in Europa, Asien und Amerika waren die Jesuiten dieselben, obgleich es ihnen nirgends gelang, ihr Ziel so vollkommen, wie in Paraguay zu erreichen.

Der innere Zusammenhang der verschiedenen Provinzen des Jesuiten-Ordens wird übrigens erst dann klar hervortreten, wenn die Archive desselben dem Geschichtschreiber zugänglich sein werden. Bis dahin wird noch vieles mit dem Schleier des Geheimnisses verdeckt bleiben. Einige Haltpunkte bietet uns indeß die Regierung des Ordens.

Nur fünf Mitglieder der Gesellschaft: Lejay, Pasquier-Brouet, Laynez, Codüre und Salmeron waren es, welche den ersten Jesuiten-General, Ignatius Loyola ernannten. Obgleich dieser schon lange vorher thatsächlich das Haupt des entstehenden Ordens gewesen war, so gab er sich doch den Schein, als wäre ihm die Last zu groß. Natürlich ließ er sich bald überreden, nahm den Oberbefehl im Orden an, machte aber schon nach wenigen Jahren Miene, denselben niederlegen zu wollen. Ungeachtet aller dieser Grimassen blieb er bis zu seinem Tode der Feldherr des Ordens.

Kaum war die Gesellschaft bestätigt, so mischte sie sich in alle Verhältnisse, von denen sie Nutzen zu ziehen hoffte. Laynez machte den Heiraths-Unterhändler, brachte die Verbindung des Sohnes Kaiser Karl's V. mit der Tochter Johann's III. von Portugal zu Stande und brach den Jesuiten dadurch Bahn in der pyrenäischen Halbinsel.

Lefevre und Lejay wirkten auf den Reichstagen zu Worms, Speier und Regensburg, Laynez auf der Kirchenversammlung von Trident im Sinne und Geiste ihres Ordens. Bobadilla entflammte in dem schmalkaldischen Kriege die Katholiken zur äußersten Wuth. Mit dem Kreuze in der Hand führte er selbst bei Mühlberg die Truppen in die Schlacht. Er war frech genug, gegen das vom Kaiser erlassene Interim zu predigen. Da aber Loyola es nicht für klug hielt, mit dem siegreichen Kaiser Karl in die Schranken zu treten, so verläugnete er seinen Schüler, obgleich dieser nur die Befehle seines Herrn vollzogen hatte. Paul IV. war den Jesuiten nicht günstig gesinnt. Dafür mußten nach dessen Tode seine Neffen büßen. Die furchtbare Rache, welche Pius IV. an denselben nahm*), wird mit Recht dem Hasse der Jesuiten beigemessen.

Schon bei Lebzeiten des Loyola war Laynez das einflußreichste Mitglied des Ordens gewesen. Er besaß, wenn auch weniger Fanatismus, so doch nicht mindere Schlauheit und Ausdauer, als sein Vorgänger, und weit mehr Wissen, als dieser. In den ersten Zeiten des Ordens war es ihm gelungen, einen reichen alten Venetianer zu überreden, sein ganzes Vermögen den Jesuiten zu vermachen, und als der Sohn Klage anstellte, durch die Maitresse des Dogen ein günstiges Urtheil zu erwirken. So ordneten die Jesuiten, und nament-

*) S. oben § 19.

lich deren zweiter General, die Pflichten des Richters und die Gebote der Sittlichkeit ihren Zwecken unter. Laynez befestigte und dehnte, während er dem Orden vorstand (1556 bis 1565), dessen Gewalt mehr und mehr aus.

Nur vier Mitglieder waren bei der Wahl des zweiten Generals zugegen, und dennoch übertrugen sie ihm eine große Macht. So viel vermag ein festes Zusammenwirken zu einem bestimmten Zwecke. Wenn die Männer der Freiheit für ihre edlen Absichten mit gleicher Kraft strebten, welche Erfolge konnten sie erringen!

Der dritte Ordens-General, Franz Borgia, der Enkel des Papstes Alexander's VI., und Sohn des von seinem Bruder ermordeten Herzog's von Gandia, brachte dem Orden durch die hohen Familienverbindungen, in welchen er stand, großen Vortheil. Er war kein Mann von hervorragenden Geistesgaben, wie Laynez, allein der Fanatismus, den er offen zur Schau trug, erwarb ihm unter dem vornehmen und niederen Pöbel viele Verehrer. Als er an die Spitze des Ordens gestellt wurde, besaß dieser der schlauen Köpfe genug, von denen Borgia sich willig leiten ließ, so daß auch unter ihm die Gesellschaft mehr und mehr erstarkte. Claudius Aquaviva (1581—1615), welcher ihm nachfolgte, war ein Mann von seltenen Fähigkeiten. Er beschwor mit großer Umsicht und Kraft die Stürme, welche von mehreren Seiten, namentlich durch die Dominicaner angeregt, den Orden bedrohten. Während seiner Herrschaft feierten (1590) die Jesuiten schon mit großem Pompe das fünfzigjährige Bestehen ihres Ordens. Vier und dreißig Jahre lang stand er an der Spitze der Jesuiten. Sein entschiedener Charakter bietet die sicherste Bürgschaft dafür, daß alle wichtigen Handlungen, welche die Mitglieder des Ordens im Laufe dieser Zeit vornahmen, auf seinen Befehl, oder doch mit seiner Zustimmung in's Leben traten. Sie würden es nimmermehr gewagt haben, einem so entschlossenen Befehlshaber gegenüber Pläne zu fassen, Jahre lang zu hegen und auszuführen, ohne höhere Weisung. In wiefern diese einen mehr oder weniger bestimmten Charakter hatten, ist allerdings zur Zeit noch nicht ermittelt worden. So viel ist übrigens gewiß, daß gerade die ärgsten Schandthaten, welche von Jesuiten ausgingen, und die wir geschildert haben, wie z. B. die Ermordung Heinrich's IV. von Frankreich, die Angriffe auf die Königin Elisabeth von England, die Pulververschwörung, die Ermordung des Prinzen von Oranien u. s. w., welche alle in die Zeit der Herrschaft Aquaviva's fielen, ganz dem Geiste dieses Jesuiten-Generals, welcher mehr als irgend ein anderer in die Fußstapfen Loyola's trat, entsprachen.

Vitelleschi (1615—1649), welcher nach Aquaviva den Orden der Jesuiten beherrschte, wird uns mit minder düsteren Farben, als seine Vorgänger, geschildert. Unter ihm ließ die strenge Zucht, welche bis dahin gehandhabt worden war, schon sichtbar nach. Der Orden hatte übrigens im Laufe eines Jahrhunderts schon eine so bestimmte Form angenommen, daß auch ohne die feste Hand seines Generals er bestehen und, wenigstens dem äußeren Anschein nach, sich noch befestigen und ausbreiten konnte. Ein schwacher Mann, wie Vitelleschi, konnte die gewaltigen Leidenschaften, welche im Schooße der Gesellschaft Jesu gährten, nicht, wie die meisten seiner Vorgänger, zu den Zwecken der Gesellschaft lenken und leiten. Diese hatte aber ihre bestimmten Grundsätze und Regeln, von welchen sie in der Hauptsache nicht abging, wenn schon die Anregung ihr nicht von ihrem Generale kam. Ein kräftigerer Führer würde aber manchen Scandal und manche Ausbrüche gehässiger Leidenschaften vermieden haben, welche in den Jahren 1615—1649 dem Orden großen Schaden brachten, und welche ihn allmälig untergruben. Zwar begingen die Jesuiten (1640) mit vielem Lärm das hundertjährige Bestehen ihres Ordens. Allein die vielen Streitigkeiten, in welche ihre maßlose Herrschsucht und Habgier, ihre Handels-Speculationen und ihre Abweichungen von der katholischen Glaubenslehre in den fernen Ländern des Ostens und Westens sie gestürzt hatten, wurden immer ernster. Die Stimmen, welche

aus dem Schooße der römischen Kirche sich wider ihn erhoben, wurden immer lauter. Im nächsten Buche werden wir sehen, wie sie am Ende doch zu stürmisch wurden, als daß die Jesuiten ihnen länger Trotz zu bieten vermochten.

Die Wunden, welche die Jesuiten durch alle bisher geschilderten Handlungen der Menschheit schlugen, waren breit und klaffend. Allein wir erkennen ihre verderbliche Wirksamkeit in ihrer Tiefe erst, insofern wir die Anregung in's Auge fassen, welche sie der ganzen römisch-katholischen Kirche, und sämmtlichen katholischen Herrschern der Welt gaben. Sie wurden die Muster aller Tyrannen der Erde, welche früher in Macchiavel und anderen ähnlichen Schriftstellern und Staatsmännern, verglichen mit ihnen, nur Pfuscher in der Kunst des Betrugs zu Vorbildern gehabt hatten. Indem die Jesuiten alle Kunstgriffe weltlicher und geistlicher Herrschsucht vervollkommneten, in ein System brachten und mit so großem, wenn auch noch so verderblichem Erfolge, in das praktische Leben einführten, wurden sie die Lehrmeister aller Despoten der Erde, welche mit ihnen in dem Bestreben übereinkamen, der Welt den Fortschritt zu verwehren, sie an das finstere Mittelalter mit eisernen Ketten fest zu klammern, und jede Regung der Freiheit als Verbrechen zu bestrafen. Der Jesuiten-Orden verband das Mittelalter in seinen düstersten Seiten mit der entwickelten Staatskunst und den erleichterten Verkehrsmitteln der Neu-Zeit. Das Mittelalter besaß Begeisterung und schöpferische Kraft. Die Jesuiten setzten an deren Stelle kalte Berechnung. Sie raubten ihm alles, was es erträglich machte und hauchten den Erfindungen der Neu-Zeit das tödtende Gift ihres Ordens ein. Sie wiederholten die Kreuzzüge des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts im Laufe des sechszehnten und siebenzehnten, und gaben denselben, statt auf die Mohammedaner, die Richtung auf die gebildetsten Völker Europa's, oder auf die hülflosen Nationen des fernen Ostens und Westens.

Mehr, als alles dieses beklage ich aber, daß selbst viele edlere Männer, durch die glänzenden Erfolge der Jesuiten geblendet, zu der Ansicht verleitet wurden, auf ähnliche Weise, wie die Söhne Loyola's für die Tyrannei stritten, für die Freiheit in die Schranken treten zu können. Sie schlossen geheime Gesellschaften, welche gleichfalls auf unbedingter Gehorsamspflicht beruhen, und wähnten, durch sie die Freiheit begründen zu können. Als ob der Baum der Tyrannei Früchte der Freiheit tragen könnte! Den im Finstern schleichenden Verschwörern mag es, den Umständen nach, gelingen, einen Tyrannen zu tödten, der Tyrannei werden sie immer neue Kraft verleihen. Das Gebiet der Freiheit ist die Oeffentlichkeit. Wo das Geheimniß herrscht, schleicht sich nothwendig die Verderbniß ein. Nur das helle Sonnenlicht und die frische Luft kann uns vor Moder und Fäulniß bewahren. Die Freiheit kann nur durch die ihr entsprechenden hochherzigen Mittel, und nicht durch Handlungen errungen werden, welche das Vertrauen und das friedliche Zusammensein der Menschen vollständig untergraben.

Die Aufgabe des einzelnen Menschen, wie aller nicht durchaus materiellen Gesellschaften ist, für die harmonische Entwickelung der Menschheit nach Kräften beizutragen.

Viele Geschichtschreiber, selbst solche, welche den Schein der Unparteilichkeit annehmen, rühmen die Verdienste, welche sich die Jesuiten auf dem Felde der Wissenschaften erwarben, wenn schon sie ihrem sonstigen Treiben den Stab brechen. So ergreift Schlosser jede Gelegenheit, den Jesuiten ein Compliment zu machen. Er erklärt z. B. (Lieferung 27. S. 37) „sie hätten damals unstreitig die Wissenschaft gefördert." Zwar setzt er hinzu: „so weit sie mit ihren religiösen und politischen Zwecken vereinbar war." Allein auch mit dieser Beschränkung ist obige Behauptung durchaus ungegründet, denn wenn auch die Förderung einzelner Wissenszweige mit ihren Zwecken vereinbar war; die Wissenschaft war es nicht. Die Wahrheit, welche auf Grundsätze zurückgeführt, und in umfassender Weise dargestellt wird, ist durchaus unvereinbar nicht bloß mit dem Streben der Jesuiten, sondern

überhaupt mit den Ansprüchen der römischen Kirche. Päpstliche Unfehlbarkeit ist unverträglich mit dem rücksichtslosen Fortschreiten der Wissenschaft. Alle Zweige des Wissens ordneten die Jesuiten, d. h. die consequentesten Katholiken, dem von der Kirche gelehrten Unsinn unter, und eben deßhalb konnten sie nirgends zu einer Wissenschaft gelangen. Sie griffen nicht bloß in das Gebiet der Gottesgelehrsamkeit und des Rechtes, sondern gleichmäßig auch in dasjenige der Naturwissenschaften ein. Die Sterne des Himmels sollten ihren Gang nach dem Buche Josua nehmen, die Erde ihre Entstehung aus dem ersten Buche Mosis ableiten, die Wallfische ihren Schlund nach der Größe des Propheten Jonas gestalten. Doch das schlimmste war, daß die Staatswissenschaft wie das Kirchenrecht nach den gefälschten Decretalen Isidor's sich einrichten mußten. Wie wäre mit solchen Grundansichten irgend eine Wissenschaft vereinbar gewesen! Allerdings schworen die Protestanten auch auf einen Theil der Irrthümer der Jesuiten. Allein einen andern, und zwar den am meisten in das Leben eingreifenden Theil desselben, hatten sie abgestreift. Sie standen nicht unter bindenden Ordensregeln, wie die Jesuiten. Bei den Protestanten, so wie bei denjenigen Katholiken, welche sich über die Glaubensvorschriften ihrer Kirche hinweg setzten, konnten daher doch die Wissenschaften einigermaßen gehegt werden. Alles, was die Jesuiten lehrten, war dagegen auf die Knechtung der Menschheit und auf die Befestigung der wankenden Macht der Päpste berechnet. Ein Streben, welches unter solchen leitenden Einflüssen steht, kann nie und nimmer ein wissenschaftliches sein, kann vielmehr nur den flachen Menschen Sand in die Augen streuen, und ehrgeizigen Menschen Mittel an die Hand geben, ihre unsinnigen Ansichten mit einem Scheine der Wahrheit zu überziehen.

Eine der großen Fragen aller Zeiten ist, welche Gesetze höher stehen: diejenigen der Vernunft, oder des Glaubens? Von jeher haben die Priester den Glauben, den sie lehrten und von dem sie lebten, als göttlich gepriesen und darauf gedrungen, die Vorschriften, welche er enthalte, vor allen übrigen Gesetzen heilig zu halten. Wenn ein Gegensatz zwischen menschlichen und göttlichen Anordnungen bestehen könnte, müßten natürlich die göttlichen den Vorrang behaupten. Allein ein solcher besteht nicht, denn wir mögen uns unter der Gottheit denken was wir wollen, sie kann nicht unvernünftig sein. Jeder unvernünftige Lehrsatz, er möge von diesen oder jenen Priestern für göttlich ausgegeben werden, ist das Erzeugniß menschlichen Unverstands oder menschlicher Leidenschaft. Es ist eine geschichtlich erwiesene Thatsache, daß alle Gesetze, welche, sei es von buddhistischen, jüdischen, christlichen oder mohammedanischen Priestern für göttlich ausgegeben wurden, von Menschen erfunden worden sind. Wie groß immer der Unterschied zwischen den Glaubenslehren verschiedener Religionen sein mag, keine hat vor der anderen irgend etwas in sofern voraus, als sie alle menschlichen Ursprungs sind. Je heftiger eine Priesterkaste die Göttlichkeit des von ihr gepredigten Glaubens behauptet, desto deutlicher bekundet sie nur die menschlichen Leidenschaften, von denen sie beseelt ist.

Bis zu dieser Stunde hat sich die Menschheit noch nirgends, auf den Standpunkt der Vernunft hinan geschwungen, welche keinen Unterschied zwischen den sogenannten Gesetzen Gottes und der Natur, keine Verschiedenheit zwischen den Anforderungen der Religion und der Sittlichkeit anerkennt, vielmehr jeden Glauben und jede Vorschrift verwirft, welche mit den ewigen Gesetzen der Natur, des Rechts und der Menschlichkeit in Widerspruch stehen.

Lange Zeit behaupteten die Priester die Alleinherrschaft, oder doch ein entscheidendes Uebergewicht. Allein namentlich seit den Zeiten der Reformation trat der Widerspruch zwischen den sogenannten göttlichen Gesetzen und den reinen Gefühlen der Menschlichkeit mehr und mehr zu Tage. Nicht nur Protestanten, auch ein großer, ja, der Zahl nach gewiß der größere Theil der Katholiken, erkannten, daß viele derjenigen Gebote, welche der Papst zu Rom und die Kirchenversammlung von Trident für göttliche Wahrheiten erklärt

hatten, wie z. B. die gegen die sogenannten Ketzer geschleuderten Verfluchungen, unmenschlich seien. Es entstand daher ein Kampf, in welchem der natürliche Verstand und das unverdorbene Gefühl der Menschen auf der einen Seite, die Lehre, welche die Priester für göttlich ausgaben, auf der andern standen. Millionen von Katholiken, welche mit Innigkeit und Wärme den Glauben ihrer Väter erfaßt hatten, ohne jemals denselben zu prüfen, konnten, wenn er zur Ausführung gebracht werden sollte, die besseren Gefühle ihres Herzens oder die richtigere Erkenntniß ihres Kopfes ihrem Glauben nicht zum Opfer bringen. Nur auf diese Weise läßt es sich erklären, daß Katholiken mit den Genossen eines anderen Glaubens in irgend einer Gemeinschaft leben können. Wären ihnen die Flüche des Tridentiner Conciliums stets gegenwärtig, und gestalteten sie ihre Lebensweise in Uebereinstimmung mit denselben, so wäre ein unausgesetzter Krieg auf Tod und Leben die nothwendige Folge ihres Glaubens.

Von allen römischen Katholiken hielten die Jesuiten wenigstens diejenigen Gesetze ihrer Religion, welche sich auf den Kampf mit Protestanten beziehen, am strengsten fest, und ordneten denselben alle übrigen Rücksichten am unbarmherzigsten unter. Sie erwogen nicht, daß das Gesetz, welches sie göttlich nannten, eine Erfindung herrschsüchtiger Priester sei. Sie ließen über diesen Gegenstand gar keine Prüfung zu und straften selbst den Zweifel, der sich daran wagte. Je mehr Talent, je größere Ausdauer und je heftigeren Fanatismus sie ihrem Kampfe widmeten, je weiter sie daher auf der von ihnen betretenen Bahn vordrangen, desto furchtbarer mußten ihre Verirrungen werden.

## § 27. Die Inquisition.

Wer die Geschichte der Jesuiten durchforscht, ist versucht zu glauben, den Höhepunkt menschlicher Verworfenheit gefunden zu haben. Dennoch wurde dieser Orden an kalter Grausamkeit, unersättlicher Mordgier und berechnender Heuchelei von den Dominicanern überboten. Die Jesuiten mordeten nicht mehr, als sie zu ihren Zwecken für nothwendig hielten, und ließen die Menschen, welche ihre Herrschaft geduldig ertrugen und für sie arbeiteten, gern am Leben. Die Dominicaner dagegen geriethen durch die wiederholten massenhaften Hinrichtungen, welche sie anordneten, in einen Zustand des Blutdurstes, welcher an Wahnsinn gränzte. Die Jesuiten richteten ihre Bestrebungen gegen wirkliche Feinde der katholischen Kirche, die Dominicaner gegen viele deren eifrigsten Anhänger. Der Zweck der Jesuiten war in der Hauptsache immer, die katholische Kirche auszubreiten, wenn auch durch die ruchlosesten Mittel. Die Dominicaner gingen in ihrem Hasse gegen sogenannte Ketzer so weit, daß sie auf die zweideutigsten Angaben unzuverlässiger Zeugen hin Todesurtheile in Massen fällten. Eine unbewachte Aeußerung, vielleicht im Zorne ausgestoßen, ein Fluch im Munde eines durchaus unterwürfigen Knechtes, selbst wenn er nicht erwiesen, sondern nur bis zum Verdachte erhoben war, genügte den Dominicanern, einen Menschen entweder zum Tode oder zu einem Leben voll der herabwürdigendsten Bußübungen unter dem Schwerte des Damokles zu verurtheilen.

In allen ganz katholischen Ländern finden wir Dominicaner und Jesuiten neben einander wirksam. Allein in Italien herrschten die Jesuiten, in der pyrenäischen Halbinsel die Dominicaner vor. Unstreitig schlugen die Dominicaner-Inquisitoren den Spaniern und Portugiesen weit tiefere und zahlreichere Wunden, als die Jesuiten den Italienern. Schneller und schmachvoller sanken Spanier und Portugiesen, welche gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts eine so gebietende Stellung in der europäischen Völkerfamilie einnahmen, als die Italiener, welche damals schon ihre staatliche Selbstständigkeit verloren

und nur noch auf dem Gebiete der Wissenschaften und der Künste eine würdige Rolle eingenommen hatten.

Nirgends erkennen wir so klar die ewige Wahrheit, daß jedes Unrecht unvermeidlich dem, der es übt, Schaden bringt, als in der Geschichte der Inquisition. Die Dominicaner mochten zur Verherrlichung der katholischen Kirche Hunderttausende als Ketzer verurtheilen, allein sie konnten nicht verhüten, daß in dessen Folge die kräftigsten Stützen derselben vermoderten. Sie mochten, was sie Glaubensfreiheit nannten, was aber nur Blutdurst und Heuchelei war, fördern. Jeder Tropfen Blutes aber, den sie vergossen und jede Beschämung, die sie über einen Menschen verhängten, schwächte die Kraft jener Völker, welche die eifrigsten Vertheidiger ihres Glaubens waren.

Die Schandthaten, welche sich die unter dem Namen der Inquisition bekannten geistlichen Gerichte zu Schulden kommen ließen, sind so empörend und haarsträubend, daß selbst gläubige Katholiken sich dagegen verwahrten und behaupteten, sie könnten nicht der katholischen Kirche, sondern nur den einzelnen Personen, die sie verübten, zur Last gesetzt werden. Unmittelbar ist allerdings jeder Mensch nur für die von ihm vollzogenen Handlungen verantwortlich, mittelbar aber jeder, der sie angeregt, gefördert, oder, falls er im Stande war, sie zu verhindern, geduldet hat.

Wer an dem Wagen des Götzen Jaggernaut zieht, ist mit verantwortlich für alle Unglücklichen, welche von dessen Rädern zermalmt werden. Schuldiger, als diejenigen, welche nur Hand anlegen, sind aber die Erfinder und Vertheidiger dieser Menschenopfer.

Die Inquisition ist ein von den Päpsten bestelltes Gericht*), sie stand unausgesetzt unter der Aufsicht derselben, wurde von deren Dienern gehandhabt und ist mit dem ganzen Wesen der katholischen Kirche so innig verwoben, daß sie sich von ihr eben so wenig, als irgend eine andere ihrer Anstalten, lostrennen läßt, ohne dem inneren Zusammenhange ihrer Theile Gewalt anzuthun. Zu jeder Zeit besaßen die Päpste das Recht und die Gewalt, nicht nur die Inquisition, sondern auch den ganzen Orden, dem sie anvertraut war, die Dominicaner, aufzulösen. Sie thaten es nicht. Sie nahmen die demselben ertheilten Vollmachten nicht zurück und sind eben deßhalb für die Handlungen verantwortlich, welche diese finstern Mönche kraft des erhaltenen päpstlichen Auftrags und in Uebereinstimmung mit den von der römischen Kirche festgesetzten Regeln verübt haben. Besteht doch zu Rom selbst und unter dem persönlichen Vorsitze des Papstes bis auf den heutigen Tag die Congregation der Inquisition, d. h. das oberste Inquisitionsgericht der gesammten katholischen Christenheit!

Es ist ein großer Irrthum, die spanische Inquisition nicht unter den Gesichtspunkt einer römisch-katholischen Anstalt bringen zu wollen.**) Sie ruhte auf demselben Boden wie die Inquisition in Rom, ganz Italien und in allen katholischen Gegenden, in welche die päpstliche Gewalt sie eindringen ließ. Daß sie in Spanien furchtbarer wüthete, als in irgend einem andern Reiche hat seinen Grund in den eigenthümlichen Verhältnissen dieses Landes, welche ihr gestatteten, sich in ihrer ganzen Scheußlichkeit zu entfalten. Fürwahr, den Päpsten kann daraus kein Verdienst gemacht werden, daß ihre Glaubensrichter, die Dominicaner in den Niederlanden, in Frankreich, in Italien, Deutschland und aller Orten nicht eben so viele Opfer schlachteten, als in Spanien. Hätten sie die Macht besessen, das sogenannte heilige Gericht einzuführen, würden nicht weniger Schaffotte und Scheiterhaufen auch dort errichtet worden sein. Ja, sie wurden, namentlich in den Niederlanden zu Karl's V. und Philipp's II. Zeiten, wirklich errichtet, so lange der päpstliche Einfluß vorherrschend war. In Italien mordete sie nur aus dem Grunde weniger, weil hier keine

*) Siehe Weltgeschichte Buch V. § 87. **) S. z. B. die Geschichte der Inquisition in Spanien von Robert Clemen. Columbus, Ohio 1850.

Morisken zu bekämpfen waren und schon im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts die letzten Keime des Protestantismus mit Giordano Bruno ausgerottet wurden.

Inquisition, Mönche und Priester-Cölibat sind von der katholischen Kirche durchaus untrennbar. Nur mit deren Hülfe läßt sich den Massen der von ihr gelehrte Unsinn aufbringen und das von ihr geschmiedete Joch anlegen. Sobald neuerdings die Inquisition in Spanien abgeschafft wurde, fing die päpstliche Herrschaft dort zu wanken an.

Die Inquisition mit allen ihren Greueln, sie mögen in Frankreich gegen die Albigenser, in Spanien gegen die Morisken, in Ostindien gegen die Hindu's oder in Amerika gegen die harmlosen Ureingeborenen verübt worden sein, ist nichts anderes, als die römisch-katholische Kirche im Kampfe gegen ihre zur Unterwerfung gebrachten Gegner, wie der Jesuiten-Orden in der Hauptsache nichts anderes ist, als die römisch-katholische Kirche im Kampfe mit widerstrebenden Gegnern. Die Dominicaner stellen uns die Strafrechtspflege, die Jesuiten die Staatskunst der römischen Kirche dar. Die einen waren die Criminalisten, die anderen die Politiker Rom's.

Die Streitigkeiten zwischen diesen beiden Orden waren nur Familien-Zwiste, wie sich aus der einfachen Thatsache ergiebt, daß die Päpste sich nie, im Laufe von Jahrhunderten, zu Gunsten des einen oder des andern aussprachen, vielmehr beide gewähren ließen, und sich nur bemühten, den all zu heftigen Ausbrüchen des Hasses beider Theile Schranken zu ziehen.

Wir haben zwar schon früher*) auf die von der katholischen Kirche verübten Glaubensverfolgungen hingewiesen, jetzt sind wir aber an der Stelle angelangt, da es Noth thut, dieselben in übersichtlicher Form zusammen zu fassen. Die Inquisition des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts ist unverständlich ohne die Kenntniß der Glaubensgerichte früherer Zeiten.

Die Inquisition beruhte auf dem Grundsatze, daß jede von dem katholischen Glaubensbekenntnisse verschiedene Ansicht ein todeswürdiges, mit dem größten Eifer aufzuspürendes Verbrechen sei. Seit den Zeiten der Albigenser waren die Päpste bemüht, die von ihnen damals in's Leben gerufenen Glaubensgerichte über die ganze christliche Welt dauernd zu verbreiten. Dieses gelang ihnen aber damals nicht. Die Streitigkeiten, in welche sie mit Kaisern und Königen geriethen, ihr Aufenthalt zu Avignon, welcher ihr Ansehen verminderte, das Schisma, welches ihre Macht lähmte, und nachher die weltlichen Pläne, die sie verfolgten, bewirkten, daß sie ihr Ziel nicht erreichten. Nur in Spanien, wo der Kampf mit den Mauren die Glaubenswuth wach erhielt, nahm die Inquisition schon vor der Vereinigung seiner verschiedenen Reiche unter Ferdinand und Isabella, eine bestimmte Gestalt an, obgleich die Inquisitoren auch dort wiederholt, wie Conrad von Marburg in Deutschland, von den entrüsteten Volksmassen todtgeschlagen wurden. Im Jahre 1356 wurde Nicolaus Eymerick zum General-Inquisitor von Spanien ernannt, und dieser ist es, welchem wir eine genaue Kenntniß des Gerichts, dem er vorstand, verdanken. Er verfaßte unter dem Titel: Directorium Inquisitorum, eine vollständige Anweisung für die Geschäftsführung der Glaubensrichter, welche die Grundlage des Verfahrens der Inquisition bis auf unsere Tage geblieben ist. Nur weniges und unwesentliches wurde später verändert. Die ganzen Greuel des Mittelalters behielt diese finstere Anstalt bis in das neunzehnte Jahrhundert bei. Wie die Jesuiten, wie die Päpste und die gesammte katholische Kirche, so blieben auch die Dominicaner, denen die Inquisition anvertraut war, im Mittelalter stehen. So sehr die Welt um sie her sich veränderte, sie änderte nichts an der Inquisition. Die Frage war nur, in wie weit die weltliche Macht sie greifen ließ?

Man hat sich oft gewundert, wie Menschen von Geist und Rechtschaffenheit die Abge-

*) S. Weltgeschichte Buch V. § 87. S. 280 ff.

schmacktheiten und den Unsinn der katholischen Kirche mit so großem Eifer betreiben konnten. Dieses erklärt sich ganz leicht, wenn wir den Einfluß der Inquisition in Betracht ziehen. Wer nicht in dem Rufe eines guten Christen stand, war keinen Augenblick sicher, in die Kerker der Inquisition geworfen zu werden, aus welchen durchschnittlich von tausend Angeklagten nur einer mit einem freisprechenden Urtheil hervorging. Der Ruf eines guten Christen war daher dem Katholiken nicht sowohl wünschenswerth zur Befriedigung seiner Eitelkeit, vielmehr die einzige, wenn schon schwankende Bürgschaft gegen Inquisitionsprocesse. Um den Ruf eines guten Christen zu erlangen, opferten die unglücklichen Knechte des Pfaffenthums Vermögen, Zeit und menschliche Würde, ja selbst ihre Kinder auf, welche sie auf dem Altare des Mönchthums darbrachten, Verwandte, Freunde und Bekannte, welche sie der Inquisition anzeigten, und in ihrer Verzweiflung nicht selten sich selbst, wenn sie befürchteten, von einem Feinde oder ängstlichen Freunde angezeigt zu werden. Nur dadurch glaubten sie der Gefahr entgehen zu können, in übeln Ruf wegen ihrer Rechtgläubigkeit zu kommen.

Durch die Inquisition wurden Strafen, welche einen bloß kirchlichen Charakter hatten, nach Ablauf einiger Zeit auf's äußerste gesteigert; dem Excommunicirten wurde es nicht überlassen, ob er sich mit der Kirche aussöhnen wolle, oder nicht, vielmehr wurde er, insofern er sich nicht innerhalb eines Jahres Absolution verschaffte, als Ketzer angesehen, und mit dem Tode bestraft. Er mußte sich zu den herabwürdigendsten und schimpflichsten Bußübungen bequemen, um von dem Banne frei zu kommen. Der Katholik war daher der Willkür jedes Pfaffen, der gegen ihn die Excommunication aussprechen wollte, schutzlos preis gegeben. Hinter dem Banne eines Priesters stand das Todesurtheil des andern als Schreckmittel. Wer wundert sich noch darüber, daß der Hokus-Pokus der römischen Kirche mit so großem Ernste betrieben wurde. Die Furcht vor dem Henker lauerte an jedem Beichtstuhle, an jedem Altare — und das nannte man Religion!

Vergehungen, welche an und für sich einen durchaus weltlichen Charakter hatten, wie z. B. Widerstand gegen die Inquisition, wozu schon der entfernteste Verdacht Anhaltspunkt bot, wurden als ketzerische Handlungen angesehen und bestraft. Wer ein unglückliches Opfer blinder Glaubenswuth aus rein menschlichen Beweggründen zu retten suchte, wer ihm nur Aufnahme oder Nachtlager gewährte, wurde dadurch selbst zum Ketzer und gefährdete sein Leben. Herren und Gebieter, Statthalter der Provinzen und Obrigkeiten der Städte, ja ganze Städte, die königlichen Prinzen und die Könige selbst, verfielen dem Arme der Inquisition, wenn sie sich von ihnen nicht als dienstwillige Werkzeuge gebrauchen ließen. Gleiches Schicksal hatten Advocaten, Notare und andere Rechtsgelehrte, wenn sie durch ihren Rath ein Opfer der Inquisition zu entziehen suchten, oder Papiere und Schriften, welche dessen Bestrafung begründen konnten, nicht an diese auslieferten. Selbst Verstorbenen wurde der Prozeß gemacht, und wer einem sogenannten Ketzer ein christliches Begräbniß gab, wurde selbst als Ketzer bestraft.

Eines der wirksamsten Mittel, Menschen zu fangen, war, daß die Inquisitoren jedem in Glaubenssachen einen Eid auferlegen konnten. Schwor er, er sei Christ, so wurde er zum Ketzer gemacht wegen irgend einer dem Dogma widersprechenden Unterlassung oder Aeußerung. Schwor er dagegen, er sei nicht Christ, so war seine Gefahr nicht minder groß. Dann wurde er entweder als Schismatiker, d. h. als ein vom Glauben abgefallener, oder als Jude und Mohammedaner bestraft. Als solche waren sie zwar, dem Namen nach, der Inquisition nicht unterworfen. Allein den Inquisitoren fehlte es niemals an Vorwänden, sie zu verurtheilen, waren diese unglücklichen Menschen einmal in ihre Klauen gerathen.

Außer allen diesen in vielen Nummern ausdrücklich bezeichneten Fällen der sogenannten Ketzerei fanden sich noch zwei andere, mit deren Hülfe sich auch die gleichgültigsten Hand-

lungen in den Bereich der Inquisition ziehen ließen. Alle Hehler, Begünstiger und Anhänger der sogenannten Ketzer, sodann alle Handlungen und Reden ähnlicher Art, als die vorhin bezeichneten, wurden gleichfalls als ketzerisch bestraft. Wer war unter solchen Gesetzen noch seines Lebens und seiner Freiheit sicher? Alles blieb der Willkür der Inquisition anheim gegeben, und diese waren Dominicaner!

Die Gerichtskosten wurden gedeckt durch das Vermögen der Verurtheilten, welches eingezogen wurde. Jede Verurtheilung machte also die Inquisition reicher, jede Freisprechung ärmer. Schnell sammelte auf diese Weise die Inquisition ein riesenhaftes Vermögen. Der Reiche konnte wegen seiner Schätze, der Arme wegen Mangels an Freunden darauf rechnen, verurtheilt zu werden.

Diese Gesetze und Verordnungen waren gewiß schon grausam genug. Allein in der Anwendung gestalteten sie sich noch weit furchtbarer. Habgier und Blutdurst setzte die Inquisitoren über die meisten der ihnen gezogenen Schranken hinweg. Wo es galt, Privatrache zu üben, oder ein großes Vermögen durch Einziehung zu gewinnen, wurden die sogenannten Familiaren, d. h. Diener und Förderer der Inquisition, vorgeschoben. Wenn einer derselben eine Anklage vorbrachte und zwei andere sie bestätigten, war das Opfer seiner Verurtheilung gewiß; und selbst, wo alle Beweise fehlten, half die Erfindungsgabe der Dominicaner nach.

Ein scheußlicheres Zerrbild von Rechtspflege und Religion im festen Bunde kennt die Geschichte nicht. Die unterdrückte Wollust der Mönche schwelgte in denselben Gemächern, in welchen die Henker ihre Opfer zu Tode marterten. Von dem Raube der Verurtheilten mästeten sich die Inquisitoren, unbekümmert um das Blut, das an ihrer Beute klebte. Wiederholt erkannten selbst die päpstlichen Erlasse die Unverschämtheit und Böswilligkeit der Glaubensrichter an. Sie konnten aber die Ermordeten nicht wieder beleben und den in Wahnsinn und Todesschmerz versunkenen Tausenden nicht ihre Gesundheit und Lebensfrische wieder geben.

Vor dem Richterstuhle der Vernunft giebt es keine Ketzerei. Denn jeder Mensch hat das angeborene Recht, zu denken, zu glauben und auszusprechen, was seiner innigsten Ueberzeugung über sein Verhältniß zu den ewigen Gesetzen der Natur, und über die Zukunft jenseits dieses Lebens entspricht. Es ist kein Unrecht, am wenigsten ein Verbrechen, anders zu denken und zu glauben, als irgend eine Kirche, sie nenne sich katholisch, protestantisch, jüdisch oder mohammedanisch, lehrt. Keine Gründe der Staatskunst können etwas, was recht ist, zum Verbrechen stempeln. Die Gefahr, welche den Katholiken von Seiten der Juden und Mauren drohte, war jedenfalls weit geringer, als diejenige, welche die Inquisition über sie verhängte. Die mildesten Gesetze, welche gegen Juden, Mauren und Protestanten ihres Glaubens wegen hätten erlassen werden können, wären daher immerhin ungerecht gewesen. Allein diejenigen, welche wir geschildert haben, waren selbst nach den Begriffen des Mittelalters unmenschlich, und wurden in wahrhaft teuflischer Weise vollzogen. Kein Wunder, daß darüber Nationen, welche einst mächtig gewesen waren und sich große Verdienste um die Menschheit erworben hatten, zu Grunde gingen.

Im Laufe von Jahrhunderten hatte der Geschichtsforscher nur sehr mangelhafte Kenntniß von den Schandthaten, welche die Inquisition verübte. Erst Llorente lüftete den Schleier, in welchen sie gehüllt waren. Denn das strengste Geheimniß bedeckte die Verhandlungen der Glaubensgerichte.

Oeffentlich war nur die Vollziehung des Urtheils. Der Angeklagte erfuhr niemals die Namen seiner Ankläger und der Zeugen, welche wider ihn gesprochen hatten. Zu einer Verurtheilung genügte 1) ein leichter, 2) ein schwerer, und 3) ein dringender Verdacht. Die Verdächtigen mußten sich reinigen, was ohne die empörendsten Demüthigungen, selbst

bei dem leichten Verdachte, nicht geschehen konnte. Der schwer Verdächtige wurde gleich dem wirklichen sogenannten Ketzer bestraft und war auf Zeit Lebens zu Grunde gerichtet. Er hatte so vieles zu beachten, zu fasten, zu beten, zu büßen, daß er kaum etwas anderes mehr thun konnte, und versah er das geringste, so war ihm der Tod gewiß, sei es als unbußfertiger oder als rückfälliger Ketzer. Ueberdieß hatte er eine von der Willkür der Inquisitoren abhängende Gefängnißstrafe zu erleiden. Der dringend Verdächtige wurde auf Zeitlebens eingesperrt und entging dem Tode nur durch die genaueste Befolgung der ihm auferlegten schimpflichen Bußübungen.

Eine besondere Rolle spielte bei allen Verurtheilungen der Inquisition das sogenannte Sanbenito, ein Bußgewand, welches die Verurtheilten bei den Autos=da=fe trugen. Es war ein Leibrock, ähnlich den Priesterröcken, mit Flammen und Teufeln bemalt, mit gelben Kreuzen versehen, und wurde als ein vernichtender Schimpf für denjenigen, der es anlegen mußte, betrachtet. Gleichen Schritt mit den geistigen Qualen, die den sogenannten Ketzern oder den Verdächtigen bereitet wurden, hielten die körperlichen Martern. Die Tortur, welche leider im Laufe des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts fast aller Orten gebräuchlich war, wurde von den Inquisitoren mit der furchtbarsten Grausamkeit angewendet, und, obgleich sie dem Buchstaben des Gesetzes zufolge nur einmal stattbaft war, doch oft zwei= und dreimal wiederholt, unter dem Vorgeben, sie sei nur ausgesetzt worden. Die regelmäßigen Arten waren mit dem Strick, mit dem Wasser und mit dem Feuer. Doch der Erfindungsgeist der Inquisitoren vervielfältigte die Martern in's unendliche. Auch der kräftigste Mann wurde durch dieselben auf Zeitlebens gelähmt, oder zum Krüppel gemacht. Schwächere Menschen, namentlich Weiber, erlagen denselben früher oder später, wenn der Henker ihren Leiden nicht ein Ende bereitete.

Den Gipfelpunkt der Schandthaten der Inquisitoren bildete das Auto=da=fe (Werk des Glaubens). Sehen wir, wozu die Dominicaner durch ihren Glauben getrieben wurden, was ihr Werk des Glaubens war!

Aus den Pforten des Inquisitionsgebäudes tritt ein Zug, welchen Soldaten eröffnen. Ihnen folgt ein Mönch, der ein großes weißes Kreuz, das Banner der Dominicaner, trägt und eine Reihe von Mitgliedern dieses Ordens in langen Kutten und weißen Mänteln, auf der Brust ein weißes Kreuz, am Gürtel der unvermeidliche Rosenkranz. An die Mönche schließen sich die Großen und Adeligen des Reiches, denen einer derselben die große Fahne des Glaubens vorträgt. Die Verurtheilten kommen dann, gehüllt in das Sanbenito, aber bloßen Hauptes und mit bloßen Füßen. Die Einen gehen den Galeeren und Peitschenhieben, die Anderen dem Scheiterhaufen entgegen. Die Leichen der in den Gefängnissen der Inquisition ermordeten werden den lebenden Opfern nachgetragen, denn der Tod besänftigt die Rache der Mönche nicht. Sie verbrennen die Gebeine der ihnen entronnenen Seelen, und die Bilder der ihnen durch die Flucht entgangenen Lebenden. Den Zug schließen die Inquisitoren, die Geistlichen, und umgeben von seiner Leibwache, den sogenannten Familiaren, der Großinquisitor.

Der Richtplatz ist schon dicht angefüllt von Menschen aus allen Ständen, von beiden Geschlechtern und allen Altersklassen. Denn wer nicht Theil nimmt an diesem Werke des Glaubens, wer nicht mit Lust den Martern der Verurtheilten zusieht, geräth in übeln Ruf, und setzt sich der Gefahr aus, selbst als Ketzer verbrannt zu werden. Hoch über alle Häupter empor ragt der Thronsessel des Großinquisitors, neben, aber unter ihm steht derjenige des Königs. Ihnen gegenüber in geringer Entfernung harren die Verurtheilten ihres Looses. Altäre und Kanzeln sind da und dort angebracht; für Standespersonen besondere Plätze vorbehalten. Während ein Geistlicher die Messe lies't, und die Mönche knieen, erhebt sich der Großinquisitor und frägt den König: „Sire, schwört Eure Majestät, den römisch=

katholischen Glauben zu schützen, die Ketzerei ausrotten und das Verfahren der Inquisition mit aller Eurer königlichen Macht unterstützen zu wollen?" Der König erhebt sich, entblößt sein Haupt, und antwortet: „ich schwöre!"

Darauf wendet sich der Großinquisitor an das Volk und frägt: „ihr alle, Kinder der Kirche Roms, die ihr hier gegenwärtig seid, schwört ihr, ein jeder nach seinen Fähigkeiten und seiner Macht, den römisch-katholischen Glauben zu schützen und zu vertheidigen, die Ketzer zu verfolgen und anzuzeigen, und allen Handlungen der Inquisition eure Hülfe zu leisten?"

Das verdummte, geknechtete und von Schrecken gepeinigte Volk antwortet: „Wir schwören!"

Nach diesen Vorbereitungen folgt eine Rede, gehalten von einem Dominicaner, und dann die Vollziehung der gesprochenen Urtheile. Die Menschenopfer werden nicht geschlachtet, sondern wie diejenigen des Moloch lebendig verbrannt. Die Begnadigten werden zuerst erdrosselt.

Während der Großinquisitor in solcher Weise das ganze Opferfest leitet, schließen doch seine Urtheile immer mit der Formel: „wir überlassen und überliefern dich der weltlichen Macht und der Gewalt des weltlichen Gerichts, aber bitten zu gleicher Zeit das Gericht auf's angelegentlichste, ein mildes Urtheil zu fällen, dein Blut zu schonen und dein Leben in keine Gefahr zu bringen."

So frechen Hohn sprachen die Molochspriester der Wahrheit nicht; sie schoben doch ihre Verbrechen nicht auf die Schultern Anderer, und die Könige von Syrien hatten Schamgefühl genug, bei den von ihren Priestern geschlachteten Menschenopfern keine so hervorragende Rolle zu spielen, als die christlichen Könige von Spanien und Portugal und nicht selten auch die Päpste in Rom. Als im Jahre 1559 ein protestantischer Edelmann, Don Carlos de Seto, auf dem Wege zum Scheiterhaufen, Philipp II. zurief: „und kannst Du, O König, so die Martern Deiner Unterthanen ansehen?" erwiederte der fluchwürdige Tyrann: „Ich würde selbst Holz beitragen, meinen eigenen Sohn zu verbrennen, wäre er ein so verächtlicher Mensch, wie Du bist." In diesen Worten concentrirt sich der ganze Charakter Philipp's II. Hinrichtung des Glaubens wegen, das war das Werk des Glaubens der spanischen und portugiesischen Könige, der Dominicaner, und unter ihrer Zuchtruthe mehr oder weniger des ganzen spanischen und portugiesischen Volkes. Das sollte Christenthum sein!

Bis zum Jahre 1483 war die Inquisition in Spanien kein regelmäßig bestehendes, sondern nur ein außerordentliches, von einem Orte zum andern ziehendes Gericht. In diesem Jahre erhielt dasselbe aber durch das Königspaar Ferdinand und Isabella und den Großinquisitor Torquemada eine dauernde Organisation. Mit äußerstem Widerstreben ließ die Nation dieses neue Joch sich auf den Nacken legen. Da und dort brachen Volks-Aufstände aus, namentlich in Aragonien. Der Inquisitor Peter Arbues wurde in Saragossa ermordet. Allein die Kraft des Volkes war damals schon durch seinen Aberglauben und Ketzerhaß gebrochen. Die Aufstände hatten keine andere Folgen, als die Kerker und die Scheiterhaufen der Inquisition noch dichter zu füllen. In den Jahren 1481—1498 erließ die spanische Inquisition nicht weniger, als 113,365 Verdammungsurtheile, worunter 9,320 auf den Tod durch den Scheiterhaufen lauteten und vollzogen wurden!

Torquemada richtete seinen Ingrimm hauptsächlich gegen die Juden und judaisirenden Christen, d. h. gegen diejenigen ungetauften Juden, welche verdächtig waren, jüdische Gewohnheiten beibehalten zu haben Sein Nachfolger Diego Deza verfolgte mit besonderer Wuth die Mauren und die zum Christenthum bekehrten früheren Mohammedaner. Während seiner achtjährigen Amtsführung (1498—1506) ließ er 2592 Menschen in

Person, 896 im Bildnisse verbrennen und 34,952 zu verschiedenen anderen Strafen verurtheilen. Der von vielen so sehr gerühmte Cardinal Ximenez de Cisneros sprach (von 1505—1517) 52,855 Verdammungsurtheile. 3564 Personen erlitten durch ihn den Feuertod in Person, 1232 im Bildnisse. Im Laufe von Jahrhunderten nahmen diese Zahlen nur im Verhältniß ab, als die Bevölkerung allmälig gelichtet wurde.

Wer vermöchte die Wirkung zu schildern, welche die von der Inquisition verübten Greuel auf das Leben der Familien, der Gemeinden und der ganzen Nation hervorriefen! Der Vater mußte sich vor dem Sohne und der Gatte vor seiner Gattin fürchten. Ein unbemerktes Wort, im engsten Kreise der Familie gesprochen, konnte ihn zum Scheiterhaufen führen. Der Freund mußte zittern, wenn der Gedanke ihn beschlich, der Mann, dem er sein Vertrauen schenke, könne in die Schlingen der Inquisition fallen und durch sie verlockt, zum Verräther an ihm werden. Alle diese Beängstigungen mußten aber unter dem Schleier des Geheimnisses verdeckt werden, denn auch sie konnten, falls sie sich kund gaben, Gefahren bringen.

An der Spitze der Gemeinden konnten nur noch Pfaffenknechte und Werkzeuge der Inquisition sich behaupten. Alle Gemeinde-Angelegenheiten mußten darunter leiden. Den König selbst schreckte der Groß-Inquisitor. Denn auch er konnte vor dessen Gericht geladen und als Ketzer verurtheilt werden. Alle die Leidenschaften, welche die Dominicaner trieben, ihre Opfer zu quälen und zu verfolgen, drangen allmälig in die gesammte Nation. Sie konnte den von den Inquisitoren gegebenen Anregungen auf die Dauer keinen Widerstand entgegensetzen. Sie mußte beim Anblicke der Auto's-da-fe stumpf oder grausam, und aus Furcht vor der Inquisition dumm oder heuchlerisch werden. Wohl wirkten die Dominicaner nicht allein. Jesuiten und Päpste strebten, wenn auch nicht immer auf gleichen Wegen, nach demselben Ziele. Der weltliche Despotismus ging mit dem geistlichen Hand in Hand. In diesem Bunde verschiedener Tyrannen war aber doch die Inquisition das verderblichste Glied. Sie schlug dem Selbstbewußtsein, der Entschlossenheit und schöpferischen Kraft des Volkes die tiefsten Wunden, und konnte es durch den Wahn der Glaubensreinheit nicht entschädigen für die Demüthigungen, welche es im Kampfe und selbst im feindlichen Verkehre mit anderen Nationen sich gefallen lassen mußte.

Die Spanier führten die Inquisition in Amerika und allen ihren Colonien ein. Die Portugiesen hatten von ihr nicht minder zu leiden, als die übrigen Bewohner der pyrenäischen Halbinsel. Sie verpflanzten das scheußliche Gericht nach Ostindien und Brasilien. Furchtbar wütheten die Inquisitoren unter portugiesischer Herrschaft namentlich in Goa. In der Geschichte des Papstthums*) haben wir gesehen, daß unter den Augen der sogenannten Stellvertreter Gottes auf Erden die Dominicaner gleichfalls ihre Todesopfer verbrannten. Wer denkt nicht an Carnesecchi, Zanetti, an Giordano Bruno und de Dominis, welche die Inquisition in Italien hinrichten ließ! Wenn in der appenninischen Halbinsel die Zahl der Verurtheilten nicht so groß war, als in Spanien, so war die Auswahl derselben um so teuflischer getroffen. Selbst Galilei konnte nur durch Widerruf und Abbitte sein gefährdetes Leben retten.

Dieses waren die Gesetze, die Thaten und die Wirkungen der Inquisition. Welches fühlende Herz erbebt nicht im Andenken derselben! Dennoch hat diese verruchteste aller Anstalten der Welt ihre Lobredner und Vertheidiger gefunden, und zwar nicht bloß im Schooße der Dominicaner oder doch der römischen Kirche. Der Protestant Schlosser entschuldigt die Inquisitionsgreuel, indem er z. B. bemerkt: „geistliche und weltliche Polizei**), Regierungsgewalt, Inquisitionsgericht und Glaubensverfolgung waren mit einander verbunden. Dieß wirkte zuerst ganz wohlthätig, und Ximenes erlangte unsterblichen

*) Siehe oben §§ 20—23. **) Schlossers Weltgeschichte Buch II. S. 195.

Ruhm" u. s. w. Kurz darauf (S. 197) bemerkt derselbe Schriftsteller, indem er von dem grausamen Gesetze der spanischen Regierung gegen die Mauren spricht: „Die schlimmste Wirkung dieses Gesetzes war, daß die Mauren die schreckliche Polizei und Justiz der furchtbaren Inquisition politisch nothwendig machten."

Die Sache verhält sich gerade umgekehrt. Die Inquisition hatte in Spanien schon vor dem Gesetze gegen die Mauren und vor Ximenes bestanden. Sie führte mit Nothwendigkeit zu den grausamen Maßregeln des Cardinals, welche keineswegs „zuerst ganz wohlthätig wirkten," vielmehr nur weit größere Uebel, und unter diesen auch die fortdauernde Verfolgung der Mauren nach sich zogen. Die Inquisition war nicht eine nothwendige und politisch zu rechtfertigende Folge, sondern die Hauptursache der an Juden und Mauren verübten Schandthaten. Wie konnte sich Schlosser zu einer so verkehrten und gefühllosen Auffassung der spanischen Inquisition verleiten lassen!

Die Aufgabe des Geschichtschreibers ist nicht, aus Rücksicht für die Vorurtheile dieser oder jener Glaubenspartei die Wahrheit zu verhüllen, oder die bittern Seiten derselben zu versüßen, sondern ihnen die Stirn zu bieten, und allen Heuchlern der Gegenwart in ihren Vorbildern der Vergangenheit die Larve abzureißen. Dazu genügen jedoch nicht allgemeine Redensarten. Nur das Gewicht der Thatsachen macht die Schaale des Verbrechens sinken. Wir haben in unseren Tagen in Italien noch die Inquisition, und in vielen anderen Ländern noch zu viele Anklänge derselben, als daß wir Grund hätten, sie nur leicht zu berühren. Jesuiten und Päpste, protestantische und katholische Fürsten möchten heute noch, wenn sie könnten, gegen ihre religiösen oder politischen Gegner die spanische Inquisition wieder beleben, und haben es unter anderen Formen gethan, soweit es ihnen irgend möglich war.

## §. 28. Lehrbegriff und Kirchendienst.

Nachdem die Reformbestrebungen des Tridentiner Concils an dem Starrsinne der Päpste gescheitert waren, mußte, unter der Herrschaft von Männern, wie Pius V., Gregor XIII. und Sixtus V., welche sich wesentlich auf Inquisitoren und Jesuiten stützten, die römische Kirche mehr und mehr verknöchern. Die Reformation rüttelte die katholische Welt aus dem Schlummer auf, in welchen sie im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts versunken war, allein weckte denjenigen Theil derselben, welcher dem veralteten Glauben treu blieb, nicht zu neuem Leben, sondern nur zu heftigeren Leidenschaften auf. Die Geistlichkeit mußte mehr als sonst auf ihrer Hut sein, sie konnte nicht länger öffentlich schwelgen, ohne sich selbst Gefahren zu bereiten, sie that es daher mehr in's geheim. Sie konnte sich nicht mehr lustig machen über die Gebräuche der Kirche, sie mußte sich den Schein geben, als hielte sie dieselben für ehrwürdig und göttlich. Die Heuchelei trat an die Stelle der Frechheit, die Verstellung wurde die erste und nothwendigste Eigenschaft der Pfaffen. Einer Verbesserung waren sie unter dem Joche des Priester-Cölibats, der Ordensregeln und der Glaubensgerichte nicht fähig. Die Jesuiten, welche der katholischen Kirche von der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts an während dieses ganzen Zeitabschnitts (bis 1648) die kräftigste Anregung zur Thätigkeit gaben, waren die habgierigsten und herrschsüchtigsten Menschen aller Zeiten. Kein anderer kirchlicher Orden sammelte so große Reichthümer, keiner übte einen so mächtigen Einfluß auf die weltlichen Angelegenheiten, als die Söhne Loyola's. Keiner besaß aber auch in der That so wenig Festigkeit des Glaubens, als sie. Wenn ihre angebliche Rechtgläubigkeit etwas anderes, als Grimasse gewesen wäre, so hätte sie unmöglich in verschiedenen Ländern und unter verschiedenen äußeren Verhältnissen einen so verschiedenartigen Charakter annehmen können. Die Jesuiten waren mit den Freidenkern Freidenker und mit den Heiden Heiden. Sie ordneten überall die Satzungen der Kirche

den Erfordernissen augenblicklicher Klugheit unter, während die übrigen Mönche und die ordentliche Geistlichkeit, ob sie heuchelten oder glaubten, doch immer dieselben Lehren vortrugen und dieselben Ceremonien übten.

Diese schwankende Haltung des einflußreichsten geistlichen Ordens deutet schon an, daß die vielgepriesene Einheit des römisch-katholischen Lehrbegriffs nicht unbedingt angenommen werden könne. Sie wird aber mehr und mehr zum Nebelbilde, wenn wir die einzelnen Grundsätze desselben näher in's Auge fassen. Wir legen selbst hierauf durchaus kein Gewicht. Denn Meinungsverschiedenheit, namentlich in religiösen Dingen ist die nothwendige und unvermeidliche Folge der Freiheit. Sie war und ist jedenfalls größer unter den Protestanten und noch auffallender unter denjenigen, welche sich keinem Glaubensbekenntnisse anschließen, und den Muth besitzen, sich ihre Anschauungsweise selbst zu bilden und es für schimpflich erachten, sich diese von gewerbsmäßigen Pfaffen vorschreiben zu lassen.

Weit gewichtiger ist aber der Vorwurf, daß die Sittlichkeit der Völker durch die Richtung, welche namentlich Jesuiten und Dominicaner der römischen Kirche ertheilten, vollständig untergraben, daß die Lehre Christi, wie sie in den Evangelien niedergelegt ist, in ihr Gegentheil verkehrt, statt Liebe und Duldung, Haß und Verfolgung gepredigt und die Verherrlichung der Päpste als das höchste Ziel der gesammten römisch-katholischen Christenheit vorgehalten wurde.

Die Jesuiten erschütterten alles Vertrauen auf ein gegebenes Versprechen, auf Ehrenwort und Eid, und ordneten jedes Pflichtgefühl dem Interesse unter. Die Dominicaner entflammten den schlummernden Zerstörungstrieb der Massen zu wüthendem Ketzerhasse und fanatischem Blutdurste. Die Päpste ließen beide Orden gewähren, und bemühten sich nur möglichst großen Vortheil für sich aus deren Bestrebungen zu ziehen. Die Richtung, welche die katholische Kirche in Betreff der Sittenlehre mit der Reformation einschlug, besprachen wir bei Gelegenheit der Jesuiten, welche in dieser Beziehung den Ton angaben. Hier wollen wir aber die Frage der Glaubens-Einheit prüfen.

Den ersten und wichtigsten Gegenstand des Streites bilden die Gränzen der päpstlichen Gewalt. Die Jesuiten mit ihrem zahlreichen Anhange behaupten, der Papst sei unfehlbar, die einzige sichtbare Quelle der von Christo der Kirche eingeräumten Machtvollkommenheit, aus welcher alle Bischöfe und untergeordneten Geistlichen ihre Rechte schöpfen; er sei durch kein Gesetz der Kirche und keinen Beschluß eines Concils gebunden, vielmehr der einzige Gesetzgeber der Kirche. Dagegen sind sehr viele und angesehene Lehrer und Geistliche der Ansicht, der Papst sei über Irrthum nicht erhaben, und stehe unter den Kirchenversammlungen, von denen er sogar abgesetzt werden könne. Seine Aufgabe sei bloß, die Gesetze der Kirche zu vollziehen, nicht, sie zu geben.

Der denkende Mensch wird weder der einen, noch der anderen Partei Recht geben, vielmehr dahin streben, eine Gewalt, welche zu allen Zeiten zur Unterdrückung der Menschheit angewandt wurde, zu brechen. Er lächelt der Fabeln, welche die katholischen Pfaffen ersannen, um ihre Macht zu gründen und zu befestigen, kennt die Fälschungen, deren sie sich zu diesem Zwecke bedienten, und harrt mit Ungeduld des Augenblicks, da zugleich mit den übrigen Despoten Europa's der Papst aus Rom für immer wird vertrieben werden. Zwischen dem römischen Oberpriester und der Menschheit besteht kein anderes Verhältniß, als dasjenige der Gewalt, des Luges und des Truges. Der Papst hat so wenig als die auf einem Concile versammelten Bischöfe und Prälaten ein Recht, die Nationen zu knechten, zu verdummen und auszusaugen. Alle seine anmaßlichen Rechte lassen sich aber auf diese drei Bestrebungen zurückführen.

Die zahlreichen übrigen Streitigkeiten der Katholiken über den Umfang und die Rechte

*) S. Weltgeschichte Buch V. S. 271.

der Kirche, die Natur, die Wirksamkeit und die Nothwendigkeit der göttlichen Gnade, die Wirkung der sogenannten Sacramente und die Methode, welche bei der Verbreitung der Lehre Christi anzuwenden sei, — deuten wir hier nur an, da wir diese, wie den ersten und wichtigsten Streitgegenstand nur dahin entscheiden können, daß man alle derartige Zänkereien, als überflüssig und verderblich, sammt ihren Vertheidigern beider Seiten vollständig entfernen muß, wenn die Menschheit frei und glücklich werden soll.

Nur eine Streitfrage, welche in unsern Tagen, zur Schmach der Menschheit, mit so vielem Aufwande von Abgeschmacktheit ihre Lösung durch den Papst Pius IX. gefunden hat, mag hier eine Stelle finden, die Frage über die unbefleckte Empfängniß der sogenannten Jungfrau Maria. Im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts brachte die erbärmliche Zänkerei,*) welcher sich Dominicaner und Franziscaner über diesen Gegenstand hingaben, ganz Spanien in Verwirrung.

Die Empfängniß eines Menschen ist eine fleischliche Berührung, welche ohne Sinnenreiz nicht statt finden kann. Eben deßhalb machte sie auf die sinnlichen Spanier und Spanierinnen einen so mächtigen Eindruck. Vergebens wurden die Päpste Paul V., Gregor XV. und Alexander VII. aufgefordert, sie zu entscheiden. Sie erkannten zu wohl, daß ihre ganze Macht nur auf dem Aberglauben, dem Sinnenkitzel und der Vorliebe für das Wunderbare ruhte, als daß sie diese Quelle ihrer Macht hätten verstopfen wollen. Ungeachtet der Befehle, welche von dem römischen Stuhle ausgingen, den Streit fallen zu lassen, setzte er sich bis auf unsere Tage fort, und das neunzehnte Jahrhundert mußte erleben, daß er wieder aufgenommen und natürlich in der Richtung des größern Unsinns entschieden wurde! Wie können sich Kinder schön und natürlich entwickeln, welchen ihre geistlichen Lehrer von der Empfängniß lange Reden halten! Was sollen wir von Männern denken, die nichts besseres zu thun wissen, als über die Empfängniß zu schwärmen oder doch sich anzustellen, als schwärmten sie! Die Kinder müssen vor der Zeit sinnlich, die Männer vor der Zeit altersschwach werden.

Dem Lehrbegriffe entspricht immer der Kirchendienst, denn jener verhält sich zu diesem, wie die Wissenschaft zur Kunst, wie die Theorie zur Praxis. Wo der Glauben abgeschmackt, kann der Kirchendienst nicht besser sein. Die Ceremonien wirken gewöhnlich mit stärkerer Kraft auf die gedankenlosen Massen, als der Lehrbegriff, mit dem sie sich weniger befassen. Was der sinnliche Mensch sieht und hört, schmeckt und riecht, wirkt auf ihn gewöhnlich am stärksten. Die katholischen Kirchenhäupter wußten dieses wohl, und beschäftigten daher stets die Sinne der Gläubigen mehr als ihren Verstand, den sie am liebsten in tiefen Schlummer lullten.

Die Reformation machte plötzlich alle diejenigen Geistlichen, welche von dem Aberglauben der Menschen lebten, auf die ihnen drohenden Gefahren aufmerksam. Es galt, sich zu regen, um nicht fette Pfründen, reiche Gebühren, Aemter und Ehrenstellen zu verlieren. Sie arbeiteten mit verdoppelter Kraft, um sich die Beute nicht entreißen zu lassen. Die Dummheit mußte aufrecht erhalten, jede Regung des Verstandes und des Freiheitsgefühls im Keime erstickt werden, wenn Mönche und Bischöfe nicht bereit sein wollten, über Nacht aus ihren behaglichen Wohnungen geworfen zu werden, und, statt der gewohnten Verehrung, Schimpf und Schande zu ernten. Auf der anderen Seite mußten sie aber doch auf ihrer Hut sein, sich vor den Protestanten nicht all zu große Blößen zu geben, und den Ingrimm der Gläubigen nicht zu wecken, welcher jetzt leichter und mit besserm Erfolge, als in früheren Jahrhunderten gegen sie rege gemacht werden konnte.

Auf den römisch-katholischen Kirchendienst übte die Reformation insofern einen wohlthätigen und reinigenden Einfluß, als die Geistlichen in gemischten Gegenden, wo sie von

*) Siehe Weltgeschichte Buch V. S. 239, 241 f. Buch VI. S. 508.

Protestanten bewacht waren, nicht wagten, in ihren Abgeschmacktheiten ganz soweit zu gehen, als in Ländern ungetheilter Religion. In Italien, Spanien und in Portugal dagegen trieben sie ihr Unwesen mit unvermindertem Eifer. Aus Angst, für ungläubig verschrieen zu werden, wußten sich die armen Menschen nicht zu helfen, und ergriffen begierig jedes ihnen von tückischen Pfaffen gebotene Heilmittel, sei es, daß sie wirklich daran glaubten, oder nur um sich dadurch in den Geruch außerordentlicher Rechtgläubigkeit und Frömmigkeit zu versetzen. Französische Katholiken, selbst Mönche, machten sich daher nicht selten über die in Italien und Spanien üblichen Gebräuche lustig, und wurden ihrerseits von den Bewohnern jener beiden Halbinseln als Ungläubige und Gotteslästerer verschrieen. Denn ungläubig und gotteslästerlich wurde von beschränkten Menschen zu allen Zeiten derjenige genannt, der anders glaubte und Gott anders verehrte, als sie.

Die Processionen und Wallfahrten wurden mit nicht minder regem Eifer betrieben, als jemals zuvor. Bei jenen wurde die von Christus so entschieden verdammte irdische Pracht der kirchlichen und weltlichen Großen mit dem ganzen Uebermuthe der Macht und des Reichthums zur Schau getragen. Die Wallfahrten boten allen Müßiggängern und Wollüstlingen die erwünschtesten Gelegenheiten, ihren Lieblings-Neigungen zu fröhnen. Das gedankenloseste Plappern unverständlicher oder unsinniger Gebete galt für Gottesdienst. Wer seinen Rosenkranz am schnellsten ableiern konnte, war der beste Beter.

Jeder den Geist verdummenden und das Herz verunreinigenden Vorschrift diente irgend ein Trieb oder irgend ein niederes Gefühl, welchem geschmeichelt wurde, zum Stützpunkte. In der Beichte, zu welcher hauptsächlich nur die Frauen mit Vorliebe und Eifer gingen, fand der unverheirathete Geistliche zu viel Versuchung, als daß er ihr widerstehen konnte, und das unerfahrene Mädchen, sowie die lüsterne Jungfrau oder Ehegattin einen mehr oder weniger regen Sinnenreiz, welcher sie mit stärkeren Banden, als selbst die Kirchengesetze, an das Ohr des Beichtvaters zog. Die Ehemänner und Väter achteten gewöhnlich den äußern Schein der Frömmigkeit höher, als den Alleinbesitz ihrer Gattinnen und die unverdorbene Reinheit ihrer Töchter. Sie überließen Weib und Kind der finsteren Macht der Geistlichen und trösteten sich in dem Gedanken, daß sie die Welt nicht ändern könnten.

Der alte Hokus-Pokus, wie wir ihn in früheren Büchern*) geschildert haben, ging seinen Gang fort, und erhielt durch zahlreiche Auto's-da-fe und Ketzerpredigten eine neue Würze.

Der Kirchendienst nahm eine bestimmtere Form an und bezweckte, die Massen mehr und mehr in der Knechtschaft und im Aberglauben zu erhalten. Auf der einen Seite wurden die Gläubigen oder diejenigen, welche es für klug hielten, sich gläubig zu stellen, in immer festere Ketten geschlagen, auf der anderen wurden ihnen Schauspiele vorgeführt, welche sie unterhalten, ihren Sinn für das Wunderbare und ihren Verehrungsdrang nähren, zugleich aber auch ihren Verstand vollständig gefangen nehmen sollten. Als Zwangsmittel dienten dem Pfaffenthume die sogenannten Sacramente der Ehe, der Priesterweihe, der Beichte und der letzten Oelung. Durch die Ehe sollten die Menschen Zeitlebens gebunden werden. Nur die priesterliche Gewalt konnte für Geld und gute Worte das von ihr geknüpfte Band lösen. Der Priester, statt mit einer lebenden Braut, mit der Kirche durch die Weihen verbunden, wurde dadurch in eine so unnatürliche Stellung versetzt, daß er nie von seinem gesunden Verstande oder seinem Freiheitsdrange Gebrauch machen konnte. Er wurde zum Sclaven der Kirche, und begünstigte Sclaven eignen sich trefflich dazu, das Joch der Sclaverei dauernd auf dem Nacken der Massen zu erhalten. Eines der wichtigsten Mittel zu diesem Zwecke war die Beichte, von welcher namentlich die Jesuiten den größten

*) Weltgeschichte Buch IV. § 47. Buch V. §§ 78, 79. Buch VI. § 88.

Vortheil zu ziehen wußten, und deren Geheimniß sie statutenmäßig verletzten. Die letzte Oelung verlieh den Priestern die Macht, selbst den Sterbenden noch zu quälen und das Todtenbett zu Erpressung von Schenkungen und Vermächtnissen zu entweihen. Taufe, Abendmahl und Firmung waren Schauspiele, an welchen die Laien nur einen sehr leidenden Antheil nahmen, welche aber den Einfluß der Priester auf sie befestigten und erhöhten. Der Täufling, ein Kind, welches die Bedeutung der an ihm vorgenommenen Ceremonie nicht verstand, der Communicant, welcher sich mit der ihm gereichten Oblate begnügen mußte, während der Geistliche den Kelch trank, der Gefirmte, welcher die vorgeschriebenen Kreuze über sich machen lassen mußte, ohne daß ihm, dem unter elterlicher oder vormundschaftlicher Gewalt stehenden Knaben oder Mädchen die geringste Willensthätigkeit dabei gestattet wurde, alle diese Menschen folgten nicht dem eigenen Antriebe, sondern der zwingenden äußeren Gewalt, indem sie sich an den sogenannten Sacramenten der Kirche betheiligten.

In den Tempeln und auf den Straßen der Städte führten die Priester Schauspiele auf, welche nicht, gleich denjenigen Shakespeare's, von den größten Geistern der Zeit, sondern von den schlauesten Pfaffen einer fernen Vergangenheit gedichtet waren. Sie unterschieden sich aber von den auf den Brettern aufgeführten Schauspielen wesentlich dadurch, daß sie nicht als Dichtungen anerkannt, sondern für heilige, Gott wohlgefällige Gebräuche ausgegeben wurden. Diejenige Eintönigkeit, welche der Mensch auf dem Theater sich niemals hätte gefallen lassen, ertrug er in der Kirche ohne Widerstreben. Wie schnell wäre die Bühne unbesucht geblieben, welche Jahr aus, Jahr ein immer dieselben Stücke aufgeführt hätte. Die Kirche besaß nicht Erfindungsgeist genug, ihre Schauspiele zu verändern. Eine Procession glich der anderen auf ein Haar; Taufe, Firmung, Abendmahl wurde auf dieselbe Weise jedes Mal vorgenommen. Die stumpfen Gläubigen duldeten diese Eintönigkeit, ohne zu murren, denn sie glaubten, es müsse so sein, so habe es Gott angeordnet. So lange die Kirche der einzige Ort war, an welchem die schaulustigen Menschen Unterhaltung fanden, und sich selbst zur Schau stellen konnten, hatte sie leichtes Spiel. Allein nach der finstern Zeit des Mittelalters erhob sich aller Orten diejenige Schaubühne, welche ganz offen sich als solche bekannte, welche ihren Gönnern keinen Zwang, und verhältnißmäßig nur geringe Opfer auferlegte. So hoch die Dichter der Theater über den Erfindern der pfäffischen Schaustücke und die Schauspieler, welche sich als solche kund thaten über denjenigen standen, welche behaupteten, nicht Komödianten, sondern Diener Gottes zu sein, so wurden die Theater niemals so allgemein, als die Kirchen. Denn sie fanden keine so eifrigen Gönner. Ihre auf die Erheiterung und Unterhaltung gerichteten Bestrebungen dienten den Machthabern nicht zu ihren Zwecken. Durch die Kirche konnten die Massen im Aberglauben und in der Knechtschaft erhalten werden, nicht durch die Theater. Auf ein Theater gingen daher gewöhnlich tausend Kirchen, auf einen weltlichen Schauspieler tausend Geistliche.

Die Schlachten, welche auf den Brettern aufgeführt wurden, nahmen keinen Menschen das Leben. Die erstochenen Schauspieler standen, wenn der Vorhang gefallen war, alle wieder frisch und gesund auf. Die Schauspiele der Pfaffen kosteten aber Millionen Menschen das Leben, Freiheit oder Lebensglück. Bei den Auto's-da-fe wurden unglückliche Menschen nicht bloß zum Scheine, sie wurden wirklich verbrannt, mit glühenden Zangen gezwickt und mit vernichtendem Schimpfe gebrandmarkt. Bei den Priesterweihen wurden Zöglinge für das ganze Leben des Glückes ehelicher Liebe unfähig erklärt, bei der Ablegung der Klostergelübde Jünglinge und Jungfrauen der höchsten Güter der Erde: des freien Willens, der ehelichen Gemeinschaft und alles aus dem Eigenthumsbesitze hervorgehenden Lebensgenusses beraubt.

Eine gesunde menschliche Natur mußte sich gegen die Aufführung solcher Schauspiele, die sich nur mit den Gladiatorengefechten der Römer an innerer Verworfenheit vergleichen

lassen, empören. Allein die Menschen waren nicht gesund. Ihre Begriffe waren verwirrt, ihre Leidenschaften wurden gekitzelt und ihr sittliches Gefühl war zu stumpf, als daß er an dem Anblick blutiger Henkerscenen Anstoß genommen, ihr Verstand zu schwach, als daß er durch den dünnen Schleier kirchlicher Ceremonien das namenlose Elend, das er verbarg, wahrgenommen hätte.

Der von den Pfaffen dem Volke eingeprägte Lehrbegriff hatte ja alle diese Schauspiele als heilige Handlungen geschildert! Die Geistlichen, welche sie aufführten, oder doch leiteten, waren ihnen von Vater und Mutter als Diener Gottes, als Seelsorger gepriesen worden! Nur mit ihrer Hülfe glaubten sie, zu der Seeligkeit in einem andern Leben eingehen zu können. Die Pfaffen verstanden es trefflich, die irdischen Leidenschaften mit den von ihnen vorgegebenen himmlischen Bestrebungen zu verbinden. Nicht bloß die Verfolgungssucht und die Mordlust, welche bei den Auto's-da-fe ihre Befriedigung fanden, auch die zarteren Regungen der menschlichen Brust, namentlich die Sinnlichkeit, wußten die Geistlichen zu ihrem Vortheile auszubeuten. In der Kirche traf der junge Ritter mit seiner Schönen zusammen, und reichte ihr das sogenannte gebenedeiete Wasser. Entspannen sich aus dem Widerstreite der Freier auch bisweilen blutige Kämpfe, das kümmerte die Pfaffen nicht, wenn nur die Kirche selbst nicht zum Kampfplatze auserschen wurde. Von den Kanzeln herab und im Beichtstuhl benutzten die unverheiratheten Geistlichen jede Gelegenheit, ihrer gewaltsam unterdrückten Sinnlichkeit durch Worte, welche gewöhnlich entsprechende Berührungen einleiteten, den Zügel schießen zu lassen. Diejenigen, welche dieses am besten verstanden, ohne dem sittlichen Gefühle all zu frechen Hohn zu sprechen, waren die beliebtesten Kanzelredner und Beichtiger.

Der Schleier, welcher die Geheimnisse des Beichtstuhls deckte, wurde zwar nur selten gelüftet. Allein die öffentlichen Reden der Beichtpriester, die Selbstpeinigungen, welche die Beichtenden an sich vollzogen, die gebrochenen Herzen, welche sich hinter Klostermauern versteckten, deuteten sie in ziemlich bestimmten Umrissen an. Karl V., dieser von vielen so hoch gepriesene Kaiser hinterließ zwei Geißeln (Disciplinen, wie sie, um deren Bedeutung zu beschönigen, genannt wurden), mit welchen er sich selbst zu peinigen pflegte. Gegen die Geißler,*) welche ohne priesterliche Genehmigung sich selbst zerfleischten, war die Kirche mit blutigen Strafen eingeschritten, diejenigen aber, welche es unter priesterlicher Leitung thaten, lobte und pries sie. Die Selbstgeißelungen (Disciplinen) wurden namentlich in Spanien öffentlich und in größtem Maßstabe betrieben. Es gab besondere Regeln, dieselben mit Anstand vorzunehmen, und Lehrer, welche in deren Kunst unterrichteten, wie es sonst Tanzlehrer und Fechtmeister giebt. Die Selbstgeißeler (Disciplinanten) der höheren Stände trugen ein bis auf die Füße gehendes weißes, faltenreiches Gewand von feinem Battist, und auf dem Kopfe eine Mütze, welche dreimal so hoch war, als ein Zuckerhut. Ueber das Gesicht hing ihnen ein großes Stück Tuch herab, worin sich zwei Löcher befanden, durch die sie sahen. Vom Kopfe bis zu den Füßen waren sie mit Bändern geschmückt, und selbst an ihre Geißel (Disciplin) war eines gebunden, gewöhnlich ein Geschenk ihrer Dame. In diesem Anzuge gingen die Narren mit gemessenen Schritten durch die Straßen und an den Fenstern ihrer Geliebten vorbei und geißelten sich bis auf das Blut, welches durch zwei am Rücken angebrachte Löcher von ihren Schultern nieder rann. Die Dame betrachtete von ihrem Zimmer aus durch Gitterläden das ekelhafte Schauspiel und pflegte durch geheime Zeichen den Selbstgeißler zu ermuthigen, sich zu ihrer und Gottes Ehre den Rücken mehr und mehr zu zerfleischen.

Trotz aller Bemühungen brachten es die römisch-katholischen Selbstpeiniger in ihrer Kunst nie so weit, als ihre Brüder heidnischen Glaubens in Ostindien. Die Versuche,

*) Weltgeschichte Buch V. S. 278 f.

welche sie anstellten, ihnen gleich zu kommen, trugen aber nicht wenig dazu bei, die Kraft der Nationen zu brechen.

Die meisten machten sich die Abschüttelung ihrer Sünden leichter. Die Laien kauften Ablaß, die Geistlichen bestachen ihre Vorgesetzten, welche ihnen dafür jede Verletzung ihrer Pflichten, namentlich den Bruch des Gelübdes der Keuschheit nachsahen. Im Bewußtsein, auf diese Weise sich vor den Strafen der Kirche sicher zu stellen, fürchteten sie sich wenig vor den ewigen Strafen der Hölle, oder vermeinten sogar sich auch mit dieser durch Geld und einige Ceremonien abgefunden zu haben. So wurden die Sünden der Menschen eine unversiechliche Geldquelle für hohe und niedere Geistliche, welche den Aberglauben mit demselben Eifer, mit welchem sie aus derselben schöpften, aufrecht erhielten. Die höheren Klassen der Gesellschaft, welche mehr oder weniger gleichfalls von dem Aberglauben der Massen Vortheil zogen, machten die kirchlichen Ceremonien mit, um sich dadurch ihre begünstigte Stellung zu sichern, und um dem Volke, welches so gern deren Beispiel nachahmt, keine Veranlassung zu Zweifeln zu geben. Auch die mächtigsten Fürsten mußten übrigens sich vor den Glaubensgerichten in Acht nehmen. Denn, wenn schon in der letzten Zeit vor der Reformation eine gewisse Schlaffheit in alle Theile der römischen Kirche eingedrungen war, die Furcht vor der durch sie angeregten Bewegung spornte alle Pfaffen zu einer gesteigerten Thätigkeit an. Fanatismus und Heuchelei im Bunde mit Habgier und Herrschsucht verliehen dem Kirchendienste und dem Aberglauben eine neue Kraft, welche sie zuvor seit Jahrhunderten nicht besessen hatten.

Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß im Laufe des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts die drei Nationen, welche sich an der Reformation durchaus nicht betheiligten und römisch-katholisch verblieben: die Italiener, Spanier und Portugiesen so tief sanken.

Wer den Unsinn mit Fanatismus betreibt, richtet sich selbst zu Grunde, und kein Pfaffensegen kann ihm dann wieder aufhelfen. So groß der Eifer des römisch-katholischen Pfaffenthums auch war, konnte er doch dem rollenden Rade der Zeit nicht Stillstand gebieten. Neben verdummenden Pfaffen, ja selbst im Schooße der Klöster regte sich der allgewaltige Geist der fortschreitenden Zeit.

Von jeher beförderte nichts mehr den Unglauben, oder richtiger gesagt, erschütterte nichts mehr den Glauben an die von den römischen Pfaffen erfundenen Lehren, als Streitigkeiten, in welche die Päpste mit weltlichen oder geistlichen Mächten geriethen. Die Kämpfe, welche die römischen Oberpriester mit den Hohenstaufen führten, hatten schon im zwölften und dreizehnten Jahrhundert*) die mannigfaltigsten Zweifel über die Wahrheit der von der römischen Kirche verbreiteten Lehren angeregt. Trotz allen Verfolgungen erhielten und vermehrten sich diese, nachdem sich die Päpste mit ihren Gegnern wieder versöhnt oder auf andere Weise den Streit beendigt hatten. Natürlich behandelten die schlauen Priester jeden Zweifel, der ihnen unbequem war, als Ketzerei und Gotteslästerung, und verfolgten ihn mit um so größerer Wuth, je gegründeter er war.

Neben den verschiedenen Secten, welche eine bestimmte Gestalt annahmen, und auf durchaus religiösem, wenn auch nicht römisch-katholischem Boden ruhten, wie denjenigen der Paulicianer†), Waldenser‡) und Hussiten§), gingen daher immer noch Zweifler einher, welche, ohne sich in offenen Widerspruch mit dem Glauben an eine Gottheit, oder selbst an die Grundlehren des Christenthums zu setzen, weniger als Peter Waldus, Huß und Luther von den herrschenden Lehrsätzen beibehielten. In den Tagen der Reformation vermehrte sich die Zahl dieser Zweifler. Einen Theil derselben haben wir schon weiter oben‖) genannt.

*) Siehe Weltgeschichte Buch V. §§ 85. S. 272 ff. §§ 86. S. 279. †) S. Weltgeschichte Buch IV. § 44. ‡) Weltgesch. Buch V. § 86. §) Weltgesch. Buch VI. § 35. § 85. ‖) S. §§ 4. 16.

Hier mögen noch die Italiener, Poliziano und Peter Bembo, welchen sich sogar der Papst Leo X. in seiner Anschauungsweise annäherte, und Giordano Bruno, die Franzosen Rabelais, Johann Bodin und Montaigne eine Stelle finden.

Angelo Poliziano war der Erzieher Leo's X., Lehrer an dem Lyceum zu Florenz und vertrauter Freund Lorenzo's von Medici. Er besaß Geist genug, um die Abgeschmacktheiten der römischen Kirche zu erkennen, über welche er sich jedoch nur im engen Kreise zuverlässiger Freunde aussprach, daher er bis zu seinem Ende unangefochten blieb. Erst nach seinem Tode, als die praktische Bedeutung seiner Anschauungsweise durch die Reformation schärfer hervortrat, wurde seine Rechtgläubigkeit ernstlich in Zweifel gezogen.

Peter Bembo war Secretär des Papstes Leo X., später Geschichtschreiber der Republik Venedig und ward (1529) sogar zum Cardinal erhoben. Dessen ungeachtet glaubte er, wie namentlich seine Gedichte (carmina) beweisen, den Hokus-Pokus nicht, den er freilich sein ganzes Leben hindurch mitmachte.

Leo X. theilte die Ansichten seines Erziehers und seines Secretärs. Dieses hielt ihn aber nicht ab, den sogenannten Stuhl Petri zu besteigen und die Reformation mit allem ihm zu Gebote stehenden Nachdruck zu bekämpfen. Wie Heinrich IV. von Frankreich dachte: Paris ist wohl eine Messe werth, so beruhigte sich Leo X. wahrscheinlich mit dem Gedanken: Rom, der Kirchenstaat und die Herrschaft über die katholische Kirche ist wohl einige Verstellung werth.

Einen kühneren Geistesflug, als die drei genannten Zweifler, nahm Giordano Bruno. Er war kein Heuchler, wie diese, und büßte daher seinen Sinn für Wahrheit und Freiheit mit dem Leben. Er war einer der ersten, der es wagte, für das Copernicanische Sonnensystem offen in die Schranken zu treten. Er verband eine gründliche Gelehrsamkeit mit beißender Satyre, und diese letztere war es insbesondere, die ihm die Pfaffen seiner Tage nicht verzeihen konnten. Aus seinen Schriften schöpften Descartes und Spinoza ihre großartigsten Ideen. Er erhob sich zuerst zu der Lehre von der Mehrheit der Welten, ihm war Gott die Seele einer unermeßlichen und unendlichen Welt, und diese selbst ein lebendiger Organismus. Wie klein erscheint neben dieser Anschauung die Erschaffung der Welt in sechs Tagen, und ein Gott, der am siebenten der Ruhe bedarf! Ein so hoher Geist, wie Giordano Bruno konnte sich weder in Italien, noch in England und Frankreich heimisch fühlen. Die glücklichsten Jahre verlebte er (1586—1592) in Deutschland. Als er nach Italien zurückkehrte, ließ ihn die Inquisition (1595) verhaften, und weil er nicht heucheln wollte, (1600) zu Rom unter den Augen des Papstes verbrennen. Wiegt alles, was die römische Kirche für Kunst und Wissenschaft wirkte, diese einzige Schandthat auf? Huß und Hieronymus von Prag starben auf dem Scheiterhaufen zu Constanz. Giordano Bruno war größer, als sie. Er war ein Mann gleicher Kraft mit Arnold von Brescia, ein Geist, wie er im Laufe von Jahrhunderten nur einmal leuchtet! Er stand zu hoch über seiner Zeit, als daß er eine Secte hätte stiften können. Zu wenige begriffen ihn, noch geringer war die Zahl derjenigen, welche den Muth hatten, ihm auf seiner Bahn zu folgen. Jahrhunderte vergingen, bis er in seiner ganzen Tiefe erkannt und gewürdigt wurde.

Nach Giordano Bruno tauchte auf dem Gebiete der Religion in Italien kein freier Geist mehr auf. Mit ihm erlosch der letzte Funken des Lichtes, dessen glänzendste Strahlen von ihm ausgegangen waren. Der Zweifler und Ungläubigen (im Sinne der Kirche) gab es zwar noch immer viele auf der appenninischen Halbinsel, wohl mehr, als in irgend einem andern Lande Europa's; allein sie hüllten sich in den Schleier des Geheimnisses, nahmen die Maske der Heuchelei vor und ließen ihre Anschauungsweise nur selten und verblümt hervortreten. Im öffentlichen Leben und in der Literatur Italien's blieb der verknöcherte Katholicismus durchaus vorherrschend.

In Frankreich gewann der römische Glauben niemals eine so unbedingte Herrschaft. Es gelang zwar den Päpsten, im Bunde mit den Bourbonen, die Protestanten zu unterdrücken, nicht aber sie zu vertilgen. Die französische Literatur gab den kräftigsten Anstoß zu jener Bewegung der Geister, welche im achtzehnten Jahrhundert in hellen Flammen aufloderte und auf welcher heutigen Tages noch die Ansichten der Gebildeten aller Völker im Wesentlichen ruhen. Wir dürfen daher die ersten Keime dieser Geistesrichtung, so schwach sie auch waren, nicht übersehen. Franz Rabelais kleidete seine freiere Denkungsweise in das Gewand des Scherzes. Er verband die heiterste Laune mit dem tiefsten Ernste und geißelte in seinem „Gargantua" und „Pantagruel" die Laster seiner Zeit in derber, oft cynischer Weise, jedoch so, daß ihn die verfolgungssüchtigen Pfaffen nicht zum Märtyrer machen konnten. Er starb mit den Worten: „ich gehe, ein großes vielleicht zu suchen." Dieser Zweifel hätte ihm das Leben kosten können, wenn er ihn früher eben so freimüthig ausgesprochen hätte. Da er ihn aber erst auf dem Todtenbette äußerte, reihte man seine Leiche unter diejenigen anderer gläubigen Katholiken ein (1553).

Weit vorsichtiger, als Rabelais, verhielt sich Johann Bodin. Doch verhehlte er nicht seine Gleichgültigkeit in religiösen Dingen. Dieses genügte, ihm den Vorwurf der Gotteslängnung zuzuziehen, denn, nach der Ansicht der Pfaffen ist jeder ihr Feind, der nicht in ihr Horn stößt. Johann Bodin starb im Jahre 1596 und wurde, gleich Rabelais, erst nach seinem Tode von Eiferern in die Zahl der Ungläubigen aufgenommen. Ein Zeitgenosse Bodin's war Montaigne. Er kann der erste genannt werden, welcher dem Autoritätsglauben die Axt an die Wurzel legte. Den Aberglauben bekämpfte er mehr indirect, indem er demselben den Rücken kehrte, als durch directe Angriffe. Er prüfte mit freiem Geiste die Mißstände seiner Zeit und schützte sich gegen Verfolgungen dadurch, daß er nur Zweifel aussprach, ohne geradezu den herrschenden Unsinn zu leugnen.

Daß Männer, wie Rabelais, Bodin und Montaigne ihre Ansichten mit einiger Freiheit veröffentlichen konnten, daß sie zahlreiche und eifrige Anhänger fanden, beweist schon, daß die Zeit mächtig vorangeschritten war. In früheren Jahrhunderten litten Viele den Märtyrertod, welche weniger kraftvoll den herrschenden Vorurtheilen entgegen getreten waren. Allerdings lebten sie in Frankreich und nicht in Italien und Spanien. Auch fügten sie sich geduldig in die vorgeschriebenen Formen des Glaubens. Allein sie legten doch den Grund zu jener Anschauungsweise, welche früher oder später dem Pfaffenthume und seinen trügerischen Künsten ein Ende bereiten wird. Die Welt bewegt sich, wenn auch langsam, vorwärts.

## § 29. Die Ausbreitung der katholischen Kirche.

In Europa verlor die katholische Kirche während dieses Zeitraums an äußerm Umfang und innerer Bedeutung. Vergebens stiftete sie Verschwörungen, Kriege und Empörungen an. Ihre Macht blieb gebrochen. Allein die weiten Länderstrecken, welche im Westen und Osten entdeckt oder doch den Europäern zugänglich gemacht wurden, eröffneten der Herrschsucht der Pfaffen ein unabsehbares neues Feld der Thätigkeit. In welcher Weise sie diese in der neuen Welt begannen, haben wir schon früher*) nachgewiesen. Dieselben Leidenschaften, welche in Europa die Bartholomäusnacht, den achtzigjährigen Krieg der Niederländer und den dreißigjährigen der Deutschen hervorriefen, wütheten auch in den Ländern, zu welchen die Europäer sich Bahn brachen, und noch schonungsloser, wenigstens da, wo die harmlosen und unkriegerischen Nationen Asiens und Amerika's den römischen Pfaffen keinen

*) Weltgeschichte Buch VI. § 102.

so ernstlichen Widerstand entgegen setzen konnten, als die gebildeten und kräftigen Völker Europa's.

Aller Orten, an denen sich Spanier und Portugiesen ansiedelten, drangen mit ihnen römische Pfaffen ein, und begannen ihr sogenanntes Bekehrungswerk, welches keinen andern Zweck hatte, als neue Knechte zu werben, welche für sie und ihre Oberen arbeiten und ihnen blinden Gehorsam leisten sollten. Die Geistlichen waren selbst nur von Herrschsucht und Habgier beseelt. Sie konnten daher das Beispiel christlicher Liebe den Völkern, die sie belehren wollten, nicht geben. Statt der erhabenen Lehren Christi predigten sie die unverständlichen und abgeschmackten Glaubenssätze der römischen Kirche, und statt die bildsamen Gemüther zu einer edleren Lebens-Anschauung und reineren Sitten anzuhalten, lehrten sie dieselben den Rosenkranz beten und die übrigen Ceremonien des Papstthums sinnlos ausüben. Nur wo die Gewalt ihnen zur Seite stand, hatten sie dauernde Erfolge, und da nur insofern, als sie die Menschen zwangen, eine Art des Aberglaubens mit der anderen, und ein gelinderes Joch mit dem schwerern der römischen Kirche zu vertauschen. Durch unmenschliche Härte und barbarische Gesetze drangen die römischen Pfaffen den Völkern, insoweit diese von Spaniern und Portugiesen mit Waffengewalt unterworfen wurden, einen Glauben auf, welcher zwar den Namen des christlichen trug, in der That aber demselben mehr widersprach, als irgend ein anderer, da von allen Religionen der Erde keine unduldsamer, keine verfolgungssüchtiger war, als die römisch-katholische.

Es galt, soviel als möglich Seelen zu gewinnen, nicht für das Himmelreich, wie die schlauen Pfaffen vorgaben, sondern für das Papstthum, welches dadurch an Macht und Glanz zunehmen sollte. Je größer die Zahl der Täuflinge war, desto höher wurden die Verdienste des taufenden Geistlichen gepriesen. Sobald Jemand das Kreuz schlagen, Vater-Unser und Ave Maria hersagen und allenfalls noch bei der Messe die erforderlichen Kniebeugungen und sonstigen Aeußerlichkeiten vornehmen konnte, wurde er in die Zahl der Christen aufgenommen. Wo die Spanier und Portugiesen nicht die Gewalt in Händen hatten, und folgeweise die unterjochten Massen nicht zwangen, die Taufe anzunehmen und bei Todesstrafe dann unter dem päpstlichen Joche zu verbleiben, waren die Triumphe der katholischen Geistlichen immer vorübergehend. Sie wurden dann nur durch die gewinnenden Persönlichkeiten, die Schlauheit oder den Eifer der Missionäre errungen, und schlugen früher oder später, wie in China und in Japan, immer in Niederlagen um. In denjenigen Ländern, welche sich die Spanier und Portugiesen unterwarfen, wie in dem größern Theile Amerika's und Westindiens, auf den ostindischen Inseln, in den Küstenländern Indien's und Afrika's wurden die Eingeborenen entweder vollständig ausgerottet, in die Wildniß zurückgetrieben oder zu armseligen Sclaven erniedrigt. Nirgends wurden sie zu edleren, besseren und verständigeren Menschen herangebildet. Der Bekehrungseifer der römischen Pfaffen wirkte nicht minder verderblich, als die Herrschsucht und die Habgier der spanischen und portugiesischen Statthalter. Er ruhte mit den Bestrebungen der letzteren auf gleicher Grundlage. Die Bischöfe, Mönche und Pfarrer wollten sich selbst zu Macht und Ansehen verhelfen, indem sie den Päpsten die Generale, Abentheurer und Admirale, indem sie ihren Königen neue Landstrecken und Völker unterwarfen. Das Christenthum und die Civilisation konnte auf solche Weise nicht gefördert werden, wenn schon die Einnahmen der Machthaber und die Zahl ihrer Knechte sich vermehrte.

Die thätigsten Werkzeuge des Papstthums waren Jesuiten, Franziscaner- und Dominicaner-Mönche. Was konnten solche Menschen Gutes leisten? Ob sie ihre Gelübde brachen, oder erfüllten, ob sie die Befehle ihrer Oberen vollzogen, oder nicht, was sie thaten, war das Ergebniß eines unnatürlichen Zwanges, und hatte einen solchen für die Eingeborenen zur Folge. Nur insofern die Missionäre ihren menschlichen Charakter ungefesselt

durch pfäffische Einrichtungen, und die Kenntnisse, welche sie außerhalb des Kreises der Religion besaßen, entfalteten, d. h. nur insofern sie die Rolle der Geistlichen aufgaben und irgend eine andere spielten, leisteten sie da und dort Gutes und bewirkten sie Erfolge, über welche der Menschenfreund nicht zu trauern hat. Allein die Zahl derjenigen, welche auch im Mönchskleide und unter der Bischofsmütze sich ihre bessere Natur erhielten, und diese wirken ließen, war sehr gering. Der Saamen, welchen sie ausstreuten, konnte gewöhnlich kaum aufgehen. Er wurde erstickt durch das wuchernde Unkraut, welches die große Masse der Pfaffen hegte, und gegen welches auch die edelsten Verkünder des Christenthums nicht anzukämpfen wagten. Wer sich unterfangen hätte, den Schrecknissen der Inquisition ein Ziel setzen zu wollen, wäre selbst deren Opfer geworden.

Die gehässigen Streitigkeiten, welche die verschiedenen geistlichen Orden mit einander führten, beweisen am deutlichsten, daß sie allesammt nur von den niedrigsten Leidenschaften beseelt waren. Die Macht der römischen Päpste reichte nicht hin, sie nieder zu schlagen. Sie ruhten nicht, bis sie sich gegenseitig zu Grunde gerichtet hatten.

Unter den zahlreichen Missionären der katholischen Kirche in Asien wird keiner mehr gepriesen, als der Jesuit Franz Xaver, welcher im Jahre 1542 nach dem portugiesischen Indien kam. Er verstand nicht und lernte niemals die Sprache der Eingeborenen, konnte also schon aus diesem Grunde mit ihnen keinen lebendigen geistigen Verkehr pflegen. Die Selbstpeinigungen der indischen Mönche (Joguis) übertrafen diejenigen der europäischen so sehr, daß die Kasteiungen der Jesuiten, Dominicaner und Franziscaner in Indien durchaus keinen Eindruck machten. Allein mächtiger, als die Donner der Rede und alle Selbstpeinigungen wirkten die Donner der Kanonen und die Peinigungen, welche portugiesische Henker auf den Befehl ihrer Pfaffen über die Indier verhängten. Franz Xaver hatte über die ganze Streitmacht der Portugiesen zu verfügen. Diese Thatsache allein erklärt die von ihm angeblich vollzogenen Wunder und bewirkten Bekehrungen. Die Völkerschaften, welche die ihnen von Xaver gebrachte Lehre nicht annahmen, ließ dieser blutdürstige Jesuit niedermachen, diejenigen dagegen, welche sein Joch willig auf sich nahmen, vertheidigte er gegen ihre Feinde. Das Blut der Eingeborenen, namentlich der Badagas, der Bewohner von Amboina, Malacca und von Ceylon, floß in Strömen. Ermuthigt durch diese mehr als zweifelhaften Siege reiste Xaver nach Japan, wo er, da ihm dort die Gewalt fehlte, durch Schlauheit deren Mangel zu ersetzen suchte. Er legte dort den Grund zu einer Herrschaft, welche eine Zeit lang bestand, bis sie in sich selbst, d. h. in Folge der gehässigen Leidenschaften ihrer Träger zerfiel. Auch China wollte der unermüdliche Jesuit bekehren. Doch bevor er dieses Land erreichte, starb er (1552).

Diese wenigen Worte mögen genügen, um die Richtung anzudeuten, in welcher die katholische Kirche zu ihrer Ausbreitung thätig war. Die Einzelnheiten ihres Strebens theilen wir am besten theils in der Geschichte der östlichen Kirchen*), der fernen Reiche des Ostens und Südens†) und Amerika's‡) mit, theils haben wir dieselben bei der Darstellung des Jesuiten-Ordens§), welcher das thätigste Werkzeug des Papstthums in dieser, wie in jeder anderen Beziehung war, bereits geschildert. Hier nur noch die Bemerkung, daß in demselben Maße, als die beiden römisch-katholischen Reiche, Spanien und Portugal, an Geltung verloren, und die beiden protestantischen Staaten, England und die Niederlande, sich an Macht und Einfluß hoben, die Versuche der römischen Kirche, sich weiter auszubreiten, schwächer und schwächer wurden. Denn nur durch katholische Könige konnte die katholische Religion verbreitet werden, nur durch das Schwert, nicht durch die überzeugende Kraft der Wahrheit konnten sie Siege erringen.

*) S. unten § 31. †) S. unten den zehnten Abschnitt. ‡) S. unten den elften Abschnitt. §) S. § 26

## § 30. Katholicismus und Protestantismus in ihrem Gegensatze.

Der Katholicismus ist im Gebiete der Religion was die unumschränkte Einherrschaft auf dem Felde des Staats; der Protestantismus dagegen läßt sich mit der constitutionellen Monarchie vergleichen. Er bildet, gleich dieser, den Uebergang zur vollen Freiheit, und besitzt als solcher, trotz seinen vielen Mängeln, eine hohe Bedeutung in der Geschichte der Menschheit. Dieselben Einwendungen der Halbheit, der Unsicherheit und der Schwäche, welche im Gebiete des Staats der constitutionellen Verfassung mit Recht gemacht werden, treffen auch in demjenigen der Religion die protestantische Form. Die katholische Kirche hatte unstreitig alle Vorzüge der despotischen Organisation für sich. Diese werden aber durch die damit untrennbar verbundenen Nachtheile des Despotismus so reichlich aufgewogen, daß die minder feste, minder durchgreifende und minder starke Verfassung des Protestantismus allen freiheitsliebenden Menschen dennoch wünschenswerther erscheinen muß. Eine natürliche Folge der despotischen Form der katholischen Kirche war es, daß sie sich nur auf diejenigen Völker der katholischen Kirche verlassen konnte, welche dem Despotismus auch auf staatlichem Gebiete anheim gefallen waren. Die germanischen Völker des Nordens: Skandinavien und Nord-Deutschland, Schottland und England schlossen sich mit Wärme dem Protestantismus an. Sie hatten niemals in ihren staatlichen Beziehungen unumschränkte Einherrschaft geduldet, und ergriffen die erste Gelegenheit, die sich ihnen darbot, auch auf kirchlichem Gebiete das Joch römischer Einherrschaft abzuschütteln. Die romanischen, celtischen und slavischen Völker dagegen, welche seit anderthalb Jahrtausenden die Beute trotziger Despoten gewesen waren, oder nach langjährigen Kämpfen, wie die Italiener, denselben beim Beginn der Reformation verfallen waren, duldeten auch das Joch ihrer geistlichen Tyrannen.

Die appenninische und die pyrenäische Halbinseln blieben die einzigen festen Stützen des Papstthums. In Frankreich und Oesterreich, obgleich der Mehrzahl ihrer Bevölkerung nach römisch-katholisch, hatte doch die Reformation so tiefe Wurzeln geschlagen, daß, trotz Jesuiten und Päpsten, ungeachtet aller Glaubenskriege und Verfolgungen der Protestantismus in ihrem Schooße niemals ganz ausgerottet werden konnte. Die enge Verbindung, in welcher die Päpste mit Italien standen, riefen zahlreiche Verhältnisse hervor, welche den innern Frieden der katholischen Mächte störten. Im italienischen Interesse überwarfen sich die Päpste häufig mit den Königen von Spanien. Aus Rücksicht für seine protestantischen Unterthanen mußte das Haus Habsburg mehr, als einmal, die Zumuthungen der Päpste zurück weisen. Den Ausschlag zu Gunsten des bedrohten Protestantismus gab aber am Ende die Eifersucht, welche das französische Kabinet gegen das Haus Oesterreich hegte. Ein Cardinal (Richelieu) war es, welcher am deutlichsten zeigte, daß weltliche Interessen selbst in den Religionskriegen bisweilen entscheidend, und daß die Religion den Machthabern nur Vorwand zur Beschönigung ihrer irdischen Leidenschaften war.

In dem Maße, wie Italien, Spanien und Portugal katholisch, war kein Staat protestantisch schon aus dem Grunde, weil der Protestantismus unverträglich mit den furchtbaren Maßregeln ist, deren sich die Beherrscher dieser ganz katholischen Länder zu Unterdrückung jeder Regung der Glaubensfreiheit bedienten. Skandinavien war zwar, seiner ganzen Entwickelung gemäß, für den Protestantismus nicht minder zugänglich, als Spanien und Italien für die römisch-katholische Anschauungsweise, allein es behaupteten sich in dessen Schooße

immer noch einige, wenn auch schwache Elemente des Katholicismus. Britannien, die Niederlande, Deutschland und Polen blieben gemischten Glaubens trotz aller Anstrengungen der Päpste und der Jesuiten, den Protestantismus auszurotten.

Von der Zeit an, wo der Protestantismus unter die Leitung der Fürsten fiel; und dieses war schon unmittelbar nach dem Mißlingen des großen Bauernkrieges (1525) der Fall, mischten sich die mannigfaltigsten politischen und persönlichen Interessen in den Streit zwischen den beiden feindlichen Religionsparteien. Mit dem dreißigjährigen Kriege ging der Entscheidungskampf zwischen Katholicismus und Protestantismus zu Ende. Später mochten wohl freche Tyrannen da und dort einzelne Gemeinden, oder selbst ganze Provinzen unter das Joch der römischen Kirche zurück bringen. In der Hauptsache blieb der Protestantismus eine Macht, welche der Katholicismus als eine gleich berechtigte und gleich mächtige durch die That anerkennen mußte, wenn schon die Päpste fortfuhren, gegen denselben ihre Bannstrahlen za schleudern und ihm eine ausdrückliche Anerkennung zu versagen. Der Fortschritt der Menschheit ruhte seither wesentlich auf protestantischen Elementen. Katholische Priester, Fürsten und Völker wurden die festesten Stützen des Aberglaubens und des Despotismus. Auf den Schultern des Protestantismus empor gehoben, schlugen Engländer, Niederländer und Schweden ihre siegreichen Schlachten, sei es gegen den Despotismus der Fürsten, oder gegen die Schreckensherrschaft der Päpste, und selbst die Stürme der französischen Revolution lassen sich mit Sicherheit auf diejenigen Ideen zurückführen, welche der Protestantismus verbreitete und nährte.

Bevor übrigens Protestanten und Katholiken sich auf den höhern Standpunkt der Vernunft hinangeschwungen haben werden, muß die Menschheit in den Banden des Aberglaubens verharren und wird die Freiheit in Kirche und Staat immer bloß Form, nicht Wesen und Inhalt des Völker-Lebens sein.

Die Religion, welche Sache tiefinnerster Ueberzeugung sein sollte, wurde von den Machthabern bloß als Mittel zu ihren Zwecken benutzt. Weil die päpstliche Herrschaft ohne den Glauben, auf dem sie ruhte, schnell in sich selbst zusammen gefallen wäre, wurde, so weit die Gewalt des römischen Stuhles reichte, schon der Gedanke, der sich ihr feindlich erwies, als Sünde und Verbrechen verfolgt.

Von Jahr zu Jahr stellte es sich immer deutlicher heraus, daß die römisch-katholische Religion nicht das Ergebniß einer ruhigen Ueberzeugung, sondern die Frucht entweder des wildesten Fanatismus, oder der furchtbarsten Schreckensherrschaft war. Auf protestantischer Seite wurde allerdings den Menschen auch nicht volle Freiheit gelassen. Allein es fanden sich dort weder Anstalten, wie die Inquisition und der Beichtstuhl, noch Genossenschaften, wie Dominicaner und Jesuiten, noch ein Haupt, wie der Papst. Die Protestanten hatten so wenig, als die Katholiken die freie Wahl, zu glauben, was sie wollten, und Gott auf die ihnen zusagende Weise anzubeten. Wer die protestantische Schablone nicht anerkannte, mußte auf Verfolgung eben sowohl rechnen, als wer die katholische verwarf. Nur verfuhren die protestantischen Machthaber nirgends mit derjenigen Wuth gegen Andersglaubende, welche bei den römisch-katholischen an der Tagesordnung war. Die strengen Maßregeln der Protestanten waren fast durchgängig durch die Rücksicht auf Selbsterhaltung bedingt. Sie waren durch Verschwörungen, wie z. B. die sogenannte Pulver-Verschwörung, durch Mordscenen, wie z. B. die Pariser Bluthochzeit und die unausgesetzt wirkende Macht der Päpste und Jesuiten hervor gerufen, oder waren doch nur vorübergehende Verirrungen, welche mit dem Tode eines kleinen Tyrannen gewöhnlich zu Ende gingen. Die Stärke der römisch-katholischen Partei bestand in der Folgerichtigkeit ihrer Maßregeln, wobei allerdings außer Acht blieb, daß der ganze Grund, worauf sie ruhte, der angebliche göttliche

Ursprung, eine freche Lüge*) war. Die Protestanten, welche in der Mitte zwischen den Glaubenssätzen der alten Kirche und vernünftigen Ansichten stehen blieben, hatten wider sich zu gleicher Zeit die Vernunft, zu der sie sich nicht zu erheben vermochten, und das alte Herkommen, dem sie, freilich nur theilweise, den Rücken wandten. Sie wurden durch die Halbheit der Verbesserungen, die sie einführten, mit unwiderstehlicher Gewalt zu halben Maßregeln gezwungen, welche die Spitzen der Pfeile ihrer Gegner niemals ganz abbrechen, sondern höchstens krümmen, oder etwas abstumpfen konnten. Wäre die volle Freiheit dem systematischen Zwange, die reine Vernunft dem für göttliche Wahrheit ausgegebenen Unsinne entgegen gesetzt worden, dann hätte der Kampf zu anderen Ergebnissen führen müssen. Doch dazu war das sechszehnte Jahrhundert nicht reif. Es frägt sich, ob wir im neunzehnten auf einem Höhepunkte der Entwickelung angelangt sind, der einen solchen Gegensatz möglich macht.

Den Protestanten des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts fehlte es allerdings an Klarheit der Erkenntniß und dem durchgreifenden Willen der Reform. Allein sie waren doch auf dem Wege zum Besseren. Die Katholiken dagegen, welche jede Verbesserung als Annäherung an die Ketzerei mit blinder Wuth verfolgten, waren von dem Ziele der Wahrheit, wie von der Freiheit weit entfernter.

Die Verwirrung der Begriffe von Tugend und dem Bekenntniß der römisch-katholischen Religion, von Sünde und einem andern Glaubensbekenntniß, welche früher schon groß genug gewesen war, wurde im Schooße des Papstthums noch immer größer, und drang tiefer in's Leben ein. Die verruchtesten Menschen, wie Alba und Tilly wurden als Muster der katholischen Christenheit gepriesen, da sie sich als treue Knechte des römischen Stuhles erprobten, und die hochherzigsten Männer, wie Admiral Coligny und der Prinz von Oranien wurden als Scheusale verschrieen und dem Mordstahle bezahlter Banditen preis gegeben, bloß weil sie dem römischen Glauben feindlich gegenüberstanden. Die Protestanten zogen zwar auch keine scharfe Grenzlinie zwischen den Religions-Ansichten und dem sittlichen Charakter eines Menschen. Allein sie verwischten dieselbe doch niemals gänzlich. Das sittliche Gefühl und die Klarheit des Verstandes wurden durch ihre Religionsanschauungen, wenn auch hier und da etwas beeinträchtigt, doch niemals vollständig verkehrt und verdorben.

Was die Päpste, die Jesuiten und ihren Anhang stark machte, war der blinde Glaube, der unbedingte Gehorsam, der Ketzerhaß und die vollständige Hartherzigkeit, mit welcher sie nach ihrem Ziele strebten. Die Protestanten gelangten zu einem gewissen Fanatismus gewöhnlich erst, wenn sie durch die haarstreubenden Grausamkeiten der Römlinge zur Verzweiflung gebracht wurden. Dann war aber gewöhnlich ihre Kraft schon gebrochen. Sie besaßen nicht diejenige Stärke, welche eine ungehemmte Freiheitsbegeisterung gewährt, denn eine solche wollten ihre Fürsten nicht aufkommen lassen. Sie kämpften daher unter sehr ungünstigen Verhältnissen mit dem römischen Stuhle, und hatten ihren endlichen, theilweisen Sieg außer dem Freiheitsdrange, welcher sie nie gänzlich verließ, nur dem Umstande zu verdanken, daß sie, während der Zeit, da die Päpste schlaff und die Jesuiten noch nicht waren, einen so hohen Grad von Macht erlangt hatten, daß nicht bloß die religiösen, sondern auch die politischen Beziehungen der gesammten civilisirten Welt wesentlich auf ihnen beruhten und daher selbst die katholischen Fürsten abgehalten wurden, ihr ganzes Gewicht gegen sie geltend zu machen. Mehr als einmal wurden drohende Gefahren nur dadurch von der Sache der Protestanten abgewendet, daß katholische Fürsten im entscheidenden

*) S. Weltgeschichte Buch III. § 44. S. 117. Buch VI, § 47. S. 145. Buch V. § 78. S. 238. Buch V. § 88. S. 505.

Augenblicke, aus politischen Gründen, ihr Beistand leisteten, statt sie zu vernichten, wie sie kurz zuvor noch gesucht hatten.

Dem Ehrgeize und der Herrschsucht der Machthaber, welche, gehoben durch die von ihnen vertretene Glaubenspartei, sich übermäßig auszudehnen suchten, zogen nicht selten die Glaubensgenossen aus staatlichen und persönlichen Gründen Schranken. Während im Innern Frankreichs die grausamsten Verfolgungen über die Protestanten verhängt wurden, erhielten sie im Auslande von Richelieu Schutz und Unterstützung, weil die Besorgniß vor dem Uebergewichte des Hauses Habsburg in der auswärtigen Politik Frankreichs mehr vermochte, als der Glaube an die alleinseligmachende Kirche. Wir haben gesehen*), daß selbst die Päpste bisweilen aus weltlichen Rücksichten von ihren starren Glaubensmeinungen abwichen. Warum sollten Kaiser und Könige das von den Päpsten gegebene Beispiel nicht nachahmen? Nicht die religiöse Ueberzeugung, sondern die Rücksicht auf irdische Vortheile gab bei den meisten Machthabern den Ausschlag, wenn es sich fragte, in welche Wagschale sie das Gewicht ihrer Streitkräfte legen sollten. Nicht bloß das Recht, auch die Religion der Völker hat eine wächserne Nase, die nach den Umständen von ihren Zwingherren links und rechts gedreht wurde. Nirgends war der Glaube frei. Nur die Unfreiheit hatte ihre Abstufungen, welche sich bezeichnen lassen durch den Holzstoß, den Kerker, die Verbannung oder endlich die Zurücksetzung in staatlicher und gesellschaftlicher Beziehung.

So lange die Religion der Menschen von äußerm Zwange, der Gewalt der Machthaber abhängig ist, kann sie niemals auch nur äußere Achtung in Anspruch nehmen. Ein den Völkern von außen aufgedrungener Glaube ist nichts weiter, als ein Mittel zu den Zwecken herrschsüchtiger Despoten. Von vorn herein erhellt schon, daß ein solcher nicht wahr sein kann. Denn nichts fürchten die Tyrannen mehr, als die Wahrheit. Ihre Herrschaft kann sich nur stützen auf Lüge und Gewaltthat. Erst wenn die freie Forschung sich in dem Gebiete des Glaubens eingebürgert haben wird, trägt sie den Stempel der Wahrheit und der Heiligkeit Was unwahr ist, kann nicht heilig sein, wenn auch Millionen bethörter Knechte sich beugen, und Tausende frecher Zwingherren es so befehlen. Wie sich im Laufe der Jahrhunderte aus den Zerrgebilden der Alchimie die Chemie, und aus den Träumereien der Astrologie die Sternkunde entwickelt hat, so wird aus den Glaubenstheorien der Priester im Laufe der Zeit eine Wissenschaft hervorgehen, die sich auf thatsächliche Wahrheit, statt auf Fabeln und Lügen gründet, und den mächtigen Gefühlen der Hoffnung und der Sorge, dem Drange der Verehrung und der Bewunderung Genüge leistet, ohne dem gesunden Verstande der Menschen und den Errungenschaften ihres Geistes Hohn zu sprechen. Nur eine Religion, welche der Forschung keine Schranken setzt, ist mit der Freiheit verträglich. Jeder Glaube, welcher die Prüfung als einen Angriff betrachtet, mit Strafen belegt, oder doch verfolgt, ist ein Feind der Freiheit, und kann mit diesem höchsten Gute der Menschheit nicht im Bunde sein.

## § 31. Die östlichen Kirchen**).

Die Kirche ist aller Orten mit dem Staate durch die innigsten Bande verflochten. Je nachdem sie von demselben verfolgt, geduldet, oder aber bekannt wird, nimmt sie eine durchaus verschiedene Stellung ein, und verändert sich daher ihre Wirksamkeit. So lange das oströmische Reich noch bestand, waren dessen Kaiser die Schutzherren der griechischen Kirche. So tief ihre Macht auch gesunken, so groß waren doch die Ansprüche, die sie erhob. Einen ähnlichen Charakter besaß auch die griechische Kirche. Sie hatte den größten Theil ihrer Bedeutung verloren, bevor der Halbmond noch auf der Sophienkirche aufgepflanzt

*) S. oben § 19. **) Mosheim, Kirchengeschichte Buch III.

war. Darum gab sie aber doch keine ihrer, die ganze Welt umfassenden Ansprüche auf. Als der letzte Kaiser Neu=Roms auf den Wällen seiner letzten Stadt im Kampfe gegen die Türken gefallen war, sank die griechische Kirche zu einer, unter dem Schutze der mohammedanischen Sultane geduldeten Anstalt herab. Ihre Geistlichen, und namentlich der Patriarch zu Constantinopel, mußten sich hüten, den Grimm der mohammedanischen Machthaber rege zu machen. Denn das Schwert des Damokles hing immer über ihren Häuptern. Jeden Augenblick konnte die huldreichst verwilligte Duldung zurück genommen und in Verfolgung und Ausrottung verwandelt werden. Hätten die Nachfolger Mohammed's die sogenannten Stellvertreter Christi nicht sehr an Duldsamkeit übertroffen, so hätten sie den unter ihrer Herrschaft lebenden Christen leicht ein ähnliches Schicksal bereiten können, als die spanischen Könige um dieselbe Zeit über die Mauren und deren Abkömmlinge verhängten. Doch die mohammedanischen Machthaber, trotz ihrer Rohheit, waren der systematischen Verfolgungssucht, wie sie die spanische Inquisition an den Tag legte, unfähig. Nachdem Constantinopel gefallen war, mußten die Griechen ihre Streitigkeiten über die Nabel=Seligkeit*) und andere für hochwichtig gehaltene ähnliche Fragen aufgeben und sich in das Schicksal der Besiegten fügen.

Der Patriarch von Constantinopel konnte nicht mehr, auch nur zum Scheine, dem römischen Papste die Herrschaft über die Welt streitig machen. Sein Gebiet erstreckte sich nur noch über die Sprengel von Constantinopel, Alexandria, Antiochia und Jerusalem. Das Erzbisthum von Alexandria umfaßte Egypten, Nubien, Libyen und einen Theil Arabiens, das von Antiochia Mesopotamien, Syrien, Cilicien und die Nachbarländer, das Patriarchat von Jerusalem Palästina, das Land jenseits des Jordan's, Cana in Galiläa, den Berg Sion und einen Theil Arabien's. Der Patriarch von Alexandria wohnt in Cairo, und derjenige von Antiochia in Damascus.

Der Patriarch von Constantinopel ist der oberste der drei genannten Patriarchen. Sein unmittelbarer Sprengel erstreckt sich über Griechenland, die Moldau, die Walachei und mehrere andere europäische und asiatische Provinzen der Türkei. Er hat das Recht, die drei übrigen Patriarchen des türkischen Reiches zu ernennen. Er selbst, obschon, dem Namen nach, erwählt von den zwölf nächst wohnenden Bischöfen, leitet alle seine Machtvollkommenheit von den türkischen Sultanen oder deren Vezieren ab, ohne deren Bestätigung er sein Amt nicht antreten und auf deren Wink er es jeder Zeit wieder niederlegen mußte. Nur durch Bestechung konnten sich die griechischen Bischöfe den Weg zur Stelle eines Patriarchen eröffnen und nur durch Geschenke sich dieselbe auf längere Zeit sichern. Der Patriarch von Constantinopel spielte daher eine der trübseligsten Rollen auf der Bühne der christlichen Kirche, und die unter seinen Fittigen stehenden, größtentheils über weite Landstriche zerstreuten Gemeinden konnten von ihm nicht gehoben, sondern nur ausgesogen und im finstersten Aberglauben erhalten werden.

Trotz Jesuiten und Inquisition konnte im Schooße der römisch=katholischen Kirche nicht alles geistige Leben vernichtet werden. Sie stand in inniger Verbindung mit den gebildetsten Nationen der Erde und bewahrte, wenn auch im verborgenen, immer noch einige Keime der von Christo gelehrten Wahrheiten und einige Erinnerungen an menschliche Vernunft und edlere Gefühle. Die griechische Kirche aber, welche aller Orten unter dem Einflusse des rohesten weltlichen Despotismus stand und mit den gebildeten Theilen der Erde sehr wenig Verkehr pflegte, versank mehr und mehr in einen Zustand vollständiger Ohnmacht und Regungslosigkeit. Vergebens suchten die Protestanten sie zur Theilnahme an ihren Kämpfen und Strebungen zu bewegen. Das einzige Lebenszeichen, das sie im Laufe unseres Zeitabschnittes gab, ging von dem Patriarchen Cyrillus Lucar aus, einem

*) Siehe Weltgeschichte Buch VI. § 82, S. 469 f.

Manne von gelehrter Bildung und regem Freunde der Wahrheit. Er hatte auf Reisen einen großen Theil Europa's kennen gelernt und war mit eigenen Augen der protestantischen Bewegung gefolgt. Als er sich bei seiner Rückkehr entschieden zu Gunsten der englischen und holländischen Kirchen aussprach, erregte er dadurch den Haß der Jesuiten, welche mit Hülfe bestochener Zeugen bewirkten, daß ihn der Sultan wegen Hochverraths hinrichten ließ (1638). So faßten Jesuiten das Christenthum auf! Die Hoffnungen, welche sie übrigens auf dessen Nachfolger, Cyrillus von Berea, setzten, welcher ihr eifrigstes Werkzeug gewesen war, seinen redlichen Vorgänger auf das Schaffott zu bringen, gingen nicht in Erfüllung. Vergebens erklärte sich dieser elende Mensch zu Gunsten der römischen Kirche. Er erlitt bald schon dasselbe Schicksal, das er dem Cyrillus Lucar bereitet hatte. Parthenius, welcher nach ihm Patriarch von Constantinopel wurde, machte den Umtrieben der Jesuiten ein schnelles Ende. Seither haben die römischen Päpste ihre Bekehrungsversuche bei den Griechen so ziemlich aufgegeben.

In inniger Verbindung mit diesen Vorgängen standen ohne Zweifel die Bewegungen, die sich kurz darauf im Schooße der griechischen Kirche Rußland's kund thaten. Um zu gleicher Zeit den Protestanten und den römischen Katholiken alle Aussicht auf Bekehrungen zu verschließen, wurde eine Versammlung der griechischen Kirche nach Kiew berufen (1643). Diese ließ ein Glaubensbekenntniß abfassen, welches der Patriarch von Constantinopel später bestätigte und aus welchem erhellt, daß die Anhänger der griechischen Kirche gleich weit von der römischen, protestantischen, der ursprünglich christlichen Kirche und dem gesunden Menschenverstande entfernt sind.

Ohne höhere und niedere Schulen von einiger Bedeutung, ohne die Hülfe der Presse, ohne freiheitliche Bestrebungen irgend einer Art fiel die griechische Kirche der Leitung ungebildeter und abergläubischer Mönche anheim, welche nur über die äußeren Formen des sogenannten Gottesdienstes wachen, keinen Funken reiner Wahrheit aber den gedrückten Massen mittheilen, und sie zu keiner edleren Kraftanstrengung anfeuern konnten.

Außer den Griechen, welche den Patriarchen von Constantinopel als ihren obersten Priester anerkennen, bestehen im Osten noch die griechischen Kirchen der Russen, Georgier Mingrelier, welche ihre eigenen obersten Priester haben, obgleich sie im wesentlichen die Glaubenssätze der constantinopolitanischen Kirche theilen. Unter diesen verdient die griechisch-russische, welche von Jahrhundert zu Jahrhundert immer mächtiger geworden ist, einer besonderen Erwähnung. Die Russen hatten von Constantinopel ihr Christenthum erhalten und erkannten daher bis gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts die Oberherrlichkeit des dortigen Patriarchen an. Im Jahre 1589 erwählten sie jedoch mit Zustimmung desselben einen eigenen Patriarchen für sich, welcher von einer zu Constantinopel abgehaltenen Kirchenversammlung unter Bestätigung des Sultans anerkannt wurde (1593). In der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts entbanden die vier östlichen Patriarchen denjenigen von Moskau der zwei Bedingungen (der Tributzahlung und des Abhängigkeits-Verhältnisses von dem Oberpriester zu Constantinopel), unter welchen er ursprünglich eingesetzt worden war, so daß seit dieser Zeit der russische Patriarch das selbstständige Haupt der Kirche seines Landes wurde. Schwerlich ahnte der Patriarch von Constantinopel, Jeremias, welcher in die Errichtung eines ihm untergeordneten Patriarchat's zu Moskau willigte, daß sich dieses so bald schon selbstständig machen und im Besitze der russischen Kaiser darnach trachten würde, sich die vier alten östlichen Patriarchen zu unterwerfen. Frühzeitig verstanden es die russischen Großfürsten, ganz im Stillen die Keime jener Macht zu legen, welche sich später in so überraschender Weise entwickelte und in unseren Tagen Europa zu beherrschen und die Türkei zu verschlingen drohte.

Das geistliche Oberhaupt der Georgier (Iberier) und der Mingrelier (Colchier) nennt

sich Catholicus. Diese Völkerschaften haben unter dem Drucke der mohammedanischen Herrscher, dem sie anheim fielen, von dem Christenthume kaum etwas anderes sich bewahrt, als einige Fest-Tage und Ceremonien, welche sie übrigens, zum Aergernisse der Christen des Westens, mit sehr wenig Salbung begehen.

Außer der griechischen Kirche bestehen im Osten noch viele andere christliche Secten, welche sich in zwei Haupt-Gruppen theilen lassen: die Monophysiten und die Nestorianer. Die ersteren werden auch Jakobiten genannt, von Jakob Albardai oder Baradäus, welcher im sechsten Jahrhundert einem großem Theile derselben wieder neue Lebenskraft einhauchte und ihren kirchlichen Einrichtungen eine festere Gestalt gab. Die Monophysiten zerfallen wieder in drei Theile: die asiatischen und afrikanischen Jakobiten und die Armenier. An der Spitze der asiatischen Jakobiten steht der Patriarch von Antiochia, welcher in dem Kloster St. Ananias in der Nähe von Merdin wohnt, bisweilen aber auch seinen Sitz in dieser Stadt, in Amida, Aleppo und anderen syrischen Städten aufschlägt. Ihm zur Seite steht der Maphrian oder Primas des Ostens, welcher den Gemeinden jenseits des Tigris vorsteht, und in dem Kloster St. Mathäus in der Nähe der Stadt Mosul in Mesopotamien wohnt. Die Patriarchen der Jakobiten führen alle den Namen Ignatius. Die afrikanischen Jakobiten zerfallen in Kopten und Abyssinier und erkennen den Patriarchen von Alexandria als ihr geistliches Oberhaupt an. Kopten werden alle in Egypten, Nubien und den Nachbarländern wohnenden Monophysiten genannt. Die meisten derselben leben unter dem Joche afrikanischer Despoten in dem traurigsten Zustande der Armuth und der Verwahrlosung. Nur wenigen derselben gelingt es, sich den Türken durch ihre Betriebsamkeit unentbehrlich zu machen und durch dieselben zu Ehren und Reichthum zu gelangen. In einer glücklicheren Lage befinden sich die Abyssinier, welche unter Herrschern ihres Glaubens und ihrer Nation stehen. Sie erkennen zwar den Patriarchen von Alexandria als ihr geistliches Oberhaupt an, stehen aber unmittelbar unter einem Bischofe, den dieser ihnen sendet und den sie Abunna nennen.

Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts waren die Portugiesen nach Abyssinien vorgedrungen, woselbst sich die christliche Religion, wenigstens den Glaubensformeln nach, seit den ältesten Zeiten erhalten hatte. Allein die Abyssinier erkannten die päpstliche Gewalt nicht an und glaubten an die einfache Natur Christi (d. h. sie waren Monophysiten). Die Jesuiten kamen kurz nach der Entstehung ihres Ordens in dieses Land und suchten dasselbe zu unterjochen. Gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts hatten sie sich daselbst großen Einfluß erworben, und wurden im Anfange des siebzehnten durch den Kaiser Susnejus (Seltam Segued) auf die höchste Stufe der Macht erhoben. Im Jahre 1626 schwor Susnejus sogar dem römischen Papste Gehorsam. Der Patriarch Alphonso Mendez machte sich aber durch seine Gewaltthätigkeiten so sehr verhaßt, daß er (1634) durch Basilides, Susnejus Sohn, mit allen Jesuiten und Europäern aus dem Lande getrieben wurde, in welchem das Papstthum später nie wieder festen Fuß fassen konnte.

Die Monophysiten unterscheiden sich von den römischen und griechischen Katholiken im wesentlichen darin, daß sie in Christo nur e i n e Natur annehmen. Sie verwerfen die Beschlüsse des Concils von Chalcedon und den Brief Leo's, des sogenannten großen.

Die armenischen Monophysiten halten mit den Jakobiten keine Gemeinschaft, obgleich sie in der Lehre von der einfachen Natur Christi mit diesen übereinstimmen. Ihre Kirche steht unter drei Patriarchen, von welchen der oberste im Kloster Echmiazin wohnt, ganz Groß-Armenien zu seinem Sprengel, und zwei und vierzig Erzbischöfe unter sich hat. Seine Einkünfte sind sehr groß. Dessen ungeachtet lebt er, ganz wider die Gewohnheiten der westlichen Bischöfe, einfach und eingezogen in seinem Kloster. Er wird von den Bischöfen seiner Diöcese gewählt und von dem persischen Schah bestätigt. Der zweite armenische

Patriarch, welcher den Namen Catholicos führt, wohnt zu Cis, einer Stadt von Cilicien, hat zwölf Erzbischöfe unter sich, und führt die geistliche Herrschaft über die Provinzen Cappadocien, Syrien und die Insel Cyprus. Der dritte armenische Patriarch wohnt auf der Insel Aghtamar im See Varaspuracan. Er hat nur acht oder neun Bischöfe in seinem Sprengel und wird als Feind der übrigen armenischen Kirchen betrachtet. Außer diesen drei führen noch mehrere andere armenische Geistliche den Titel eines Patriarchen, ohne jedoch die mit dieser Würde verbundenen Rechte auszuüben. Sie leiten alle ihre Befugnisse von dem Patriarchen zu Echmiazin ab und besitzen nur einzelne ihnen von diesem besonders verwilligte Begünstigungen.

Die Nestorianer, welche auch Chaldäer genannt werden, und welche in Mesopotamien und in den Nachbarländern wohnen, glauben, daß die Ansicht des Nestorius mit Unrecht auf dem Concile von Ephesus verdammt wurde, sie nehmen mit demselben an, daß in Christo nicht bloß zwei Naturen, sondern auch zwei Personen vereinigt sind. Seit dem Jahre 1552 zerfallen sie in zwei Abtheilungen, von welchen die eine durch ihren Patriarchen Johann Sulaka (auch Siud genannt) und den Erzbischof von Galu Simeon Denha unter das römische Joch gebracht wurde. Gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts machte sie sich aber davon wieder los. Der andere weit zahlreichere Theil der Nestorianer hat sich seine Unabhängigkeit zu allen Zeiten bewahrt. Diese stehen unter einem Oberpriester, welcher seit dem Jahre 1559 immer den Namen Elias führt, und in Mosul wohnt. Dessen Sprengel reicht über einen großen Theil Asiens, und erstreckt sich über die arabischen Nestorianer und die Christen von St. Thomas, welche längs der Küste von Malabar leben.

Eine große Menge anderer kleiner Secten, die Ueberreste früher verfolgter Glaubensmeinungen, die Nachkommen der Ebioniten, Valentinianer, Manichäer, Basilidianer und anderen Gläubigen, die sich den Beschlüssen der allgemeinen Kirchenversammlungen nicht fügen wollten, sind noch über alle Theile Asiens zerstreut. Sie machen uns die vor anderthalb Jahrtausenden verübten Glaubensverfolgungen anschaulich. Die katholische Kirche verlor sie und machte sich dieselben zu bitteren Feinden, indem sie Anstoß an ihren kleinen Liebhabereien für diese oder jene gleichgültige Anschauung nahm, und die aus deren Schooß ausgestoßenen Glieder konnten vereinzelt den Mohammedanern keinen kräftigen Widerstand entgegen setzen und verloren unter deren Joche bald alles regere geistige Leben. Zu diesen Secten werden gezählt: 1) die Sabäer, die sich selbst Mendai Ijahi oder die Schüler St. Johannis nennen, obgleich sie Johann den Täufer gar nicht kennen und von dem Christenthume nur sehr wenige Begriffe haben; ihre Religion besteht hauptsächlich in Waschungen, die sie jeden Tag mit großer Feierlichkeit begehen; sie wohnen in Persien und Arabien, hauptsächlich in Bassora; 2) die Jasidier oder Jezdäer in den gordischen Gebirgen und in der Wüste von Kurdistan; ihre Priester gehen in schwarzer, die Laien in weißer Kleidung und zeichnen sich durch eine besondere Verehrung aus, die sie einem bösen Geiste widmen, den sie Karubin oder Cherubim nennen; 3) die Duruzier, oder Drusen in den Schluchten des Libanon, welche sich für Nachkommen der europäischen Kreuzfahrer ausgeben; 4) die Chamser oder Solaren in einem Theile Mesopotamiens; 5) die Maroniten im Libanon und Antilibanon. Sie haben sich zwar zur Zeit der Kreuzzüge dem römischen Papste unterworfen, allein unter der ausdrücklichen Bedingung, daß dieser sich nicht den geringsten Eingriff in die alten Gebräuche, Sittengesetze oder Religions-Vorschriften des Volkes erlauben dürfte. Ihr Patriarch wohnt zu Canobin, einem Kloster im Libanon-Gebirge, führt den Titel Patriarch von Antiochia und nennt sich immer Peter, denn auch er, wie der Papst zu Rom, leitet von dem Apostel dieses Namens seine Gewalt ab.

Alle diese Secten haben ihre Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe, welche mit großem Eifer darüber wachen, daß sich die Zahl ihrer Heerde nicht verminderе und deren Bestrebun-

gen es hauptsächlich beizumessen ist, daß sie sich von Vater auf Sohn erhalten haben. Was sollten diese armen Hirten anfangen, wenn ihre Schaafe sich von ihnen nicht mehr weiden ließen?

Zu diesen Würdenträgern kommen noch die römisch-katholischen Bischöfe in partibus infidelium, d. h. in den Ländern der Ungläubigen hinzu, so daß die fernen Gegenden des Ostens an geistlichem Zuspruche keinen Mangel leiden. Wenn sich dessen ungeachtet christliche Liebe und männlicher Freiheitsmuth dort nur sehr wenig findet, so kömmt dieses daher, daß in Asien und Afrika, wie in Europa die Diener der Kirche sich nur bemühen, dem herrschenden Aberglauben Nahrung zu geben und ihn möglichst zu ihrem persönlichen Vortheile auszubeuten. Die Länder, in welchen die Wiege des Christenthums geschaukelt wurde, sind alle zum größten Theile von Mohammedanern bewohnt und stehen unter der Gewalt mohammedanischer Herrscher. Den dortigen Christen scheint aber nicht viel mehr von dem Christenthume geblieben zu sein, als die Erinnerung an dieses Schaukeln. Die späteren Entwickelungen der Lehre Christi, und die Fortschritte der gebildeten Völker der Erde sind fast spurlos an ihnen vorüber gegangen. Vielleicht bringen die Eisenbahnen, Dampfschiffe und Telegraphen, welche immer weiter nach Asien und Afrika vordringen, diese Völker den Europäern näher, und machen sie im Laufe der Zeit einer höheren Stufe der Bildung fähig — nicht durch die Mittel der Religion, sondern die wirksameren menschlichen Kunstfleißes und wissenschaftlicher Strebung.

Die Versuche, welche die römisch-katholischen Pfaffen machten, die christlichen Secten des Ostens dem Papste zu unterwerfen, wurden von sehr geringen Erfolgen gekrönt, weil diese klug genug waren, einzusehen, daß es ihnen an Unterthänigkeitsverhältnissen nicht gebreche, und daß sie nicht neuer Fesseln, sondern im Gegentheil der Anregung zu freiheitlichem Aufschwunge bedürften, um in eine bessere Lage zu kommen.

Nur einige wenige griechische Gemeinden, welche römisch-katholischen Obrigkeiten gehorchten, namentlich den Venetianern, den Polen und den Habsburgern, oder welche in der Türkei zerstreut lebten, brachte die römische Kirche unter ihre Herrschaft, indem sie mit großen Opfern in Rom eine Bildungsanstalt für angehende Geistliche griechischer Abkunft unterhält. Sie mußte aber die Erfahrung machen, daß die meisten ihrer Zöglinge, sobald sie entlassen waren, die römischen Lehren wieder aufgaben, und nicht selten ihre heftigsten Gegner wurden, und deren ganzes Verderbniß ihren Landsleuten mit den glühendsten Farben schilderten.

In denjenigen Ländern dagegen, in welchen ihnen die weltlichen Herrscher nicht zu Hülfe kamen, oder ihre Bekehrungsversuche nicht ruhig duldeten, machte die römisch-katholische Kirche wenig oder keinen Fortschritt.

Vergebens suchte sie in Rußland Anknüpfungspunkte zu finden. Der Jesuit Anton Possevin, welchen der Papst im Jahre 1581 dahin absandte, wurde von dem Großfürsten Johann Basilides mit allgemeinen Redensarten abgefertigt. Glücklicher war Possevin dagegen in Polen, woselbst er (1596) eine Anzahl Russen, welche bis dahin den Patriarchen von Constantinopel als ihr geistliches Oberhaupt anerkannt hatten, überredete, sich dem römischen Stuhle zu unterwerfen. Auf diese Weise bildeten sich die sogenannten Unirten (Vereinigten) im Gegensatze der Nichtunirten Griechen in Polen. Schon seit dem vierzehnten Jahrhundert hatte eine solche Genossenschaft in Cujavien bestanden. In neuerer Zeit gelang es aber dem russischen Papste (Czaaren) mehr durch Gewalt, als Ueberredung, alle diese Seelen der römischen Herrschaft wieder zu entziehen.

Unter den armenischen Monophysiten, namentlich denjenigen, welche in Polen lebten, bekehrten die römischen Glaubenseiferer einige Gemeinden, deren Bischof in Lemberg seinen Sitz nahm.

Zwei Jahrhunderte sind vergangen, seit sich die hier geschilderten Zustände der östlichen Kirchen entwickelt haben, ohne daß sich mittlerweile irgend ein Fortschritt kund gethan hätte. Zwar hat sich die Macht der russischen Kirche während dieser Zeit außerordentlich vermehrt. Allein für die Menschheit läßt sich von dieser kein Gewinn, keine Anregung zum Bessern hoffen, ganz eben so wenig, als von der römisch-katholischen und protestantischen. Eine andere, weit höhere Macht: der gesunde Menschenverstand, der Freiheitsmuth, die Vernunft im Bunde mit lebensfrischer Kraft — diese allein kann die so tief gesunkenen Völker des Ostens, wie die geknechteten Völker des Westens auf eine höhere Stufe der Entwickelung emporheben. Sie nur kann den Glaubensstreitigkeiten, dem kirchlichen und dem weltlichen Despotismus ein Ende machen und den Völkern zugleich Freiheit, Wohlstand und Bildung verleihen.

---

# Dritter Abschnitt.

## Deutschland.

### § 32. Vorbemerkung (1517—1519)

Bis auf den heutigen Tag hat noch kein Volk seine Verhältnisse nach den Gesetzen des ewigen Rechtes geordnet. Selbst die Vereinigten Staaten Nordamerika's hatten das Brandmal der Sclaverei sich aufgedrückt. Das sechszehnte und siebenzehnte Jahrhundert hatte aber noch weit mehr, als das neunzehnte von der Gewalt und dem Betruge seiner weltlichen und geistlichen Herrscher zu leiden. In unserm deutschen Vaterlande ruhte der ganze Zustand der Nation wesentlich auf dem Faustrechte der Ritter und den Gaunereien der Pfaffen. Diejenigen Machthaber, welche nur in kleinerm Maßstabe auf Raub ausgehen konnten, welche nur einzelne Burgen und Dörfer ihr eigen nannten, hatten im Laufe des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts an Bedeutung verloren; um so mehr hatten sich diejenigen gehoben, welche über ganze Länder geboten und viele Städte beherrschten. Der Unterschied zwischen den Kurfürsten, Herzogen und Fürsten einerseits, und den Rittern, Freiherren und Grafen andererseits, bestand aber in der Hauptsache nur darin, daß jene mit mehr Glück, als diese, gemordet und geraubt hatten. Nirgends entschied die Selbstbestimmung und die freie Wahl des Volkes über die Herrschaft, unter welcher es stand. Der Besitz, der sich von Vater auf Sohn fortgepflanzt, erweitert und befestigt hatte, gab den Ausschlag. Wie auf geistlichem Gebiete der Aberglauben, so bestimmte auf weltlichem die Rohheit der Massen ihre Schicksale. Sie ließen sich das Joch gefallen, das sie weder den Muth, noch die Einsicht hatten, abzuschütteln. Was Recht genannt wurde, aber nur das Ergebniß der Gewalt und des Truges war, reichte nie weiter, als die Macht des Besitzers, sich in seinen hergebrachten Vortheilen zu behaupten.

Es ist sehr thöricht, diejenige Gewalt, welche sich in einen Purpur hüllt und mit einer Krone schmückt, wegen dieser Aeußerlichkeiten mit größerer Achtung zu behandeln, als eine andere, welche, obschon sie auf gleichem Grunde steht, doch nur fünf, sieben oder neun Perlen im Wappen führt, und sich deßhalb mit geringeren Ehrenbezeugungen begnügen muß.

Seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts hatte in Deutschland die königliche

Gewalt unausgesetzt abgenommen; auf ihren Trümmern erstand die Macht der Fürsten. Doch besaßen die kleinen Ritter noch immer Burgen, Dörfer und Schlösser und überdieß Entschlossenheit genug, um ein nicht unbeträchtliches Gewicht in die Wagschale der Geschichte legen zu können. Unter der Herrschaft seiner zahllosen mehr und minder mächtigen Gebieter hatte sich das deutsche Volk, als politische Macht, gänzlich verloren. Dem Auslande gegenüber besaß die deutsche Nation seit langer Zeit keine Einheit mehr. Je nach den Umständen nahm sie an den Kriegen dieses oder jenes Fürsten Theil. Allein bedeutende Streitkräfte bildeten immer nur die Truppen irgend eines Hauses. Die Kriege, welche geführt wurden, bezweckten niemals das Wohl Deutschlands, sondern nur dieses oder jenes Fürstengeschlechts. Namentlich waren es die Habsburger, welche unser Vaterland in zahllose Streitigkeiten verwickelten, die sie aber nur dazu benützten, die Macht ihrer Familie zu vergrößern. Die deutsche Nation wäre längst untergegangen, wenn, wie viele glauben, das Leben eines Volkes wesentlich auf der Stellung beruhte, die es dem Auslande gegenüber einnimmt. Sie bewies in den Kämpfen der Reformation aber deutlich, daß trotz aller Zerstückelung und ungeachtet der elendesten Centralregierung, sie noch immer Kraft genug besaß, der ganzen Menschheit einen Impuls zu geben, welcher auf Jahrhunderte hinaus sie vor Versumpfung bewahrte.

So selbstsüchtig die Bestrebungen der Habsburger und der meisten deutschen Machthaber auch waren, so traurig die Rechtspflege verwaltet würde, so machten doch Künste und Wissenschaft, und selbst Freiheitsmuth und Selbstbewußtsein unausgesetzt Fortschritte. Damals herrschte in Deutschland noch nicht jenes furchtbare Polizeisystem, welches jedes Wort und jede Schrift, jede Versammlung und jeden Verein unter seine Zuchtruthe nimmt. Viele hochwichtige Entwickelungen gingen, unbeachtet von der Gewalt, vor sich und traten plötzlich in der großen That der Reformation zu Tage.

So wenig Kaiser und Reich auch thaten, im Innern Deutschlands Ordnung zu halten, so war doch im Laufe der Zeit einiges geschehen, um den wildesten Ausbrüchen des Faustrechts Schranken zu setzen. Das Reichskammergericht war schwach, ihm stand keine vollziehende Gewalt zur Seite. Es wurde nicht regelmäßig besoldet, und hatte nicht einmal einen festen Sitz. Einzelne Ritter, wie z. B. Franz von Sickingen, waren stark genug, ihm die Spitze zu bieten. Neben der Reichsgewalt bestand der schwäbische Bund, neben dem Reichs-Kammergericht das Augsburger Bundesgericht. Kaiser Maximilian gab sich selbst die größte Mühe, statt das Reichsgericht und die Reichsgewalt, den schwäbischen Bund und dessen Gericht zu Augsburg zu heben und zu kräftigen. Im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts war der schwäbische Bund, welcher die meisten Fürsten und Städte des südlichen Deutschland's und sogar den Kurfürsten von Brandenburg zu Mitgliedern zählte, die größte schlagfertige Macht im Reiche. Es war leichter ein Urtheil des Bundesgerichts, als eines des obersten Reichsgerichts zur Vollziehung zu bringen.

Die Jämmerlichkeit der Zustände des deutschen Reiches in den letzten Jahren Maximilian's I. macht uns nichts anschaulicher, als die durch Herzog Ulrich veranlaßten Wirren in Würtemberg und die sogenannte Stiftsfehde im Hildesheim'schen. Bei diesen Streitigkeiten waren aber hauptsächlich nur Fürsten und Herren in erster Reihe betheiligt. Die durch Luther um dieselbe Zeit angeregten Bewegungen, an welchen das ganze Volk Antheil nahm, zeigen, daß wir diesem Unrecht thun würden, es nach dem Unfuge, den seine Fürsten trieben, und den es duldete, zu beurtheilen.

Nachdem sich Herzog Ulrich von Würtemberg in dem Tübinger Vertrage (1514) mit seinen Ständen wieder ausgesöhnt und die Bauern niedergeschlagen hatte*), trieb er sein Unwesen wie früher fort. So lange er seine wilden Leidenschaften nur an seinen Unter-

*) S. Weltgeschichte Buch VI. § 18. S. 124 ff.

thanen fühlte, stieß er auf keinen gefährlichen Widerstand. Allein die Rohheit, mit welcher er seine Gattin Sabine von Baiern behandelte, der Mord, den er an dem Ritter Johann von Hutten beging, weil er diesen in Verdacht hatte, sich für die ihm angethane Beschimpfung mit der Herzogin zu entschädigen, endlich die Ueberrumpelung der Stadt Reutlingen, die er zwang, ihm zu huldigen, erbitterte er zugleich die fränkische Ritterschaft, den Herzog von Baiern und den gesammten schwäbischen Bund. Ulrich von Hutten rüttelte durch seine vernichtenden Anklagen ganz Deutschland wider den Tyrannen von Würtemberg auf. Der Herzog Wilhelm von Baiern, Sabinen's Bruder, griff zu den Waffen. Zwar hatte der Herzog Ulrich unter Vermittelung des alten Kaisers Maximilian's (1516), den ihm von Seiten der fränkischen Ritter und des Herzog's von Baiern drohenden Sturm durch einen Vergleich beschworen; als er aber diesen nicht hielt und sein Angriff auf die Stadt Reutlingen hinzu kam, brach endlich (1519) das Ungewitter über ihn los. Er wurde aus seinem Lande gejagt, in welchem er keine warmen Freunde haben konnte. Umsonst nahm er durch einen Handstreich Stuttgart wieder ein, er mußte bald schon wieder fliehen und erhielt von den Schweizern, welche Zwingli abmahnte, nicht die erwartete Hülfe.

Bei dieser Gelegenheit zeigte es sich aber wieder, daß, was damals unter dem Namen der Gerechtigkeit geschah, nichts anderes war, als Gewaltthat unter gesetzlichen Formen. Das Haus Habsburg, welches an der Vertreibung Herzog Ulrich's besonderen Antheil genommen hatte, setzte sich, mit Uebergehung des Sohnes des vertriebenen Herzogs, in dem Lande fest, und konnte erst nach Jahren daraus wieder entfernt werden.

Einen ganz ähnlichen Charakter hatte die sogenannte Hildesheimer Stiftsfehde. Der Bischof Johann von Hildesheim, ein Prinz aus dem in Lauenburg herrschenden sächsisch-askanischen Hause, zerfiel mit dem Reichsadel seines Stiftes. Die Herren von Saldern brachten 1516 einen Bund von fünf und sechzig ritterschaftlichen Gutsbesitzern des Bisthums gegen den Bischof zu Stande, welcher sich unter den Schutz der Herzoge von Braunschweig-Wolfenbüttel und Kalenberg und des Bischofs Franz von Minden, eines braunschweigischen Prinzen, begab. Zwei Jahre lang dauerte der Krieg. Endlich gewann der Bischof Johann den Herzog Heinrich von Lüneburg, dessen Sohn er zum Coadjutor annahm, oder mit anderen Worten, zu seinem Nachfolger bestimmte. Auf der Soltauer Haide kam es zu einer blutigen Schlacht, in welcher die Partei des Bischof's Johann von Hildesheim den Sieg errang, dessen Früchte ihm übrigens später durch einen Spruch Kaiser Karl's V. größtentheils entzogen wurden.

Kaiser Maximilian, welcher noch lebte, als der Krieg in Würtemberg und im Hildesheim'schen ausbrach, nahm an allen diesen Wirren nur insofern Antheil, als er für sein Haus Vortheil daraus zu ziehen hoffte. Ihn beschäftigte zunächst immer nur die Sorge für Lustbarkeiten, feierliche Aufzüge und festliche Gelage. Nebenbei betrieb er aber mit großem Eifer, doch ohne Erfolg, die Wahl seines Enkels, des nachmaligen Kaiser's Karl V. Seine Charakterlosigkeit bewährte er noch in seinen letzten Lebensjahren, indem er zuerst Acht und Aberacht über Franz von Sickingen aussprach (1517), dann aber (1518), bevor dieser sich gereinigt hatte, ihn festlich bei sich zu Innsbruck aufnahm.

Auf dem Reichstage zu Augsburg (1518) hatte der Kaiser noch keine Ahnung von der Bedeutung des durch Luther angeregten Streites mit dem Papste. Wie er die Sache ansah, erhellt am deutlichsten aus den Worten, die er damals zum Kurfürsten von Sachsen sprach: „man müsse diesen Mönch aufsparen, da man ihn vielleicht noch werde brauchen können."

In Augsburg feierte Maximilian noch die Vermählung des Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg mit der Susanna von Baiern, und reiste dann nach Innsbruck.

Als er vor dieser Stadt bei grimmiger Kälte im Januar 1519 anlangte, ließen ihn die Bürger, welche durch des Kaisers niederträchtige Beamte zum äußersten getrieben worden waren, nicht ein. Er zog sich dadurch ein Fieber zu, an welchem er, bevor er Wien erreichen konnte, in Wels starb im ein und sechzigsten Jahre seines Alters.

Eine so traurige Rolle Maximilian als Herrscher gespielt hatte, so besaß er doch manche freundliche Eigenschaften. Als z. B. ein Spötter an seinem Hofe den Reim an eine Wand schrieb:

„Da Adam backt' und Eva spann,
Wo war damals der Edelmann?"

so setzte er darunter die bescheidenen Worte:

„Ich bin ein Mann wie ein anderer Mann,
Nur daß mir Gott die Ehre gann."

Dagegen ließe sich nichts einwenden; wenn Maximilian nur im Sinne dieses seines Reimes gehandelt hätte. Seine Ansichten über die Könige und Völker seiner Zeit legte er in den Worten nieder:

„Der König von Frankreich ist ein König der Esel, weil seine Unterthanen alles tragen und alles thun, was er ihnen auflegt; der in Hispanien ein König der Menschen, die ihm nur in billigen Sachen gehorchen; der in England, ein König der Engel, denn er gebietet ihnen nichts unrechtes, und sie gehorchen ihm willig; wir aber sind ein König der Könige, die uns nur gehorchen, wenn es ihnen gefällt."

Wir wollen mit dem alten Maximilian darüber nicht rechten. Soviel ist aber gewiß, daß, wenn er, statt seines Enkels bis über die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts auf dem Throne Deutschlands gesessen, die Reformation schwerlich einen so blutigen Verlauf genommen hätte.

## §. 33. Karl V. (1519—1558).

Am 24. Februar 1500 gab Philipp der Schöne, der Sohn Kaiser Maximilian's und der Maria von Burgund im Fürstenhofe zu Gent einen großen Ball. Seine Gattin Johanna, Tochter Ferdinand's und Isabellen's von Spanien, von Eifersucht gequält, ließ sich nicht abhalten, demselben beizuwohnen, obgleich der neunte Monat ihrer Schwangerschaft zu Ende ging. Mitten im Geräusche des Festes fühlte sie ein Bedürfniß, eilte nach dem heimlichen Gemache und gebar dort nach wenigen Stunden einen Sohn, welcher später den Namen Karl und den Titel eines Herzogs von Luxemburg erhielt. Als Knabe von sechs Jahren verlor er seinen Vater und zugleich seine Mutter, welche aus Schmerz über den plötzlichen Tod ihres leidenschaftlich geliebten Gatten, wahnsinnig wurde, und nicht wieder genas. Seine Tante, Margaretha von Oesterreich, die Regentin der Niederlande, gab ihm den Decan der Universität Löwen, Adrian Florent oder Floricson von Utrecht, der später Papst wurde, zum Lehrer, und Wilhelm von Croix, Marquis von Chievres zum Gouverneur. Beide, obgleich sonst sehr verschiedenartig in ihren Richtungen und Anschauungen, stimmten doch darin überein, daß sie ihrem Zöglinge die Glaubenssätze, Ceremonien und Gewohnheiten der katholischen Kirche auf's festeste einprägten. Unter deren Leitung lernte Karl zuerst französisch, dann flamändisch und erst später und minder gut spanisch, deutsch, italienisch u. s. w. Die Niederlande hatte Karl schon von seinem Vater geerbt. Beim Tode seines Großvaters mütterlicher Seite (1516) fiel ihm Spanien mit seinen neuerworbenen Provinzen Italiens und den Colonien jenseits des atlantischen Oceans, und bald darauf (1519), als sein Großvater väterlicher Seite starb, die Länder des Hauses Habsburg zu. Seit Karl, dem sogenannten Großen, hatte kein europäischer König eine

so ausgedehnte Ländermasse unter seinem Scepter vereinigt. Zu allen diesen ererbten Herrschaften kam bald noch die deutsche Kaiserwürde, zu welcher er durch die Wahl der Kurfürsten erhoben wurde.

Als dem sechszehnjährigen Jüngling Spanien, halb Italien und die neue Welt im Westen zugefallen war, nahm er den Wahlspruch an: non dum (noch nicht) und verwandelte diesen in plus ultra (weiter vorwärts), nachdem ihm die Habsburgische Erbschaft und die Kaiserwürde zu Theil geworden. Spanien mit dessen Nebenländern genügte seinem Ehrgeize nicht, und selbst die Habsburgische Erbschaft und die Kaiserwürde trieben ihn nur an, noch mehr zu wünschen.

Karl V. gehört fünf verschiedenen Nationen an: den Niederländern, Spaniern, Italienern, Deutschen und Amerikanern, auf deren Schicksale er einen entscheidenden Einfluß übte. Denn er war es, welcher die Grundsätze feststellte, nach welchen seine Nachfolger in der Herrschaft über alle diese Völker Jahrhunderte lang verfuhren. Da wir übrigens die Völker höher stellen, als deren Herrscher, da wir nicht die Geschichte der Entwickelung einzelner Menschen, sondern der Völker und der gesammten Menschheit schreiben, werden wir nicht den Schicksalen und Handlungen Karl's den Entwickelungsgang der von ihm ganz oder theilweise beherrschten Nationen unterordnen, vielmehr bei der Geschichte jeder einzelnen Nation von deren Beherrscher Karl, so viel als dahin gehört, mittheilen. Wenn dadurch die Geschichte Karl's V. an innerem Zusammenhang verliert, so gewinnt in gleichem Maße diejenige von fünf Reichen. Wer freilich nur die Geschichte der Monarchen und nicht der Völker schreibt, zieht eine andere Anordnung vor.

Lange vor Maximilian's Tode hatten die Umtriebe der Wahl seines Nachfolgers schon begonnen. Große Summen waren mehreren Kurfürsten zugeflossen, um deren Stimmen zu gewinnen, und selbst weniger einflußreiche Fürsten, Grafen und Ritter wurden bestochen, um in diesem oder jenem Sinne zu wirken. Deutschland hatte damals schon aufgehört, ein abgeschlossener Staat zu sein. Seine einzelnen Provinzen hingen alle fester an ihren unmittelbaren Beherrschern, als an dem Kaiser, welcher nur zum Scheine die Einheit des Reiches darstellte. Die Schweiz gehorchte ihren Kantonsregierungen, die Niederlande dem Hause Habsburg. Beide Grenzländer hingen mehr durch die Erinnerung an vergangene Zeiten, als durch wirkliche und gegenwärtige Bande mit Deutschland zusammen. Die übrigen Provinzen des Reiches folgten in allen politischen Fragen den ihnen von ihren Landesherren ertheilten Anregungen. Sie waren nur insofern deutsch, als ihre Herrscher es ihnen gestatteten. Die Sprache und das allgemeine Nationalgefühl konnten ihnen diese nicht rauben. Allein die Fürsten beuteten ihre Unterthanen ausschließlich im Interesse ihrer Häuser aus. Das allgemeine Wohl kam nicht in Betracht.

Als es galt, nach Maximilian's Tode ihm einen Nachfolger zu wählen, entschieden über diese hochwichtige Frage nicht die persönlichen Eigenschaften, sondern die äußere Stellung der Bewerber. Die Kurfürsten hatten trotz aller angewandten Bestechung, soviel gesunden Sinn, zu erkennen, daß der geeignetste Mann für die Kaiserkrone Friedrich der Zweite von Sachsen sein würde. Allein dieser Fürst besaß weder den Ehrgeiz, noch die Entschlossenheit, eine so schwere Bürde auf sich zu nehmen, und lenkte die Wahl auf Karl von Habsburg. Franz I. von Frankreich hatte seit Jahren darnach getrachtet, Maximilian's Nachfolger auf dem deutschen Kaiserthrone zu werden. Auch Heinrich VIII. von England würde mit Vergnügen die Wahl angenommen haben. Beide mußten dem Habsburger weichen. Heinrich that es ohne üble Laune. Er hatte selbst kaum erwartet, den Sieg davon zu tragen. Um so empfindlicher fühlte der eitele König Franz die Zurücksetzung. Das Gold, das er mit freigebigen Händen in Deutschland gespendet hatte, um

seine Wahl durchzusetzen, war verloren. Es war die erste Wunde, welche ihm der Knabe Karl schlug.

Die Kurfürsten waren von der Ansicht ausgegangen, daß Karl dem deutschen Vaterlande den kräftigsten Schutz gewähren könne. Sie bedachten nicht, daß er in gleichem Maße das Reich mit Gefahren bedrohe. Die Macht, welche er besaß, wurde so ziemlich durch diejenige seiner Feinde aufgewogen. Ueberdieß konnte er dieselbe im Falle des Sieges eben sowohl zur Unterdrückung der deutschen Freiheit, als zum Schutze gegen das Ausland anwenden. Diese Gefahr glaubten die Kurfürsten durch eine Wahl-Capitulation, zu der sich Karl bereit erklärte, beseitigen zu können, gleich als ob jemals ein Fürst seine Zusagen gehalten hätte, wenn er sich stark genug fühlte, sie zu brechen, und durch seinen Ehrgeiz dazu angetrieben wurde.

Das Nationalgefühl der Kurfürsten war sehr schwach. Es reichte nicht weiter, als dem Habsburger, der zum Theil wenigstens deutschen Ursprungs, den Vorzug über den Valois zu geben, welcher ganz Ausländer war. Die hohe Bedeutung der damals schon durch Luther angeregten religiösen Streitigkeiten erkannte Niemand im Kurfürsten-Collegium, selbst Friedrich der Weise nicht, widrigenfalls er schwerlich seine Stimme einem Herrscher gegeben hätte, in dessen Hauptlande die Inquisition ihre Opfer schlachtete. Indem die Kurfürsten dem spanischen Karl den Vorzug vor dem Könige von Frankreich ertheilten, mußten sie sich darauf gefaßt machen, das deutsche Reich in die Kriege dieser beiden Machthaber zu verwickeln. Welche Ausdehnung diese gewinnen würden, ließ sich allerdings nicht voraussehen; klar am Tage lag es aber, daß zwei Herrscher, welche an den Pyrenäen, in Italien, in den Niederlanden und in Deutschland feindliche Ansprüche hegten und widerstrebende Pläne verfolgten, nicht Frieden halten würden.

Die wichtigste Frage, welche sich dem Kaiser in Deutschland aufdrang, sobald er Zeit gefunden hatte, dahin zu kommen, betraf die Kirche. Erst am 23. Oktober 1520 konnte aber die Krönung zu Aachen stattfinden, da Karl zuvor in Spanien, unterwegs in England und in den Niederlanden alle Hände voll zu thun hatte. Er sah mit größerer Sicherheit, als die deutschen Kurfürsten, den ihm bevorstehenden Kampf mit Franz I. voraus, und dachte weit mehr daran, aus Deutschland Mittel zu dessen Führung zu ziehen, als Frieden im Innern und Schutz gegen auswärtige Feinde dem Reiche zu gewähren, das ihm nicht durch Erbschaft, sondern durch Wahl zugefallen war. Bei allen Monarchen steht ein Erbviel höher, als ein Wahlreich, die Geburt höher, als das Verdienst.

Es war ein Glück für Deutschland und die gesammte Menschheit, daß Karl V. nur einen kleinen Theil seiner Zeit und der Kräfte seiner vielen Staaten dem deutschen Vaterlande widmen konnte, und daß er die Angelegenheiten seines Hauses für wichtiger erachtete, als diejenigen seiner Kirche und des deutschen Reiches. Er trat daher, wie wir oben geschildert*), der aufkeimenden Reformation nicht mit derjenigen Entschiedenheit entgegen, welche er in seinen Kämpfen gegen Franz I. und selbst gegen die Päpste an den Tag legte.

Auf dem berühmten Reichstage zu Worms wurde die Bestellung eines Reichsregiments und die feste Anordnung des Reichskammergerichtes mit nicht geringerem Ernste betrieben, als der Religionsstreit Luther's. Der Marquis von Chievres (Ziege), welchen die Spanier Bouc (Bock) genannt hatten, um seine Habsucht zu bezeichnen, stand dem jungen Kaiser zur Seite. Damals schon gab Karl deutlich zu erkennen, daß er darnach strebe, seine Gewalt auch in Deutschland möglichst zu erweitern. Er verlieh dem Regimentsrathe, welcher früher „Königlicher und des Reiches Rath" genannt wurde, den weit monarchischer klingenden Titel: „Kaiserlicher Majestät Rath im Reiche." Statthalter und Räthe, welche früher dem Kaiser und dem Reiche den Eid der Treue geleistet hatten, ließ

*) S. § 5 ff.

Karl nur sich und nicht dem Reiche schwören. Dadurch, daß „wichtige Staats- und Justizsachen, Fahnenlehen und der Abschluß auswärtiger Bündnisse" dem Kaiser vorbehalten wurden, schwächte er von vornherein die Wirksamkeit des Regimentsrathes, welcher überdieß wegen der großen Zahl seiner Mitglieder (22) zu raschen und kräftigen Beschlüssen sehr wenig geeignet war. Auf dem Reichstage von Worms war es auch, wo der Grund zu dem grausamsten aller deutschen Gesetzbücher, der sogenannten peinlichen Halsgerichtsordnung Kaiser Karl's V. gelegt wurde. Mit Recht trägt sie dessen Namen, da sie den Charakter unerhörter und systematischer Härte an sich trägt. Nichts macht uns den Fortschritt der Zeit anschaulicher, als derartige Urkunden der Vergangenheit, welche dem Hexenglauben, der Tortur, den Verstümmelungen, dem Viertheilen, Rädern, Pfählen, lebendig verbrennen, Ersäufen und unzähligen anderen Abgeschmacktheiten und Schändlichkeiten den Stempel der Gesetzlichkeit aufdrückten.

Auch die inneren Angelegenheiten des Hauses Habsburg wurden auf demselben Reichstage geordnet. Noch war das Erstgeburtsrecht in diesem Hause nicht eingeführt. Karl's Bruder, Ferdinand, hatte demnach gleiche Ansprüche auf das habsburgische Erbe. Der Kaiser wußte es aber so einzurichten, daß er als der eigentliche Herr sämmtlicher habsburgischen Lande erklärt wurde. Doch überließ er (am 28. April 1521) seinem Bruder die Verwaltung von Ober- und Nieder-Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain. Für sich selbst behielt Karl die vorderösterreichischen Lande in Schwaben und Elsaß, desgleichen Tyrol, Istrien, Friaul und das Land bis Triest und Gradisca. Im Februar 1522 trat der Kaiser seinem Bruder Ferdinand ferner die schwäbischen Besitzungen und Tyrol ab. Erst im Jahre 1540 konnte er sich von seinen übrigen deutschen Besitzungen trennen. Aus den Niederlanden, welche Karl sich auch dann noch vorbehielt, zog er mehr Geld und Mannschaft, als Ferdinand jemals aus allen seinen deutschen Besitzungen pressen konnte.

Während der ersten fünf und zwanzig Jahre seiner Regierung bekümmerte sich Karl V. sehr wenig um Deutschland. Selbst der große Bauernkrieg der Jahre 1524 und 1525 rüttelte den Kaiser nicht aus seiner Gleichgültigkeit für das Wohl der deutschen Nation auf. Ohne sein Zuthun wurden die Bauern niedergeworfen, und nachdem dieses geschehen war, hatte Karl kein Gefühl für ihre Leiden und keinen Gedanken, diesen abzuhelfen.

Der Bauernkrieg*) machte die Nichtigkeit der Reichsgewalt damaliger Zeit am besten anschaulich. Nur die Ritter, die Fürsten und die Geistlichen leisteten da und dort den Bauern Widerstand, und der schwäbische Bund bot die Heeresmacht auf, welche die entscheidenden Siege erfocht. Es ist daher sehr begreiflich, daß die durch Luther angeregte rein religiöse Bewegung trotz allen Reichsbeschlüssen ihren ungehemmten Fortgang hatte, insofern die betreffenden Landesherren: Städte, Ritter, Fürsten und Prälaten ihr nicht feindlich in den Weg traten. Die Reichsgewalt konnte nur in denjenigen Bezirken Deutschlands sich geltend machen, deren Herren auf ihrer Seite standen, sie war im entgegengesetzten Falle durchaus unmächtig.

Eine andere, noch weit bedeutungsvollere Thatsache, welche der Bauernkrieg zu Tage brachte, war, daß das Christenthum nicht ausreicht, den Menschen zu ihren ewigen und unveräußerlichen Rechten zu verhelfen, daß es den Freiheitsmuth und das Rechtsgefühl seiner Anhänger nicht genügend anspornt, um ihnen die Kraft zu verleihen, tausendjährige Fesseln zu sprengen. Siegreich wurde daher der Kampf gegen die bestehende Kirche nur da geführt, wo sich andere Bestrebungen, namentlich politischer Natur mit demselben verbanden.

Karl V. ahnte nicht, daß bald schon die Religionsfrage in andere, ihm weit gefährlichere Verbindungen eintreten könne, und beugte solchen nicht vor. Die deutsche Krone hatte für ihn nur insofern Werth, als sie ihm Glanz verlieh. An die Pflichten, welche sie

*) Siehe oben § 7. S. 48 ff.

ihm auferlegte, dachte er nicht. Als sich übrigens die Gelegenheit bot, mit Pomp vom Papste gekrönt zu werden, ergriff er dieselbe mit Vergnügen.

Im Jahre 1530, kurz nachdem die spanischen und deutschen Truppen Karl's V. Rom erstürmt und geplündert, und den Papst zu einem sehr harten Frieden gezwungen hatten, ließ sich derselbe in Bologna krönen. Es war dieses eines jener Spektakelstückchen, welche ihm besondere Freude machten, weil sie die große Masse des Volkes über seine Absichten und Pläne vollständig irre führten. Während er durch seine Truppen den Papst in der Engelsburg enge eingeschlossen hielt, hatte er Gebete für dessen Befreiung anordnen lassen, und nachdem der geängstigte Oberpriester das Gesetz von dem mächtigen Kaiser empfangen hatte, ließ sich Karl von ihm krönen. Bei dieser Gelegenheit erklärte Karl V. feierlich, und auf den Knieen liegend, daß das Heer unter dem Connetable von Bourbon ohne sein Wissen und ohne seinen Willen auf Rom losgerückt sei, daß er von den daselbst begangenen Verbrechen erst nachdem sie verübt waren, Kenntniß erhalten habe, und daß er, zum Zeichen seiner Ergebenheit, durch diese Erklärung sich und sein Heer zu den Füßen des obersten Kirchenhirten niederlege, und bereit sei, jede Genugthuung zu geben, welche gefordert würde, müßte er selbst sein Schwert in die Hände des Papstes niederlegen."

Natürlich hütete er sich wohl hinzu zu fügen, daß, sobald er Kenntniß von der Gefangennahme des Papstes erhalten, er sofort dessen Freilassung, sobald er die Einnahme Rom's erfahren, dessen Räumung angeordnet habe. Auch wußten die Eingeweihten wohl, daß die Formel, in welcher Karl um Verzeihung bat, zuvor festgesetzt und die Zusage der Absolution vom Papste ertheilt worden war. Die ganze Sache war also nur eine auf die Täuschung des Volkes berechnete Ceremonie. Daß Papst und Kaiser ihren Zweck erreichten, geht am besten daraus hervor, daß selbst im neunzehnten Jahrhundert Geschichtsforscher, wie z. B. Pichot, das zu Bologna aufgeführte Schauspiel ganz ernstlich als einen Beweis der Unterwürfigkeit Karl's und als ein Zeichen seines Bedauerns über die Einnahme Rom's betrachten.

Wer tiefer blickt, erkennt darin nichts weiter, als den Wunsch Karl's V., jeden Vorwurf, den bigotte Katholiken aus den mit dem Papste gepflogenen kriegerischen und friedlichen Verhandlungen ableiten möchten, niederzuschlagen. Diese selbst bezogen sich aber mehr auf die italienischen und französischen Verhältnisse, als auf Deutschland, können also hier übergangen werden. Die blutigen Kriege, die Karl mit Franz I. von Frankreich führte, wurden theils in Italien ausgefochten, theils bildeten italienische Besitzungen und namentlich das Herzogthum Mailand den eigentlichen Streitgegenstand. Die Schlachten, welche Karl im Kampfe mit Frankreich schlug, und die Verträge, die er abschloß, gehören nicht in die Geschichte Deutschland's, welches durch dieselben sehr wenig berührt wurde. Auch die Züge dieses Kaisers gegen Tunis und Algier (1541) waren für unser Vaterland nur insofern von Wichtigkeit, als sie die Streitkräfte und die Zeit Karl's V., welche er außerdem nur zur Unterdrückung der freiheitlichen Bewegungen in der Heimath der Reformation verwandt haben würde, auf einen Punkt ablenkten, wo sie ohne Schaden oder sogar einigermaßen selbst zum Besten der Menschheit wirkten. Die Fortschritte, welche mittlerweile die Reformation machte, verdanken wir in großem Maße diesen mannigfaltigen Unternehmungen des deutschen Kaisers. Wenn es ihm darum zu thun gewesen wäre, Deutschland zu beschützen, so hätte er besser gethan, seine Waffen, statt gegen Nordafrika, gegen die europäische Türkei zu richten, von welcher aus unter seiner Regierung Ungarn und Oesterreich auf's ernstlichste bedroht wurden. Soliman II. rückte unaufhaltsam nach dem Westen vor und Karl V., welcher mehr als irgend ein anderer europäischer Fürst aufgefordert war, ihm die Spitze zu bieten, überließ die ganze Gefahr des Krieges anderen, minder mächtigen christlichen Königen. Er verhinderte weder, daß die Türken (1522) Rhodus eroberten,

noch daß der König Ludwig von Ungarn in der Schlacht von Mohacz (1526) Leben und Heer verlor, ungeachtet der Verträge, welche dem Hause Oesterreich für den Fall des Aussterbens des ungarischen Königshauses die Erbfolge zusicherten. Es gereicht dem mächtigen Beherrscher eines großen Theiles Europa's und Amerika's nicht zur Ehre, daß, während er auf dem deutschen Kaiserthrone saß, die Türken drei und dreißig Tage lang (vom 13. September bis 16. October 1529) Wien belagern konnten, und daß er zu spät kam, sie zurück zu treiben. Zu keiner Zeit machten die Türken so große Fortschritte in der nächsten Nähe Deutschland's und sogar in dem Lande, welches seinem Bruder Ferdinand zugefallen war (Ungarn), als da Kaiser Karl V. den Titel eines Mehrers des deutschen Reiches führte. Durch schmählichen Tribut mußte Ferdinand (1546) einen Waffenstillstand erkaufen. Kaiser Karl erkannte nicht, daß ein Theil, vielleicht der größere des Schimpfes, auf ihn zurück fiel. Man hat wiederholt den protestantischen Fürsten Deutschland's einen Vorwurf daraus gemacht, daß sie dem Könige Ferdinand keinen genügenden Beistand gegen die Türken geleistet hätten. Allein mir scheint die Zumuthung sehr abgeschmackt zu sein, daß diejenigen, deren Leben und Besitzstand unausgesetzt bedroht waren, demselben Tyrannen Hülfe leisten sollten, welcher als Sieger sofort seine Waffen gegen sie gekehrt haben würde. Eine ganz andere Stellung nahm aber Karl V. seinem Bruder Ferdinand gegenüber ein. Als deutscher Kaiser, als Haupt der habsburgischen Familie und als Bruder hatte er eine dreifache Aufforderung, die Türken aus Ungarn und von den Grenzen Deutschland's zu vertreiben Doch ihm schien das Herzogthum Mailand wichtiger zu sein, als das Königreich Ungarn, und dem Kriege gegen das katholische Frankreich widmete Karl V. hundert Mal mehr Zeit und Kraft, als dem Kampfe gegen die mohammedanische Türkei. Dieses stand nicht in Uebereinstimmung mit den Redensarten, welche er bei jeder Gelegenheit aussprach, es war nicht bedingt durch die von seinen Altvordern ererbte Stellung, und stand durchaus in Widerspruch mit einer großartigen Auffassung seiner Zeit, ganz abgesehen von allen Freiheitsideen und den Bewegungen der Reformation. Allein Karl V. besaß nicht jenen weitreichenden Blick, wie ihn gleich ehrgeizige Menschen, z. B. der Cardinal Richelieu, Heinrich IV. von Frankreich und viele andere besaßen. Weil Franz I. ihn als persönlichen Nebenbuhler und Feind betrachtete, ließ er sich von diesem das Feld seiner Thätigkeit vorzeichnen. Nach der Schlacht von Pavia wäre es ihm ein leichtes gewesen, einen dauernden Frieden mit Frankreich zu schließen. Allein Karl V. war zu kleinlich, um sich auf einen höhern Standpunkt in der Politik hinanschwingen zu können, als ihn Franz I., Heinrich VIII. und ähnliche Alltagsmenschen inne hatten. Er war nur schlauer, ränkevoller, und weniger ausschweifend, als sie, nicht weitsehender. Auf die traurige Stellung, welche Karl V. der Türkei gegenüber einnahm, war übrigens der Argwohn, welchen er seinem Bruder Ferdinand gegenüber hegte, gewiß nicht ohne Einfluß. Er wollte diesen nicht zu mächtig werden lassen, ihn stets von sich in Abhängigkeit erhalten. Dazu dienten ihm die Türken ganz gut. Denn sie gaben Ferdinand sein Leben lang soviel zu thun, daß er sich ihrer kaum erwehren konnte.

Dieselbe Kurzsichtigkeit und Härte, welche Karl V. seinem katholischen Feinde Franz I. gegenüber an den Tag legte, und welche ihm trotz aller gewonnenen Schlachten am Ende doch wenig oder keine Vortheile brachte, zeigte er auch im Kampfe mit den Protestanten Deutschlands. Zuerst ließ er sie zu einer Macht werden, dann bekämpfte er sie zwar mit Nachdruck, allein auf eine so verrätherische und die Rechte aller Fürsten, selbst der katholischen, so sehr gefährdende Weise, daß er dadurch seine eigene Niederlage vorbereitete. Das von ihm erfundene Interim*) beweist mehr, als irgend eine andere seiner Handlungen, wie wenig Karl V. die Menschen wirklich kannte, wie wenig er ahnte, daß in ihnen eine

*) S. oben § 11. S. 92 ff.

verborgene Kraft ruhe, welche, auf's äußerste gereizt, sich verzehnfacht und den mächtigsten Herrschern gefährlich wird; und doch war es diese, welche allein dem Kurfürsten Moritz von Sachsen und den mit ihm verbündeten Fürsten den Muth einflößte, den Krieg gegen den mächtigen Beherrscher zweier Welten zu beginnen.

Ohne einige fremde Hülfe wagten sie sich nicht in den Kampf. Um sich den Beistand des Königs der Franzosen zu verschaffen, willigten Moritz und seine Bundesgenossen ein, daß Heinrich II. die zum deutschen Reiche gehörigen Städte, in welchen nicht deutsch gesprochen wurde, Metz, Toul, Verdün und Cambray besetzen und unter dem nichtigen Vorbehalte der Rechte des Reiches als Reichs-Vicarius behalten dürfe.

Die Verhandlungen unter den deutschen Fürsten sowohl, als mit dem Könige der Franzosen wurden äußerst geheim geführt und gehalten. Am 5. October 1551 kamen sie auf dem einsamen Waldschlosse Friedenwalde in Hessen zum Abschlusse. In Folge dieses Vertrags bezahlte der König der Franzosen dem Kurfürsten Moritz sogleich zweimal hundert vierzig, und weiter monatlich sechzig tausend Goldthaler. Zugleich mit den deutschen Fürsten sollte der König von Frankreich in's Feld rücken. Die deutschen Fürsten hatten wohlweislich den übel berüchtigten Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach in ihren Bund nicht aufgenommen. Derselbe bot sich aber dem Könige von Frankreich an, welcher sich von ihm bereden ließ, ihm bedeutende Geldsummen zur Verfügung zu stellen. Mit diesen warb er ein ansehnliches Heer, welches später dem Kurfürsten Moritz den Tod geben sollte.

In der Geschichte der Reformation haben wir die Erfolge des Bundes der deutschen Fürsten und des Königs von Frankreich, so weit sie die Religionsangelegenheit betrafen, mitgetheilt. Karl V. wurde besiegt und gezwungen, sein Interim aufzugeben. Die Protestanten erhielten Gleichberechtigung mit den Katholiken, obgleich nicht vollständige; allein da den weltlichen Regierungen ausdrücklich das Recht vorbehalten wurde, die Anhänger einer anderen Religion zur Auswanderung zu treiben, und überdieß der sogenannte geistliche Vorbehalt, obschon ohne Zustimmung der Protestanten, in den Friedensschluß aufgenommen wurde, so blieb der Grundsatz der Unfreiheit des Glaubens für die große Masse des Volkes bestehen, und blieb auch für die regierenden Geschlechter mehr oder weniger immer von der Gewalt abhängig. Denn, wenn ein in der Vernunft begründetes Menschenrecht nur als Ausnahme und nicht seinem ganzen Umfange nach anerkannt ist, liegt es in der Natur der dasselbe bestreitenden Leidenschaften, daß sie suchen es mehr und mehr zu beschränken, oder, wo möglich, zu vernichten. Nur eine bestimmte und unumwundene Anerkennung des Rechts, gegründet auf eine entsprechende Macht, kann dasselbe vor den Angriffen der Herrschsucht und des Aberglaubens einigermaßen sicher stellen.

Mit Recht ist daher der Augsburger Religionsfrieden bitter getadelt worden. Doch darf dabei nicht übersehen werden, daß er doch ein großer Fortschritt zum Bessern war. Vorher hatte der Papst allein, und nur zu Gunsten seines Glaubens das Recht, Andersglaubenden Gewalt anzuthun, und er begnügte sich nicht damit, diese zu verbannen, er ließ sie verbrennen. Dadurch, daß er dieses Recht mit sämmtlichen protestantischen Fürsten theilen, daß er und seine Anhänger sich mit Verhängung der Verbannung begnügen mußten, war schon viel gewonnen, obgleich allerdings der Grundsatz "cujus regio ejus religio," d. h. wem das Land, dem gehört auch die Religion, ein haarsträubender ist.

Nachdem der Religionskrieg in Deutschland durch den Passauer Vertrag und den Augsburger Religionsfrieden beendigt war, blieb noch der Krieg mit Frankreich und mit den raubsüchtigen Schaaren des Markgrafen von Brandenburg-Kulmbach übrig.

Metz, Toul, Verdün und Cambray blieben unter französischer Herrschaft, ungeachtet Kaiser Karl sogar den Markgrafen Albrecht von Brandenburg in seinen Schutz nahm, um

mit dessen wilden Horden den König von Frankreich, der sie verschmäht hatte, zu bekriegen. Der Kaiser sagte dem Räuberhauptmann in einem förmlichen, am 24. October 1552 bestätigten Vertrage zu, daß er die von den Reichsgerichten cassirten Verträge, zu welchen der Markgraf verschiedene deutsche Bischöfe gezwungen hatte, aufrecht erhalten wolle. Den Räubereien, welche der Markgraf nachher auf französischem Gebiete verübte, gab der Kaiser dadurch einen völkerrechtlichen Anschein, daß er deren Betrag demselben an Zahlungsstatt anwies. Der Kaiser stellte sich dadurch so ziemlich auf gleichen Fuß mit diesem berüchtigten Räuber. Dessen ungeachtet mußte er gegen Ende Decembers die Belagerung von Metz, die er am 22. October begonnen hatte, unverrichteter Dinge aufgeben. Der Markgraf von Brandenburg-Kulmbach, pochend auf den mit dem Kaiser abgeschlossenen Vertrag, setzte sein Unwesen in Deutschland fort, nachdem er aus Frankreich vertrieben war. Der Kaiser schritt gegen ihn nicht ein. Im April 1553 vereinigten sich endlich König Ferdinand, Kurfürst Moritz und einige andere deutsche Stände gegen ihn. Am 1. Juli dieses Jahres verlor in der Schlacht von Sievershausen Moritz sein Leben, Albrecht sein Heer. Moritz wurde gegen das Ende des Treffens von hinten erschossen. Es ist kaum zu glauben, daß die Kugel von Feindes Hand abgeschossen wurde. Doch der Thäter ist bis auf unsere Tage nicht ermittelt worden.

Moritz hinterließ keine Nachkommen. Sein Bruder August folgte ihm in der Kurwürde nach, und zog sofort seine Truppen nach Sachsen zurück, da er fürchtete, von dem abgesetzten Kurfürsten Johann Friedrich und dessen Söhnen bekriegt zu werden. Markgraf Albrecht gelangte daher schnell wieder zu Kräften, und setzte seine Verheerungen und Plünderungen fort. In einer zweiten Schlacht wurde der Markgraf (am 12. September) unweit Braunschweig von dem Herzoge Heinrich dem jüngern geschlagen. Dennoch blieb er im Felde bis zum 12. Juni 1556, an welchem Tage er durch die Truppen des Herzogs Heinrich von Braunschweig, die Nürnberger und die Sachsen unter Heinrich von Plauen geschlagen wurde. Er selbst rettete sich aber wieder, floh nach Frankreich und hörte auch dann noch nicht ganz auf, sein Unwesen zu treiben.

Manche Schriftsteller schreiben diese und viele andere Wirren des deutschen Reiches der Schwäche der Reichsgewalt zu und beklagen diese in bitteren Worten. Allein sie erwägen nicht, daß, wenn die Reichsgewalt in den Händen der Habsburger stark gewesen wäre, diese schwerlich zunächst und hauptsächlich den herrschenden Uebelständen abgeholfen hätten, vielmehr nur darauf bedacht gewesen wären, ihre Hausmacht zu vergrößern, und die Freiheitsbestrebungen der deutschen Nation vollständig zu erdrücken.

Die Grundlosigkeit der Klagen über die Schwäche der Reichsgewalt erhellt am besten aus der selbstsüchtigen Anwendung derselben, in allen Fällen, da sie Kraft entfaltete. Dem Unfuge der vielen Ritter, Grafen und Fürsten, Mönche, Aebte und Bischöfe setzte sie nirgends ein Ziel. Wenn Karl aber mehr Macht in Deutschland besessen hätte, so wäre schon früher und nachher während des schmalkaldischen Krieges, die Reformation gründlich vertilgt worden. Fast alles Gute entwickelte sich in Deutschland unabhängig von oder im Kampfe mit der Reichsgewalt. Diese war es, welche das Pfaffenthum gegen die Reformation, den Adel wider die Bauern und in den Städten die Patricier gegen die Handwerker unterstützte, und das Aufkommen eines volksthümlichen Gemeindewesens mit aller Kraft bekämpfte. Im nördlichen Deutschland ging darüber die Hansa zu Grunde. Die alten Perücken vermochten nicht mit der Zeit, welche vorwärts drängte, gleichen Schritt zu halten. Männer, wie Jürgen Wullenweber in Lübeck, welche sich auf die Massen stützten, den Vorrechten der Patricier ein Ende machen und zeitgemäße Einrichtungen treffen wollten, wurden mit Hülfe der Reichsgewalt niedergeschlagen.

Während Deutschland Mühe hatte, sich des Markgrafen von Brandenburg-Kulmbach und seiner Raubschaaren zu erwehren, führte Kaiser Karl mit abwechselndem Glücke Krieg gegen Frankreich, lag dabei aber lange Zeit an der Gicht krank darnieder. Zu den Schmerzen dieses Uebels kamen noch andere herbere hinzu. Er mußte erkennen, daß er sein ganzes Leben hindurch nutzlos sich abgemüht hatte. Die Lorbeeren, die er in seinen Kriegen erworben hatte, welkten ab, grünere und frischere schmückten die Schläfen seiner Gegner. Alle seine Deutschland betreffende Pläne waren gescheitert. Der Herzog Christoph von Würtemberg, dem er das väterliche Erbe hatte rauben wollen, war nach Schwaben zurückgekehrt. Dessen Land, welches Karl mit Gewalt unter dem Joche der katholischen Kirche hatte halten wollen, war protestantisch geworden. Deutschland, welches er unter sein Interim gebeugt glaubte, hatte dieses abgeschüttelt. Die Protestanten hatten ihn gedehmüthigt, wie er nie zuvor von irgend einem Feinde gedemüthigt worden war. Der Wunsch Karl's, seinen Sohn Philipp auf den deutschen Kaiserthron zu erheben, scheiterte an der Abneigung der Kurfürsten und führte eine Spannung mit seinem Bruder Ferdinand herbei, welche dem kranken Kaiser die letzten Lebensjahre noch mehr verbitterte. Der Tod seiner Gattin, Isabella von Portugal, welche 1539 starb, hinterließ eine tiefe Wunde in seinem Herzen, die er offen erhielt, indem er alle Tage einer Messe beiwohnte, die zur Ruhe ihrer Seele gelesen wurde, indem er sein Zimmer schwarz behängen ließ und selbst nur noch schwarze Kleider anlegte. Statt dieser äußern Zeichen der Trauer hätte er ihr Andenken mehr geehrt, wenn er ihr die Treue bewahrt hätte. Doch alle besseren Regungen, welche Karl V. hegte, gingen in Aeußerlichkeiten unter, während seine schlimmen Triebe sich zu Thaten gestalteten.

Sein Gemüth wurde immer finsterer. Die Melancholie, welche sich seiner bemächtigte, gränzte bisweilen an Wahnsinn. Sein Ueberdruß an allen irdischen Verhältnissen nahm zu, und mit ihnen die alten Fehler, gegen welche seine Beichtväter vergebens angekämpft hatten: Trägheit und Leckerheit. Vergebens berief er seinen Sohn Philipp zu sich nach Brüssel. Philipp erklärte, nur als Regent dahin kommen zu wollen, und legte dadurch seinem Vater die Thronentsagung sehr nahe. Ende Octobers 1555 trat ihm Karl die Niederlande, bald darauf (16. Januar 1556) auch Spanien ab. Mittlerweile wurden zu Baucelles Friedensunterhandlungen mit Frankreich eröffnet, welche am 5. Februar 1556 einen Waffenstillstand zur Folge hatten. Metz, Toul, Verdün und Cambray blieben in Feindes Hand. Kurz darauf verzichtete Karl V. auf die deutsche Kaiserkrone, und zog sich in das Kloster Yuste in Estremadura zurück. Neuere Forschungen*) haben seine letzten Jahre in einem ganz andern Lichte dargestellt, als früher darauf ruhte.

Er hatte sein ganzes Leben lang mit seinen Dienern gezankt, daß sie nicht verstünden, ihm etwas gutes auf die Tafel zu liefern. Bei der Wahl seines Zufluchtsortes hatte er besonders auf seinen Gaumen Rücksicht genommen. Er wußte, daß der Schinken und das Wildpret von Estremadura, die Forellen der benachbarten Bäche, zu den wohlschmeckendsten der Welt gehörten. Was in der Nähe fehlte, mußten sein Oberküchenmeister Xarandilla und sein Secretär Vasquez aus der Ferne verschreiben. Ihr Briefwechsel beweist, mit welchem Aufwande von Zeit und von Kosten dieses geschah. Alle spanischen Granden und Bischöfe, welche sich bei dem Kaiser in Gunst setzen wollten, zahlten ihm ihren Tribut in gemästeten Kälbern, Fischen, Zuckerwerk, Früchten und anderen Leckerbissen. Die Aerzte Karl's V. bekämpften vergebens seine krankhafte Eßlust. Er begnügte sich nicht damit, selbst zum Ruine seiner Gesundheit zu essen, er verführte auch die Mönche zu Yuste zu ähnlichen Uebertretungen, welche allerdings mehr ihre Ordensregel, als ihre festere Körperbeschaffenheit verletzten.

Die Tafel nahm den größten Theil der Zeit Karl's in Anspruch. Was ihm an

*) S. Pichot, Charles Quint. Paris 1854.

Muße übrig blieb, widmete er den geistigen Uebungen seiner Religion. Zwei Geißeln (Disciplinen), die sich in seinem Nachlaß fanden, beweisen, daß er sich selbst den Rücken drosch. Schwerlich hat er sich aber dabei sehr wehe gethan, denn an körperlichen Leiden hatte er außerdem schon Ueberfluß. Gern hätte er, gleich seinem Vertrauten, Franz Borgia, das härene Hemd auf dem Leibe getragen. Aber es war ihm doch zu schmerzhaft.

Gewöhnlich erzählten die Geschichtschreiber, Karl V. sei Mönch geworden. Dieses ist nicht der Fall. Er wohnte in einem Anbau des Klosters, legte aber nicht das dreifache Gelübde ab, schon aus dem Grunde nicht, weil es mit seiner Leckerheit nicht in Uebereinstimmung zu bringen war. Auch ist es nicht richtig, daß er bei lebendem Leibe den Feierlichkeiten seiner Beerdigung beiwohnte. Eine mißverstandene Stelle des Chronisten des Hieronimiten-Klosters führte zu dieser Annahme. Die viel besprochene Ceremonie vom 30. August 1558 war vielmehr nur ein Todtenamt, bei welchem Karl eine angezündete Fackel dem Geistlichen übergab, in der Hoffnung, Gott werde seine Seele eben so freundlich aufnehmen, als der Hieronimiter-Mönch die Fackel nahm. Uns scheint diese Uebergabe der brennenden Fackel schon abgeschmackt genug. Es thut nicht noth, daraus ein vollständiges Leichenbegängniß zu machen. In der Nacht vom 19. auf den 20. September 1558 starb Karl mit großem Anstande. Die um das Sterbebette versammelten Gläubigen fanden seinen Tod sehr erbaulich, und sein Haushofmeister Quixada erklärte, er glaube, daß Karl geraden Weges in den Himmel gefahren sei. Quixada mochte es sehr gut verstehen, seinem Herrn die gewünschten Leckerbissen zu verschaffen. Ein Urtheil über seine Seele oder auch nur, was minder schwierig ist, über sein irdisches Leben abzugeben, dazu fehlten ihm alle Eigenschaften.

Karl V. ist einer der schwierigsten Charaktere, welche die Geschichte dem Forscher bietet. Abgesehen davon, daß er von verschiedenen gleichzeitigen Beobachtern sehr verschiedenartig aufgefaßt wurde, daß die heftigsten religiösen, politischen und nationalen Vorurtheile sich in die meisten Schilderungen seiner Thaten und Beweggründe einmischten und die Quellen der Wahrheit trübten, erschwert die Neigung Karl's, sich selbst, seine Pläne und namentlich seine Schwächen in den Schleier des Geheimnisses zu hüllen, eine richtige Darstellung seines Charakters. Die außerordentliche Verstellungskunst, welche er schon als Knabe besaß, und die ihn nicht verließ bis zu seinem Ende, bildet eine seiner hervorragendsten Eigenschaften. Es gelang ihm, selbst den Namen der Mutter seines Sohnes, Johann von Oesterreich, der Mit- und Nachwelt zu entziehen, und die Mutter seiner Tochter Margaretha in ein so vollständiges Dunkel zu versenken, daß man heut zu Tage noch nicht weiß, was aus ihr geworden ist, nachdem sie dem Kaiser eine Tochter geboren hatte. Bekannt ist nur, daß Margaretha Vangeest im Jahre 1521, und die Mutter seines Sohnes Johann im Jahre 1545 durch ihn auf Zeitlebens unglücklich gemacht, von ihm verlassen und von ihren Kindern auf immer getrennt wurden. Wie Karl V. seine unreinen Liebesverhältnisse zu verdecken wußte, so gelang es ihm auch, um seine ganze innere Welt einen fast undurchdringlichen Nebel zu ziehen.

Wir machen ihm daraus keinen Vorwurf. Er sollte zugleich die Spanier, die Niederländer, die Italiener und die Deutschen befriedigen. Bei der Verschiedenartigkeit dieser vier Nationen konnte ihm dieses nur insofern einigermaßen gelingen, als er schwieg, seine Beweggründe nie kund that, und es der Nachwelt überließ, auf diese nach seinen offenkundigen Handlungen zu schließen. Wir bedauern nur, daß der Kern, den er so sorgfältig verbarg, nicht besser war, und daher keine guten Früchte trug; und dieses legt uns den Gedanken sehr nahe, daß Karl im vollen Bewußtsein, daß seine Absichten unrein seien, sie versteckte.

Karl V. war mehr, als irgend ein anderer König seiner Zeit Selbstbeherrscher. Er

hatte während seiner ganzen Regierung keinen Rathgeber, welcher es wagte, ihm jemals vorzugreifen. Nach den Umständen wechselte er alle seine Diener. Am längsten bewahrten sich die beiden Granvella, Vater und Sohn, ihren Einfluß. Die natürliche Folge dieser Selbstherrschaft war aber, daß die Geschäfte stockten. Karl war kein fleißiger und rascher Arbeiter. Er stand spät auf und verschwendete viel Zeit mit kirchlichen Ceremonien und den Freuden der Tafel. Im Rathe hörte er die Ansichten seiner Minister, behielt sich selbst aber immer die Entscheidung vor. Spanier, Niederländer und Italiener zog er am zahlreichsten in seine Umgebung. Im Jahre 1525 z. B. bestand sein Staatsrath aus acht Mitgliedern. Darunter waren vier Niederländer, zwei Spanier, zwei Italiener und kein Deutscher, ungeachtet doch die deutschen Angelegenheiten gerade um jene Zeit es waren, welche den großartigsten Einfluß auf die Entwickelung der Geschichte ganz Europa's übten. Eine besonders wichtige Rolle spielte der Beichtvater. Isabella von Castilien hatte es eingeführt, daß er in allen Religions- und Gewissens-Angelegenheiten, zu welchen so vieles gezählt werden konnte, freien Zutritt zu den königlichen Berathungen hatte. Doch auch den Beichtvätern übergab Karl nicht das Steuerruder seines Reiches. Er wechselte dieselben sehr oft, so daß keiner eine überwiegende Bedeutung gewann.

Im Kriege, wie im Frieden setzte er die Deutschen zurück. Unter seinen Feldherren zog er ihnen Italiener, Spanier und Niederländer vor. Doch konnte er im Kriege die Deutschen nicht wohl entbehren. Georg von Frundsberg und andere Deutsche halfen ihm einen großen Theil seiner Siege erringen. Dem Frundsberg verdankte er hauptsächlich den Gewinn der Schlachten bei Bicocca (1522) und bei Pavia (1525). Frundsberg war es, der auf dem Reichstage zu Worms dem Luther auf die Schulter klopfte und zu ihm sagte: „Mönchlein, Mönchlein, Du gehst jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberster auch in unserer aller ernstesten Schlacht nicht gethan haben. Bist Du auf rechter Meinung und Deiner Sache gewiß, so fahr' in Gottes Namen fort und sei getrost, Gott wird Dich nicht verlassen." So gab der alte Krieger deutlich seine Sympathie mit den Bestrebungen Luthers zu erkennen. Unter den Söldnern, die er in Italien befehligte, und welche Rom erobern halfen, waren viele gleich gesinnte. Einer der Obersten war Sebastian Schertlin, welcher mit dem Heere nach Rom zog, und uns in seiner selbstverfaßten Lebensbeschreibung viele anziehende Mittheilungen über die Kriegszüge seiner Zeit hinterlassen hat. Auch Sebastian Schertlin neigte sich auf die Seite der Protestanten, welchen er im Schmalkaldischen Kriege, vor Magdeburg und in dem Kriegszuge Moritzens von Sachsen gute Dienste leistete. Hätten die Häupter des Bundes ihm gefolgt, so wäre Karl V. schwerlich in den Jahren 1546 und 1547 Sieger geworden.

Karl besaß als Feldherr und Staatsmann gute Fähigkeiten, obgleich er in beiden Beziehungen nicht zu den Größen ersten Ranges gerechnet werden kann. Trotz aller Schlachten, die er gewann, und aller Verträge, die er schloß, erreichte er die beiden Zwecke, nach denen er am eifrigsten strebte: die Vermehrung des Glanzes der römisch-katholischen Kirche und des Hauses Habsburg — n i c h t. Im Gegensatze war es, unter seiner Herrschaft, daß sich die Reformation und mit ihr der achtzigjährige Krieg vorbereitete, welcher mit dem Verluste Nord-Niederland's für das Haus Habsburg endigte. Er konnte sich von den alten Ueberlieferungen seiner Kirche und seiner Familie nicht trennen, schwankte zwischen beiden ziemlich unsicher hin und her und gefährdete sie dadurch selbst am meisten.

Für die Entwickelung der Menschheit, das Wohl seiner Völker, Freiheit und Recht hatte Karl V. keinen Sinn, ja nicht einmal Worte. Die Redensarten, welche er immer im Munde führte, und in allen öffentlichen Urkunden niederlegte: „Vernichtung der Ketzerei, Ausrottung des Islam, Erhöhung und Erweiterung des Glaubens und der christlichen Religion," verdeckten gewöhnlich nur andere, durchaus verschiedenartige Absichten. Die

Erweiterung seiner Hausmacht war in Deutschland und Italien sein leitender Gedanke, während er in Spanien und in den Niederlanden der Religion in seiner Auffassung, d. h. dem finstersten Aberglauben alle Rücksichten unterordnete. Thatsächlich hat kein Kaiser die Päpste so sehr gedemüthigt, keiner hat so wild in Rom gewüthet, als er. Allerdings verwahrte er sich feierlich gegen die Erstürmung und Plünderung der Siebenhügelstadt. Allein er zog doch daraus soviel Vortheil, als möglich. Es ist daher nicht zu glauben, daß er darüber mehr Bedauern empfand, als aus der Besorgniß entsprang, seine bigotten Unterthanen möchten daran Anstoß nehmen.

Karl V. besaß nicht mehr Ehrgeiz, Herrschsucht, Habgier und Wollust, als die meisten Monarchen seiner Zeit. Die Kriege, die er führte, waren mehr die Folge seiner Stellung, als seiner persönlichen Neigung. Die beiden Fehler, die ihm aber durchaus eigenthümlich waren, und den größten Einfluß auf ihn übten, waren seine Leckerheit und sein Hang zur Trägheit. Durch die erstere untergrub er seine Gesundheit und beide waren die hauptsächlichsten Beweggründe, die ihn bestimmten, in einem verhältnißmäßig nicht vorgerückten Alter seine Krone nieder zu legen.

Daß die Frömmigkeit bei Karl nur Grimasse war, erhellt am besten daraus, daß er in jedem der von ihm beherrschten Länder ihr eine ganz verschiedene Behandlung angedeihen ließ. In Spanien gestattete er der Inquisition, die sogenannten Ketzer zu Tausenden zu verbrennen und zu Hunderttausenden auf Zeitlebens unglücklich zu machen. In Italien bekämpfte er mit äußerster Härte jeden Papst, der ihm nicht willfährig war. Während Paul III. versprach, die sogenannten Ketzer in Deutschland auszurotten, gab Karl sich den deutschen Fürsten gegenüber den Schein, als wolle er nur die Reichsgewalt vor gänzlichem Ruine bewahren. Die Religion, wie die Staatsverfassungen seiner Völker waren ihm nur Mittel zu seinen Zwecken. Am Ende vergrub er sich noch in ein Kloster, um daselbst am besten seinen Lieblingsneigungen fröhnen zu können. In Juste lebte er fast ausschließlich seinem Gaumen und bekümmerte sich, wie früher, wenig oder gar nicht um die Einsprache, welche seine Aerzte dagegen erhoben. Der Gedanke mußte ihn nicht wenig kitzeln, daß, während er sich seinen beiden vorherrschenden Leidenschaften hingab, während er müßig ging und sich mit den besten Speisen m ä s t e t e, er von den Massen für einen halben Heiligen oder wenigstens für ein Wunder der Selbstverleugnung gehalten wurde.

Seiner Selbstsucht ordnete Karl vom Anfang bis zum Ende seines Lebens jede andere Rücksicht unter. Mit kalter Herzlosigkeit gab er bei jeder Gelegenheit aufopfernde Freunde preis, z. B. den Herzog von Savoyen, sobald er hoffte, dadurch einen Vortheil zu erlangen. Mit der furchtbarsten Grausamkeit wüthete er gegen seine Feinde, wenn er dachte, sie dadurch einschüchtern zu können. Kein Mittel war ihm so schlecht, selbst nicht der Meuchelmord, wenn er, unbeschadet seiner Ehre, sich desselben bedienen zu können vermeinte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß auf seinen Befehl, der Statthalter von Mailand, Del Vasto, die beiden französischen Gesandten Rincon und Fregoso am Zusammenfluß des Po und des Ticino ermorden ließ.

Kein Gesetz war ihm heilig. Mit systematischer Berechnung vernichtete er die letzten Spuren verfassungsmäßiger Freiheit in Spanien und in Belgien. Wenn er es in Deutschland nicht that, wenn er nicht auch in unserm Vaterlande spanischen Despotismus einführte, so war es nur, weil ihm die Macht dazu gebrach. Sein Benehmen dem Kurfürsten von Sachsen und dem Landgrafen Philipp von Hessen gegenüber beweist deutlich, daß er den Willen dazu wohl hatte.

Beim Vergleiche mit seinem mächtigsten Gegner, dem Könige von Frankreich gewinnt Karl V. allerdings, wenn man nur den äußern Schein und die errungenen Erfolge betrachtet. Denn Franz I. war viel heftiger und viel weniger schlau, als Karl. Er nahm sich

nicht die Mühe, seine Schwächen und Fehler zu verhüllen. Ganz Frankreich, ja die ganze Welt kannte die an seinem Hofe herrschende Maitressen-Wirthschaft. An Ehrgeiz, Herrschsucht, Gewissenlosigkeit und Habgier standen sich beide Fürsten ziemlich gleich. Doch Franz I. besaß nicht die Kunst der Verstellung, wie Karl V., und darum kamen alle seine Schandthaten zu Tage, während ein großer Theil der Geschichte Karl's bis auf den heutigen Tag dunkel oder doch bestritten ist. Franz war wenigstens kein systematischer Tyrann, kein Meister in der von Macchiavelli, Guiccardini und Comines gelehrten Staatskunst oder vielmehr Kunst des Betrugs und der Gewaltthat.

Karl V. brauchte einige Zeit, bevor er sich zu einem vollständigen Heuchler ausgebildet hatte, wie er war, als er im Kloster der Hieronimiten unter dem Aushängeschilde der Frömmigkeit die Leckerbissen verzehrte, die er sich aus allen Theilen der Erde kommen ließ. Allein die Anlage dazu brachte er, als Enkel Ferdinand's des Katholischen, dem er von allen seinen Ahnen am meisten glich, mit auf die Welt. In demselben Verhältniß, wie seine geistigen Fähigkeiten, entwickelte sich sein Körper. Als junger Mann waren seine Glieder in gutem Ebenmaße, doch bald schon krümmte sie die Gicht. Vielleicht war es noch eine andere Krankheit, welche in's geheim am Marke seines Lebens nagte. Sein Gesicht war durch das Hervorragen seines Kinnes und Unterkiefers verunstaltet. Mit den Jahren trat dieser Fehler noch mehr hervor. Im Alter von sechs und fünfzig Jahren war er vollständig gebrochen, und schon früher, als er noch in den vierzigen stand, litt er an jener Krankheit, welche bei höheren Ständen, die nicht die Leiden der Armuth und harter Arbeit kennen, gewöhnlich die Folge der Ausschweifung ist.

Der Geschichtschreiber hat den Charakteren der Vergangenheit keine Zumuthungen zu machen, sondern nur sie zu schildern und zu beurtheilen. Es ist daher eine große Lächerlichkeit, wenn einzelne Schriftsteller dem längst verstorbenen Kaiser Karl V. ansinnen, er hätte sich an die Spitze der Reformation stellen sollen. Soviel ist übrigens gewiß, daß wenn die Fürsten, welche sich der religiösen Bewegung anschlossen, dieselbe mehr oder weniger zu ihrem Vortheile auszubeuten, Karl V. sie gewiß in seiner Umarmung erstickt hätte. Als Feind konnte der heuchlerische Habsburger der Reformation bei weitem nicht so gefährlich werden, als wenn er die Maske der Freundschaft vorgenommen hätte. Etwas anderes, als die Maske der Freundschaft konnte aber Karl V. nicht tragen. Wirklicher Freundschaft war er unfähig. Diejenigen Wunden waren immer die tiefsten, welche Karl V. schlug, während er die Maske der Freundschaft angelegt hatte. Als er in Spanien für die Befreiung des Papstes in allen Kirchen beten ließ, hielt er ihn in Rom gefangen. Während er in Paris mit Franz I. die herzlichsten Worte wechselte, ging er mit dem Plane um, ihn und seinen Sohn um das Herzogthum Mailand, das er denselben versprochen hatte, zu prellen, und die Niederländer sowohl, als die deutschen Protestanten glauben zu machen, er stehe mit dem Könige der Franzosen auf dem besten Fuße, sie hätten daher nichts von ihm zu erwarten. Unter der Maske der Gesetzlichkeit zertrümmerte er in Spanien, den Niederlanden und Deutschland soviel von den ihn hemmenden Gesetzen, als er konnte. Je mehr Verstellungskunst Karl V. besaß, desto gefährlicher war er Freunden und Feinden, und namentlich daher den ersteren, welche nicht auf ihrer Hut waren.

Je höhere Talente Karl V. besaß, je reichere Schätze von Erfahrung er gesammelt, je mehr er selbst die Gunst der Völker und Fürsten zu gewinnen verstanden hatte, desto verderblicher mußten sein Ehrgeiz und seine Herrschsucht wirken. Denn in deren Dienste standen alle seine Kräfte. Franz I. inmitten seiner Maitressen erscheint mir nicht so ekelhaft, als Karl V. im Kloster Juste vor seiner mit Leckerbissen besetzten Tafel, und Franz I., welcher den Vertrag von Madrid bricht, nicht so unedel, als Karl V., welcher alle erdenklichen

Daumschrauben ansetzt, um seinem Gefangenen die unerfüllbarsten Zugeständnisse abzupressen.

Karl V. war der talentvollste, der schlaueste und heimtückischste Tyrann seiner Zeit. Alle Siege, die er gewann, lassen sich auf diese Eigenschaften zurück führen. Keinen errang er jemals durch Großmuth, durch Selbstverleugnung, durch Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit. Selbst die letzte Wohnung die er sich wählte, im Kloster Juste, war noch darauf berechnet, die Menschheit zu täuschen. In der That vergingen Jahrhunderte, bevor er in seiner ganzen Tiefe ergründet wurde. Diese Tiefe war aber nicht diejenige des klaren Wassers, sondern des Sumpfes.

## § 34. Ferdinand I. (1559—1564).

Der jüngere Sohn Philipp's des Schönen trug seinen Namen nach seinem Großvater mütterlicher Seite, dem übelberüchtigten Ferdinand von Aragonien, welcher ihn dem älteren Bruder Karl vorzog. Nach Ferdinand's des Katholischen Tode bemühte sich eine mächtige Partei in Spanien, den jüngeren Bruder Ferdinand dem älteren Karl feindlich entgegen zu stellen. Es kam jedoch nicht zum Ausbruch von Thätlichkeiten. Ferdinand zog sich im entscheidenden Augenblicke zurück und ordnete sich seinem Bruder vollständig unter. Er überließ demselben die Theilung des väterlichen Erbes. Dieses war eine große Thorheit, indem Karl in keiner Weise eine Erhabenheit des Charakters kund gethan hatte, welche ein so großartiges Vertrauen rechtfertigen konnte. Wenn es sich nur um die persönlichen Vortheile Ferdinand's gehandelt hätte, so wäre eine gänzliche Selbstverleugnung dem älteren Bruder gegenüber kaum zu rechtfertigen gewesen; allein es standen die wichtigsten Interessen ganzer Nationen auf dem Spiele. Indem Ferdinand diese der willkürlichen Entscheidung Karl's Preis gab, wurde er selbst für alles Unheil verantwortlich, welches daraus erfolgte. Karl nahm für sich nicht bloß den Löwenantheil der gemeinschaftlichen Erbschaft; da ihm von Außen keine Schranken gezogen wurden, setzte er sich über alle Anforderungen hinweg, welche die dem Brüderpaare zugefallenen Völker in ihrem wohlverstandenen Interesse zu erheben berechtigt waren. Die Erbschaft, welche den beiden Brüdern zufiel, umfaßte die Besitzungen des habsburgischen Hauses und diejenigen der spanischen Monarchie. Zu den ersteren gehörten die Niederlande, welche nicht bloß an Deutschland grenzten, sondern als burgundischer Kreis demselben förmlich einverleibt worden waren. Mit Deutschland waren die Niederlande auf's innigste verbunden. Von Spanien waren sie durch weite Länderstrecken und Meere getrennt. Es konnte die Frage aufgeworfen werden, ob die Niederlande mehr Wahlverwandschaft mit Frankreich, oder mit Deutschland hätten? Standen sich aber Deutschland und Spanien gegenüber, so unterlag es keinem Zweifel, daß Deutschland ein größeres Anrecht auf die Niederlande besaß, als das Reich jenseits der Pyrenäen, und daß die Niederländer eine Verbindung mit Deutschland der Vereinigung mit Spanien vorziehen mußten. Doch Karl V. folgte nur den Eingebungen seiner persönlichen Neigungen und Leidenschaften. Obgleich die spanische Monarchie mit ihren reichen Provinzen in Italien und ihren unermeßlichen Kolonien in Amerika, nach der Auffassung der damaligen Zeit für sich allein schon eine weit glänzendere Herrschaft bildeten, als die Besitzungen des Hauses Habsburg, so behielt doch Karl V. von diesen letzteren die Niederlande für sich, riß dieselben von den Ländern los, mit welchen sie Maximilian I. verbunden hatte, verkleinerte dadurch nicht nur den Antheil seines Bruders Ferdinand, sondern auch das deutsche Reich, zu welchem sie damals gehörten. Dadurch war für Ferdinand I., Deutschland und die Niederlande der erste Schritt geschehen, welcher den zweiten (1555) zur Folge hatte. Die Niederlande, einmal von Deutschland getrennt und mit Spanien unter einem Herrscher

vereinigt, verblieben in diesem Verhältniß, als Karl V. seine Kronen niederlegte, und sie unter seinen Erben vertheilte. Deutschland verlor eine seiner schönsten Provinzen. Die Niederlande, welche schon zur Zeit Karl's V. mit äußerstem Widerstreben die spanische Herrschaft ertragen hatten, und nur durch die große Vorliebe, welche dieser Kaiser für das Land seiner ersten Jugendeindrücke hegte, im Gehorsam erhalten worden waren, wurden unter seinem Sohne Philipp zu einem furchtbaren Kriege getrieben, um die unnatürlichen Ketten zu zerreißen, welche sie mit dem Lande der Inquisition verbanden. Spanien endlich und dessen Beherrscher, Philipp II., welche von Karl V. zunächst begünstigt werden sollten, litten am meisten. Der Aufstand der Niederländer schlug dem Tyrannen Philipp die tiefsten Wunden und Spanien erschöpfte vergebens seine Macht, um auf dem Nacken der Niederländer das verhaßte Joch von neuem zu befestigen. Die Ströme vergossenen Blutes, und die Leiden, welche zwei Völker fast ein ganzes Jahrhundert lang heimsuchten, waren die unmittelbaren und unvermeidlichen Folgen der verkehrten Handlungsweise der beiden Brüder Karl und Ferdinand. Die Herrschsucht des einen und die Unterwürfigkeit des andern tragen gleiche Schuld. Mögen immerhin feile Schmeichler den jüngeren Bruder rühmen, der sich der Entscheidung des älteren ohne Murren fügte, der Geschichtsforscher, welcher an die Fürsten denselben Maßstab legt, wie an andere Menschen, muß ihn bitter tadeln. Wo männliche Kraft erforderlich ist, um Nationen vor Jammer und Elend zu bewahren, führt blinde Nachgiebigkeit zu nicht minder großen Verbrechen, als Willkür und Gewaltherrschaft.

Die erste That Ferdinand's, welche darin bestand, daß er sich seinem Bruder Karl bei der Theilung des gemeinschaftlichen Erbes unbedingt unterordnete, bezeichnete auf einmal den Charakter Ferdinand's, bestimmte zugleich das Schicksal seines Lebens und mehr oder weniger dasjenige seiner Regierungsnachfolger und der von ihnen beherrschten Länder. Ferdinand blieb sein ganzes Leben hindurch dem Willen seines Bruders unterworfen. Mit ihm zugleich litten alle Völker, die unter seiner Herrschaft standen. Karl V. war der herrschende Geist, Ferdinand der unterwürfige Diener. Spanischen Ursprungs waren die Grundsätze und Ansichten, nach welchen Ferdinand Deutschland und die verschiedenen Provinzen seines Hauses beherrschte. Während der ganzen Dauer dieses Zeitabschnittes (1517—1648) blieb der deutsche Zweig des Hauses Habsburg unter dem Einflusse des spanischen Astes. So rächen sich die Fehler der Vorfahren bis in's dritte und vierte Glied an den Nachkommen, und die Völker büßen für die Verbrechen und Versäumnisse ihrer Herrscher.

Ferdinand war (1503) zu Alcala de Henares geboren. Er glich sehr seinem Großvater Ferdinand dem Katholischen, der ihn in dem Maße bevorzugte, daß er ihm die Nachfolge wenigstens im Königreiche Aragon zuwenden wollte. Mit Widerstreben fügte sich der Knabe der Nothwendigkeit, die ihn nach Deutschland versetzte. Er wollte lieber Italiener, als Deutscher werden, lieber das Herzogthum Mailand, als Oesterreich beherrschen. Doch Karl befahl und Ferdinand gehorchte. Aus seines Bruders Hand empfing er die ihm schon von seinem Großvater Maximilian bestimmte Braut Anna Jagello*), Schwester Ludwigs, Königs von Ungarn, welcher seinerseits Maria von Oesterreich, die Schwester Karl's und Ferdinand's geehlicht hatte. Nachdem König Ludwig in der Schlacht bei Mohacz 1526 gefallen war, verstand es Ferdinand, sich die Throne von Ungarn und Böhmen, welche beide mehr auf Wahl, als Erbfolge beruhten, zu verschaffen. Später (1531) wurde er noch zum römischen Könige gewählt und hatte als solcher, unter Karl's Oberleitung das deutsche Reich zu beherrschen. Ferdinand besaß nicht, gleich seinem Bruder Karl,

*) S. Weltgeschichte Buch VI. § 15.

die Kunst, den Ehrgeiz, der ihn verzehrte, zu verstecken, und nicht diejenige Kraft des Willens, welche seinen ältern Bruder befähigte, seine Absichten im Kampfe mit großen Gefahren durchzusetzen. Ferdinand war dagegen fleißiger und rascher, als Karl. Doch konnte er dadurch den Mangel an Festigkeit und Entschlossenheit des Charakters nicht ersetzen, in dessen Folge er seinem Bruder gegenüber eine sehr untergeordnete Rolle spielte. Lange Zeit ertrug Ferdinand mit übertriebener Geduld die Herrschaft seines Bruders. Als dieser aber (1549), nachdem er die Protestanten besiegt hatte, glaubte in seinem Uebermuthe so weit gehen zu dürfen, daß er seinen Sohn Philipp nach Deutschland kommen ließ, um die Kurfürsten zu bestimmen, ihn mit Uebergehung seines Bruders, der schon zum römischen Könige gewählt war, auf den deutschen Kaiserthron zu erheben, trübte sich am Ende doch das Verhältniß der beiden Brüder. Namentlich fanden im Jahre 1551 heftige Scenen zwischen ihnen statt. Es sind noch Briefe vorhanden, aus welchen erhellt, daß Karl V. durch einen Ausbruch des Zornes seinen Bruder einschüchtern wollte. Die Niederlande hatte sich Ferdinand, ohne zu murren, rauben lassen; allein er hatte mit Sicherheit darauf gerechnet, daß Karl V. ihm und seinen Nachkommen zu der deutschen Kaiserkrone verhelfen würde. Diese wollte Ferdinand nicht aufgeben. Karl konnte auf seinem Plane zu Gunsten seines Sohnes Philipp nicht bestehen, um so weniger, als dieser sich durch sein abstoßendes Wesen bei den deutschen Fürsten allgemein verhaßt machte. Ohne Zweifel trug die zwischen den beiden Habsburgern eingetretene Zwistigkeit nicht wenig zum Gelingen des Feldzugs des Kurfürsten Moritz von Sachsen bei. Dieser stand mit König Ferdinand auf sehr vertrautem Fuße. Schwerlich hätte Moritz von Sachsen sein Unternehmen so lange verborgen halten, und so siegreich durchführen können, wenn Ferdinand ihn sorgfältig überwacht und mit voller Kraft bekämpft hätte. Bei den Verhandlungen zu Linz, Passau und Nürnberg übernahm Ferdinand die Rolle des Vermittlers zwischen dem Kurfürsten Moritz und dem Kaiser Karl, zu welcher er sich schwerlich bequemt hätte, wenn er noch, wie früher, ganz den Eingebungen seines Bruders gefolgt wäre. Fast jeder Sieg, welchen die Protestanten über die Katholiken, oder diese über jene errangen, ging hervor aus einer mehr oder weniger verdeckten Begünstigung von Seiten angeblicher Feinde. Eine in sich selbst einige Partei erleidet selten eine Niederlage. Die Zwietracht im feindlichen Lager bahnt in der Regel den Weg zum Siege, noch vor geschlagener Schlacht. Die Zwietracht ist selbst aber oft die Folge des durch glänzende Siege genährten Uebermuthes.

Nach dem Passauer Vertrage mußte Karl V. seine weit aussehenden Pläne aufgeben. Er konnte nicht mehr daran denken, seinen Sohn Philipp den Deutschen zum Kaiser aufzubringen, und war daher gern bereit, die Ansprüche seines Bruders zu unterstützen. Er legte daher die deutsche Krone später, als alle übrigen nieder, um Ferdinand Zeit zu lassen, sie für sich zu gewinnen.

Ferdinand hatte seine ehrgeizigen und gehässigen Bestrebungen genugsam bekundet, um alle Freunde des Fortschritts abzuhalten, ihm zu vertrauen. Namentlich hatte er in Böhmen grausam gewüthet, nachdem Karl V. die deutschen Protestanten im Schmalkaldischen Kriege besiegte. Die Böhmen hatten sich geweigert, dem Kaiser Truppen gegen die Protestanten zu schicken und später dem Herrn Ferdinand's, welcher über Thüringen gegen sie zog, Widerstand geleistet. Dafür eröffnete er (1547) den s. g. blutigen Landtag zu Prag. Die Fürsten des Bundes zur Schirmung der ständischen Verfassung und der Religionsfreiheit, Pitipecsky, Sausenik von Geleny, Fikar, Barchanecz von Barchecz ließ er hinrichten, andere foltern. Viele Adelige trieb er aus dem Lande, anderen nahm er die Güter. Den Städten raubte er ihre Freiheit und legte er schwere Strafgelder auf. Bürger und Bauern ließ er vom Henker aus ihren Gemeinden peitschen, und alle alten Hussiten von der Tabori-

tischen Partei aus dem Lande treiben. In gleicher Weise verfuhr er in Schlesien. Nur durch solche Maßregeln glaubte er seine Herrschaft und den katholischen Glauben in seinen Ländern aufrecht erhalten zu können. Alle diese Thatsachen waren genugsam bekannt. Der Kurfürst August von Sachsen, welcher immer noch befürchtete, die seinen Verwandten entzogene Kurwürde verlieren zu können, und sich deshalb die Gunst der Habsburger sichern wollte, gab den Ausschlag und Ferdinand wurde zum Kaiser gewählt.

Als Karl V. die deutsche Krone niederlegte, nahm der herrschsüchtige Papst Paul IV. den Schein an, als fühlte er sich dadurch verletzt, indem er sie ihm hätte zu Füßen legen sollen. Statt dem frechen Oberpriester mit Kraft und Nachdruck entgegen zu treten, oder ihn mit Verachtung zu strafen, schickte Ferdinand an ihn eine demüthige Gesandtschaft, welche der anmaßliche Stellvertreter Gottes auf Erden gar nicht vor sich ließ. Sein Sohn Maximilian drückte sich darüber in einem Schreiben an den Herzog Christoph von Würtemberg sehr freimüthig aus, allein er vermochte nichts über seinen Vater. Anderthalb Jahre vergingen, bevor die deutschen Stände auf dem Reichstage zu Frankfurt a. M. (1558) die Uebergabe des Reiches an Ferdinand anerkannten. Der Papst gab aber nicht nach, und nach seinem Tode leistete der kaiserliche Gesandte dem neuen Papste, Pius IV., im Cardinalscollegium feierlich das Gelübde des Gehorsams (Obedienz), wie in den schlimmsten Tagen päpstlicher Schreckensherrschaft. Ferdinand behauptete zwar, der Gesandte habe diesen Schritt ohne seine Ermächtigung gethan, da der Kaiser aber denselben nicht öffentlich mißbilligte, so ist wohl anzunehmen, daß dieses nur einer jener Ausflüchte war, an denen es den Habsburgern niemals fehlte, wenn sie Freunde und Feinde täuschen wollten. Ferdinand I. hatte sich dem Jesuiten Canisius mit Leib und Seele hingegeben, und handelte ganz in dessen Sinne, indem er dem Papste Gehorsam versprach. Er leistete ihn thatsächlich sein ganzes Leben lang, so weit seine Macht nur irgend reichte. Warum sollte er ihn nicht auch versprechen? Die traurige Rolle, welche Ferdinand dem Tridentiner Concile gegenüber spielte, die eifrige Förderung, die er den Jesuiten angedeihen ließ, und die Grausamkeit, mit welcher er die Protestanten seiner s. g. Erblande verfolgte, haben wir schon oben geschildert. Alle seine besseren Bestrebungen, wie z. B. die Reformen, welche er durch die Kirchenversammlung von Trient bewirken, oder die Aussöhnung von Protestanten und Katholiken, die er durch eine Commission von drei Geistlichen anbahnen wollte, scheiterten vollständig, während die Jesuiten unter seiner Herrschaft ununterbrochene Fortschritte machten. Mit Recht läßt sich daher annehmen, daß er die Reformen nur zum Scheine betrieb, um die Protestanten und denjenigen Theil der Katholiken, welche das Bessere wünschten, zu täuschen.

Ueber den Sinn des Augsburger Religionsfriedens entstanden natürlich bald Streitigkeiten, da die Jesuiten sich bemühten, denselben nicht auszulegen, sondern wegzulegen. Ferdinand I., welcher am liebsten den Söhnen Loyola's gefolgt wäre, und in seinen Erbstaaten dieses auch that, wagte es aber doch nicht, in seiner Eigenschaft als deutscher Kaiser die Protestanten zu reizen. Zwar schärfte er den von den Protestanten niemals anerkannten s. g. geistlichen Vorbehalt in seiner ersten Declaration (Erklärung) des Augsburger Friedens ein. Allein in einer zweiten Erklärung gab er der Religionsfreiheit doch eine Ausdehnung, mit welcher die Protestanten, abgesehen vom geistlichen Vorbehalte, zufrieden waren. Er bestimmte nämlich, „daß der Geistlichen eigen Ritterschaft, Städt' und Communen, welche lange Zeit und Jahre hero der Augsburgischen Confession und Religion anhängig gewesen, und derselbigen Religion, Glauben, Kirchengebräuchen, Ordnungen und Ceremonien öffentlich gehalten und gebraucht, und bis auf heute dato noch also halten und gebrauchen, von deroselben ihrer Religion u. s. w. hinfüro durch Niemanden gedrungen,

sondern dabei bis zu christlicher und endlicher Vergleichung der Religion unvergewaltigt gelassen werden sollen."

Wäre diese Bestimmung gewissenhaft beobachtet worden, so hätten sich außerhalb Oesterreich und Baiern die Katholiken fast nirgends vermehren können. Gerade der am meisten gefährdete Theil der Protestanten, die Unterthanen der katholischen Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte sollten durch diese Erklärung geschützt werden. Doch zu allen Zeiten hielten die Jesuiten von allen Verträgen nur an den ihnen günstigen Bestimmungen fest. Diejenigen dagegen, welche ihnen Schranken setzten, traten sie mit Füßen, sobald sie glauben, es insgeheim, mit List oder Gewalt thun zu können.

Die kirchlichen Angelegenheiten waren fast aller Orten in die Hände der Fürsten geistlichen und weltlichen Standes gefallen. Sie nahmen den größeren Theil ihrer Kräfte in Anspruch. Die protestantischen Machthaber suchten nicht minder, als die katholischen, im Trüben zu fischen. Auf den Reichstagen beschwerten sich beide Religionstheile unausgesetzt über die Eingriffe, welche sich ihre Gegner erlaubten. Alle Kraft, Deutschland nach außen hin zu vertreten, ging in diesen Streitigkeiten unter. Die Reichsstände hatten nichts gethan, die Niederlande zu erhalten. So lange Karl V. Kaiser war, wurde wenigstens der Schein, als gehörten sie zu Deutschland, noch einigermaßen gewahrt. Allein nachdem Philipp II. dieselben von seinem Vater übernommen hatte, trat er die letzten Reste der Freiheiten, welche den Niederländern geblieben waren, mit Füßen und trieb sie gewaltsam zum Kriege. Noch hätte das schöne Grenzland erhalten werden können, wenn das deutsche Reich sich seiner angenommen und zu dessen Gunsten kräftige Schritte gethan hätte. Allein ein Habsburger saß auf Deutschland's Kaiserthron. Wie hätte dieser für die Freiheit, wie gegen einen anderen Habsburger in die Schranken treten sollen? Durch die Tyrannei dieses Hauses waren die Schweizer gezwungen worden, sich von Deutschland loszusagen. Auf ähnliche Weise gingen auch die Niederlande verloren. Der Reichstag zu Augsburg (1559) beschäftigte sich mit einem andern Grenzlande. Liefland, welches bis dahin zum deutschen Reiche gezählt worden war, bat dringend um Hülfe gegen den russischen Czaar Iwan Wasilowitsch II., von dem es hart bedrängt wurde. Die Reichsstände schickten den Liefländern aber kein Heer. Auf dem Reichstage zu Speier 1560 wurde die Sache noch einmal berathen, wiederum ohne Erfolg. In ihrer Verzweiflung ergaben sich die Liefländer an Polen. Dasselbe that Kurland unter seinem letzten Heermeister Ketler. Bald darauf 1561 ging Esthland an Schweden verloren. So überließen Kaiser und Reich eine Provinz nach der anderen ihrem Schicksale, das sie unter fremde Herrscher brachte. Metz, Toul, Verdün und Cambray blieben in den Händen der Franzosen.

Die deutschen Fürsten thaten keine Schritte, irgend eine von allen diesen Provinzen, welche mit dem äußersten Widerstreben den fremden Herrschern gehorchten, zu retten. Die katholischen dachten nur daran, mit Hülfe der Jesuiten die sogenannten Ketzer auszurotten. Die protestantischen ließen sich durch ihre Pfaffen in die erbärmlichsten Zänkereien hineinziehen. Der Aufschwung der Nation, welcher in den Jahren 1517—1524 so große Hoffnungen rege gemacht hatte, wurde durch List und Gewalt erstickt. Das deutsche Reich verfiel mehr und mehr in seinem Inneren, und konnte daher nach Außen hin keine Kraft entfalten. Die Länder wurden wie Bauerngüter, die Völker wie Heerden verwaltet. Vor seinem Tode zersplitterte Ferdinand seine Staaten in drei Theile. Seinem ältesten Sohne, Maximilian, welcher später auf den deutschen Thron stieg, verlieh er nicht, wie doch am natürlichsten gewesen wäre, die deutschen Erblande, vielmehr von diesen nur das Erzherzogthum Oesterreich. Dagegen machte er ihn zum Könige von Ungarn und Böhmen. Der zweite Sohn, Ferdinand, welcher sich durch seine Liebe zur Philippine Welser, der Tochter eines augsburgischen Bürgers bekannt gemacht hat, erhielt die Grafschaft Tyrol; endlich

der dritte, Karl Steiermark, Kärnthen, Krain und Görz. Durch derartige unsinnige Theilungen wurde die Kraft unseres Vaterlandes mehr und mehr geschwächt. Das gemeinschaftliche Band, welches die deutschen Provinzen umschlang, wurde gelockert, Deutschland aber in auswärtige Kriege verwickelt, welche an und für sich ihm fremd geblieben wären. Doch das war gerade die Absicht der tückischen Habsburger. Sie wollten ihre am meisten gefährdeten Provinzen durch die deutsche Kaiserkrone schützen, die nicht bedrohten dagegen von derselben möglichst unabhängig machen.

## §. 35. Maximilian II. (1564—1576).

Schon bei Lebzeiten Ferdinand's I. war sein erstgeborener Sohn Maximilian, auf dem Wahltage zu Frankfurt a. M. (1562), einstimmig zu dessen Nachfolger erkoren worden. Er hatte sich bei mehr als einer Gelegenheit freisinnig ausgesprochen und durch die ganze Stellung, welche er den Jesuiten gegenüber einnahm, die Hoffnung angeregt, er werde das Gewicht seiner Person in die Wagschale des Fortschrittes werfen. Allein zwischen Wort und That gähnt eine tiefe Kluft. Maximilian II. besaß Einsicht und guten Willen genug, sich von den Jesuiten nicht als Werkzeug gebrauchen zu lassen, doch erkannte er nicht, daß Protestantismus und Jesuitismus unvereinbare Gegensätze seien. Er ließ Beide gewähren, stärkte sie dadurch und legte so, ohne es zu wollen, den Grund zu jenen furchtbaren Religionsverfolgungen, welche kurz nach seinem Tode über die österreichischen Staaten herein brachen. Maximilian II. hatte den römisch-katholischen Unsinn für seine Person überwunden. Er glaubte weder an den Papst, noch an die Beschlüsse der Tridentiner Kirchenversammlung. Doch besaß er nicht die Kraft, seiner Ueberzeugung im wirklichen Leben Nachdruck zu verleihen, oder auch nur seinen Gesinnungsgenossen dauernde, verfassungsmäßige Bürgschaften zu gewähren. Wie sein Vater Ferdinand, so drang auch Maximilian II. auf die Beseitigung mancher kirchlicher Uebelstände, namentlich der gezwungenen Ehelosigkeit der Priester. Doch als, wie vorauszusehen war, der Papst darauf nicht einging, ließ er die Sache auf sich beruhen.

Maximilian bewilligte zwar dem österreichischen Ritterstande und den Städten Linz, Steyer, Ems, Wels, Freistadt, Gmunden und Vöcklabruck freie Religionsübung (1568), und gestattete, daß Chyträus von Rostock die protestantische Kirche in Oesterreich einrichtete; er ließ sogar für die Slaven in Krain, Kärnthen und Steiermark die Bibel übersetzen; selbst in Wien schützte er die Protestanten. Doch seinen Sohn Rudolph ließ er in Spanien zum wüthenden Ketzerfeinde erziehen. Seine Gemahlin Maria, Karl's V. Tochter, hegte die gleichen Gesinnungen, wie ihr Bruder Philipp II. Seine beiden Töchter vermählte Maximilian an die blutigsten Feinde der Protestanten, die Anna an Philipp II. von Spanien, die Elisabeth an Karl IX. von Frankreich. Seine beiden Brüder Ferdinand und Karl waren eifrige Jesuitenschüler. Was sollte aus den Protestanten Oesterreich's werden, wenn er sie nicht mehr schützte? Diese Frage mußte sich dem Kaiser in jeder Stunde seines Lebens aufdrängen, und dennoch that er nichts, ihr eine friedliche Lösung zu verschaffen. Der Saamen, welchen Maximilian II. ausstreute, schoß üppig empor. Die Protestanten vermehrten sich in gleichem Maße, als der Haß wider dieselben. Früher oder später mußte der Kampf entbrennen! Wir können Maximilian II. nicht mit Menzel einen Vorwurf daraus machen, daß er duldsam war. Im Gegentheile verdient er deßhalb Ruhm und Preis. Doch er ließ sein Werk unvollendet und bereitete ihm selbst den Untergang, indem er es nicht verstand, seinem Nachfolger bessere Erzieher zu geben, als spanische Dominicaner und deutsche Jesuiten. Die Ohrfeige, welche Maximilian seinem Sohne Rudolph gab, zur Strafe dafür, daß dieser eine lutherische Kirche gewaltsam überfiel, besserte

diesen nicht und reizte nur noch mehr dessen Grimm gegen die Protestanten. Maximilian II. stand in seinen religiösen Anschauungen unstreitig hoch über den meisten protestantischen Fürsten, welche nur darnach strebten, ihre Unterthanen mehr und mehr unter die Gewalt bindender Formeln zu bringen, während ihre Pfaffen sich in den gehässigsten Streitigkeiten über nichtige Dinge ergingen. Bei Gelegenheit der um diese Zeit stattfindenden Zänkereien protestantischer Pfaffen bemerkt Schlosser in seiner Weltgeschichte: „man vergaß ganz und gar, daß es eine Eigenthümlichkeit der biblischen Schriften ist, daß das Lesen derselben eine Erleuchtung des Geistes mit sich führt, welche die Gelehrsamkeit der Deuter, der Kirchenväter und der Concilien überflüssig macht, weil es ganz etwas anderes ist, ein Buch andächtig zu gebrauchen, oder den Wortsinn und die Einzelnheiten desselben zu verstehen und zu erklären."

Der Heidelberger Professor, welcher sonst so sorgsam das Gebiet der Theologie vermeidet, hätte wohl besser gethan, es hier nicht zu betreten. Denn schwerlich läßt sich über den Gebrauch der biblischen Schriften etwas irrigeres sagen, als obige Worte. Wenn die Schlosser'sche Erleuchtung so allgemein wäre, als er behauptet, würden nicht so viele Streitigkeiten über die biblischen Schriften entstanden sein. Oder meint vielleicht Schlosser, die Erleuchtung werde nur dem ungelehrten zu Theil, nicht aber dem gelehrten? Dann entfernte er sich noch weiter vom Ziele. Denn Luther, Calvin, Erasmus und Hutten waren auch Gelehrte. Warum stimmten alle diese so wenig über den Sinn der biblischen Schriften überein? Augenscheinlich weil das Lesen derselben keineswegs jene Schlosser'sche Erleuchtung mit sich führt, vielmehr nach der Verschiedenheit des Seelenspiegels der Leser ganz andere Bilder in deren Gemüther wirft.

Die meisten Menschen fangen die Bibel zuerst zu lesen an, wenn sie gewisse vorgefaßte Meinungen schon hegen, und suchen dann nur noch Bestätigung derselben. Wer übrigens ganz vorurtheilsfrei und unbefangen die Bibel in die Hand nimmt, muß darin eine Menge der gröbsten Verstöße gegen alle Wissenschaften und gegen allen gesunden Menschenverstand erkennen. Wer diese nicht ausfindig macht, ist entweder in den Banden des Aberglaubens oder steht nicht auf der Höhe der Wissenschaft unserer Tage. Jede Erleuchtung, welche mit diesen im Widerspruch steht, oder auf Aberglauben ruht, gleicht sehr einem Irrlichte, welches ein Forscher des neunzehnten Jahrhunderts nicht anpreisen sollte. Der andächtige Gebrauch eines Buches, dessen Wortsinn und Einzelnheiten man nicht versteht, ist gerade, was die Protestanten mit Recht gegen die lateinischen Gebetbücher der Katholiken einwenden. Durch die Schlosser'sche Erleuchtungstheorie ließe sich der Rosenkranz, Reliquien- und jeder Götzendienst rechtfertigen. Man braucht nur die blinde Vorliebe, welche Schlosser den biblischen Schriften widmet, auf sie zu übertragen. Nur das Verständniß zieht die Grenzlinie zwischen Fetisch und einem vernünftigen Gegenstande der Verehrung. Wenn protestantische Theologen im sechszehnten Jahrhunderte ähnliche Abgeschmacktheiten lehrten, mochte man sie entschuldigen. Allein von einem Geschichtsforscher des neunzehnten Jahrhunderts sollte man etwas besseres erwarten dürfen. Ungeachtet aller Aermlichkeiten protestantischer Fürsten und Pfaffen schritt der Protestantismus zur Zeit Maximilian's II. doch vorwärts.

Von allen deutschen Fürstengeschlechtern waren nur noch vier katholisch: Oesterreich, Baiern, Lothringen und Jülich. Hätten die Protestanten ein edleres Streben gehegt, wären sie Vorkämpfer wenigstens auf dem Gebiete religiöser Freiheit geworden, wie viel Leiden hätten sie der deutschen Nation und der gesammten Menschheit erspart! Doch sie gewährten ihren Pfaffen einen nicht minder verderblichen Einfluß, als die katholischen Fürsten den Jesuiten. Mit wenigen Ausnahmen wälzten sich alle Fürsten Deutschland's im Kothe der Schwelgerei. Namentlich waren die meisten derselben wüste Trunkenbolde und

wilde Jäger. Goldmacherei, Sterndeuterei und Gelderpressung waren ihre Lieblingsbeschäftigungen in ernsteren Stunden. Das Verbrennen sogenannter „Hexen" war an der Tagesordnung. Besonders zeichnete sich in diesem Fache der Herzog Julius von Braunschweig, Sohn des wilden Heinrich's und Erbe Erich's des jüngeren aus. Der Haß, welchen die von der Kurwürde ausgeschlossenen Söhne Johann Friedrich's gegen den Kurfürsten August von Sachsen hegten, ging über auf die von ihnen abhängige Universität Jena, und trug viel dazu bei, die Protestanten auf dem Gebiete der Staatskunst und der Wissenschaft zu spalten und zu schwächen. Die sogenannten Grumbach'schen Händel hingen mit den sächsischen Zerwürfnissen auf's innigste zusammen.

Einer der eifrigsten Anhänger des räuberischen Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach war der wilde Ritter Wilhelm von Grumbach. Dieser lebte in fast ununterbrochenem Streite mit den Bischöfen von Würzburg und suchte diesen dadurch zu seinem Vortheile zu wenden, daß er den Anschlag machte, die Person des Bischof's Melchior Zobel in seine Gewalt zu bekommen. Die Söldner, welchen er diesen schwierigen Auftrag ertheilte, wagten nicht ihn auszuführen, da der Bischof, als er vom Frauenberge in die Stadt Würzburg ritt, von zwölf Reitern begleitet war. Einer der Wegelagerer glaubte jedoch den versprochenen Lohn eben so gut zu verdienen, wenn er den Bischof tödtete. Er schoß ihn nieder und entfloh (1558). Der Mord wurde dem Ritter von Grumbach zur Last gesetzt, und Melchior's Nachfolger, Friedrich von Würzburg, riß die Besitzungen Grumbach's an sich. Dieser mußte fliehen, und als er zurückkehrte, ließ sich der Bischof auf keine Unterhandlungen ein. Grumbach überfiel und brandschatzte (1563) die Stadt Würzburg und zwang dieselbe zu einem ihr sehr ungünstigen Vergleiche. Ungeachtet Melchior Zobel's Nachfolger selbst diesen bestätigte, hielt er ihn doch nicht, sobald Grumbach seine Söldner wieder entlassen hatte. Der Bischof setzte Kaiser und Reich in Bewegung. Der Ritter, welcher in Frankreich einige Verbindungen besaß, und in Deutschland viele Adelige zu Freunden hatte, gewann für sich den Herzog Johann Friedrich von Sachsen, dem er vorspiegelte, er könne ihm durch seine Freunde in Frankreich und Deutschland die ihm gebührende Kurwürde wieder verschaffen. Mehrere Jahre hindurch schleppte sich der Streit fort. Der Herzog Johann Friedrich von Sachsen, welcher den Ritter Grumbach und seine Genossen schützte, wurde, gleich diesen in die Acht erklärt und nach heftigem Widerstande bezwungen.

Johann Friedrich wurde (am 13. April 1567) gefangen genommen und nach Wien geschleppt; Grumbach und die meisten seiner Genossen unter furchtbaren Martern hingerichtet. Der Kurfürst August ergriff diese Gelegenheit mit Freuden, seinen Nebenbuhler zu vernichten. Die Partei der Protestanten erlitt dadurch aber großen Schaden, und der Uebermuth der Bischöfe erhielt neue Nahrung, denn sie feierten den Sieg ihres Amtsgenossen von Würzburg, als hätten sie ihn selbst errungen. Die Kosten des Krieges lasteten schwer auf dem Herzogthum Sachsen. Erst im Jahre 1570 gelangten die Söhne Johann Friedrich's in den Besitz ihres väterlichen Landes. Beide starben kinderlos. Ihr Land fiel an ihren Oheim Johann Wilhelm, doch blieb es nicht lange ungetheilt. In der ersten Generation zerfiel es in zwei und in der zweiten in die vier Linien: Altenburg, Weimar, Eisenach und Gotha.

Der Protestantismus entsprach der Stimmung und den Bedürfnissen der deutschen Nation in dem Maße, daß, hätte sie die Freiheit der Wahl gehabt, sie in's gesammt die neue Lehre ergriffen hätte. Nur durch Gewalt konnten Päpste, Jesuiten und deren Knechte dieses verhindern. Ein sehr sprechendes Zeugniß hierüber legte Lazarus von Schwendi in einem Bedenken ab, das er (1576) an den Kaiser Maximilian II. richtete. Er bemerkt darin unter anderm Folgendes: „Der Adel ist fast durchaus im Reich unter katholischen und

lutherischen Obrigkeiten der geänderten Religion zugethan, und wo sie es nicht öffentlich sein dürfen, so sind sie es doch heimlich in ihren Gemüthern, oder ist schon ein Theil der römischen Religion anhängig, so ist es doch ein kalt, halb Werk, und wenig Eifers dahinten; und die Alten, so noch mit Andacht und Eifer dahin geneigt, die sterben täglich hinweg, die Jugend aber kann man also nicht zugeben, sondern da man schon Fleiß dazu thut, so will's doch bei diesen Zeiten und Exempeln und Gemeinschaften nicht haften. Zudem so reißt solche Veränderung unter den Geistlichen eben so wohl ein. Also findet sich auf den Stiftern an mehreren Oertern, daß ein guter Theil der Domherren der Augsburg'schen Confession heimlich zugethan sind, und daß die andern auch je länger je mehr neutral und kalt werden, und daß sich in Summa schier Niemand unter ihnen um seinen Beruf und geistlichen Stand recht annehmen will, sondern ist das meist um die Nießung der feisten Pfründen und das gute müßige Leben zu thun. So steht's mit dem gemeinen Manne fast also durchaus, daß er von dem alten Thun und Ceremonien der römischen Geistlichkeit nichts mehr hält, denn so weit er von seiner Obrigkeit dazu angehalten wird. Und sieht man fast überall, wenn die Predigt aus ist, daß das Volk aus der Kirche läuft. Item, daß auch fast überall an den katholischen Orten die Leute ihre besonderen lutherischen oder evangelischen Bücher haben, darin sie zu Haus lesen, und einander selbst predigen und lehren. Item so findet man aus der Erfahrung, da man schon die geänderte Religion wieder abgestellt und die katholische eingeführt, als zu Constanz und anderen mehr, daß man doch auch durch besonders fleißiges Zuthun der Geistlichen in so langen Jahren die Gemüther nicht wieder gewinnen, und der römischen Religion anhängig machen kann."

Daß Schwendi es wagte, so wichtige und entscheidende Thatsachen dem Kaiser Maximilian mitzutheilen, beweist, daß dieser für die Wahrheit empfänglich sein mußte. Bis an sein Ende blieb er auch seinen Grundsätzen der Duldsamkeit treu, obgleich rings um ihn her die Jesuiten ihre Ränke spannen, und namentlich die geistlichen Fürsten*) sich von denselben nur zu sehr bestimmen ließen. Als daher Maximilian seinen Sohn Rudolph zu seinem Nachfolger wählen lassen wollte, verlangten die protestantischen Kurfürsten anfänglich Zusagen, welche die Rechte der Protestanten sicher stellen sollten. Die geistlichen Kurfürsten widersetzten sich aber dieser Forderung. Der Kurfürst von Sachsen spielte den Vermittler und bewirkte, daß die beiden anderen protestantischen Kurfürsten abstanden und daß anstatt einer bindenden, kaiserlichen Zusicherung in der Wahl-Capitulation eine nichtssagende Verwahrung der protestantischen Kurfürsten zu Tage kam. Rudolph wurde erwählt, am 1. November 1575 gekrönt, und dadurch ein neuer Schritt zur Vorbereitung des dreißigjährigen Krieges gemacht. Kurz darauf (12. Oktober 1576) starb Maximilian II. Er war bei seinem Tode erst neun und vierzig Jahre alt. Nach den Grundsätzen, welche die Jesuiten damals aller Orten offen predigten, war er einer jener Könige, welche zu tödten nicht bloß erlaubt, sondern für jeden gläubigen Katholiken Pflicht und hohes Verdienst ist. Sein ganzes Leben lang war er von den Jesuiten als Feind betrachtet worden, und Maximilian selbst war besorgt, sie möchten ihm den Tod bereiten. Er war den Söhnen Loyola's nicht minder verhaßt, als Wilhelm von Oranien, Heinrich III. und Heinrich IV. von Frankreich, welche sie kurz hinter einander ermorden ließen (1584, 1589. 1610). Besonders bemerkenswerth ist, daß Maximilian erst starb, nachdem sein Sohn, der Jesuiten-Zögling Rudolph, zu seinem Nachfolger erwählt war. Keine Rücksicht der Klugheit hielt dann die Jesuiten mehr zurück. Die Wahl Rudolph's war für Maximilian II. dasselbe, was später für Heinrich IV. von Frankreich die Krönung seiner Gattin wurde, das Signal zum Morde für die Jesuiten. Die öffentliche Stimme bezeichnete daher sofort diese als die Mörder des Kaisers. Es war ihnen, da sie an seinem Hofe nicht bloß

*) S. oben § 20. S. 151.

geduldet, sondern von allen Mitgliedern seiner Familie verehrt und angebetet waren, leicht, ihm Gift zu mischen. Sie hatten allen Vortheil von seinem frühzeitigen Tode, und waren zuvor gewiß, von seinem Nachfolger nicht zur Rechenschaft gezogen zu werden.

Nicht lange nach dem Kaiser starb (1580) Philippine Welser, die Gattin des Erzherzogs Ferdinand. Sie war Protestantin von Geburt, eine Frau von Geist und Willenskraft, welche anfing, auf das schwache Gemüth Rudolph's Einfluß zu gewinnen. Während sie im Bade war, wurden ihr die Adern geöffnet. Auch sie starb in kräftigem Alter (sie zählte noch nicht fünfzig Jahre). Sie hatte, gleich Maximilian, keine andere Feinde, als die Jesuiten. Allgemein wurden diese für die Anstifter der blutigen That gehalten. Bestimmte Beweise liegen allerdings in beiden Fällen nicht vor. Wie hätten solche unter der Herrschaft der Jesuiten erhoben werden können?

Der Tod Maximilian's war für die Protestanten das schwerste Unglück, das sie befallen konnte. Die Jesuiten-Partei aber jubelte. Maximilian II. war, trotz seiner Schwächen, der beste aller Habsburger, wenn auch nicht der entschlossenste. Zwei Jahrhunderte vergingen, bevor ihm in Joseph II. ein Gesinnungsgenosse erstand.

## § 36. Rudolph II. (1576—1612).

Mit Rudolph II. stiegen die Jesuiten auf den deutschen Kaiserthron. Wäre dieser so stark gewesen, als Schlosser, Wirth und andere Geschichtschreiber ähnlicher Richtung es wünschen, so wäre unstreitig die Reformation in Deutschland und folgeweise vielleicht in ganz Europa erdrückt worden. Der Geist der Freiheit und der Forschung hätte andere Bahnen suchen müssen. Auf dem Gebiete der Religion hätte er nicht Wurzel schlagen können. Doch zum Glücke für Deutschland und die Menschheit war das Gewicht, welches die deutsche Krone in die Wagschale der Entwickelung der Nation legte, nicht so groß. Die deutschen Kaiser konnten einen dreißigjährigen Krieg zum Zwecke der Vertilgung des Protestantismus durch ihre Glaubensverfolgung entzünden, allein nicht die bereits zu tiefen Wurzeln der Reformation wieder ausrotten.

Fast alle Männer, welche gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts dem Protestantismus feindlich entgegen traten, waren in der Schule der Jesuiten erzogen worden, und standen ihr Leben lang unter deren Einflusse. Zwei derselben, die Brüder Rudolph und Mathias, machen uns anschaulich, was talent- und characterlose Jesuiten-Zöglinge, zwei andere, Maximilian I. von Baiern und Ferdinand, der nachherige deutsche Kaiser, was befähigte und willenskräftige Fürsten unter jesuitischer Führung sind. Alle vier standen, was Gewissenlosigkeit, Falschheit, Hinterlist und Glaubenshaß betrifft, auf gleicher Stufe. Die beiden ersteren wurden zu blinden Werkzeugen in den Händen ihrer Umgebungen, die beiden letzteren zu blutdürstigen Tyrannen, welche Religion, Geistlichkeit und selbst die Jesuiten zu ihren Werkzeugen gebrauchten. In der jesuitischen Welt giebt es nur Herren und Knechte. Das größere Talent, in welchem durch die Erziehung und Gewöhnung alle edleren Gefühle erstickt sind, herrscht über die minder begabten, oder die durch Gewissenhaftigkeit und Wohlwollen in gewissen Schranken gehaltenen Menschen. Ueberzeugungstreue, religiöse Gefühle oder gar Sinn für Recht und Menschenwürde läßt sich bei den Schülern des Jesuitenordens nicht erwarten*).

Die vier genannten Fürsten, welche in allen übrigen Beziehungen durchaus verschiedene Anlagen besaßen, trafen doch darin überein, daß sie alle Gesetze, die ihren Leidenschaften Schranken zogen, mit Füßen traten, daß sie jedes gegebene Versprechen, alle geschwore-

*) S. oben § 26. S. 189.

nen Eide brachen, sobald diese ihnen unbequem wurden, und daß ihnen kein Mittel jemals zu schlecht war, welches sie dem Ziele ihrer Wünsche näher bringen mochte.

Es ist ein großer Irrthum, in welchen die meisten Geschichtschreiber dieses Zeitabschnitts fallen, die katholischen Fürsten nur mit den protestantischen zu vergleichen, dabei den Gegensatz zwischen Talent und Beweggrund fast gänzlich außer Acht zu lassen, und das Resultat, zu welchem sie gelangen, für das Wechselverhältniß von Protestantismus und Katholicismus als entscheidend auszugeben. Die einzigen rechtmäßigen Vertreter des Protestantismus waren jene kühnen Geister, welche gleich Luther, Zwingli, Calvin, Thomas Münzer und Ulrich von Hutten und zahlreichen anderen Männern der ersten Jahrzehnte des sechszehnten Jahrhunderts für Freiheit auf religiösem, politischem und socialem Gebiete kämpften, nicht aber jene fürstlichen Trunkenbolde und Schlemmer, jene habgierigen Tyrannen, welche die Reformation nur zu ihren Zwecken ausbeuteten, so wenig, als jene Pfaffen und Rechtsverdreher, die den Machthabern dienten, um die kaum begonnene geistige Bewegung zu knebeln und in die von ihnen gut befundenen Zwangsjacken zu legen.

Die wirklichen Vertreter des Protestantismus waren, nachdem die Zeit der Anregung vorüber gegangen war und es galt, die errungenen Vortheile im Kampfe mit den Jesuiten fest zu halten, Männer, wie der Prinz Wilhelm von Oranien, der Graf Ernst von Mansfeld, oder Gustav Adolf von Schweden, welche den geistlichen Tyrannen mit dem Schwerte in der Hand entgegen traten, oder Geister, wie Milton, welche die ursprünglichen Ideen der Reformation weiter entwickelten, oder endlich Staatsmänner, welche, gleich Oxenstierna der Reformation eine dauernde staatliche Grundlage gaben. Traurig ist es freilich, daß wir unter diesen Vertretern des Protestantismus gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts nur wenige Deutsche mehr nennen können.

Eben so wenig, als die deutschen Fürsten, oder überhaupt die Fürsten als solche Vertreter des Protestantismus, waren die katholischen Fürsten Vertreter des Katholicismus. Die katholische Kirche kennt keinen andern Vertreter, als den Papst. Neben diesem übten aber Jesuiten und Dominicaner, Bischöfe und Cardinäle einen weit größern Einfluß auf die Entwickelung der römischen Kirche, als Kaiser und Könige, wie dieses namentlich aus der Geschichte des Tridentiner Concils deutlich erhellt.

Zur Zeit, da Rudolph II den deutschen Kaiserthron bestieg, war es den protestantischen Fürsten fast aller Orten gelungen, den ursprünglichen Geist des Protestantismus durch Concordien-Formeln und Catechismen zu binden. Nur unter katholischen Fürsten, namentlich denjenigen des Hauses Habsburg hielt ihn die Verfolgungswuth der Feinde in reger Thätigkeit. Die Knechtschaft, in welche die deutschen Protestanten geschlagen wurden, war aber zum großen Theile die Furcht der Angst, welche diese vor der noch härteren Tyrannei der katholischen Kirche hegten. Wie der französischen Revolution des achtzehnten, so ließen die Despoten Europa's auch der Reformation des sechszehnten Jahrhunderts nicht Zeit, sich naturgemäß zu entfalten. Sie griffen sie an, bevor sie erstarkt war, und zwangen sie dadurch, um ihrer Selbsterhaltung willen, sich mächtigen, aber unedelen Beschützern anzuvertrauen. Die ungestüme Hitze der Franzosen brachte sie unter das Joch des glänzenden Eroberers Napoleon, die bedächtige Lauheit der Deutschen unter die Fuchtel ihrer zahlreichen Fürsten. Nur die Niederländer besaßen Kraft und Muth genug, sich selbst zu schützen und errangen dadurch nicht bloß ihre Freiheit, sondern auch einen Wohlstand, wie keine andere Nation der Erde.

Das deutsche Volk besaß nicht die Entschlossenheit, in der günstigsten Zeit gegen seine Tyrannen offen in die Schranken zu treten. Es entging darum einem blutigen Religionskriege nicht. Je länger es denselben hinausschob, desto mehr verlor es an Begeisterung, und desto schwieriger ward seine Stellung gegenüber einer Kirche, welche alle Protestanten

als Aufrührer verdammte und nur auf eine vortheilhafte Gelegenheit lauerte, ihre Verfolgungssucht durch die That zu bewähren.

Auf Rudolph II. setzten die Jesuiten ihre ganze Hoffnung. Er war auch bereit, alles zu thun, was sie nur wünschen mochten. Allein seine an Blödsinn grenzende Unfähigkeit machte den Kaiser selbst zu einem elenden Werkzeuge in ihren Händen. Bis zu seinem zwölften Jahre hatte seine bigotte Mutter den Knaben erzogen. Dann war er nach Spanien geschickt worden, wo er unter den Augen Philipp's II. sechs Jahre (von 1564—1570) verblieb. Den Jüngling von achtzehn Jahren hatten die Jesuiten schon gänzlich verdorben. Unter ihrer Leitung war er zwar von Ketzerhaß und Verfolgungswuth erfüllt worden, allein die bei ihm immer schwache Einsicht und Willenskraft hatten abgenommen, statt sich zu entwickeln. Diejenige Liebe für die Wissenschaften, welche die Söhne Loyola's ihm einflößten, konnte seinen Scharfsinn nicht wecken und mußte ihn zum Gebieter eines großen Theiles des östlichen Europa's durchaus unfähig machen. Statt Selbstbeherrschung hatten die Jesuiten ihm die Verstellungskunst, statt Liebe zur Wahrheit Fanatismus für den Aberglauben beigebracht. Nichts war ihm mehr zuwider, als angestrengte Arbeit. Er verwandte große Geldsummen auf schöne Pferde, welche er niemals gebrauchte, auf Naturseltenheiten, in deren Betrachtung er das Geschick der Menschen um sich her vergaß. Am liebsten beschäftigte er sich mit Alchymie und Astrologie. An letztere glaubte er nicht minder fest, als an die römische Kirche. Der Däne Tycho de Brahe spiegelte ihm vor, falls er heirathen sollte, würde er durch seinen eigenen Sohn umkommen. Rudolph glaubte dem Astrologen, verheirathete sich nie und vertiefte sich mehr und mehr in seine Liebhabereien, denen er den Anstrich ernster Forschungen gab. Diese verkehrten angeblich wissenschaftlichen Bestrebungen, in Verbindung mit jenem leeren Formenspiele der katholischen Kirche, das er mit großem Eifer betrieb, machten ihn immer finsterer und abgeschlossener. Dabei war er stets von dem Argwohne durchdrungen, überfallen und ermordet zu werden. Er verschanzte sich in seinem Schlafzimmer, wie in einer Festung. Monate lang zeigte er sich nicht öffentlich; und selbst hochgestellte Personen, Minister und Gesandte, hatten die größte Mühe, bis zu ihm zu gelangen. Der Zufall führte ihm seine Rathgeber zu, welche mit geringer Mühe eine unbeschränkte Herrschaft über ihn gewannen. Hervorragende Rollen spielten in seiner Umgebung: sein Kammerdiener Lange, der vom Trommelschläger zum General erhobene Basta, dessen Grausamkeit namentlich in Siebenbürgen bis auf den heutigen im Andenken des Volkes lebt, und der Cardinal Clesel, Erzbischof von Wien, von welchem der Professor Taubmann zu Wittenberg zu sagen pflegte, es steckten in ihm hundert und fünfzig Esel (C L esel). Doch hatte er darin ganz Unrecht. Clesel hatte mehr Verstand, als die meisten protestantischen Professoren vor und nach seiner Zeit. Nicht der Verstand, sondern sein Sinn für Freiheit und Recht war zu schwach. Rudolph befolgte aber oft die Rathschläge der schlauen Pfaffen nicht, weil er keinem Menschen traute. Nicht selten hatte der geisteskranke Kaiser Wuthanfälle. Wurde er durch irgend etwas gereizt, so starrte er lange vor sich hin, fuhr dann auf und schlug alles zusammen, was in seiner Nähe war.

Unter einem solchen Fürsten mußte jedes Land in demselben Verhältniß, als seine Macht groß war, unglücklich sein. Nur dadurch wurde Deutschland vor noch größerm Jammer gerettet, daß damals das deutsche Kaiserreich nicht viel mehr, als ein Namen, ein Ehrenrecht uud eine Erinnerung an vergangene Größe war. So oft sich eine Gelegenheit bot, Gewalt zu gebrauchen, bediente sich ihrer der Kaiser zu Gunsten der Jesuiten, zu Unterdrückung des Rechtes, und selbst zum Umsturze beschworener Verträge und Gesetze. Davon zeugen nicht bloß die oben*) schon geschilderten Mißhandlungen der Protestanten in den

*) S. oben § 20, S. 153.

österreichischen Erbstaaten, sondern auch namentlich die Bewegungen, welche im Kurfürstenthum Köln, in den Städten Aachen und Donauwörth, und bei Gelegenheit der Jülich'schen Erbschaft ausbrachen.

Schon um das Jahr 1536 schlug die Reformation im Erzbisthume zu Köln einige Wurzeln. Der damalige Kurfürst Hermann von Wied war ihr freundlich gesinnt. Doch gelang es der katholischen Partei, ihn zu stürzen. Das Domcapitel und der Stadtrath widerstrebten ihm. Der Letztere hatte sich nicht geschämt, auf einem (1535) in Köln gehaltenen Hansetage zu erklären: „daß man in Köln die Ketzer hänge, köpfe und ersäufe und daß der Stadtrath bei der alten Gewohnheit bleiben wolle, wobei er sich wohl befinde." Dessenungeachtet wurde der Protestantismus in dortiger Gegend nicht ausgerottet, und als (1577) ein neuer Erzbischof gewählt wurde, siegte die freisinnige Partei, indem sie ihren Kandidaten Gebhard Truchseß, Freiherrn von Waldburg, gegen den Prinzen Ernst von Baiern, den die jesuitische Partei unterstützte, durchzusetzen vermochte. Im Domkapitel waren mehrere Mitglieder, und unter ihnen namentlich Hermann von Nuenar, protestantisch gesinnt. In Köln sowohl, als in den meisten übrigen Theilen Deutschland's war die katholische Relegion mehr durch die zwingende Gewalt der Obrigkeiten, als durch den Glauben des Volkes aufrecht erhalten worden. Gebhard Truchseß konnte daher mit Recht erwarten, daß, wenn er die Fahne des Protestantismus entfalten, ihm von Seiten der Bevölkerung kein Widerstand entgegen gesetzt werden würde. Allein die Ueberzeugung der Massen galt in damaliger Zeit noch weniger, als heut zu Tage. Die zahlreichen Adeligen, welche gewöhnt waren, Mitglieder ihrer Familie durch Domherrenstellen zu versorgen und welche hoffen konnten, dieselben sogar auf einen kurfürstlichen Stuhl erhoben zu sehen, die in ganz Deutschland mächtigen Jesuiten und die Spanier, welche in dem benachbarten Belgien zahlreiche Truppen unter den Waffen stehen hatten, waren entschlossen, den Protestanten nicht das Feld zu räumen. Gebhard war nicht der Mann, auf eigene Faust ein Unternehmen durchzusetzen, welches in den ersten Tagen der Reformation mehr als einmal gelungen war, und die protestantischen Fürsten seiner Zeit waren theils zu schlaff, theils zu beschränkt, im gesammten Interesse ihrer Glaubenspartei dem Kurfürsten Beistand zu leisten. Manche mochten auch daran Anstoß nehmen, daß das Liebesverhältniß, welches Gebhard mit der schönen Agnes von Mansfeld angeknüpft hatte, die unmittelbare Veranlassung zu dem von ihm gewagten Schritte war. Gegen Ende des Jahres 1582 erklärte der Kurfürst öffentlich, daß er nur einen kirchlichen Umschwung beabsichtige, und nicht, gleich den Bischöfen von Ratzeburg, von Schwerin und von Magdeburg das Land für sich in Besitz nehmen wollte, daß vielmehr nach seinem Tode das Domkapitel zu einer neuen Wahl schreiten könne. Kurz darauf, am 2. Februar 1583, vermählte er sich mit der Gräfin Agnes und that dieses dem Volke öffentlich kund.

Als Kurfürst stand Gebhard unter den deutschen Reichsgesetzen und namentlich unter den Bestimmungen der goldenen Bulle. Er konnte daher gesetzlich nur nach den in diesem Grundgesetze festgestellten Normen zur Rechenschaft gezogen werden. Selbst der Kaiser hatte nicht das Recht, einen Kurfürsten abzusetzen. Doch die katholische Partei trat in ihren Kämpfen gegen die Protestanten immer alle sie hemmenden Formen und Gesetze mit Füßen. Der Papst that (am 1. April 1583) Gebhard in den Bann und setzte ihn, den deutschen Wahlfürsten, förmlich ab. Der Kaiser, mit dem Papste im Bunde, forderte das Domkapitel auf, eine neue Wahl zu veranstalten; dieses erkor (23. Mai 1583) den früheren Gegner Gebhard's, den Prinzen Ernst von Baiern, zum Erzbischofe, welcher, mit Hülfe bairischer und spanischer Soldaten, den Kurfürsten vertrieb und das Land in Besitz nahm. Die Protestanten hatten nur Redensarten zum Schutze ihres Glaubensgenossen. Der Pfalzgraf Casimir, welcher allein ihm Hülfe sandte, war weder mächtig, noch entschlosser

genug, den vereinten Streitkräften der Spanier und Baiern die Spitze zu bieten. Manche glauben, Gebhard würde nicht unterlegen sein, wenn er statt Calvinist, Lutheraner geworden wäre. Der Ansicht kann ich mich nicht anschließen. Er fiel in Folge seiner eigenen Halbheit und der Erbärmlichkeit der protestantischen Fürsten. Unstreitig war dem Gebhard Truchseß nicht die Religion, sondern die Liebesangelegenheit mit der Agnes von Mansfeld die Hauptsache. Er konnte sich daher nicht auf einen höhern Standpunkt hinanschwingen, nicht aus Ueberzeugung kämpfen, sondern nur für seine eigene persönliche Wahl in die Schranken treten. Die protestantischen Fürsten aber ließen sich vor- und nachher von der katholischen Partei Rippenstöße geben, ohne sie zu erwidern. Sie wollten nicht zum Schwerte greifen und hätten eben sowohl Vorwände zur Bemäntelung ihrer Feigheit gefunden, auch wenn Gebhard Lutheraner geworden wäre. Gebhard verlor nur ein Kurfürstenthum, die deutsche Nation aber die günstigste Gelegenheit, das Joch des Papstthums für immer zu brechen, ohne zu einem blutigen Bürgerkriege mit zweifelhaftem Ausgange schreiten zu müssen. Hätten die Protestanten das Kurfürstenthum Köln behauptet, so hätten die Jesuiten es nicht gewagt, in Aachen und Donauwörth die Protestanten nieder zu schmettern, und alle die blutigen Entwickelungen, die sich aus diesen Gewaltthaten ergaben, wären im Keime erstickt worden.

Nachdem Gebhard seine kurfürstliche Würde verloren hatte, suchte er vergeblich englische Hülfe nach. Er ließ sich später mit seiner Gemahlin in Straßburg nieder und lebte daselbst ohne Zweifel glücklicher, an der Seite einer geliebten Gattin, als sein Gegner Ernst von Baiern in den Fesseln des Cölibats. In Straßburg waren mehrere Domherren damals verheirathet. Dort nahm man daher keinen Anstoß an seiner Vermählung. Der Protestant Schlosser nennt ihn zwar einen unmoralischen Geistlichen. Allein wir sind der Ansicht, daß seine Vermählung mit der Agnes von Mansfeld weit entfernt, unmoralisch zu sein, ihn vortheilhaft vor den meisten katholischen Geistlichen aller Zeiten auszeichnet. Wir halten es für weit moralischer, eine Frau zu ehelichen, als unehelichen Umgang mit ihr zu pflegen, wie die katholischen Geistlichen bekanntermaßen, gedrungen durch unwiderstehlichen Naturtrieb, thun. Gebhard starb erst im Jahre 1610, ohne daß der Papst seine Ruhe und sein Glück weiter trüben konnte.

Ein ähnlicher Zwiespalt, wie in Köln, trat in Straßburg ein und auch dort gewann die katholische Partei den Sieg. Im Jahre 1592 spaltete sich die Wahl der Domherren, die protestantischen wählten den Prinzen Johann Georg von Brandenburg, einen Sohn des nachherigen Kurfürsten Johann Friedrich, zum Bischofe. Die katholischen schritten darauf zu einer anderen Wahl und erkoren den Sohn des Herzogs Karl II. von Lothringen, den Kardinal und Bischof von Metz. Die beiden Mitbewerber verglichen sich übrigens Anfangs (1593) dahin, daß beide Erwählten einstweilen behalten sollten, was sie mit den Waffen besetzt hatten. Später (1604) ließen sich Johann Georg von Brandenburg mit Geld und die evangelischen Domherren durch das Versprechen abfinden, daß sie noch dreizehn Jahre lang im Besitze ihrer Pfründen bleiben sollten. Auch in Straßburg siegten also die Katholiken. Das Bisthum verblieb ihnen und um das Jahr 1617 fielen ihnen auch sämmtliche Domherrenstellen wieder zu.

Von Jahr zu Jahr nahm in solcher Weise die Macht der Protestanten in Deutschland ab; die Jesuiten wurden immer kecker. Zum Glücke fehlte es ihnen an einem kräftigen Werkzeuge, ihre Pläne auszuführen. Denn Rudolph II., so fügsam er auch war, besaß dazu weder die erforderliche Thätigkeit, noch den Muth. Allein es war für die katholische Partei schon ein großer Gewinn, daß er ihr nicht widerstrebte und ihr stets nach seinen beschränkten Fähigkeiten diente.

Die katholischen Fürsten Deutschland's, sowohl die weltlichen als die geistlichen, handelten nach einem gleichmäßigen Plane. Sie traten den Augsburger Frieden, so weit ihre Macht reichte, mit Füßen, die weltlichen Fürsten, indem sie die dem Adel verbürgte Religionsfreiheit aufhoben, die geistlichen, indem sie außerdem den Städten und Kommunen, auch wo sie schon über Menschen-Gedenken hinaus im ruhigen Besitze der Religionsfreiheit waren, diese mit Gewalt raubten, und zwangen, katholisch zu werden. Sie waren frech genug, die zweite Erklärung Kaiser Ferdinand's in Abrede zu stellen, selbst nachdem sie ihnen im Originale vorgelegt worden war. Die Protestanten zogen gegen alle diese Verletzungen nicht nur des allgemeinen Menschenrechts, sondern auch der deutschen Verfassung nur mit leeren Redensarten zu Felde, um welche sich die von Jesuiten geleiteten Fürsten natürlich nicht bekümmerten. Von Jahr zu Jahr nahm auf diese Weise die Macht der katholischen Fürsten zu, diejenige der protestantischen ab. Doch bald begnügten sich die katholischen Machthaber nicht mehr damit, die Protestanten, welche das Unglück hatten, ihre Unterthanen zu sein, zu mißhandeln; sie griffen die Protestanten zuerst da, wo sie als gleichberechtigte neben Katholiken wohnten, und dann auf ihrem eigenen Boden an.

Seit dem Jahre 1559 verlangten in der Stadt Aachen die Protestanten gleiche Rechte mit den Katholiken. Da sie die Mehrzahl für sich hatten, war es nicht bloß unrecht, sondern auch ungesetzlich, daß ihnen diese billige Forderung verweigert wurde. Unter Ferdinand I. und Maximilian II. begnügten sich die unterdrückten Protestanten damit, Beschwerden zu erheben und Klagen zu führen, welche ihr Loos aber nicht besserten, vielmehr verschlimmerten. Im Jahre 1580, als die Zahl der Protestanten durch eingewanderte Niederländer und Westphalen ansehnlich vermehrt worden war, entstanden ernstliche Unruhen in der Stadt. Die Ungerechtigkeit der kaiserlichen Kommissäre, welche der Jesuiten-Zögling Rudolph nach Aachen schickte, trieb endlich (1581) die gedrückten Protestanten zu entschiedenem Handeln. Sie erwählten einen protestantischen Stadtrath und verjagten die Kommissäre. Die bisherigen städtischen Gewalthaber entflohen und bewirkten beim Kaiser, daß dieser den Bischof von Lüttich und den Herzog von Jülich ermächtigte, mit Heeresmacht gegen die Stadt zu ziehen, um sie zur Unterwerfung zu bringen. Mit Hülfe anderer Protestanten trieben die Aachener aber die kaiserlichen Executionstruppen aus einander. Doch die Jesuiten, welche die Angelegenheiten der Stadt Aachen eben sowohl, als diejenigen des gesammten deutschen Reiches im Namen des deutschen Kaisers leiteten, wurden dadurch nicht entmuthigt. Sie erwirkten (1593) bei Rudolph II. einen Befehl, alles solle auf den Zustand von 1560 zurückgeführt und die Katholiken vollständig entschädigt werden. Die bittersten Feinde des Protestantismus wurden mit dem Vollzug desselben beauftragt (1598). In der That wurden die katholischen Obrigkeiten mit Gewalt wieder eingesetzt, die protestantischen Prediger vertrieben und die protestantischen Mitglieder des Stadtraths welche die großen Kosten der kaiserlichen Vollstreckung nicht bezahlen konnten, verbannt. Den Protestanten wurde nicht einmal erlaubt, außerhalb des städtischen Gebietes ihren Gottesdienst zu halten. Da sie aber, ungeachtet aller Zurücksetzungen und Verfolgungen noch immer in der Mehrzahl waren, ergriffen sie bei der ersten günstigen Gelegenheit, welche ihnen der Jülich'sche Erbstreit bot, von neuem die Waffen, vertrieben den katholischen Stadtrath und setzten einen protestantischen ein (1611). Am Ende behaupteten aber doch die Jesuiten das Feld, indem sie (1614) spanische Truppen unter Spinola herbei riefen. So wurde eine Stadt, in welcher die Protestanten seit fast einem Jahrhundert unausgesetzt die Mehrzahl bildeten, und in welcher die Katholiken ihr Uebergewicht nur durch fremde Hülfe behaupten konnten, mit Gewalt unter das päpstliche Joch zurück gebracht. Der Anspruch der Protestanten, auf gleiches Recht mit den Katholiken wurde verworfen, derjenige der Katholiken auf Ausschließung der Protestanten von der Verwaltung der Stadt und sogar

von Ausübung ihres Gottesdienstes, für wohlbegründet erklärt. Das nannte man Reichsjustiz! Kein Wunder, daß aus solchen Vorgängen ein dreißigjähriger Bürgerkrieg sich entwickelte!

Noch schamloser, als gegen Aachen, verfuhren die Jesuiten gegen Donauwörth. Diese Stadt war fast ganz protestantisch, lag aber inmitten der Besitzungen des Herzogs von Baiern, in welchen Albrecht V. und dessen Sohn Wilhelm V. den Protestantismus mit Gewalt und im Widerspruche mit den klaren Bestimmungen des Augsburger Friedens, welcher wenigstens der Ritterschaft Religionsfreiheit zusicherte, ausgerottet hatten. Wilhelm's V. Sohn und Nachfolger in Baiern, Maximilian I., war die protestantische freie Reichsstadt Donauwörth ein Dorn im Auge. Er war einer der talentvollsten, ehrgeizigsten und entschlossensten Fürsten seiner Zeit. Die Jesuiten hatten ihm ihren ganzen Ketzerhaß und alle Arglist ihres Ordens eingeflößt. Er war ein kalter, berechnender Tyrann, und wußte, als er erst fünf und zwanzig Jahre alt war (1598), seinen Vater zu bestimmen, bei dessen Lebzeiten ihm die Regierung abzutreten. Maximilian von Baiern trat die Verfassung seines Landes mit Füßen und setzte sich über alle Beschlüsse der bairischen Landstände hinweg. Im Laufe seiner drei und fünfzigjährigen Regierung versammelte er sie nur zweimal, und zwar in der ersten Zeit, um sich, und später gar nicht mehr. Dessen ungeachtet wird Maximilian von feilen Geschichtsschreibern und flachen Zungendreschern außerordentlich gerühmt. So niedrig steht in unseren Tagen noch die Geschichtschreibung. Talent, selbst dasjenige für Laster und Tyrannei, blendet die meisten Schriftsteller! Der sittliche Gehalt eines Menschen, und seine Beweggründe werden gewöhnlich wenig geprüft, und die Erfolge, welche er, sei es auch zum Verderben der Menschheit, erringt, werden noch immer für maßgebend erachtet. Allerdings stellte Maximilian I. eine gewisse Ordnung in seinem Lande her, allein es war die von den Tyrannen aller Zeiten geliebte Unterordnung des Freiheitsgefühles unter das Joch eines hartherzigen Bedrückers. Ich gestehe offen, daß ich einer solchen Ordnung die vollständigste Anarchie vorziehe. Denn aus dieser kann sich viel leichter, als aus jener die Ordnung der Freiheit entwickeln. Mehr als irgend einem anderen Menschen ist es Maximilian I. zuzuschreiben, daß Baiern hinter den übrigen deutschen Volksstämmen so weit zurück blieb, daß es die Beute des Pfaffenthums und der Sitz des krassesten Aberglaubens wurde. Die ärgste Zerrüttung der Finanzen, der Polizei und der Rechtspflege hätte so nachhaltige und so verderbliche Folgen nicht herbei geführt. Das ganze Talent Maximilian's, seine Ausdauer und Willenskraft, zugleich aber auch seine haarsträubende Grausamkeit, seine Doppelzüngigkeit und Herrschsucht bewährte dieser Fürst dem unglücklichen Donauwörth gegenüber. Seit dem Jahre 1552 gehörte die Mehrzahl der Bürger und auch der Magistrat dieser Stadt der lutherischen Kirche an. Die katholische, sehr wenig zahlreiche Bevölkerung, war auf den Bezirk und die Kirche des Benedictiner-Klosters zum heiligen Kreuz, am äußersten Ende der Stadt, beschränkt. Die Protestanten gewährten den Mönchen und den wenigen Katholiken der Stadt freie Religionsübung, und hatten sich mit dem Abte dahin verständigt, daß das sogenannte Sacrament ohne Geläute und Geklingel zu den Kranken getragen, die Processionen still der Mauer entlang aus dem Stadtthore ziehen und erst jenseits des städtischen Gebietes ihre Fahnen aufrollen sollten. Von jeher hatte die Stadt die weltliche Gerichtsbarkeit über den Abt und seine Angehörigen ausgeübt. Seit die Jesuiten in Deutschland das große Wort führten, suchten die Mönche sich über alle Verträge früherer Zeiten hinweg zu setzen. Erst im Jahre 1605 nahmen aber die Streitigkeiten zwischen Stadt und Kloster einen ernsthaften Character an. Im Bewußtsein, daß ihm der kaiserliche Schutz nicht fehlen würde, ließ der Abt Leonhard im Mai dieses Jahres eine ungewöhnlich glänzende Procession veranstalten, welche im Widerspruche mit den früher getroffenen Verabredungen, in lärmender Weise

durch die Stadt paradirte. Der Magistrat, welcher die geheimen Absichten der Jesuiten durchschaute, schützte den Zug vor Mißhandlungen, womit derselbe von Seiten der Bürgerschaft bedroht war, und begnügte sich damit, Verwahrung einzulegen. Doch der Widerwille, welchen die Protestanten gegen die Procession kund gethan hatten, genügte den Pfaffen eine von Lügen und Uebertreibungen strotzende Klagschrift bei dem Reichshofrathe in Prag einzureichen. Dieser schritt sofort zu Gunsten der katholischen Partei ein, indem er, unter Androhung der Acht, der Stadt befahl, den Abt während der Dauer des Streites weder an Processionen, noch an feierlicher Tragung der „Sacramente" u. s. w. zu hindern. In der Hoffnung, die Protestanten zu Gewaltthätigkeiten zu reizen, hielt der Abt zuerst ein feierliches Begräbniß und dann, am 11. April 1606, wieder eine große Procession. Außer einigem Geschrei, Lärm und Gespötte hatte diese jedoch von den Protestanten nichts zu leiden. Ohne Unterbrechung kam der Zug zur Stadt hinaus. Als derselbe aber zurück kehrte, verstärkt durch eine große Masse Volkes aus der Umgegend, kam es, trotz der Vorsichtsmaßregeln des Magistrates, zu einigen Unordnungen. Die Fahnen, Rauchfässer und andere Schaustücke des Pfaffenthums wurden den Trägern entrissen, die Procession mußte die Hauptstraßen meiden und durch enge Gäßchen ihren Weg nach der Klosterkirche einschlagen. Menschenleben gingen keine verloren, es floß kein Blut, nur einiger Spott und Hohn wurde den Pfaffen und ihren Knechten nachgesendet. Bei ruhiger Betrachtung der Sache konnten höchstens einige Tumultuanten in Polizeistrafe genommen werden. Streng genommen waren die Protestanten in ihrem Rechte, denn nicht sie, sondern die Katholiken hatten die durch mehr als fünfzigjährige Uebung begründete Ordnung der Stadt verletzt. Hieran konnte der ausschließlich mit Katholiken besetzte und von den Ständen nie anerkannte Reichshofrath nichts ändern. Hätten dessen Beschlüsse Gültigkeit gehabt, wäre der Protestantismus in Deutschland längst ausgerottet gewesen. Im Bewußtsein seiner mächtigen Verbündeten trieb der Abt die Sache immer weiter. Auf den 26. April 1607 setzte er eine neue Procession an, welche jedoch nicht zu Stande kam, da die Bürger sich bewaffnet hatten und erklärten, sie würden ihre Rechte behaupten. Zu eigentlichen Thätlichkeiten kam es aber nicht, weil die Pfaffen es nicht wagten, sich einer Gefahr bloß zu stellen und klüglich in ihrem Kloster verblieben. Doch Herzog Maximilian wollte diese Gelegenheit ergreifen, die Protestanten zu demüthigen und Donauwörth an sich zu reißen. Die Protestanten waren unter sich nicht einig, Maximilian war zum Kriege gerüstet. Durch reiche Geschenke an Geld, Wein und Ketten, welche der Herzog unter den Mitgliedern des Reichshofrath's mit freigebiger Hand spendete, brachte er es dahin, daß wider die freie Reichsstadt die Acht ausgesprochen wurde und er selbst den Auftrag zu deren Vollziehung erhielt. Die Bürgerschaft wurde dadurch natürlich in die größte Aufregung versetzt. Es kamen einige Ungezogenheiten gegen die von Maximilian abgesandten Kommissäre vor und diese verschafften dem Herzoge den erwünschten Vorwand über Donauwörth herzufallen. Die Truppen Maximilian's waren so zahlreich, daß die Stadt ihnen gar keinen Widerstand entgegen setzte. Dessen ungeachtet wütheten sie in derselben mit barbarischer Wuth. Die Absichten Maximilian's erhellen am deutlichsten aus dem Briefe, den derselbe nach Rom sandte, worin er hauptsächlich auf den Vortheil hinwies, den der Ruin dieser freien Reichsstadt für die katholische Religion haben werde. Ungeachtet dieser Herzog, bevor er Donauwörth erobert, der Stadt versprochen hatte, an ihrer Religionsverfassung nichts zu ändern, unterdrückte er sogleich allen protestantischen Gottesdienst und erlaubte den Lutheranern nicht einmal, am Sonntage die Stadt zu verlassen, um in einem benachbarten Orte dem Gottesdienste ihrer Glaubensgenossen beizuwohnen. Die Kosten der Execution berechnete der tückische Baiernherzog so hoch, daß sie unmöglich jemals entrichtet werden konnten. Daß seine Absicht darauf gerichtet war, Donauwörth zu Grunde zu richten, sehen wir deut-

lich aus einem Schreiben desselben an seinen Statthalter, worin er erklärt: „wenn auch ein Theil der Bürger dieserwegen von Haus und Hof müßte, so ist es uns gleich, wenn nur wenigstens auf ein Jahr lang die Besatzung auf der Bürger Unkosten unterhalten werden möchte."

Mit dem Heere waren vier Jesuiten und zwei Baarfüßermönche in die Stadt eingezogen. Drei hundert Baiern ließ der Herzog nach dessen Abzug darin zurück. Diese vollendeten das von Maximilian begonnene Werk, indem sie die früher freie Reichs-Stadt, in welcher ohnedies nur die ärmsten Bewohner zurück geblieben waren, unter das doppelte Joch des Papstes und des Herzogs brachten. Fürwahr nicht die Heftigkeit, sondern die Schlaffheit der Protestanten führte den dreißigjährigen Krieg in Deutschland herbei. Nimmermehr wäre es dazu gekommen, wenn sie den ersten Gewaltthätigkeiten der katholischen Fürsten mit einmüthiger Kraft entgegen getreten wären. Wer dem Uebel gestattet, groß zu werden, muß es später büßen. Wer den glimmenden Funken im Hause nicht auslöscht, muß sich auf eine Feuersbrunst gefaßt machen.

Ganz ohne Wirkung blieb aber das ebenso grausame, als herrschsüchtige Verfahren Maximilian's auf die Protestanten doch nicht. Auf dem Reichstage zu Regensburg führten sämmtliche protestantische Stände bittere Beschwerden über die Verletzung des Religionsfriedens, und namentlich auch darüber, daß der Kaiser Streitigkeiten, welche nach der Verfassung des Reiches vor das Kammergericht gehörten, dem unbedingt von ihm abhängigen Reichshofrathe zuwies. Da jedoch Ferdinand von Steiermark den Kaiser daselbst vertrat, wurden ihnen nicht einmal diejenigen beruhigenden Worte mitgetheilt, welche Rudolph aus Furcht, ihnen hatte zukommen lassen wollen. Ferdinand verfolgte ganz dieselbe Richtung, wie Maximilian von Baiern, dessen Jugendgenosse und Freund er war, nur noch mit größerm Fanatismus und rücksichtsloserer Härte. Schon in der Ernennung dieses Ferdinand zum Stellvertreter des Kaisers auf dem Reichstage lag ein bitterer Hohn. Denn Ferdinand hatte in Steiermark, Kärnthen, Krain und Görz auf einem weitern Felde gegen die Protestanten gewüthet, als Maximilian in Donauwörth. Es lag klar am Tage, die Reichsgewalt war in den Händen der Jesuiten. Die Protestanten konnten von ihr kein Recht, sondern nur Unterdrückung erwarten. Der Augenblick, die Waffen zu ergreifen, war gekommen, und da gerade zu jener Zeit Ungarn, Böhmen und Oesterreich in offenem Aufstande, und die Brüder Rudolph und Mathias im Streite waren, so hätten die Protestanten, wären sie einig gewesen, leicht ihren Gegnern die Bedingungen des Friedens vorschreiben können. Doch die Lutheraner standen seit den Zeiten des Verräther's Moritz unter dem vorherrschenden Einflusse der Kurfürsten von Sachsen, und diese lehnten sich wie damals an das Haus Oesterreich. Die Calvinisten dagegen, welche überhaupt viel regsamer und weniger verknöchert waren, auch mit den Protestanten Frankreich's, England's und der Niederlande inniger zusammenhingen, rafften sich auf. Schon im Jahre 1603 waren die Häupter der calvinistischen Partei in Heidelberg zusammen getreten und hatten ein Vertheidigungsbündniß geschlossen. Dieses erweiterten und befestigten sie am 4. Mai 1608 zu Ahausen im Ansbach'schen. Die Markgrafen Joachim Ernst von Brandenburg-Ansbach und Christian von Brandenburg-Kulmbach, Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg, Herzog Johann Friedrich von Würtemberg, Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz und Christian von Anhalt vereinigten sich daselbst zu dem Bunde, welcher nachher den Namen der protestantischen Union trug. Kurz darauf traten die Städte Straßburg, Ulm und Nürnberg, später der Landgraf Moritz von Hessen und der neue Kurfürst Johann Siegmund von Brandenburg bei. Der Kurfürst von der Pfalz wurde an die Spitze des Bundes, mehrere andere Fürsten mit verschiedenen Aemtern ihm zur Seite gesetzt. Bereitwillig traten mit dem Bunde Frankreich, England und die Niederlande in diplomatische

Beziehungen. Gleich Anfangs fehlten die sogenannten correspondirenden Fürsten darin, daß sie sich zuviel auf fremde Hülfe verließen. Die Ermordung Heinrich's IV. von Frankreich, auf den sie besonders gezählt hatten, lähmte ihre Thatkraft, und der mangelhaften Organisation des Bundes hätte nur durch die persönliche Tüchtigkeit seiner Häupter einigermaßen abgeholfen werden können. Allein es befand sich unter denselben nicht ein Mann von Entschlossenheit, Ausdauer und Thatkraft, wie Maximilian I. von Baiern unstreitig war. Dieser setzte der protestantischen Union schnell die katholische Liga entgegen, in welche die Bischöfe von Würzburg, Augsburg, Constanz, Passau und Regensburg, der Propst von Ellwangen und der Abt von Kempten eintraten, und welcher sich später die drei geistlichen Kurfürsten am Rheine anschlossen. Der Papst und Spanien begrüßten diesen katholischen Bund mit Freuden, versprachen ihm Schutz und zahlten Hülfsgelder.

So spaltete sich Deutschland in zwei feindliche Lager, von welchen jedes auf ausländische Hülfe zählen konnte. Die Jesuiten hatten es dahin gebracht, daß, wie sie, so auch alle katholischen Fürsten Deutschland's das Vaterland ihren pfäffischen Bestrebungen unterordneten. Die Protestanten wurden Schritt für Schritt gedrängt, um gänzlicher Ausrottung zu entgehen, den kaiserlichen Befehlen und reichshofräthlichen Urtheilen mit Waffengewalt entgegen zu treten. Nichts desto weniger war derselbe Maximilian, welcher der Stadt Donauwörth ihre Religion geraubt hatte, frech genug, den Zweck der von ihm gegründeten Liga durch die Worte zu bezeichnen: „damit die alte, wahre, allein seeligmachende Religion nicht ausgerottet werde."

Kurz nach der Gründung der protestantischen Union starb der letzte Herzog von Jülich (25. März 1609), der blödsinnige Johann Wilhelm. Die Besitzungen, welche er damals hinterließ: Jülich, Cleve, Berg, Mark, Ravensberg und Ravenstein bildeten, mit Ausnahme von Baiern und Oesterreich, das größte Land, welches irgend ein deutscher Fürst damals beherrschte.

Johann Wilhelm hatte keine Kinder. Seine nächsten Verwandten waren vier Schwestern: Maria Eleonora, vermählt mit Herzog Friedrich Albrecht von Preußen, Anna mit dem Pfalzgrafen von Neuburg, Magdalena mit dem Pfalzgrafen Johann von Zweibrücken und Sybilla mit Karl von Oesterreich, Markgrafen von Burgau. Durch besondere Staatsverträge war die Theilung des Landes verboten. Die älteste Schwester hatte nur eine Tochter, die Gemahlin des Kurfürsten Johann Siegmund von Brandenburg hinterlassen, der zweiten lebte ein Sohn, Wolfgang Wilhelm. Johann Siegmund berief sich auf den Vorzug der Erstgeburt, Wolfgang auf den Vorzug des männlichen Geschlechts. Nur diese beiden konnten ihre Ansprüche einigermaßen begründen. Die beiden jüngeren Schwestern kamen nicht weiter in Betracht. Dagegen erhoben auch die beiden Linien des sächsischen Hauses Erbansprüche auf den Grund kaiserlicher Belehnungen und Erkenntnisse. Johann Siegmund von Brandenburg war Calvinist, der Pfalzgraf von Neuburg Lutheraner. Der Kurfürst von Sachsen war zwar auch Lutheraner, allein er lag ganz in den Schlingen der Jesuiten, daher der Kaiser Rudolph ihm am liebsten die Jülich'sche Erbschaft zugewendet hätte, insofern es nicht möglich sein sollte, in ähnlicher Weise, wie es dem Herzoge Maximilian mit Donauwörth gelungen war, unter dem Vorwande reichshofräthlicher Beschlüsse das Land statt der Executionskosten zu erlangen. Kaiserliche Erkenntnisse besaßen übrigens dazumal mächtigen Fürsten gegenüber keine Bedeutung. Johann Siegmund von Brandenburg und Wolfgang Wilhelm von Neuburg setzten sich in den Besitz des Landes und vereinigten sich dahin, dasselbe gemeinschaftlich verwalten zu lassen, als die Jesuiten bewirkt hatten, daß der Reichshofrath unter dem Vorwande der Gefahr eines Landfriedensbruches die Sache an sich zu ziehen suchte. Die kaiserlichen Rechtsverdreher erklärten die Hinterlassenschaft des Herzogs Johann Wilhelm von Jülich für ein erledigtes Reichslehen, und

Rudolph ertheilte dem Bruder Ferdinand's von Steiermark, dem Bischofe Leopold von Passau und Straßburg den Auftrag, das Land in Besitz zu nehmen. Der Plan der Jesuiten wurde dadurch offenbar. Sie wollten für's erste das schöne Land in den Besitz eines Habsburger's bringen. Natürlich hätte dieser es eben so wenig wieder heraus gegeben, als Maximilian von Baiern Donauwörth. Nicht bloß die beiden unmittelbar betheiligten Fürsten und sämmtliche Protestanten Deutschland's, sondern auch die benachbarten Mächte, namentlich Frankreich wurden dadurch in Unruhe versetzt. Es kam daher schnell (1609) zwischen Heinrich IV. und den Fürsten der protestantischen Union ein Vertrag zu Stande, in welchem beide Theile eine ansehnliche Heeresmacht in's Feld zu stellen versprachen.

Im December (1609) brach der Krieg aus. Durch Verrath hatte sich der Erzherzog Leopold der Stadt Jülich bemächtigt. Bevor die Franzosen den Protestanten zu Hülfe ziehen konnten, wurde Heinrich IV. ermordet (14. Mai 1610). Doch gelang es den Jesuiten nicht, das Heer, welches bereit stand, in Deutschland einzufallen, aufzuhalten. Der Marschall von Chatre rückte mit 14,000 Mann vor Jülich, das sich am 1. September ergeben mußte. Leopold zog sich mit seinen Söldnern, dem sogenannten Passauer Kriegsvolke in's Elsaß zurück, wurde aber dort von den Truppen der Union, welche nach dem Tode Friedrich's IV. von der Pfalz unter der obersten Leitung des Pfalzgrafen Johann's II. von Zweibrücken standen, so stark bedrängt, daß er den Vertrag zu Willstädt abschloß, in welchem er versprach, seine Truppen zu entlassen. Die Jülich'schen Lande blieben im gemeinschaftlichen Besitze des Kurfürsten von Brandenburg und des Pfalzgrafen von Neuburg. Die Jesuiten waren für's erste aus dem Felde geschlagen. Doch bald schon spannen sie neue Ränke. Im Sommer 1610 hatte Rudolph den Kurfürsten Christian II. von Sachsen von neuem mit dem Nachlasse des Herzog's von Jülich belehnt. Daraus erhellte deutlich, daß er seine Hände im Spiele behalten und die Erbschaft nicht frei geben wollte. Der Reichshofrath war stets bereit, jede Zumuthung, welche Rudolph, von den Jesuiten gedrängt, ihm machte, in die Formen der Rechtspflege zu kleiden. Dadurch mußte aber alles Vertrauen in die kaiserliche Gewalt vollständig untergraben werden. Die reichshofräthlichen Befehle in den Angelegenheiten der Stadt Donauwörth und in dem Jülich'schen Erbstreite erschöpften die Geduld der Protestanten. Schon früher hätten diese zu den Waffen gegriffen, wenn ihre Fürsten nicht theils in kleinlichen Zänkereien, theils in niedrigen Ausschweifungen ihre beste Kraft vergeudet hätten.

Jede geistige Bewegung verliert ihren Schwung, wenn ihr die Freiheit geraubt wird. Aus diesem Grunde war die katholische Kirche so sehr ausgeartet und verknöchert. Die meisten protestantischen Fürsten geriethen aber bald nach Luthers Tode schon in denselben Fehler, den sie an der römischen Kirche mit so gutem Rechte tadelten. Sie schlugen die Reformation in Ketten und Bande. Sachsen, die Wiege des Protestantismus, wurde schon bald seine Schädelstätte. Der Nachfolger des Kurfürsten Moritz, August, zwang seinem Lande die von Wittenberger und Tübinger Pfaffen verfaßte sogenannte Concordienformel mit Gewalt auf, trieb Pfarrer und Lehrer, die nicht blind auf sie schwören wollten, zu Hunderten von Amt und Brod, ließ mehrere angesehene Männer, welche andere Ansichten hegten, in den Kerker werfen, und brachte so allerdings die Stimme der Vernunft in Sachsen fast gänzlich zum Schweigen. August's Sohn und Nachfolger (1586), Christian I. ließ sich durch seinen Kanzler Krell zu einer freisinnigeren Richtung bestimmen. Doch da er schon 1591 starb, gewann die Pfaffenpartei unter Christian II. wieder die Oberhand. Krell wurde in den Kerker geworfen, und nach zehnjährigen Leiden (1601) enthauptet. Sein ganzer Anhang wurde auf's heftigste verfolgt. Christian II. war ein Trunkenbold und ließ sich durch falsche Vorspiegelungen von den Jesuiten dermaßen bestricken, daß nicht viel gefehlt hätte, so wäre er in die katholische Liga eingetreten. Er verlor dadurch

allerdings den Einfluß, welchen Sachsen in früheren Zeiten in den Angelegenheiten der Protestanten geübt hatte. Allein diesen gingen dadurch bedeutende Mittel, auf welche sie berechtigt waren zu zählen, im Kampfe mit dem gemeinschaftlichen Feinde verloren.

In der Pfalz nahm dagegen die Reformation eine andere Wendung. Friedrich III., welcher (1559) den kurfürstlichen Thron erbte, wandte sich, aus Ueberdruß gegen die beschränkte und fanatische Anschauungsweise der Lutheraner, der Lehre Calvin's zu (1560). Ihm folgte der größere Theil seines Landes. Zwar führte sein Sohn Ludwig mit Gewalt das Lutherthum wieder ein; allein bei dessen Tode (1587) stellte der Pfalzgraf Johann Kasimir, als Vormund, und später Ludwig's Sohn und Nachfolger Friedrich IV. die calvinische Religion wieder her. Johann Kasimir hatte einen großen Theil seines Lebens in Frankreich unter den Hugenotten zugebracht und bewirkte, daß die Pfalz in enger Beziehung zu den Franzosen blieb. Dadurch würde, als die protestantische Union später zu Stande kam, der Abschluß eines Vertrages mit Heinrich IV. bedeutend erleichtert.

Von Jahr zu Jahr verlor das starre Lutherthum in Deutschland an Boden. Ein Fürst nach dem andern wandte sich der Lehre Calvin's zu und zog sein Land nach sich. Doch diese Uebergänge waren größtentheils mit Reibungen, welche die Kraft der Protestanten schwächten, und mannigfaltige Gehässigkeiten erzeugten, verbunden.

Hessen, welches der Landgraf Philipp unter seine vier Söhne vertheilte (1562) und später nach dem Absterben zweier Fürsten (1583, 1604) noch in die Linien von Kassel und Darmstadt zerfiel, trennte sich auch in religiöser Beziehung, indem jene die calvinische, diese die lutherische Anschauung annahm. Die Macht des Hauses wurde durch diese Theilungen gelähmt, um so mehr, als Erbstreitigkeiten damit verbunden waren und religiöse Bitterkeit sich einmischte. Das lutherische Darmstadt suchte in ähnlicher Weise, als Sachsen sich die Gunst der Habsburger zu erwerben, und wurde dadurch unfähig, an der gemeinschaftlichen Sache der Protestanten einen kräftigen Antheil zu nehmen.

Kaum war ein halbes Jahrhundert seit den Tagen des Landgrafen Philipp und des Kurfürsten Johann Friedrich verflossen, und schon hatten deren Länder gänzlich aufgehört an der Spitze der Reformation zu stehen. Sachsen war vollständig in den Hintergrund getreten, und das getheilte Hessen hatte allen Einfluß verloren.

So viel die Unterthanen protestantischer Fürsten auch zu leiden hatten, indem sie gezwungen wurden, dem Glauben ihrer Fürsten zu folgen, so war ihr Schicksal doch bei weitem nicht so hart, als das Loos der Unterthanen katholischer Fürsten. Grausamkeiten, wie sie sich die Erzherzoge von Oesterreich, die Herzoge von Baiern und die meisten Bischöfe erlaubten, theils um die Katholiken abzuhalten, die neue Lehre zu erfassen, theils um die Protestanten wieder in den Schooß der sogenannten allein seeligmachenden Kirche, welcher aber für sie sehr hart und blutig war, zurück zu kehren, kamen in protestantischen Ländern niemals, oder doch nur als vorübergehende Ausnahmen vor, welche von dem größeren Theile der Protestanten selbst immer auf's bitterste getadelt wurden. Die Unduldsamkeit und die Verfolgungssucht der katholischen Fürsten beruhte auf ihrem Glauben, war systematisch und kannte keine Milde; diejenige der protestantischen Fürsten stand im Widerspruche mit der Reformation, war der persönlichen Beschränktheit und dem Eifer einzelner kleiner Tyrannen zuzuschreiben und war selten von langer Dauer. Mit dem Tode eines Fürsten oder eines fanatischen Pfaffen hörte die Verfolgung auf. Die Jesuiten lösten sich aber in ununterbrochener Reihenfolge ab. Sie starben nicht aus und ließen nicht nach. Schwache Fürsten, auch wenn sie eine gewisse natürliche Milde besaßen, wurden durch sie zur grausamen Verfolgung der sogenannten Ketzer getrieben, fanatische in ihrer Wuth bestärkt Nur Charaktere, wie Maximilian II. von Oesterreich vermochten ihnen auf die Dauer zu widerstehen. Menschen, wie Ferdinand II. von Oesterreich, Maximilian I. von Baiern,

Mathias und Rudolph wurden alle von ihnen fortgerissen. Sie schreckten die weltlichen und geistlichen Fürsten nicht nur mit Hölle und Fegefeuer, sondern auch mit Gift und Dolch, mit Absetzung und Volksaufstand. Sie hatten hinter sich die ganze Macht des Papstthums, und hatten folgeweise eine Bedeutung, welche sich mit derjenigen der protestantischen Hofprediger oder Professoren nicht vergleichen ließ.

Die katholische Partei ging, namentlich in Oesterreich von dem Grundsatze aus, die Vertilgung der Ketzer sei nicht bloß erlaubt, sondern sogar durch die Pflicht geboten, die protestantische verlangte Gewissensfreiheit und Gleichberechtigung mit den Katholiken. Es ist daher augenscheinlich, daß die eine den ewigen und unveräußerlichen Menschenrechten Hohn sprach, während die andere sie geltend zu machen suchte. Die Protestanten hatten ein volles Recht, dem Drucke zu widerstreben, welchen Jesuiten und Jesuitenknechte über sie verhängten. Sie waren, als Männer von Selbstbewußtsein aufgefordert, eher unterzugehen, als sich das Joch des Papstthums gefallen zu lassen. Es ist daher sehr verkehrt, wenn Schlosser und andere Geschichtschreiber, die sich den Schein der Aufklärung geben wollen, beide Parteien als gleichberechtigte behandeln, von denen die eine eben so gut als die andere ihre Ansichten hätte geltend machen können. Tyrannei und Freiheitsdrang, Despotismus und das ewige, unveräußerliche Menschenrecht stehen nicht auf gleicher Stufe sittlichen Werth's, vielmehr auf dessen untersten und obersten Speichen. Der Protestantismus sank nur da auf gleiche Stufe mit dem Katholicismus herab, wo er, uneingedenk seines Ursprungs, seine Glaubensformeln mit ähnlicher Unduldsamkeit festzustellen und auszubreiten suchte, als der Katholicismus die seinigen. Dieses war aber in Oesterreich nirgends der Fall. Selbst Maximilian II. hatte den Protestanten nirgends gleiche Rechte mit den Katholiken, vielmehr nur eine sehr beschränkte Duldung eingeräumt. Daß die Protestanten die ihnen gesetzten Schranken überschritten, mochte den Jesuiten als ein Eingriff in die Gesetze des Landes erscheinen. Vernünftige Menschen müssen dieses aber loben, als eine Annäherung an die natürliche Ordnung der Dinge. Die Söhne Maximilian's waren gleichmäßig in der Schule der Jesuiten erzogen, und suchten alle den Protestantismus auszurotten. Glücklicherweise waren die Fähigkeiten, welche sie besaßen, sehr schwach. Doch ihr Vetter Ferdinand, welcher (seit 1596) Steiermark, Kärnthen, Krain und Görz besaß, war eben so talentvoll und entschlossen, als despotisch und fanatisch. Er ertheilte den sämmtlichen Mitgliedern des Hauses Habsburg und mehr oder weniger allen katholischen Fürsten Deutschland's das Signal zur Ausrottung des Protestantismus*).

Selbst Rudolph II., so jesuitenfreundlich er auch gesinnt war, ging erst dann mit voller Lust an das Werk der Ausrottung des Protestantismus in seinen Erbstaaten, als er gewahrte, daß Ferdinand in Steiermark, Kärnthen und Krain auf einen verhältnißmäßig geringen Widerstand stieß. Während er selbst in Prag wohnte, Goldmacherei und Astrologie trieb, ließ er durch den Jesuiten-Provinzial Laurenz Magi in Oesterreich die Protestanten verfolgen. Später übertrug er die Verwaltung der Provinz seinem Bruder Ernst, welcher den Jesuiten Szanto gewähren ließ. Von Jahr zu Jahr wurde Rudolph geistesschwächer. In der letzten Zeit seiner Regierung war er vollständig blödsinnig. Die gerechte Unzufriedenheit der unter seiner Herrschaft stehendeu Völker, namentlich der Ungarn, Siebenbürger und Oesterreicher, wurde endlich bis zur offenen Revolution gesteigert. Im April 1606 traten zu Wien Rudolph's Brüder, Mathias und Maximilian, und seine Vettern, die Söhne Karl's von Steiermark, Ferdinand und Maximilian Ernst zusammen und erklärten wörtlich: „wegen des gegenwärtigen betrübten Umstand's, indem fast das ganze Königreich Ungarn dahin und das hochlöbliche Haus Oesterreich sammt erwähntem Königreich und den angrenzenden Provinzen verheert, und neben vielen anderen Ursachen

*) Siehe oben § 21. S. 162. f.

leider allzuviel offenbar, daß die römisch-kaiserliche Majestät, unser Bruder und Vetter, aus den ihr zu verschiedenen Zeiten sich ereignenden Gemüthsblödigkeiten zur Regierung der Königreiche sich nicht genugsam noch tauglich befinde, — — so sind wir aus betrübtem Gemüthe bewegt worden, zeitliche Fürsehung zu thun. —"

Diese Fürsehung bestand darin, daß des Kaisers Bruder Mathias zum Regenten, Haupt- und Schutzherrn des österreichischen Hauses erklärt wurde. Im November desselben Jahres trat auch der Erzherzog Albrecht, des Kaisers jüngerer Bruder, dieser Absetzungsacte förmlich bei. Zum deutschen Kaiser war Rudolph aber immer noch gut genug. Die Erzherzoge von Oesterreich wagten es übrigens nicht, der von ihnen beschlossenen Absetzung Nachdruck zu geben. Wahrscheinlich bezweckten sie durch dieselbe nur, Ungarn und Oesterreich, welche in offenem Aufstande gegen Rudolph waren, zu täuschen. Ferdinand von Steiermark hoffte, durch das Gaukelspiel einer Absetzung Rudolph's, die aufgestandenen Protestanten zur Ruhe zu bringen und Mathias, welcher früher in Brüssel eine sehr zweideutige Rolle gespielt hatte, auf Kosten seines Bruders Macht und Einfluß zu gewinnen. Er schmeichelte den Protestanten, welche sein Vetter Ferdinand auf das grausamste verfolgte. Rudolph rächte sich an ihm dadurch, daß er Ferdinand zu seinem Stellvertreter auf den Reichstag nach Regensburg sandte. Die Protestanten der österreichischen Staaten erkannten in dieser Bevorzugung ihres wüthendsten Feindes die Gefahr, welche ihnen drohte. Sie hatten aber nicht, gleich den Niederländern, Muth und Entschlossenheit genug, sich von dem verrätherischen Hause Habsburg vollständig loszusagen, vielmehr schlossen sie sich an den elenden Mathias an, welcher im Herzen eben so jesuitisch gesinnt war, als seine Brüder und Vettern, und die Aufregung der Gemüther nur zu seinem persönlichen Vortheile benützen wollte. Selbst der Kardinal Clesel rieth dem Mathias, sich mit den Protestanten Ungarn's, Oesterreich's und Mähren's zu verbinden. Beide dachten, die Zeit werde kommen, da sie die Maske fallen lassen und die Protestanten wieder unter das alte Joch bringen könnten. Als Rudolph von den Umtrieben seines Bruders Nachricht erhielt, befahl er den in Preßburg versammelten ungarischen und österreichischen Ständen, sich wieder zu trennen. Allein sie gehorchten ihm nicht. Es kam nun zum offenen Kriege zwischen den beiden Brüdern. Mathias suchte Hülfe bei den Fürsten der protestantischen Union. Er rückte bis auf vier Meilen gegen Prag vor. Am 25. Juni 1608 schlossen Rudolph und Mathias einen Vertrag ab, durch welchen der Erstere seinem Bruder Ungarn nebst dem Königstitel und das Erzherzogthum Oesterreich, ob und unter der Enns, abtrat, und ihm den Titel und die Ansprüche eines ernannten Königs von Böhmen, mit Zustimmung der böhmischen Stände, ertheilte. Ueberdies sollte Mathias sofort die Verwaltung von Mähren antreten. Dem Kaiser Rudolph verblieb Böhmen, Schlesien und die Lausitz.

Nur der Hülfe der Protestanten hatte Mathias seine Erfolge zu verdanken. Mit Recht erwarteten sie, daß ihnen die früher unförmlich gemachten Versprechungen feierlich zugesichert würden. Die Stände von Ungarn und Oesterreich verweigerten daher dem Mathias die Huldigung und drangen darauf, daß er ihnen zuvörderst die Religionsfreiheit bestätigen solle. Durch eine am 29. Juni 1608 unterzeichnete Urkunde hielten sie ihr Bündniß ausdrücklich aufrecht. Nur die mährischen Stände waren schwach genug, am 21. August 1608 dem Mathias zu huldigen. Die kräftige Haltung der Ungarn und Oesterreicher zwang Mathias zur Nachgiebigkeit. Am 19. März 1609 erließ er die sogenannte Kapitulations-Resolution, in welcher er den Protestanten vollständige Duldung gewährte.

Gegen diese Duldungs-Akte legten der päpstliche Nuntius, der Erzbischof von Wien, Clesel, welcher kurz darauf zum Kardinale erhoben wurde, und der Stellvertreter des Bischof's Leopold von Passau, eines Bruders von Ferdinand, förmliche Verwahrung ein.

Clesel begründete die seinige mit den Worten: „der König könne bei Verlust seiner Seligkeit das Zugeständniß Maximilian's nicht erweitern, und es wäre besser, die evangelischen Stände nähmen mit Gewalt St. Stephan und alle Kirchen ein, als daß der König ihnen freiwillig etwas zugestehe und verbriefe." Gefährlicher, als diese Verwahrungen war für die Protestanten die Aussicht, daß nach Mathias Tode die gesammte habsburgische Ländermasse ihrem furchtbarsten Feinde, dem Erzherzog Ferdinand zufallen würde. Kardinal Clesel bemerkte zwar in seiner Verwahrung: „Briefe und Siegel könnten nicht gebrochen werden." Die Habsburger haben aber zu allen Zeiten Briefe, Siegel und Eide mit Füßen getreten, wenn diese ihren tyrannischen Gelüsten, oder abergläubischen Meinungen Schranken setzen sollten. Zu bald zeigte es sich, daß auch die von Mathias ausgestellten Briefe und Siegel nur Mittel waren, eine augenblickliche Gefahr zu beschwören. Erzherzog Ferdinand hielt es für klüger, keine Verwahrung einzulegen, in der Voraussicht, die zu sehr vertrauenden Protestanten um so leichter täuschen zu können. Die von Clesel eingelegte Verwahrung hätte aber die Protestanten zur Besinnung bringen sollen, um so mehr, als Mathias diesen nicht aus seinem Rathe entfernte, vielmehr fortfuhr, sich von demselben Pfaffen leiten zu lassen. Wahrscheinlich hatte ihm Clesel heimlich die Ausstellung der Kapitulations-Resolution gerathen, und seinem Herrn, durch die Protestation, eine Hinterthür für den Verrath öffnen wollen.

Wie die Ungarn und Oesterreicher die günstigen Zeitverhältnisse nur zu halben Maßregeln benützten, sich mit Briefen und Siegeln begnügten und unter deren schwacher Bürgschaft einem bekannten Jesuitenzöglinge habsburgischer Abstammung huldigten, so thaten auch die Böhmen. Als Rudolph II. durch seinen Bruder Mathias bedrängt, von den böhmischen Ständen die Zustimmung zu dem Vertrage vom 25. Juni 1608 begehrte, machten sie diese abhängig von der Gewährung mehrerer Artikel, welche Wenzel von Budowa aufgesetzt hatte. Nach mannigfaltigen theilweisen Zusagen und Verzögerungen hielten die böhmischen Stände eine Versammlung in der Neustadt Prag, setzten daselbst eine Regierungs-Kommission nieder, stellten ein Heer auf und nahmen eine so feste Stellung dem blödsinnigen Kaiser gegenüber ein, daß dieser (am 11. Juli 1609) den berühmten Majestätsbrief ausstellte, worin er allen von der katholischen Kirche getrennten Christen völlige Religionsfreiheit verhieß, die Erlaubniß ertheilte, neue Kirchen zu erbauen, geistliche Obrigkeiten (Konsistorien) zu bestellen, und aus ihrer Mitte Defensoren (Vertheidiger) ihres Glaubens zu erwählen. Die Prager Universität sollte allen nicht katholischen Christen zugänglich sein. Auch erklärte Rudolph alle Verordnungen, welche er oder seine Nachfolger im Widerspruch mit diesen Zusagen erlassen würden, im voraus für nichtig und ungültig.

Doch bei dem sogenannten Majestätsbriefe Rudolph's II., wie bei der Kapitulations-Resolution des Königs Mathias, lauerte der Verrath im Verborgenen. Der Oberst-Kanzler von Böhmen und der Geheimschreiber der Kanzlei unterzeichneten denselben nicht. Ihre Stelle vertraten der Oberst-Burggraf Adam von Sternberg und der Untersecretair Paul Michna. Auch behielt Rudolph seine beiden den Protestanten feindlich gesinnten Rathgeber Wilhelm Slawata und Jaroslaw von Martinitz bei, ungeachtet sie sich weigerten, den zwischen den katholischen und protestantischen Ständen abgeschlossenen Frieden durch ihre Unterschrift zu bekräftigen.

In der That suchte Rudolph nur Zeit zu gewinnen und harrte mit Ungeduld der Gelegenheit, alle lästigen Verträge zu brechen, zu denen er gezwungen worden war. Er ging mit dem Plane um, Mathias von der Nachfolge auszuschließen und gab dem ränkesüchtigen Leopold den Vorzug vor dessen Bruder Ferdinand. Die Söldner, welche Leopold von Passau im Auftrage des Kaisers geworben hatte, um die Jülich'sche Erbschaft vorläufig mit Beschlag zu belegen, welche aber am Rheine nichts ausrichten konnten, sollten in Böh-

men verwandt werden. Nachdem Leopold gezwungen worden war, sein Heer im Elsaß zu entlassen, sammelte er es wieder im Passau'schen. Er dachte aber nicht daran, seine Truppen zu Gunsten des blödsinnigen Kaisers fechten zu lassen, vielmehr hoffte er, für sich selbst, gleich Mathias, im Trüben zu fischen. Keiner der Habsburger traute dem andern. Die im Paussau'schen versammelten Söldnerhaufen gaben zu gerechten Befürchtungen Anlaß. Im Mai 1610 hielten die deutschen Fürsten, auf Rudolph's Bitten, eine Zusammenkunft zu Prag. Sie blieb aber durchaus erfolglos, weil keiner derselben Opfer bringen wollte, oder auch nur ein richtiges Verständniß der Sachlage hatte. Von Bedeutung sind nur einige Stellen der Verhaltungsvorschriften, welche Mathias (d. h. in seinem Namen Clesel) seinen Gesandten ertheilte. Sie geben uns ein treues Bild Rudolph's II. und seiner Regierung. Den Gesandten wird darin eröffnet: „Der Kaiser wolle Niemand vor sich lassen, und was man von ihm erbitte, könne nur auf Umwegen, mit großen Kosten erlangt werden. Kammerdiener, Maler, Alchymisten, Brandweinbrenner und Leute dieses Gelichters, denen sich auch des Kaisers Brüder fügen müßten, regierten die Länder. Die Rechtspflege und die Aemter seien verkäuflich, die erkauften Aemter den Besitzern aber nicht lange sicher, weil diese bald in Ungnade zu fallen pflegten. Die geheimen Räthe würden oft Monate lang nicht vor gelassen und verwiesen diejenigen, welche bei ihnen Bescheid suchten, an Kammerdiener. Wenn Geschäfte endlich zum Vortrage kämen, so würden sie nicht nach dem Gutachten der geheimen Räthe, sondern ohne deren Wissen, durch einen bestochenen Kabinetssecretair, vorgetragen und erledigt. Schon gefaßte Entschließungen wolle der Kaiser oft nicht unterschreiben oder ausfertigen; die schon ausgefertigten nehme er oft unter dem Vorwande zurück, daß er die Sache nicht wisse und von den Seinigen betrogen worden sei. An Fristen und gerichtliches Verfahren habe sich der Kaiser nie gehalten, vielmehr sei er immer willkürlich zu Werke gegangen, und habe nur die Leute begünstigt, welche ihm derartige Rathschläge gegeben hätten."

So wird uns Rudolph II. von denjenigen geschildert, welche ihn und seine Regierungsweise am besten kannten. Allerdings mußten sich unter einem solchen Kaiser die Bande der „bestehenden Ordnung" lösen. Doch da die „bestehende Ordnung" nichts weiter, als methodische Unterdrückung war, so können wir in das allgemeine Klaglied deutscher Schriftsteller nicht mit einstimmen. Im Gegentheile wünschten wir nichts sehnlicher, als daß alle Nachfolger Rudolph's gleich blödsinnig gewesen wären. Die deutsche Nation hätte sie dann leichter über Bord werfen und ungehemmter ihren Entwickelungsgang fortsetzen können. Gerade die talentvollsten und willenskräftigsten Habsburger, zu welchen unstreitig Karl V., Ferdinand II. und Ferdinand III. gehörten, haben unserer Nation die tiefsten Wunden geschlagen.

Nachdem der Fürstentag zu Prag erfolglos auseinander gegangen war, rückten die Passauer mordend und raubend, sengend und brennend zuerst gegen Linz, dann nach Prag vor. Rudolph ließ sich von ihnen huldigen. Die wilden Söldnerbanden setzten sich im Hradschin fest und beschossen von da die Altstadt. Obgleich sie im Solde eines katholischen Erzbischof's standen, plünderten sie Klöster und Kirchen, erschlugen die Mönche und trieben selbst die Jesuiten aus ihrem Kollegium. Rudolph entschuldigte sich immer mit der Behauptung, er könne die Truppen nicht entlassen, weil es ihm an Mitteln gebreche, den rückständigen Sold zu bezahlen. Als aber Mathias auf Prag vorrückte und einzelne Haufen auseinander trieb, zeigte es sich deutlich, daß der Kaiser gelogen habe. Um größeren Gefahren zu entgehen, zahlte er den Passauern 300,000 Gulden aus, worauf diese nach Budweiß zogen, und sich dort befestigten. Am 24. März 1611 hielt Mathias seinen Einzug in Prag. Kurz darauf (am 24. April) trat daselbst ein allgemeiner Landtag von Böhmen, Schlesien und Lausitz zusammen. Clesel wußte die Karten so zu mischen, daß

Rudolph den Ständen den Vorschlag machte, seinen Bruder Mathias als König ausrufen und krönen zu lassen. Die Stände gingen um einen Schritt weiter, indem sie sich von Rudolph ihrer Pflichten entbinden ließen, wodurch dieser thatsächlich vollkommen beseitigt wurde. Der neue König Mathias wurde am 23. Mai gekrönt und stellte zugleich eine Urkunde aus, welche wörtlich lautet, wie folgt:

„Er thue in diesem Brief vor jedermänniglich kund, daß er zugesaget habe, seines geliebten Bruders Kaisers Rudolph allen von ihrer Majestät ausgegangenen Verschreibungen ohne Widerspruch und allerhand Verhinderung nachzukommen, dieselben wirklich zu halten und zu beschützen."

Durch diese feierliche Urkunde wurde Kaiser Rudolph's sogenannter Majestätsbrief vollständig bekräftigt. Zwar meint Schlosser, Clesel habe dieses Versprechen unmöglich halten können. Allein darauf kömmt gar nichts an, ob dieser Pfaffe es halten konnte, oder nicht. So viel ist gewiß, daß in der Hauptsache der Majestätsbrief nichts anderes versprach, als Religionsfreiheit, daß die Mehrheit des böhmischen Volkes diese wollte, und daß daher der Bruch dieser feierlichen Zusage nicht bloß eine empörende Verletzung unveräußerlicher Menschenrechte, sondern auch ein vollständiger Umsturz der Bedingungen war, unter welchen Mathias die Krone von Böhmen aus den Händen der Stände empfing. Nicht der Vorschlag, welchen Kaiser Rudolph dem böhmischen Landtage machte, sondern die Zustimmung des Letzteren verlieh dem Mathias die böhmische Königskrone. Böhmen war seit undenklichen Zeiten ein Wahlreich gewesen, und hatte sein Wahlrecht namentlich bei der Erhebung des Königs Mathias behauptet und gewahrt.

Nachdem Rudolph II. aller seiner Kronen, außer der deutschen, beraubt worden war, starb er am 20. Januar 1612. Das Mitleid wegen der Armuth, in welche dieser Kaiser kurz vor seinem Tode versank, können wir, so gemüthlich es auch deutschen Philistern erscheinen mag, nicht theilen. Das unverschuldete Elend, in welches Millionen durch diesen Kaiser gestürzt wurden, hat mehr Anspruch auf unser Mitgefühl, als der Verlust von Reichthümern und Geldquellen, den sich Rudolph selbst beizumessen hatte. Der niedrigste Bürger oder Bauer, welchen Rudolph in den Tagen seines Glückes der Religion wegen von Haus und Hof vertrieb, steht unseren Herzen näher, als dieser erbärmliche Kaiser. Die hohe Würde, welche Rudolph zum Schaden der Menschheit inne hatte, hebt ihn in keiner anderen Beziehung, als derjenigen der Machtfülle über die Massen empor, die er beherrschte. Vor dem Richterstuhle des Mitgefühls gilt kein Unterschied der Stände. Da wenigstens steht der Bauer dem Kaiser gleich. Deutsche Geschichtsschreiber thäten besser, den wirklichen Jammer unterdrückter Völker, als die doch nur eingebildete Armuth eines Kaisers zu beklagen. Von den Resten des Vermögens, welche Rudolph II. geblieben waren, hätten immerhin noch Tausende armer Greise reichlich leben können.

## §. 37. Mathias (1612—1619).

Deutschland war in zwei feindliche Lager gespalten, denen die protestantische Union und die katholische Liga die Truppen lieferten. Der Bürgerkrieg war unvermeidlich geworden, da die Jesuiten von Jahr zu Jahr immer frecher mit ihren Plänen hervortraten. Es war von der höchsten Bedeutung für die Protestanten, das Gewicht der Kaiserkrone nicht in die Wagschale der katholischen Partei fallen zu lassen, da voraussichtlich der Kaiser ihnen so lange feindlich sein mußte, als er ein Katholik war. Das hielt sie aber nicht ab, wieder einen Habsburger auf den deutschen Thron zu erheben. Anfangs wollten sie die Krone dem weniger anrüchigen Bruder Maximilian anbieten. Als sich aber dieser die Ehre verbat, erwählten sie am 13. Juni 1612 den König Mathias. Manche Schriftsteller,

unter ihnen z. B. Schlosser*) sind zwar der Ansicht, daß in allen patriotischen Gemüthern der Wunsch einer durchgreifenden monarchischen und kirchlichen Einheit, von welcher Art diese auch sein möchte, erwachen mußte. Ich kann aber diese patriotische Gemüthlichkeit nicht theilen. Wozu eine durchgreifende monarchische und kirchliche Einheit um die damalige Zeit in Europa führte, macht uns die Geschichte Spanien's und Portugal's anschaulich. Sie ruhte auf der Vernichtung des Protestantismus und aller politischen Freiheit. Derjenige Patriotismus, welcher bereit ist, auf Freiheit und Recht im Interesse der Einheit zu verzichten, ist nichts anderes, als Knechtssinn und Aberglauben. So mag ein wohlbezahlter fürstlicher Diener denken, ein freier Mann wird lieber den Stürmen des furchtbarsten Krieges Trotz bieten, als sich unter das Joch einer derartigen Einheit beugen. Hätten im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts die Professoren schon einen so großen Einfluß in Deutschland gehabt, als um die Mitte des neunzehnten, so wäre allerdings der dreißigjährige Krieg vermieden worden, allein Deutschland wäre auf dieselbe Stufe, wie Spanien herabgesunken, wenn es nicht von seinen Nachbarn im Osten und Westen, gleich Polen, getheilt worden wäre. Die Wunden, welche der Bürgerkrieg einem Lande schlägt, sie seien auch noch so tief, können geheilt werden, nicht aber die schleichende Krankheit, welche Feigheit und Niedertracht erzeugen.

Das einzige Mittel, welches einem furchtbaren Bürgerkriege vorbeugen konnte, ein entschiedener und rechtzeitiger Kampf gegen Jesuitismus und Despotismus, erforderte allerdings mehr Entschlossenheit und Muth, als die deutsche Nation zur Zeit des Kaisers Mathias besaß. Allein so erbärmlich, als Schlosser sie wünscht, war sie doch nicht. Nicht um jeden Preis wollte sie Einheit weder am Rheine, wo die Jülich'sche Erbschaft zu neuen Kämpfen führte, noch in den österreichischen Staaten, wo die Jesuiten mit aller Macht die von Schlosser so sehr gepriesene monarchische und kirchliche Einheit herbei zu führen bemüht waren.

Nicht der Mangel an durchgreifender monarchischer und kirchlicher Einheit, sondern der Mangel an Freiheitsgefühl und Selbstthätigkeit der deutschen Nation bietet mir Grund zur Klage. Die Nation überließ die Leitung ihrer Angelegenheiten aller Orten den Fürsten und den Adeligen, welche immer ihre persönlichen Vortheile im Auge hatten, und daher niemals für die Freiheit und das Wohl des Volkes in die Schranken traten, vielmehr immer erst zu den Waffen griffen, wenn die Gewalt sie mit unmittelbaren Gefahren bedrohte, oder die Gunst des Augenblicks ihnen Kronen in Aussicht stellte. Eine Nation, welche so wenig Selbstthätigkeit entwickelt, als die deutsche seit dem Bauernkriege der Jahre 1524 und 1525, welche in den entscheidenden Augenblicken, welche ihr Loos auf Jahrzehnte oder Jahrhunderte hinaus bestimmen, ungeschickten Führern alles überläßt, muß dafür büßen. Die Freiheit läßt sich nicht durch blindes Vertrauen oder Unterwürfigkeit, sondern nur durch Wachsamkeit und Todesverachtung erringen.

Vergebens hatten die Jesuiten gesucht, durch Waffengewalt ihre Partei in den Besitz der Jülich'schen Länder zu setzen. Um so besser gelangen ihnen aber die Ränke, mit welchen sie den Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm bestrickten. Nur die Gefahr, alles zu verlieren, hatte die beiden Hauptbewerber der Jülich'schen Erbschaft vermocht, sich mit einander zu verständigen. Allein Wolfgang Wilhelm wollte sich mit der Hälfte nicht begnügen. Er wollte das Ganze gewinnen, und als er die Hoffnung verlor, die ihm fehlende Hälfte als Mitgift einer brandenburg'schen Braut zu erheirathen, lauschte er den Vorspiegelungen der Jesuiten, welche ihm die Aussicht eröffneten, mit Hülfe des mächtigen Baiernherzogs, spanischer und österreichischer Truppen, dieselbe zu erobern. Er wurde daher katholisch, bewarb sich (1612) um die jüngere Schwester des Herzogs Maximilian, dessen ältere Schwester

*) Weltgeschichte Band XIV. S. 94.

die Gattin des Erzherzogs Ferdinand war, blieb aber dem Scheine nach Protestant, selbst nachdem er (1613) seine Hochzeit gefeiert hatte, und warf erst 1614 die Maske ab.

Aus Schrecken über diese unerwartete Nachricht starb der alte Pfalzgraf Philipp Ludwig. Sein Sohn trat in des Vaters Besitzungen ein, ertheilte zwar die üblichen Zusicherungen in Betreff der Religion, hielt sie aber ganz eben so wenig, als irgend ein anderer fürstlicher Jesuiten-Zögling. Die katholische Partei gewann um so mehr an Macht, je weniger die Protestanten auf den plötzlichen Uebertritt Wolfgang Wilhelm's vorbereitet waren. Dennoch nahmen die Protestanten zu jener Zeit eine weit gebietendere Stellung in Deutschland ein, als die Katholiken. Das Haus Habsburg, dessen Glieder in mehr oder weniger versteckter Uneinigkeit lebten, und welches zu seinen Völkern in einem sehr schwankenden Verhältnisse stand, bedurfte aller seiner Streitkräfte, um sich innerhalb seiner Grenzen zu behaupten. Die protestantische Union war der katholischen Ligue bei weitem überlegen. Als der Pfalzgraf Johann (Juli 1611) einen Bundestag der Union nach Rotenburg ausgeschrieben, hatten sich, außer den Abgeordneten aller Mitglieder dieser Union, zahlreiche fremde Gesandten eingefunden, welche mit ihr, als einer Macht, Unterhandlungen pflogen. Im Jahre 1612 feierte der junge Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, mit Elisabeth, der Tochter Jakob's I. von England, seine Hochzeit und knüpfte dadurch innige Beziehungen mit diesem mächtigen Reiche an. Ein förmlicher Bund zwischen England und der Union war davon die unmittelbare Folge. Kurz darauf (Mai 1613) schloß der pfälzische Gesandte im Haag im Namen der Union ein Vertheidigungsbündniß mit den Generalstaaten ab. Unter den Mitgliedern des protestantischen Bundes herrschte überdieß mehr Einigkeit, als unter denjenigen der katholischen Ligue. Der gewaltthätige und herrschsüchtige Herzog Maximilian von Baiern erregte das gerechte Mißtrauen seiner Verbündeten, deren Geldbeiträge er nach seinem eigenen unbeschränkten Ermessen verwendete. Mehr als einmal drohte er, sein Amt als Director der Ligue nieder zu legen. Die Eifersucht des Kardinals Clesel, welcher im Namen des Kaisers Mathias seine Hände gern in die Ligue eingemischt hätte, und der drei geistlichen Kurfürsten, welche sich dem Herzoge nicht unbedingt unterordnen wollten, brachte die Ligue mehrere Male an den Rand der Auflösung. Doch die Entschiedenheit des Erzherzogs Ferdinand von Steiermark und der feste Wille des Herzogs Maximilian von Baiern gaben am Ende den Ausschlag. Sie bewogen den Kaiser Mathias, spanische Truppen aus den Niederlanden herbei zu ziehen, mit deren Hülfe die Stadt Aachen*) überwältigt, die Jülich'schen Länder besetzt und die Stadt Köln in ihrem Streite gegen den protestantischen Ort Mühlheim unterstützt werden sollten. Spinola nahm mit seinen Spaniern Aachen ein, zerstörte Mühlheim und eroberte Wesel (Anfangs September 1614). Mitlerweile waren aber die Niederländer den Protestanten zu Hülfe gezogen. Die Spanier wagten es nicht, den kurz zuvor mit den Niederländern abgeschlossenen Waffenstillstand zu brechen, indem sie diese angriffen. Es kam daher in Xanten zu einem Vertrage, welchen einerseits die unirten Fürsten, anderseits die beiden Regenten der katholischen Niederlande, Albrecht und Isabella, sowie der Feldherr Spinola unterzeichneten. Zwar wurde derselbe von dem spanischen Könige nicht genehmigt, es blieb aber doch dabei, da kein Theil den anderen angriff. Protestanten und Katholiken, Niederländer und Spanier hielten diejenigen festen Plätze der Jülich'schen Lande besetzt, welche sie inne hatten, und beherrschten von dort aus die Umgegend. Der brandenburg'sche Kurprinz schlug unter dem Schirme der Niederlande seinen Sitz in Cleve, der Pfalzgraf unter dem Schutze der Spanier den seinigen in Düsseldorf auf. Dahin war es gekommen, daß Spanier und Niederländer über die Schicksale des deutschen Volkes die Entscheidung gaben. Fürwahr eine furchtbare Demüthigung für die Nation und ein Brandmal für ihre Fürsten!

*) S. oben § 36. S. 261 ff.

So lange Mathias lebte, schwächte die zwischen ihm, oder vielmehr seinem Rathgeber Clesel und dem Erzherzoge Ferdinand von Steiermark, herrschende Eifersucht die Macht des Hauses Habsburg. Doch Mathias wurde immer kränklicher; und da er sowohl, als seine beiden noch lebenden Brüder Maximilian und Albrecht keine ehelichen Nachkommen hatten, so mußte voraussichtlich bald schon die ganze habsburgische Ländermasse dem unversöhnlichen Feinde des Protestantismus, Erzherzog Ferdinand zufallen. Dieser suchte sich derselben mit Hülfe der Jesuiten, noch bei Lebzeiten seines Vetters Mathias und der beiden Brüder desselben zu versichern. Vergeblich bemühte sich Clesel, es zu verhindern. Ferdinand bewirkte, daß der Kaiser Mathias den in Prag versammelten böhmischen Ständen (im Juni 1617) erklärte: „er habe beschlossen, — — seinen Vetter, den Erzherzog Ferdinand, an Sohnes Statt anzunehmen. Die Stände möchten dies genehmigen, und im Falle er unbeerbt sterbe, den Erzherzog als König und Herrn annehmen, und sich über einen zur Krönung festzusetzenden Tag vereinigen.“ Die Stände waren schwach genug, obgleich nicht ohne einigen Widerspruch, diesen Antrag anzunehmen. Sie erkannten den wüthendsten Feind der Protestanten als des Mathias erklärten Nachfolger an und begnügten sich damit, ihm folgende Bedingungen zu stellen: „Er müsse den Ständen die gewöhnliche Pflicht und den Eid leisten und alle Rechte und Privilegien, welche jemals den einzelnen oder der Gesammtheit gewährt worden waren, bestätigen, und außerdem gleich bei der Krönung eine Urkunde darüber ausstellen, daß er sich bei Lebzeiten des Mathias ohne dessen Bewilligung und ohne Befragung der obersten Landesbeamten und ständischen Abgeordneten, keine Regentenhandlung erlauben werde.“ Ferdinand ertheilte sofort die verlangten schriftlichen Zusagen und wurde darauf (am 29. Juni 1617) feierlich als König von Böhmen gekrönt. Die Jesuiten und deren Anhänger jubelten laut im ganzen Lande. Die katholischen Gutsherren fingen an, ihre Unterthanen protestantischen Glaubens zu verfolgen. Der Abt von Braunau ließ die auf seinem Gebiete neu erbaute protestantische Kirche schließen, und der Erzbischof von Prag die protestantische Kirche zu Klostergrab niederreißen. Als die protestantischen Stände sich versammelten und Einsprache erhoben, drohte Kaiser Mathias, sie als Aufrührer zu bestrafen und erklärte, was in Braunau und Klostergrab geschehen sei, habe er selbst befohlen. Die ganze protestantische Partei wurde dadurch erbittert und mußte befürchten, es sei dieses nur der Anfang zur vollständigen Vernichtung ihrer Religionsfreiheit. Denn in dem Majestätsbriefe Kaiser Rudolph's*) war den Protestanten, außer völliger Religionsfreiheit, ausdrücklich das Recht zugestanden worden, neue Kirchen zu bauen.

Kaiser Mathias hatte also nicht bloß eine augenscheinliche Verletzung des Majestätsbriefes zugelassen, sondern öffentlich erklärt, sie befohlen zu haben. Diese That genügte, ihn, nach dem böhmischen Staatsrechte, seiner Krone verlustig zu machen. Nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er den Majestätsbrief Kaiser Rudolph's II. beobachten wolle, war Mathias von den Böhmen gewählt worden. Die Drohungen, die er seiner Rechtsverletzung und seinem Eidbruche hinzufügte, erfüllten die Protestanten mit der gerechten Besorgniß, die Zeit sei gekommen, da sie um die Früchte Jahre langer Anstrengungen betrogen und wieder unter das Joch des Papstthums zurückgebracht werden sollten. Darauf deuteten alle Anzeichen. Die Jesuiten hatten dem neu gekrönten Könige Ferdinand eine Triumphpforte erbauen lassen, welche den böhmischen Löwen an das österreichische Wappen gefesselt darstellte. Ferdinand nahm diese Huldigung freundlich auf. Die Jesuiten überschütteten das Land mit ihren gegen die Protestanten aufreizenden Schriften, ohne daß ihnen die Censur Hindernisse in den Weg legte, während diese den Protestanten jede Vertheidigung strich. In dem Regierungsrathe, welchen Mathias den Böhmen gegeben,

*) S. oben § 36. S. 261 ff.

hatten sieben Katholiken und nur drei Protestanten Sitz und Stimme. Die beiden verhaßten Minister: Wilhelm Slawata und Jarowslaw Borzita von Martinitz leiteten alle Geschäfte. Dem Grafen Heinrich Mathias von Thurn nahm der Kaiser (im Oct. 1617) das wichtige Amt eines Burggrafen zu Karlstein ab, dem es oblag, die böhmische Krone und die Freiheitsbriefe des Königreiches zu verwahren. Mit Recht fürchteten die böhmischen Protestanten, daß in den Händen der Jesuiten der Majestätsbrief nicht lange unversehrt bleiben würde. Als die protestantischen Stände (am 23. Mai 1618) in Prag erschienen, um der Statthalterschaft ihren Bescheid auf den früher mitgetheilten königlichen Befehl, betreffend die Kirchen von Braunau und Klostergrab zu ertheilen, kamen sie nicht allein und unbewaffnet, sondern umgeben von einer Schaar kriegerisch gerüsteter Männer. Sie besetzten das königliche Schloß, in welchem die Statthalterschaft sie erwartete. Von dieser waren nur vier Mitglieder anwesend, darunter die zwei verhaßten Feinde des protestantischen Glaubens, Slawata und Martinitz. Im Saale kam es zu einem heftigen Wortwechsel. Wenzel von Raupowa rief: „Werft sie nach alt böhmischer Sitte zum Fenster hinaus!" Der Oberstburggraf Adam von Sternberg und der Großprior Diepold von Lobkowitz, die zwei nicht anstößigen Mitglieder der Statthalterschaft, wurden darauf am Arme zum Saale hinaus geführt. Martinitz, Slawata und der Geheimschreiber Philipp Fabricius Platter wurden zum Fenster hinausgeworfen. Nur Slawata beschädigte sich bedeutend, die beiden anderen kamen mit dem Schrecken davon, indem sie auf alte Papiere und Dünger, obgleich acht und zwanzig Ellen tief fielen. Unten angelangt, erlitten sie keine weitere Züchtigung. Platter reiste nach Wien und schlug Lärm. Martinitz entfloh nach München, und dem Slawata wurde ärztliche Hülfe gestattet. Die meisten Geschichtschreiber ergehen sich in höchst langweiligen Lamentationen über diesen Vorfall, den sie einen wilden Ausbruch von Rohheit nennen, wir können in dieselben nicht einstimmen. Wir beklagen, daß die Männer, welche es wagten, mit den Statthaltern des Verräthers Mathias in so bündiger Weise abzurechnen, den Platter und Martinitz entkommen ließen, daß sie, nachdem sie dem Könige von Böhmen den Fehdehandschuh hingeworfen hatten, nicht die Brücke hinter sich abbrachen, und daß sie, statt auf die eigene Kraft zu vertrauen, die stark genug war, das Haus Habsburg aus dem Felde zu schlagen, sich zu viel auf fremde Hülfe verließen. Zwar versammelten sich die böhmischen Stände, setzten eine Regierung nieder und suchten sich, namentlich mit den Ungarn und Oesterreichern in freundliche Verbindung zu setzen. Doch pflogen sie immer noch Unterhandlungen mit Clesel und entschlossen sich nicht zu einem Kampfe auf Tod und Leben. Die Gesammtmasse des Volkes hätte durch Erleichterungen, die der Adel ihr gewähren konnte, herbei gezogen, und eine Richtung hätte eingeschlagen werden sollen, wie sie die Niederländer seit mehr als einem halben Jahrhundert mit so großem Erfolge behauptet hatten. Es kömmt nicht bloß darauf an, daß eine Volkserhebung gerecht sei, — nie war einem Volke besserer Grund zum Aufstande gegeben worden, als den Böhmen — zum Siege kann eine Schilderhebung nur gelangen, wenn in der Brust aller denkenden und fühlenden Menschen das heilige Feuer der Begeisterung entzündet wird.

Die Nachricht von den Prager Vorfällen kam den Habsburgern ganz unerwartet. Sie hatten gedacht, Stück für Stück den Majestätsbrief zerpflücken zu können. Mathias und sein Rathgeber Clesel waren mehr geneigt, Unterhandlungen einzuleiten, als Krieg zu führen. Doch Ferdinand's Zorn kannte keine Grenzen. Obgleich er, nach der von ihm ausgestellten Krönungsurkunde durchaus nicht berechtigt war, sich in die Angelegenheiten des Königreichs Böhmen einzumischen, da Mathias noch lebte, riß er dieselben vollständig an sich. So pfäffisch er auch gesinnt war, zwang er den Kardinal und Erzbischof Clesel, seinen rothen Hut und Kardinalsmantel abzulegen und ließ ihn, dem Kaiser Mathias zum

Trotze, gefangen nach dem Schlosse Ambras in Tyrol bringen. Der päpstliche Nuntius war mit im Komplotte. In seinem Wagen führte er Clesel in die kaiserliche Hofburg (20. Juli 1618), aus welcher er als Gefangener unter Bedeckung von Bewaffneten fortgeschleppt wurde. Hätten sich jemals Protestanten ähnliche Gewaltstreiche gegen einen kaiserlichen Minister, Kardinal und Erzbischof erlaubt, wie hätten dann österreichische und römisch-katholische Glaubenseiferer getobt! Doch da es galt, den protestantischen Glauben und die Freiheit zu erdrücken, und da ein Habsburger und ein päpstlicher Nuntius die Hauptrollen des Stückes spielten, muß natürlich alles in der Ordnung sein. Schon früher hatte der Erzherzog Maximilian dem Clesel nach dem Leben gestrebt und auf ihn einen Schuß richten lassen. Auch hatte der König Ferdinand, als Clesel von Preßburg nach Wien reiste, diesem einen Hinterhalt gelegt, dem er nur dadurch entging, daß er einen anderen Weg einschlug. Schlosser*) nimmt an allen diesen Unternehmungen gegen das Leben und die Freiheit Clesel's keinen Anstoß, und fügt selbst hinzu: „daß der Kardinal rasch und plötzlich entfernt werden mußte, wenn anders die alte Staatsreligion auf die Weise aufrecht erhalten werden sollte, wie Maximilian, Ferdinand, der spanische Gesandte Graf Ognate, der Nuntius und die Jesuiten wollten." Er unterläßt es aber beizufügen, daß die alte Staatsreligion in diesem Sinne nur im Widerspruche mit ewigen und unveräußerlichen Menschenrechten und den Vertragsbedingungen, unter welchen Ferdinand auf den böhmischen Thron gehoben worden war, aufrecht erhalten werden konnte. Doch was sind Menschenrechte, Verträge und Eide Fürsten und deren feilen Dienern!

Mittlerweile hatte ganz Böhmen das habsburgische Joch abgeschüttelt. Nur die drei Städte: Pilsen, Budweis und Krumlow gehorchten noch dem Kaiser. Eine der ersten Handlungen der neuen Regierung war, alle Jesuiten aus dem Lande zu vertreiben (1. Juni 1618). Die Mähren hatten nicht den Muth, mit den Böhmen gemeine Sache zu machen. An der Spitze eines böhmischen Heeres drang der Graf Heinrich Mathias von Thurn gegen Oesterreich vor. Den Oberbefehl über die habsburgischen Truppen erhielt ein Wallone, Karl Longueval, Graf von Boucquoi. Zunächst unter ihm diente ein Lothringer, Heinrich Düval, Graf von Dampierre. In allen ihren Ländern konnten die Habsburger keinen Feldherrn finden, dem sie Vertrauen schenkten. Sie wußten wohl, daß die Stimmung der Landeskinder ihnen feindlich, oder doch schwankend war. Nur von fremden Söldnern konnten sie, wie die meisten Tyrannen, hoffen, für schnödes Gold Hülfe zu erlangen. Selbst Maximilian von Baiern ließ sich entschuldigen, als die Habsburger Truppen und Geld von ihm verlangten.

Der Augenblick der That war erschienen. Die Würfel waren gefallen. Die Böhmen waren nicht bloß für ihre eigene, sie waren für die Rechte der gesammten Menschheit in die Schranken getreten. Doch die protestantische Union hatte keine Hülfe für sie. Mit eigener Kraft warfen die Böhmen, unter dem Grafen Thurn, Boucquoi zurück, als er auf Prag losrückte. Die Stände von Schlesien schlossen sich an die Böhmen an und im Oktober schickte die Union ihnen endlich, unter dem Grafen Ernst von Mansfeld, tausend Reiter. Dieser tapfere Krieger, einer der hervorragendsten Helden des dreißigjährigen Krieges, eroberte (am 21. November 1618) Pilsen, damals nach Prag die ansehnlichste Stadt Böhmen's. Die österreichischen Stände nahmen eine halbe Stellung ein. Sie waren wohl im Inneren auf Seiten der Böhmen, doch fehlte ihnen der Muth, ihre Gesinnung durch die That zu bekräftigen. Die Verheerungen, welche Boucquoi's Banden anstellten, der blutige Religionshaß, den sie zur Schau trugen, regten die Böhmen noch mehr auf. Sie folgten ihm nach Oesterreich, unter dem Grafen Joachim Schlick, nahmen ihm seine

*) S. Weltgeschichte von Schlosser 27. Lieferung S. 106.

Kriegskasse und alle Beute, die er aus Böhmen fortgeschleppt hatte, ab und erlaubten ihm nicht, in der Nähe der böhmischen Grenze seine Winterquartiere zu beziehen.

Kaiser Mathias lebte lange genug, von allen diesen Demüthigungen des habsburgischen Hauses Kenntniß zu erhalten. Er starb plötzlich am 20. März 1619. Nichts konnte dem ehrgeizigen Ferdinand erwünschter sein. Der Bruder des Kaisers, Maximilian von Tyrol, war schon früher (2. November 1618) mit Tode abgegangen. Beide hatten die Flamme des Religionshasses geschürt, die im dreißigjährigen Kriege ausbrach, Beide den Pfaffen ihr Leben lang gedient. Doch Mathias war der schuldigere. Er hatte die Eide geschworen, welche die Böhmen bestimmten, ihm ihre Krone anzuvertrauen. Er hatte sie gebrochen, und dadurch die Böhmen zum Kriege getrieben, welcher in seiner Fortentwickelung ganz Deutschland verheerte und dreißig Jahre lang der Gefahr aussetzte, entweder von einheimischen Tyrannen geknechtet, oder von fremden Eroberern verschlungen zu werden.

## § 38. Dreißigjähriger Krieg. Friedrich V. von der Pfalz und Ferdinand II. (1619—1621).

Der Krieg, welcher unter dem Namen des dreißigjährigen bekannt ist, zerfällt in eine ganze Reihe von Kämpfen, denen nichts gemeinschaftlich ist, als die Herrschsucht und die Glaubenswuth der Habsburger. Die Böhmen und der Kurfürst Friedrich von der Pfalz, welche Anfangs dem Hause Oesterreich die Spitze boten, traten schon bald von dem Schauplatze ab. An deren Stelle traten der Graf von Mansfeld und der Markgraf von Baden, welche mehr guten Willen und Tapferkeit, als Macht besaßen. Ihnen folgten als Vorkämpfer unter den Gegnern der Habsburger hinter einander der König Christian IV. von Dänemark, Gustav Adolf von Schweden, der Herzog Bernhard von Sachsen Weimar und am Ende sogar das katholische Frankreich; Beweis genug, daß die Religion nicht allein auf dem Spiele stand.

Ferdinand von Oesterreich war allerdings ein Zögling der Jesuiten, und als solcher ein bigotter Katholik. Allein die katholische Religion war ihm nur aus dem Grunde so theuer, weil sie ihm das beste Mittel zu unumschränkter Willkürherrschaft und zur Ausdehnung und Befestigung der habsburgischen Macht bot. Jeder Mensch, und daher auch Kaiser und König, hat unstreitig ein unbeschränktes Recht auf seine religiöse Ueberzeugung, selbst wenn sie noch so abgeschmackt sein sollte. Beruft er sich aber auf dieselbe, um Schandthaten zu beschönigen, so reißt ihm der Geschichtschreiber die Larve ab, und ruft ihm zu: was du Religion nennst, ist fluchwürdige Leidenschaft, und um so verruchter, je frecher sie sich in den Mantel des Glaubens hüllt. Die Religion kann kein Unrecht beschönigen und keinen Despotismus entschuldigen, sondern beiden nur den Stempel der Scheinheiligkeit und Heuchelei aufdrücken.

Unter den vielen Habsburgern, welche zur Schmach der Menschheit auf Thronen geduldet wurden, ist keiner, welcher mit mehr Grund verabscheut wird, selbst Philipp II. von Spanien nicht ausgenommen, als Ferdinand II. Denn wenn der spanische Habsburger in seinem Reiche so viele Protestanten gehabt, wenn er denselben so heilige Zusagen gemacht hätte, frägt es sich, ob er es gewagt hätte, alle seine Eide so schamlos zu brechen, und alle Menschenrechte so frech mit Füßen zu treten, als Ferdinand in Böhmen, in der Pfalz, in ganz Deutschland und allen sogenannten österreichischen Erbländern that.

Fast alle unsere deutschen Geschichtschreiber: Schlosser, Rotteck, Wirth, Ranke und wie sie heißen, beurtheilen dieses Ungeheuer in Menschengestalt viel zu günstig. Sie sprechen von seiner preiswürdigen Standhaftigkeit, seiner rühmlichen Unerschütterlichkeit. Preiswürdig und rühmlich scheint mir dagegen nur was für Freiheit und Recht geschieht. Was

dagegen ein Tyrann zur Unterdrückung der Menschheit thut, ist immer verwerflich, er möge dabei auch noch so große Entschlossenheit, Ausdauer und Beharrlichkeit an den Tag legen. Wir wollen die Fähigkeiten Ferdinand's nicht in Abrede stellen. Allerdings besaß er die Entschlossenheit maßloser Herrschsucht, die Ausdauer blinder Verfolgungswuth und die Beharrlichkeit giftiger Rachsucht. In allen diesen Beziehungen glich er der Hyäne, dem Tiger und der Viper, allein gerade aus diesem Grunde entfernte er sich um so weiter von der edeln, von der reinen Menschen-Natur, welche zwar für alles Gute, nicht aber für das Böse Muth, Kraft und Festigkeit besitzt. Daß Ferdinand dem Hause Habsburg, dem Papste und den Jesu ten auf Kosten dreier Völker (der Deutschen, der Böhmen und der Ungarn) Vortheile verschaffte, mögen bezahlte Professoren und feile Pfaffenknechte rühmen und preisen. Der Geschichtschreiber, welcher die Menschheit höher schätzt, als den Papst, und ein Volk mehr liebt, als dessen Beherrscher, wird ihm darum den Stab nur doppelt brechen.

Flache Zungendrescher und bigotte Pfaffenknechte entschuldigen Ferdinand's Grausamkeiten mit dessen religiöser Ueberzeugung. Mit weit besserm Grunde ließen sich die Verfolgungen der Christen unter Nero, Vespasian und andern römischen Kaisern rechtfertigen. Einem Heiden erlauben aber diese christlichen Schriftsteller nicht, sich auf seinen Glauben zu berufen, obgleich alle sieben Christenverfolgungen zusammen genommen nicht den zehnten Theil der Opfer verschlangen, als der dreißigjährige Krieg in Deutschland allein, und die katholische Religion, wie sie Ferdinand II. und seine Jesuiten auffaßten, weit unmenschlicher und eben so abgeschmackt war und ist, als die griechisch-römische Götterlehre.

Rotteck sucht den Tyrannen dadurch in ein günstigeres Licht zu stellen, daß er darauf hinwies, Ferdinand habe vor dem Bilde der sogenannten Jungfrau Maria zu Loretto das Gelübde der Ketzervertilgung abgelegt und seine Mutter habe ihn noch auf ihrem Todtenbette beschworen, es zu erfüllen. Beide Thatsachen können einem vernünftigen Menschen nur Widerwillen und Abscheu vor einer Religion einflößen, welche die Vertilgung von Mitmenschen für eine Gott wohlgefällige Handlung ausgiebt, und selbst im Angesichte des Todes das Herz einer Frau nicht erweicht. Eine Entschuldigung für begangene Schandthaten können wir aber darin nicht erkennen. Ein Mensch von unverdorbenen Gefühlen legt keine blutigen Gelübde ab, und was Rotteck*) mit Pietät in Verbindung bringt, scheint uns gerade das Gegentheil zu sein. Pietät umfaßt, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, nur Gefühle der Milde, der Sanftmuth, der Ergebenheit; Blutdurst und Verfolgungssucht verlieren dadurch ihren Charakter nicht, daß sie mit der Muttermilch genährt und noch durch den Todesseufzer angefacht werden.

Die ganze Vergangenheit des Erzherzogs Ferdinand mußte die Böhmen mit der später nur zu sehr gerechtfertigten Besorgniß erfüllen, er werde weder die ihnen zugesicherte Religionsfreiheit, noch ihre ständische Verfassung unverletzt lassen. Sie hatten guten Grund anzunehmen, daß alle Eröffnungen, die er ihnen machen ließ, nichts anderes bezweckten, als den Saamen der Zwietracht unter ihnen auszustreuen und sie einzuschläfern, um bei günstiger Gelegenheit alle ertheilten Zusagen zu brechen. Die Böhmen ließen sich aber nicht täuschen. Thurn rückte mit einem Heere nach Mähren. Dort war es, wo zuerst Wallenstein sich hervorthat. Dieser Mann, welcher bis zum heutigen Tage von vielen Verderbern der Geschichte, und unter diesen namentlich auch von Schiller, so ganz falsch dargestellt wurde, begann damals seine verbrecherische Laufbahn. Den ersten Verrath übte er an der protestantischen Religion, die er nicht, was Jedermann frei steht, aus Ueberzeugung, sondern aus Rücksicht für seine ehrgeizigen Pläne und habgierigen Bestrebungen mit der katholischen vertauschte; den zweiten an den mährischen Ständen, welche ihm ein Regi-

*) S. Allgemeine Geschichte von Rotteck 7. Band, S. 229 f. „Die heiße Bitte der sterbenden Mutter schien dessen Erfüllung noch zur Pietät zu stempeln.“

ment anvertrauten, mit dem er gegen die Freunde der Mähren, die Böhmen, kämpfte. Im Bunde mit den Mähren rückte Thurn in Oesterreich ein und erschien am 6. Juni 1619 vor Wien. Die Stadt war noch immer mehr protestantisch, als katholisch und dem Freiheitsheere der Böhmen günstig gesinnt. Allein Thurn ließ sich sechs Tage lang durch Unterhandlungen von Ferdinand hinhalten. Mittlerweile war Boucquoi gegen Prag vorgedrungen und hatte Mansfeld zurück geschlagen. Dampierre hatte Zeit, fünf hundert Reiter nach Wien zu schicken. Der günstige Augenblick war verloren. Thurn zog unverrichteter Dinge zurück nach Böhmen, da er den Befehl erhalten hatte, das bedrohte Prag zu schützen. Ferdinand reiste nach Frankfurt, wo die Kurfürsten zur Kaiserwahl versammelt waren. Wieder hatten die Protestanten eine Gelegenheit, auf gesetzlichem Wege, ohne Blutvergießen, ihre Rechte gegen fernere Eingriffe von Seiten der Jesuiten sicher zu stellen. Die böhmische Kur war thatsächlich und gesetzlich erledigt. Drei protestantische standen drei katholischen Kurfürsten gegenüber. Jene besaßen eine weit größere Kriegsmacht, als die drei Erzbischöfe am Rhein. Allein sie hatten zuerst den Vortheil ihrer Familien, dann das Interesse der Fürsten im Auge. Die Religion, Deutschland, die Menschheit, oder gar die Freiheit waren für sie durchaus untergeordnete Dinge. Sie fürchteten, das Beispiel der Böhmen möchte um sich greifen. Zudem verstand es Ferdinand sehr wohl, die beiden nichtswürdigen Kurfürsten von Sachsen und von Brandenburg durch persönliche Zusagen, die er ihnen machte, für sich zu gewinnen. Friedrich V. von der Pfalz wagte nicht, zu widerstreben. So kam es, daß Ferdinand am 27. August 1619 zum deutschen Kaiser erwählt und im September darauf gekrönt wurde.

Um dieselbe Zeit, als die deutschen Kurfürsten zu Frankfurt, tagten die Stände von Böhmen, Schlesien, Mähren, der Lausitz und von Oesterreich zu Prag und schlossen einen Bund zur Vertheidigung ihrer von Ferdinand bedrohten Freiheiten und Rechte. Wenige Tage, bevor Ferdinand zum deutschen Kaiser erwählt worden war, hatten ihn die Böhmen der ihm früher ertheilten Rechte auf die böhmische Krone verlustig erklärt. Hierzu waren sie, wie wir weiter oben*) gezeigt haben, vollkommen berechtigt. Doch sie erwogen nicht, daß der Wechsel der Regenten nicht ausreicht, um eine durchgreifende Verbesserung zu bewirken. Sie wählten Friedrich V. von der Pfalz, einen Mann, welcher in keiner Beziehung Ferdinand II. gewachsen war und welcher ihrer gefahrvollen Sache nicht denjenigen begeisterten Aufschwung geben konnte, der allein sie zu retten vermochte.

Friedrich V. war weder ein tief blickender Staatsmann, noch ein tüchtiger Feldherr. Nur durch die außerordentlichste Anstrengung hätte ein kräftiger Führer die gefahrvolle Rolle eines Hauptes der böhmischen Revolution siegreich durchführen können. Doch Friedrich V. ergriff nach einigem Zagen die böhmische Krone, nicht voll Kampfeslust und Freiheitsbegeisterung, sondern geblendet durch deren Schimmer und aus Nachgiebigkeit für die Wünsche seiner Gemahlin, der Tochter des Königs Jakob I. von England, welche mit der Kurwürde nicht zufrieden war und nach einem Königreiche strebte. Indem die Böhmen ihre Krone dem Director der protestantischen Union anboten, glaubten sie auf die Hülfe aller deutschen Protestanten rechnen zu können. Sie irrten sich darin, wie in der Person des von ihnen erkorenen Königs. Jede Revolution, welche in sich selbst nicht die Kraft besitzt, ihre Gegner zu zermalmen, kann sie durch fremde Hülfe nicht erlangen. Diese mag ihr nebenbei einige Erleichterung schaffen und ihre Entwickelung fördern. Sie darf aber niemals den Ausschlag geben. Eine Revolution muß aus den innersten und tiefsten Gefühlen einer Nation hervorgehen. Ihre Kraft besteht nicht in klugem Ermessen, sondern in ihrem Ungestüm. Jedes fremdartige Element, wie jede Berechnung, welche die erhitzten Gemüther abkühlt, wirkt störend und schwächend auf ihren Verlauf. Die protestantische

*) S. § 37. S. 277.

Union verhielt sich dazumal zu der katholischen Ligue ungefähr, wie Friedrich V. von der Pfalz zu Maximilian von Baiern. Die Union that im entscheidenden Augenblicke auf ihrer Versammlung zu Nürnberg nichts von Erheblichkeit. Die Ligue beschloß auf der ihrigen zu Würzburg die Aufstellung eines Heeres von fünf und zwanzig tausend Mann. Sie bewilligte ihrem Haupte die erforderlichen Mittel dazu, und räumte ihm volle Gewalt ein. Friedrich hatte kein Heer und keine Geldmittel zu seiner Verfügung. Doch Böhmen besaß tapfere Streiter und Hülfsquellen genug, um den Krieg mit Erfolg führen zu können. Es kam nur darauf an, sich ihrer zu bedienen. Friedrich besaß nicht die Kunst, sie zu benützen. Im Gegentheile verletzte dieser Fürst durch unkluges Einmischen in die eigenthümlichen Religionsansichten der Böhmen viele derselben. Er war Calvinist; die Böhmen in ihrer Mehrzahl Lutheraner oder Utraquisten. Es kam daher alles darauf an, mit Leichtigkeit und Schonung über die kleinen Meinungsverschiedenheiten sämmtlicher protestantischen Secten hinweg zu kommen. Doch anders dachte Friedrich's V. Hofprediger, Scultetus, welcher diesen gefährlichen Augenblick benützen wollte, den Calvinismus auf Kosten der lutherischen und utraquistischen Anschauung empor zu heben. Friedrich war schwach genug, dem Unwesen dieses Pfaffen nicht zu steuern. Die würtembergischen und sächsischen Lutheraner spieen Feuer und Flammen. Die Böhmen fühlten sich verletzt und gekränkt. Die revolutionäre Begeisterung wurde nothwendig gedämpft. Mittlerweile rüstete sich die katholische Partei mit ungetheilter Kraft zu einem Kampf auf Tod und Leben. Ferdinand warf sich ganz dem stolzen Baiernherzoge Maximilian in die Arme. Dieser sah, der Augenblick sei gekommen, da er seine Hülfe theuer verkaufen könne. Der Vertrag, zu welchem sich Ferdinand bequemen mußte, beweist deutlich, daß Maximilian, wie die meisten Fürsten seiner Zeit, die Religion nur als Mittel zu seinen Zwecken betrachtete. Der Kaiser und sein ganzes Haus mußten, bei Verpfändung aller ihrer Habe und Güter, sich verbunden erklären, dem Herzoge sowohl jeden Landschaden, als auch alle seine außergewöhnlichen Unkosten, gemäß den von ihm vorzulegenden Berechnungen zu ersetzen. Ueberdieß sollte dem Herzoge alles verbleiben, was er den Feinden von den österreichischen Landen etwa entreißen würde, bis jeder erlittene Schaden und alle außerordentlichen Kriegskosten ihm erstattet seien. Durch diese, wenn auch harten Zugeständnisse sicherte sich Ferdinand einen Verbündeten, dessen Besitzungen unmittelbar an Böhmen gränzten, welcher ein kriegsgeübtes Heer besaß und selbst ein Feldherr war. Die Hoffnungen, welche Friedrich V. auf die Hülfe England's, der Niederlande, Frankreich's und der Union setzte, lösten sich alle in nichts auf, und wirkten daher um so verderblicher, je fester er selbst und die Böhmen sich darauf verlassen hatten. Dagegen griff Bethlen Gabor, der protestantische Fürst von Siebenbürgen, den die Türken unterstützten, zu den Waffen. Er drang in Ober-Ungarn ein. Sein Heer mehrte sich durch die große Zahl der Unzufriedenen. Bald schon bedrohte er Wien. Mathias Thurn vereinigte sich mit ihm (December 1619). Zusammen hatten sie achtzig tausend Mann unter ihren Befehlen. Einem kühnen Feldherrn wäre es ein Leichtes gewesen, mit dieser Macht Wien, welches zum Theile wenigstens den Böhmen freundlich gesinnt war, einzunehmen. Die reiche Stadt hätte die Mittel geboten, das siegreiche Heer zu nähren und zu bezahlen. Allein Thurn und Bethlen Gabor zogen ab, ohne etwas geleistet zu haben. Thurn war überhaupt mehr ein gewandter Parteiführer und tapferer Krieger, als Staatsmann und Feldherr. Bethlen Gabor war nicht zuverlässig. Er pflog bald schon (1620) Unterhandlungen mit Ferdinand und obgleich diese zu keinem Ziele führten, so schwächten sie doch das Vertrauen der Böhmen.

Maximilian traf mit großer Umsicht seine Vorbereitungen zum Feldzuge gegen die Böhmen. Er forderte die Spanier auf, in die Pfalz einzufallen, erwirkte vom Papste Hülfsgelder, und warf sich zuerst auf Oberösterreich, während Dampierre, Boucquoi und

polnische Kosacken die Niederösterreicher zu Paaren trieben. Im September 1620 drangen die Baiern in Böhmen ein. Die Spanier überschwemmten unter Spinola die Rheinpfalz und die Sachsen warfen sich auf die Lausitz. Die Truppen der Union, welche zu Worms und Oppenheim standen, ließen die Spanier ruhig gewähren. Diese hätten es nimmermehr gewagt, Deutschland heimzusuchen, falls sie nicht zum Voraus versichert gewesen wären, daß die deutschen Fürsten ihnen keinen Widerstand entgegen setzen würden.

Wenn wir keinen Unterschied machen könnten zwischen der deutschen Nation und den deutschen Fürsten, und zwischen der Sache der Reformation und den protestantischen Machthabern Deutschland's, so müßte der Anfang des dreißigjährigen Krieges und sein ganzer Verlauf uns mit dem äußersten Widerwillen gegen beide erfüllen. Doch die deutsche Nation war damals, wie jetzt, besser, als ihre Fürsten, und die Sache der Reformation edler, als ihre anmaßlichen Vertreter.

Auf dem sogenannten Convente zu Mühlhausen versprachen der Kurfürst Johann Georg von Sachsen und der Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt, dem Kaiser sowohl in der gegenwärtigen Noth, als auch in jeder künftigen Bedrängniß ähnlicher Art ihren Beistand, und auf der Versammlung zu Ulm schloß die Union (im Juli 1620) Frieden mit der Liga ab, mit dem Bemerken, dieser solle sich aber nicht auf Böhmen erstrecken, was mit anderen Worten bedeutete, daß die Union, während die Liga gegen die Böhmen und deren König, den Kurfürsten von der Pfalz zu Felde zöge, ruhig zuschauen wollte. Polen und Spanier wurden nach Deutschland gezogen, um die Religionsfreiheit mit Füßen zu treten. Die Union machte sich aber verbindlich, das Schwert nicht aus der Scheide zu ziehen! Schon Homer wußte, daß die Völker für die Fehler ihrer Fürsten zu büßen haben. Die deutsche Nation sollte dieses im Laufe dreier Jahrzehnte zu ihrem unersetzlichen Schaden erfahren. Zwar waren nicht alle deutschen Fürsten eben so verächtliche Menschen, als der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen-Darmstadt. Allein die besseren, unter welchen der Landgraf Moritz von Hessen-Kassel und der Prinz Friedrich Heinrich von Nassau oben anstehen, gaben nicht die Entscheidung. Sie mußten sich fügen und auf bessere Zeiten warten. Denn alles wollten auch sie nicht auf das Spiel setzen.

Während Ferdinand durch alle die bezeichneten Maßregeln die Böhmen vollständig vereinzelte, that Friedrich V. nichts, um seine gefährdete Stellung und die Zukunft des böhmischen Volkes sicher zu stellen. In unbegreiflicher Weise verletzte er die beiden einzigen Männer, welche im Stande waren, ihn und die Böhmen zu retten: die Grafen Ernst von Mansfeld und Mathias von Thurn, indem er ihnen zwei höchst unbedeutende Menschen, den Grafen von Hohenlohe und den Fürsten Christian von Anhalt vorzog.

Zwei Jahrhunderte früher hatten die Böhmen zwölf Jahre hindurch die vereinten Angriffe der Habsburger und des gesammten deutschen Reiches siegreich zurück geschlagen. Auch jetzt wären sie dazu fähig gewesen. Doch kein Ziska und keine Procope führten sie in die Schlacht. Alle Begeisterung mußte unter dem Einflusse des schlaffen Kurfürsten Friedrich ersterben. Die unvermeidliche Lösung blieb nicht lange aus.

Die vereinte Macht der Habsburger und der katholischen Ligue rückte auf Prag los. Das Heer der Böhmen stand auf dem weißen Berge hinter unvollendeten Verschanzungen und war an Zahl weit schwächer, da Mansfeld mit seinen Truppen in Pilsen stand. Dessen ungeachtet wichen, was sie leicht gekonnt hätten, Friedrich's Feldhauptleute der Schlacht nicht aus. Eine Stunde Kampfes genügte, das böhmische Heer in die Flucht zu treiben (8. November 1620). Doch hatte dieses keine großen Verluste erlitten. Prag, damals eine der bedeutendsten Städte Europa's, besaß eine kriegerische Bevölkerung. Heer und Bürgerschaft waren zusammen stark genug, sich zu vertheidigen, bis entweder der Winter mit seinen Entbehrungen oder der Graf von Mansfeld die Belagerung aufgehoben

hätte. Friedrich, für den nur der Glanz der böhmischen Krone Reiz besaß, gerieth aber in Schrecken bei dem Gedanken, er könne in Prag eingeschlossen und gefangen werden. Er wollte sein Leben und seine Freiheit nicht in die Schanze schlagen. Er bedang sich nur vier und zwanzig Stunden Zeit zur Flucht aus, und gab dafür Krone, Hauptstadt, Heer, Böhmen und die ganze Sache der Reformation auf. Die meisten protestantischen Schriftsteller ergehen sich in weitläufigen Klagen über das Unglück Friedrich's V. Wir können in dieselben nicht einstimmen. Im Gegentheile scheint uns, daß dieser feige Fürst seine Ehren und Würden, Leben und Freiheit verwirkte, freilich nicht, weil er es wagte, die böhmische Krone anzunehmen und den Kampf mit den Habsburgern zu beginnen, sondern weil er die mit seiner Krone übernommenen großartigen Pflichten nicht erfüllte, weil er, nachdem er den Habsburgern und der ganzen katholischen Welt den Fehdehandschuh hingeworfen hatte, den Kampfplatz zuerst verließ, auf dem er siegen oder fallen mußte. Unsere Klagen wenden wir dem unglücklichen Volke der Böhmen, den Oesterreichern, Schlesiern, Mähren, Ungarn und Siebenbürgern zu, welche alle in Folge der feigen Flucht Friedrich's der Rache und der Verfolgungswuth der Habsburger anheim fielen. Böhmen stand an der Spitze der Revolution sämmtlicher habsburgischen Lande. Um den König von Böhmen schaarten sich alle diese Völker. Er sollte ihr Haupt, ihr Führer, ihr Feldherr sein! Da Friedrich aber, statt dessen ein eitler Schwachkopf war, mußten Millionen für die Wahl büßen, welche auf ihn gefallen. Wenn wir Friedrich mit Ferdinand vergleichen, so ist gewiß, daß der Pfälzer auf der Wage der Fähigkeiten weit leichter wog, als der Habsburger, allein auf derjenigen des Lasters und des Verbrechens wog dafür der Oesterreicher weit schwerer, als sein Gegner. Dem neugewählten Böhmenkönige fehlten alle Eigenschaften eines Herrschers, selbst die gewöhnliche männlichen Muthes, allein er war kein Despot, kein Wütherich, kein racheschnaubender Tyrann. Ferdinand dagegen zeigte durch die Art und Weise, wie er seinen Sieg benützte, daß er eines der fluchwürdigsten Ungeheuer war, von welchen uns die Geschichte Kunde giebt.

So planmäßig, so durchgreifend zerschnittt kein anderer Gewaltbaber alle Nerven des Freiheitsdranges, irgend einer Nation. In Oberösterreich vollzog Ferdinand's Gesinnungsgenosse, der ihm an Verworfenheit gleichstehende Baiernherzog Maximilian I., das Werk der Vertilgung. Zuerst legte er der Provinz fast unerschwingliche Brandschatzungen auf. Um seine Gegner sicher zu machen, ließ Ferdinand sechs Monate verstreichen, bevor er die im Stillen vorbereiteten Maßregeln ausführte. Alle Männer, welche ihre freiheitlichen Gesinnungen kund gethan hatten, wurden in die Kerker geworfen, und da so lange gequält, bis sie sich bereit erklärten, die sechs Millionen, welche Maximilian für Kriegskosten forderte, zu bezahlen.

Im schreiendsten Widerspruche mit der von Mathias ausgestellten und von Ferdinand eidlich bestätigten Kapitulationsresolution ließ dieser meineidige Tyrann ohne Unterschied des Ranges und des Standes jedermänniglich befehlen, entweder katholisch zu werden, oder auszuwandern. Schlosser hat zwar die Stirne, zu behaupten, daß dieses dem Religionsfrieden gemäß war.*) Allein nicht die Passauer und Augsburger Verträge†), sondern die Kapitulationsresolution des Kaisers Mathias ‡) war für die österreichischen Lande maßgebend. Durch sie war den Protestanten unbeschränkte und vollständige Duldung gewährt worden. Das Verbrechen, welches Ferdinand durch die Ausrottung des Protestantismus in seinen Staaten verübte, war aber weit größer, als Meineid und Verfassungsumsturz. Er würdigte selbst die Religon, welche er als heilig zu verehren vorgab, zu einer Polizeianstalt herab, schlug Millionen in Ketten, und vernichtete, auf Jahrhunderte hinaus, alle

*) S. Schlosser's Weltgeschichte 27. Lieferung. S. 13'. †) S. oben § 12. S. 96 ff. ‡) S. oben § 36. Seite 261.

freiheitlichen Bestrebungen der Völker, die nicht die Kraft besaßen, die ihnen angelegten Banden zu zerreißen.

In Böhmen ließ Ferdinand sieben und zwanzig angesehene Herren (am 21. Juni 1621) hinrichten, dreißig ächten und ihrer Güter berauben, sechszehn zu verschiedenen Strafen verurtheilen. Viele Hinrichtungen waren mit unerhörten Grausamkeiten verbunden. Den Protestanten wurden fast alle ihre Güter im Werthe von mehr als fünfzig Millionen Gulden entzogen, die protestantischen Lehrer und Geistlichen wurden aus dem Lande getrieben, zuerst den Lutheranern und später den Calvinisten der Gottesdienst verboten. Im Jahre 1627, war Ferdinand II. frech genug, den Majestätsbrief für aufgehoben und ungültig zu erklären, mit dem Bemerken, daß in Zukunft nur Katholiken in Böhmen geduldet werden sollten.

Wer sollte glauben, daß in unseren Tagen noch sich Vertheidiger und Lobredner für solche Schandthaten finden könnten! Und dennoch sind sie nur zu zahlreich. Sogar protestantische Geschichtschreiber, die sich den Schein der Aufklärung zu geben suchen, beschönigen Ferdinand's II. Verfolgungswuth. Dem unparteiischen Forscher ist es aber klar, daß Ferdinand II. unumschränkt herrschen wollte und seiner Herrschsucht nicht bloß die beschworenen Verfassungen seiner Völker, sondern auch jede andere Rücksicht, die protestantischen Fürsten ertheilten Zusagen, Staatsrecht und Völkerrecht unterordnete. Die katholische Religion war diesem Tyrannen nur aus dem Grunde so theuer, weil sie ihm das beste Mittel schien, seine Völker in blinder Unterwürfigkeit zu halten: Grund genug für alle denkenden und freiheitsliebenden Menschen, sie mit der vollen Kraft ihrer Seele zu hassen.

Der Jesuit Lamormain, Ferdinand's II. Beichtvater, hätte nicht so leichtes Spiel mit seinem Beichtkinde gehabt, wenn dieses nicht selbst in der Schule der Jesuiten groß geworden wäre. Ferdinand war von Natur und durch seine Erziehung ein Tyrann, was auch Schlosser und andere Geschichtschreiber ähnlicher Richtung zu seiner Entschuldigung anführen mögen. Wer es wagt, der deutlich ausgesprochenen Ueberzeugung von Millionen Gewalt anzuthun, wer deren Meinungsäußerung durch zahllose Hinrichtungen, einen vollständigen Umsturz der Vermögensverhältnisse, und Vertilgung der Glaubensfreiheit unterdrückte, und einen der blutigsten Kriege der Weltgeschichte zu diesen verruchten Zwecken führt, gegen den sprechen die Thatsachen der Geschichte so klar und deutlich, daß keine Gelehrsamkeit im Stande ist, ihn zu etwas anderem, als einem fluchwürdigen Tyrannen zu stempeln.

Ferdinand's II. Thaten stimmten mit dessen Worten vollkommen überein, indem er sagte: „Besser eine Wüste, als ein Land voll Ketzer."

Er machte Deutschland zur Wüste, und indem er in seinen sogenannten Erbstaaten ausrottete, was er Ketzerei nannte, vertilgte er deren beste Kräfte auf Jahrhunderte hinaus.

Der Aufstand der Böhmen, selbst wenn er durch die Verletzung des Majestätsbriefes nicht gerechtfertigt wäre, ertheilte Ferdinand nicht die Befugniß, sich über die Bedingungen hinweg zu setzen, unter welchen er die böhmische Krone empfangen, so wenig, als über die Kapitulationsresolution des Kaisers Mathias, welche er beschworen hatte. Indem er die ganze Verfassung aller unter seinem Scepter stehenden Völker über den Haufen stieß, gründete er seine und seines Hauses Herrschaft auf das Schwert. Zum voraus hatte der Majestätsbrief Kaiser Rudolph's II. alle diese Verfügungen Kaiser Ferdinand's II. für nichtig erklärt. Seit der Schlacht am weißen Berge besteht daher zwischen dem Hause Habsburg und seinen Völkern kein Recht mehr, sondern nur die Gewalt. Wenn auch mehr als zwei Jahrhunderte seitdem verflossen sind, so ist das Verhältniß doch dasselbe geblieben Die Abrechnung ist allerdings um so schwieriger, sie wird aber auch um so blutiger werden, wenn einst Böhmen, Ungarn und Oesterreicher aus ihrem zweihundertjährigen Schlummer erwachen, und ihre unveräußerlichen Menschenrechte geltend machen. Das Jahr 1848

hat zu Tage gebracht, daß unter der Asche noch mancher Funke aus früheren Zeiten glimmt Wann wird er zur Flamme gefacht werden?

### § 39. Ernst von Mansfeld und Ferdinand II. (1621—1624).

Eine der großen Fragen der Geschichte der Neuzeit ist: wem fällt die Schuld des dreißigjährigen Krieges zur Last? Da derselbe in eine ganze Reihe kriegerischer Ereignisse zerfällt, welche nur lose zusammenhängen, thut es noth, bei jeder Abtheilung von neuem auf diese Frage zurück zu kommen. Die Kämpfe in Böhmen und Oesterreich waren, wie wir gesehen haben, die unmittelbaren Folgen der von Ferdinand II. gegen die Protestanten verübten Missethaten. Dieser blutdürstige Habsburger vermehrte aber sein ursprüngliches Unrecht durch den Mißbrauch des von ihm errungenen Sieges und rief den zweiten Krieg, welcher hauptsächlich in der Pfalz sein Schlachtfeld und die Interessen des Kurfürsten Friedrich zum nächsten Gegenstande hatte, nothwendig hervor. Die Protestanten waren durch die Schlacht am weißen Berge der maßen eingeschüchtert, daß sie nicht daran dachten, den Verfolgungen, mit welchen Ferdinand ihre Glaubensgenossen in den österreichischen Erbstaaten heimsuchte, Schranken zu setzen. Doch der Habsburger war nicht damit zufrieden, in Böhmen, Mähren, Oesterreich, Schlesien und der Lausitz den Protestantismus auszurotten; er wollte den Schrecken, welcher vor seinen Waffen herging, dazu nützen, die ihm verhaßte freiere Religionsanschauung, auch in dem übrigen Deutschland, und wo möglich in ganz Europa auszurotten. Die Jesuiten sprachen dieses aller Orten unumwunden aus, und die Handlungen des Kaisers gaben deren Worten den entschiedensten Nachdruck.

Der Krieg in Böhmen und Oesterreich war beendet; Pfalzgraf Friedrich V. aus dem Felde geschlagen. Ferdinand hatte von ihm nichts mehr zu fürchten. Wenn er dessen ungeachtet seinen vertriebenen und gedemüthigten Gegner weiter verfolgen wollte, so konnte er dieses, mit einem Scheine Rechtens, nur in denjenigen Formen thun, welche die deutsche Staatsverfassung vorschrieb. Ferdinand II. war aber nicht bloß in seiner Eigenschaft als König von Böhmen, Erzherzog von Oesterreich und Herr von Steiermark, Kärnthen und Krain, er war seinem ganzen Wesen nach, und folgeweise auch als deutscher Kaiser ein Tyrann, d. h. er setzte sich über alle Verfassungsvorschriften hinweg, um seinen wilden Leidenschaften zu fröhnen. Er forderte daher die ihm verhaßten protestantischen Fürsten nicht vor das gesetzliche Gericht, sondern sprach aus eigener Machtvollkommenheit die Acht wider den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, den Markgrafen Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf, den Fürsten Christian von Anhalt und mehrere andere aus, erklärte ihre Würden und Lehen für verfallen, und traf Anstalten, deren Länder katholischen Herren zu übergeben. Dadurch wurden natürlich alle, denen die Sache des Protestantismus am Herzen lag, zum Kampfe auf Tod und Leben heraus gefordert. Die Zahl derjenigen, welche den Muth hatten, mit dem siegreichen Kaiser in die Schranken zu treten, war aber nicht groß. Den Mittelpunkt des Widerstandes gegen die Anmaßungen Ferdinand's bildete der Graf Ernst von Mansfeld. Er hatte sein Heer unversehrt erhalten, während der Pfalzgraf Friedrich V. aus Böhmen floh. Er zog nach der Ober-Pfalz und verstärkte sich dort durch viele Tapfere, welche nicht, gleich den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, gleich dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt und anderen nichtswürdigen Achselträgern, das Joch der Jesuiten geduldig auf sich nehmen wollten. Einige Unterstützungsgelder, welche ihm aus England zuflossen, verwendete Mansfeld trefflich. Gegen ihn rückte der Feldherr der Ligue, Tzerklas Graf von Tilly, welchem Rotteck*) den Beinamen des Großen giebt. Doch Tilly war nicht groß. Er war als

*) S. Rotteck's Weltgeschichte VII. Band. S. 236.

Mensch erbärmlich klein und wurde als Feldherr von Mansfeld und Gustav Adolph geschlagen. Ernst von Mansfeld wagte es aber damals nicht, den überlegenen Streitkräften Tilly's die Spitze zu bieten. Er besiegte seinen Gegner durch Märsche, indem er raschen Fluges nach der unteren Pfalz rückte. Die Spanier mußten die Belagerung Frankenthal's aufheben. Langsam folgte Tilly dem raschen Mansfeld nach der Unterpfalz.

Am 20. Oktober 1621 erschien Tilly vor Heidelberg und forderte es zur Uebergabe auf. Doch die Stadt hielt tapfer aus. Mansfeld setzte den Krieg fort und flößte, wenn auch nicht den mächtigen, so doch einigen kleinen, aber entschlossenen protestantischen Fürsten Deutschland's neuen Muth ein.

Der jugendliche Prinz **Christian von Braunschweig**, Administrator des säcularisirten Bisthums Halberstadt, warb ein Heer und rückte an dessen Spitze durch Westphalen nach der Pfalz. Der Landgraf Moritz von Hessen-Kassel, einer der wenigen kraftvollen Fürsten Deutschland's, ließ ihn ungehindert durch sein Land ziehen. Der niederträchtige Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt aber verband sich mit den Baiern und Mainzern, griff Christian von Braunschweig am 20. December 1621, im Busecker Thale in der Wetterau an, und warf ihn zurück. Christian konnte sich daher nicht mit Mansfeld vereinigen, doch setzte er den Krieg fort, indem er die geistlichen Staaten brandschatzte. Er nannte sich „Gottes Freund und der Pfaffen Feind." Schlosser*) meint zwar, man könne Gott nicht lieben, wenn man die Pfaffen hasse und die Kirchen plündere. Wir können ihm aber nicht beipflichten. Die Pfaffen waren zu allen Zeiten, insbesondere während des dreißigjährigen Krieges, die schlimmsten Feinde der Menschheit, die sie in die Bande des Aberglaubens zu schlagen bemüht waren, um sie knechten und ausbeuten zu können. Die Schätze der Kirche dienten ihnen dazu als die wirksamsten Mittel. Nie wird die Welt frei und glücklich werden, so lange es Pfaffen giebt und die Kirche irdische Schätze besitzt. Christian von Braunschweig that daher sehr wohl daran, gegen die Pfaffen zu Felde zu ziehen. Er ließ die zwölf silbernen Apostel von Paderborn in Münzen umschmelzen und bemerkte scherzend: „er verhelfe den Aposteln jetzt dazu, daß sie endlich in alle Welt gehen und alle Heiden lehren könnten."

In diesen Worten sieht Schlosser eine Verhöhnung des Christenthums. Uns will bedünken, daß es ein weit bitterer Hohn war, die Apostel, deren Lehren die Pfaffen mit Füßen traten, in Silber gießen zu lassen, damit die verdummten Massen sie, gleich Fetischen und Sinnbildern des Mammons anbeten möchten. Wenn es in Deutschland nur sechs Männer von dem Muthe und der Entschlossenheit Christian's von Braunschweig gegeben hätte, welche alle Pfaffen ausgerottet und das gesammte Kirchenvermögen zum Kampfe gegen weltliche und geistliche Despoten verwendet hätten, so wäre der Krieg früher zu Ende gegangen und hätte zu anderen Resultaten geführt. Leider waren aber die Menschen von Schlosser's Anschauungsweise im siebenzehnten, wie im neunzehnten Jahrhundert zu zahlreich, als daß die Macht des Pfaffenthum's hätte gebrochen werden können. Pfaffen und Despoten waren vor zwei Jahrhunderten, wie jetzt, auf's innigste verbunden. Nur auf den Trümmern ihrer Herrschaft können die Völker zu Wohlstand, Bildung und Freiheit gelangen. Der dritte Mann von Kraft und Gesinnung, der es wagte, dem Kaiser und dem Papste die Spitze zu bieten, war der Markgraf **Georg Friedrich von Baden-Durlach**. Er hatte zwar nicht jenen kühnen Muth **Christian's von Braunschweig**, auch nicht die Feldherrntalente des Grafen **Ernst von Mansfeld**. Dennoch steht er als Dritter würdig an deren Seite. Er wollte aber sein Land und seine Kinder nicht in den blutigen Kampf verwickeln, den er begann; er legte daher die Regierung nieder. Die Mittel, welche er sich vorbehielt, setzten ihn in den Stand, ein ansehn-

*) Weltgeschichte von Schlosser, 27. Lieferung. S. 140.

liches Heer zu sammeln. Jetzt gewann Friedrich V. von der Pfalz wieder Muth und kehrte in sein Land zurück (April 1622). Mansfeld, welcher Mühe hatte, sich im Kampfe mit den Spaniern und den Baiern zu behaupten, hatte dieselbe List, deren sich die katholische Partei nur zu häufig gegen die Protestanten bedient, mit Glück gegen den Kaiser angewendet. Es war ihm gelungen, seine Feinde durch Unterhandlungen, die er führte, zu täuschen. Schlosser hat sehr Unrecht anzunehmen, daß es Mansfeld ernstlich gemeint habe. Der kühne Kriegsmann gewann aber Zeit, sich mit dem Heere des Markgrafen von Baden zu vereinigen. Am 27. April 1622 griffen die Beiden Tilly an und brachten ihm zwischen Wiesloch und Mingolsheim eine bedeutende Niederlage bei. Unglücklicherweise verfolgten sie nicht ihren Sieg und trennten ihre Streitkräfte. Tilly dagegen zog die spanischen Truppen unter Gonzalez von Cordova an sich und traf (6. Mai 1622) bei Wimpfen auf das weit schwächere Heer des Markgrafen von Baden. Dort war es, wo vier hundert Pforzheimer dem siegreichen Tilly eine Mauer entgegen setzten, die nicht eher wich, bis der letzte Mann gefallen war. Das weiße Regiment der Pforzheimer war zu schwach, um die verlorene Schlacht wieder herzustellen. Allein der Heldentod der kühnen Schaar bewies dem trotzigen Tilly, daß noch nicht aller Freiheitsmuth in Deutschland ausgestorben war. Er entzündete von neuem das erlöschende Feuer der Begeisterung, rettete dem bedrohten Markgrafen Leben und Freiheit und deutete eine künftige Wendung der trüben Zeiten an. Für den Augenblick brachte jedoch die Schlacht von Wimpfen große Entmuthigung in die Reihen der Protestanten. Der Herzog von Würtemberg, welcher im Begriffe gewesen war, sich den Vertheidigern protestantischer Freiheit anzuschließen, verlor den Muth und steckte das nur halb gezogene Schwert wieder in die Scheide. Ernst von Mansfeld wurde durch das Unglück nur zu neuen Kraftanstrengungen angeregt. Er brach plötzlich in Hessen-Darmstadt ein und nahm den elenden Landgrafen Ludwig mit seinem Sohne gefangen. Doch gelang es Mansfeld nicht, sich mit den Schaaren des Herzogs Christian von Braunschweig zu vereinigen, da er eiligst nach Mannheim zurück kehren mußte, welches von den Kaiserlichen bedroht war.

Christian von Braunschweig rückte an den Rhein und gelangte bis in die Nähe von Höchst, bei Frankfurt a. M. Dort kam es am 20. Juni 1622 zur Schlacht, in welcher Tilly's überlegene Streitkräfte den Ausschlag gaben. Erst nach dem Treffen konnte der allzu kühne Krieger die Reste seines Heeres dem Grafen von Mansfeld zuführen. Die Truppen beider Feldherren waren übrigens denjenigen der Feinde noch immer gewachsen. Es galt nur, den Krieg noch einige Zeit lang fortzusetzen, und den protestantischen Fürsten und Städten, welche durch die Grausamkeiten Ferdinand's, der Ligue und der Spanier auf's äußerste getriebeu wurden, Muth einzuflößen. Allein wie früher in Böhmen, so verdarb auch jetzt wieder in der Pfalz Friedrich V. alles durch seine Feigheit. Statt den Krieg mit Nachdruck fortzusetzen, ließ er sich durch die trügerische Vorspiegelung bethören, der Kaiser werde ihm sein Land zurück geben, falls er den Kampf aufgebe und alles dessen Gnade anheim stelle. Friedrich V. entließ daher seine beiden Feldherren und gab sie hülflos den Gefahren des Krieges preis (Juli 1622). Sie mußten aus der Pfalz abziehen. Nicht ohne große Verluste entkam Christian von Braunschweig nach Holland, Ernst von Mansfeld nach Ostfriesland.

Der tückische Kaiser Ferdinand ertheilte aber, im Widerspruche mit der deutschen Verfassung und unbekümmert um die Einsprache der Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen, und selbst gegen den Willen mancher katholischen Fürsten, auf dem Reichstage zu Regensburg (1623) die pfälzische Kurwürde dem Herzog Maximilian von Baiern. Insgeheim hatte Ferdinand schon lange sie ihm zugesagt. Doch erst, nachdem Friedrich V. allen Widerstand aufgegeben hatte, hielt er es für klug, dieses öffentlich zu thun. Friedrich V.

mußte sein Land verlassen. Eine Stadt nach der anderen fiel in die Gewalt der Baiern. Er verdiente nicht die Treue, mit welcher seine Pfälzer kämpften. Doch diese wußten, es handele sich um etwas Höheres, als die persönlichen Ansprüche Friedrich's V. Die unglückliche Pfalz hatte furchtbar gelitten. Auch Mansfeld konnte, da Friedrich ihm nur sehr geringe Geldmittel zu Verfügung stellte, sie nicht mit Schonung behandeln. Tilly und die Spanier hatten alle Gräuel der Verwüstung über das Land gebracht. Die treffliche Heidelberger Bibliothek schleppten die Baiern fort und schenkten sie dem Papste zu Rom, von wo sie erst im Jahre 1815 an die Ufer des Neckar's zurück kehrte. Die Grausamkeit Tilly's trat namentlich nach der Schlacht von Höchst blutig zu Tage, wo er alle Gefangenen tödten und sogar die Verwundeten auf den Straßen abschlachten ließ.

Nachdem Friedrich V. sich feig vom Kampfplatze zurück gezogen hatte, setzten Mansfeld und Herzog Christian von Braunschweig den Krieg immer fort. Ernst von Mansfeld schlug die Spanier bei Fleurus und entsetzte die von ihnen belagerte Stadt Bergen op Zoom. Im Jahre 1624 kehrten die beiden Feldherren nach Deutschland zurück. Doch in die Pfalz konnten sie nicht mehr eindringen. Süd-Deutschland lag in den Krallen Ferdinand's II. und Maximilian's I. Der zweite Krieg war zu Ende. Böhmen und die Pfalz waren unterworfen. Diese Siege genügten der katholischen Partei, deren Bannerträger der deutsche Kaiser und der Baiernherzog waren, aber nicht. Ganz Deutschland sollte das doppelte Joch des Kaisers und des Papstes auf sich nehmen. Um mehr als ein Jahrhundert, bis auf die Zeit vor Luther wollten die Jesuiten die Menschheit zurück schleudern. Nichts weniger, als die Finsterniß des Mittelalters konnte sie zufrieden stellen.

Doch noch lebten Männer, die im Stande waren, dieses zu verbindern. Unter diesen strahlt vor allen der Graf Ernst von Mansfeld hervor. Drei Jahre hindurch (1620—1623) hatte fast die ganze Last des Krieges auf diesem einzigen Manne geruht, welcher nichts hatte, als seinen Degen, seinen Muth und seinen außerordentlichen Geist. Ernst von Mansfeld, der Sohn eines österreichischen Generals und einer Niederländerin, welcher erst später legitimirt wurde, wäre aus diesem Kampfe siegreich hervor gegangen, hätte er nur einige Hülfe gefunden. Er war das Muster, nach welchem mehrere der hervorragendsten Feldherren des dreißigjährigen Krieges: namentlich Wallenstein und Bernhard von Sachsen sich bildeten. Doch keiner leistete mit so geringen Mitteln verhältnißmäßig so Großes. Er hatte nicht Gelegenheit, auf einem so weiten Felde, wie viele seiner Schüler, sich zu bewähren. Allein in dem kleinen Kriege, den er führte, war er Meister. Er that sich übrigens nicht bloß als Feldherr hervor. Er war auch Staatsmann, und was selten ist, gefährdete nicht durch ehrgeizige Bestrebungen die Sache, der er diente. In dieser Rücksicht steht er hoch selbst über Bernhard von Weimar, welcher all zu eifrig nach einem Herzogthume für sich trachtete. Er wies die glänzenden Anerbietungen der Habsburger zurück, und blieb bis zu seinem Ende, auch unter den verzweifeltsten Verhältnissen, der Sache der Freiheit treu. Für sie kämpfte er, nachdem die deutschen Fürsten sie verlassen hatten. An Mansfeld lehnten sich alle an, Christian von Braunschweig, Georg Friedrich von Baden und wie sie heißen, die im entscheidenden Augenblicke an dem Fortschritte der Menschheit nicht verzweifelten. Er barrte auch noch aus, nachdem Friedrich V. zum zweiten Male ihn feig verrathen hatte. Wie groß steht Mansfeld inmitten der kleinen protestantischen Fürsten Deutschland's, wie edel gegenüber den gewaltigen Vertretern der katholischen Partei! Seine Gegner schimpften ihn einen Hurensohn. Hätte Germania mehr als einen solchen geboren, sie wäre nicht die Beute der verächtlichen Tyrannen geworden, die seit jener Zeit ihr Gewalt anthun.

## §. 40. Christian IV., der Student, Tilly und Wallenstein (1624—1629).

Die sittliche Kraft hat in sich selbst Maß und Ziel, doch die Leidenschaft findet ihre Schranke nur in der Außenwelt. Daher wird der herrschsüchtige, der rachgierige und der ehrgeizige Mensch von Schritt zu Schrit immer weiter getrieben. Er regt die verborgenen Gefühle seiner Nachbarn mehr und mehr auf, bis am Ende diese ihn bemeistern, oder doch zurückdrängen. So erlag in unseren Tagen Napoleon der vereinten Macht des wider ihn aufgeregten Europa's. Nicht so tief war Ferdinand's II. Fall, denn seine Pläne, welche stets mit banger Sorge zu kämpfen hatten, waren nicht so weit aussehend. Zum Glücke für die Menschheit war er kein Krieger und war daher stets mehr oder weniger abhängig von dem guten Willen seiner Feldherren. Doch noch war er nicht an der Grenzmark seiner Siege angekommen. Er sollte weiter vordringen, seine Absichten bestimmter aussprechen, ehe er auf einen Widerstand stieß, vor dem er sich zurückziehen mußte.

Im südlichen Deutschland hatte der Protestantismus nicht auf die Dauer das Uebergewicht gewinnen können. Allein im Norden besaß er es schon seit einem Jahrhundert. Das hielt aber Ferdinand nicht ab, bis an die Ufer der Ost- und Nord-See seine Herrschergelüste auszudehnen. Dort waren die protestantischen Fürsten nicht minder erbärmlich, als im Süden. Allein sie hatten zu Nachbarn zwei Könige, welche, wenn auch nicht mächtig im Vergleiche mit dem Habsburger, doch stark genug waren, Stützpunkte für die deutschen Protestanten zu bilden. Die Leidenschaft macht blind, und zahlreiche Erfolge erzeugen nur zu leicht Ueberschätzung der eigenen Kraft. In Oesterreich und Baiern waren die Protestanten noch nicht gänzlich ausgerottet. Im übrigen Deutschland hatten sie die Mehrzahl für sich. Auch dort wollte Ferdinand herrschen, d. h. Wüsten und Katholiken machen. Er setzte seine kriegerischen Rüstungen fort, und gab dadurch deutlich zu erkennen, daß durch dieselben tief liegende Eroberungspläne vorbereitet werden sollten. Nicht bloß die deutschen Fürsten, auch die Könige von Dänemark, Schweden und England, und selbst Richelieu, der allmächtige Minister des katholischen Ludwigs XIII. von Frankreich, wurden mit Besorgnissen erfüllt und zur Ergreifung von Gegenmaßregeln aufgefordert. In der That pflogen alle diese Machthaber mannigfaltige Verhandlungen, welche jedoch lange zu keinen bestimmten Resultaten führten. Die Gefahren, womit Ferdinand II. ganz Europa bedrohte, mußten noch ernstlicher werden, bevor die nordischen Mächte zu einem Entschlusse von Bedeutung getrieben wurden.

Das nördliche Deutschland hatte im siebenzehnten Jahrhundert vor dem südlichen voraus, daß sich noch keine Macht so weit empor geschwungen hatte, wie im Süden das Haus Habsburg. Die Tyrannei war daher dort noch nicht so wohl organisirt, so fest geschlossen, als in den weiten Gebieten Oesterreich's. Der mächtigste unter allen Fürsten des nördlichen Deutschlands, der Kurfürst von Brandenburg, ließ sich durch seinen katholischen Minister Adam von Schwarzenberg, welcher im Solde Ferdinands stand, unbeschränkt beherrschen. Der Herzog Bogislaus XIV. von Pommern glaubte in der Neutralität seine festeste Stütze zu finden, als ob sich Pommern von der übrigen Welt absperren ließe. Das welfische Haus zerfiel damals in die Linien von Lüneburg, Wolfenbüttel, Celle, Harburg und Dannenberg, welche sich um das Fürstenthum Grubenhagen stritten und noch immer die Nachwehen der Hildesheim'schen Stiftsfehde*) bitter empfanden. Die Kraft der freien Städte Nord-Deutschlands war gebrochen. Die Hansa ging ihrer Lösung ent-

*) S. oben § 32, S. 236.

gegen. Der einzige Fürst, welcher in Deutschland Länder besaß und mit einiger Macht persönliche Fähigkeiten verband, war Christian IV. von Dänemark. Als Herzog von Schleswig und Holstein war er ein deutscher Fürst. Außerdem hatte er seinem Sohne mehrere Stifter in Westphalen und Niedersachsen verschafft, welche Tilly bedrohte, als er nach Nord-Deutschland rückte. Schon im Anfange des Jahres 1621 hatten die protestantischen Fürsten Nord-Deutschlands zu Segeberg in Holstein eine Versammlung abgehalten, auf welcher Christian IV. von Dänemark, der Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, Christian von Lüneburg, Friedrich Ulrich von Braunschweig, August von Sachsen Lauenburg und Johann Casimir von Weimar in Person, ferner englische, holländische, brandenburgische, hessische und pommersche Gesandte erschienen waren. Sie konnten aber zu keinem Entschlusse von einiger Erheblichkeit gelangen. Im Jahre 1623, als der Herzog Christian von Braunschweig aus den Niederlanden nach Westphalen und Niedersachsen zurück kehrte, wurde die Lage der Dinge bedenklicher. Statt diesen kühnen Vorkämpfer für protestantische Freiheit zu unterstützen, und mit vereinter Macht, was damals leicht gewesen wäre, Tilly zu erdrücken, ließen ihn alle deutschen Fürsten im Stiche. Christian von Braunschweig hatte in der Schlacht schon einen Arm verloren. Sein kriegerischer Muth blieb ungeschwächt. Verlassen von allen denjenigen, welche nicht bloß durch ihre Parteistellung, sondern auch durch ihre persönlichen Interessen aufgefordert waren, ihm Hülfe zu leisten, erlitt Christian von Braunschweig (am 9. August 1623) bei Stadtlohn eine neue Niederlage durch Tilly's Uebermacht. Das Heer der Ligue verübte in Westphalen und Niedersachsen unerhörte Gräuel. Die Klagen der Stände blieben ohne allen Erfolg, indem Tilly dieselben an den Kurfürsten Maximilian verwies, und dieser sowohl als Kaiser Ferdinand nur mit leeren Worten darauf antwortete. Immer deutlicher trat die Absicht der katholischen Partei hervor, im nördlichen Deutschland gerade so, wie in Böhmen, Oesterreich und in der Pfalz zu verfahren. Vorläufig sollten das Kloster Möllbeck, welches dem Grafen von Schauenburg gehörte, das Stift Magdeburg, die Bisthümer Halberstadt, Münster und Osnabrück den Protestanten entrissen und den Katholiken zurück gegeben werden. Die Gefahr schreckte endlich die schlaffen Gegner des Hauses Habsburg auf. Christian von Braunschweig bezog Unterstützungen von dem Könige der Franzosen, Mansfeld von Jakob I. von England. Die Stände des niedersächsischen Kreises erwählten (im Mai 1625) den König Christian IV. von Dänemark zum Kreisobersten. Allein an den kleinlichen Streitigkeiten und Eifersüchteleien der protestantischen Fürsten scheiterte jede kräftige Beschlußfassung. Der Landgraf Moritz von Hessen-Kassel wurde durch seinen Verwandten, Ludwig V. von Hessen-Darmstadt, die welfischen Herzoge durch die Erbärmlichkeit des Herzogs Christian von Lüneburg, Bischof's von Minden, welcher durchaus neutral bleiben wollte und die Niederträchtigkeit seines Bruders Georg von Celle, der sich damals an Ferdinand verkauft hatte, gelähmt. Die Erhebung König Christian's an die Spitze des niedersächsischen Kreises erregte jedoch den Verdacht der katholischen Partei. Die Spanier schickten aus den Niederlanden Tilly Hülfstruppen. Christian von Braunschweig und der Graf von Mansfeld erschienen wieder in Deutschland an der Spitze eines Heeres von zwölf bis fünfzehn tausend Mann. Unglücklicherweise verhinderte ein Sturz vom Pferde den König Christian IV. von Dänemark, sich mit ihnen zu vereinigen. Tilly behauptete sich in Mittel-Deutschland, schlug seine Winterquartiere im Hessen-Kassel'schen auf, und machte es dadurch dem Landgrafen Moritz unmöglich, entschieden Partei gegen den Kaiser zu ergreifen. Ferdinand gewann Zeit, ein eigenes Heer aufzustellen. Wallenstein sammelte es für ihn.

Während im Norden Deutschland's sich die Wolken eines furchtbaren Gewitters zusammen zogen, und Ferdinand II. sich rüstete, um demselben die Spitze bieten zu können,

erhob sich unerwartet plötzlich das zum Aeußersten getriebene Volk der Oesterreicher. Mit furchtbarer Grausamkeit suchte Ferdinand den alten katholischen Fetischdienst, das verrottete Papstthum und das faule Mönchswesen den Protestanten seiner Staaten wieder aufzunöthigen. Als letzten Termin hatte er ihnen die Ostern des Jahres 1626 gesetzt. Sechs Jahre lang waren die unglücklichen Oesterreicher geduldig genug gewesen, die Brandschatzungen, Mißhandlungen und Gewaltthaten baierischer und österreichischer Soldknechte zu ertragen. Endlich, als auch den Entschlossensten nur die Wahl blieb, zwischen Auswanderung und Abfall von ihrem Glauben, griffen sie zum Schwerte!

Die Bauern in der Mark Frankenburg erhoben sich zuerst. Doch der baierische General Herbersdorf eilte herbei und ließ siebenzehn Bauern aufhängen. Diese Gräuelthat entflammte den gerechten Zorn des Volkes. Herbersdorf glaubte leichten Kaufes mit den Bauern fertig zu werden. Er griff sie bei Peurbach an, wurde aber von ihnen mit einem Verluste von zwölf hundert Mann zurück geschlagen. Stephan Fadinger war Oberhauptmann der Bauern. Das ganze flache Land sagte sich vom Kaiser los. Nur die Städte Linz, Ens und Freistadt, worin baierische Besatzungen lagen, nahmen keinen Theil an der Volksbewegung. Ferdinand II. gab den Bauern die besten Worte. Sie antworteten ihm aber: „Religionsfreiheit oder Lossagung vom Hause Habsburg!" Drei Schiffe voll bairischer Soldaten, welche die Besatzung von Linz verstärken sollten, fielen den Bauern in die Hände und erlitten die Vergeltung für die von ihnen verübten Gräuelthaten. Fadinger schloß Linz immer enger ein. Er selbst befehligte am rechten, Zeller am linken Donauufer. Die Stadt setzte den Bauern einen furchtbaren Widerstand entgegen, Fadinger wurde von einer Kugel getroffen, als er zu nahe an die Mauern von Linz hinritt und starb. Sein Nachfolger Willinger stand ihm an Geist nicht gleich. Freistadt erstürmten die Bauern, allein an Linz brach sich ihre Kraft, und von Ens wurden sie durch den Obersten Löbel hinweg getrieben. Freistadt ging wieder verloren. Willinger wurde in der Schlacht von Neuhofen schwer verwundet. An seiner Stelle wählten die Bauern einen Mann, dessen Namen die Geschichte nicht kennt. Im Andenken des Volkes lebt er unter der Bezeichnung des „Studenten." Er hauchte den Bauern neuen Muth und frische Kraft ein. Ihm gelang es, den Herzog Adolph von Holstein, welcher dem Kaiser zu Hülfe zog, bei Wesenufer zu überfallen, das Fußvolk zu tödten und die Reiterei in einen Sumpf zu locken, aus welchem nur wenige entkamen. Wüthend sandte Maximilian von Baiern den General Lindlo mit einem starken Heerhaufen gegen die Bauern. Der Student legte ihm im großen Pramwalde einen Hinterhalt, und tödtete ihm drei tausend Mann, darunter fast alle Obersten und Hauptleute. Mit Mühe konnte sich Lindlo durch eilige Flucht retten.

Auf der Welser Haide erlitt Oberst Löbel eine ähnliche Niederlage. Doch bei Mühlviertel und bei Lambach schlug Oberst Breuner die Bauern. Einen glänzenden Sieg errang dagegen der Student kurz darauf bei Gmünden, wo die Bauern Felsen und Steine auf die Truppen Herbersdorf's niederwälzten, fünfzehn hundert Mann tödteten und die übrigen in die Flucht schlugen.

Das hochherzige Beispiel der österreichischen Bauern fand aber keine Nachahmung. Niemand eilte ihnen zu Hülfe, und immer neue Massen von Soldknechten schickten der Baiernherzog und der Habsburger ihnen entgegen.

Bei Gmünden, Vöcklabruck und Wolfsegg leisteten die Bauern den vereinigten Heeresmassen Herbersdorf's und Pappenheim's muthigen Widerstand. Bei Wolfsegg fiel der Student. Pappenheim berichtet, man habe ihm dessen abgeschlagenes Haupt „präsentirt." Ihn konnte kein anderer ersetzen. Mit dem Studenten ging die Kraft der österreichischen Bauern unter. Die Seele des Kampfes war dahin. Es blieb nur noch das Werk des

Henkers übrig. Selbst die Leichen Fadinger's und Zeller's ließ Ferdinand II. aus der Erde graben und von Henker's Hand verbrennen! Die Bauern, welchen er freies Geleite zugesichert hatte und die gekommen waren, den Frieden zu vermitteln, ließ er lebendig viertheilen und deren Glieder öffentlich an die Straßen hängen! Dennoch meint Schlosser*), Ferdinand II. sei keineswegs hart oder grausam gewesen.

Um dieselbe Zeit, da die österreichischen Bauern, gleich Helden für ihre Freiheit kämpften, zitterten und bebten die meisten protestantischen Fürsten Deutschland's und besaßen nicht einmal den Muth, sich Christian IV. von Dänemark, dem Grafen von Mansfeld und dem Herzoge Christian von Braunschweig, welche ihnen mit Heeresmacht zu Hülfe zogen, anzuschließen. Die deutsche Nation war in düstere Verzweiflung gesunken. Aller Orten, wo sie sich erhoben und den Kampf auf Tod und Leben gewagt hatte, war sie von ihrem Führer schändlich verlassen worden: in Böhmen und in der Pfalz. Die 400 Pforzheimer bewiesen bei Wimpfen und die Bauern in Oesterreich, daß der Muth nicht ausgestorben war. Allein was vermochte die deutsche Nation unter dem Drucke ihrer elenden Fürsten! Erst hätte sie diese vertreiben müssen, bevor ein wahrer Freiheitskampf möglich gewesen wäre. Die Hälfte der protestantischen Fürsten war stets bereit, sich unter die Fittige der Jesuiten und der Habsburger zu begeben, wenn ihnen irgend ein Vortheil in Aussicht gestellt wurde, wie z. B. die Kurfürsten von Brandenburg und von Sachsen, und der Landgraf von Hessen-Darmstadt. Andere wollten um jeden Preis neutral bleiben, wie die Herzoge von Lüneburg und von Pommern. Die wenigen, welche geneigt waren, für die Sache der Freiheit einige Gefahren zu bestehen, wie der Markgraf von Baden und der Landgraf Moritz von Hessen-Kassel, besaßen nicht die Kraft, die Nation aus ihrem Schlummer zu rütteln. Wohl bieten die zerstörten Städte, die mit Leichen bedeckten Schlachtfelder, die verbrannten Dörfer und die verwüsteten Landstriche einen traurigen Anblick. Allein weit Schauder erregender ist die Betrachtung, daß alle diese Greuelthaten die Nation nicht zum Kampfe auf Tod und Leben aufrüttelten, das Volk alles über sich ergehen, theilweise sich katholisch machen, theilweise seiner letzten Freiheiten berauben ließ, ohne auch nur einmal ein kräftiges Lebenszeichen zu geben. Wie ganz anders stritten um dieselbe Zeit die Niederländer gegen die Spanier und kurz darauf die Engländer gegen die Stuarte. Die protestantischen Pfaffen hatten durch ihre ärmlichen Zänkereien, die katholischen durch den von ihnen ausgeübten Druck die Kraft der Nation erstickt. Bei den Protestanten sollte Gott alles thun, bei den Katholiken Papst und Kaiser. Dem freiheitliebenden Menschen blieb nichts übrig, als zu sterben, wie die Bauern in Oesterreich und die Pforzheimer bei Wimpfen. Hätte das Christenthum diejenige Kraft besessen, welche katholische und protestantische Pfaffen ihm zuschrieben, so wäre der dreißigjährige Krieg unmöglich gewesen; entweder hätten die Protestanten die Katholiken aus dem Felde schlagen oder diese sich freiwillig zurück ziehen müssen. Allein das Christenthum verlieh den Protestanten zu viel Geduld und zu wenig Thatkraft, und die Katholiken hatten davon nichts als den Namen. Die katholischen Fürsten betrachteten damals schon die Religion nur als die sicherste Zwangsjacke für das Volk, als die beste Polizei-Anstalt. Die protestantischen Machthaber kamen erst später auf diesen Gedanken. Damals galt es, die geistlichen Güter, welche ihnen die Reformation verschafft hatte, sich zu erhalten.

Schwerlich hätte Christian IV. von Dänemark das Schwert gezogen, wenn er sich nicht in dem Besitzstande, den er für seinen Sohn in Deutschland erworben hatte, bedroht gesehen hätte. Er war kein Mann der Freiheit, sondern im Gegentheil, ein Fürst, der seine Gewalt, wo er nur irgend konnte, zu vermehren und auszudehnen geneigt war. Die

*) S. Schlosser's Weltgeschichte, 27. Lieferung. S. 196.

feindliche Stellung, welche er später den Schweden gegenüber einnahm, beweist deutlich, daß ihm sein eigener Vortheil mehr galt, als die Religion. Die protestantischen Fürsten Deutschland's, welche vor Angst alle Besinnung verloren hatten, verlängerten durch ihre unaufhörlichen Schwankungen den Krieg. Die deutsche Nation aber verblutete sich, weil sie nicht die Kraft besaß, ihre Wunden zu verbinden und die Tyrannen, die sie ihr schlugen, zu zermalmen.

Schon hatte der Krieg acht Jahre gedauert (1618—1625), als Ferdinand II. einen Mann fand, der ihm versprach, mit geringen Zuschüssen aus der Staatskasse ein zahlreiches Heer zu stellen und ihm dadurch das Mittel zu schaffen, alle seine freiheitsmörderischen Pläne auszuführen. Der Kaiser, welcher den beiden Feldherren der Protestanten: dem Grafen von Mansfeld und dem Herzoge Christian von Braunschweig nichts abgesehen hatte, war thöricht genug, auf diesen Vorschlag einzugehen, und dadurch zugleich sich, seine und seiner Verbündeten Länder der Herrschsucht und der Habgier eines ehrgeizigen Glücksritters preis zu geben. Mansfeld und Braunschweig hatten ihre Truppen, mit seltenen und immer unsicheren Zuschüssen von Seiten ihrer Kriegsherren, auf Kosten der Länder ihrer Feinde unterhalten. Wie viel leichter, dachte Wallenstein, würde es sein, ein Heer aufzustellen, wenn Freundes und Feindes Lande gleichmäßig gebrandschatzt werden könnten. Hierzu ertheilte Ferdinand ihm die Befugniß. Zuerst überließ der Kaiser Böhmen, dann Franken und Schwaben dem Wallenstein, um daraus die ihm erforderlichen Nahrungs- und Geldmittel zu ziehen. Mansfeld und Braunschweig hatten aus den Provinzen, die sie besetzten, nur so viel bezogen, als für ihre Heere unumgänglich nothwendig war, wenn auch dabei, natürlich, manche Unordnungen und Gewaltthätigkeiten unterliefen, Wallenstein begnügte sich nicht damit. Er zog außer den Bedürfnissen seines Heeres schon im ersten Jahre unermeßliche Summen, womit er sich und die Seinigen bereicherte. Er gestattete seinen Obersten und Hauptleuten einen ganz unerhörten Luxus, gab ihnen dazu selbst das Beispiel und erhöhte dadurch die Raubsucht aller seiner Officiere und Soldaten.

Der Kaiser stellte dem Wallenstein über hundert Obersten-Patente zur Verfügung, welche er vertheilte. Die Obersten vergaben die Hauptmanns-Stellen, die Hauptleute ernannten die Officiere ihrer Kompagnien, alles unter der Bedingung, daß jeder Officier die seinem Range entsprechende Mannschaft herbeischaffe. Jeder Officier erhielt einen Bezirk angewiesen, aus dem er nicht bloß preßte, was er mit seinen Leuten brauchte, sondern überhaupt so viel sich pressen ließ. Eine unsinnigere Methode der Kriegsverwaltung war niemals im Schwunge gewesen. Mit dem zehnten Theile der Kosten hätte Ferdinand selbst, wenn er dazu die Fähigkeit gehabt, ein eben so zahlreiches und besser disciplinirtes Heer aufstellen können. Allein dazu fehlte es ihm an Einsicht und Thatkraft. Er war in allen Beziehungen ein Tyrann, d. h. ein Herrscher, welcher ohne Rücksicht auf Verfassung, Recht und Billigkeit seinen wilden Leidenschaften fröhnte. Er wollte ein Heer aufstellen, ob dieses geschah zum Verderben seiner und seiner Freunde Länder, bekümmerte ihn wenig, ob ihm daraus später selbst die größten Gefahren erwachsen möchten, untersuchte er nicht. Das war, unseres Erachtens, nicht bloß hart und grausam, sondern verrieth eine bis an den Unsinn grenzende Leidenschaftlichkeit. Um das nördliche Deutschland so rasch als möglich unterwerfen zu können, opferte Ferdinand zuerst Böhmen, dann Franken und Schwaben dem Feldherrn auf, dem er so große Vollmachten ertheilte, wie kein besonnener Herrscher sie jemals ausgetheilt haben würde. Im Anfange des Jahres 1625 brachte Wallenstein das versprochene Heer, welches zuerst zwanzig tausend Mann zählen und später auf vierzig bis fünfzig tausend vermehrt werden sollte, zusammen. Nürnberg mußte ihm allein hundert tausend Gulden zahlen, in gleichem Verhältnisse die übrigen Städte, die er auf seinem Zuge berührte. Durch Hessen, Hannover und Braunschweig rückte er in die Stifte Hal-

berstadt und Magdeburg Tilly dehnte sich in Westphalen und Niedersachsen immer weiter aus und besetzte das ganze Herzogthum Braunschweig.

Beim Herannahen des Gewitters fielen die beiden Herzoge Georg und Christian von Lüneburg sofort von der protestantischen Sache offen ab. Georg hatte sogar, während er zum Scheine auf protestantischer Seite stand, dem Kaiser Spionendienste geleistet.

Zu einer entscheidenden Schlacht kam es in diesem Jahre nicht mehr, weil die beiden katholischen Feldherren sich über einen gemeinschaftlichen Plan nicht verständigen konnten. Der Winter wurde zu Unterhandlungen benutzt, welche in Braunschweig gepflogen wurden. Doch führten sie zu keinem Ziele, da die hochfahrende Sprache und der Uebermuth Wallenstein's jede Annäherung unmöglich machten. Während er sein Heer geworben, hatte er Millionen für sich erpreßt. Jetzt wollte er sich mit dessen Hülfe eine Krone erobern. Die Wünsche des Kurfürsten Maximilian und selbst des Kaisers Ferdinand ordnete Wallenstein stets seinen herrschsüchtigen Plänen unter.

Den Oberbefehl über die Streitkräfte der protestantischen Partei führte König Christian IV. von Dänemark, welcher von England Hülfsgelder erhielt. Unter ihm dienten der Graf Ernst von Mansfeld und der Herzog Christian von Braunschweig, welche Beide englischen Sold bezogen. Christian von Braunschweig stand mit seinen Soldaten in Westphalen, starb aber unglücklicherweise (im Mai 1626), als die protestantische Sache seiner am dringendsten bedurfte. Der Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar begann damals jene kriegerische Laufbahn, die er später so glänzend fortsetzte. Ernst von Mansfeld zog durch Mecklenburg an die Elbe, erlitt jedoch bei der Dessauer Brücke (25. April 1626) durch Wallenstein, den er dort nicht erwartet hatte, eine Niederlage, von der er sich schnell wieder erholte.

Aus England erhielt Mansfeld einige schottische Regimenter. Johann Ernst von Sachsen-Weimar führte ihm fünf tausend Mann zu. Ende Juni brach Mansfeld, zwanzig tausend Mann stark, über Frankfurt a. d. Oder, in Schlesien ein. Wallenstein folgte ihm nach. Mansfeld faßte den kühnen Plan, sich mit den Ungarn und Siebenbürgen zum Kampfe gegen das Haus Habsburg zu verbünden. Mit einem Theile seiner Soldaten zog er dahin. Doch Bethlen Gabor wollte lieber Frieden mit Oesterreich schließen. Unverrichteter Dinge mußte Mansfeld abziehen. Den Befehl über die Truppen, die ihm geblieben waren, übergab er dem Herzog Johann Ernst von Weimar, der sie nach Schlesien zurück führte. Mansfeld gedachte über Dalmatien auf den Kampfplatz zurück zu kehren, erkrankte aber und starb in der Nähe von Spalatro, im sechs und vierzigsten Jahre seines Alters (am 30. November 1626).

Seit dem Anfang des dreißigjährigen Krieges war Ernst von Mansfeld, obgleich niemals oberster Feldherr, die eigentliche Seele der protestantischen Partei Deutschland's gewesen. Nicht Wallenstein, sondern Mansfeld war der eigentliche Kriegsmeister seiner Zeit. Hätte er über die Mittel zu gebieten gehabt, welche Ferdinand II. dem Wallenstein zur Verfügung stellte, hätte er mit gleichen Streitkräften dem übermüthigen Feldherrn des Kaisers gegenüber gestanden, er hätte Wallenstein zermalmt. Fast ohne alle Operationsbasis, hatte Mansfeld unter den ungünstigsten Verhältnissen Tilly die Spitze geboten, ihn mehr als einmal, sei es durch Märsche, oder in der Schlacht besiegt, und hatte immer nur für die Sache der Freiheit, nie für sich selbst gestritten. Der Tod Ernst von Mansfeld's war gerade um jene Zeit der größte Verlust, den die Menschheit erleiden konnte. Sie mußte Furchtbares dulden, bis ein anderer großer Mann ihr wieder erstand.

Groß waren die Hülfsmittel Tilly's und Wallenstein's, doch Ernst von Mansfeld war selbst groß, weil seine Zwecke edel und seine ganze Kraft fast nur in ihm selbst ruhte.

Während Mansfeld Wallenstein beschäftigte und Schlesien besetzte, rückten die Heere

Tilly's und Christian's IV. von Dänemark sich näher. Am 27. August 1626 trafen sie bei dem Städtchen Lutter am Barenberge zusammen. König Christian wurde zurückgeschlagen, doch waren seine Verluste nicht so bedeutend, als gewöhnlich angenommen wird. Tilly mußte von Wolfenbüttel, das er belagert hatte, abziehen. Erst nachdem Wallenstein aus Schlesien zurückgekehrt war und gegen die Ostsee vorrückte, wurde die Lage Christian's IV. bedenklich.

Achtzigtausend Mann stark rückten Tilly und Wallenstein vereinigt nach Holstein und nahmen ganz Schleswig und Jütland ein.

König Christian mußte auf den dänischen Inseln Zuflucht suchen. Tilly schlug seine Winterquartiere in Bremen, Braunschweig und Lüneburg, Wallenstein die seinigen in Brandenburg, Mecklenburg und Pommern auf. Im Bremischen behaupteten sich jedoch die Dänen.

Außerhalb der Lande Kaiser Ferdinands erhob Wallenstein noch drückendere Brandschatzungen, als früher in Böhmen und erregte dadurch die gerechte Entrüstung der meisten deutschen Fürsten. Sie beschwerten sich beim Kaiser, doch ohne Erfolg. Denn Wallenstein war Ferdinand II. zur Ausführung seiner Pläne unentbehrlich geworden. Ganz Deutschland sollte, wie Böhmen und Oesterreich, katholisch gemacht werden.

Ein treffliches Mittel dazu waren dem Kaiser die s. g. Kurfürstentage. Seit die Kurwürde von der Pfalz auf Baiern übertragen worden war, zählten die Protestanten nur noch zwei Stimmen im Kurfürstenrathe. Daher hielt der Kaiser, statt, wie die Verfassung vorschrieb, Reichstage, bei welchen alle Fürsten entscheidende, und die Städte wenigstens berathende Stimmen führten, Kurfürstenversammlungen, auf welchen er alles durchsetzen konnte, was die Jesuiten wünschen mochten.

Besonders thätig war dazumal am Hofe Ferdinand's II. der päpstliche Nuntius Caraffa. Der Kurfürstentag von Mühlhausen (1627) sollte den Anmaßungen der päpstlichen Partei gesetzliche Formen verleihen. Dort befahl der Kaiser dem Herzoge von Würtemberg und mehreren süddeutschen Städten, alle seit dem Passauer Frieden eingezogenen geistlichen Güter der katholischen Partei zurückzugeben. Dabei vergaß der Habsburger seine eigene Familie nicht. Er ließ seinem Sohne Leopold Wilhelm, welcher schon die Bisthümer Passau und Straßburg besaß, noch die Abtei Hersfeld, das Bisthum Halberstadt und das Erzstift Magdeburg beilegen und bewies dadurch deutlich genug, daß auch ihm, wie allen übrigen Jesuitenzöglingen, die Religion nur ein Mittel zur Befriedigung seiner Leidenschaften war und daß er selbst allen Kirchengesetzen Hohn sprach, wenn sie seiner Habgier im Wege standen.

Auf demselben Kurfürstentage wurden die Förmlichkeiten der Uebergabe der Kurwürde von der Pfalz an Baiern in's Reine gebracht, worauf am 22. Februar 1628 zu München die Urkunde unterzeichnet wurde, durch welche der Herzog Maximilian Oberösterreich zurückgab und dafür die Oberpfalz und den diesseits des Rheins gelegenen Theil der Unterpfalz für dreizehn Millionen Gulden angeblich aufgewandter Kriegskosten erhielt.

Schlag auf Schlag folgten jetzt die Reactionsmaßregeln. Die Herzoge von Mecklenburg, Adolph Friedrich I. zu Schwerin und Johann Albrecht II. zu Güstrow wurden ihrer Länder für verlustig erklärt. In ähnlicher Weise, wie Ferdinand die Pfalz dem Herzoge Maximilian von Baiern, überließ er Mecklenburg zunächst pfandweise und später (16. Juni 1629) durch einen förmlichen Lehensbrief, dem Wallenstein, welcher früher schon das Herzogthum Sagan in Schlesien und die Herrschaft Friedland erhalten hatte. Der Krieg im Norden Deutschlands dauerte fort. Vergebens belagerte aber Wallenstein Stralsund. Mit Hülfe der Dänen und der Schweden schlug diese Stadt alle Angriffe der kaiserlichen Truppen zurück. Die Dänen behaupteten Glückstadt und Krempe und beunruhigten von

dort aus und von den benachbarten Inseln die Feinde. Sie schnitten dem österreichischen Heere die Zufuhren ab, nahmen die Schiffe, welche aus Spanien und Dünkirchen ihm Hülfe bringen sollten und eroberten einmal sogar Bremen. Der Kaiser hatte so wenig als Wallenstein, Lust, dem Könige von Dänemark annehmbare Bedingungen zu gewähren. Um diese Zeit brach in Italien der sogenannte mantuanische Erbschaftsstreit aus. Ferdinand II. mußte Soldaten über die Alpen schicken und suchte daher mit Christian IV. von Dänemark Frieden zu schließen. Ferdinand war seiner Sache so gewiß, daß er, bevor der Friede noch zu Stande gekommen war, das berüchtigte Restitutionsedict erließ (6. März 1629), durch welches den Protestanten befohlen wurde, alle seit dem Jahre 1552 eingezogenen geistlichen Güter der katholischen Partei zurück zu geben. Was in Mühlhausen begonnen worden war, wurde jetzt vollendet. Schritt für Schritt rückten die Jesuiten vorwärts. Zuerst sollten katholische Fürsten an die Stelle der protestantischen gesetzt werden, wozu es vermittelst des Restitutionsedictes, der Achtserklärung und der Absetzung an Vorwänden nicht fehlte. Dann konnten die katholischen Landesherren nach dem Grundsatze: „wem das Land, gehört auch die Religion," das Papstthum wieder einführen. So war der schlaue Plan der Jesuiten und Ferdinands II.!

Christian IV. von Dänemark ließ sich dadurch nicht abhalten, (am 12. Mai 1629) zu Lübeck Frieden zu schließen. Er versprach, sich in die deutschen Angelegenheiten nicht weiter zu mischen, als wegen seines Herzogthums Holstein nothwendig sei, verzichtete, im Namen seiner beiden Söhne, auf deren deutsche Bisthümer, gab zurück, was er dem Herzoge Adolph von Holstein abgenommen, und erhielt dafür alle Städte und Bezirke wieder, welche die kaiserlichen Truppen besetzt hatten.

So lange es sich nur um die Religion handelte, hatten sich die deutschen protestantischen Fürsten sehr lässig gezeigt. Jetzt aber wurden durch das s. g. Restitutionsedict viele ihrer reichsten Besitzungen gefährdet. Im Bewußtsein ihrer eigenen Schwäche sahen sie sich nach fremder Hülfe um. Schon hatte Gustav Adolph durch den Beistand, den er der Stadt Stralsund gewährte, bewiesen, daß er nicht abgeneigt sei, mit dem Kaiser in die Schranken zu treten. Bei mehr als einer Gelegenheit hatte Wallenstein durch seinen Uebermuth den Schwedenkönig auf's äußerste gereizt. Von dem Friedens-Congresse zu Lübeck hatte er dessen Gesandte mit Hohn ausgeschlossen, und im Anfange des Jahres 1629 den Polen Hülfstruppen unter dem General Arnim zugeschickt, welche gegen die Schweden fechten sollten.

Gustav Adolph war muthig und entschlossen. Ihm war die Religion mehr, als ein Mittel, Gehorsam zu erzwingen und seinen Anverwandten reiche Pfründen zu verschaffen. Seit vielen Jahren hatten Christian IV. von Dänemark, England, Frankreich und mehrere deutsche Fürsten mit ihm Unterhandlungen gepflogen. Auf den Schwedenkönig setzten die deutschen Protestanten ihre letzte Hoffnung.

## § 41. Gustav Adolph und Wallenstein. (1629—1632.)

Gustav Adolph hatte in zahlreichen Kämpfen gegen Polen seine Kriegsschule gemacht, und seit dem Jahre 1611 sich der Verwaltung seines Reiches mit großer Ausdauer und Kraft gewidmet. Er stand im rüstigsten Mannesalter in der Mitte der dreißiger Jahre. Er hatte nicht, wie die meisten deutschen Fürsten seiner Zeit durch den Trunk und andere Ausschweifungen seine geistige und körperliche Gesundheit untergraben, vielmehr im Kriege sich durch Strapazen abgehärtet, und im Frieden durch Arbeit frisch erhalten. Richelieu's Scharfblick erkannte in ihm den Mann, welcher allein im Stande war, die Uebermacht des Hauses Habsburg zu brechen. Doch Gustav Adolph verschmähte es, ein Werkzeug in den

Händen des schlauen Kardinals zu werden. Er nahm zwar die Dienste an, die ihm der französische Gesandte Charnacé leistete, allein behauptete unter allen Verhältnissen seine Selbstständigkeit.

Am 26. September 1629 wurde mit Hülfe des französischen Gesandten ein Waffenstillstand auf sechs Jahre abgeschlossen, welcher dem Könige der Schweden möglich machte, alle seine Streitkräfte aus Polen zu ziehen und in den Kampf gegen Ferdinand II. und seine Verbündeten zu führen. Gustav Adolph war zu groß, als daß die Unverschämtheiten und die Neckereien, womit ihn Wallenstein heimgesucht, ihn hätten bestimmen können, das Schicksal seines Reiches und das Wohl der Menschheit auf das Spiel zu setzen. Allein Wallenstein's Gewaltthätigkeiten machten ihm anschaulich, was Deutschland und dessen Nachbarländer zu erwarten hätten, falls den kaiserlichen Heeren kein unübersteiglicher Damm entgegengesetzt würde. Er sah ein, daß alle minder mächtigen Staaten Europa's, und insbesondere die protestantischen, durch die Eroberungsgelüste und die Verfolgungswuth Ferdinand's II. gefährdet seien und war klug genug, nicht abzuwarten, bis Deutschlands Kraft vollständig gebrochen wäre. Dann hätte der despotische Habsburger die Norddeutschen eben so leicht zwingen können, gegen Schweden zu fechten, wie seit der Schlacht am weißen Berge, Böhmen und Oesterreich, und seit dem Rückzuge Mansfeld's aus der Pfalz auch dieses Land, ihr Herzblut für die Sache des Despotismus und des Papstthums vergießen mußten. Wenn übrigens Schweden selbst auch nicht bedroht gewesen wäre, so boten die schändlichen Missethaten, welche Ferdinand II. an der deutschen Nation verübt hatte, jedem Freunde der Menschheit ein Recht, dieser Hülfe zu leisten.

Gustav Adolph war dazu als Protestant ganz besonders aufgefordert. Die Religion verband im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert alle Gesinnungsgenossen fester, als die Nationalität, wie in unsern Tagen das Streben nach Freiheit über die engen Grenzen welche der Staat zieht, hinweg reicht, und alle, welche den Despotismus hassen, auf Tod und Leben verbindet.

Einem Tyrannen, wie Ferdinand II. gegenüber, kann kaum von Rechten die Rede sein. Ein Mensch, welcher selbst zum Verderben der Millionen alle geschriebenen und ungeschriebenen Gesetze mit Füßen tritt, kann nicht erwarten, daß der von ihm durch Mord, Meineid, Gütereinziehung und massenhafte Abschlachtungen gegründete Besitzstand, wenn schon die geknechteten Völker ihn dulden, als Recht anerkannt werde.

Ferdinand II. hatte in Böhmen und Oesterreich, in Mähren und Schlesien wohl Gewalt, aber ganz eben so wenig Recht, als irgend ein Räuberhauptmann, der sich in den Wäldern umhertreiben mochte. Er war zwar nach den Formen der deutschen Verfassung zum Kaiser gewählt worden, hatte aber systematisch das Wesen derselben untergraben. Nicht blos einzelne Fürsten, wie den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, und die Herzoge von Mecklenburg, sondern die gesammte Religionspartei der Protestanten, deren Besitzstand ein weit älterer war als derjenige Ferdinand's II. in Böhmen oder Oesterreich, und überhaupt alle politische und religiöse Freiheit in Deutschland — hatte dieser Kaiser, im Widerspruche mit den klaren Bestimmungen der deutschen Verfassung und den ewigen Naturrechten der Menschheit, mit Füßen getreten, soweit seine Gewalt nur irgend reichte.

Der Tyrann hat nicht gleiche Rechte mit dem gewissenhaften Vollstrecker des Volkswillens, und der Kampf, den der Ehrgeizige beginnt, um seiner Leidenschaft zu fröhnen, steht nicht auf gleicher Stufe mit dem Kriege für die Freiheit, so oft auch hinterlistige Pfaffen oder schlaue Despotenknechte versucht haben, ihre Gewaltthaten in den Schleier der Religion und des Rechtes zu hüllen, und die Freiheitsbestrebungen mit Schimpf und Hohn zu beflecken. Der tiefer blickende Geschichtsforscher weiß die Herrschsucht von dem Freiheitsmuthe, die Habgier von der Religion und den Ehrgeiz von der Vaterlandsliebe zu unter-

scheiden. Durch die dünne Decke äußerer Formen dringt er auf den Kern, erforscht die Beweggründe und urtheilt nach diesen und nicht nach tönenden Redensarten, welche den Betrügern und Gaunern meistens am geläufigsten sind.

Die Kriege, welche Gustav Adolph seit langen Jahren mit den Polen geführt, hatten es diesen erschwert, den Habsburgern Hülfsvölker zu schicken, wie sie früher und später zum Schaden Deutschland's oft thaten. Der Waffenstillstand mit Polen war zwar unterzeichnet, allein mit Frankreich hatte Gustav Adolph sich noch nicht verständigen können, als er den Entschluß faßte, dem übermüthigen Vorkämpfer des Papstthums und des Despotismus die Spitze zu bieten.

Trotz der wiederholten Siege Ferdinand's II. war doch der Zeitpunkt dem Schwedenkönige besonders günstig. Wallenstein's Brandschatzungen und die Eroberungspläne, welche er im Norden Deutschland's nur zu deutlich kund that, hatten alle deutschen Fürsten, selbst die katholischen, in die größte Aufregung gebracht. Den an Mecklenburg grenzenden Theil von Brandenburg hatte er schon in Besitz genommen. Wolfenbüttel sollte dem General Pappenheim, Kalenberg Tilly zu Theil werden. Selbst der Passauer Friede setzte der Habgier Wallenstein's und Ferdinand's keine Grenzen. Wenn auch nicht die geistlichen Kurfürsten, so merkte doch Maximilian von Baiern bald, daß der Kaiser ganz Deutschland in ähnlicher Weise, wie seine sogenannten Erbstaaten unterjochen wollte.

Richelieu versäumte nicht, die Flamme des Argwohns mehr und mehr anzufachen Auf dem Kurfürstentage zu Regensburg (1630) vereinigten sich die beiden protestantischen Kurfürsten mit Maximilian von Baiern und setzten die Abdankung Wallenstein's durch.

Mit ihm verlor der Kaiser nicht bloß seinen tüchtigsten, freilich auch gefährlichsten Feldherrn, sondern auch einen Theil seiner Offiziere und Soldaten, welche nur durch Wallenstein an den Kaiser geknüpft waren. Die nördlichen Grenzen Deutschland's waren von Truppen entblößt, weil Wallenstein dieselben nicht mit Rücksicht auf einen Krieg gegen Schweden, sondern auf diejenigen Erwerbungen, die er in Deutschland zu machen wünschte, vertheilt hatte. Schon bevor die Kurfürsten sich zu Regensburg versammelt hatten, im Juli 1630, war Gustav Adolph am 24. Juni auf der Insel Usedom gelandet. Er brachte dreizehn tausend Mann mit sich, sieben tausend führte ihm sein General Lesley aus Stralsund zu. Bogislaus XIV., Herzog von Pommern, in dessen Hauptstadt Stettin Gustav Adolph am 10. Juli einzog, schloß sich ihm, trotz seiner Neigung für die Neutralität, an.

Die Truppen des Kaisers waren längs der Küste der Ostsee, in Schlesien, Böhmen, in der Pfalz, in Schwaben und im Elsaß, diejenigen der Ligue in der Oberpfalz, in Franken und Westphalen zerstreut. Sie zählten über achtzig tausend Mann zusammen, waren aber nur zum Theile verfügbar, weil aller Orten Fürsten und Völker nur durch Heeresmacht unter Ferdinand's Joche gehalten werden konnten.

Vor Ablauf des Jahres 1630 hatte Gustav Adolph alle kaiserlichen Truppen aus Pommern vertrieben. Nur in Kolberg und Greifswalde behaupteten sie sich noch. Jetzt endlich kam zwischen ihm und der französischen Regierung ein sogenannter Subsidienvertrag (am 13. Januar 1631) in Bärwalde zu Stande. Der König von Frankreich versprach, Gustav Adolph für das verflossene Jahr 120,000, und für die sechs folgenden je 400,000 Thaler zu bezahlen. Der König von Schweden verpflichtete sich dagegen 1) ein Heer von wenigstens 30,000 Mann zu Fuß und 16,000 Reiter aufzustellen, und 2) die katholische Religion in den Orten, die er besetzen würde, bestehen zu lassen, und den Mitgliedern der Ligue die Neutralität zu gestatten, falls sie diese begehren und selbst beobachten würden. Letzteres konnte Gustav Adolph mit gutem Gewissen versprechen, da es seine Absicht nicht war, den Katholicismus in Deutschland auszurotten, sondern nur den Protestantismus vor dem drohenden Untergange zu bewahren. Für die deutsche Nation war es aber allerdings

traurig, daß sie in eine Lage gerathen war, welche einen König trieb, den Protestanten zu Hülfe zu ziehen, und einen andern zu Gunsten der Katholiken Bedingungen zu machen. Hätte die deutsche Nation ihre Tyrannen bei Zeiten abgeschüttelt, wäre beides unnöthig gewesen, und hätte der ganze dreißigjährige Krieg vermieden werden können.

Sechszig tausend Pfund hatte Gustav Adolph von England bezogen. Die Beihülfe, welche ihm von fremden Mächten zu Theil wurde, war also verhältnißmäßig sehr gering. Die ganze Last des Krieges ruhte auf ihm, da er sich auf die deutschen Fürsten niemals fest verlassen konnte. Selbst diejenigen, welche, wie der Landgraf von Hessen, und die Herzoge Wilhelm und Bernhard von Weimar guten Willen besaßen, hatten nicht hinreichende Macht und waren von den Truppen des Kaisers und der Ligue zu sehr bedroht, als daß sie ihm feste Stützpunkte hätten bieten können. Diese drei allein hatten den Muth, sich zum Kampfe zu rüsten. Um Ostern 1631 riefen sie die Ihrigen zu den Waffen und setzten sich bald darauf mit Gustav Adolph in Verbindung. Allein ihre Länder waren zu weit von der Operationsbasis Gustav Adolph's entfernt, als daß er mit ihnen, bei der damaligen Lage der Dinge, einen Bund schließen konnte. Für Gustav Adolph und das ganze protestantische Deutschland besaßen die Kurfürsten von Brandenburg und von Sachsen die größte Bedeutung. Von diesen wurde aber der erste noch immer durch den an Oesterreich verkauften Minister von Schwarzenberg beherrscht, und der zweite hatte neuerdings den Wallenstein'schen General Arnim in seine Dienste genommen, welcher in Sachsen eine ähnliche Rolle spielte, wie Schwarzenberg in Brandenburg. Der Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz war, wie wir weiter oben gesehen haben*), ein durchaus unfähiger und feiger Herrscher. Gustav Adolph war daher durch Rücksichten der Klugheit sowohl in seinem, als in dem Interesse der großen Sache, die er vertrat, aufgefordert, so weit er konnte, die Gewalt in seiner eigenen Hand zu behalten, und den deutschen Fürsten nicht mehr Einfluß auf die Kriegführung und die laufende Herbeischaffung der Kriegsbedürfnisse zu gestatten, als unbedingt nothwendig war.

Obgleich der Papst dem zweiten Sohne des Kurfürsten von Sachsen das Erzbisthum Magdeburg abgesprochen und Ferdinand's II. Sohne, Leopold Wilhelm ertheilt hatte, und der Kurfürst von Brandenburg von dem Restitutionsedicte nicht minder, als die meisten übrigen protestantischen Fürsten bedroht, und obgleich die Länder beider durch die kaiserlichen Truppen furchtbar ausgesogen und fortwährend gefährdet waren, konnten doch weder der Sachse noch der Brandenburger sich entschließen, mit Gustav Adolph ein Bündniß einzugehen. Statt dessen schrieben sie nach Leipzig eine Versammlung aus, auf welcher, als wahre Justemilieupartei ein Bund verabredet wurde, welcher, zwischen dem Kaiser und dem Schwedenkönige in der Mitte stehend, beiden gegenüber eine Defensivstellung einnehmen sollte. Zum Glücke erklärte sich Ferdinand II. gegen diesen Bund. Tilly, welcher am 6. März vor Neu-Brandenburg erschienen war, und nach drei Stürmen die Stadt eingenommen hatte, rückte von da nach Magdeburg. Am 10. Mai nahm er die Stadt mit stürmender Hand. In Neu-Brandenburg hatte Tilly die ganze Besatzung niederhauen lassen. In Magdeburg wüthete dieser Unmensch noch grausamer. Die ganze Stadt wurde ein Raub der Flammen. Nur der Dom, das Liebfrauenkloster und wenige Häuser blieben unversehrt.

Gustav Adolph konnte, so lange Brandenburg und Sachsen sich ihm nicht annäherten, unmöglich tiefer in Deutschland eindringen. Vielleicht dachte er auch, Tilly müsse noch eine Zeit lang gemordet und gebrannt haben, bevor die beiden Kurfürsten zu einem kräftigen Entschlusse gebracht werden könnten. Der Fall von Magdeburg, welches damals als Handelsplatz mit Hamburg wetteifern konnte, erschütterte ganz Deutschland. Mehrere Fürsten

*) S. oben § 38. S. 283.

welche sich dem Könige von Schweden angenähert hatten, fielen von ihm ab, andere wankten.

Während Tilly vor Magdeburg lag, nahm Gustav Adolph dem Kurfürsten von Brandenburg gegenüber eine drohende Stellung ein. Erst nachdem Gustav Adolph aber gegen Berlin gerückt und seine Kanonen auf das Schloß gerichtet hatte (am 9. Juni 1631), kam zwischen ihm und dem Kurfürsten ein Vertrag zu Stande, demzufolge dieser Spandau dem schwedischen Könige überließ und ansehnliche Zahlungen zur Bestreitung der Kriegskosten zusagte.

Mittlerweile hatten die Schweden hinter einander im März Kolberg, im April Frankfurt a. d. Oder, im Juni Greifswalde und andere Städte eingenommen. Nachdem sich Gustav Adolph durch seinen Vertrag mit dem Kurfürsten von Brandenburg den Rücken gedeckt hatte, ging er über die Elbe und bezog bei Werben, gegenüber dem Einflusse der Havel, ein befestigtes Lager. Tilly, welcher nach der Einnahme von Magdeburg Thüringen und Hessen überschwemmt hatte, mußte jetzt dem Schweden-Könige entgegen ziehen. Im Laufe des Monats Juli erlitt er mehrere Nachtheile, welche andeuteten, daß ihm Gustav Adolph als Feldherr überlegen war. Der Landgraf Wilhelm, welcher (1629) die Regierung von Hessen-Kassel übernommen hatte, vertrieb die kaiserlichen Truppen aus seinem Lande und schloß im August ein „beständiges und unauflösliches Bündniß" mit Gustav Adolph, dem er und nach ihm seine Wittwe mit seltener Ausdauer treu blieb. Bernhard von Weimar trat in schwedische Dienste. Der elende Herzog Wilhelm von Weimar dagegen entließ seine Mannschaft, weil der eben so nichtswürdige Kurfürst von Sachsen ihn mit dieser nicht in sein Land einlassen wollte.

Um dieselbe Zeit führte Gustav Adolph die vom Kaiser abgesetzten Herzoge von Mecklenburg in ihr Land wieder ein. Die kaiserlichen Truppen hielten sich nur noch in Rostock und Wismar. Beide Plätze fielen aber nicht viel später (Oktober 1631 und Januar 1632) gleichfalls in die Gewalt ihrer alten Herren zurück.

Die in Leipzig gegründete Mittelpartei war, wie sie es verdiente, in wenigen Monaten gesprengt worden. In Franken und Schwaben hatte der kaiserliche General Fürstenberg, welcher aus Italien mit neuen Truppen herbei gezogen war, sie erdrückt. In Hessen hatte sich der Landgraf Wilhelm dem liguistischen Generale Tilly muthig widersetzt, und wurde dadurch genöthigt, sich mit dem Schweden-Könige zu verbinden. Der Kurfürst von Brandenburg mußte sich den Kanonen Gustav Adolph's fügen. Endlich wurde auch der Kurfürst von Sachsen durch Tilly, welcher sengend und brennend auf Leipzig zog, die Stadt mit glühenden Kugeln beschoß und einnahm, zur Entscheidung gezwungen. Er fürchtete von Gustav Adolph weniger als von dem grausamen Feldherrn der Ligue, und schloß sich daher dem Schwedenkönige an. Am 5. September verband er sich mit ihm. Zwei Tage darauf (7. September) kam es unfern Leipzig, bei Breitenfeld, zur Schlacht. Obgleich die Sachsen, ihren Kurfürsten an der Spitze, sich gleich beim Anfange des Treffens in wilder Flucht zerstreuten, gewann Gustav Adolph, welcher kaum 22,000 Mann dem doppelt starken Feinde entgegen setzen konnte, einen glänzenden Sieg. Tilly verlor all sein Geschütz, sein Gepäck, die Hälfte seines Heeres, und entkam selbst mit knapper Noth. Die Reste seiner Truppen wurden nach allen Richtungen zerstreut. Sein Heer war fast gänzlich vernichtet. Dadurch, daß er die Schuld auf Pappenheim zu wälzen suchte, verschlimmerte er noch seine Lage. Denn dieser Feldhauptmann, welcher neben Tilly und Wallenstein dem ausgelassensten Ehrgeize fröhnte, fühlte sich dadurch verletzt und wurde unwillig Tilly's Befehlen zu gehorchen.

Damals hätte dem Kriege ein schnelles Ende bereitet werden können, hätten die Sachsen ihre Schuldigkeit gethan. Wären sie, wie sie dem Schweden-Könige versprachen,

durch die Lausitz, Böhmen und Mähren auf Wien gerückt, während Gustav Adolph durch Thüringen und Franken in das Herz Deutschlands zog, so hätten die Habsburger und die Liguisten um Frieden nachsuchen müssen. Allein wie in der Schlacht bei Leipzig, so ließen sie die Schweden auch im Stiche, als es galt, die Früchte des Sieges zu pflücken. Gustav Adolph blieb nicht müßig. Rasch hinter einander nahm er Merseburg, Halle, Erfurt, Würzburg, am 7. November denselben Frauenberg, welchen ein Jahrhundert früher die Bauern vergeblich belagert hatten*), am 17. November Frankfurt a. M. und am 17. December Mainz. Bernhard von Weimar besetzte die Pfalz. Nur in Heidelberg und Frankenthal behaupteten sich die Baiern. Eiligst kam Friedrich V. herbei, um das Land, welches er vor zehn Jahren so feig aufgegeben hatte, wieder in Besitz zu nehmen. Allein Gustav Adolph war klug genug, einem so schlechten Verwalter ein Land, welches für den Krieg, den er führte, von so hoher Wichtigkeit war, nicht zu übergeben. Doch machte er ihm die bündigsten Zusicherungen für spätere Zeiten. In Westphalen hatte der Landgraf Wilhelm von Hessen den Grafen von Pappenheim nach Cöln zurückgedrängt. Der schwedische General Banner hielt Thüringen, Gustav Horn Franken besetzt. Tilly, welcher sich nach der Schlacht von Leipzig auf Westphalen zurückgezogen und später von Pappenheim getrennt hatte, rückte durch Franken zum Schutze Baiern's herbei. Pappenheim blieb am Niederrhein, von wo aus er dem Landgrafen von Hessen viel zu schaffen machte. Fast ganz Deutschland war im Besitze der Schweden und der mit ihnen verbündeten deutschen Fürsten. Doch jemehr sich Gustav Adolph von Brandenburg und Sachsen entfernte, desto unsicherer wurden seine Beziehungen zu den von Schwarzenberg und Arnim verrathenen und verkauften beiden Kurfürsten.

Richelieu, welcher den König von Schweden nur gebrauchen wollte, um den Krieg in Deutschland zu erhalten, und diese Gelegenheit zu benützen suchte, im Trüben zu fischen, folgte, nicht ohne Besorgniß und Eifersucht, der Siegeslaufbahn Gustav Adolph's. Der französische Minister fing an, den Schweden entgegen zu arbeiten. Er nahm die geistlichen Fürsten und den Herzog von Lothringen in seinen Schutz und unterhandelte heimlich mit Maximilian von Baiern. Der Kurfürst von Trier und Bischof von Speier, Philipp Christoph von Sötern, warf sich den Franzosen ganz in die Arme. Das Domcapitel dagegen rief die Spanier herbei. So kam es, daß die Franzosen Philippsburg und Ehrenbreitstein (damals Herrenstein genannt), die Spanier Trier und Coblenz besetzten.

Gustav Adolph zog mittlerweile gegen Baiern. Jenseits des Lech erwartete ihn Tilly, in der Nähe des Städtchens Rain. Seit der Schlacht von Leipzig schien dieser Feldherr, von Mißmuth und Verdruß überwältigt, seine früher oft bewährte Kriegskunst eingebüßt zu haben. Es gelang ihm nicht, die Schweden abzuhalten, eine Brücke über den Fluß zu bauen, und dennoch wollte er ihnen den Uebergang streitig machen (10. April 1632). Wie ein Unsinniger stürzte sich Tilly den feindlichen Kugeln entgegen, von denen eine ihm den Schenkel abriß. Die Baiern wichen zurück. Gustav Adolph führte sein Heer nach Augsburg und München. Der Herzog Bernhard streifte bis nach Tyrol. Wenige Tage nach der Schlacht am Lech starb Tilly zu Ingolstadt (den 30. April). An Feldherrengaben stand er Wallenstein nicht gleich. Doch trifft ihn nicht der Vorwurf übertriebener Herrschsucht und maßlosen Ehrgeizes, der auf Wallenstein ruht. Tilly war ein grausamer, in der Schule der Jesuiten zum „Ketzerverfolger" herangebildeter Würger, dessen äußere Erscheinung schon Abscheu einflößte; Wallenstein ein Glücksritter, der sich Kronen erobern wollte.

Während die kaiserlichen und liguistischen Heere aller Orten aus dem Felde geschlagen

*) S. oben § 7, S. 59.

wurden, hatte Ferdinand II. in seiner Angst sich wieder an Wallenstein gewendet, welcher die Gelegenheit benützte, mit seinem Kaiser einen ähnlichen Vertrag abzuschließen, wie Shylock mit dem Kaufmanne von Venedig. Der Kaiser mußte versprechen, sich nicht persönlich beim Heere einzufinden, viel weniger es selbst zu befehligen, ferner ihm zum Lohne ein österreichisches Erbland in bester Form abzutreten. In den besetzten Ländern sollte Wallenstein die höchsten königlichen Rechte ausüben, und namentlich das unbeschränkteste Recht der Confiscation, dergestalt, daß weder der Kaiser, Reichshofrath und kaiserliche Hofkammer, noch das Kammergericht zu Speier einzuschreiten Macht haben sollten. Ohne Wallenstein's Zustimmung sollte kein kaiserlicher Pardon Kraft erhalten, wenigstens nicht sich auf die Güter erstrecken; endlich sollte bei den Friedensverhandlungen Wallenstein in den Vertrag mit eingeschlossen werden.

Dieses sind nur die drückendsten Bedingungen des zwischen Kaiser Ferdinand II. und Wallenstein (Mitte April's 1632) abgeschlossenen Vertrags. Als ehrlicher Mann konnte keiner von Beiden denselben unterzeichnen. Hielt ihn Ferdinand, so mußte ihm Wallenstein über den Kopf wachsen. Ein ehrgeiziger Feldherr, dem dieses gelungen ist, entkleidet sich selbst aber niemals der errungenen Machtvollkommenheit. Ferdinand fügte sich nur in die Nothwendigkeit, weil ihm, wie jedem Jesuitenzögling der Gedanke nahe lag, den Vertrag zu brechen, sobald Wallenstein die von ihm verlangten Dienste geleistet haben würde. Der ehrgeizige Feldherr dagegen, welcher immer davon faselte, in Deutschland solle, wie in Frankreich und Spanien, einer herrschen, kam durch diesen Vertrag, welcher die Macht Ferdinand's II. vollständig brach, mit sich in Widerspruch, wenn er nicht den Hintergedanken hegte, selbst dieser einzige Herrscher zu werden.

Dieser Vertrag bekundet mehr, als irgend eine andre Handlung Ferdinand's II. sowohl, als Wallenstein's, die bodenlose Schlechtigkeit beider Männer. Die bedrängte Lage des Kaisers ist für ihn keine Entschuldigung. Die meisten Verbrechen und Schandthaten ließen sich sonst entschuldigen. Wer sie begeht, ohne durch die äußeren Verhältnisse dazu einigermaßen veranlaßt oder gedrängt zu werden, ist mehr Narr, als Missethäter.

Mit Hülfe der unermeßlichen Schätze, welche Wallenstein früher zusammen gestohlen, geraubt und erpreßt hatte, seiner mannigfaltigen Beziehungen zu hohen und niederen Soldknechten, des kriegerischen Ruhmes, der vor ihm her ging, und der neuen Brandschatzungen, womit er Böhmen heimsuchte, gelang es dem Friedländer, in kurzer Zeit dreißig bis vierzigtausend Mann auf die Beine zu bringen. Die Sachsen, welche niemals ernstlichen Krieg mit Ferdinand II. geführt hatten, da Arnim, welcher sie befehligte, mit Wallenstein auf's innigste verbunden war, wenn er nicht auch, gleich Adam von Schwarzenberg, im österreichischen Solde stand, wurden bis Ende Mai aus dem größten Theile Böhmens, das sie besetzt hatten, getrieben. Arnim hoffte durch Wallenstein's Verwendung eine wenig begründete, aber sehr hohe Schuldforderung,*) an den Kaiser bezahlt zu erhalten; Wallenstein dagegen verließ sich darauf, daß Arnim seine weit ausgedehnten Güter schonen und ihm den Sieg über die Sachsen leicht machen werde. Der Haß, welchen der Friedländer auf Maximilian von Baiern geworfen hatte, wirkte auf seine kriegerischen Unternehmungen im Westen Böhmens, eben so verderblich, als sein Einverständniß mit Arnim ihm in der nördlichen Richtung Vortheil brachte.

Nach langen Zögerungen verständigte sich Wallenstein, gegen Ende Juni's, in einer persönlichen Zusammenkunft zu Eger, mit dem Baiernherzog. Der Friedländer übernahm den Oberbefehl des vereinigten österreichisch-bairischen Heeres und rückte gegen Nürnberg

*) Sie betrug 300,000 Thaler für Kriegskosten, und war wohl ebenso begründet als diejenige Maximilians von Baiern für den Krieg gegen Donauwörth und gegen die Böhmen.

vor. Gustav Adolph suchte ihn dort auf. Vom 6. Juli an standen sich die beiden Heere feindlich gegenüber, ohne daß es zum Kampfe kam. Am 24. August stürmte Gustav Adolph vergeblich das wohl befestigte Lager Wallenstein's. Er wurde zurückgeschlagen und erlitt empfindliche Verluste. Doch Wallenstein wagte es nicht, in offenem Felde mit den Schweden zu schlagen. Endlich, in der ersten Hälfte Septembers, brach Gustav Adolph auf und machte Miene Ingolstadt zu belagern. Wallenstein brach in der Richtung nach Sachsen auf. Bei Lützen trafen die beiden feindlichen Heere (16 November 1632) wieder zusammen. Gustav Adolph und Pappenheim verloren das Leben. Die Schweden behaupteten das Schlachtfeld durch die Geistesgegenwart des Herzogs Bernhard von Weimar, welcher nach des Königs Tode den Oberbefehl des Heeres übernahm.

Lange Zeit waren die Geschichtschreiber geneigt, den Tod Gustab Adolph's einem Meuchelmorde zuzuschreiben. Der Herzog Franz Albrecht von Lauenburg wurde als der Thäter, der österreichische Hof als der Anstifter bezeichnet. Neuere Forschungen widersprechen dieser Annahme. Gustav Adolph hatte im Getümmel der Schlacht sich zu weit vor gewagt. Ein Kürassier, der ihn nicht kannte, soll ihm den tödtlichen Streich gegeben haben.

Noch immer ist übrigens die Frage in Dunkel gehüllt. Sie wird um so bedeutungsvoller, je größer die Zahl der protestantischen Feldherren, über deren Tod ein geheimnißvoller Schleier gezogen ist. Christian von Braunschweig, Ernst von Mannsfeld, Gustav Adolph und später auch Bernhard von Weimar, unstreitig die vier größten Helden der protestantischen Partei, starben alle eines plötzlichen Todes unter sehr verdächtigen Umständen. Bei keinem läßt sich allerdings der Meuchelmord thatsächlich nachweisen. Allein bei einem solchen Zusammentreffen geheimnißvoller Todesfälle liegt der Verdacht des Mordes sehr nahe. Ueber den Tod der vier größten Feldherren auf katholischer Seite: Wallenstein's, Tilly's, Pappenheim's und Maximilian's von Baiern — walten keine Zweifel ob. Maximilian starb als Greis in seinem Bette, Tilly an der Wunde, die er am Lech erhalten hatte, Pappenheim wurde von dem schwedischen Obristen Stälbandske in der Schlacht bei Lützen erschossen. Ueber den Tod Wallensteins liegen uns die bestimmtesten Beweise vor. Er wurde auf Befehl Kaiser Ferdinands II. und auf den Rath des Beichtvaters Lamormain und des Erzbischofs von Wien ermordet. Wenn Ferdinand seinen eigenen Feldherrn und Glaubensgenossen so auf die Seite schaffen lassen konnte, ist ihm wohl auch zuzutrauen, daß er sich gleicher Mittel gegen seine Feinde anderen Glaubens bediente. Allein der **Beweis** liegt nur in Betreff Wallenstein's gegen ihn vor. Gustav Adolph's Tod bleibt räthselhaft.

Noch waren nicht neun und zwanzig Monate verflossen, seit Gustav Adolph in Deutschland gelandet hatte. Selten hat irgend ein Sterblicher in so kurzer Zeit so zahlreiche und entscheidende Siege gewonnen. Diese waren auf dem Felde der Unterhandlung nicht minder groß, als auf dem der Schlacht. Schweden war nicht mächtig genug, seinem Könige auf die Dauer die Mittel zur Kriegführung gegen die vereinte Macht der Deutschen und spanischen Habsburger und der gesammten katholischen Partei Deutschlands zu liefern. Deutschland mußte dem Schwedenkönige den größeren Theil der Truppen und des Geldes, und die Lebensmittel fast ausschließlich liefern. Gustav Adolph verstand es, wie kein anderer, die, unter sich zerfallenen, wankelmüthigen, stets vergrößerungssüchtigen, dennoch oft feigen, protestantischen Fürsten der gemeinsamen Sache der Religionsfreiheit (in dem beschränkten Sinne der damaligen Zeit) dienstbar zu machen. Auf welche Pläne er in seinem Innern sann, was er gethan haben würde, falls er länger gelebt und gesiegt hätte, — wer vermag dieses zu sagen?! Der Geschichtschreiber hat es wesentlich mit Thatsachen zu thun, nur auf solche sein Urtheil zu bauen. Wenn wir diese zu Rathe ziehen, so finden wir nichts in der ganzen Laufbahn Gustav Adolph's, was einen bitteren Tadel verdiente.

Jesuitische Schriftsteller und deren Nachbeter machen es ihm zum Vorwurfe, daß er mit sehr scharfen Worten den Calvinisten eine Kirche zu Frankfurt a. M. verweigerte. Allerdings stand Gustav Adolph in Glaubenssachen nicht auf der Höhe des neunzehnten Jahrhunderts. Allein er rottete nirgends einen anderen Glauben aus, im Gegentheile ließ er selbst den katholischen in allen Orten, welche er eroberte, unangefochten bestehen. Wenn die katholischen Fürsten: Karl V., Ferdinand II. und Andere in gleichem Geiste gehandelt hätten, so wäre der schmalkaldische Bund und der dreißigjährige Krieg vermieden, und der Protestantismus über ganz Deutschland verbreitet worden. Dieselben Gegner werfen dem Schwedenkönige mannigfaltige Vergrößerungspläne und ehrgeizige Absichten vor. Allein mit Unrecht. Die Haltung, welche die deutschen Fürsten gleich nach Gustav Adolph's Tode, den Schweden gegenüber, einnahmen, beweist im Gegentheile, daß er zu vertrauend war. Er hätte wohl gethan, wenn er von dem Kurfürsten von Sachsen und den meisten übrigen deutschen Ständen sichere Bürgschaften ihrer Treue verlangt hätte, es wäre diesen dann nicht so leicht geworden, sich später auf österreichische Seite zu schlagen.

Auch in Betreff der Haltung seiner Truppen finden die Jesuiten und deren Anhänger vieles an Gustav Adolph auszusetzen. Ueber die Gräuel, welche Spanier, Wallonen, polnische Kosacken und Kroaten verübten, gehen aber diese Schriftsteller gewöhnlich sehr schnell hinweg. Die Mannszucht, welche Gustav Adolph unter seinen Truppen hielt, war in der ersten Zeit musterhaft, und wenn sie später etwas nachließ, so war dieses nicht dem Schwedenkönige, sondern theils den unter ihm dienenden deutschen Offizieren, theils den zusammengerafften Schaaren beizumessen, denen er in so kurzer Zeit frühere schlechte Gewohnheiten nicht vertreiben konnte. Die Geschichtschreiber, welche im Solde, oder wenigstens im Interesse der Habsburger arbeiten, suchen zwar auszuführen, nur die katholische Partei habe für Deutschland, die protestantische dagegen für Schweden gekämpft. Allein mit dieser Anschauungsweise stehen alle Thatsachen im Widerspruche. Die katholische Partei, deren Heere zum größten Theile aus Spaniern, Wallonen, Kroaten, Czechen und polnischen Kosacken zusammengesetzt waren, kämpfte für geistlichen und weltlichen Despotismus, oder, in anderen Worten, mit barbarischen Soldaten für barbarische Zwecke. Die protestantischen Heere bestanden dagegen, seit den ersten Monaten nach der Landung Gustav Adolph's, der Mehrzahl nach, aus Deutschen und ihr Zweck traf darin mit demjenigen Gustav Adolph's zusammen, daß sie alle dem Despotismus der Habsburger und der Verfolgungswuth der sie leitenden Jesuiten Schranken setzen wollten.

Daß einzelne deutsche Fürsten dabei unlautere Absichten verfolgten, ist nicht in Abrede zu stellen. In der Hauptsache war ihr Krieg ein Kampf für Recht und Freiheit, während die Oesterreicher und Baiern den Protestantismus, und die Ersteren überdies noch die deutsche Reichsverfassung über den Haufen werfen wollten. Vom Anfang bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges kam die Nationalität gar nicht in Betracht, weil diese erst Werth erlangt, nachdem ein gewisser Grad von Freiheit sicher gestellt ist. Die habsburgischen Schriftsteller, welche das Roß der Nationalität besteigen, nehmen sich ganz possierlich aus, da sie nicht gegen den Despotismus, sondern die Freiheit reiten, Nationalität aber ohne Freiheit ein baarer Unsinn ist!

Wenn uns keine andere Wahl bleibt, als unsere Nationalität oder unsere Freiheit zu verlieren, wird allerdings die Knechtsseele die Nationalität, doch der kräftige Mensch die Freiheit vorziehen.

Im höchsten Grade abgeschmackt ist es aber, wenn diejenige Partei, welche zuerst fremde Völker nach Deutschland rief, der anderen, welche nur zur Nothwehr es später that,

aus derselben Handlung einen Vorwurf macht, welche sie nicht blos zuerst beging, sondern wozu sie auch die Gegenpartei selbst drängte.

Wie Karl V. vor einem Jahrhundert, so griff auch Ferdinand II. im dreißigjährigen Kriege die Protestanten mit fremden Hülfsvölkern an. Diese wären große Narren gewesen, wenn sie aus Rücksicht für die deutsche Nationalität, welche Niemand mehr mit Füßen trat, als die Habsburger, fremde Hülfe verschmäht hätten. Der Fehler der Protestanten war nicht, daß sie mit Hintansetzung des Völkerrechts, Staatsrechts und Vernunftrechts zu heftig gegen die katholische Partei kämpften, sondern im Gegentheile, daß sie viel zu lange und viel zu geduldig die Gewaltthaten und Ränke derselben ertrugen. Hätten sie mehr Thatkraft besessen, so wäre schon im sechszehnten Jahrhundert die ganze deutsche Nation protestantisch geworden. Denn dahin drängte sie. Nur mit Gewalt, und mit Hülfe fremder Soldknechte konnte sie theilweise unter das Joch des Papstthums zurückgebracht, theilweise unter demselben erhalten werden. Seit dieser Zeit ist es aber auch allen denkenden Menschen klar geworden, daß die katholische Religion in Deutschland nichts anderes ist, als ein Mittel zur Knechtung des Volkes. Nur zu bald wurde die protestantische zu demselben Zwecke benutzt.

## § 42. Wallenstein. Oxenstierna. Bernhard von Weimar. (1632—1639.)

Der Tod Gustav Adolph's vernichtete auf einmal diejenige Einheit in der Geschäftsführung, welche bis dahin den schwedischen Waffen so große Erfolge verschafft hatte. Der schwedische Reichsrath ertheilte zwar dem Kanzler Oxenstierna die volle Gewalt, welche der König in den deutschen Angelegenheiten gehabt hatte; allein zu einer Zeit und unter Menschen, welche auf die Geburt so großes Gewicht legten, konnte Oxenstierna, ungeachtet er an staatsmännischer Einsicht gewiß nicht unter Gustav Adolph stand, niemals dessen Ansehen gewinnen. Nicht minder verderblich wirkte des Schwedenkönigs Tod auf die Kriegführung. Oxenstierna war selbst kein Feldherr. Die schwedischen Generale hörten auf, nach einem bestimmten Plane gemeinsam zu handeln. Mehr als eine Schlacht ging verloren, viele Siege blieben unbenützt, weil die verschiedenen Feldhauptleute auf einander eifersüchtig waren, oder sich wenigstens nicht gegenseitig verständigen konnten.

Nur die unmittelbarste und dringendste Gefahr konnte die meisten deutschen Fürsten bestimmen, sich unter die Fittige Gustav Adolph's zu begeben. Kaum hatte er sie aus den Klauen des österreichischen Doppeladlers gerettet, als sie sich einbildeten, die fremde Hülfe entbehren und selbstständig sein zu können. So sehr Ferdinand II. durch die Siege Gustav Adolph's gedemüthigt worden war, fuhr er doch fort, die Protestanten auf's Grausamste zu verfolgen, daher auch damals, trotz der Friedensliebe der beiden protestantischen Kurfürsten, eine Verständigung mit dem Habsburger unmöglich blieb.

Kardinal Richelieu, welchem die Siege der Schweden mehr Angst, als Freude gemacht hatten, arbeitete eifrig daran, diejenige Macht, welche die Schweden in Deutschland gewonnen hatten, an sich zu reißen. Er spendete große Summen an die kleinen und habgierigen Fürsten Deutschlands, um sie in sein Interesse zu ziehen, doch errang der französische Minister keine bedeutenden Erfolge, so lange Herzog Bernhard von Weimar lebte. Dieser begabte Feldherr strebte zwar darnach, für sich selbst ein Herzogthum oder ein Königreich zu erobern, zugleich wollte er aber doch die Grenzen Deutschlands wahren und die Religion, zu der er sich bekannte, gegen die Jesuiten vertheidigen.

So lange Gustav Adolph lebte, waren alle Verhältnisse klarer und bestimmter. Auf der einen Seite stand die gesammte protestantische Partei Deutschlands, deren Beschützer der Schwedenkönig war. Obgleich dieser von Frankreich Hülfsgelder bezog, war er doch das

Haupt der Partei und ließ sich von Frankreich nur in untergeordneten Beziehungen Schranken setzen. Auf der entgegengesetzten Seite kämpfte die ganze katholische Partei, welche der Kaiser Ferdinand II. und der Herzog Maximilian I. von Baiern vertraten. Nach Gustav Adolph's Tode zersplitterte sich die protestantische Partei und nahm mancherlei unlautere Elemente in sich auf. Die deutschen Fürsten, welche durch ihn zu einiger Lebensthätigkeit angeregt worden waren, sanken in ihre alte Schlaffheit zurück.

Schweden und Franzosen suchten, sich auf Kosten Deutschland's zu vergrößern. Die Begeisterung, welche Gustav Adolph den deutschen Protestanten eingehaucht hatte, nahm ab. Außer Wilhelm V. von Hessen-Kassel und seiner Gemahlin Amalie Elisabeth ist nicht ein deutscher Fürst zu nennen, welcher Gut und Blut, Land und Leute, für die Religion, die er bekannte, einsetzte und unter allen Verhältnissen den übernommenen Verbindlichkeiten treu geblieben wäre. Natürlich sind hier diejenigen Fürsten nicht gemeint, welche in schwedische oder französische Dienste traten, oder doch von diesen beiden Mächten Sold nahmen. Bei diesen ging die fürstliche Stelle in derjenigen des Feldherrn unter.

Die Schweden waren Lutheraner, die deutschen Protestanten zwischen Luther und Calvin getheilt, die Franzosen katholisch. Inmitten dieser verschiedenen Glaubensbekenntnisse und nicht minder mannigfaltiger politischer Bestrebungen hatte Oxenstierna eine schwere Aufgabe zu erfüllen.

Auf einer Versammlung der Stände der ober- und nieder-rheinischen, fränkischen und schwäbischen Kreise, welche er auf Mitte März 1633, nach Heilbronn berief, bewirkte der schwedische Kanzler, daß am 13. April der sogenannte schwedische Bund geschlossen wurde. Brandenburg und Sachsen traten demselben aber nicht bei, so wenig als Frankreich. Es zerfielen daher die Gegner des Hauses Habsburg schon damals in drei Gruppen: 1) die Schweden mit ihren Heilbronner Verbündeten, welche es mit dem Kriege ernstlich meinten, 2) die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, welche nur auf die Gelegenheit warteten, von Schweden abzufallen und 3) die Franzosen, welche zwar das Haus Habsburg demüthigen, allein der katholischen Religion keineswegs zu nahe treten wollten.

Am Tage nach dem Abschlusse des Heilbronner Bundes wurde Friedrich's V. junger Sohn, Karl Ludwig, unter Vormundschaft seines Oheim's Ludwig Philipp, von den Schweden in die Kurpfalz eingesetzt. Friedrich V. war gestorben.

Für die Protestanten war es ein Glück, daß unmittelbar nach Gustav Adolph's Tode die ehrgeizigen Pläne, welche Wallenstein hegte und die Besorgnisse, die er dem Kaiser einflößte, die Kraft der österreichischen Heere lähmten. Der ganze Umfang der Absichten Wallenstein's läßt sich nicht ermitteln, da der Kaiser ihm nicht Zeit ließ, sie zu entfalten. Soviel ist übrigens vollkommen gewiß, daß Wallenstein ohne Ferdinand's II. Wissen mit Sachsen, Brandenburg, Dänemark und sogar mit Schweden geheime Unterhandlungen pflog, daß er dem bestimmten Befehle des Kaisers nicht gehorchte, als dieser ihm die Weisung ertheilte, (Ende November 1633) er solle dem Kurfürsten von Baiern Regensburg wieder erobern helfen. Statt zu gehorchen, kehrte Wallenstein nach Böhmen zurück, augenscheinlich, weil er dort seine ehrgeizigen Pläne eher zu erreichen hoffte, als im Kampfe gegen die Schweden.

Im Januar 1634 schickte Ferdinand II. den Herrn von Questenberg nach Pilsen, wo damals der Friedländer lag, um zu bewirken, daß dieser seine Truppen nach Baiern führe. Der übermüthige Feldherr wurde dadurch nur einen Schritt weiter auf der Bahn des Verrathes vorwärts getrieben. Er ließ zuerst von seinen Kreaturen ein Gutachten aufsetzen, welches sich gegen die Befehle des Kaisers aussprach und kurz darauf eine Urkunde ausstellen, worin ihm die meisten Generale und Offiziere seines Heeres versprachen, ihn nicht zu verlassen, falls er seinerseits den Oberbefehl festhalten würde. Darauf hin versprach

Wallenstein seine Feldherrenstelle noch einige Zeit zu behalten und das Heer nicht ohne Vorwissen und Zustimmung der Obersten zu verlassen. Alle diese Thatsachen begründen unstreitig den Thatbestand des Hochverrath's und der Meuterei. Jeder kaiserliche Gerichtshof würde den Wallenstein mit Fug und Recht darauf hin zum Tode verurtheilt haben. Allein der Kaiser zog dem gerichtlichen Verfahren den Meuchelmord vor. In einer Rathsversammlung, welcher unter anderen Personen des Kaisers Beichtvater Lamormain und der Bischof von Wien beiwohnten, unterzeichnete der Kaiser (Januar 1634) ein geheim zu haltendes Patent, durch welches Wallenstein abgesetzt, der Oberbefehl an Gallas übertragen, Wallenstein nebst Illo und Terzka des Todes schuldig erklärt, allen Anderen aber, die sich an den Herzog von Friedland angeschlossen hätten, Verzeihung zugesichert wurde. Die Unterzeichnung dieser Urkunde beweist am deutlichsten, welche Begriffe Ferdinand II. von Recht und Gerechtigkeit hatte. Er ahmte, bevor noch Wallenstein wirklich von ihm abgefallen war, die Gewohnheiten nach, welche die Sultane abtrünnigen Pascha's gegenüber zu üben pflegen. Mit der Gewaltthätigkeit der Türken verband dieser Kaiser die Tücke der Jesuiten, indem er, nach Unterzeichnung jenes Todesurtheils, mit Wallenstein Briefe wechselte, welche durchans freundschaftlich abgefaßt waren. Dem Generale Gallas wurde das blutige Patent zugestellt und dadurch dessen Vollziehung anheim gegeben. Gallas, Altringer, Piccolomini und einige andere Offiziere, welche im geheimen Einverständniß waren, umstrickten Wallenstein mit einem doppelten Netze von Spionen und von Heeren.

Am 13. Februar erließ Gallas ein geheimes Schreiben, in welchem er den Generalen, die er für zuverlässig hielt, verbot, von Wallenstein Befehle anzunehmen.

Als dieser seine Offiziere zu einer Berathung nach Pilsen berief, woselbst eine neue, wenn schon mit den üblichen loyalen Redensarten ausgestattete Protestation zu Stande kam, erließ Ferdinand II. ein öffentliches Patent gegen Wallenstein, Terzka und Illo, worin er den Herzog von Friedland meineidiger Treulosigkeit und barbarischer Tyrannei beschuldigte. Zu gleicher Zeit ließ der Kaiser Wallenstein's und Terzka's Güter einziehen. Das Heer wurde dadurch in seiner Anhänglichkeit an Wallenstein erschüttert. Terzka, Kinsky, Illo, der Herzog Franz Albrecht von Lauenburg hielten an dem Gründer ihres Glückes fest. Die meisten übrigen Generale wankten, oder kehrten dem Friedländer den Rücken. Bevor es Wallenstein ahnte, war er durch die Generale, welche auf des Kaisers Seite standen, vollständig abgesperrt. Bis zum letzten Augenblick spielte Wallenstein eben so falsch mit dem Kaiser, als dieser mit ihm. Er sandte vertraute Boten an die Franzosen und an den Herzog Bernhard von Weimar, forderte beide auf, ihm Truppen entgegen zu schicken, und die Schweden insbesondere, sich gegen den Kaiser ihm anzuschließen. Doch weder Schweden noch Franzosen schenkten den Anerbietungen des Friedländers Vertrauen.

Ohne fremde Hülfe vermochte Wallenstein nichts gegen Ferdinand II. Es wäre ein Leichtes gewesen, nach allen vorher getroffenen Maßregeln, ihn mit seinen Anhängern in Eger gefangen zu nehmen und vor Gericht zu stellen. Der Kaiser, seine Rathgeber und vertrauten Generale zogen den Meuchelmord vor.

Buttler, Lesley und Gordon waren die drei Offiziere, welche die Befehle des General's Gallas vollzogen. Gordon lud am 25. Februar 1634 die Generale Kinsky, Terzka und Illo, nebst dem Rittmeister Neumann zu sich auf die Citadelle ein. Dort wurden sie durch Dragoner aus Buttler's Regiment, welche Hauptmann Deverour befehligte, abgeschlachtet. Derselbe Deverour vollendete das blutige Werk, indem er an der Spitze seiner Dragoner in des Friedländers Zimmer drang und seinen Feldherrn niederstieß.

Ferdinand II. hatte freilich nicht den Muth, mit eigener Hand das Schwert in die Brust Wallenstein's zu stoßen; allein er vertraute es dem Generale Gallas, dieser dem Buttler und Buttler dem Deverour und seinen Dragonern an. Ferdinand belohnte di

Mörder und erkannte deren That als von ihm veranlaßt an, indem er sie eine Vollziehung seines nach dem Morde bekannt gemachten Urtheils nannte. Ferdinand II. mochte wähnen, durch diese Wendung, welche er der Ermordung Wallenstein's gab, sich zu entschuldigen. In der That ist es aber nur eine Lüge. Denn das Urtheil, oder vielmehr den Meuchelmord, hatte dieser Kaiser schon im Januar, also einen Monat früher, beschlossen.

Schlosser*) meint, Katholicismus und Protestantismus hätten mit dieser Sache nichts zu thun gehabt. Ich kann dieser Meinung nicht beipflichten. Unter Zustimmung des Jesuiten Lamormain faßte der Jesuiten=Zögling Ferdinand, in Uebereinstimmung mit den von den Jesuiten gegebenen Lehren**) seinen Entschluß. Die Religion war nicht minder bei dieser That, als bei der Bartholomäus=Nacht, bei der Ermordung Heinrich's III. und Heinrich's IV. von Frankreich, des Prinzen Wilhelm von Oranien und anderer die eigentliche bewegende Ursache. Nicht umsonst nahm Ferdinand II. seinen Beichtvater mit in die Sitzung, in welcher die Ermordung von vier Menschen beschlossen wurde. Der Priester konnte ihm unmittelbar darauf Absolution ertheilen! Die Religion und der Beichtvater des Kaiser's kamen auf eines hinaus. Da der Beichtvater den Mord gut hieß, konnte die Religion Ferdinand's nicht widerstreben. So will es die Religion der Päpste und Jesuiten.

Ich gehöre nicht zu den Verehrern Wallenstein's. Ich habe an diesem Menschen nichts edles, schönes und großes finden können. Allein wenn ich ihn mit Ferdinand vergleiche, so ziehe ich den Unterthanen doch dem Kaiser noch vor. Wallenstein fiel nur aus dem Grund als Opfer Ferdinand's, weil er nicht so schlecht, als sein Kaiser war. Hätte er zum Meuchelmorde greifen wollen, oder nur geahnt, daß der Kaiser sich eines solchen Mittels gegen ihn bedienen könnte, es wäre ihm leicht gewesen, sich seines Herrn zu entledigen. Allein herrschsüchtig, habgierig und ehrgeizig wie Wallenstein war, auf die Stufe der Meuchelmörder sank er nicht herab. Doppelt schändlich war Ferdinand's That, da er dem Wallenstein zweimal die Erhaltung seiner Krone verdankte, und da er selbst des Friedländers Ehrgeiz durch die ihm gemachten Zugeständnisse auf's äußerste gesteigert hatte. Oder war vielleicht Ferdinand's Verfahren gegen Wallenstein nicht „hart und grausam?"

Nachdem Wallenstein und seine vertrautesten Anhänger ermordet waren, galt es den von ihnen gesammelten Schätzen. Wie die Harpyen warfen sich die kaiserlichen Generale darauf und vergaßen darüber ganz und gar die Kriegführung. In Schlesien führten Banner und Arnim nicht ohne Erfolg den Krieg gegen die Kaiserlichen. Diese erlitten bei Liegnitz eine Niederlage, worauf das vereinigte sächsisch=schwedische Heer bis vor Prag zog. In der Oberpfalz und in Oberschwaben hatten der Herzog Bernhard von Sachsen=Weimar und Gustav Horn mit dem kaiserlichen Generale Johann von Werth kleinen Krieg geführt. Ohne bedeutende Wechselfälle verging der Sommer. Am 6. und 7. September 1634 lieferten die beiden genannten schwedischen Generale dem vereinigten österreichisch=baierisch=spanischen Heere unter Gallas, König Ferdinand, Ferdinand's II. Sohne, und dem Kardinal=Infanten Ferdinand, einem Bruder Philipp's IV., die entscheidende Schlacht von Nördlingen, in welcher die Schweden fast ihr ganzes Heer verloren. Der Rheingraf stand mit ansehnlichen Verstärkungen nur wenige Meilen vom Schlachtfelde entfernt. Doch Herzog Bernhard wollte nicht dessen Ankunft abwarten und zog sich dadurch selbst diese furchtbare Niederlage zu. Die Kaiserlichen konnten übrigens ihren Sieg im Felde nicht verfolgen, da der Kardinal=Infant mit seinen Spaniern nach den Niederlanden eilte und sogar einige tausend Mann vom kaiserlichen Heere mit sich nahm. Die Verwüstungen, welche in Folge der Schlacht von Nördlingen, von den Siegern über Würtemberg, Hessen und die Pfalz verhängt wurden, waren schrecklich. Die Länder wurden von den kaiserlichen Heeren vollständig zu Grunde gerichtet. Es ist berechnet worden, daß Würtemberg allein

*) Weltgeschichte, 28. Lieferung. S. 275. **) S. oben § 26. S. 189.

in den Jahren von 1628—1638 durch kaiserliche Winterquartiere und Brandschatzungen mehr als fünfzig Millionen Gulden verlor, ungerechnet den Schaden, welchen es an Land und Leuten erlitt.

Die bedeutendste Folge der Schlacht von Nördlingen war aber der Frieden, welchen der Kurfürst von Sachsen (30. Mai 1635) zu Prag mit dem Kaiser abschloß. Derselbe Kurfürst Johann Georg I., welcher aus Furcht vor Tilly, der ihm schon zwei hundert Dörfer verbrannt, sich dem Könige Gustav Adolph in die Arme geworfen hatte, wandte sich jetzt zuerst von der gemeinsamen Sache der Protestanten ab. Uneingedenk der Lehren der Geschichte, die ihm hätten beweisen sollen, daß Jesuiten nur versprechen, um zu täuschen, nicht, um Wort zu halten, schloß der Kurfürst einen Frieden ab, welcher von dem Hause Habsburg sicherlich nicht gehalten worden, falls die Schweden unterlegen wären. Zudem war der Vertrag so schwankend und unbestimmt gefaßt, daß er der mannigfaltigsten Auslegung fähig war. Das Restitutionsedict wurde in demselben nicht ausdrücklich zurückgenommen, es blieb daher als Damoklesschwert über der protestantischen Partei hängen. Nur die mittelbaren Klöster, Stifter und geistlichen Güter, welche die Protestanten vor dem Passauer Frieden eingezogen hatten, wurden denselben auf immer zugesichert; alle anderen mittelbaren geistlichen Güter dagegen, welche sie vor und nach dem Passauer Frieden eingezogen hatten, sollten ihnen nur noch vierzig Jahre lang verbleiben. Was nach Ablauf dieser Frist geschehen sollte, wurde ganz unbestimmt ausgedrückt, so daß das Haus Habsburg, wenn es die Macht dazu besaß, einen trefflichen Vorwand hatte, den größeren Theil der geistlichen Güter den Protestanten wieder abzunehmen. Die schimpflichste Bedingung war aber, daß alle diejenigen Fürsten, welche diesen Frieden nicht annehmen wollten, mit vereinter Macht dazu gezwungen werden sollten. Sachsen schlug also plötzlich vom Bundesgenossen zum Feinde der Schweden um, und zog durch sein Gewicht die meisten protestantischen Fürsten Deutschland's mit sich. Wilhelm V. von Hessen-Kassel war fast der einzige, der diesem verrätherischen Frieden nicht beitrat.

In Folge des Prager Friedens trat wieder eine Wendung unter den kriegführenden Theilen ein. Die deutschen Protestanten zogen sich mit wenigen Ausnahmen nicht vom Kampfplatze zurück, sondern verbündeten sich mit dem Hause Habsburg, so daß also jetzt auf der einen Seite fast ganz Deutschland, auf der anderen das katholische Frankreich und das lutherische Schweden standen. Nur der Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel und der Herzog Bernhard von Sachsen vertraten noch Deutschland im Kampfe mit dem Hause Habsburg. Im Norden kämpften die Schweden gegen Brandenburger, Sachsen und Oesterreicher, im Westen Franzosen, oder genauer gesagt, die mit französischem Gelde bezahlten Truppen des Herzogs Bernhard von Weimar gegen Baiern, Oesterreicher und Spanier. Der Prager Frieden war das Meisterstück der Staatskunst der Habsburger und der Jesuiten. Er machte die natürlichen Gegner derselben zu dessen Verbündeten, rächte sich aber am Ende doch an beiden, indem er den Krieg verlängerte und dadurch die geheimen Absichten der Habsburger, welche die deutschen Protestanten nicht merkten, oder nicht merken wollten, zu nichte machte.

Der Heilbronner Bund löste sich auf. Doch schon im Jahre 1635 erschien Herzog Bernhard von Weimar mit einem Heere am Rheine. Oxenstierna kehrte bald darauf (1636) nach Stockholm zurück. Die Schweden mußten durch große Opfer eine Verlängerung des Waffenstillstand's von den Polen erkaufen. Der Krieg in Deutschland zerfiel von nun an in zwei Theile, von denen die Schweden den einen im Norden, die Franzosen den andern im Westen Deutschland's führten. Die erbärmlichen protestantischen Fürsten, welche sich an das Haus Habsburg anschlossen, konnten dadurch ihren Ländern keinen

Schutz gegen die Verheerungen des Krieges gewähren. Im Gegentheile zogen sie dieselben durch den an den Schweden geübten Verrath mit doppelter Schwere auf sich herab.

In diesem allgemeinen Schiffbruche deutscher Kraft und Gesinnung bewährte sich der Landgraf Wilhelm V. von Hessen-Kassel, und nach dessen Tode seine Wittwe Amalie Elisabeth, welche sich und ihr Land nicht unter das habsburgische Haus gaben, ungeachtet ihr eigener General Peter Holzapfel oder Melander die hessen-kasselsche Ritterschaft und der Landgraf von Hessen-Darmstadt die Bestrebungen des Kaisers unterstützten. Ferdinand ächtete den Landgraf. Wilhelm mußte sein Land verlassen und starb in Ostfriesland (1637). Amalie Elisabeth schützte durch klug geleitete Unterhandlungen ihr Land vor den Verheerungen des Krieges, ohne einen Finger breit nachzugeben. Da sich aber der Kaiser beharrlich weigerte, ausdrücklich auch auf die Calvinisten die Bestimmungen des Passauer Religionsfriedens auszudehnen, kam der Frieden nicht zu Stande. Die Landgräfin schloß übrigens wiederholt Waffenstillstände mit dem Kaiser ab, während deren Dauer sich das Land wieder etwas erholen konnte.

Um so unglücklicher waren die Sachsen, welche bitter dafür büßen mußten, daß sie einen so wortbrüchigen Menschen zum Beherrscher hatten. Im Jahre 1635 erlitten sie noch eine Niederlage bei Dömitz. Am 24. August 1636 schlug der schwedische General Banner bei Wittstock das vereinigte kaiserliche und sächsische Heer; im Januar 1637 die Sachsen allein bei Eilenburg. Allein im Laufe dieses Jahres und des folgenden wurden die Schweden bis Hinter-Pommern zurück getrieben, in Nieder-Pommern behaupteten sie nur noch die Städte Stralsund, Greifswalde und Anklam. Dagegen gewann um diese Zeit der Herzog Bernhard von Weimar um so glänzendere Siege am Rhein. Rasch hinter einander schlug er die Oesterreicher in acht Schlachten, nahm die Generale Duca Savelli, Johann von Werth, Enkenart und Speerreuter gefangen und eroberte die festen Städte Seckingen, Laufenburg, Freiburg, Rheinfelden und Breisach. Gegen Ende des Jahres 1638 erhielt Banner aus Schweden Soldaten und aus Frankreich Geld. Er drang von neuem vor und trieb die kaiserlichen und sächsischen Truppen vor sich her. Im April 1639 vernichtete er das sächsische Heer bei Chemnitz vollständig, und rückte am 20. Mai bis vor Prag. Dagegen erlitten die beiden Söhne des Kurfürsten Friedrich's V. im Frühling dieses Jahres bei Blotho in Westphalen eine entscheidende Niederlage durch den kaiserlichen General Hatzfeld. Der größte Verlust, welchen die Gegner des Hauses Habsburg erlitten, war aber der Tod Herzogs Bernhard von Weimar, welcher am 18. Juli 1639 nach einem kurzen Unwohlsein zu Schiffe zwischen Hüningen und Neuenburg starb. Zwei Jahre früher (Februar 1637) war Ferdinand II. gestorben. Zu der Wahl seines Sohnes, des nachmaligen Ferdinand's III. waren zwei der Kurfürsten: nämlich der von Trier und der Pfalz nicht beigezogen worden. Sie war daher nach der deutschen Verfassung, welche die Einladung sämmtlicher Kurfürsten unbedingt vorschreibt, ungültig. Dennoch behauptete sich Ferdinand III. auf dem kaiserlichen Throne, da seit langer Zeit in Deutschland nicht Verfassung und Recht, sondern die Gewalt den Ausschlag gab

## §. 43. Franzosen, Schweden und Deutsche (1639—1648).

So lange Bernhard von Weimar lebte, führte er den Krieg gegen das Haus Habsburg als deutscher Landesherr. Er behauptete, seit er mit französischem Gelde sein Heer bezahlte, immer eine gewisse Selbstständigkeit. Nachdem er die Hoffnung verloren hatte, in Franken ein Herzogthum zu gewinnen, suchte er sich am Rheine von den Grenzen der Schweiz bis zur Freigrafschaft (Franche Comté) ein Reich zu gründen, das er übrigens von Deutschland nicht losreißen wollte. Für den Fall seines Todes hatte er gewünscht,

daß ein anderer Prinz aus dem sächsischen Hause in seine Fußtapfen treten sollte. Doch Richelieu verstand es, durch Bestechung die einflußreichsten Generale des von Bernhard früher befehligten Heeres zu gewinnen. Sie spielten den Franzosen die Obersten und sämmtliche Offiziere und mit diesen zugleich die von denselben besetzten Städte in die Hände. Durch einen Schlag wurden die Siege Bernhard's mit allen deren Früchten in französische verwandelt. Den jungen Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, welcher das Heer Bernhard's an sich bringen wollte, ließ Richelieu so lange in Frankreich festhalten, bis der Handel geschlossen war. Frankreich, welches bis zu dieser Zeit nur eine untergeordnete Rolle im Kriege gegen Oesterreich gespielt hatte, trat mehr in den Vordergrund. Frankreich war aber für Deutschland weit gefährlicher, als Schweden. Denn wenn es auch, gleich wie diese Macht das Uebergewicht der Habsburger brechen wollte, so wich es doch in der Religionsfrage von den Protestanten ab, in welcher es vielmehr mit den Jesuiten, die zu Wien herrschten, übereinstimmte. Zudem besaß Frankreich die Macht, Eroberungen, welche es gewann, zu behaupten, während Schweden nur durch die Gunst der Zeitverhältnisse und außerordentliche Anstrengungen in den Stand gesetzt wurde, mit dem Hause Habsburg in die Schranken zu treten.

Mehr als zwei Jahrzehnte hatte der Krieg schon gewüthet. Die katholische Partei hielt in der Hauptsache zwar immer noch diejenigen Bestrebungen fest, welche zu diesem blutigen Religionskriege geführt hatten. Allein es hatte im Prager Frieden, wenn auch in unbestimmter und schwankender Weise, doch den Protestanten Zugeständnisse machen müssen, welche deren Eifer dämpften. Die Begeisterung, welche die Böhmen, Ernst von Mansfeld, die österreichischen Bauern und später Gustav Adolph besaßen und rings um sich her verbreiteten, ließ nach. Die Ideenwelt wurde ärmer, und die brutale Gewalt trat mehr und mehr in den Vordergrund. Der Krieg war den Machthabern zur Gewohnheit geworden. Städte erstürmen, Dörfer verbrennen, Schlachten liefern, brandschatzen, morden und schänden, — waren seit zwei Jahrzehnten so gewöhnliche Tagesbegebenheiten gewesen, daß die stumpf gewordene Menschen-Natur sich nicht mehr dagegen empörte. Der Krieg wurde fortgesetzt, weil diejenigen, welche ihn leiteten: Habsburger, Schweden und Franzosen dessen Bitterkeit weit weniger empfanden, als das unglückliche deutsche Volk, auf dessen Kosten er geführt wurde. Der Frieden kam nicht zu Stande, weil die Habsburger noch immer den Hintergedanken hegten, bei günstiger Gelegenheit den Protestantismus in ganz Deutschland auszurotten, und weil Franzosen und Schweden nicht umsonst Krieg geführt haben wollten.

Mit Gewalt rissen die Franzosen Lothringen an sich; durch List und Bestechung gewannen sie zugleich mit dem Heere des Herzog's Bernhard das Elsaß und den größeren Theil Schwaben's. Noch neun Jahre wüthete der Krieg. Unzählige Menschenleben wurden geopfert und der Wohlstand Deutschland's auf ein Jahrhundert hinaus untergraben. Eher kam der Frieden nicht zu Stande, bis das Haus Habsburg vollständig erschöpft war, bis es einsah, es müsse seine „Ketzer-Ausrottungs-Pläne" auf seine sogenannten Erbstaaten beschränken und den Protestantismus als Macht anerkennen.

Im Winter 1640 hielt Kaiser Ferdinand III. den ersten Reichstag, welcher seit dem Jahre 1613 zu Stande gekommen war. Wenig fehlte, so hätten Schweden und Franzosen unter Banner und Guébriant denselben aufgehoben. Kurz nachher, im Mai 1641 starb der Feldherrr Banner. Die Generalmajor's Pful, Wittenberg und Karl Gustav Wrangel schlugen (am 19. Juni 1641) bei Wolfenbüttel das vereinigte österreichisch-baierische Heer, und als später, den 15. November 1641, General Torstenson den Oberbefehl des schwedischen Heeres antrat, erlitten die kaiserlichen Truppen eine Niederlage nach der andern. Der Marschall Guébriant brachte dem österreichischen General Lamboy, am

17. Januar 1642, bei Kempen eine entscheidende Niederlage bei. Kurz darauf (21. Mai 1642 schlug Torstenson den Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg bei Schweidnitz, rückte bis Mähren vor, und warf sich dann auf Schlesien, wo er Verstärkungen abwartete. Als diese angelangt waren, brach er in Sachsen ein, wo er (am 2. November 1642) die zweite Schlacht von Leipzig oder Breitenfeld lieferte, in welcher der Erzherzog Leopold Wilhelm und Piccolomini fast ihr ganzes Heer einbüßten, und selbst mit Mühe sich retteten. Kurz darauf (6. December 1642) fiel Leipzig in seine Gewalt. Als im Anfange des Jahres 1644 Schweden an Dänemark, welches sich mit dem Hause Habsburg gegen Schweden verbunden hatte, den Krieg erklärte, brach er mit Sturmeseile über Holstein, Schleswig und Jütland daher und trieb dann den ihm nachgesandten österreichischen General Gallas bis nach Böhmen, wohin dieser nur 2000 Mann zurück brachte.

Dagegen hatten die kaiserlichen Truppen im südwestlichen Deutschland das Heer des Marschall Guébriant, als es zerstreut im Winterquartiere lag, überfallen (November 1643) und fast gänzlich aufgelöst. Um so siegreicher waren die Schweden. Bei Jankow oder Jankowitz in Böhmen schlug Torstenson die kaiserlichen Generale Johann von Werth, Hatzfeld und Götz auf's Haupt. Hatzfeld wurde gefangen, Götz blieb, nur Johann von Werth konnte sich retten. Torstenson bedrohte den Kaiser in seiner Hofburg zu Wien und hätte ihn damals schon zum Frieden gezwungen, wenn Ragoczy von Siebenbürgen Wort gehalten und nicht im entscheidenden Augenblicke einen besonderen Frieden mit Ferdinand III. abgeschlossen hätte. Alle diese Siege hatte Torstenson gewonnen, ungeachtet er fast ununterbrochen mit den furchtbarsten Schmerzen kämpfen, und meistentheils in einer Tragbahre seinem Heere folgen mußte.

Unterdessen hatten die französischen Marschälle Türenne und Enghien am Rheine wieder Vortheile gegen die Oesterreicher errungen. Am 12. September 1644 eroberte Enghien Philippsburg. Mannheim, Worms, Oppenheim, die ganze rheinische Pfalz außer Frankenthal, ferner Mainz, Bingen, Neustadt, Bacharach, Kreuznach und Landau fielen in die Hände Türenne's. Schon im Oktober verloren aber die Franzosen wieder einen Theil ihrer Eroberungen.

Im folgenden Jahre (1645) erlitt Türenne bei Mergentheim eine schwere Niederlage. Nur mit Hülfe der Truppen der Landgräfin Amalie Elisabeth konnte er sich über den Rhein zurück ziehen.

Durch die Siege Torstenson's war der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, welcher seinem Vater, dem elenden Georg Wilhelm (1640) nachgefolgt war, gezwungen worden, von dem Bündnisse mit dem Kaiser abzustehen und die Waffen ruhen zu lassen. Der Kurfürst von Sachsen mußte den Schweden monatlich eilf hundert tausend Thaler zahlen, das erforderliche Getreide für das Heer liefern, und freien Durchzug durch das Land und die Stadt Leipzig einräumen. Im März 1647 steckte auch Herzog Maximilian I. von Baiern das Schwert in die Scheide, als der schwedische General Karl Gustav Wrangel und Türenne über ihn herfielen. Gegen Ende dieses Jahres zog er es aber wieder und kündigte den geschlossenen Waffenstillstand auf.

Ferdinand III., welcher alle seine tüchtigsten Feldherren verloren hatte, nahm den hessen-kassel'schen General Peter Holzapfel (Melander), welchen die Landgräfin Amalie Elisabeth entlassen hatte, in seine Dienste.

Holzapfel rückte nach Hessen, nahm die Stadt Marburg ein, wurde jedoch bei der Belagerung des Schlosses schwer verwundet und mußte, in den ersten Tagen des Jahres 1648 unverrichteter Dinge abziehen.

Türenne und Wrangel rückten durch Oberschwaben und Franken gegen Böhmen und

Baiern vor. Im Oktober machte die Nachricht von dem Abschlusse des westphälischen Friedens den Unternehmungen dieser Feldherren ein Ende.

Doch die Verwüstungen, welche der dreißigjährige Krieg über Deutschland gebracht hatte, dauerten fort, und haben ihre Spuren oft bis auf den heutigen Tag zurück gelassen. Beim Beginne des Krieges war Deutschland reich und blühend. Wallenstein's Brandschatzungen untergruben aber schon den Wohlstand ganzer Provinzen. Weite Landstrecken blieben unbebaut, weil der Landmann nicht für den Krieger arbeiten wollte, oder weil er durch Mord und Brand von Haus und Hof vertrieben wurde, oder endlich, weil er lieber selbst plündern, als sich plündern lassen wollte, und daher unter die Soldaten ging. Schon zu Gustav Adolph's Zeiten trat daher Hungersnoth ein. Den Söldnern wurde es immer schwerer, Beute zu machen, oder auch nur Lebensmittel zu finden. Sie bedienten sich daher der grausamsten Mittel, von Bürgern und Bauern zu erpressen, was diese nicht gutwillig geben wollten. Selbst Gustav Adolph war bei dem besten Willen und der äußersten Thatkraft nicht im Stande der Raubsucht seiner deutschen Truppen Schranken zu setzen. Im Lager vor Nürnberg versammelte er einige Monate vor seinem Tode seine deutschen Offiziere und hielt an sie folgende Rede:

„Ihr Fürsten, Ihr Grafen, Ihr Freiherren, Ihr Edelleute! Ihr seid's, welche die größte Untreue am eigenen Vaterlande beweisen; Ihr zerstöret, verderbet, verheeret es. Ihr Obersten, Ihr Offiziere vom höchsten bis zum niedrigsten, keinen ausgenommen, Ihr seid diejenigen, welche stehlen und rauben, ja ihr bestehlet eure eigenen Glaubensgenossen. Ihr gebet mir Ursache, daß ich einen Ekel an euch habe. Gott, mein Schöpfer, sei mein Zeuge, daß mir das Herz in meiner Seele gällt, wenn ich Eurer einen nur anschaue. Ihr seid Frevler und Verbrecher an den guten Gesetzen und meinen Geboten. Ihr seid Schuld daran, daß man öffentlich sagt: „„Der König, unser Freund, thut uns mehr Schaden, als unsere Feinde!““ Mein Herz erbittert sich, ja, meine Eingeweide erzittern, wenn ich die Klage jetzt höre, daß schwedische Soldaten für unverschämter gehalten werden, als selbst jene des Feindes. Allein es sind keine Schweden, es sind die Deutschen selbst, die sich mit diesen Ausschweifungen beflecken."

Wenn Gustav Adolph in solchem Tone zu seinen deutschen Offizieren sprach, so läßt sich denken, wie diejenigen Truppen gehaust haben mögen, deren Feldherren ihnen das Beispiel von Schwelgerei und Erpressung gaben, und nicht daran dachten, ihnen Schranken zu setzen!

Nach Gustav Adolph's Tode arteten die schwedischen Heere mehr und mehr aus. Der Geschichtschreiber Chemnitz berichtet z. B. von den Truppen des Herzogs Bernhard beim Jahre 1634 folgendes: „Die Soldaten litten gar keine Ordnung, sondern hauseten, daß Obrigkeiten und Unterthanen gerechtes Grauen vor ihnen hatten. In Summa sie erwiesen sich in stetem Zechen und Bankettiren, mit gewaltsamen Erpressungen und Abnöthigung von Geld und Geldeswerth, prügeln, hauen und stechen, ja todtschlagen und niederschießen der bestürzten und abgematteten Unterthanen, wie es kaum jemals beim Kriegswesen hergegangen." Nach dem Prager Frieden, welcher von den Schweden mit Recht als ein Verrath angesehen und als solcher namentlich an den Sachsen gestraft wurde, nahm die Kriegführung einen noch herbern Charakter an Man wüthete, zerstörte und brannte absichtlich, auf Befehl von oben. Die Mannszucht lockerte sich dadurch so sehr, daß nach Banner's Tode Torstenson den Oberbefehl erst antrat, als ihm eine Anzahl in Schweden geborener Soldaten zur Verfügung gestellt worden waren.

Noch barbarischer, als die schwedischen Truppen verfuhren die kaiserlichen Heere, namentlich die polnischen Kosacken und Kroaten. Sie zersägten den Leuten Arme und Beine, stachen sie mit Nadeln an edelen Theilen, hämmerten ihnen Nägel durch den Kopf,

gossen ihnen siedendes Pech und Blei in Ohren, Nase und Mund, und brieten sie gar langsam in Backöfen oder am Feuer

Die Franzosen machten das Maß voll, indem sie zu der Raubsucht der Schweden und der Barbarei der Kroaten noch die Wollust hinzufügten. Müttern, die sich ihnen nicht preis geben wollten, ermordeten sie die Kinder, den Gattinnen die Ehemänner vor ihren Augen. Diese Schandthaten wiederholten sich so häufig, wurden so regelmäßig betrieben, daß das sittliche Gefühl sich abstumpfte, und die Frauen, um Kinder und Gatten zu retten, sich freiwillig preis gaben.

Viele tausend Dörfer, viele hundert Städte wurden Schutthaufen. Unmittelbar vor der ersten Schlacht bei Leipzig äscherte Tilly in Sachsen nicht weniger als 200 Dörfer auf einmal ein. In Hessen lagen 300, in Baiern mehr als hundert in Asche. Viele wurden nicht wieder aufgebaut. Ganze Provinzen wurden entvölkert. In Böhmen sank die Einwohnerzahl von drei Millionen auf 780,000, in Würtemberg bis zum Jahre 1641 von einer halben Million auf 48,000. In Hessen gingen drei Viertheile der Bevölkerung, in Sachsen während zweier Jahre 900,000 Menschen unter. In vielen Städten waren ganze Straßen unbewohnt, in zahlreichen Dörfern lebten nur noch einzelne Menschen. Da fehlten die Menschen, während die Häuser noch standen, dort irrten sie obdachlos in bitterster Armuth umher. Die größere Hälfte der Bevölkerung Deutschland's raffte der Krieg hinweg. Nur die kleinere erlebte den Friedensschluß.

Die letzte Ursache alles dieses Elend's war aber die Verfolgungswuth und die Rachsucht des Hauses Habsburg. Hätte Ferdinand II. den Böhmen, Oesterreichern und Ungarn die ihnen versprochene Glaubensfreiheit gewährt, so hätten sie sich seine Herrschaft gefallen lassen. Hätte Ferdinand II. oder sein Sohn den Protestanten sie später bewilligt, so wäre es leicht gewesen, zu jeder Zeit Frieden zu schließen. Nur an der Glaubensfrage scheiterten die Friedensunterhandlungen mit Hessen-Kassel. Noch bei den Unterhandlungen zu Münster und Osnabrück wäre es ein leichtes gewesen, alle Verluste zu vermeiden, wenn das Haus Habsburg dadurch die Protestanten mit sich vereinigt, daß es die Religionsfreiheit zugestanden hätte. Allein lieber wollte dieses verruchte Geschlecht in die Zerstückelung Deutschland's, als in die Glaubensfreiheit willigen.

## § 44. Westphälischer Frieden.

Die ersten ernstlich gemeinten Friedensbestrebungen kamen von dem im September 1640 eröffneten Reichstage von Regensburg. Die Sache ging aber nicht vorwärts, weil der Kaiser die kaiserlichen Erblande und den Kurfürsten von der Pfalz von der zu bewilligenden Amnestie ausschließen wollte. Dennoch brachen die Protestanten die Unterhandlungen nicht ab. Endlich kam man (1641) zu Hamburg überein, in Münster und Osnabrück einen Friedens-Kongreß zu eröffnen. Nach mannigfaltigen Zögerungen kam dieser im Juli 1643 zu Stande.

Da die Protestanten vor dreißig Jahren die Waffen ergriffen hatten, um ihre bedrohte Religion zu schützen, so war natürlich die erste Frage, wie soll es mit der Religion gehalten werden? Hätte Ferdinand III. in dieser Rücksicht befriedigende Zusagen gegeben, so wären ihm alle Protestanten beigefallen und es wäre ein Leichtes gewesen, die inneren Streitfragen zu lösen, und die Fremden: Schweden und Franzosen abzufertigen. So lange aber die Protestanten in der Religionsfrage nicht beruhigt waren, mußten sie sich nothwendig den guten Willen der Schweden und Franzosen zu erhalten suchen, und konnten daher nicht Partei gegen sie ergreifen. Der böhmische Krieg war entstanden, weil die Habsburger den Böhmen nicht Wort gehalten hatten, der pfälzische, weil Ferdinand II. seine Rache an

Friedrich V. auslassen wollte, der niedersächsische, weil er in Norddeutschland den Protestantismus zu beschränken suchte. Das Restitutions-Edict war die eigentliche Ursache gewesen, welche deutsche Fürsten bestimmte, die Schweden und Franzosen in's Land zu rufen. In jeder Periode des dreißigjährigen Krieges lag es in der Macht des Hauses Habsburg, die ganze deutsche Nation um sich zu schaaren, wenn es die Zauberformel aussprach: Religionsfreiheit. Der Krieg wurde begonnen, zog sich so lange hinaus und führte zu einem so kläglichen Ziele, bloß weil Ferdinand II. und Ferdinand III. das ewige und unveräußerliche Recht des Menschen, zu glauben, was er selbst für wahr hält, nicht anerkannten, und die deutsche Nation zwingen wollten, zu glauben, was katholische Pfaffen lehrten. Katholische Schriftsteller wollen dieses freilich nicht zugeben. Allein wer die geheimen Berichte der päpstlichen Nuntien und manche andere nur für die Eingeweihten bestimmten Staatsschriften gelesen hat, dem kann darüber kein Zweifel bleiben.

Die Religionsfrage beherrschte die Friedensverhandlungen in Münster und Osnabrück ebenso wohl, als den ganzen dreißigjährigen Krieg. Die tausendfältig sich durchkreuzenden Privatinteressen erhielten nur durch sie ihre Bedeutung. Wurde die Religionsfrage in freier Richtung entschieden, so mußten alle übrigen folgeweise eine ähnliche Lösung erhalten. Fand dagegen in religiöser Beziehung, statt einer vernünftigen Verständigung ein elender Schacher statt, so konnten alle übrigen Fragen nicht von einem höheren Standpunkte aus beantwortet werden. Das Haus Habsburg blieb bei den Friedensverhandlungen, wie zuvor im Kriege, an dem Standpunkte der Selbstsucht kleben. Mit welchem Rechte konnte es erwarten, daß Schweden und Franzosen sich auf einen höheren hinanschwingen sollten? Hätte Oesterreich das Beispiel der Selbstverläugnung gegeben und die gerechten Forderungen der deutschen Protestanten bewilligt, so wären Schweden und Frankreich durch die eiserne Macht logischer Nothwendigkeit gezwungen worden, ihren selbstsüchtigen Plänen zu entsagen. Sie hätten es entweder freiwillig während der Friedensverhandlungen thun müssen, weil ihre Vergrößerungspläne unter den deutschen Fürsten keinen Fürsprecher gefunden hätten, oder aber wären sie dazu mit den Waffen in der Hand gezwungen worden, denn der vereinigten Macht Deutschland's hätten sie nicht widerstehen können. Dadurch, daß das Haus Habsburg an seiner religiösen Verfolgungswuth und seinen Racheplänen festhielt, wurden alle besseren Gefühle im Schooße des Friedenskongresses erstickt oder doch zurückgedrängt. Das Markten, womit man in der Religionsfrage den Ton angab, ging natürlich in alle übrigen Gebiete der Unterhandlung über. Schon die äußere Anordnung des Friedenskongresses deutete an, daß die deutschen Protestanten mit den Schweden inniger verbunden seien, als mit der katholischen Partei ihres Landes. Sie schickten ihre Gesandten, gleich den Schweden, nach Osnabrück. Es wurden daher auch zwei verschiedene Friedensverträge, der eine zu Osnabrück, der andere zu Münster unterzeichnet. Der Kaiser that keinen Schritt, die deutschen Protestanten, welche er und seine Vorgänger durch ihre Gewaltmaßregeln in das schwedische Lager getrieben hatten, zu sich herüber zu ziehen.

Nächst Ferdinand III. spielte Maximilian I. von Baiern die traurigste Rolle auf dem Friedenskongresse. Er hatte Kenntniß erhalten von den Instruktionen, durch welche der kaiserliche Gesandte von Trautmannsdorf ermächtigt wurde, das Elsaß und die Festung Breisach an Frankreich abzutreten. Maximilian schickte der französischen Regierung eine beglaubigte Abschrift dieser Instruktionen und forderte sie auf, sich durch anscheinende Weigerung der kaiserlichen Gesandten nicht irre machen zu lassen, sondern auf Bewilligung aller ihrer Forderungen zu beharren. Um das Maß des Verrathes voll zu machen, drohte der Baiernherzog dem Kaiser Ferdinand, falls er nicht sofort das Elsaß und Breisach abtrete, sich gegen ihn mit Frankreich zu verbinden. Das that nicht etwa ein junger Mensch im überwallenden Zorne, sondern ein Greis von mehr als siebenzig Jahren, welcher von allen

katholischen und einem bedeutenden Theile der protestantischen Geschichtschreiber wegen seiner Weisheit gerühmt wird und sogar den Beinamen des „Großen" erhalten hat.

Ein großer Verräther war Maximilian I. von Baiern allerdings, nicht blos am deutschen Vaterlande, sondern an der ganzen Menschheit, welcher er durch seine Glaubenswuth die tiefsten Wunden schlug. Wie auf dem Friedenskongresse in Westphalen neben Ferdinand III., so hatte Maximilian während des ganzen dreißigjährigen Krieges zur Zeit Ferdinand's II. und Ferdinand's III. immer die zweite Rolle auf der Seite der Verfolgungssucht und des Despotismus gespielt.

1. Durch den Verrath Maximilian's von Baiern ging das Elsaß und Breisach*) an Frankreich verloren, bevor irgend eine andere Bestimmung des Friedens festgestellt war.

Frankreich und Schweden hatten so zahlreiche und bündige Erklärungen abgegeben, in welchen sie jeden Gedanken einer Vergrößerung von der Hand wiesen, daß es sehr leicht gewesen wäre, jede Gebietsabtretung zu vermeiden, wenn die deutschen Fürsten nur einigermaßen das Wohl Deutschland's beachtet hätten.

Gustav Adolph hatte in seiner berühmten Nürnberger Strafpredigt, namentlich zu den deutschen Fürsten, Grafen, Freiherren und Edelleuten gesagt: „Würdet Ihr mein Gebot und Ordnung in Acht nehmen, so wollt' ich alle eroberten Länder unter Euch ausgetheilt haben. Ich bin, Gottlob und Dank, reich genug, begehre nichts von dem Eurigen." Doch da alle Welt nur der Selbstsucht fröhnte, that Schweden, nach Gustav Adolph's Tode, ein Gleiches. Es verlangte Anfangs Schlesien, Pommern, das Bisthum Camin, die Stadt Wismar mit den festen Plätzen Pöl, Wallfisch, Varnemünde und die Stifte Bremen und Verden, begnügte sich aber 2. am Ende mit Vorpommern, einem Theile von Hinterpommern, Bremen, Verden und der Stadt Wismar†) und fünf Millionen Thaler Kriegskosten.

3. Brandenburg wurde für die an Schweden gemachten Abtretungen durch die Bisthümer Halberstadt, Minden und Camin und die Aussicht auf Magdeburg, die sich aber erst im Jahre 1680 verwirklichte, entschädigt.‡)

4. Mecklenburg erhielt für die an Schweden abgetretene Stadt Wismar die Bisthümer Ratzeburg und Schwerin, nebst den Johanniter-Commenden Mirow und Nemerow §).

5. Das Haus Braunschweig-Lüneburg, welches Ansprüche auf die Bisthümer Magdeburg, Bremen, Halberstadt und Ratzeburg machte, wurde durch die Klöster Walkenried und Gröningen und den abwechselnden Besitz von Osnabrück entschädigt ‖).

6. Amalie Elisabeth, Landgräfin von Hessen, erntete endlich die Früchte langer unver-

*) Im Friedensvertrage wurde diese Abtretung bestimmter bezeichnet durch die Worte:

Die Landgrafschaft Ober- und Nieder-Elsaß, das Sundgau, Breisach und die Landvogtei Hagenau, jedoch mit der Ausnahme, daß den Bischöffen von Straßburg, die Stadt Straßburg, zehn anderen Reichsstädten im Elsaß, vier Aebten, den Grafen und Herren von Lützelstein, Hanau, Fleckenstein und Oberstein, und der getrennten dortigen Reichsritterschaft ihr Zusammenhang mit dem Reiche erhalten werden sollte. In Philippsburg sollte Frankreich das Besatzungsrecht haben. Kolmar hatte sich schon im Jahre 1633 unter französischen Schutz begeben.

Außerdem leistete der Kaiser auf Metz, Toul und Verdün, welche Frankreich seit 1552 und die Stadt Pignerol, welche der Herzog von Savoyen (1632) abgetreten hatte, Verzicht.

†) Diese Bestimmung, welche der Artikel X. ausspricht, bezeichnet bestimmter die an Schweden abgestandenen Theile Deutschland's wie folgt: Ganz Vorpommern mit der Insel Rügen, außerdem Stettin, Gartz, Damm, Golnau, die Insel Wollin mit dem frischen Haff und seine drei Mündungen Prin, Swine Dievenauw, ferner Wismar mit Walfisch, Pöl und Neuenkloster, endlich die Stifte Bremen und Verden sammt der Stadt Wilshusen.

‡) S. Artikel XI. des Friedensvertrags. §) S. Artikel XII. des Friedensvertrags.

‖) S. Artikel XIII. des Friedensvertrags.

drossener Mühen. Ihr Sohn Wilhelm VI. erhielt die gefürstete Abtei Hersfeld als weltliches Fürstenthum, ferner Stadthagen und Schaumburg, desgleichen denjenigen Antheil am Erbe der Linie Marburg, den der Kaiser früher zum Vortheile von Hessen-Darmstadt dem Hause Hessen-Kassel abgesprochen hatte, und außerdem noch 600,000 Thaler baares Geld *).

7. Der Sohn des Kurfürsten Friedrich's V., Karl Ludwig, wurde zwar in die Pfalz wieder eingesetzt. Doch zum Lohne für die früher Ferdinand II. geleisteten Dienste und dem später an Deutschland geübten Verrath blieb die ganze Oberpfalz mit der Grafschaft Cham und der Rang der älteren Kurwürde dem Herzog Maximilian I. von Baiern.

Kurmainz erhielt das Recht, den ehemals an die Pfalz verpfändeten Theil der Bergstraße wieder einzulösen.

Im übrigen wurden alle geächteten deutschen Stände in ihre Rechtsverhältnisse von 1619 wieder eingesetzt.

In Betreff der vertriebenen oder ausgewanderten Erblehensleute und Unterthanen des Kaisers und des Hauses Oesterreich wurde aber, zum Beweise der fortdauernden Rachsucht desselben verordnet, daß ihnen zwar freie Rückkehr gestattet sei, sie sich aber den Landesgesetzen unterwerfen müßten. Nur denjenigen österreichischen Erblehensleuten und Unterthanen, deren Güter eingezogen wurden, weil sie für die Schweden und Franzosen gegen das Haus Oesterreich die Waffen ergriffen hatten, sollten ihre Güter zurück gegeben werden. Umsonst verwandten sich die schwedischen Bevollmächtigten am Friedens-Congreß zu Gunsten der unendlich zahlreicheren Flüchtlinge, welche vor den Zeiten der Schweden und Franzosen, namentlich in Folge der böhmischen und österreichischen Aufstände Hab und Gut verloren hatten †)

Die Religionsfrage erhielt ihre Lösung durch die Artikel V. und VII. des Friedens-Vertrages ‡). Nach Anerkennung des Passauer und Nürnberger Religionsfriedens von 1554 und 1555 wurde ferner bestimmt: „Alles solle in Kirchensachen auf das Jahr 1624 zurück geführt werden. In Betracht des Kirchenvermögens solle der erste Januar 1624, in Betreff der Religionsübung das ganze Jahr maßgebend sein in der Art, daß wer auch nur an einem Tage dieses Jahres die Religionsübung gehabt habe, sie in gleicher Weise in Zukunft immer haben solle. Diejenigen, welche im ganzen Laufe des Jahres weder öffentlich noch im Stillen die Ausübung des evangelischen Gottesdienstes besessen hätten, sollten friedlich geduldet werden, in ihren Häusern zur Abhaltung ihres Gottesdienstes berechtigt sein, auch ungehindert dem öffentlichen Cultus ihrer Religion in der Nachbarschaft beiwohnen, ihre Kinder auf fremde Schulen schicken oder durch Hauslehrer unterrichten lassen dürfen. Ausdrücklich wurde hinzugefügt:

Kein Unterthan soll wegen seiner Religion verachtet, oder von Kaufmannsgilden, Werkstätten, Zünften, Erbschaften, Legaten, Spitälern, milden Stiftungen oder irgend einem andern Rechte oder Verkehre ausgeschlossen werden.

Keine der beiden Confessionen soll ihre Macht oder Mehrheit zur Unterdrückung der andern anwenden."

Aus allen diesen Bestimmungen geht ganz klar hervor, daß die deutschen Regierungen das Recht nicht mehr haben sollten, Unterthanen des Glaubens wegen zur Auswanderung zu nöthigen. Denn wo sie dieses können, sind sie nicht verpflichtet Andersglaubende fried-

*) S. Artikel XV. des Friedensvertrags. †) S. Artikel IV. des Friedensvertrags.

‡) Schlosser, dessen Thatsachen sonst immer sich durch eine seltene Genauigkeit auszeichnen, ist hier in einige Irrthümer verfallen. Weltgeschichte Bd. 14. S. 490.

lich zu dulden, oder gar sie in ihren Rechten auf Gilden, Werkstätten, Zünften u. s. w. zu schützen.

Nichts desto weniger enthält der Artikel 5 die weitere Bestimmung, daß alle Unterthanen, welche in dem Entscheidungsjahre nicht freie Religionsübung gehabt hätten und ihren Wohnort zu verändern geneigt oder von ihrer Obrigkeit deshalb entlassen werden sollten, im ersteren Falle fünf, im letzteren drei Jahre Zeit haben sollten, ihr Hab und Gut zu verwerthen. Aus dieser Bestimmung leiteten später verfolgungssüchtige katholische Landesherren das Recht ab, ihre protestantischen Unterthanen mit Fristen von drei, höchstens fünf Jahren aus dem Lande zu treiben.

Eine solche Deutung des westphälischen Friedens steht aber in vollständigem Widerspruche mit den allgemeinen Bestimmungen des ersten und zweiten Artikels und dem Anfange des fünften Artikels, welcher den Evangelischen mindestens friedliche Duldung zusagt, und sie gegen Unterdrückung in Schutz nimmt. Doch wo hätten jemals Jesuiten nicht Mittel gefunden, eine sie hemmende Zusage zu brechen?!

Ausdrücklich wurden die protestantischen Fürsten in Schlesien, nämlich die Herzoge in Brieg, Liegnitz, Münsterberg und Oels, nicht minder die Stadt Breslau in der freien Ausübung des Gottesdienstes nach dem Augsburger Glaubensbekenntniß geschützt. Die Grafen und Herren in Schlesien, welche unmittelbar der Kammer unterworfen sind, so wie jene in Nieder-Oesterreich, sollten weder zur Auswanderung gezwungen, noch an dem Besuch des evangelischen Gottesdienstes in benachbarten Orten gehindert werden. Auch gestattete der Kaiser die Erbauung von drei neuen protestantischen Kirchen in Schlesien.

Weiter bestimmte der Artikel fünf, daß in allen Reichsangelegenheiten Protestanten und Katholiken gleiche Rechte, doch die Katholiken sechs und zwanzig, die Protestanten nur vier und zwanzig Mitglieder im Kammergerichte haben sollten.

Im siebenten Artikel wurden alle Bewilligungen des Friedensschlusses ausdrücklich auf denjenigen Theil der Evangelischen ausgedehnt, welche man die „Reformirten" zu nennen pflegt. Dabei wurde ausdrücklich bestimmt, daß, wenn ein evangelischer Landesherr zum reformirten Glaubensbekenntniß übergehe, oder ein reformirter Fürst lutherische Länder durch Erbrecht oder in Folge des gegenwärtigen Friedensschlusses erlange, so sei er nicht befugt, den öffentlichen Gottesdienst der lutherischen, oder deren Kirchengesetze zu ändern. Es wurde hierdurch der abscheuliche Grundsatz, der übrigens nie in seiner ganzen Ausdehnung gegolten hatte: cujus regio, ejus religio vollständig abgeschafft, ausdrücklich in Betreff des gegenseitigen Verhältnisses von Lutheranern und Katholiken und dem Wesen nach durch die oben angeführten Bestimmungen in Betreff des Verhältnisses zwischen Katholiken und Protestanten. Der früher immer von den Protestanten bestrittene sogenannte geistliche Vorbehalt wurde aber ausdrücklich anerkannt. Daß hinzugefügt wurde, derselbe solle auch gelten, falls ein protestantischer Geistlicher seine Religion wechsele, war eine Lächerlichkeit. Denn bei den Protestanten waren mit geistlichen Aemtern keine fürstlichen Rechte verbunden, bei ihnen bildete die Dienstleistung, und nicht, wie bei den Katholiken, die Pfründe die Hauptsache.

Außer den Entschädigungen und der Religionsfrage bildete die Verfassung des deutschen Reiches einen Haupttheil des westphälischen Friedens-Vertrages. Die Bestimmungen in Betreff der letzteren wurden in den mit Frankreich abgeschlossenen Vertrag aufgenommen. Sie setzten fest:

1) Auf den Reichstagen solle völlige Freiheit der Berathschlagung sein.

2) Die Reichsstädte sollen eine entscheidende Stimme beim Reichstage erhalten.

3) Der Reichshofrath soll bei seinen Entscheidungen die Reichskammer-Gerichtsordnung beobachten.

4) Soll den Reichsständen vergönnt sein, unter sich und mit fremden Mächten Bündnisse zu schließen, nur nicht gegen Kaiser und Reich.

Gegen diese letzte Bestimmung haben sich deutschthümelnde Geschichtschreiber mit besonderer Heftigkeit ausgesprochen. Allein sie war eine nothwendige Folge der feindlichen Haltung des Hauses Habsburg dem Protestantismus gegenüber. So lange die deutschen Rechtszustände am meisten durch das Reichsoberhaupt selbst gefährdet wurden, hatten die minder mächtigen Staaten nur in ihrem Anschluß an fremde Mächte ein sicheres Mittel der Selbstvertheidigung. Eine Nation, die den Bock zum Gärtner macht, muß nothwendig ihre Maßregeln gegen den Gärtner ergreifen. Der Fehler war nicht, daß den Ständen, dieses Recht eingeräumt, sondern daß ein solcher Gärtner gewählt wurde.

Der Westphälische Friede war allerdings ein trauriges Machwerk, und der dreißigjährige Krieg eine furchtbare Plage. Allein der Protestantismus wurde durch das vergossene Blut gerettet, und trotz allen seinen Mängeln war er es wohl werth. Erst seit dem westphälischen Frieden steht er dem Katholicismus als gleichberechtigte Macht gegenüber. Bis dahin mochten die Jesuiten noch immer hoffen, die Menschheit in das finstere Mittelalter zurücktreiben zu können. Der westphälische Frieden benahm ihnen diese Aussicht. Niemand beachtete die vom Papste Innocenz X. gegen den Frieden eingelegte Verwahrung. So tief war sein Ansehen bei Protestanten und Katholiken gesunken.

## § 45. Schlußbetrachtungen.

Die dreißigjährige Fehde zwischen Protestantismus und Katholicismus, welche auf einen nur selten unterbrochenen schwülen Frieden folgte, schwächte die Kraft der deutschen Nation in nicht viel geringerm Maße, als die Gewalt des Papstes. Die Millionen Menschen, welche der Krieg hinraffte, wurden durch den kräftigen Nachwuchs bald ersetzt, die abgebrannten Städte schossen von neuem aus der Erde hervor, und die mit Gestrüppe überwachsenen Fruchtfelder konnten mit Hülfe des Pfluges und der Egge wieder nutzbringend gemacht werden. Allein die Kraft der Nation war und blieb gebrochen bis zum heutigen Tage. Die Habsburger konnten außerhalb ihrer sogenannten Erbstaaten ihre despotischen Gelüste nicht durchführen, allein sie blieben im Besitze der deutschen Kaiserkrone. Die deutschen Fürsten hegten gerechte Besorgnisse, Ferdinand III. oder einer seiner Nachfolger möchte das von Ferdinand II. begonnene Werk unter günstigen Verhältnissen wieder aufnehmen, und ließen sich im westphälischen Frieden Befugnisse einräumen, welche mit einer geordneten Staatsverwaltung durchaus unvereinbar sind. Deutschland hörte auf, ein Staat zu sein, weil seinen Fürsten erlaubt wurde, Bündnisse mit auswärtigen Mächten zu schließen, und weil Protestanten und Katholiken als gleichberechtigte, keiner höheren Gewalt unterworfene Körperschaften neben einander anerkannt wurden.

Bis auf den westphälischen Frieden bildete Deutschland thatsächlich und rechtlich ein einziges Reich. Die Staatsgewalt war zwar seit Jahrhunderten immer schwächer geworden, allein ab und zu, wie z. B. in dem schmalkaldischen Kriege, hatte sie doch sich geltend gemacht. Durch den westphälischen Frieden erhielten aber die deutschen Landesherren einen wesentlichen Bestandtheil der Souveränität, das Recht mit auswärtigen Mächten Verträge abzuschließen, vollständig eingeräumt. Mehr, als diese Bestimmung des Friedensvertrages bewirkte aber die Thatsache, daß der Kaiser gezwungen wurde, nachzugeben, daß er sich vor der vereinigten Macht der protestantischen Landesherren und ihrer Verbündeten zurück ziehen mußte.

Gerade wie Ferdinand II. und Ferdinand III., so vermehrten auch alle übrigen deutschen Fürsten ihre Gewalt über ihre sogenannten Erbstaaten.

Die deutsche Nation war erschöpft. Sie hatte nicht blos für sich, sondern für die ganze Menschheit gekämpft, als sie dem Papstthum und dem Hause Habsburg entgegen trat. Auf ihrem Kampfe beruht wesentlich die ganze Civilisation der Neu-Zeit.

Sie brauchte Jahrzehnte, sich wieder einigermaßen zu erholen und zwei Jahrhunderte, um die zu einer zweiten durchgreifenden Revolution erforderlichen Kräfte zu sammeln.

Während des dreißigjährigen Krieges sonderten sich die vereinigten Niederlande und die Schweiz mehr und mehr vom deutschen Reichskörper ab. Bevor noch der westphälische Friede unterzeichnet, war in einem besonderen Vertrage vom 20. Januar 1648 die Unabhängigkeit der Niederlande ausdrücklich anerkannt worden. Die Abtretungen an Frankreich und Schweden verminderten noch mehr die schwache Nationalkraft. Am meisten litt sie aber dadurch, daß von dieser Zeit an die Reichsgewalt durchaus keine eigentliche Staatsgewalt mehr war. Diese ruhte vielmehr von nun an in den Händen der Landesherren. Die sieben, oder genau genommen acht Kurfürsten, sieben Erzbischöfe, sieben und vierzig Bischöfe, vier und zwanzig weltliche Fürsten, zweihundert acht Grafen und Reichs-Freiherren, endlich vier und achtzig Reichsstädte, unter welche unser Vaterland vertheilt war, bildeten zusammen genommen die herrschende Staatsgewalt.

Deutschland besaß also nicht weniger, als dreihundert acht und siebenzig Souveraine, welche alle auf ihre Selbstherrlichkeit sehr eifersüchtig waren und in allen Fällen von Bedeutung durch Verbindungen, welche sie schlossen, der Reichsgewalt Trotz bieten konnten Jahrhunderte hindurch hatten die deutschen Fürstenhäuser ihre Macht dadurch geschwächt, daß sie ihre Länder, gleich gewöhnlichen Grundstücken zertheilten. Während des dreißigjährigen Krieges führten die größeren derselben aber die Untheilbarkeit ihrer Staaten ein, verhüteten dadurch weitere Zersplitterungen und bereiteten die Vereinigung früher getrennten Landestheile vor. Die kleineren, welche fortfuhren, zu theilen, wurden immer machtloser.

Das Haus Habsburg machte im Jahre 1621 den Theilungen seiner Erbstaaten ein Ende. Indem es aber durch seine Bekämpfung des Zeitgeistes der Civilisation den Krieg erklärte, konnte es nicht verhindern, daß andere Fürsten emportauchten und seinem Ehrgeize Schranken zogen.

Seit der Reformation, oder durch dieselbe, kamen zwei Mächte auf, welche die Habsburger, wenn nicht in den Hintergrund, doch auf die Seite schoben. Die Oesterreicher, welche zu Maximilian's II. Zeiten neben sich kaum vier Staaten gleichen Ranges (Frankreich, Spanien, England und die Türkei) gehabt hatten, mußten die Herrschaft über Europa von nun an auch mit den Niederländern und Schweden theilen. Den drei katholischen Großmächten: Frankreich, Spanien und Oesterreich standen drei protestantische: England, Niederlande und Schweden gegenüber, und zu einer vierten legte (seit 1640) der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg den Grund. Das Haus Sachsen, welches durch die Zersplitterung in zwei Hauptlinien schon geschwächt war, spielte seit dem von Moritz an der protestantischen Partei geübten Verrathe eine erbärmliche Rolle. Die Albertinische Linie glaubte, schlau zu sein, indem sie die zweideutige Rolle Moritzen's fortsetzte, ohne daß ihr die Talente, die Entschlossenheit und die kriegerische Tapferkeit desselben zu Gebote stand.

Der Prager Friede gereichte Sachsen zum Verderben, weil es durch denselben auf lange Zeit zum Tummelplatze der beiden übermächtigen Feinde: der Oesterreicher und der Schweden, wurde. Der Ernestinischen Linie verlieh zwar der Herzog Bernhard von Weimar einen seltenen Glanz. Dieser erlosch jedoch schon bald mit dem Tode des jungen Helden. Die Entschädigungen, welche der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg durch den westphälischen Frieden erlangte, vermehrte die Bedeutung des Hauses Hohenzollern. Zwar ging ihm Jägerndorf in Schlesien verloren, doch gab diese Besitzung später den Vor-

wand zu der Erwerbung des größern Theiles dieser ganzen Provinz. Die Nebenlinien in Ansbach, Baireuth und Schwaben erhoben sich nicht über die Mittelmäßigkeit, um so rascher schwang sich unter Friedrich Wilhelm, dem sogenannten großen Kurfürsten, Brandenburg empor. Bald schon sollten die Habsburger fühlen, daß ihnen ein anderes Haus in Deutschland die Spitze zu bieten vermöge.

Die Wittelsbacher, dessen zwei Linien hervorragende Rollen im dreißigjährigen Kriege spielten, litten dadurch, daß die eine auf katholischer, die andere auf protestantischer Seite stand. Der schlaue und thatkräftige Herzog Maximilian I. eroberte die Kur- und die Oberpfalz und sicherte dadurch Baiern nächst Oesterreich den vorherrschenden Einfluß im südlichen Deutschland.

Friedrich's V. Nachfolger konnten sich von den Verlusten nicht erholen, die ihnen der dreißigjährige Krieg und der westphälische Frieden geschlagen hatten. Die welfischen Herzoge theilten noch immer ihre Länder bei jedem Todesfalle. Zwar starb (1634) die Wolfenbüttel'sche Linie aus, doch wurden dadurch die getrennten Landestheile nicht alle wieder vereinigt. Nicht minder, als die Zersplitterung der Länder, schwächte die Erbärmlichkeit der meisten Herzoge die Bedeutung des Hauses. Der einzige, welcher sich durch kühnen Muth auszeichnete, Herzog Christian von Braunschweig, wurde von seinen nächsten Verwandten nicht bloß im Stiche gelassen, sondern bisweilen sogar mit den Waffen bekämpft. Hessen-Kassel wurde nach langen Mühseligkeiten und furchtbaren Opfern durch den westphälischen Frieden einigermaßen entschädigt. Die Linie Hessen-Darmstadt erhielt nicht den Lohn für den an Hessen-Kassel und der ganzen protestantischen Partei geübten Verrath. Die Marburg'sche Erbschaft, um welche die Landgrafen von Darmstadt ihre Vettern von Kassel mit Hülfe des Kaisers hatten prellen wollen, wurde ihnen nicht zu Theil. Bis auf den heutigen Tag verblieb sie der Linie von Hessen-Kassel.

Würtemberg hatte furchtbar zu leiden während des dreißigjährigen Krieges. Das Restitutions-Edict wurde (1629) mit äußerster Strenge gegen den Herzog Eberhard III. durchgeführt, und später nach der Schlacht von Nördlingen mußte der Herzog landesflüchtig werden. Statt für die Freiheit und für sein Land zu kämpfen, schwelgte er zu Straßburg. Im westphälischen Frieden wurde der Herzog in alle seine Besitzungen wieder eingesetzt.

Das Haus Baden spaltete sich bei Christoph's I. Tode (1537) in die Linien Baden-Baden und Baden-Durlach, von welchen die erstere katholisch, die letztere protestantisch war. Die Besitzungen der Markgrafen waren zusammen genommen nicht sehr groß, getheilt, und von entgegen gesetzten Grundsätzen beherrscht, vermochten sie nur ein sehr kleines Gewicht in die Wagschale der Geschichte zu legen.

In den Niederlanden spielte das Haus Nassau eine große Rolle, in Deutschland leistete es wenig, oder nichts. Das Haus Oldenburg bestieg den dänischen Thron und ordnete seine deutschen Besitzungen den dänischen unter. Christian IV. nahm einen entschiedenen Antheil an dem dreißigjährigen Kriege zuerst gegen*) Oesterreich und dann zu Gunsten†) der Habsburger. Dieser Wechsel deutet schon an, daß nicht feste Grundsätze, sondern wechselnde Interessen ihn leiteten. Die Herzoge von Mecklenburg, welche Ferdinand II. abgesetzt, und deren Länder er dem Grafen von Wallenstein zugetheilt hatte, behaupteten sich mit schwedischer Hülfe gegen den Kaiser.

Diese genannten Fürsten gaben den Ton unter den Beherrschern Deutschland's an. Die geistlichen Kurfürsten, Erzbischöfe und Bischöfe verloren die Wichtigkeit, je mehr das Schwert den Ausschlag gab. Die freien Städte hatten während des dreißigjährigen Krieges furchtbar gelitten; die Hansa hatte sich (1630) aufgelöst. Es bestand kein Städtebund mehr in Deutschland, während die Fürsten durch Eheverträge und Verwandtschaft,

*) S. oben § 40. S. 299 f. †) S. oben § 43. S. 317.

wenn nicht durch gemeinsame Interessen zusammen gehalten wurden. Von Jahr zu Jahr verloren daher die freien Städte an Einfluß und Bedeutung. Sie mußten, gleich den kleineren Grafen und Freiherren, in ihren auswärtigen Beziehungen fast durchgängig den ihnen von den Fürsten gegebenen Anregungen folgen. Im Innern machten die kleineren Tyrannen aber von ihrer Selbstständigkeit sehr ausgedehnten Gebrauch. Die Grafen und Freiherren äfften in allen bösen Dingen die größeren Fürsten nach, und in den Städten übten die sogenannten Geschlechter einen ungebührlichen Druck auf die ärmeren Klassen der Bevölkerung aus.

Die ständische Verfassung kam während des dreißigjährigen Krieges fast aller Orten außer Uebung. Nur in Würtemberg erhielt sie sich und setzte den Verschwendungen der Herzoge nicht selten einen Damm. Doch blieben gegen Rechtsverletzungen immer die Reichsgerichte als letzte Zufluchtsstätten, welche allerdings sicher viel Geld und Mühe kosteten, deren Hülfe aber stets langsam und nie durchgreifend war.

Athen hatte zur Zeit seiner tiefsten Erniedrigung dreißig Tyrannen, Deutschland nach dem westphälischen Frieden dreihundert, und doch konnte es sich diese eher gefallen lassen, als den Despotismus der Habsburger. Die furchtbarste aller Tyranneien ist immer die Einherrschaft. Je größer die Zahl der Tyrannen, desto geringer ihre Kraft, und desto leichter ist es, ihr Joch zu brechen oder doch, ihrer Gewalt zu entfliehen.

---

# Vierter Abschnitt.

## Die freien Staaten Europas.

### Erste Abtheilung. Die Niederlande.

#### § 46. Vorbemerkung.

Kein Baum der Erde wurzelt so tief, als der Baum der Freiheit. Darum sind die Geschicke der Nationen, welche dieses höchste Gut errangen, von besonderer Bedeutung. Auf den Gräbern der Despoten finden wir, wenn sie auch von Gold und Marmor strotzen und die längsten Inschriften tragen, keine edelen Thaten, keine erhebenden Beispiele zur Nacheiferung künftiger Geschlechter verzeichnet. Doch die Stelle, wo ein Freiheitskämpfer den letzten Seufzer aushauchte, ist heilig, und was er in seinem Leben für die Menschheit dachte, hoffte und errang, bildet einen Glanzpunkt in der Geschichte. Was sind die in den Stein eingehauenen Buchstaben im Verhältniß zu den warmen Gefühlen, welche das Andenken hingemordeter oder zu Tode gequälter Freiheitshelden in der Brust aller besseren Menschen anregen! Was die pompbaften Titel der Kaiser, Könige und Fürsten gegenüber den anspruchlosen Thaten jener Männer, welchen eine Nation ihre Unabhängigkeit, ihren Wohlstand und ihre Bildung verdankt! Der Geschichtsforscher, welcher sich auf den Standpunkt der Vernunft erhebt, schiebt Kronen, Throne und Scepter mit Verachtung zur Seite, um die Wiege zu suchen, in welcher die neugeborene Freiheit geschaukelt wurde. Frisch und jung bleibt stets der Freiheitsdrang, wenn auch Jahrtausende über die starken Herzen, die ihn zuerst hegten, dahin gerollt und seit Jahrzehnten die Nachfolger ausgeartet sind.

Siebenzehn Provinzen hinterließ Karl V. seinem Sohne Philipp in den Niederlanden, siebenzehn Provinzen waren unter der spanischen Herrschaft vereinigt, als Glaubenswuth und Tyrannei den Freiheitskrieg entflammten, in dessen Folge sieben*) das verhaßte Joch brachen, während zehn†) es auf sich behielten. Der Druck, welchen der blutige Despot von Spanien über die Niederlande verhängte, war derselbe im Süden und im Norden. Warum fügten sich am Ende die südlichen Provinzen, warum gingen die nördlichen siegreich aus ihrem Kampfe hervor? Diese Frage führt uns in eine ferne Vergangenheit zurück. Die einen hatten im Laufe von zwei Jahrtausenden den Grund der Freiheit gelegt, die andern den Boden der Knechtschaft gedüngt. In unserm Gange durch die Weltgeschichte sind uns die Niederländer zwar oft‡) begegnet, allein da sie sich erst im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts zu einem selbstständigen Volke empor schwangen, konnten wir ihrer früher nur gelegentlich erwähnen. Bald waren sie als Theile der deutschen Nation, bald als Theile des französischen, bald endlich als Unterthanen der burgundischen Herzoge hervor getreten. Doch immer zeichneten sie sich durch einen gewissen Drang nach Selbstständigkeit und Freiheit aus. Bei keinem Volke der Erde zeigt sich so klar die Bedeutung der beiden schon oben§) bezeichneten Grundbedingungen menschlicher Entwickelung: Naturanlage und äußere Verhältnisse. Nord-Niederland, welches von dem deutschen Stamme der Friesen bewohnt war und zum größern Theile eine See-Grenze hatte, wurde frei, Belgien, welches eine gallische oder gemischte Bevölkerung und nur wenig See-Grenze besaß, blieb unter dem spanischen Joche.

Die ersten Nachrichten über die Niederlande und deren Bewohner erhielten wir durch Cäsar, welcher mit ihnen zusammen traf, als er von Gallien aus auf weitere Eroberungen im Osten zog. Die kriegerischen Stämme, welche in den Ardennen, westlich vom Rheine wohnten, unterwarfen sich dem frechen Eindringlinge nicht gutwillig, wurden aber besiegt. Sie hießen Belgier und waren gallischen Ursprungs. Auf einen weit stärkeren Widerstand stieß der römische Eroberer weiter dem Norden zu, von Seiten der Bevölkerung der Flachlande, welche an die Nordsee grenzen. Cäsar mußte sich mit seinen Siegen über die Belgier begnügen, und den Bewohnern der weiter nördlich belegenen Landstriche ihre Freiheit lassen. Schon damals trat also der Gegensatz zwischen Nord- und Süd-Niederland in ganz ähnlicher Weise, als im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert nach Christo zu Tage. Die Belgier nahmen nach kurzem Kampfe das Joch des fremden Despoten auf sich, die Nord-Niederländer wiesen es mit Entrüstung zurück.

Die Unterwerfung, welche Cäsar mit den Waffen begonnen hatte, befestigte und erweiterte er durch die Künste der Bestechung, durch List und Verführung. Unter dem Scheine der Bundesgenossenschaft machte er sich die zwischen Rhein und Maas wohnenden Bataver, einen Zweig des deutschen Stammes der Catten, dienstbar. Die Soldaten, welche Cäsar aus dem Hennegau, Luxemburg und dem Lande der Bataver zog, gaben den Ausschlag in den blutigen Schlachten, welche er schlug, um sich den Weg zum Throne zu bahnen. Die Stämme aber, welche ihm halfen, die Freiheit der Römer zu unterdrücken, verloren selbst die ihrige. Der Sold, welche ihre Jugend bezog, und die Ehrenzeichen, womit die römischen Despoten ihre Eitelkeit reizten, konnten den auf ihnen lastenden Druck nicht erträglich machen. Wiederholt griffen sie zu den Waffen, um das römische Joch zu zertrümmern||), allein vergeblich. Wer seine Freiheit so leichten Kaufes aufgab, wie die Süd-Niederländer, kann sie durch eigene Kraft nicht wieder gewinnen, und selbst die Künste

*) Holland, Seeland, Zütphen, Friesland, Utrecht, Overyssel und Gröningen.

†) Brabant, Limburg, Luxemburg, Geldern, Artois, Hennegau, Flandern, Antwerpen, Mecheln.

‡) Weltgeschichte Buch III. S. 139 f. Buch VI. S. 117 f. 220 f.

§) Weltgeschichte Buch I. S. 88. ||) Weltgeschichte Buch III. S. 140 f.

des Friedens, welche eine höher gebildete Nation ihnen mittheilt, bieten nur eine elende Entschädigung für den Verlust des höchsten Gutes der Menschen: die Freiheit.

Einen ganz andern Entwickelungsgang nahmen schon im grauen Alterthum die Nord-Niederländer. Der Boden, auf dem sie wohnten, war unausgesetzt vom Meere bedroht. Auf Sandhügel und in die Erde gerammte Pfähle bauten sie ihre Hütten, damit diese nicht von der Fluth hinweg geschwemmt würden. Der Regen mußte ihnen die Quellen, der Torf das Holz ersetzen. Doch die Entbehrungen, welche ihnen die Armuth ihres Landes auferlegte, und die Gefahren, welche die Elemente bereiteten, härteten sie ab und verliehen ihnen ausdauernden Muth im Kampfe mit fremden und einheimischen Tyrannen.

Der Vorsprung, welchen die Süd-Niederländer in den Künsten des Friedens vor den Nord-Niederländern gewannen, war nur scheinbar und vorübergehend. Im Laufe der Jahrhunderte, während welcher die Belgier das Joch der Römer trugen, und diesen ihre besten Kräfte opfern mußten, errangen die Nord-Niederländer einen Sieg nach dem andern über die sie bedrohenden Meereswellen, und stählten in diesem Kampfe Körper und Geist, ohne den besiegten Schaden zu bringen.

Die Niederländer, welche sich ihre Freiheit bewahrten, zerfielen in zwei Stämme. Im Norden des Rheines wohnten die Friesen, im Westen der Maas die Menapier. Während Belgier und Bataver mehr und mehr römische Sitten und Gewohnheiten annahmen, unterhielten die freien Bewohner der Seeküste freundliche Beziehungen mit den weiter im Osten wohnenden deutschen Völkern. Im Jahre 47 nach Christus schlugen die Friesen ein römisches Heer, welches in ihr Land eindrang, zurück. Später hüteten sich die stolzen Beherrscher der Welt, ein so entschlossenes Volk auf's äußerste zu treiben, und als um das Jahr 250 die salischen Franken über Rhein und Maas setzten, und sich bei Antwerpen, Breda und Herzogenbusch niederließen, verbanden sich mit ihnen die Menapier gegen die Römer. Carausius, ursprünglich ein menapischer Lootse, welcher sich zum Oberbefehlshaber der römischen Flotte emporgeschwungen hatte, machte gemeinschaftliche Sache mit seinen Landsleuten, und trug nicht wenig dazu bei, daß sich die Franken in ihren neuen Wohnsitzen behaupteten.

Doch nicht lange dauerte der Frieden zwischen den zu dem großen sächsischen Stamme gehörigen Menapiern und Friesen, und den Franken. Die ersteren wollten frei und friedlich leben und nur gegen fremde Angreifer Krieg führen, die letzteren dagegen zogen aus auf Raub und Plünderung und ließen sich von den Römern für schnöden Sold werben. Lange blieben die Sachsen siegreich, bis endlich Karl, der sogenannte Große, sie durch die Uebermacht erdrückte. Als sich Wittekind unterwarf *), konnten die Friesen nicht länger widerstehen. Doch war die Herrschaft der Carolinger vorübergehend, und mehr scheinbar, als wirklich in den Gegenden zwischen der Mündung der Schelde und der Weser, welche damals Friesland hießen.

Auch unter der Herrschaft der fränkischen Könige blieb der alte Unterschied zwischen Nord- und Süd-Niederländern bestehen. An der Küste hatten sich Menapier und Friesen unvermischt behauptet. Die fränkischen Könige waren nicht im Stande, ihnen ihre alten Gesetze und Gewohnheiten und ihren bewährten Freiheitsmuth zu rauben. In den südlicheren, höher gelegenen Gegenden hatte die Bevölkerung häufig gewechselt, und die Kriegszüge, welche durch ihr Gebiet gegangen waren, hatten die künstlich gehegten Keime einer mehr scheinbaren, als wirklichen Bildung schnell wieder geknickt. An die Stelle römischer Proconsuln, Kriegstribunen und Lictoren traten fränkische Grafen und päpstliche Bischöfe. Die Personen der Herrscher wechselten, der auf dem Volke lastende Druck nahm nur andere Formen an, im wesentlichen blieb er bestehen.

*) S. Weltgeschichte Buch IV. S. 80.

In den Küstenstrichen des Nordens dagegen traten die Früchte des Freiheitsmuthes und der Ausdauer ihrer Bewohner von Jahrhundert zu Jahrhundert immer deutlicher zu Tage. Sümpfe und Moräste verwandelten sich in lachende Fluren, die Flüsse erhielten feste Beete und selbst dem Meere wurden Dämme gesetzt, die es nur bei außerordentlichen Sturmfluthen nieder zu reißen vermochte. Die Städte Courtray, Brügge, Gent, Antwerpen, Bergen-op-Zoom und Thiel blühten durch Handel und Gewerbe. Nur vereint konnten die Nord-Niederländer dem Meere Trotz bieten. Freie Vereine bildeten die Kraft und Stärke des friesischen Stammes. Zu den Deich-Vereinen der Landbewohner traten die Gilden der Städter hinzu. Die fränkischen Könige bestätigten die alt hergebrachten Rechte der Friesen, weil sie nicht hoffen konnten, anders auch nur den Schein der Herrschaft zu bewahren.

Diese Rechte sicherten jedem Friesen, ohne Unterschied des Standes, die persönliche Freiheit und sein Eigenthum zu. Nur im Falle offenbaren Verrathes durfte der König dieses antasten. Eingeborene Richter allein durften über einen Friesen zu Gerichte sitzen und mußten nach altfriesischen Gewohnheiten das Urtheil fällen.

Die Kriegs-Dienstpflicht war fest bestimmt und sehr enge beschränkt, endlich war allen Lehensleuten die Erbfolge in gerader Linie gegen Leistung mäßiger Abgaben gewährleistet. Die Friesen wachten auf's strengste über die gewissenhafte Handhabung ihrer Rechte. Weder Grafen noch Bischöfe konnten daher jemals überwiegenden Einfluß in ihren Gauen erlangen. Anders war es im Süden. Die Bischöfe von Utrecht, Lüttich, Tournay und Tongres, die Aebte von Nivelle und anderen Klöstern erwarben unermeßliche Reichthümer, welche ihnen, in Verbindung mit dem herrschenden Aberglauben, die Mittel boten, das Volk zu knechten und auszusaugen. Wie die Bischöfe, so strebten auch die Grafen, ihre Gewalt möglichst zu erweitern. Vergebens bemühten sich die deutschen Kaiser, diese in Unterwürfigkeit zu erhalten. Einer der Grafen nach dem andern machte sein Amt erblich. Die aller Orten schwache Reichsgewalt war in dem fernen Grenzlande durchaus unmächtig. Umsonst suchte Kaiser Heinrich III. die herzogliche Gewalt der gräflichen entgegen zu setzen. Die Grafen und Bischöfe befestigten sich im ganzen Süd-Niederland immer mehr. Nur in Friesland behauptete das Volk sein altes Recht wider beide. Als die Holländer im Anfange des eilften Jahrhunderts sich unter die Herrschaft eines Grafen beugten, erkannten die Friesen sie nicht mehr als Brüder an. Seit dieser Zeit wurde nur noch die Gegend östlich von der Zuyder-See Friesland genant. Die Friesen zahlten keinen Zehnten, zwangen ihre Priester, sich zu verehelichen, indem sie mit Recht erklärten, der Mann, welcher selbst kein Weib habe, trachte darnach, die Frau eines Andern zu verführen. Sie erkannten geistliche Verordnungen nur an, falls weltliche Richter, doppelt zahlreich, als die Priester, sie genehmigten. In den übrigen Theilen der Niederlande entwickelte sich neben einander die Macht der Städte, der Grafen und der Bischöfe. In der Geschichte Frankreich's *) haben wir die Kämpfe erwähnt, welche die Niederländer mit diesem Reiche auszufechten hatten, und in der Geschichte Burgunds †) gezeigt, wie allmälig eine Grafschaft nach der anderen von den mächtigen Beherrschern dieses Landes erworben wurde. Nach dem Tode Karl's des Kühnen (1477) hörte Burgund auf, ein selbstständiges Reich zu sein. Es wurde ein Theil der großen habsburgischen Ländermasse und mußte als solcher an den Kriegen oder sonstigen Schicksalen derselben Antheil nehmen. Im Jahre 1494 wurde Maximilian's Sohn, Philipp der Schöne, zum Beherrscher der verschiedenen habsburgischen Provinzen der Niederlande im Alter von sechszehn Jahren erklärt. Die Völker sind gewöhnlich unter unbedeutenden Fürsten am glücklichsten. Philipp der Schöne, welcher nur daran dachte, sich

*) Weltgeschichte Buch VI. S. 303. 311. 314.

†) Weltgeschichte Buch VI. §. 34. S. 220 ff.

gut zu unterhalten und möglichst viel Geld aus seinen Ländern zu ziehen, störte die Niederländer verhältnißmäßig nur wenig in ihrem Entwickelungsgange. Der Handel mit England nahm zu seinen Zeiten einen großartigen Aufschwung, welcher selbst durch die Kriege mit Friesland und Geldern nicht gehemmt wurde. Bis auf die Zeiten des Erzherzogs Philipp hatten sich die Friesen ihre Selbstständigkeit bewahrt. An ihre Spitze trat damals ein von ihnen selbst gewählter Graf Edzart, welcher in Embden seinen Sitz *) hatte. Der Herzog Albrecht von Sachsen, der Maximilian I. kurz zuvor geholfen hatte, den Aufstand der Käsebröder zu unterdrücken, dachte, mit leichter Mühe Friesland erobern zu können. Er überredete diesen schwachen Kaiser, ihn für seine Dienste zum erblichen Statthalter von Friesland zu ernennen. Doch die Friesen erkannten Albrecht von Sachsen nicht an. Umsonst ließ der Herzog, als er die Stadt Leuwaarden stürmte, die einflußreichsten Bürger lebendig pfählen! Diese Grausamkeit reizte das tapfere Völklein zu noch heftigerem Widerstande, dem der Herzog nicht gewachsen war. Nicht minder ungerecht, als der Krieg in Friesland, war derjenige von Geldern. Maximilian wollte dem Sohne des Herzogs Adolph von Geldern, Karl, die väterliche Erbschaft entziehen. Doch der junge Karl von Egmont, welcher mit dem Namen „Achilles von Geldern" beehrt wurde, fand treue Freunde, mit deren Hülfe er sich in dem von seinen Vorfahren beherrschten Lande behauptete und nicht selten die benachbarten Provinzen durch siegreiche Einfälle in Schrecken setzte.

Als (1506) Philipp der Schöne zu Burgos in Castilien starb, ernannte Maximilian seine Tochter M a r g a r e t h a zur Statthalterin der vereinigten Provinzen. Sie hatte schon in früher Jugend den ehrgeizigen Plänen ihres Vaters als Mittel dienen müssen. Zuerst war sie mit Karl VIII. von Frankreich und dann mit dem Infanten von Spanien vermählt worden. Als sie auf der Reise zur zweiten Hochzeit in Gefahr kam von den Wellen des Meeres verschlungen zu werden, schrieb sie sich selbst folgende Grabschrift:

„Hier endete Margot's Herzeleid,
Sie hatte zwei Männer und starb als Maid †)."

Ihr zweiter Gemahl starb unmittelbar nach ihrer Vermählung und ihr dritter, der Herzog von Savoyen, nach einer dreijährigen Ehe. Margaretha war es, welche die Verhandlungen von Cambray (1508) ‡) leitete. Die Niederländer waren übrigens mit ihrer Herrschaft zufrieden, da sie nirgends gewaltsam eingriff, und wenn nicht viel Gutes, so doch auch nichts besonders Böses that,

Wie wenig stark die Regierung der Niederlande zu ihrer Zeit war, ergibt sich daraus, daß die Provinz Holland auf eigene Faust mit der Hansa Krieg führte. Die Friesen setzten ihren Kampf gegen die Erben des (1500) verstorbenen Herzogs Albrecht von Sachsen fort, Utrecht, welches mit seinem Bischofe im Streite lag, erkannte Karl von Egmont als Schutzherrn an. Mittlerweile war Philipp's des Schönen Sohn, Karl V., unter den Augen seiner Tante Margarethe herangewachsen. Als Knabe von fünfzehn Jahren wurde er zum Herzoge von Brabant und Grafen von Flandern und Holland ausgerufen.

## § 47. Karl V. (1515—1556).

Karl's V. Bestreben ging während seiner vierzigjährigen Regierung dahin, im Innern seine Herrschaft unumschränkt zu machen, und nach Außen hin sie zu erweitern. Die Religion war ihm nur Mittel zu seinen Zwecken. In Spanien erreichte er sein Ziel mit Hülfe

*) Siehe Weltgeschichte von G. Struve Buch VI. Seite 118.

†) Ci-gît Margot la gente demoiselle,
Qui eut deux maris, et si mourut pucelle.

‡) S. Weltgeschichte Buch VI. S. 96. 279. 292. 358. 390.

der Inquisition und richtete dadurch das Land zu Grunde, in Deutschland und in den Niederlanden legte er den Keim zu furchtbaren Erschütterungen und Kriegen, indem er dem rollenden Rade der Zeit in die Speichen fiel.

Weiter oben *) haben wir den Charakter und die Hauptbegebenheiten des Lebens Karl's V. schon geschildert. Es bleibt uns hier nun noch zu sagen, was sich insbesondere auf die Geschichte der Niederlande bezieht.

Dieselbe Kurzsichtigkeit, welche Karl V. in den Angelegenheiten Deutschlands bekundete, und deren Folge war, daß die Reformation während der Zeit seiner Regierung die überraschendsten Fortschritte machte, legte er auch in den Niederlanden an den Tag. Wie er in Deutschland den Herzog Moritz von Sachsen erhob, um sich dessen zu seinen Zwecken zu bedienen, das Werkzeug aber bald zum Werkmeister wurde, welcher es ihm selbst zuvor that, so war es auch Karl V., welcher in den Niederlanden den Prinzen Wilhelm von Oranien zu Macht und Ansehen brachte, ohne zu ahnen, daß sein Sohn durch denselben die Hälfte der Niederlande verlieren würde. Alle Tyrannen haben gern begabte Diener. Sie wissen aber nicht, daß jeder derselben, welcher Charakter und Gesinnung besitzt, durch den Drang der Verhältnisse gezwungen wird, früher oder später ihnen feindlich entgegen zu treten. Nur Menschen ohne Grundsätze und Selbstständigkeit können sie in dauernder Unterwerfung erhalten.

Karl V. erreichte nicht selten in weltlichen Beziehungen seine Zwecke, allein fast jede Anstrengung, welche er in dieser Rücksicht machte, schwächte mehr oder weniger die Gegner der Reformation und stärkte folgeweise diese letztere. Um die Provinz Utrecht an sich zu bringen, verschaffte er Philipp, dem Bastard von Burgund, dieses Bisthum. Dabei hatte Karl einen höchst bedeutungsvollen Umstand übersehen. Philipp war ein eifriger Anhänger der Reformation, ein entschlossener Feind des römischen Aberglaubens, des Priester-Cölibats und des Fetischdienstes. Durch ihn zunächst fand die Reformation in den Niederlanden Eingang. Als der Bischof Philipp starb, fand dessen Nachfolger die Provinz zum größten Theile protestantisch. Der neue Bischof, welcher nicht die Macht besaß, die Angehörigen seines Sprengels mit der ihm zu Gebote stehenden Macht wieder unter das römische Joch zurück zu bringen, trat zu diesem Behufe seine ganze weltliche Gewalt dem Kaiser ab (1529). Allein der Graf von Geldern, welcher die Stadt Utrecht damals besetzt hatte, griff zu den Waffen, und erkämpfte sich ehrenvolle Bedingungen, welche ihm Karl im Frieden zu Cambray (1529) zugestehen mußte. In Friesland hatte der römische Unsinn niemals feste Wurzeln gefaßt, mehr als in einer anderen Provinz Deutschlands war dort die Bevölkerung auf Luther's Lehren vorbereitet. Der Graf Ezard von Ostfriesland erklärte sich offen für die Reformation. Erasmus von Rotterdam war vorsichtiger und ängstlicher als Luther, doch trugen seine Schriften nicht wenig dazu bei, der Reformation in den Niederlanden Bahn zu brechen.

Während der Herrschaft des burgundischen Hauses hatte die Geistlichkeit in den Niederlanden viel von ihrem früheren Ansehen verloren. Die Pfründen waren die Beute ränkesüchtiger Pfaffen oder niedriger Günstlinge des Hofes geworden. Der fleißige Bürger galt dort mehr, als der träge Mönch und der lässige Dorfpfarrer. Arbeit mit Sachkenntniß und Eifer gepaart, führte in den Niederlanden häufiger zu Reichthum und Ansehen, als ein Amt, welches nur einige Fertigkeit in Ceremonien und Gedächtnißkram erforderte.

Die niederländische Geistlichkeit besaß weder die Schlauheit und Gewandtheit Loyala's, noch die Grausamkeit der Inquisitoren. Nur der weltliche Arm konnte daher der Refor-

*) S. § 33, S. 239.

mation den Eingang in die Niederlande verwehren. Dieser war aber in dem Lande, welches seit mehr als einem Jahrtausend sich gewisse Freiheiten erhalten hatte, nicht ebenso mächtig als in Spanien. Die Blüthe des Handels und der Gewerbe war unzertrennlich mit den hergebrachten Rechten des Volkes verbunden. Jeder Eingriff in die Freiheit des Glaubens gefährdete zugleich den Wohlstand der Bürger. Nach Amsterdam und Antwerpen, diesen großen Marktplätzen Europa's, strömten aus allen Nachbarländern protestantische Kaufleute, welche mit ihren Waaren die neuen Lehren Luther's dahin brachten, und welche im Gewühle dieser großen Städte nicht leicht von den Häschern des Pfaffenthums aufgefunden werden konnten. Karl selbst führte mit den schweizerischen und deutschen Truppen, die er nach den Niederlanden zog, viele eifrige Anhänger der Lehren Luther's dahin. Zahlreiche Flüchtlinge aus England, Frankreich und Deutschland, welche lieber ihrem alten Vaterlande, als ihrem neuen Glauben entsagen wollten, fanden bei Gesinnungs-Genossen in den Niederlanden freundliche Aufnahme und bereitwillige Zuhörer. Damals bestand in Europa noch nicht jenes fluchwürdige Polizeisystem, welches in unseren Tagen jede Bewegung der Freiheit schon im Keime zu ersticken sucht. In den Niederlanden zumal, woselbst die städtischen Obrigkeiten eine gewisse unabhängige Gewalt besaßen, vermochte der oberste Herrscher nur wenig, insofern er nicht mit Heeresmacht gezogen kam, seinen Geboten Nachdruck zu geben. Wie fremde Protestanten in den Niederlanden den Saamen der Reformation ausstreuten, so sammelten ihn auch die Niederländer auf ihren Reisen im Auslande und pflanzten ihn bei ihrer Rückkehr in befruchtenden Boden. Viele Söhne des niederländischen Adels bildeten sich zu Genf aus, und verbreiteten Calvin's Lehren unter ihren Standesgenossen und in weiteren Kreisen. Die Schriften, welche in Deutschland mit so großem Eifer gelesen wurden *), drangen auch in die Niederlande ein und wirkten daselbst mit gleicher Kraft. Ganze Gesellschaften von Rednern (Rederyker), zogen durch die Provinzen, verspotteten in Liedern und theatralischen Vorstellungen die Mißbräuche der katholischen Kirche und griffen sie in ernster Rede an. Mit überraschender Geschwindigkeit theilte sich die Gährung der Gemüther von Deutschland, Frankreich und der Schweiz aus den Niederländern mit; namentlich waren es die nördlichen Provinzen, welche die Reformation mit Innigkeit und Wärme erfaßten. Nur die Furcht vor Strafe hielt die Zögernden ab, sich ihr anzuschließen. In Deutschland durfte Karl V. es nicht wagen, mit Gewalt die neue Lehre zu unterdrücken. Der kaiserlichen Macht boten Fürsten und Städte einen unüberwindlichen Widerstand. In den Niederlanden aber ließ der Kaiser seiner Verfolgungswuth freien Lauf. Er bekämpfte die Reformation durch die blutigsten Gesetze. Unter den strengsten Strafen verbot er das Lesen der Evangelien und der Briefe der Apostel, alle öffentlichen und geheimen Versammluhgen zu religiösen Zwecken, sogar jedes religiöse Gespräch am heimischen Heerde und bei Tische. Besondere Gerichte, welche Karl V. in allen Provinzen niedersetzte, sollten über die Vollstreckung seiner Glaubensgesetze wachen. Selbst der Gedanke wurde verpönt. Wer sogenannte ketzerische Meinungen hegte, sollte ohne Unterschied des Ranges, sein Amt verlieren. Des Todes schuldig wurde erklärt, wer sogenannte ketzerische Lehren verbreitete, oder auch nur den Versammlungen der Prediger des neuen Glaubens beiwohnte. Selbst der Widerruf und die Abschwörung der neuen Lehre sollte das unglückliche Opfer pfäffischer Glaubenswuth nicht retten, sondern nur eine minder schmerzliche Todesart zur Folge haben. In offenbarem Widerspruche mit den Landesgesetzen zog Karl V. die Lehensgüter der Verurtheilten ein, stellte er den Bürger vor ein ausländisches Gericht und gab ihn so der Willkür feiler Despotenknechte Preis. Als Karl V. die Protestanten Deutschland's im schmalkaldischen Kriege

*) S. oben §. 2. 4. 6.

besiegt hatte, traf er schon Anstalten, die spanische Inquisition mit allen ihren Gräueln in den Niederlanden einzuführen. Die Furcht vor diesem teuflischen Gerichte genügte, eine erschütternde Handelskrisis in Antwerpen herbeizuführen. Die fremden Kaufleute machten sich bereit, abzureisen. Handel und Wandel stand stille. Die Grundstücke sanken im Werth. Der Despot, welcher sich selbst eine reiche Geldquelle nicht zu Grunde richten wollte, mußte wenigstens dieser großen Handelsstadt einige Zugeständnisse machen. Doch auf dem Lande und in den übrigen Provinzen vergossen Karl's V. geistliche Henker das Blut unschuldiger Menschen in Strömen! Nicht weniger als fünfzig tausend ließ dieser fluchwürdige Tyrann während seiner Regierung in den Niederlanden des Glaubens wegen hinrichten! Durch solche Mittel allein konnte er versuchen, den alten Aberglauben und die römische Schreckensherrschaft aufrecht zu erhalten. Eine Religion, deren zuverlässigste Stütze der Henker ist, bricht sich selbst den Stab. Sie kann als Glauben keinen Werth haben, und kann nur frechen Despoten als Polizei-Anstalt dienen. Doch der Geist der Freiheit ist mächtiger, als die Wuth der Zwingherren. Umsonst errichtete Karl in den Niederlanden seine Scheiterhaufen, vergeblich trat er die alten Gesetze und Gewohnheiten der vereinigten Provinzen, die er beschworen hatte, mit Füßen. Er konnte zwar Tausenden auf dem Schaffote das Leben rauben und selbst eine Art von Inquisitionsgericht aufstellen, die Niederlande waren mit Deutschland, England und Frankreich, woselbst die geistige Bewegung eine so große Gährung hervorrief, zu innig verbunden, als daß eine vollständige Abschließung derselben möglich gewesen wäre. Die niederländischen Obrigkeiten hatten keine Freude an Hinrichtungen des Glaubens wegen. Sie schritten zu denselben nur, wenn sie durch die persönliche Anwesenheit Karl's dazu angeregt wurden. Zum Glücke hielt er sich aber nur selten und vorübergehend in den Niederlanden auf. Kaum hatte er dem Lande den Rücken gewendet, so tauchten die Prediger wieder auf, welche dem Volke Luther's Lehren mittheilten. Der Unwillen über die von Karl angeordneten Verfolgungen der Protestanten dauerte aber fort und theilte sich nicht selten auch eifrigen Katholiken mit, weil manche derselben nicht mit Gleichgültigkeit die Verletzung der Landesgesetze betrachteten, und befürchten mußten, daß, wenn es dem mächtigen Beherrscher zweier Welten gelingen sollte, in einer Beziehung sich über die Landesverfassung hinwegzusetzen, diese bald gänzlich untergehen möchte.

Während des Kaisers Abwesenheit vertrat ihn seine Schwester, die verwittwete Königin Marie von Ungarn, welche ohne den guten Willen der Niederländer wenig oder nichts vermochte, da ihr kein stehendes Heer zur Verfügung stand und Fremde in den Niederlanden zu keinen obrigkeitlichen Aemtern ernannt werden durften. Als Gent sich (1538) die Abgaben nicht gefallen lassen wollte, welche Karl ohne Berücksichtigung der Privilegien der Stadt erhob, und es darüber zu einem Aufstande kam, mußte der Kaiser in Person aus Spanien herbeieilen, um die widerspenstigen Bürger wieder zu unterwerfen (1540). Die Genter wagten nicht, Karl, als er an der Spitze eines Heeres gegen die Stadt zog, den Eingang streitig zu machen, und mußten für ihren leichtsinnig begonnenen Aufstand schwer büßen. Den Privilegien der Stadt und dem in den Niederlanden bestehenden Herkommen, demzufolge nie ein Stand durch den Beschluß der Mehrheit gebunden werden konnte, setzte er die Verfügung des von ihm durchaus abhängigen Staatsrathes und der ihm unbedingt ergebenen Ritter des goldenen Vließes entgegen. Er erklärte (am 24. April 1540): Gent und andere Stände sollen fortan an den Ausspruch der Mehrheit der Staaten gebunden sein. Ein Graf von Flandern solle künftig den Gentern nichts anderes beschwören, als daß er der Einrichtung folgen wolle, welche der Kaiser der Regierung zu geben im Begriffe stehe. Die Genter hätten das Verbrechen der beleidigten Majestät begangen und dadurch ihre Vorrechte, Leiber und Güter, ihre Waffen und ihre Sturmglocke Roeland

verwirkt." Hierzu kamen noch schwere Geldstrafen. Der ganze Stadtrath und dreihundert und fünfzig andere Bürger mußten im Hemde und mit einem Stricke um den Hals den Kaiser knieend um Gnade bitten. Sechs und zwanzig Bürger ließ Karl enthaupten, außerdem viele einkerkern und verbannen. Auf diese Weise dämpfe er zwar den Aufstand der Genter, allein alle Niederländer erhielten zugleich die Lehre, nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben, wenn sie einem Gebieter den Gehorsam aufgekündigt hätten.

Durch den Machtspruch, welchen Karl V. bei Gelegenheit des Aufstandes von Gent abgab, untergrub er nicht nur die Verfassung dieser Stadt, sondern zugleich auch diejenige sämmtlicher Provinzen der Niederlande. Bis dahin war jedes einzelne Herzogthum, jede einzelne Grafschaft oder Herrschaft nach ihren eigenthümlichen Gesetzen und Gewohnheiten regiert worden, ohne daß die Verfassung der übrigen Provinzen maßgebend gewesen wäre. Indem Karl V. sämmtliche Provinzen dem Urtheile seines Staatsraths und der Richter des goldenen Vließes unterordnete, schuf er eine höchste Gewalt, welche früher nicht bestanden hatte, und neben welcher die Verfassungen der einzelnen Provinzen todte Buchstaben waren. Allerdings mochte es einem Herrscher, welcher so viele Reiche unter seinem Scepter vereinigte, sehr unbequem sein, einen kleinen Theil seines Gebietes nach siebenzehn verschiedenen Verfassungen beherrschen zu müssen; allein den Bewohnern desselben war es nicht blos unbequem, sondern lästig und gefährlich, der Willkür eines durch Spanien an unbedingten Gehorsam gewöhnten Despoten preis gegeben zu werden. Sie duldeten zwar, daß Karl V. ihre Gerichte dem königlichen Rathe zu Brüssel, ihre Privilegien den Beschlüssen der Generalstaaten unterordnete und viele Ausländer zu Vollstreckern seines Herrscherwillens ernannte, allein er erregte dadurch gerechte Erbitterung. Die materiellen Vortheile, welche den Niederländern die Verbindung mit Spanien bot, wogen die Gefahren nicht auf, womit dieselbe ihre Freiheit bedrohte, und die Kriege, in welche Karl V. sie verflocht, brachten ihnen mehr Schaden, als er wieder gut machen konnte. Die fremden Söldner endlich, die er in das Land einführte, die Werbungen, die er darin anstellen ließ, mußten ihnen klar machen, daß zwischen ihnen und dem Kaiser nicht das Recht, sondern nur die Gewalt den Ausschlag gebe. So legte Karl V. schon die ersten Keime jenes Krieges, welcher unter seinem Nachfolger ausbrach und die Macht der spanischen Monarchie in ihren Grundfesten erschütterte.

Als Karl V. die Herrschaft über die Niederlande antrat, waren die Provinzen Utrecht, Geldern und Friesland noch von ihm unabhängig. Die Erhebung Philipp's von Burgund auf den Bischofsstuhl von Utrecht entfremdete dem Kaiser diese Provinz noch mehr. So lange Karl von Geldern lebte, gelang es dem mächtigen Beherrscher zweier Welten nicht, dessen Gebiet an sich zu ziehen. Im Bunde mit Frankreich wurde ihm der Achilles von Geldern oft ein sehr gefährlicher Gegner. Zwar kaufte Karl V. den Erben des Herzogs Albrecht von Sachsen ihre Ansprüche auf Friesland ab. Allein damit gewann er nicht viel, weil in Ostfriesland sich der Graf Edzard, in der Provinz Gröningen aber der Graf von Geldern seit den letzten Zeiten der Regentin Margaretha und des Kaisers Maximilian I. behaupteten. Erst nach des letzteren Tode (1543), trat Karl V. in den dauernden Besitz der Provinzen Utrecht, Friesland, Gröningen und Geldern ein.

Trotz der fast ununterbrochenen Kriege, welche Karl V. führte, und der nach damaligen Begriffen unermeßlichen Geldsummen, welche er aus den Niederlanden zog, hob sich der Wohlstand der Bevölkerung zusehends. Aus England und Spanien führten die Niederländer für vier Millionen Goldgulden Wolle ein, welche sie verarbeiteten und zum größten Theile in Gestalt von Tuchen wieder ausführten. Der Häringfang, in welchem mit den Seeländern keine andere Nation wetteifern konnte, beschäftigte zugleich Fischer, Schiffer und Kaufleute. Ein großer Theil der europäischen Christenheit wurde durch sie mit Fasten=

speisen versehen. Dennoch war bei ihnen die Idee mächtiger, als der Gedanke des Gewinnes. Denn als sie zu wählen hatten zwischen der katholischen Religion nebst ihren Fastengesetzen und der Reformation, wählten sie die letztere, obgleich sie befürchten mußten, dadurch ihren Häringshandel ganz oder doch zum größern Theile zu verlieren.

Die demüthigenden Erfahrungen, welche Karl V. machte, als er in Deutschland zugleich die Verfassung und die Reformation unterdrücken wollte, hielten ihn nicht ab, nach diesem doppelten Ziele auch in den Niederlanden zu streben. Die alte Religion, welche ihm als Mittel zur Knechtung der Völker diente, war ihm lieb, und wollte er aufrecht erhalten, die hergebrachten Verfassungen seiner Völker aber, welche der Willkür Schranken zogen, waren ihm verhaßt. Sie sollten sich vor seinen Launen beugen. Den Grimm, welchen Karl V. nach seiner in Deutschland erlittenen Niederlage empfand, wollte er an den Niederländern auslassen. Er schärfte die schon zu harten Gesetze wider die Protestanten und führte von der spanischen Inquisition soviel als er konnte, in den Niederlanden ein. Allein der Krieg mit Frankreich, seine zunehmenden Geistes- und Körperleiden lähmten seine Kraft. Noch war es ihm nicht gelungen, die vielen freiheitlichen Bestimmungen der Verfassungen der verschiedenen Provinzen, welche die Bürger vor den Uebergriffen der Ketzerrichter schützten, über den Haufen zu werfen. Selbst die Bischöfe boten nicht alle willige Hand zur Vollziehung der grausamen Gesetze des spanischen Despoten.

Zu den Zerwürfnissen mit den Niederländern und den Deutschen, zu dem Kriege, den Karl V. mit den Franzosen führte, und zu den Zwistigkeiten, in welche er mit seinem Bruder Ferdinand und dessen Sohne Maximilian gerathen war, kam noch eine Spannung mit seinem Sohne Philipp hinzu. Vergebens forderte der Kaiser diesen auf, sich zu ihm nach den Niederlanden zu begeben. Dieselbe maßlose Herrschsucht, welche den Vater sein ganzes Leben hindurch unstät hin und her getrieben hatte, wohnte auch in der Brust des Sohnes. Nur als Herrscher, nicht als Unterthan wollte Philipp sich in den Niederlanden zeigen. So drang er dem alternden Vater den Entschluß ab, zu seinen Gunsten die Kronen, die er trug, nieder zu legen. Gedemüthigt durch die in Deutschland erlittene Niederlage, welche seine Stellung den Franzosen gegenüber gefährdete, unzufrieden mit sich selbst und dem Schicksale, zog sich Karl V. nicht, wie Vespasian, um im Schooße der Natur von den Mühen der Vergangenheit auszuruhen, sondern um in Trägheit seinen Lieblings-Neigungen fröhnen zu können, von dem Schauplatze des Lebens zurück.

Am 25. Oktober 1555 versammelte Karl V. zu Brüssel die Generalstaaten der Niederlande um sich. Mit der rechten Hand stützte er sich auf einen Stock, mit der linken auf die Schulter Wilhelm's von Nassau, Prinzen von Oranien, als er in den Saal eintrat. Unter den Thronhimmel von Burgund waren drei Lehnstühle gestellt worden. Auf dem mittleren nahm Karl, auf dem zur Rechten sein Sohn Philipp, zur Linken seine Schwester Maria von Ungarn, die Regentin des Landes Platz. Der Präsident des Rathes von Flandern, Philibert von Brüssel, eröffnete den Ständen, auf Befehl des Kaisers, in schwülstigen Redensarten die Gründe, welche den Beherrscher der Niederlande bestimmten, die Regierung in die Hände seines Sohnes nieder zu legen. Dann erhob sich Karl V., wiederum gestützt auf seinen Stock und Wilhelm von Nassau, und fügte selbst noch eine ziemlich lange Rede hinzu, die er mit den an Philipp gerichteten Worten schloß: „Mein Sohn, wenn mein Tod Sie in den Besitz dieser Provinzen setzte, verdiente ich Ihren Dank für ein so reiches Erbe, um so mehr, weil Sie durch meinen Willen, und weil Ihr Vater dem Tode vorgreifen will, in den Genuß dieser Erbschaft treten." Sehr bezeichnend setzte Karl bei: „Mögen Sie nicht, wie ich, gezwungen sein, zu Gunsten Ihres Sohnes vor der Zeit abzudanken!" Philipp wußte nur zu antworten, daß der Bischof von Arras (der jüngere Granvella), dem er sein Herz eröffnet habe, statt seiner sprechen werde, da er es weder

in französischer, noch in flamandischer Sprache könne. Am 27. Oktober leisteten die Stände des Reiches dem neuen Herrscher den Eid der Treue. Philipp ergriff die Zügel der Herrschaft. Fast ein Jahr verging, bevor sich Karl V., am 12. September 1556, nach Spanien einschiffte.

Alle diese Nebenumstände der Abdankung Kaiser Karl's sind von Bedeutung, denn sie werfen, ungeachtet des verhüllenden Schleiers von Ceremonien und Redensarten, ein helles Licht auf die Charaktere der handelnden Personen. Karl V. schärfte nicht umsonst seinem Sohne die Pflicht der Dankbarkeit ein. Er wußte wohl, daß Philipp diese Tugend nicht besaß. Nur zu bald mußte Karl erfahren, daß Philipp seine letzten Wünsche wenig berücksichtige. Obgleich der Kaiser schon im Juni 1553 seinem Sohne den Auftrag gegeben hatte, an der Seite des Klosters Juste ein Haus bauen zu lassen, welches groß genug sei, ihn und seine Diener aufzunehmen, so war dasselbe doch gegen Ende des Jahres 1556 noch nicht fertig geworden. Karl V. mußte drei Monate in dem Städtchen Xarandilla zubringen, bevor er nach Juste ziehen konnte (3. Februar 1557). Während Karl dort seinem Tode entgegen ging, und Philipp mit seinen despotischen Gelüsten mehr und mehr hervortrat, bereitete sich der Jüngling, auf den sich der Kaiser bei seiner Abdankung gestützt hatte, zu der großen Rolle vor, die er auf der Weltbühne spielen sollte.

## §. 48. Philipp's II. erste Zeit (1555—1567).

Unter den zahlreichen Despoten, die uns die Geschichte vorführt, ist schwerlich ein einziger, welcher die Entrüstung, den Abscheu und den Ekel aller gesunden Menschen in so hohem Grade anregt, als Philipp II. von Spanien. Er vereinigte in sich die Heuchelei und die Verfolgungswuth der verruchtesten Pfaffen mit der Herrschsucht der blutdürstigsten Könige und der Ausschweifung der verkommensten Wollüstlinge. Sein Ende war seines Lebens würdig: der katholische König wurde von Läusen aufgefressen. Bestimmter als irgend ein anderer Mensch macht er uns anschaulich, wozu die katholische Religion führt, wenn man sich ihrem Dienste mit Leib und Seele widmet. Kein syrischer oder indischer Despot schlachtete seinem Moloch oder Jaggernaut so viele Opfer, als Philipp seinem Gotte. Keine heidnische Religion, dieses erhellt aus Philipp's II. Leben, kann mit so gutem Rechte die blutige genannt werden, als diejenige, welche von ihren Anhängern als katholische, als allgemeine gepriesen wird. Philipp II. verhält sich zu der römischen Kirche, wie sein Gegner Wilhelm von Nassau zu der protestantischen. Wer könnte zwischen Beiden schwanken?

Als Philipp die Herrschaft über die Niederlande antrat, ja schon früher, als er sich weigerte, seinen kranken Vater daselbst zu besuchen, falls ihm dieser nicht sofort seine Rechte auf dieselben übertragen wollte, — war sein Entschluß gefaßt, der Freiheit des Volkes auf religiösem und politischem Gebiete die Axt an die Wurzel zu legen. Seinem herrischen Gemüthe sagte der frische Muth und der muntere Geist, den sich die Niederländer selbst unter der Zuchtruthe Karl's V. erhalten hatten, nicht zu. Er zog den gekrümmten Nacken und das gebeugte Knie seiner Spanier dem freien Blicke und dem aufrechten Gange des Niederländers vor. Sie sollten sich auch beugen und krümmen, wie jene. Also wollte es Philipp. Sie sollten glauben, was er ihnen vorschrieb, bezahlen, was er verlangte und in allen Dingen ihren Willen dem seinigen unterordnen. Um die Mittel zu diesem Zwecke war Philipp nicht verlegen. Meineid und Meuchelmord, Preisgebung treuer Diener und massenhafte Abschlachtung der Feinde galt ihm gleichviel. Den Umständen nach freundlich oder drohend, nachgiebig oder schroff behielt er sein Ziel stets im Auge. Unter dem Aushängeschilde einiger Milde bereitete er die blutigsten Maßregeln vor. Wenn er den For-

derungen des Volkes nachzugeben schien, geschah es nur, um es desto tiefer zu kränken, desto unbarmherziger unter die Füße zu treten.

Schon die äußere Erscheinung des Despoten war im höchsten Grade abstoßend. Als Jüngling zeigte er sich in England, Deutschland und in den Niederlanden, um durch die Gunst der Großen die Herrschaft über diese Länder zu gewinnen. Der Wille seines Vaters verschaffte ihm die Niederlande, allein Deutsche und Engländer wandten sich mit Schaudern von ihm ab.

Jeder Schritt, den Philipp vom Tage des Antritts seiner Regierung in den Niederlanden that, war auf die Täuschung des Volkes berechnet. Er fühlte sich nicht stark genug, die in den Herzen und in den Gewohnheiten der Niederländer fest wurzelnde Verfassung derselben durch einen kräftigen Stoß über den Haufen zu werfen. Alle Maßregeln, die er traf, waren aber auf deren Untergrabung berechnet. Um die Stände willig zu machen, die von ihm begehrten Abgaben zu gewähren und die von ihm eingesetzte Regierung zu genehmigen, gab er sich, als er im Begriffe stand, für immer Spanien zu seinem Aufenthalte zu wählen, den Schein, als gedenke er, in kurzer Zeit zurück zu kehren. An die Spitze der Regierung stellte er seine Halbschwester, Karl's V. natürliche Tochter Margaretha, Herzogin von Parma. Ihr zur Seite setzte er aber mit weit größeren, ihm allein nur bekannten Vollmachten den Bischof von Arras, Anton Perrenotte von Granvella, ein blindes Werkzeug seines despotischen Willens. Die Niederländer hätten in ihrer Wahl nur zwischen dem Grafen von Egmont und dem Wilhelm von Oranien geschwankt, da diese beiden Männer, der eine als Krieger, der andere als Staatsmann die größten Fähigkeiten an den Tag gelegt, und die glänzendsten Verdienste um das Volk sich erworben hatten. Margarethe, wenn sie nicht bloß den Titel, sondern auch die Gewalt einer Statthalterin besessen hätte, wäre ihnen erträglich gewesen. Allein sie sollte nur repräsentiren. Den Willen Philipp's zu vollstrecken, war Granvella berufen. In ganz ähnlicher Weise war der Regentschaftsrath zusammen gesetzt. In demselben hatten zwar Egmont, Oranien und der Graf von Horn Sitz und Stimme, allein die Kreaturen Philipp's bildeten die überwiegende Mehrheit, obgleich es dem Despoten nicht gelang, den spanischen Herzog von Feria hinein zu bringen. Granvella, Viglius von Zuichem, der Graf von Barlaimont und andere, welche eine geheime Kamarilla um die Statthalterschaft bildeten, waren bereit, jeder Gewaltmaßregel des Königs den Stempel der Gesetzlichkeit aufzudrücken. Doch der spanische Tyrann zählte nur die Stimmen, er wog nicht deren Schwere. Darum scheiterten am Ende doch alle seine Pläne.

Wilhelm von Oranien, welcher die Absichten Philipp's durchschaute und von dessen Geheimnissen genaue Kenntniß besaß, bewirkte durch seinen Einfluß, daß die Generalstaaten, weit entfernt, die von ihnen verlangten Abgaben auf unbestimmte Zeit hinaus zu gewähren, darauf drangen, daß die Steuern vermindert, die fremden Truppen aus dem Lande gezogen und nur Landeseingeborenen Aemter mit Verantwortlichkeit anvertraut werden sollten.

Am 20. August 1559 schiffte sich Philipp nach Spanien ein, voll von Grimm gegen die Niederlande überhaupt und den Prinzen von Oranien insbesondere, dem er, nicht ohne Grund, die Unwillfährigkeit der Generalstaaten beimaß.

Kurz zuvor (April 1559) war der Frieden von Chateau-Cambresis abgeschlossen worden. Den Niederländern hatte es Philipp zu danken, daß derselbe für ihn so vortheilhaft ausfiel. Graf Egmont hatte in der Schlacht von St. Quintin den Ausschlag gegeben und bei Gravelingen allein den Sieg gewonnen. Das hielt aber den Despoten nicht ab, sich von dem Könige der Franzosen in einem geheimen Artikel versprechen zu lassen, ihm mit seiner ganzen Heeresmacht beizustehen, falls die Niederländer sich widerspenstig

zeigen sollten. Wilhelm von Oranien erhielt durch den König von Frankreich selbst Kenntniß von dieser Bestimmung, welche den unmittelbaren Zweck hatte, mit Hülfe französischer Söldner die Reformation und die Verfassung der Niederländer gewaltsam zu vernichten.

Dieser geheime Artikel des Friedens-Vertrags beweist deutlich, daß Philipp schon im Anfange des Jahres 1559 voraussah, daß die von ihm beabsichtigten Maßregeln die Niederländer zum Aufstande treiben müßten, und daß er damals schon nur auf die Mittel sann, denselben im Blute des Volkes zu ersticken. Im Hinblicke auf die ihm zugesicherte französische Hülfe konnte Philipp in's geheim lächeln, als die Niederländer die Abberufung der in ihrem Gebiete befindlichen spanischen Truppen verlangten. Dennoch zögerte er mit der Erfüllung dieses Verlangens mehr als drei Jahre lang. Erst im December 1560 rief er das wilde Raubgesindel, welches das Volk fast zur Verzweiflung gebracht hatte, ab. Mittlerweile waren aber zu den alten Beschwerden viele neue hinzu gekommen.

Nur mit Hülfe der Inquisition und der Jesuiten glaubte Philipp den erwachten Freiheitsgeist der Niederländer brechen zu können. Um diese furchtbaren Geißeln der Menschheit mit Erfolg in den Niederlanden einführen zu können, mußte er die ganze kirchliche Verfassung des Landes umstürzen. Dazu reichte ihm der Papst willig die Hand. An die Stelle der vier Bischöfe von Utrecht, Arras, Cambray und Tournay, welche bisher von den Capiteln frei erwählt worden waren, und die gesammten Niederlande umfaßten, traten vierzehn, welche der König ernannte und der Papst bestätigte. Mecheln und Utrecht wurden zu Erzbisthümern erhoben, letzteres dem verhaßten Granvella nebst dem Cardinalshute ertheilt, und sämmtliche Bischofssitze mit den Gütern der reichsten Abteien mit ansehnlichen Einkünften ausgestattet.

Durch diesen Gewaltstreich machte Philipp auf einmal die gesammte römisch-katholische Geistlichkeit der Niederlande von sich unbedingt abhängig. Er ernannte zu Bischöfen nur blinde Werkzeuge seiner Verfolgungswuth und gedachte, durch sie die Reformation mit Stumpf und Stiel ausrotten zu lassen. Auch die Staatsverfassung wurde dadurch vollständig untergraben. Denn die Geistlichkeit nahm in der allgemeinen Ständeversammlung den ersten Platz ein. An die Stelle frei gewählter Bischöfe und Aebte traten Philipp's Kreaturen. Von diesen ließ sich kein Widerstand gegen irgend einen Uebergriff des Despoten, sondern nur Billigung und Genehmigung jedweder tyrannischen Maßregel erwarten.

Die Niederländer, welche unter Karl V. fünfzig tausend ihrer Mitbürger des Glaubens wegen hatten abschlachten sehen, ohne zu den Waffen zu greifen, ließen sich auch diese eigenmächtige Veränderung ihrer kirchlichen und staatlichen Verfassung gefallen, jedoch nicht ohne Murren und deutliche Zeichen steigender Unzufriedenheit. Statt aber in Philipp selbst die eigentliche Ursache aller gegen ihre Freiheiten gerichteten Bestrebungen zu erkennen, warf sich der ganze Haß der Nation auf Granvella. Oranien, Egmont und Graf Horn erklärten der Statthalterin (1562), sie würden den Sitzungen des Staatsraths, so lange Granvella Mitglied desselben sei, nicht mehr beiwohnen. Endlich (März 1564) erlaubte der König dem verhaßten Minister, welcher selbst seine Stellung unerträglich fand, sich zurück ziehen zu dürfen. Natürlich blieb aber alles beim Alten, weil Viglius und Barlaimont statt Granvella's von nun an den königlichen Willen vollzogen, und die neu eingesetzten Bischöfe ganz im Geiste des Tridentiner Concils, dessen Beschlüsse in den Niederlanden durch den König verkündet worden waren, gegen die Protestanten wütheten. Damit noch nicht zufrieden, traf Philipp sogar Anstalten, die spanische Inquisition, gegen welche sich die Niederländer so lange und so heftig gestreubt hatten, endlich einzuführen. Diejenigen Mitglieder der Regentschaft, welche nicht an Philipp verkauft waren, zogen sich von den Berathungen zurück, in welchen ihre Stimme nicht gehört wurde. Die Häscher der Glaubensrichter lauschten an allen Ecken und drangen selbst in die verborgensten Ge-

mächer des Familienlebens ein. Die Verhaftungen und Hinrichtungen mehrten sich auf furchtbare Weise. Nur in den Provinzen Holland, Seeland und Utrecht, deren Statthalter Wilhelm von Oranien war, konnten die verruchten Henker des Pfaffenthums ihre Opfer nicht zur Schlachtbank führen. Da und dort erhob sich das Volk, um die Mitbürger zu befreien, oder sie gegen die Schergen Philipp's und des Papstes zu schützen.

Die Frage war, sollten die Niederländer länger das schimpfliche Joch des spanischen Despoten tragen? Sollten sie zugeben, daß ihre edelsten Bürger auf den Scheiterhaufen der Glaubensrichter verbrannt, oder in deren Kerker zu Tode gemartert würden? Sollten sie sich in denselben Zustand geistigen Stumpfsinns und finstern Aberglaubens gewaltsam versetzen lassen, welcher auf Spanien lastete? Noch war nicht alle Kraft aus dem Volke entschwunden. Der Augenblick der Entscheidung war gekommen. Doch mit großer Aengstlichkeit und fast übertriebener Vorsicht entschloß sich das durch Karl's V. lange Zwingherrschaft auf Philipp's blutige Regierung vorbereitete Volk der Niederländer zum Widerstande.

Am 25. März 1566 gründete Philipp von Marnix, Herr von St. Aldegonde einen Verein, dessen Mitglieder sich eidlich verpflichteten, das Land erforderlichen Falles mit Waffengewalt gegen die Einführung der Inquisition und den Umsturz der Landesgesetze zu schützen. Die Urkunde, welche Anfangs nur neun Männer außer Marnix unterzeichneten, wurde Kompromiß genannt. Sie bildete den Felsen, an welchem sich Philipp's Macht brach. Bald zählte sie viele tausend Unterschriften, darunter die Namen selbst katholischer Priester und bekannter Royalisten. Denn auch diese hegten Abscheu vor spanischer Inquisition und Tyrannei. Am 5. April begaben sich mehrere hundert der Unterzeichner des Kompromisses aus den nördlichen Provinzen nach Brüssel und übergaben in feierlichem Zuge ihre Forderungen der Statthalterin. Oranien, Egmont und Horn gesellten sich zu ihnen des Abends, als der Graf von Brederode sie im Cuylenburg'schen Palaste bewirthete, und gaben dadurch deutlich die Sympathien zu erkennen, welche sie für die Sache der Freiheit hegten. Der Graf von Barlaimont hatte die Männer des Kompromisses gueux (Bettelvolk) genannt, als diese vor der Statthalterin erschienen. In der That waren viele derselben durch Zurücksetzung und Verfolgung von Seiten der Regierung in ihren Vermögensverhältnissen herunter gekommen. Sie schämten sich ihrer Armuth nicht, und ergriffen mit Begeisterung als Parteinamen die Bezeichnung, welche ein gehässiger Gegner ihnen im Uebermuthe, den ihm sein blutbefleckter Reichthum einflößte, beigelegt hatte. Die entschlossenen Männer, welche zuerst es wagten, dem spanischen Tyrannen Trotz zu bieten, nannten sich Geusen. Bald schon flog ihr Namen auf den Fittigen des Sturmes von Land zu Land und von Meer zu Meer.

Von einem Ende zum andern wurden die Niederlande durch sie in Aufregung gebracht. Die Geusen erkannten sich gegenseitig an dem Bettelsack und einem Bündel Pfeile, den von ihnen gewählten Parteizeichen. Die Obrigkeiten wagten nicht, gegen sie einzuschreiten. Im Bewußtsein ihrer großen Zahl verloren die Geusen und alle, welche, auch ohne das Kompromiß unterzeichnet zu haben, das Joch des spanischen Despoten mit Widerstreben trugen, die Furcht, welche bisher sie regungslos gehalten, oder doch gezwungen hatte, sich in den Schleier des Geheimnisses zu hüllen. Die Kühnheit der Geusen theilte sich schnell Tausenden von Gesinnungsgenossen mit. Auf religiösem Gebiete war der Druck am furchtbarsten gewesen, auf diesem that sich folgerichtig zuerst der Gegendruck des Volkes kund. Begeisterte Prediger sprachen öffentlich zum Volke, während sie früher nur im Dunkel der Nacht mit Lebensgefahr zu kleinen Versammlungen hatten sprechen können. Hermann Stricker aus Overyssel, Peter Dathen von Poperingen und Ambrosius Villa thaten sich unter diesen besonders hervor. Viele Tausende versammelten sich um sie und konnten, im Hinblicke auf die sie bedrohenden Gefahren und in dem vollen Bewußtsein, daß Philipp

ihnen niemals Freiheit des Glaubens gewähren würde, dem gerechten Hasse, den sie gegen die sie bedrückenden Pfaffen hegten, keine Schranken ziehen. In der Nähe von St. Omer brach eine Schaar aufgeregter Menschen in die Kirchen, zerschlug die Bilder, die Reliquienkästen und alle übrigen Fetische, welche die bethörten Knechte des Pfaffenthums als heilig verehrten. Aehnliche Vorfälle trugen sich in Ypern, Lille, Antwerpen, Gent, Valenciennes, Tournay, Mecheln und anderen Städten zu. In Flandern und Brabant wurden über 400 Kirchen auf solche Weise heimgesucht. In die nördlichen Provinzen drang diese Bewegung nur wenig ein. Friesland, Geldern und Holland, also gerade diejenigen Gegenden, in welchen der Protestantismus die größten Fortschritte gemacht hatte, blieben gänzlich verschont.

Diese Bilderstürmer sind von den meisten sowohl protestantischen, als katholischen Geschichtschreibern mit übertriebener Härte verdammt worden. Wie die Ritterburgen fallen mußten, wenn dem Faustrecht gesteuert werden sollte, so müssen die Sitze des Pfaffenthums: Kirchen und Klöster untergehen, wenn dem Aberglauben ein wirksamer Damm entgegengesetzt werden soll. Die niederländischen Bilderstürmer fehlten nur insofern, als sie nicht planmäßig, nicht systematisch, nicht mit der erforderlichen Kraft und Ausdauer zu Werke gingen. Die Zerstörung einiger Fetische der katholischen Kirche, einiger Bilder, Altäre, Hostien, Reliquien u. s. w. konnte nur reizen, nicht die Kraft des Pfaffenthums brechen. Wir tadeln an den sogenannten Bilderstürmern der Niederlande nicht, was sie thaten, sondern was sie unterließen. Der tausendjährige Druck, unter welchem die Pfaffen das Volk gehalten hatten, die täglichen Mordthaten, die sie an den Gegnern ihres Glaubens um dieselbe Zeit verübten, regte mit vollem Rechte die Entrüstung aller besseren Menschen gegen die geistlichen Zwingherren auf. Die Zerstörung lebloser Gegenstände, welche bei dieser Gelegenheit statt fand, wiegt, nach meiner Anschauungsweise, nicht ein einziges Menschenleben auf, welches Pfaffen und Despoten am Altare ihres christlichen Moloch abschlachteten. Die Schandthaten der Päpste und der mit ihnen verbündeten Kaiser und Könige waren, namentlich um jene Zeit, so riesengroß, daß die Erhebung der Massen, die sich in den Bilderstürmern kund that, daneben gänzlich verschwindet. Nicht ein Menschenleben ging dabei verloren. Noch immer wird den gebietenden und den gehorchenden Theilen der Menschheit nicht mit gleichem Maße gemessen. Die Eingriffe, deren sich freche Despoten in die Rechte ihrer Völker erlauben, werden gewöhnlich sehr gelinde beurtheilt. Jede Verletzung der hergebrachten Gewohnheiten und der bestehenden Gesetze dagegen, zu welcher die Massen durch ihre Tyrannen selbst gedrängt werden, brandmarken verblendete Schriftsteller mit den schärfsten Ausdrücken, als Greuel der Verwüstung, Entweihung u. s. w.

Wo die Religion und die Freiheit von Millionen auf dem Spiele stehen, kommen unseres Erachtens Gegenstände von Holz und Stein, und selbst Werke der Kunst und der Wissenschaft nicht in Betracht. Diese mögen ohne Scheu geopfert werden, wenn es nothwendig ist, um das erhabene Ziel der Abschüttelung unerträglichen Druckes zu erreichen. Der Fehler der Bilderstürmer war aber, daß ihnen ein solches nicht vor der Seele schwebte, daß sie nur dem augenblicklichen Impulse folgten, der sie zur Zerstörung der ihnen mit Recht verhaßten Symbole ihrer geistlichen Tyrannen trieb. Nicht im Sturme des Augenblicks läßt sich aber die Macht von Jahrtausenden zertrümmern, noch weniger läßt sich so schnell ein neues Gebäude der Freiheit aufrichten. Es gelang den Bilderstürmern freilich nicht, das alte Joch des Pfaffenthums zu zerschlagen, allein sie hieben doch ein Stück davon ab, und wogen so reichlich den Schaden auf, welchen sie angerichtet haben mochten.

Die verwahrlosten Massen machen ihre Revolutionen anders, als die begünstigten Stände. Sie haben weder Zeit, zu überlegen, noch ihre Entschlüsse aufzuschieben. Wenn

sie der Anregung des Augenblicks nicht Folge leisten, verlieren sie schnell, unter dem Drucke der täglichen Nahrungssorgen, ihre Kraft. Der Adel konnte ein Compromiß unterzeichnen, eine Reise nach Brüssel machen, und neue Versammlungen ausschreiben. Zu alle dem hatte das gedrückte Volk weder Zeit, noch Mittel. Die Proletarier folgten ihrem Instinkte und verbreiteten dadurch einen Schrecken, welcher dem Adel sehr wohl zu statten kam. Denn die ganze Stärke der Regierung, welche die Männer des Compromisses ohne Zweifel sofort bitter empfunden haben würde, wandte sich jetzt gegen die Bilderstürmer, neben welchen die Geusen der damaligen Zeit als bescheidene Bittsteller erschienen.

Wie in unseren Tagen ließen sich auch damals die Männer des gemäßigten Fortschrittes zu Unterdrückung der stürmischen Ausbrüche der gerechten Volkswuth gebrauchen. Die Kraft des Aufstands wurde dadurch gebrochen, und der Streit, welcher durch einige kühne Streiche schnell zu Ende gebracht werden konnte, wurde um acht Jahrzehnte verlängert.

Die Herren des gemäßigten Fortschritts erwarben sich denselben Dank von Philipp II., welcher in unseren Tagen ihren Gesinnungsgenossen von Friedrich Wilhelm IV. und anderen deutschen Tyrannen zu Theil wurde. Die ihm in Zeiten der Drangsal geleisteten Dienste vergaß der spanische Despot sehr schnell, allein des stillen Widerstands, den sie seit eilf Jahren seinen Plänen entgegengesetzt hatten, blieb er eingedenk, schrieb demselben alle später eingetretenen Wirren zu, und nahm sich vor, furchtbare Rache zu nehmen. Wilhelm von Oranien erhielt den Beweis hiervon durch ein Schreiben des spanischen Gesandten zu Paris an die Statthalterin, das er sich zu verschaffen wußte, legte dasselbe den Grafen von Egmont, Horn und Hoogstraaten bei einer Zusammenkunft, die er mit ihnen zu Termonde hatte, vor, und drang darauf, sich zum Kampfe mit den Spaniern zu rüsten. Doch der Graf Egmont, welchen, als er vor einem Jahre in Madrid gewesen war, Philipp vollständig irre geführt hatte, erklärte, sich dem Dienste des Königs ohne Rückhalt widmen, und unter keiner Bedingung die Gefahren eines Aufstands bestehen zu wollen. Wilhelm von Oranien verließ mit seiner ganzen Familie das Land. Nur seinen ältesten Sohn, den Grafen von Büren, ließ er auf der hohen Schule von Löwen zurück. An verschiedenen Orten, namentlich zu Valenciennes, Herzogenbusch und Vienne kam es zum offenen Kriege zwischen den Freiheitskämpfern und den Truppen der Statthalterin. Doch es fehlte diesen einzelnen Bestrebungen an aller Einheit. Ein Heer von 10,000 Mann Kerntruppen rückte von Italien durch Frankreich gegen die Niederlande vor. Durch die Waffen wurden die im Felde stehenden Schaaren nieder geworfen, durch den Schrecken, welcher vor dem Herzog Alba einherging, diejenigen gelähmt, welche noch nicht zum Schwerte gegriffen hatten.

## § 49. Oranien und Alba (1567—1584).

Im August 1567 traf der spanische Großhenker im Luxemburg'schen ein. Die feilen Knechte des Pfaffenthums und des Despotismus haben ihn als einen großen Feldherrn gepriesen, doch mit Unrecht. Er war es so wenig als der Prinz von Preußen, Haynau oder Wrangel in unseren Tagen. Er befehligte die geübtesten Truppen der damaligen Zeit, und die reichsten Länder der Erde lieferten ihm die Mittel der Kriegführung. Ihm gegenüber standen unorganisirte Massen, und auch diese traten mit ihm erst, nachdem er sich in den Niederlanden festgesetzt hatte, in offenen Kampf. Die haarstreubenden Grausamkeiten, die er beging, trieben das Volk zu einem Kriege, den er nicht zu erdrücken vermochte, aus welchem er vielmehr abberufen wurde, weil sich selbst sein gleichgesinnter Herr überzeugte, daß er demselben nicht gewachsen sei.

Alba begann seine Thätigkeit damit, daß er dem Lande die spanische Inquisition und

den s. g. Rath der Unruhen, welchen die Niederländer aber weit bezeichnender den Blutrath nannten, verlieh. Schon am 9. Septbr. ließ er die Grafen Egmont und Horn verhaften. Im Anfange des Jahres 1568 entfernte sich die Statthalterin, nachdem sie längst überflüssig geworden war. Mordgier und Habsucht wütheten um die Wette. Der Verurtheilte verlor mit seinem Leben auch seine Habe. Die Richter waren nicht selten lüsterner auf diese, als auf jenen. Die reichen Leute, welche aus Schlaffheit und um ihr Vermögen nicht zu gefährden, sich von allen Bewegungen fern gehalten hatten, büßten nicht minder, als diejenigen, welche zugleich mit dem Fortschritte und mit dem König Philipp geliebäugelt hatten, für ihre Erbärmlichkeit. Die entschiedenen Gegner des Aberglaubens und des Despotismus, die klaren Köpfe, welche die Lage der Dinge richtig beurtheilten, hatten sich zur rechten Zeit entfernt. Schaarenweise folgten jetzt, oft nach dem Verluste theuerer Angehörigen und mit Preisgebung ihres ganzen Vermögens diejenigen nach, welche sich nicht geduldig unter das Joch des spanischen Wütherichs beugen wollten. Fabriken und Gewerbe stockten, der Werth der Grundstücke sank, in Gent stand die Hälfte der Häuser leer. Auf dem festen Lande herrschte der Schrecken. Doch auf dem Lieblings-Elemente der Bewohner der nördlichen Provinzen, auf dem Wasser begann der Krieg. Die Wasser-Geusen erhoben ihre kühnen Häupter und verbreiteten Schrecken unter den Werkzeugen spanischer Tyrannei, ihren Anhängern und geduldigen Knechten. Sie wollten nicht das unwürdige Joch des vereinten Pfaffenthums und Königthums auf ihren Rücken nehmen, und lieber sich Räuber und Mörder schelten lassen, als Sklaven sein.

Die freien Männer der nördlichen Provinzen besaßen zwar keine Stadt und kein Dorf mehr im Lande, allein Schiffe, von denen aus sie den Kampf auf Tod und Leben begannen. Bald machten sie sich zu Beherrschern der Seen, der seichten Küsten und der Sümpfe, wohin ihnen die Spanier nicht zu folgen wagten. Durch den Erfolg kühner gemacht, dehnten sie ihre Unternehmungen immer weiter aus. Sie griffen die Spanier in ihren Kolonien an, nahmen ihnen die Handelsflotten weg, unterbrachen alle ihre Verbindungen auf dem Meere Der Prinz von Oranien ertheilte ihnen Kaperbriefe und drückte dadurch ihren Streifzügen auf der See den Stempel des herrschenden Völkerrechts auf.

Während die Wasser-Geusen auf allen Meeren die glänzendsten Siege über die Spanier errangen und ihnen Schaden beibrachten, wuchs zu Lande die Zahl der Flüchtlinge in solchem Maße an, daß Wilhelm von Oranien darauf die Hoffnung gründete, auch von dieser Seite her die Spanier angreifen zu können. Leider hielt kleinlicher Sektengeist die Lutheraner ab, ihren großen calvinistischen Brüdern in den Niederlanden kräftig unter die Arme zu greifen.

Allein einige Hülfe gewährten sie doch. Andere erhielt Oranien von den zahlreichen und zum Theile sehr vermöglichen Flüchtlingen, welche Philipp und sein Statthalter Alba fortwährend aus dem Lande trieben.

Die Spanier ahnten nicht, welche Feindesmacht sie schufen, indem sie dieses thaten.

Zu allen Zeiten ist das Gewicht der politischen Flüchtlinge zu gering angeschlagen worden. Viele der großartigsten Revolutionen wurden durch sie zu Stande gebracht. Politische Flüchtlinge waren Oranien und die Wasser-Geusen, welche die Macht Philipp's brachen. Politische Flüchtlinge gaben später die kräftigste Anregung zum Sturze des Hauses Stuart, und wenn ich nicht sehr irre, steht ihnen in unseren Tagen, da sie zahlreicher und geistig kräftiger sind, als jemals, eine große Rolle, bei der unausbleiblichen Wiedergeburt Europa's bevor.

Das Loos des politischen Flüchtlings ist so herb, daß die Sehnsucht ihn nicht verläßt, in das Vaterland, aus welchem ihn die Gewalt vertrieb, zurückzukehren, und daß er alles wagt, sie zu befriedigen. Dem Kanzler Granvella war es aber unbegreiflich, daß Wilhelm

von Oranien seine glänzende Stellung, Leib und Leben im Kampfe gegen Philipp II. einsetzen konnte. Der politische Flüchtling wird sich darüber nicht wundern. Wer einmal aus dem Gebiete des Alltagslebens herausgetreten ist, dem kann dieses nicht mehr genügen. Wer die lichten Höhen der Freiheit erklommen hat, wird sich in den finstern Schluchten der Knechtschaft nicht mehr glücklich fühlen. Vor seiner Seele schweben Heimath und Freiheit in untrennbarem Bunde. Sie sind das Ziel, nach welchem er ringt bis zum letzten Hauch seines Lebens.

Zuerst rückte der Graf Ludwig von Nassau, Wilhelm's Bruder in's Feld. Er zog aus Ostfriesland in das Gröninger Land, schlug bei Winschoten den Grafen von Aremberg auf's Haupt, erlitt aber selbst am 20. und 21. Juli 1568 bei Jemgum zwischen Emden und Leer eine entscheidende Niederlage. Wilhelm, welcher kurz nach seinem Bruder an der Maas und Schelde an der Spitze eines Heeres erschienen war, mußte schon bald dieses wieder entlassen, da es ihm an den Mitteln fehlte, es zu bezahlen.

Mittlerweile hatte Alba (den 3. Juni 1568) die Grafen Egmont und Horn und viele andere der angesehensten Niederländer hinrichten lassen. Gewöhnlich bejammern die Geschichtschreiber deren Schicksal in kläglichen Redensarten. Ich kann in diesen Ton nicht einstimmen. Der ärmste Wasser-Geuse steht in meinen Augen höher, als der reichste dieser Grafen. Ich kann mit den schwankenden Menschen der Vorzeit ebenso wenig Mitgefühl empfinden, als mit denjenigen unserer Tage, mit den Gothaern und anderen constitutionellen Schwätzern. Den Mann, welcher im klaren Bewußtsein der ihm drohenden Gefahr für die Sache der Freiheit sein Leben einsetzt, sehe ich nicht ohne tiefe Bewegung fallen, der Schwächling aber, welcher, um sicher zu gehen, sich im entscheidenden Augenblicke auf die Seite des Tyrannen stellte, und von diesem mit Undank belohnt wurde, erscheint mir mehr verächtlich, als beklagenswerth, obgleich der Mörder dadurch nicht entschuldigt wird.

Bald mußte Alba erfahren, daß trotz aller Vermögens-Einziehungen und aller von seinen Truppen verübten Räubereien, ihm bald das Geld fehlte, den Krieg fortzuführen. Denn wer den Baum abhaut, um die Früchte leichter zu pflücken, dem wachsen keine mehr nach.

Trotz seinem Widerwillen gegen alle Ständeversammlungen berief Alba im April 1569 eine solche in Brüssel zusammen, um die Bewilligung neuer Abgaben zu erwirken. Doch dieselben Menschen, welche geduldig Tausende hatten abschlachten sehen, bekamen Entschlossenheit, als ihnen Alba an den Geldbeutel griff. Die Stände willigten nicht in die geforderten Steuern, und als Alba dessen ungeachtet die verhaßten spanischen Abgaben erheben wollte, stieß er auf Widerstand, der um so gefährlicher für ihn wurde, als die Wasser-Geusen, im Bunde mit dem Prinzen von Oranien, den sie als Statthalter von Seeland und Holland anerkannten, immer kühner und mächtiger wurden. Sie eroberten im Frühjahre 1572 den befestigten Hafenplatz Briel auf der Insel Vooren in Seeland und von da aus die Städte Enkhuysen und Vliessingen, und schlugen am 11. Juli dieses Jahres den Herzog von Medina-Cöli, der ihnen eine Seeschlacht lieferte, an der Flander'schen Küste auf's Haupt. Ganz Seeland und der größere Theil von Holland, Overyssel, Friesland und Utrecht fielen von dem Könige ab, und erkannten Wilhelm von Oranien als ihren Statthalter an. So weit hatte es Herzog Alba gebracht, als er durch einen königlichen Befehl vom 27. Juni 1572 auf die Bitte der katholischen Niederländer abberufen wurde. Zugleich schaffte der König die von seinem Pascha ausgeschriebenen Steuern ab und schrieb eine allgemeine Ständeversammlung nach Brüssel aus.

Bei dieser Gelegenheit, wie bei jeder andern spielte Philipp II. aber wiederum ein falsches Spiel. Denn ungeachtet seiner Abberufung blieb Alba noch anderthalb Jahre in den Niederlanden und setzte seine Grausamkeiten ununterbrochen fort.

Die Brüder Wilhelm und Ludwig von Nassau erschienen im Anfange des Jahres 1572 von neuem im Felde, und erleichterten, indem sie die ganze Macht des Herzogs Alba

nach dem Süden zogen, den nördlichen Provinzen ihre Lossagung vom spanischen Joche. Als sich die Spanier gegen Ende des Jahres mit voller Macht auf die nördlichen Provinzen warfen, brachten ihre haarstreubenden Grausamkeiten das Volk in einen solchen Zustand der Verzweiflung, daß es sich mit einer Tapferkeit und Ausdauer vertheidigte, welche weder durch Saganter, noch durch Griechen und Römer übertroffen wurde. Vor Haarlem, welches Alba's Sohn, Friedrich von Toledo, vom Dezember 1592 bis 13. Juli 1593 belagerte, und das sich dann ergab, verloren die Spanier den größten Theil ihres Heeres. Von Alkmaar mußten sie aber unverrichteter Dinge abziehen, da die Söldner, welche in achtundzwanzig Monaten nicht bezahlt worden waren, den Gehorsam aufkündigten.

Im Dezember 1573 traf Don Ludwig de Requesens in den Niederlanden ein und übernahm Alba's Stelle. Er hatte feinere Manieren, und sollte, da die militärische Brutalität Alba's nicht fruchtete, die Niederländer durch Höflichkeit kirre machen. In der Hauptsache blieb aber alles beim Alten, denn Philipp II. war noch König. Seine Statthalter mußten sich alle dazu bequemen, blinde Werkzeuge in seinen Händen zu sein. Trotz der schönen Redensarten Philipp's fuhr der Blutrath fort, seine Henker zu beschäftigen. Sogar die von Alba eingeführten Steuern, welche so großen Unwillen rege gemacht hatten, erhob Requesens fort.

Die Wasser-Geusen ließen in ihrem entschlossenen Kampfe gegen die Spanier nicht nach. Ende Januar's 1574 schlugen sie in einem blutigen Treffen die spanische Flotte, welche herbeigekommen war, Middelburg zu entsetzen, worauf diese feste Stadt sich ihnen ergeben mußte. Zu Lande erlitt dagegen der Graf Ludwig von Nassau (14. April 1574) eine Niederlage auf der Mooker-Heide, in welcher er selbst und sein Bruder Heinrich das Leben verloren. Die Wasser-Geusen wetzten die Scharte wieder aus, indem sie kurz darauf am 30. Mai, in der Nähe von Antwerpen eine spanische Flotte schlugen, und deren Admiral mit drei Schiffen gefangen nahmen. Vergebens belagerte Requesens vom Juni bis zum Oktober 1574 Leyden. Als diese Stadt auf's äußerste gebracht war, ließ Wilhelm von Oranien die Deiche durchstechen, zwang die Spanier zum Abzuge und versah die ausgehungerte Stadt mit Lebensmitteln. Den Freiheitskämpfern kamen zwei Ereignisse zu Hülfe: die spanischen Söldner, denen Requesens ihre Rückstände nicht auszahlen konnte, räumten die Inseln, welche sie bisher inne gehabt hatten, wodurch der Verkehr zwischen Holland und Seeland, frei wurde. Noch wichtiger für die Niederländer war es, daß Requesens (im März 1576) starb, ohne einen Mann zu hinterlassen, der fähig gewesen wäre, ihn zu ersetzen. Der niederländische Staatsrath ergriff die Zügel der Regierung. Die spanischen Truppen, welche seit der Schlacht auf der Mooker-Heide selbst dem Statthalter Requesens keinen Gehorsam mehr geleistet hatten, erkannten den Staatsrath gar nicht an. Es trat daher eine vollständige Verwirrung, und als die spanischen Söldner das Maß der Geduld gefüllt hatten, ein wirklicher Krieg zwischen dem belgischen Volke und den Spaniern ein, nachdem der Staatsrath selbst aufgefordert hatte, Gewalt mit Gewal. zurück zu treiben.

Von den Citadellen der Städte Gent, Antwerpen, Utrecht und Valenciennes aus, welche die spanischen Söldner besetzt hielten, verübten sie die furchtbarsten Gräuelthaten. Sie nahmen und plünderten Alost, Mastricht und Antwerpen. In letzterer Stadt allein verloren dabei siebentausend Bürger das Leben und der angerichtete Schaden wurde auf vier und zwanzig Millionen Gulden geschätzt.

Wilhelm von Oranien benützte trefflich diese Verhältnisse. Er bewirkte die Zusammenberufung einer allgemeinen Ständeversammlung und diese suchte seine Hülfe gegen die spanischen Söldner nach. Wilhelm sandte (am 23. September 1576) Truppen nach Gent, denen die Spanier die Citadelle übergaben.

Am 8. November desselben Jahres brachte Wilhelm von Oranien die sogenannte Genter Pacification zu Stande. In diesem Vertrage wiederholten die vereinigten Stände der nördlichen und südlichen Provinzen ihre Kriegserklärung gegen die spanischen Söldner. Sie verbürgten sich gegenseitig die Aufhebung der gegen die protestantische Religion erlassenen Ukasen, endlich die Berufung einer allgemeinen Ständeversammlung der nördlichen und südlichen Provinzen, welche namentlich die Duldung und Ausübung der protestantischen Religion in Holland und Seeland einrichten sollte. Hinter einander mußten die Spanier die Citadellen von Cambray, Valenciennes und Utrecht räumen. Das Volk schleifte die verhaßten Zwingburgen, kurz darauf auch diejenigen von Gent und Antwerpen.

Um diese Zeit (Ende des Jahres 1576) traf der von Philipp II. neu ernannte Statthalter Don Juan d'Austria in der Provinz Luxemburg, der einzigen, welche sich der Genter Pacification nicht angeschlossen hattte, ein. Da er weder Truppen, noch Geld mit brachte, mußte er sich auf Unterhandlungen einlassen. In dem sogenanten „ewigen Edicte" (Februar 1577) versprach des Königs Bruder und Statthalter eine allgemeine Amnestie, er erkannte die Genter Pacification an, und versprach, daß alle fremden Soldaten das Land räumen und die Generalstaaten zusammen berufen werden sollten. Am 7. April desselben Jahres ertheilte der König dem „ewigen Edicte" seine Bestätigung. Schon im Juli desselben Jahres brach jedoch Johann von Oesterreich den geschlossenen Vertrag, indem er sich verrätherischer Weise der Citadelle von Namür bemächtigte, und den kaum aus dem Lande geschickten spanischen Truppen den Befehl zur Rückkehr zugeben ließ. Dessen ungeachtet setzten die Belgier, welche unter dem Einflusse ihrer Pfaffen und Adeligen zu keinen klaren Ansichten und keinen dauernden Entschlüssen der Freiheit gelangen konnten, ihre Unterhandlungen mit dem vertragsbrüchigen Statthalter fort. Zwar ernannten die Stände von Brabant Wilhelm von Oranien zum Ruhwart, einem Amte, welches zur Zeit Arteveld's der Dictatur gleich kam; allein der belgische Adel besaß Macht genug, die besten Anschläge Wilhelm's von Oranien zu vereiteln. So kam es, daß Don Juan d'Austria bei Gamblours einen entscheidenden Sieg über die belgischen Truppen gewann. Dagegen verlor er (1. August 1578) das Treffen bei Rymenan und bald darauf (Anfangs Oktober) sein Leben. Viele glauben, sein Bruder Philipp habe ihm Gift gemischt. Gewiß ist, daß er dessen Geheimschreiber Escovedo ermorden ließ, weil Don Juan sich damals eifriger, als Philipp wünschte, um die Hand der Maria Stuart und folgeweise um die von ihr in Anspruch genommenen Königreiche Schottland und England bewarb.

Johann von Oesterreich hatte vor seinem Tode den Prinzen und nachmaligen Herzog von Parma, Alexander Farnese, zu seinem Nachfolger ernannt. Dieser eben so ausgezeichnete Feldherr als Staatsmann ergriff sofort die Zügel der Regierung. Wilhelm von Oranien hatte ihm gegenüber einen sehr schwierigen Standpunkt. Auf die südlichen Provinzen konnte er sich niemals fest verlassen, die mittleren waren selbst in ihren Freiheitsbestrebungen so wild und ausgelassen, daß sie ihm die größten Verlegenheiten bereiteten. Die nördlichen fühlten sich zu schwach, allein den Kampf mit der furchtbaren Macht Spanien's aufzunehmen. Der Bund der nördlichen mit den südlichen Provinzen konnte nie Festigkeit gewinnen, da Pfaffen und Adel mehr auf Seite des katholischen und despotischen Spanien's, als auf derjenigen des protestantischen und freiheitlichen Nordens standen, und das Volk nicht die Kraft besaß sich ihres Einflusses zu entledigen.

Er mußte zugeben, daß die Stände den erbärmlichen Mathias, Rudolph's II. Bruder als General-Statthalter der Niederlande beriefen. Zwar wurde Wilhelm zugleich zum General-Stellvertreter des Erzherzogs und zum Statthalter von Brabant ernannt, auch ließ er sich das Steuerruder des Staates nicht aus der Hand winden; allein er sah doch deutlich, daß der belgische Adel im Bunde mit dem römischen Pfaffenthume unausgesetzt

daran arbeitete, ihn zu beseitigen. Der Gegensatz zwischen den nördlichen und südlichen Provinzen war zu schroff, als daß die von den gemeinschaftlichen Ständen zu Brüssel gefaßten Beschlüsse da und dort willig angenommen worden wären. In's geheim führten die Wallonen immer Unterhandlungen mit den Spaniern. Wilhelm von Oranien betrieb daher auf's eifrigste die Gründung eines festen Bundes zwischen den nördlichen Provinzen, welcher im Anfange des Jahres 1579 zu Stande kam und den Namen der Utrechter Union trug. Vertheidigung gegen die erwarteten Angriffe der Spanier, und Errichtung einer allgemeinen Kriegskasse waren die Zwecke des Bundes.

Um dieselbe Zeit schlossen, auf Anregung ihrer Pfaffen und Adeligen, die Belgier einen besonderen Bund, sagten sich kurz darauf von den nördlichen Provinzen los und nahmen das spanische Joch wieder auf sich.

Die Adeligen Herren, welche dabei die Vermittler waren, ließen sich dabei ihre Dienste von den Spaniern theuer bezahlen. Jede Stimme mußte durch eine hohe Militairstelle, die Statthalterschaft einer Provinz, den Orden des goldenen Vließes oder durch baares Geld erkauft werden.

Die nördlichen Provinzen wurden durch die Erbärmlichkeit der südlichen in ihrer Freiheitsbewegung nicht aufgehalten. Im Gegentheile zerrissen sie jetzt vollständig und förmlich das durch eine dreizehnjährige Revolution zerfetzte Band, welches sie mit Spanien verbunden hatte. Die Utrechter Union sprach das Volk von dem, dem Könige geleisteten Eide der Treue ausdrücklich los. Beamten und Richtern wurde ein neuer Eid abgenommen. Die königlichen Siegel wurden zerschlagen und diejenigen der Republik an deren Stelle gesetzt.

Mittlerweile wüthete der Krieg unausgesetzt fort. Nach einer bewunderungswürdigen Vertheidigung eroberte Alexander Farnese, (am 29. Juni 1579) die Stadt Mastricht. Von England erhielten zwar die Nord-Niederländer einige Unterstützung, allein sie reichte nicht aus. Früher schon hatte Wilhelm von Oranien der Königin Elisabeth von England und dem Könige Heinrich III. von Frankreich die, allerdings sehr beschränkte Herrschaft über die Niederlande angeboten. Jetzt bewog er die Generalstaaten, den Herzog von Anjou zum General-Statthalter zu ernennen. Der Erzherzog Mathias wurde verabschiedet und der nicht minder niederträchtige französische Prinz trat an dessen Stelle. Diese Gelegenheit ergriffen die Generalstaaten, ein Manifest gegen den König Philipp II. von Spanien zu erlassen, worin sie denselben, weil er die Freiheiten und Rechte des niederländischen Volkes nicht geachtet habe, des Herrscherrechtes verlustig erklärten. In seiner Wuth setzte der spanische Despot einen Preis auf den Kopf des souveränen Fürsten Wilhelm's von Oranien, welcher zugleich die höchste obrigkeitliche Person der vereinigten Provinzen Nord-Niederland's war.

Wilhelm antwortete in einer Schrift, worin er Philipp einen Tyrannen, Feind Gottes und der Menschheit und eine Geißel seiner Unterthanen nannte, und ihm vorwarf, seinen Sohn Don Carlos ermordet, seine Gemahlin, die französische Prinzessin Elisabeth, vergiftet, und mit seiner Mutter blutschänderischen Umgang gehabt zu haben. Kurz darauf, am 26. Juli 1681, verkündete die Utrechter Union zum ersten Male den ewigen Grundsatz der Volks-Souveränität, indem sie erklärte: „der Fürst sei nur darum über die Unterthanen gesetzt, damit er sie beschütze und hüte, und die Unterthanen seien nicht des Fürsten wegen, um ihm Sklavendienste zu leisten, geschaffen worden, sondern der Fürst sei um der Unterthanen willen da. Er müsse sie billig und väterlich regieren. Wenn er dies vernachlässige, so sei er nicht als Regent, sondern als Tyrann zu betrachten, und die Unterthanen und deren Stellvertreter, die Stände, hätten dann das Recht, zu ihrem Schutze einen anderen an seiner Statt zu ernennen."

Philipp II. gab die Hoffnung auf, durch offenen Krieg Nord-Niederland zu unterwerfen. Im Bunde mit den Jesuiten griff er zum Meuchelmorde. Er dachte, wenn es ihm gelänge, Wilhelm von Oranien aus der Welt zu schaffen, so müßten die Provinzen, welche die spanischen Ketten zerrissen hatten, ihm wieder zufallen. Durch Vermittelung des Banquiers Acosta zu Antwerpen, mit Vorwissen des Statthalters Alexander Farnese, Prinzen von Parma, und unter dem Einflusse seiner Beichtväter entschloß sich Jauregui, Acosta's Commis, jenen hochherzigen Mann, dem die Niederländer den Ehrennamen Vater Wilhelm beigelegt hatten, — zu ermorden! Der Pistolenschuß, welchen Philipp's Bandit am 18. März 1582 abfeuerte, traf Oranien am Munde, tödtete ihn aber nicht. Das Volk von Antwerpen, woselbst Wilhelm sich aufhielt, warf Anfangs seinen Verdacht auf den Herzog von Anjou und dessen Umgebung. Mit Mühe rettete der junge Sohn Wilhelm's, Moritz, die bedrohten Franzosen durch seine Geistesgegenwart.

Mit gerechtem Mißtrauen hatten die Niederländer den Herzog von Anjou bewacht. Nur zu bald zeigte es sich, daß die geringe Gewalt, welche ihm eingeräumt worden war, und welche er aus Mangel an Geist und Kraft nicht zu stärken verstand, ihm verächtlich schien. Mit Hülfe seiner Kriegsleute gedachte er, sich zum unumschränkten Beherrscher der Niederlande aufzuwerfen. Er faßte den Plan, sich der festen Plätze des Landes zu bemächtigen und dann die Maske fallen zu lassen. In der That gelang es ihm, sich der Festungen Dendermonde, Dixmuyden, Dünkirchen, Alost und Meenen zu bemächtigen; da er aber in Brügge, Ostende und Nieuport seinen Anschlag nicht durchsetzen und in Antwerpen zurück geschlagen wurde, verlor er allen Einfluß in den Niederlanden. Die Spanier benützten aber die Verwirrung, eroberten Dixmuyden und Nieuport und bald darauf Sas (den Hafen) von Gent, Hulst, Axel, Rüpelmonde und Alost. Kurz darauf, am 10. Juni 1584 starb der elende Herzog von Anjou. Durch ihn und seinen Vorgänger Mathias waren die erhabenen Tugenden Wilhelm's von Oranien noch mehr hervor gehoben worden. Die Niederländer überzeugten sich endlich, daß Niemand ihnen eine sicherere Bürgschaft für die Zukunft zu geben vermöge, als der Mann, welcher seine hohe Stellung, Vermögen und Leben eingesetzt und mit unerschütterlicher Treue im Frieden, wie im Kriege, vor und nach dem Ausbruche der Revolution auf der Seite des Volkes ausgeharrt hatte.

Die Utrechter Union stand daher im Begriffe, Wilhelm von Oranien eine umfassendere und dauerndere Gewalt einzuräumen, als er inne gehabt hatte. Doch anders war es in den Sternen geschrieben. Der Prinz von Parma schämte sich nicht, obgleich nach einigem Widerstreben, die Mordbefehle, die ihm aus Madrid zugingen, vollziehen zu lassen. In der Person des Balthasar Gerards fand er einen Banditen, welcher, ermuntert durch seine Beichtväter, den Gründer der niederländischen Freiheit ermordete (10. Juli 1584). In den Archiven von Brüssel findet sich heute noch ein Handschreiben des Herzogs von Parma an den König Philipp, worin er seinem Herrn anzeigt, daß Balthasar Gerards ihm von seiner Absicht, den Prinzen von Oranien zu ermorden, Kenntniß gegeben habe, worin er den Mörder, welcher die gesetzliche Strafe erlitt, bedauert und seine That preis't! Alexander Farnese war aber unstreitig der talentvollste unter allen Dienern Philipp's II. und wird nicht selten auch wegen seiner Rechtschaffenheit und Milde gerühmt! Als ob der Diener eines so blutigen Tyrannen, wie Philipp war, eine Spur von Tugend auf die Dauer bewahren könnte! Wer sich als Werkzeug von den verruchtesten Menschen der ganzen Welt, in deren Brust sich die Leidenschaften von Päpsten, Jesuiten und Inquisitoren mit denjenigen eines Nero und Caligula verbanden, gebrauchen läßt, würdigt sich selbst zur Bestie herab, welche auf Befehl ihres Herrn würgt und mordet.

Rotteck sagt: „Philipp war vielleicht nicht natürlich böse.“ Wer auf der ganzen

Welt könnte natürlich böse gewesen sein, wenn nicht Philipp? Es ist sehr verkehrt anzunehmen, „nur der Aberglaube habe seinen Geist verdüstert." Die blutigen Lehren des römischen Glaubens waren ihm nur aus dem Grunde so lieb, weil sie den eigenen Regungen seiner Seele entsprachen, weil sie ihm gestatteten und sogar ihn aufforderten, seiner Herrschsucht und Mordlust zu fröhnen. Aus der Religion, aus der Staatskunst, aus Wissenschaft und Leben zieht sich jeder Mensch dasjenige heraus, was seiner Natur am meisten zusagt.

Philipp II. wühlte sich im Schlamme des von ihm vergossenen Blutes, weil in seiner verruchten Seele weder Mitgefühl noch Sinn für Recht und Freiheit wohnte. Wilhelm von Oranien trat ihm feindlich gegenüber, weil er die Tyrannei haßte und sich seinen Glauben von der spanischen Inquisition nicht vorschreiben lassen wollte. So rein und fleckenlos, wie Wilhelm von Oranien, ging nur ein Charakter, Washington, durch eine blutige Revolution hindurch. Zwei Jahrhunderte mußten vergehen, bevor die Menschheit einen Mann hervorbrachte, welcher ihm würdig zur Seite steht. Keine Lockung hatte ihn jemals von der Bahn der Freiheit und des Rechts abzulenken vermocht. Es ist eine Abgeschmacktheit, ihm einen Vorwurf daraus zu machen, daß er fester an dem Volke der Niederlande, als an der Person Königs Philipp hing, und daß er diejenige Gewalt, welche ihm die Generalstaaten im klaren Bewußtsein der Nothwendigkeit einer starken vollziehenden Behörde anboten, im Begriffe stand, anzunehmen.

Je seltener Männer, wie Wilhelm von Oranien in der Geschichte, desto mehr sind wir aufgefordert, sie den nachwachsenden Geschlechtern als Muster vorzuhalten, und je mehr die Tyrannen unserer Tage im Geiste und in der Richtung Philipp's II. streben und handeln, desto mehr thut es noth, den Abscheu der gesammten Menschheit vor ihm rege zu erhalten und sie in dem Vorsatze zu bestärken, niemals einen solchen Despoten auf irgend einem Thron der Erde zu dulden.

Wilhelm von Oranien war entschlossen, eher sein Vaterland den Fluthen des Meeres preis zu geben und mit den Seinigen auf unsicherer Welle eine neue Heimath zu suchen, als sich unter das Joch des verhaßten Philipp zu beugen. Wenn alle Menschen unserer Tage von ähnlichen Gefühlen beseelt wären, stürzten bald alle Throne Europa's zusammen; und wir leben doch fast drei Jahrhunderte später, als Wilhelm! Welche Beschämung für die Nachwelt!

## §. 50. Prinz Moritz (1584—1609).

Der Verlust, welchen die Niederlande und die ganze Menschheit durch den Tod Wilhelm's von Oranien erlitt, war furchtbar. Noch immer stand die junge Republik auf schwachen Füßen. Sie bedurfte eben so sehr zur Befestigung ihrer inneren Zustände, als zur Abwehr der Angriffe der Spanier eines Mannes, der das Vertrauen der Nation besaß und in dem Maße, wie Vater Wilhelm, verdiente. Sein Sohn Moritz konnte ihn nicht ersetzen, theils weil er, wenn auch noch so frühreif, doch ein Jüngling von nur neunzehn Jahren war, theils aber auch, weil für den kaum gegründeten Freistaat nichts gefährlicher war, als den Gedanken erblicher Rechte in der Familie Oranien Wurzel schlagen zu lassen. Je talentvoller der junge Moritz, desto gefährlicher war er für die Freiheit der Niederländer. Dieses erkannten ihre Staatsmänner bei Zeiten. An die Stelle der unbedingten Hingebung, auf welche sich Wilhelm von Oranien im Laufe einer mehr als dreißigjährigen untadelhaften Wirksamkeit ein Anrecht erworben hatte, mußte jene Wachsamkeit treten, welche die nothwendige Voraussetzung republikanischer Freiheit ist. Der Vater hatte sich

zwar zu keiner Zeit als besonders begabter Feldherr erwiesen, allein er besaß alle Tugenden eines Republikaners: Uneigennützigkeit, Rechtsgefühl, Freiheitsmuth und jene unerschütterliche Entschlossenheit, welche allein lange dauernde und große Gefahren zu bestehen vermag. Er legte durch sein Beispiel den sichersten Grund geordneter Freiheit. Er war außerdem ein ebenso gewandter, als tief blickender Staatsmann, welcher mit gleicher Meisterschaft auf königliche Kabinette, Volksversammlungen und ständische Berathungen einzuwirken verstand.

In den Händen Wilhelm's von Oranien ruhten alle Fäden der auswärtigen und inneren Angelegenheiten des Staats. Er allein besaß jene umfassende Kenntniß der Personen und Sachen, welche von so unschätzbarem Werthe ist, und gewöhnlich nur durch rastlosen Fleiß und durchdringenden Scharfblick im Laufe der Jahre erworben werden kann. War Wilhelm auch selbst kein hervorragender Feldherr, so verstand er sich doch auf die Kriegführung und wußte tüchtige Krieger an die geeigneten Plätze zu stellen.

Wilhelm's Tod, welcher die Niederländer vollständig überraschte, von Philipp II. aber und dessen Statthalter vorbereitet und erwartet wurde, brachte natürlich in die gesammte Staatsverwaltung der Niederlande eine Stockung, welche um so bedenklicher war, je mehr Zeit die Spanier gehabt hatten, ihre Maßregeln darauf zu berechnen, und je größere Hülfsmittel dem Alexander Farnese zu Gebote standen. Dieser war unstreitig der begabteste aller Statthalter Philipp's II. in den Niederlanden. Er war nicht ein bloßer Schlächter, wie Alba, sondern zugleich ein ausgezeichneter Feldherr und kluger Staatsmann. Sehr verkehrt ist es aber, ihn wegen seiner Milde und Mäßigung zu preisen. Er war schlau und fein. Allein wie hätte ein Werkzeug Philipp's mild sein können! Durch sein blindes Wüthen hatte Alba die Niederländer zur Revolution aufgeregt, Farnese suchte sie zu beruhigen, um ihnen wieder die alten Ketten anlegen zu können. Der Sache der Freiheit schlug er tiefere Wunden, als Alba vor ihm gethan hatte. Von seiner blutigen Verfolgung Andersglaubender war Philipp um kein Haar abgewichen. Nach wie vor war er entschlossen, keine Protestanten in seinen Staaten zu dulden. Farnese führte seines Herrn Absichten nur mit richtigerer Würdigung der Verhältnisse, und eben deshalb mit weit größerem Nachdrucke, als Alba aus. In sittlicher Beziehung standen sich Alba und Farnese ziemlich gleich. In demselben Maße, als Farnese aber als Feldherr und Staatsmann über Alba stand, war er der Sache der Freiheit gefährlicher. Durch Meuchelmord hatte er sich Wilhelm's von Oranien entledigt. Durch Verrath gewann er um dieselbe Zeit Brügge. Karl von Croy war es, der ihm die Stadt, welche seinem Schutze anvertraut worden war, überlieferte. Er gehörte zu jenem durchaus verdorbenen belgischen Adel, welcher während der ganzen niederländischen Revolution eine so erbärmliche Rolle spielte, sich stets an den Meistbietenden verkaufte und mit sich selbst zugleich denjenigen Theil des Volkes oder des Landes, über den er Gewalt besaß.

Mecheln, Brüssel, Dendermonde, Termonde fielen hinter einander in die Gewalt der Spanier. Nur Gent, Sluys, Antwerpen und Ostende waren von allen Städten Flanderns noch im Besitze der Generalstaaten. Im September fiel auch Gent. Doch die Spanier bemächtigten sich nur des Leichnams der Stadt. Ihre Seele, d. h. ihre tüchtigsten Einwohner trieben sie selbst von dannen, indem sie der Bevölkerung keine andere Wahl, als zwischen der katholischen Religion und der Auswanderung ließen. Die meisten zogen die letztere vor und siedelten sich in Nordniederland an. Am 17. August 1584 mußte sich auch Antwerpen nach einer Belagerung, welche zu den berühmtesten in der Kriegsgeschichte gezählt wird, ergeben.

Zum Glücke benutzte Philipp II. nicht alle ihm zu Gebote stehenden Mittel, um die Niederlande zu unterwerfen, sondern zersplitterte dieselben, indem er sich in die französischen

Händel mischte. So gewannen die bedrohten Provinzen des Nordens wieder Zeit, sich zu sammeln. Moritz reifte zum Manne heran und bewies dem spanischen Feldherrn bald schon, daß er ihm gewachsen, wenn nicht überlegen war.

Die Hülfe, welche die Königin Elisabeth unter dem Oberbefehl des elenden Grafen von Leicester sandte (1586), brachte ihnen nur insofern Vortheil, als sie eine der Ursachen des Krieges wurde, der sich kurz darauf (1587) zwischen Spanien und England entspann, und von den Niederländern die Hauptmacht Philipp's ablenkte. Die Vernichtung der sogenannten unüberwindlichen Flotte, mit welcher Philipp II. England zu erobern gedachte, hob den Muth der Niederländer, und dämpfte die Siegeshoffnungen der Spanier. Kurz zuvor hatte Prinz Moritz von Oranien seine glänzende Laufbahn begonnen.

Gleich nach Wilhelm's Tode hatten die Staaten diesen neunzehnjährigen Jüngling zum Statthalter von Holland, Seeland und Utrecht und zum Groß-Admiral ernannt. Erst im Jahre 1589 wurde er aber wirklicher Oberbefehlshaber des Landheeres, was er bis dahin nur dem Namen nach gewesen war. In der That hatte der Graf von Hohenlohe den Befehl geführt. Sofort bewährte Moritz seine Feldherrentalente. Er brachte dem Herzoge von Parma bei Bergen-op-Zoom eine empfindliche Niederlage bei (1588). Zwar kauften die Spanier von der englischen Besatzung Gertruydenburg (1589). Dagegen nahm ihnen Moritz kurz darauf (1590) die festen Städte Breda, Deventer und Zütphen ab, schlug den Herzog von Parma bei Nymwegen, wandte sich dann (1591) nach Flandern, eroberte im Fluge Hulst, kehrte um und nahm auch Nymwegen. Während der Herzog von Parma in Frankreich gegen Heinrich IV. zu Felde zog, bemächtigte sich Moritz der Festungen Stennwyk und Coevorden (1592). Noch in demselben Jahre starb der Herzog von Parma.

Zu seinem Nachfolger ernannte Philipp II. zuerst den halb blödsinnigen Erzherzog Ernst, und als seine Unfähigkeit zu augenfällig wurde, dessen Bruder Albrecht. Dieser sollte Philipp's Tochter, Isabella Clara Eugenia, ehelichen und mit ihr vereint die Niederlande beherrschen. Philipp II. war thöricht genug, sich einzubilden, die Nordniederländer würden sich deren Joch gefallen lassen, und da er wußte, daß aus dieser Ehe keine Nachkommen entspringen könnten, hoffte er, auf diesem Umwege die gesammten Niederlande wieder an Spanien zu bringen. Zwar war Albrecht, Erzbischof von Toledo, Kardinal und naher Verwandter seiner Braut. Da er aber dazu gebraucht werden sollte, die sieben nördlichen Provinzen der Niederlande wieder unter spanische und römische Herrschaft zu bringen, so machte der Papst natürlich keine Schwierigkeiten, dem jungen Kardinale, der überdieß noch gar nicht die Priesterweihen erhalten hatte, die Heirathserlaubniß zu ertheilen. Diese weit aussehenden Pläne Philipp's gingen nicht in Erfüllung und brachten nur noch größere Verwirrung in die spanisch-niederländischen Angelegenheiten.

Prinz Moritz nützte den günstigen Zeitpunkt, eroberte im Juni 1593 Gertruydenburg und im folgenden Jahre (1594) die einzige Stadt, welche Philipp II. noch in den nördlichen Provinzen besaß, jenes Gröningen, das die Spanier durch den schändlichen Verrath eines der vielen käuflichen belgischen Adeligen im März 1580 gewonnen und bis auf diese Zeit behauptet hatten.

Während die Verhandlungen in Betreff des Dispenses des Erzherzogs Albrecht in Rom betrieben wurden, führte in den spanischen Niederlanden der Graf von Fuentes den Oberbefehl. Er hatte das ganze Jahr 1595 mit den Meutereien seiner spanischen und wallonischen Truppen zu kämpfen, denen der Sold nie regelmäßig ausbezahlt wurde. Auch hemmten ihn die Vorgänge, welche in dem benachbarten Frankreich statt fanden.

Am 11. Februar 1596 langte endlich der Erzherzog Albrecht in Brüssel an. In seinem Gefolge befand sich Wilhelm's von Oranien unglücklicher, ältester Sohn, welchen

Philipp II. vor acht und zwanzig Jahren als Knaben auf der Universität Löwen hatte gefangen nehmen und die ganze Zeit über in Spanien festhalten lassen.

Albrecht besaß nur sehr mittelmäßige Fähigkeiten. Schon im Januar 1597 trieb Moritz die Spanier, welche, unter dem Grafen von Varas in die Provinz Holland eindrangen, ohnweit Turnhut mit ansehnlichem Verluste zurück. Varas selbst, einer der besten spanischen Feldherren jener Zeit, verlor sein Leben in diesem Treffen. In rascher Folge nahm Moritz von Oranien im Laufe dieses Jahres mehrere feste Städte ein. Der Frieden zu Vervins, welchen Philipp II. (2. Mai 1598) mit Frankreich abschloß, entzog den Niederlanden die mächtige Hülfe dieses Nachbarstaates. Doch begünstigte sie Heinrich IV. auf mannigfaltige Weise. Da überdieß England an dem Frieden keinen Theil nahm, blieben die spanischen Streitkräfte auch außerhalb der Niederlande nicht unbeschäftigt, so schlaff es auch den Krieg mit seinem Nachbar jenseits des biscayischen Meeres betrieb. Kurz nach dem Abschlusse des Friedens von Vervins trat der König von Spanien dem Erzherzog Albrecht und seiner Tochter Isabella bei Gelegenheit ihrer Trauung die Herrschaft über Burgund und die Niederlande feierlich ab. Der Erzherzog Albrecht erließ darauf zahlreiche Schreiben, worin er die nördlichen Provinzen aufforderte, sich ihm zu unterwerfen. Sie trafen jedoch mit einem Mordversuche zusammen, welchen Peter Pann auf den Prinzen Moritz machte, und blieben daher unbeantwortet.

In demselben Jahre (13. September 1598) starb der blutbefleckte Despot von Spanien. Er nahm das Bewußtsein mit sich, daß jene Niederlande, welche er unter sein, der Inquisition und des Papstthums dreieiniges Joch hatte beugen wollen, trotz des dreißigjährigen Kampfes, den sie mit ihm führten, zu einem Grade des Wohlstandes aufgeblüht waren, wie ihn kein anderes Land der Erde damals besaß, und eine Großmacht geworden waren, die sich vor Spanien nicht mehr fürchtete. Ihre Städte nahmen an Volkszahl und Betriebsamkeit durch die Tausende zu, welche Philipp's Glaubenswuth aus Belgien vertrieb. Ihre Handelsflotten befuhren in Sicherheit alle Meere, während die spanischen Schiffe ohne Furcht, von den kühnen Kapern der Holländer genommen zu werden, keinen Hafen verlassen konnten. Bis nach Ostindien, China und Japan hatten sie ihre Handelsunternehmungen ausgedehnt. Aller Orten schlugen sie die Spanier und Portugiesen, welche Philipp in das gemeinsame Verderben gerissen hatte, aus dem Felde. Die Schattenseite des glänzenden Sternes der Niederländer bestand nur darin, daß der Prinz Moritz ihnen mehr und mehr Grund zu der Besorgniß gab, er beabsichtige seine Gewalt zum Schaden der Freiheit des Volkes übermäßig auszudehnen.

Die große Kriegsthat der ersten Jahre des siebenzehnten Jahrhunderts war die Belagerung von Ostende. Moritz vermochte nicht, die Stadt zu retten. Sie fiel nach dreijähriger Belagerung (September 1604) in die Gewalt der Spanier, und gründete den Ruhm des Herzogs Ambrosius Spinola, sowie der Erzherzogin Isabella, welche mit hohem Muthe und seltener Ausdauer an dem langen Kampfe Theil genommen hatte. Während die Spanier alle ihre Streitkräfte um Ostende sammelten, nahm ihnen Prinz Moritz die Festungen Sluis, Rhynberg und Grave ab, so daß Gewinn und Verlust sich so ziemlich ausglichen.

Spinola und Moritz, welche sich im Felde gegenüberstanden, waren beide so vorsichtige Feldherren, von denen jeder die Fähigkeiten des andern zu würdigen verstand, daß es zu keinem entscheidenden Treffen zwischen ihnen mehr kam. Zur See schlug der niederländische Admiral Hautain in der Nähe von Dover eine überlegene spanische Flotte, und Wolfert Hermanszoon mit nur fünf Schiffen eine spanische Flotte von vierzig Segeln, welche der Admiral Hurtado befehligte. Noch glänzender war der Sieg, welchen Heemskirk und nachdem er gefallen war, dessen Nachfolger Verhoef in der Bucht von Gibraltar

errang (1609). Alle diese Unfälle machten den Spaniern den Abschluß eines Waffenstillstandes sehr wünschenswerth. Die Niederländer hatten andere Gründe, dem Kriege ein Ende zu machen. Sie fürchteten, daß Moritz den Einfluß und die Macht, die er durch seine Siege gewann, dazu benützen möchte, seine schon zu große Gewalt noch mehr auszudehnen. Trotz dem Widerstreben des niederländischen Feldherrn schritten die Unterhandlungen, welche ein Franziskaner, Namens Johann Neyen, eingeleitet hatte, ihrem Ziele entgegen. Der König von Spanien erklärte, daß er die Niederländer für frei halte (les tenant pour libres) und erkannte durch diese Worte, wenn nicht ausdrücklich, doch folgeweise ihre Unabhängigkeit an. Ein Frieden kam jedoch nicht zu Stande, vielmehr nur ein Waffenstillstand auf zwölf Jahre, welcher übrigens den Niederländern alle Vortheile eines Friedens bot. Beide Theile behielten was sie zur Zeit des Abschlusses des Vertrags (9. April 1609) im Besitze hatten.

Vor dem Beginne des Freiheitskampfes waren die Nord-Niederlande eine unter das Joch des verruchtesten Tyrannen gebeugte, politisch bedeutungslose, fremder Willkür preis gegebene Mehrzahl durch kein festes Band verbundener Provinzen gewesen. Im Laufe eines vierzigjährigen Krieges hatten sie sich zu dem geachtetsten und glücklichsten Lande der Erde empor geschwungen!

## § 51. Waffenstillstand, Krieg und Frieden (1609—1648).

Mit unermeßlichem Jubel wurde die Waffenruhe in den südlichen und in den nördlichen Provinzen der Niederlande begrüßt. Der größere Theil der Bevölkerung kannte die stillen Genüsse des Friedens nicht. So lange sie gelebt, hatten die Donner des Krieges um sie her Schrecken und Verwüstung verbreitet.

Doch wie verschieden hatten sich die Verhältnisse im Süden und im Norden gestaltet! Die südlichen Provinzen, einst die reichen Sitze des Handels und der Gewerbe, hatten den besten Theil ihrer Bewohner verloren. Die Geschäfte, welche sonst in Gent und Antwerpen gemacht worden waren, hatten sich nach Amsterdam gezogen. Der alte Druck des Königthums, des Adels und der Pfaffen lastete nach wie vor auf dem Lande, und gestattete den unglücklichen Belgiern nicht, der Früchte ihrer Arbeit froh zu werden. Den größern Theil derselben nahmen ihnen ihre Dränger ab, und den Rest mußten sie mit dem schimpflichen Bewußtsein verzehren, Knechte eines großen und vieler kleinen Despoten zu sein. Ein mehr, als vierzigjähriger Krieg hatte ihnen nur Leiden gebracht. Sie hatten für nichts gestritten, weil sie an keinem Streben festgehalten, durch keine Idee begeistert worden waren.

Die nördlichen Provinzen dagegen traten aus dem langen Kampfe als Sieger hervor. Sie hatten sich die Bewunderung der ganzen Welt errungen und waren selbst von ihren blutigen Feinden als freie Männer anerkannt worden. Den Aufschwung, welchen Nord-Niederland seit der Zeit, da es das spanische Joch zerbrach, genommen hatte, läßt sich nur mit demjenigen vergleichen, welchen die Vereinigten Staaten Nord-Amerika's zwei Jahrhunderte später nahmen, als sie die englische Herrschaft abschüttelten. Doch den Niederländern gereicht es zum ewigen Ruhme, daß sie die Bahn der Freiheit brachen, allen Völkern der Erde das große Beispiel des Muthes und der Ausdauer gaben, und bewiesen, daß der Kampf gegen die Tyrannei nicht bloß ehrenvoll und erhebend sei, sondern auch die reichsten Zinsen trage, falls er mit Kraft und Nachdruck geführt wird.

Nur mit den Ursachen beherrscht der Mensch die Wirkungen. Die Grundursache alles Wohlstandes, wie aller Bildung und alles Glück's ist aber die Freiheit. Die Menschen, welche, wie die reichen Patricier der südlichen Provinzen, nur nach Geld und Geldes Werth

strebten, und um ihre persönliche Sicherheit nicht zu gefährden, bereit waren, das spanische Joch auf sich zu behalten, konnten durch die Niedrigkeit der Beweggründe weder ihr Vermögen, noch ihr Leben retten. Der Herzog Alba wüthete gegen sie nicht minder furchtbar, als gegen die entschlossenen Wasser-Geusen, welche mit dem Schwerte in der Faust ihn bekämpften. Die feigen Patricier des Südens ließ er durch seine Häscher greifen. Von den muthigen Streitern des Nordens mochte er wohl einen Theil im Kriege tödten. Sie rächten im Herzblute der Spanier ihre ermordeten Kameraden. Einige erlebten selbst, die anderen hinterließen wenigstens ihren Nachkommen die glorreiche Errungenschaft der Freiheit.

Allerdings ließen auch die Zustände der nördlichen Provinzen vieles zu wünschen übrig, sowohl auf kirchlichem, als staatlichem Gebiete. Die Vernunft wurde auch von den protestantischen Pfaffen unter das Joch des Glaubens gestellt, und der Freiheit stand ihre Schwester, die Gleichheit des Rechtes nicht zur Seite. Allein wenn wir Nordniederland, welches nach seiner mächtigsten Provinz gewöhnlich Holland genannt wurde, mit allen übrigen Staaten damaliger Zeit vergleichen, so ragte es hoch über dieselben empor, weit höher, als die Vereinigten Staaten Nordamerika's über die anderen Länder der Erde.

Nordniederland zerfiel in zwei wesentlich verschiedene Theile: 1) die sieben Provinzen, 2) die sogenannten Generalitätslande, d. h. diejenigen Gebiete, welche außerhalb der sieben souveränen Staaten zu denselben gehörten. Die letztern hatten keine politischen Rechte, so wenig, als die Unterthanenlande in der Schweiz. Aber auch im Schooße der sieben Provinzen war nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil der Einwohner im Besitze von Wahlrechten. Die Geschichte jeder einzelnen Provinz leiteten 1) die sogenannten Stände, d. h. eine aus der Ritterschaft und den städtischen Obrigkeiten zusammengesetzte Versammlung, 2) ein Ausschuß derselben, welcher die Staaten genannt wurde, und 3) der Statthalter.

Die allgemeinen Angelegenheiten des großen Staatenbundes führten die sogenannten Generalstaaten, d. h. ein Kongreß von Abgeordneten der einzelnen Staaten in Verbindung mit dem von denselben gewählten General-Statthalter. Ueber die Grenzen der Macht der Generalstaaten und der einzelnen Provinzen walteten manche Zweifel ob. Doch stand soviel fest, daß Krieg und Frieden und überhaupt alle Beziehungen zum Auslande vor die Generalstaaten, dagegen die inneren Verhältnisse, welche blos die einzelnen Provinzen betrafen, vor deren Staaten gehörten.

Das schlimmste bei dieser Verfassung war, daß die hohen Verdienste Wilhelm's von Oranien und die Kriegsthaten seines Sohnes Moritz der Familie Oranien ein zu großes Uebergewicht verliehen. Eine große Menge von Würden und Rechten wurden gewissermaßen erblich in ihr, d. h. es wurde als selbstverständlich angenommen, daß der älteste Sohn des Hauses sie übertragen erhielt. Schon Prinz Moritz machte von seiner Gewalt einen sehr verderblichen Gebrauch. Er und die meisten seiner Nachfolger trachteten darnach, die Republik in eine Monarchie umzuwandeln, bis endlich auf dem Kongresse zu Wien der längst gehegte Plan mit Hülfe der Könige und Kaiser Europa's in Erfüllung ging. Fast alle Mißgriffe und Verbrechen, deren sich die niederländische Regierung schuldig machte, lassen sich auf den Ehrgeiz der Familie Oranien zurückführen. Zur Zeit des Abschlusses des Waffenstillstands war die Partei, welche das Wohl des Vaterlands höher achtete, als die Gunst der Oranier, sehr mächtig. Sie hatte gegen Moritzens Willen die Waffenruhe zu Stande gebracht. Oldenbarneveld, Hoogerbeets, von Ledenberg, Hugo Grotius, von der Hoen und andere standen an der Spitze dieser Partei. Das größte Ansehen unter ihnen besaß Oldenbarneveld. Er hatte sich als der treueste und uneigennützigste Freund des Prinzen Oranien erwiesen, als diesem im neunzehnten Jahre seines Lebens die wichtigsten Aemter anvertraut wurden. Durch seine Bemühungen waren dem jungen Feldherrn der Republik stets die erforderlichen Mittel zur Kriegsführung von den Staaten

bewilligt worden. Er hatte die Bundesverfassung der Niederlande gegründet und durch eine streng rechtliche Verwaltung zu Kraft und Ansehen gebracht. Seinen Bemühungen war es endlich gelungen, die Schuld der Niederlande an England zu sehr günstigen Bedingungen abzuschütteln und die dafür verpfändeten Städte Vlissingen und Brille und das Fort Ramekens zurück zu erhalten. Alle diese Verdienste, welche sich Oldenbarnevelt theils um das Vaterland, theils um den Prinzen Moritz selbst erworben, milderten nicht den Groll, welchen der ehrgeizige Oranier auf ihn geworfen hatte, weil der würdige Greis an der Spitze der ihm feindlichen Partei stand. Moritz, welcher durchaus aufgeklärt war, fachte die religiösen Leidenschaften des Volkes an, um mit deren Hülfe sich der einsichtsvollsten und edelsten Staatsmänner Nordniederlands, welche als solche seinen herrschsüchtigen Absichten Schranken zogen, zu entledigen. Dazu dienten ihm trefflich die Streitigkeiten, welche zwei protestantische Pfaffen: Gomar und Hermanns oder Arminius mit einander führten, und in welche sich das ganze Volk der Niederländer verflechten ließ.

Indem die Holländer das Joch des Papstthums zerbrachen, fühlten sie sich nicht stark genug, die Herrschaft über ihre Seelen selbst zu verwalten. Sie übertrugen solche, wenn auch mit verminderter Gewalt, an ihre Pfarrer, und geriethen daher in große Angst, als dieselben in Betreff der Lehren, welche die Pfaffen als einzig sichern Wegweiser zum Himmel darstellten, uneins wurden.

Gomarus setzte den guten Niederländern den Rathschluß Gottes auseinander, als ob er selbst bei dessen Fassung mitgewirkt habe. Er eiferte über die göttliche Gnade so heftig, daß vernünftige Menschen bald erkannt hätten, sie sei ihm wenigstens nicht eigen. Die Erbsünde war ihm ein Lieblings-Artikel, obgleich nicht schwer zu erkennen war, daß er ein gut Theil davon auf diese Erde mitgebracht habe. Ueber den freien Willen sprach Gomarus mit zu großem Ungestüm, als daß man hätte annehmen können, er besitze einen solchen, und überhaupt verfuhr er bei diesem ganzen Streite mit solcher Hartherzigkeit und Verfolgungssucht, daß Niemand dabei an den Eckstein des Christenthums, die Liebe, erinnert wurde. Seine Anhänger nahmen daran aber keinen Anstoß. Im Gegentheil entzündeten die Leidenschaften, welche im Herzen Gomar's tobten, die ihrigen. Hermanns, und nach seinem (1609 erfolgten) Tode dessen Anhänger, hatten mildere und weniger abgeschmackte Ansichten über alle jene Fragen. Seit dem Concile von Nicea hatten ähnliche Streitigkeiten den Pfaffen sehr gute Dienste geleistet, indem diese mit deren Hülfe sich zum Mittelpunkte der geistigen Bestrebungen der gesammten Christenheit emporgeschwungen hatten. Die Menschheit war aber, so oft sie stattfanden, mit Gewalt unter das Joch des finstersten Aberglaubens gespannt und zum Zeugen der fluchwürdigsten Verbrechen gemacht worden. Die Niederländer ließen sich durch eine Erfahrung von mehr als einem Jahrtausend nicht belehren. Moritz fachte die Flamme des Fanatismus absichtlich mehr und mehr an. Je weniger er selbst glaubte, desto leichter wurde es ihm, den Aberglauben und die Verfolgungswuth der blinden Massen anzuregen und die Bewegung der Gemüther zu seinen Gunsten auszubeuten.

Während das nach Dortrecht berufene National-Concilium noch tagte, brachte es Moritz dahin, daß feile Richter gegen den Mann, welcher nach Wilhelm von Oranien sich das größte Verdienst um die Niederlande erworben hatte, folgendes Urtheil sprachen. „Oldenbarnevelt habe den Tod verdient, 1) weil er die enge Verbindung der einzelnen Provinzen aufzulösen gesucht, und 2) weil er Gottes Kirche sehr betrübt habe, indem er a) behauptet, jede Provinz besitze die Macht, über ihre religiöse Verfassung zu verfügen, und b) die Ausübung der wahren Religion gehindert; 3) weil er eigenmächtig Kriegsvolk angeworben, die Ausführung der Urtheile der Gerichtshöfe gehindert und von fremden Mächten Geschenke angenommen habe."

Dieses Urtheil trägt den Stempel niederträchtigster Parteisucht und pfäffischer Heuchelei so klar an sich, daß es nicht noth thut, darüber ein Wort zu verlieren. Zwei Jahrhunderte lang wurde die Hinrichtung Oldenbarnevelds von allen Schriftstellern als ein schändlicher Justizmord gebrandmarkt.

Hoogerbeets und Hugo Grotius ließ Moritz zu lebenslänglichem Gefängnisse verurtheilen und auf der Feste Loevestein einkerkern. Aus dieser befreite die hochherzige Gattin Hugo Grotius' diesen. Ledenberg nahm sich im Gefängnisse selbst das Leben, viele andere flohen aus dem Lande. Moritz ließ auch noch einen Sohn Oldenbarnevalds hinrichten, der ihm nach dem Leben gestrebt hatte (1623). Die Niederländer hatten keine Freude am Blutvergießen. Moritz hörte auf, der Abgott des Volkes zu sein, und wagte daher nicht, sich zu deren Könige aufzuwerfen, wie er gern gemocht hätte.

Vom Schaffote aus rief Oldenbarneveld der versammelten Menge zu: ihr Männer, glaubt nicht, daß ich ein Verräther sei; ich habe aufrichtig und fromm als guter Patriot gehandelt, und so will ich auch sterben."

Das Haupt des vierundsiebzigjährigen Greises fiel. Moritz, der es noch im letzten Augenblicke hätte retten können, weil ihm das Begnadigungsrecht zustand, lenkte das Schwert des Henkers nicht ab, und nahm dadurch die ganze Verantwortlichkeit des Todesurtheils auf sich. Diese eine That zog einen düstern Schleier über Moritzens ganzes Leben, welcher den Lichtglanz seiner Kriegsthaten verdunkelt; sie heftete ihm ein Brandmal auf die Stirn, mit welchem er sich nicht in die Reihe der Wohlthäter der Menschheit mischen, nicht in die Ruhmeshalle neben seinen Vater, Washington und den Gründer griechischer, römischer und schweizerischer Freiheit hinein wagen darf. Jahrhunderte sind seitdem über die Erde hinweggezogen. Doch der Schmerz über den Fall des edeln Hauptes Oldenbarnevelds, und über den Schandfleck, welcher dadurch dem glorreichen Freiheitskampfe der Niederländer angehängt wurde, ist noch nicht gestillt!

Der Streit zwischen Gomarianern und Arminianern ist nahe zu vergessen. Allein daß er die Veranlassung der gerichtlichen Ermordung Oldenbarnevelds wurde, lebt noch in dem Andenken aller Feinde weltlicher und kirchlicher Despoten, und muß sie auffordern, Aberglauben und Verfolgungssucht schon in ihren ersten Regungen zu bekämpfen, und nicht zu warten, bis ein hochverehrtes Haupt ihnen als Opfer gefallen ist.

Erst seit den Zeiten der sogenannten heiligen Allianz, welche auf denselben Anschauungen und Leidenschaften, wie der Bund zwischen Moritz und den Gomarianern beruhte, fanden sich Fürsten- und Pfaffenknechte, welche schlecht genug waren, auch diese Schandthat in Schutz zu nehmen.

Durch die Ränke des Prinzen Moritz von Oranien und der mit ihm verbündeten Pfaffen wurden in dieser Weise die stillen Genüsse des Waffenstillstands gestört, bevor der Frieden noch geschlossen war. In dem benachbarten Deutschland brachen mittlerweile die Vorboten der Stürme des dreißigjährigen Krieges aus. Was für die Niederlande Philipp II. gewesen, war für Deutschland Ferdinand II. Es ist schwer zu sagen, auf welchen dieser zwei Despoten der Fluch der Menschheit in höherem Grade ruht. Beide waren von demselben Geiste beseelt. Sie unterscheiden sich nur dadurch, daß Philipp mehr unter dem Einflusse der Dominicaner-Inquisitoren stand, Ferdinand mehr den Eingebungen der Jesuiten folgte.

Eine der vielen Veranlassungen des dreißigjährigen Krieges in Deutschland war der Jülich-Cleve'sche Erbstreit, welcher an den Grenzen der Niederlande seinen Tummelplatz hatte, und daher nothwendig auf diese junge Republik um so lebhafter zurückwirkte, je größeren Ruhm sie sich im Kampfe gegen kirchlichen und weltlichen Despotismus erworben hatte. Wie die Spanier für die gesammte katholische, so trugen die Holländer für die

ganze protestantische Sache das Banner. Wie die einen als die festesten Stützen Roms, so galten die anderen als die unüberwindlichen Vorkämpfer der Reformation.

Der Cleve'sche Erbstreit versetzte Spanier und Holländer in ein höchst sonderbares Verhältniß zu einander. Von verschiedenen Seiten um Hülfe angerufen, standen sie sich jenseits der Grenzen der Niederlande feindlich gegenüber. Spinola wollte so wenig, als Moritz die Waffenruhe brechen, daher es nur zu Märschen und Gegenmärschen, nicht aber zu einer Schlacht kam. Auch nach dem Ablaufe des Stillstands wurde der Krieg von keiner Seite mit großem Ernste betrieben. Mit Hülfe des Grafen von Mansfeld, welcher sich aus der Pfalz hatte zurückziehen müssen *), hob Moritz (1622) die Belagerung von Bergen-op-Zoom auf, und gewann dadurch einen bedeutungsvollen Sieg über Spinola. Zwei Jahre darauf (1624) gelang es ihm aber nicht, das von dem spanischen Feldherrn bedrohte Breda zu retten. Bevor die Stadt, welche zu den Erbgütern des Hauses Oranien gehörte, fiel, starb Moritz (23. April 1625). Bald darauf mußte sich Breda den Spaniern ergeben. Dagegen eroberte Moritzens Bruder und Nachfolger, Prinz Friedrich Heinrich, Herzogenbusch nach einer zweijährigen Belagerung, ungeachtet die ganze spanische Macht der Festung zu Hülfe gezogen war. Noch vor Herzogenbusch fiel Wesel in die Gewalt der Niederländer. Mastricht eroberten sie 1632. Doch ihre glänzendsten Siege gewannen sie, wie früher, so auch damals zur See. Unter Peter Hein brachten die Niederländer (1627) in Westindien den Spaniern eine schwere Niederlage bei. Im folgenden Jahre (1628) nahm derselbe Seeheld ihnen ihre Silberflotte in der Nähe von Havanna ab, und machte dabei eine Beute von 12,000,000 Gulden fast ohne alles Blutvergießen.

Vierzehn Jahre lang boten die Niederländer ohne fremde Hülfe den Spaniern die Spitze. Im Jahre 1625 schlossen sie ein Bündniß mit den Franzosen ab, welches ihnen die Lasten des Krieges bedeutend erleichterte. Bald wurde es übrigens klar, daß Spanien den Holländern nicht mehr gefährlich werden könne. Um so drohender wurden für sie die Fortschritte, welche die Franzosen an ihrer ganzen Ostgrenze machten. Dadurch wurden die Niederländer dringend aufgefordert, mit Spanien Frieden zu schließen, so sehr sich die Franzosen auch bemühten, es zu verhindern. Im Januar 1648 kam derselbe in Münster zu Stande. Die Spanier erkannten die Republik der sieben Provinzen ausdrücklich als unabhängige Macht an, und traten bedeutende Landstriche in Flandern, Limburg und Brabant an sie ab.

Vor Abschluß des Friedens war Friedrich Heinrich (März 1647) gestorben. Ihm war sein Sohn Wilhelm II. in des Vaters Würden nachgefolgt. Sie waren ihm zum Theile schon als Kind von drei Jahren zugesichert worden. Friedrich Heinrich stand als Feldherr seinem Bruder Moritz sehr nahe, und war weit weniger gewaltthätig und ehrgeizig, als dieser. Dagegen gab er sich große Mühe, seinem Hause königlichen Schimmer zu verschaffen, als wenn die Ehren, womit ein freies Volk dasselbe überhäuft hatte, nicht einen weit strahlendern Glanz besäßen, als diejenigen, welche eine geknechtete Nation verleihen kann! Auf dieser Erde ist nichts vollkommen. Das siebenzehnte Jahrhundert war von Vernunft und Freiheit noch weiter entfernt, als das neunzehnte. Der Sieg, welchen die Holländer über Spanien errangen, war aber trotz der Mängel der beiden ersten Nachfolger Wilhelm's, der größte, den die Menschheit jemals gewann seit den Schlachten von Marathon, Salamis und Platäa. Die Holländer waren es, welche gerade zur Zeit, da die deutschen Protestanten am furchtbarsten bedroht waren (1621—1648), die spanische Macht beschäftigten und dadurch abhielten, den Habsburgern Hülfe zu leisten. Sie gründeten den ersten prinzipiellen Freistaat der Christenheit. Denn die italienischen Republiken sowohl, als die Schweiz, waren nicht das Ergebniß eines gleichmäßig gegen weltliche und geistliche

*) S. oben § 39, S. 293.

Zwingherrschaft gerichteten Kampfes, sie trugen vielmehr Jahrhunderte lang ohne Widerstreben das römische Joch, und im Augenblicke der Entscheidung wandten sich die ersteren ganz, die letzteren wenigstens zur Hälfte auf die Seite des Papstthums. Die Holländer brachen allen Freiheitsbestrebungen der Neu-Zeit die Bahn, sie stellten zuerst mit dem Schwerte in der Faust den Grundsatz der Selbstherrlichkeit des Volks fest, und wurden dadurch die Muster für die späteren Freiheitskämpfer in England, Nordamerika und Frankreich.

Der von den Mächtigen der Erde verachtete und gleich den Wilden Amerika's von den Spaniern gehetzte Wasser-Geuse, welcher anfangs kaum wagen durfte, auf festen Boden zu treten — schwingt sich auf zum Beherrscher der Meere und wird zum Sieger im Kampfe mit dem mächtigsten Reiche damaliger Zeit! Der Geuse mit dem Bettelsacke zwingt den Kronenträger von Spanien zum Frieden! Welche Lehre für die Tyrannen! Welche Aufforderung für alle Völker, diesem Beispiele nachzufolgen! Wie klein erscheint uns neben ihm auch der tapferste Spanier, welcher mit Amuletten behängt, den Rosenkranz in der Feldtasche bald wüthend kämpft, bald aber auch den Oberen, die ihm den Sold nicht auszahlen, den Gehorsam versagt, heute mordet, brennt und sengt, und morgen sich vom Priester die Absolution für alle seine Schandthaten geben läßt!

---

# Zweite Abtheilung.

## Die Schweiz.

### § 52. Einleitung.

Wie im Leben des einzelnen Menschen selten ein ununterbrochener Fortschritt stattfindet, vielmehr auf die Zeit großartiger Kraftanstrengung Tage der Ruhe und der Schwäche folgen, so auch in der Entwickelung der Nationen. Ging doch selbst der Stern Griechenlands unter, nachdem er ein halbes Jahrtausend das Dunkel des Alterthums erhellt hatte. Die Schweiz kann sich einer Glanzperiode rühmen, welche zwei Jahrhunderte ausfüllte. Sie bildet die schönste Oase in der Wüste des Mittelalters. Während der Reformation that sich aber die Schweiz sehr wenig hervor. Sie nahm zwar Theil an der Bewegung der Geister, allein ihre Kräfte zersplitterten sich, indem die eine Hälfte auf der Seite der alten päpstlichen Schreckensherrschaft stehen blieb und die anderen abhielt, mehr als einen blos theoretischen Antheil an den Freiheitskämpfen jener Zeit zu nehmen. Insofern die Schweizer durch die That sich an denselben betheiligten, geschah es gewöhnlich auf Seiten der Tyrannen, denen sie für Sold dienten.

Die Schweiz des sechszehnten Jahrhunderts hatte zwar einen Zwingli und einen Calvin, allein keinen Wilhelm von Oranien, keine Wasser-Geusen, kein Alkmaar, Harlem oder Leyden. Die Kämpfe, welche in der Schweiz ausgefochten wurden, erscheinen sehr klein im Vergleich mit den gleichzeitigen, welche Deutschland, die Niederlande, England und Frankreich in ihren Grundfesten erschütterten, und selbst im Verhältniß zu denjenigen, welche die Eidgenossen in früheren Zeiten zu bestehen hatten.

Nur diejenigen Theile der Schweiz, welche in regem geistigem Verkehre mit ihren Nachbarn standen, schritten voran. Diejenigen dagegen, welche sich damit begnügten, ihre Kühe zu melken, oder doch nur als Söldner oder Werber mit dem Auslande verkehrten, blieben stehen, während die Völker um sie her den Riesenkampf des Fortschritts mit ihrem Herzblute besiegelten.

Die einzelnen Menschen und ganze Nationen können sich von der Strömung der Zeit nicht fern halten, ohne von dieser überholt zu werden. Wer damit zufrieden ist, sein tägliches Brod oder auch Reichthümer zu erwerben und zu genießen, nimmt an den Errungenschaften der Welt keinen Theil, gleicht der Milbe, die sich im Käse bildet, und wird, gleich dieser erdrückt, wenn der Fleck, auf dem er sich rührt, von der Menschheit in Gebrauch genommen wird. Mögen die kleinen und großen Rothschilde, im Bewußtsein ihrer gefüllten Geldsäcke noch so stolz auf die Träger der Ideen herabblicken, in der Geschichte hat jeder Mensch nur in dem Maße Werth, als er für eine Idee, also nicht für sich selbst, sondern für Andere gewirkt und gestrebt hat. So lange die Schweizer für die Freiheit kämpften, war ihre Geschichte bedeutungsvoll. Als sie aber nur daran dachten, den im Kampfe gegen übermüthige Tyrannen errungenen Besitzstand möglichst auszubeuten, und nur zu den Waffen griffen, wenn es ihnen gut bezahlt wurde, verloren sie ihren Werth für die Menschheit.

Keine Nation darf sich vermessen, auf ihren Lorbeeren ruhen, oder sich ungestraft im Kothe der Selbstsucht wälzen zu können. Keine möge sich einbilden, sie sei im Alleinbesitze der Freiheit und der Bildung, und sie könne sich durch tönende Redensarten darin erhalten. Die Schweiz gab sich diesem Wahne hin und verlor die hohe Stellung, die sie bis dahin inne gehabt hatte. Wohl bekundete sich an einzelnen Orten, namentlich in Zürich, in Genf und in Graubündten noch der Freiheitsmuth vergangener Jahrhunderte. Allein nirgends vereinigte sich die ganze Eidgenossenschaft, wie im Kampfe gegen die Habsburger, Burgunder oder Franzosen, nirgends legte sie ihr ganzes Gewicht in die Wagschale des Fortschritts.

Beim Beginne der Reformation war die Schweiz in ihren inneren Angelegenheiten und in ihrem Verhältnisse zum Auslande das glücklichste Land der Erde.

Die Siege, welche sie kurz zuvor noch über Kaiser Maximilian I. errungen, und welche ihre Unabhängigkeit auf alle Zeiten festgestellt, hatten die Strahlenkrone ihres Ruhmes noch glänzender gemacht. Die Schlachten, welche die Eidgenossen im Dienste Frankreich's in Italien schlugen, hatten aber einen ganz anderen Charakter, als die Freiheitskämpfe, die sie im eigenen Lande bestanden. Die kriegerischen Ehren, die sich ein Söldner erwirbt, stehen mit denjenigen des Freiheitskämpfers nicht auf gleicher Stufe. In früheren Jahrhunderten hatten die Schweizer wohl auch fremden Herren gedient, allein die Kämpfe, welche sie als freie Männer führten, fielen in die Wagschale der Geschichte weit schwerer, als ihre Söldnerdienste. Im sechszehnten Jahrhundert hatten die Schweizer für ihre staatliche Unabhängigkeit von habsburgischen, französischen, burgundischen und anderen Kaisern, Königen und Herzogen nichts mehr zu fürchten. Um so mehr wurde sie bedroht durch römische Pfaffen. Das Joch, welches ihnen diese auferlegten, ruhte fester auf ihren Nacken, als das habsburg'sche zur Zeit der Schlachten von Moorgarten und Sempach, denn nicht äußere Gewalt, sondern innerer Aberglauben war das Band, welches der Priesterherrschaft Dauer und Stärke verlieh.

Die Schweiz, obgleich Republik, war doch weit entfernt von einem Zustande vernunftmäßiger Gesetzlichkeit. Zwar konnte sich in ihrem Schooße die Anschauungsweise und der Wille einzelner Herrscher nicht mit derjenigen Schroffheit geltend machen, wie in Spanien und Frankreich, oder selbst in dem benachbarten Deutschland; allein volle Freiheit geistiger Entwickelung besaßen auch die Schweizer nicht. Die dreizehn Kantone hatten ziemlich

gleiche Rechte in ihrem gegenseitigen Verkehre, allein fast die Hälfte der gegenwärtigen Schweiz, alle Gebiete, welche jetzt die Kantone Aargau, Graubündten, St. Gallen, Tessin, Thurgau, Waadt, Neufchatel, Wallis und Genf ausmachen, desgleichen mehrere Bezirke, welche jetzt zu verschiedenen Kantonen gehören, so z. B. Biel und das Bisthum Basel, hatten noch keine Stimme im Rathe der Eidgenossen. Sie waren theils Unterthanenlande, welche einzelnen Ortschaften und Kantonen, oder mehreren derselben zugleich gehorchten, theils zugewandte Orte, welche in den mannigfaltigsten Beziehungen zu den dreizehn Kantonen standen. Die acht alten Kantone herrschten über Baden, die sieben alten (mit Ausschluß von Bern) über Thurgau, Rheinthal, Sargans und die sogenannten Frei-Aemter. Alle Kantone, mit Ausnahme Appenzell's, besaßen die vier italienischen Vogteien Lauis, Luggarus, Mendris und Mainthal. Den drei Wald-Kantonen mit Ausnahme von Unterwalden ob dem Wald gehörten die drei italienischen Vogteien Bellenz, Bollenz und Rivier.

Die Unterthanenlande hatten keine politischen, wenn auch gewisse Gemeinde-Rechte. Sie mußten den sie beherrschenden Kantonen Folge leisten, und konnten nur erwarten, daß sie bei ihren alten Rechten und Gewohnheiten, welche wiederum sehr verschiedenartig waren, belassen wurden. Wenn sie einen einzigen Kanton, oder einen Theil eines solchen zum Herrn hatten, so folgten die Unterthanenlande gewöhnlich der ihnen von diesem gegebenen Anregung. Allein weit schwieriger ward ihre Stellung, wenn sie mehreren Kantonen unterworfen, und diese unter sich nicht einig waren.

Die zugewandten Orte, zu welchen Abtei und Stadt St. Gallen, Bündten, Wallis, Biel, Bisthum Basel, Neuenburg, Genf, und die beiden deutschen Städte Mühlhausen und Rothweil gehörten, waren nicht in demselben Maße abhängig, wie die Unterthanenlande, allein da sie selbst keine hinlängliche Macht besaßen, sich gegen Angriffe von außen zu vertheidigen, und die Hülfleistung von Seiten der Schweizer deren gutem Willen anheimgegeben war, so mußten auch diese mehr Rücksicht nehmen, als mit einer vollständigen Unabhängigkeit oder Gleichheit der Stellung vereinbarlich war.

In den einzelnen Kantonen, namentlich in den vier, welche den Grundstein der Eidgenossenschaft gelegt hatten: Uri, Schwyz, Unterwalden und Luzern, hatten einzelne Familien einen übermäßigen Einfluß gewonnen, den sie zu ihrem persönlichen Vortheile ausbeuteten. Insbesondere wußten sich viele derselben durch Pensionen, welche sie vom Auslande bezogen und vergaben und Werbegeschäfte, die sie betrieben, Geld und Ansehen zu verschaffen. Diese Geschlechter beherrschten nicht blos ihre eigenen Kantone, sondern auch deren Unterthanenländer, und machten sich in weiteren Kreisen geltend, namentlich wenn fremde Mächte Söldner in der Schweiz werben wollten.

Die furchtbaren Verluste, welche die Eidgenossen in der Schlacht von Marignano *) erlitten, hatten zwar einen lauten Schrei der Entrüstung gegen den Söldnerdienst hervorgerufen. Mehrere Jahre lang hatten die Eidgenossen keine fremden Werbungen zugelassen, und die Leute, welche vom Auslande Pensionen bezogen und Pensioner genannt wurden, bestraft. Doch nicht lange vermochten die an fremdes Geld gewöhnten Aristokraten den Lockungen desselben zu widerstehen. Sie setzten durch, daß die bestraften Pensioner begnadigt wurden. Die Tagsatzung rief die Söldner zurück, welche ohne obrigkeitliche Erlaubniß 1519 dem Herzog Ulrich von Würtemberg zugezogen waren, doch zwei Jahre darauf (1521) bewilligten zwölf Orte dem Könige Franz I. von Frankreich ein Söldnerheer, welches nicht minder als 6000, und nicht mehr als 16,000 Mann zählen sollte, und außerdem für den Fall, daß er selbst zu Feld ziehen sollte, eine Leibwache von 6000 Mann. Nur Zürich schloß sich diesem Vertrage nicht an. Dort erhob Ulrich Zwingli seine Stimme gegen das

*) S. Weltgeschichte Buch VI. §. 46.

Söldnerwesen. Er konnte aber nicht verhindern, daß kurz darauf Zürich und Zug dem Papste Söldner schickten. Nach Leo's X. Tode kehrten deren Ueberreste zurück. Während der langen Kriege, welche Karl V. und Franz I. mit einander führten, kam der Solddienst wieder mehr, als jemals in Aufnahme. Von der jungen Mannschaft kam immer nur ein kleiner Theil zurück, dieser aber im kranken und krüppelhaften Zustande, oder aber mit allen Lastern, welche ein vieljähriges Räuber- und Mörder-Leben erzeugen mußte.

Vergebens erhob sich Ulrich Zwingli dagegen. In einer Ermahnung vom 16. Mai (1522) sagte er unter anderem: „Es ist zu besorgen, es werden die Herren, die uns mit Eisen und Helmbarten nie gewinnen mochten, mit reichem Gold überwinden. Unsere Vorderen haben nicht um Lohn Christenleute todtgeschlagen, sondern um Freiheit allein gestritten, damit ihr Leib, Leben, Weiber, Kinder einem üppigen Adel nicht zu allem Muthwillen unterworfen wären."

In den Schlachten von Bicoa und Pawia verloren viele tausend Schweizer ihr Leben, mehr und mehr schwand auch der Glaube an ihre Unüberwindlichkeit. Doch zu viele und mächtige Familien waren bei dem Handel mit Söldnern betheiligt, als daß es möglich gewesen wäre, ihn abzustellen Nur in Zürich war lange Zeit alle fremde Werbung verboten. Der Solddienst wurde zu einer offenen Wunde, welche die besten Kräfte der Eidgenossenschaft theils verzehrte, theils verdarb, und so den ganzen Staatskörper zugleich schwächte und siech machte.

Die einzige Angelegenheit, welche die verschiedenen Orte der Schweiz gemeinschaftlich betrieb, war der Solddienst. In allen übrigen Beziehungen zerfiel die Eidgenossenschaft schon bald in zwei Theile: die katholische und die reformirte Schweiz, von welchen jeder durchaus entgegengesetzte Zwecke sowohl in kirchlichen als politischen Beziehungen verfolgte. Die katholische Schweiz stützte sich auf Rom und das Haus Habsburg in Spanien und Oesterreich, die reformirte Schweiz hegte Sympathien für die protestantischen Länder Europa's, ohne jedoch an deren Kämpfen thätigen Theil zu nehmen. Die katholische Schweiz setzte dem rollenden Rade der Zeit wohl ebenso viel Hemmniß in den Weg, als die protestantische ihm Vorschub leistet.

## § 53. Ulrich Zwingli und die deutschen Kantone bis zum sogenannten goldenen Bunde (1586).

In großen Zügen wurde zwar schon weiter oben *) die Entwickelung der Reformation in der Schweiz erwähnt. Hier mögen jedoch noch einige nähere Ausführungen folgen, da die Geschichte der Eidgenossenschaft im Laufe dieses Abschnitts der Geschichte mit der Reformation untrennbar verbunden ist.

Die Lehre vom Ablasse gab auch in der Schweiz, wie in Deutschland den unmittelbaren Anstoß zur Reformation. Der Glaube der Versöhnung der Menschheit durch das Blut Christi war an und für sich schon eine starke Zumuthung, welche die Pfaffen dem menschlichen Verstande machten. Dieser ist allerdings sehr geduldig, und ließ sie sich gefallen. Als aber eine entsprechende Forderung an den Geldbeutel gestellt wurde, empörten sich dagegen beide. Schon in den Jahren 1475—1481 wurde der Ablaß zu Bern ausgeboten. Da das Geld im Lande bleiben, nämlich das Münster davon ausgebaut werden sollte, so blieb das Volk ruhig und zahlte. Den Jubelablaß, welchen Alexander VI. den Schweizern anbot, wiesen sie auf der Tagsetzung einstimmig zurück (1501). Mit dem von Leo X. ausgeschriebenen Ablaß machte dagegen der Barfüßermönch Bernhardin Samson glänzende Geschäfte. Die Briefe, welche er verkaufte, versprachen dem zahlenden Sün-

*) S. § 8. S. 78. § 15. S. 109 ff.

der wörtlich folgendes: „Ich stelle dich wieder her in die Unschuld und Reinheit, die du in der Taufe empfangen hast, so daß, wenn du stirbst, die Pforte zur Strafe verschlossen, und die Thüre zu den Freuden des Paradieses geöffnet sein soll. Diese Gnade soll dir ungeschwächt bleiben bis auf die Stunde des Todes."

Im August 1518 war Samson über den Gotthard nach Uri gekommen, und von da über Schwyz, Zug, Luzern und Unterwalden nach Bern gekommen. Die verdummten Massen drängten sich um seine Bude und kauften sich von dem Mönche papierne Seeligkeit. Bartholome Mai, der es wagte, verächtlich von dem Ablasse zu sprechen, mußte den frechen Trödel-Mönch auf den Knien um Gnade bitten. Samson war zwar streng gegen die Spötter, doch um so verträglicher mit den Gläubigen. Er ließ mit sich handeln, und nahm statt Geldes auch andere Dinge von Werth. Dem Jakob von Stein verhandelte er z. B. gegen einen schönen Hengst einen Ablaßbrief für sich, seine Vorfahren, 500 Söldner unter seiner Fahne und seine ganze Herrschaft zu Belp. Das hielten die Dummköpfe für sehr billig, denn diese Gesellschaft mochte allerdings eine schwere Ladung von Sünden zusammen gebracht haben. Daß Hengst, Geld, Samson, Papst und die ganze Pfaffenschaft an diesen Sünden nichts ändern, höchstens sie durch den Ablaß vermehren könnten, zu diesem Gedanken erhoben sich die stupiden Menschen damaliger Zeit nicht.

Das Geschäft Samsons ging trefflich von statten, bis er in den Kirchsprengel des Bischofs von Konstanz kam. Dieser hatte verboten, dem Ablaßkrämer die Kirchen zu öffnen. In Lenzburg und Bremgarten blieben ihm die Kirchen verschlossen. Das hielt den Mönch nicht ab, sich nach Zürich zu wagen. Dort hatte Ulrich Zwingli, wie früher schon zu Einsiedeln, und zwar auf des Bischofs Befehl, gegen den Ablaß gepredigt. Samson fand daher für seine Worte taube Ohren, und für seine Zettel leere Hände. Er mußte den Dekan Bullinger, den er in den Bann gethan hatte, lossprechen und dann mit Schimpf und Schande die Stadt meiden. Eiligst kehrte er nach Italien zurück und brachte seine Beute dort in Sicherheit. Doch die Entrüstung, welche sein schändlicher Trödel unter verständigen Menschen angeregt hatte, blieb zurück. Die Donnerworte, welche Luther in Wittenberg, Worms und in anderen Städten Deutschlands sprach, fanden daher auch in der Schweiz einen kräftigen Wiederhall. Die Bahn war gebrochen. Man blieb bei dem Ablaß nicht stehen. Auch Zwingli, wie Luther, sprach von der christlichen Freiheit und weckte mit diesem Zauberworte die trägen Massen aus ihrem Schlummer auf. Die Mönche plärrten vergeblich. Am 27. Januar 1523 vertheidigte Zwingli vor einer zahlreichen Versammlung seine und Luthers neue Lehre. Räthe und Bürgerschaft faßten darauf den Beschluß: „Da Zwingli aus der Schrift nicht widerlegt worden, so soll er in seiner Predigt fortfahren und zu Stadt und Land nichts anderes gepredigt werden, als was Jeder mit der Schrift beweisen könne."

Dieser Beschluß führte die Reformation gewissermaßen gesetzlich in Zürich ein. Die Ehelosigkeit der Priester hörte auf, die Frauenklöster wurden geöffnet. Im folgenden Jahre wurden Bilder und Altäre aus den Kirchen geräumt und sämmtliche Klöster im Gebiete von Zürich aufgehoben. Für Mönche und Nonnen trug die Obrigkeit billige Sorge, das Klostergut zog sie aber zu milden Zwecken ein.

Ganz anders wirkte die allgemeine Bewegung der Geister auf die vier Waldstädte und den Kanton Zug. Diese waren in ihren Bergen weit hinter der Zeit zurück geblieben. Die Pfaffen hatten dort überwiegenden Einfluß, denn weder die Schule, noch die Presse, noch persönlicher Verkehr mit Menschen von weiterm Gesichtskreis hatte diesen Bewohnern der Alpen einige Bildung mitgetheilt. Die ersten Keime der Reformation, welche Oswald Geißhäuser (Mykonius) zu Luzern, Komthur Schmidt zu Küstnacht und einige andere

strebende Männer hegten, wurden bald schon durch den Stadtpfarrer Bodler und den Schultheißen Hans Hug gewaltsam ausgerissen.

In Schwyz und Zug that sich lebhafte Theilnahme für die Reformation kund. Allein die Söldner-Partei, welche dem Zwingli wegen seiner Angriffe, die er auf sie gemacht hatte, zürnte, und welche, nach ihrer ganzen geistigen Beschaffenheit mehr Neigung für das Papstthum, als für die neue Lehre hatte, widerstrebte dieser mit äußerster Heftigkeit. Sie riß die beiden anderen Kantone Uri und Unterwalden, in deren Schooße sich sehr wenig denkende Menschen fanden, mit sich fort.

Auf einer Tagsatzung zu Bern (1523) faßten die Gesandten aller zwölf Orte den Beschluß, Zwingli, wo man ihn in der Eidgenossenschaft antreffe, gefangen zu nehmen. Im folgenden Jahre (1524) ließ die Tagsatzung Nikolaus Hottinger von Zürich hinrichten, weil er sich über Messe und Bilder in starken Ausdrücken ergangen hatte. Am 21. März desselben Jahres begaben sich sogar die Gesandten der zwölf Orte nach Zürich, um Räthe und Bürger von der angefangenen Reformation abzumahnen. Doch Zürich ließ sich nicht einschüchtern, obgleich ähnliche Vorstellungen noch öfter wiederholt wurden, und die fünf Orte Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern und Zug immer drohender wurden.

Bald hörte Zürich auf, ganz allein in der Schweiz zu stehen. Die Reformation brach sich mehr und mehr Bahn. Zu Ostern 1529 gewannen bei der Rathserneuerung zu Bern die Anhänger der neuen Lehre die Mehrzahl. Im Anfange des folgenden Jahres wurde zu Bern eine große Disputation abgehalten und in deren Folge die Reformation in Stadt und Land eingeführt.

In Glarus hatte Zwingli zehn Jahre (1506—1516) gewirkt. Die Stadt, welche ihn sehr hoch ehrte, erwählte auf seine Empfehlung seinen Schüler Valentin Tschudi zu ihrem Pfarrer. Das Reformationswerk machte rasche Fortschritte. In der Landesgemeinde des Jahres 1530 hatten die Evangelischen schon die Mehrheit.

Basel war seit 1512 der Wohnsitz vieler ausgezeichneter Gelehrten. Erasmus bereitete die Reformation vor, Oekolampad führte sie aus, Capito und Hedio wirkten mit ihm. Am 8. Hornung 1529 setzten die Bürger der Stadt die Reformation durch, welche im folgenden Jahre sämmtliche Landesgemeinden gleichfalls annahmen.

Von Freiburg sagte man, die Stadt sei das Gegentheil ihres Namens. Sie hatte keinen Sinn für die Wissenschaften. Niemals schlug die Reformation dort Wurzel. In Solothurn aber waren längere Zeit die Evangelischen eben so mächtig und zahlreich, als die Katholiken, bis der unglückliche Ausfall des sogenannten Religionskrieges den letzteren das Uebergewicht verschaffte, dessen sie sich zur Unterdrückung ihrer Gegner bedienten.

In Schaffhausen führten Räthe und Bürgerschaft durch einen Beschluß die Reformation ein (1529). Schon im Jahre 1524 befahl der Rath von St. Gallen, es solle nur das Evangelium gepredigt werden. Vergeblich widerstrebte das Stift. Im Jahre 1529 nahm die Stadt und kurz darauf das Land die Reformation an. Vadian war die Seele der Bewegung in diesem Ländchen und in dem benachbarten Appenzell, woselbst die Reformation in Herisau und allen Pfarreien von Außer-Rhoden seit 1529 dauernd die Mehrzahl gewann. Bündten hielt den 8. Januar 1526 zu Ilanz eine Disputation, bei welcher die katholische Partei sehr schwach vertreten war. Die Evangelischen siegten und bewirkten, daß der Bundestag dem Bischofe alle bürgerliche Gerichtsbarkeit entzog, die Klöster öffnete, die Pfarrwahlen den Gemeinden übergab, und brach dadurch der Reformation die Bahn. Der Bischof Paul verließ das Land, verband sich mit dem Abte Schlegel von St. Luci bei Chur und dem Herrn von Müß, und suchte mit deren, Oesterreich's und der fünf katholischen Orte Hülfe, Bündten wieder unter sein Joch zu bringen. Der Anschlag wurde jedoch entdeckt, der Abt Schlegel ergriffen und hingerichtet (1529). Die protestan-

tischen Eidgenossen standen den Bündtnern bei, und zwangen den Tyrannen von Müß zum Frieden (1532). In allen diesen Kämpfen des Bündtner Landes that sich insbesondere Johann von Travers aus Zug im Engadin durch Kraft und Reinheit des Willens hervor.

Je größere Fortschritte die Reformation in der Schweiz machte und je gewisser es wurde, daß sie sich durch Disputationen und Ermahnungen von den noch katholisch gebliebenen Kantonen nicht ausschließen lasse, desto grimmiger wurde die Partei der römischen Pfaffen. In den fünf Orten hatte jeder, bei dem ein Testament oder eine Schrift Luther's oder Zwingli's gefunden wurde, Folter und Tod zu gewärtigen. Die Verfolgungssucht der Katholiken theilte sich den Evangelischen, doch nur im vermindertem Grade mit. Wo die Einen auf den Tod, erkannten die Anderen auf Verbannung. In einzelnen Fällen ließen sich die Evangelischen aber auch zu grausameren Maßregeln, selbst Todesstrafen hinreißen. Besonders heftig war der Parteikampf in denjenigen Unterthanenländern, deren Herren theils katholisch, theils evangelisch waren.

Im Widerspruch mit allen Verträgen und Gewohnheiten überfiel eine Rotte aufgeregter Schwyzer den nach Oberweil im Gaster berufenen Jakob Kaiser, genannt Schlosser, lieferte ihn an die Landesgemeinde aus, welche ihn am 29. Mai 1529 zum Feuertode als Ketzer verurtheilen und aller Einsprachen von Seiten Zürich's ungeachtet, lebendig verbrennen ließ. Die fünf Kantone schlossen einen Bund mit Oesterreich ab. Darüber brach der Krieg aus. Dieses Mal wurde, bevor es zur Schlacht kam, noch der Frieden vermittelt, doch nicht auf lange Zeit. Die Bedingungen waren in der Hauptsache:

Der Glaube soll frei sein, darum sollen die fünf Orte nicht zum Evangelium genöthigt werden. In den gemeinen Herrschaften entscheidet das Mehr der Gemeinden für den alten oder neuen Glauben. Der österreichische Bundesbrief wird heraus gegeben und vernichtet.

Unter dem Schutze dieser Friedensbedingungen nahm die Reformation mehr und mehr überhand, namentlich in den sogenannten gemeinen Herrschaften und den bis dahin gemischten Kantonen. Der Groll der päpstlichen Partei nahm daher immer zu, und leider auch der Uebermuth der Evangelischen, welche glaubten, nicht schnell genug das Papstthum da ausrotten zu können, wo dessen Wurzeln noch fest waren. Zürich verhängte die Sperre wider die fünf Kantone, und brachte sie dadurch in einen an Hungersnoth grenzenden Zustand des Mangels. Die fünf Orte klagten: „man will uns durch Hunger von unserm alten Glauben, Freiheit und Recht drängen." Zürich und Bern verlangten, die fünf Orte sollten auch auf ihren Gebieten Glaubensfreiheit gestatten und die Schmäher strafen. Das gestanden die fünf Orte nicht zu. So kam es zum Krieg.

Die Uebermacht der Evangelischen war so groß, daß sie des Sieges gewiß zu sein glaubten und daher lässig und übermüthig wurden. Dazu kam, daß der Feldherr der Berner, Schultheiß von Diesbach, ein eifriger Katholik und Feind der Evangelischen, die Rolle eines Verräthers spielte.

Ulrich Zwingli hatte seine Anhänger in eine Aufregung versetzt, welche keine ruhige Erwägung und kalte Berechnung aufkommen ließ. Er zog, als tapferer Mann, selbst mit in den Streit. Doch konnte er nicht dafür sorgen, daß die kriegerischen Maßregeln gut getroffen wurden. Die Gebete, die er auf dem Marsche sprach, gaben nicht den Ausschlag. Im Widerspruch mit allen Kriegsregeln zog ein kleiner Haufen, kaum 2000 Mann stark, dem anrückenden Heere der fünf Kantone, welches 8000 zählte, entgegen. Die Züricher ließen sich überfallen, und verloren so die Schlacht bei Kappel (11. Oktober 1531). Mehr als 500 Züricher deckten die Wahlstatt, unter ihnen war auch Zwingli gefallen. Die Wuth der römisch-katholischen Feinde verschonte weder Verwundete, die sie tödteten, falls

sie nicht beichten wollten, noch selbst die Leiche Zwingli's die sie durch den Scharfrichter zerstücken und verbrennen ließen.

Die Hauptmacht der Evangelischen war noch gar nicht in den Kampf geführt worden. Sie zählte 24,000 Mann, welche am 15. desselben Monats bei Bremgarten zusammen traten. Allein der Verrath Diesbach's machte die Hülfe der Berner, denen es überhaupt mit dem Kriege nicht recht Ernst war, nutzlos. Die Aufregung der Gemüther, welche durch die Geistlichen künstlich herauf beschworen worden war, lähmte die Thatkraft der Züricher. Dem Uebermuthe folgte der Kleinmuth auf dem Fuße nach. Der Tod Zwingli's erschütterte sie auf's tiefste. Sie konnten denselben mit ihren Ansichten von Gottes Rathschluß nicht zusammen reimen, und wurden dadurch an sich selbst und ihrer Sache irre. Zwingli war gewiß ein entschlossener, kräftiger und redlicher Mann gewesen, Allein er war geistlichen Standes und dieser macht jeden Menschen, welcher demselben viele Jahre hindurch angehört, durchaus unfähig, das richtige Gleichgewicht in weltlichen Dingen zu halten. Die übergroße Bedeutung, welche der Geistliche der sogenannten Ewigkeit, der Zukunft nach diesem Leben, einer außerhalb dieser Erde stehenden Macht einräumt, vermindert in seinen Augen den Werth der Thatsachen dieser Erde und zwar um so mehr, je gläubiger er ist. Dadurch wird sein Urtheil und sein Streben verkehrt. Die katholischen Geistlichen, die meisten Päpste der neueren Zeit, ein Richelieu, Mazarin und viele andere, welche gar nichts glaubten, oder welche die Religion nur als Mittel betrachteten, ihren Leidenschaften fröhnen zu können, waren daher, obgleich weit grausamer und verfolgungssüchtiger, als ihre protestantischen Standesgenossen, doch weit geschickter in der Wahl der Mittel zu den Zwecken, welche sie verfolgten.

Aehnliche Ursachen, welche den Verlust der Schlacht von Kappel herbei führten, hatten kurz darauf (23. Oktober) die Niederlage zur Folge, welche die Züricher auf dem Gubel ob Menzingen erlitten. 4000 Mann derselben ließen sich von 2000 ihrer Feinde Nachts überfallen und mit Verlust von mehr als 800 Todten in vollständige Verwirrung bringen. Kurz darauf bequemten sich die Züricher zu dem Frieden, welcher für die Religion der Schweiz bis auf den heutigen Tag entscheidend war. Der Schweizer Religionsfrieden war das Vorbild des anderthalb Jahrzehnte später in Deutschland geschlossenen Passauer Friedens. Er setzte fest: 1) jeder Ort handelt in Religionssachen nach Gutfinden in seinem Gebiete; 2) in gemeinen Herrschaften bleiben beide Theile bei ihren alten Rechten, und beide Religionen bestehen daselbst in gleichem Recht!

Der erste Artikel bestimmt mit anderen Worten den abscheulichen Satz, daß die Obrigkeit jedes Landes über den Glauben der Einwohner zu verfügen habe, und der zweite versteinert die Gegenwart, indem sie den Fortschritt verbietet. Der Reformation wurde so in der Schweiz früher, als in Deutschland die Spitze abgebrochen. Sie konnte keine Fortschritte mehr machen, und mußte daher versumpfen. Die Katholiken hatten gesiegt, und mißbrauchten in der Schweiz wie überall, das von ihnen erlangte Uebergewicht. Bern nahm denselben Frieden an. Die mächtigen evangelischen Kantone ließen die katholischen gewähren, welche in mehreren Landschaften und auch im Kantone Solothurn die Reformation wieder vollständig ausrotteten. In den Jahren 1579 bis 1589 setzte der Bischof Jakob Christoph Blarer mit List und Gewalt durch, daß das fast durchaus protestantisch gewordene Bisthum Basel wieder katholisch wurde. Er berief die Jesuiten nach Pruntrut und befestigte mit deren Hülfe seine und seiner Nachfolger Herrschaft. Die Stadt Basel erkaufte ihre Unabhängigkeit von ihm mit einer Geldsumme, um nicht großen Gefahren bloßgestellt zu werden.

Die protestantischen Kantone ließen sich in keine Bündnisse mit den Glaubensgenossen anderer Länder ein, vielmehr zogen sie sich in ihre Schneckenhäuschen zurück, und hüteten

sich wohl, den Grimm der anders glaubenden Eidgenossen rege zu machen. Die sieben katholischen Kantone und Wallis dagegen schlossen unter sich (5. Oktober 1586) den sogenannten goldenen oder Boromäischen Bund, und die fünf katholischen Orte nebst Freiburg im folgenden Jahre (1587) sogar einen Bund mit dem schlimmsten aller Despoten, dem Könige Philipp II. von Spanien. In dem erstern verpflichteten sich die sieben Kantone zur Erhaltung der katholischen Religion. Sie erklärten, diese Verpflichtung solle jeder älteren und neueren vorgehen und so weit reichen, daß, wenn ein Ort von dem katholischen Glauben abtreten wollte, er von den anderen gezwungen werden solle, dabei zu beharren. Obgleich diese Bestimmung eine offenbare Verletzung des Religionsfriedens in sich schloß, welcher jedem einzelnen Orte die Religionsfrage frei gab, ließen sich doch die Protestanten dieselbe gefallen, ohne Gegenmaßregeln zu ergreifen.

Durch den Vertrag mit Spanien sicherten sich die katholischen Kantone den Schutz dieser Macht in Religions-Angelegenheiten, und versprachen dagegen, den spanischen Truppen freien Durchzug durch ihr Gebiet zu gestatten.

Weit wichtiger, als alle diese Verträge war es aber, daß protestantische und katholische Schweizer zahlreich in die Dienste katholischer Fürsten traten und auf deren Befehl die Kriege gegen die Protestanten führten. Allerdings warben auch die Holländer Truppen in der Schweiz, doch erst in späteren Zeiten, nachdem die heißesten Schlachten geschlagen waren. Unstreitig trugen die Schweizer viel zur Unterdrückung der Protestanten in Frankreich bei. Mit so starken Kräften stritten sie nirgends zu Gunsten der Reformation.

Dadurch, daß die Schweiz sich nach dem Glauben in zwei Hälften theilte, wurde sie aber für Verfolgte beider Bekenntnisse eine nur zu oft wünschenswerthe Zufluchtsstätte. Der Menschenfreund, welcher nicht die Glaubensverfolgung, sondern volle Glaubensfreiheit wünscht, muß sich daher freuen, daß keine der beiden Parteien, die sich nicht auf dem Standpunkt der Freiheit und der Vernunft erhoben, ein entscheidendes Uebergewicht in der Schweiz errang.

So sehr der Katholicismus auch in Widerspruch mit der Vernunft steht, so stimmt er doch darin mit ihr überein, daß er das übertriebene Gewicht, welches die Protestanten der Bibel beilegen, nicht anerkennt. Allerdings ordnet das Papstthum die Bibel nicht der Wissenschaft, dem gesunden Menschenverstande oder den feineren Gefühlen der Neuzeit, sondern den Fabeln, Ueberlieferungen und Fälschungen der Vergangenheit unter. Allein indem der Katholicismus sich theilweise behauptete, verhinderte er, daß der Protestantismus mit ähnlichen Ansprüchen an seine Stelle trat.

Nur zu oft muß in diesem Leben eine verkehrte Richtung die andere von äußersten Abgeschmacktheiten und Gewaltthätigkeiten abhalten. Die Vernunft hat noch lange auf dieser Erde nicht die Kraft, durch sich allein allen Uebelständen abzuhelfen.

Für die Entwickelung der Menschheit war es gewiß ein Glück, daß diejenigen Richtungen des Protestantismus, welche allein zu Kräften kamen, d. h. das strenggläubige Lutherthum und der finstere Calvinismus nicht einen vollständigen Sieg über den Katholicismus gewannen. Die Verknöcherung der Reformation hätte noch schneller und weiter um sich gegriffen, wenn der Kampf mit dem Papstthum ihn nicht zu unausgesetzter Kraftanstrengung gezwungen hätte. In denjenigen Ländern und Provinzen, welche den Katholicismus ganz oder doch fast durchaus verdrängten, wie z. B. in Skandinavien, Schottland und Holland, in Sachsen und Würtemberg wurde die protestantische sogenannte Rechtgläubigkeit am unerträglichsten und gerieth auf die größten Abwege. In der Schweiz, welche sich in Folge des boromäischen Bundes in einen katholischen uud einen protestantischen Theil spaltete, lernten die Gemüther sich nicht gegenseitig ertragen und lieben, wie in den Gegenden gemischten Bekenntnisses. In religiöser Beziehung blieben daher dieselben Eid-

genossen, welche Deutschland auf politischem Gebiete so weit voraus waren, hinter ihrem Nachbarlande zurück. Mehr, als Deutsche, Franzosen und selbst Italiener standen die Schweizer unter dem Einflusse der Pfaffen, welcher nur in sehr beschränktem Maße zum Guten, immer zu geistiger Knechtschaft, und oft auch zu verderblichen Folgen in Staats-Angelegenheiten führte.

## §. 54. Wilhelm Farel, Johann Calvin und die französischen Orte.

Was Zürich für die nordöstlichen, deutschen und noch mehr, war Genf für die südwestlichen, französischen Kantone der Schweiz. Bern spielte diesen und jenen gegenüber eine sehr erbärmliche Rolle. Nur der großen Ausdauer der Genfer Bürgerschaft, dem Muthe Farel's und der Kraft Calvin's waren die Siege beizumessen, welche die Sache der Freiheit in diesem Theile der Schweiz im Kampfe mit großen Schwierigkeiten am Ende errang. Die gefährlichsten Feinde sowohl der politischen, als religiösen Freiheit in dieser Gegend waren die Herzoge von Savoyen.

Genf ist eine uralte Stadt, welche sich, mit einigen Unterbrechungen zu allen Zeiten ihre Freiheit erhielt. Als der Herzog Amadeus VIII. von Savoyen*) alles Land um die Stadt, und durch Kauf die Rechte eines Grafen über dieselbe erworben hatte, ging er damit um, auch die weltlichen Rechte des Bischofs an sich zu bringen. Doch die Bürgerschaft gab es nicht zu. Umsonst suchte der Herzog Ludwig die Genfer dadurch zur Unterwerfung zu bringen, daß er sich der Stiftungsbriefe für ihre sehr einträgliche Messe bemächtigte, sie dem Könige Ludwig XI. von Frankreich übergab und ihnen erklärte, ihre Messe würde erst wieder hergestellt werden, falls sie sich ihm unterwerfen würden. Doch die Genfer hielten fest an ihrer Freiheit. Als im Jahre 1512 Herzog Karl III. die Sache wieder zur Sprache brachte, beschloß der große Rath von Genf einstimmig: „daß die kostbare Freiheit allen anderen Dingen vorzuziehen, und es besser sei, keine Messe zu haben, als sie mit Knechtschaft zu erkaufen; man wolle deßwegen mit dem Herzoge nicht mehr verhandeln." Als dieser dennoch neue Anträge machte, entgegnete ihm der große Rath: „Besser ist es, frei und arm leben, als reich sein unter Knechtes Joch. Wir haben nie einem Fürsten auf Erden Huldigung gethan; das wollen wir noch nicht!"

Welches erhabene Beispiel für alle Völker und alle Zeiten! Wie klein erscheinen uns gegen diese Genfer des Mittelalters die Völker unserer Tage, welche aller Orten ihre Freiheit auf dem Altare des Mammons opfern!

Als der Herzog Karl erkannte, daß er die Genfer mit der Lockspeise der Messe nicht fangen könne, versuchte er, sein Ziel auf anderen Wegen zu erreichen. Er bewirkte beim Papste Julius II., daß dieser an die Stelle des rechtmäßig erwählten Bischof's Johann, der Stadt einen unehelichen Sohn des Bischof's Franz von Savoyen aufdrang, welcher sich vom Herzoge als blindes Werkzeug seiner herrschsüchtigen Pläne gebrauchen ließ, und ihm sogar alle seine weltlichen Rechte abtrat. Philipp Berthelier, ein wackerer Genfer Bürger, brachte in dieser gefahrvollen Zeit ein Bündniß zwischen seiner Stadt und Freiburg zu Stande. Durch Verrath drang der Herzog mit seinem Heere in Genf ein. Doch bevor er noch Zeit hatte, die von ihm auserkorenen Opfer hinrichten zu lassen, rückten die Freiburger den Genfern zur Hülfe, und der Herzog sah sich gezwungen, rasch wieder abzuziehen. Doch statt seiner kehrte der Bischof zurück. Dieser ließ den hochherzigen Berthelier hinrichten (1519). Ein Freund setzte ihm die Grabschrift:

„Was denn schadet der Tod mir? Die Tugend blüht auch nach dem Tode,
Weder mit Messer noch Schwert tilgt sie der wilde Tyrann."

*) S. Weltgeschichte Buch VI. § 47.

Glücklich der Mann, dem ein solcher Nachruf gebührt, und die Stadt, die ihn zu würdigen versteht!

Bertbelier's Blut genügte dem savoyischen Henker noch nicht. Levrery, welcher den Muth hatte, im Rathe zu erklären, der Herzog sei nicht der Herr der Stadt, erlitt ein gleiches Loos. Die Bürgerschaft war durch die Tücke des mit dem Herzoge verbundenen Bischofs entwaffnet worden. Sie mußte den Bund mit Freiburg aufgeben. Die unterdrückte Stadt zertheilte sich in zwei Parteien, in diejenige niederträchtiger Sklavenseelen, welche den Namen der Mameluken erhielt, und die Partei der freien Männer, welche mit Hülfe der Eidgenossen das verhaßte savoyische Joch abzuschütteln suchte, und daher die eidgenössische hieß. Endlich ermannte sich die Bürgerschaft, rief die Geflüchteten zurück, wählte einen derselben zum ersten Syndik, und schloß mit Bern und Freiburg einen Bund auf fünf und zwanzig Jahre (1525). Die flüchtigen Mameluken stifteten dagegen unter sich den sogenannten Löffelbund, welchen der Herzog von Savoyen in's geheim begünstigte. Auch der Bischof handelte feindlich gegen die Stadt. Doch die Bundesstädte Bern und Freiburg erklärten dem Herzoge und dem Löffelbund den Krieg (1530), eroberten ganz Waadtland und zerstörten die Burgen der Löffelbündler. Der Herzog und seine Mameluken mußten sich fügen und die Kriegskosten zahlen.

Mitten im Sturme dieser politischen Bewegungen schlug die Reformation ihre ersten Wurzeln in Genf. Je höhern Werth Genf auf seinen Bund mit Bern legte, desto größer war der Einfluß, den der im Jahre 1528 errungene Sieg der Reformation auf Genf ausübte.

Die ersten Keime der Reformation hatte seit 1529 der Prior vom Stifte St. Victor bei der Stadt, Franz Bonnivard gehegt. Im stillen waren sie gediehen. Die feindliche Stellung, welche der Bischof der Stadt gegenüber einnahm, machte ihn und zugleich die von ihm vertretene Kirche in Genf verhaßt. Als 1532 der Papst ein Jubiläum verkünden ließ, schlugen Freunde der Reformation in der Nacht Zettel an, worin sie Ablaß unentgeltlich gegen Reue und Glauben verhießen. Kurz darauf erschien in Genf Wilhelm Farel, der Reformator der französischen Schweiz, ein Feuergeist und eine Heldenseele, der sich nur bisweilen durch seinen übersprudelnden Muth zu weit fortreißen ließ. Ihm konnten die römischen Pfaffen nicht Rede stehen. Als ihm einer derselben entgegen rief: „in die Rhonne mit ihm! Todt schlagen soll man diesen Lutheraner, damit er das Volk nicht beunruhige!" entgegnete er mit der Ruhe des Weisen: „Sprich Gottes und nicht des Kajaphas Wort!" Dennoch mußte er die Stadt meiden. Allein er sendete statt seiner den jungen Froment. Der Kampf erneuerte sich. Bern verwendete sich zu Gunsten der Reformation, Freiburg für das Papstthum. Das feige und verrätherische Benehmen des Bischofs zog ihm und seiner ganzen Kirche die Verachtung des Volkes zu. Endlich räumte der Rath dem Wilhelm Farel, der nach Genf zurückkehrte, eine Kirche ein. Freiburg kündigte den Bund und löste dadurch selbst den letzten Ring der Kette, welcher die Stadt an das Papstthum fesselte. Rasch mehrte sich die Zahl der Anhänger der Reformation. Viele eifrige Katholiken verließen die Stadt. Flüchtige Hugenotten strömten in großen Massen nach Genf. Am 10. August 1532 erschien Farel vor dem Rathe und drang auf Entscheidung. Am 27. erfolgte sie. Der katholische Gottesdienst wurde abgeschafft. Der Zorn der Löfflerbündler entbrannte darob noch mehr. Sie verbanden sich von neuem mit dem Herzoge von Savoyen und brachten Genf in große Gefahr (1535). Doch die Bürgerschaft war wachsam, muthig und beharrlich. Zu gleicher Zeit erklärten der König von Frankreich und Bern dem Herzoge von Savoyen den Krieg. Beide suchten die Drangsale der Genfer zu benutzen, um sie sich unterthänig zu machen. Dem Könige von Frankreich antworteten sie: „Was Genf gethan und noch thue, habe die Freiheit der Stadt zum Zweck, und man empfehle ihm ihre

Erhaltung als Freund der freien Städte." Die Antwort an Bern war: „Wollten wir einen Herrn, so hätten wir uns zehnjährige Gefahr, Anstrengung und Kosten ersparen können; ihre Früchte wollen wir nicht verlieren."

Die feste Haltung der Genfer schüchterte den herrschsüchtigen König und die eigennützige Stadt Bern ein. Doch mußte Genf alles vom Herzoge gewonnene Gebiet und alle Besitzungen seiner kirchlichen Stifte an Bern abtreten, und sonst noch manche unbillige Forderungen gewähren. Doch ihre Freiheit hatten sich die wackern Genfer gerettet.

Bern eroberte ganz Waadtland, behielt es im Frieden, und fand Freiburg mit Klostergütern ab, welche die Stadt ungeachtet ihres katholischen Glaubens ohne Umstände annahm. Schon früher hatte Farel in mehreren Orten des Waadtlandes für die Reformation gewirkt. So lange der Herzog von Savoyen dort mächtig herrschte, konnte sie sich nicht offen ausbreiten. Als aber Bern das Land eroberte, führte es ohne große Mühe die Reformation ein. Vorher (schon 1530) hatte das benachbarte Neuenburg sie auf Farel's Betreiben angenommen Nur in Landeron und Cressier entschied eine Stimme Mehrheit für die Beibehaltung der katholischen Religion.

Im Jahre 1538 wurde Farel aus Genf vertrieben. Die Stadt Neuenburg erwählte ihn dann zu ihrem Pfarrer. Dort wirkte er mit unermüdlicher Thätigkeit fort bis an sein Ende.

Zwei Jahre früher (1536) war Johann Calvin nach Genf gekommen, und daselbst zum Prediger und Professor der Theologie ernannt worden. Er setzte durch, daß die Bürgerschaft im folgenden Jahre (1539) eine von ihm entworfene Kirchen- und Sitten-Ordnung annahm. Diese vollzog er mit unbeugsamer Strenge, und als die Bürger widerstrebten, versagten er und seine Amtsgenossen Farel und Corault ihnen das Abendmahl. Das schien denn doch der selbstherrlichen Stadt ein Eingriff in ihre Rechte. Die drei Geistlichen mußten innerhalb drei Tagen Genf verlassen. Im Jahre 1541 wurde Calvin aber zurückberufen, und leitete von dieser Zeit an bis zu seinem Tode nicht blos die religiösen, sondern auch die politischen Angelegenheiten der Stadt. Er flößte der Bürgerschaft einen unüberwindlichen Muth ein, und bestimmte sie, zu einer Zeit, da sie die größten Anstrengungen machen mußte, sich ihre stets bedrohte Unabhängigkeit zu erhalten, die in gänzlichen Verfall gerathene Hochschule wieder zu heben. Neben ihm wirkte Theodor Beza. Durch diese beiden Männer wurde Genf die einflußreichste Bildungsanstalt der gesammten protestantischen Welt, auf welcher sich die Jugend der entferntesten Länder mit seltenem Eifer die Lehren Calvin's aneignete, die sie dann in allen Richtungen verbreitete. Dort sog sie aber auch jenen finstern Geist der Verfolgung ein, welcher Servet*) auf den Holzstoß und später Oldenbarneveld**) auf das Schaffott brachte.

Mit Recht wird Calvin wegen der gerichtlichen Ermordung Servet's, die er hervorrief, bitter getadelt. Allein man vergißt dabei gewöhnlich, daß diese, wie so viele andere Schandthaten damaliger Zeit, die nothwendige Folge der Ueberschätzung des Glaubens ist. Wäre, wie die Pfaffen vorgeben, diese Erde nichts weiter, als eine Vorschule der sogenannten Ewigkeit, und die Seeligkeit bedingt durch den Glauben des Menschen, dann ließen sich am Ende Inquisition, Jesuitismus, die Menschenopfer der Syrier und Karthager und die Hinrichtung Servet's rechtfertigen. Der größere Theil der Schuld ruht auf der ganzen Richtung der damaligen Zeit, wie schon daraus hervorgeht, daß Calvin in der öffentlichen Meinung der Protestanten gar nicht sank, nachdem er Servet auf den Holzstoß gebracht hatte, vielmehr Männer, wie Bullinger und Melanchton, welche für besonders mild galten, ihn darob rechtfertigten und priesen. Noch heute würden dieselben Verfolgungen statt finden, wie vor drei Jahrhunderten, wenn die Menschen noch glaubten, wie damals. Allein die

*) S. oben §. 16 S. 116. **) S. oben §. 50. S. 349 ff.

Zeit des Glaubens ist vorbei. Die Pfaffen heucheln wohl noch immer denselben Glauben, wie damals, allein sie haben ihn nicht mehr. Sonst könnten sie nicht, trotz der Verschiedenheit des Bekenntnisses, gemeinsam dahin wirken, die Völker unter dem Joche ihrer geistlichen und weltlichen Tyrannen zu erhalten. Die Menschen lassen sich den Glauben wohl noch gefallen, aber er ruht auf ihnen, wie eine schwere Bürde, die sie gern abwerfen möchten, aber aus Mangel an Muth und Entschlossenheit nicht abschütteln können. Wahre Menschlichkeit ist so lange unmöglich, als sie dem Glauben untergeordnet wird.

Die Religion, welcher jede wissenschaftliche Grundlage gebricht, welche nur Sache der Hoffnung oder der Befürchtung, des Gefühles und der Phantasie ist, muß, wenn sie an der Spitze der geistigen Bewegung der Zeit steht, nothwendig zu den größten Verkehrtheiten führen. Sie kann erst dann wohlthätig wirken, wenn sie aus dem öffentlichen Leben vollständig verdrängt, dem Innern des Menschen überlassen oder etwa in die kleinen Kreise der Familie und der Freundschaft verwiesen sein wird.

Der Kampf, welchen die strebenden Geister unserer Zeit gegen die Religion führen, ist daher etwas ganz anderes, als der Dogmenstreit früherer Jahrhunderte. Wir haben klar erkannt, daß Freiheit, Bildung und Recht Unmöglichkeiten sind, so lange nicht die Gesetze, unter welchen die Erde und die Menschen stehen, sondern die Fabeln und Erfindungen der Pfaffen betreffend den Himmel und die Hölle, die Geschicke der Völker bestimmen sollen. Die Männer des Fortschritts hegen in unsern Tagen keinen Haß gegen Andersglaubende und denken nicht entfernt daran, sie zu verfolgen, oder auch nur deren Rechtssphäre zu beschränken. Allein da wir wissen, daß die Religionen unserer Tage, alle ohne Ausnahme, im Widerspruche mit rein menschlichen Einrichtungen stehen, müssen wir Diejenigen, welche die Dummheit und den Knechtssinn der Massen zu ihrem Vortheile ausbeuten, als die gefährlichsten Feinde der Menschheit bekämpfen.

## §. 55. Die protestantischen Kantone.

In allen Beziehungen des Lebens erhoben sich die protestantischen Kantone über die katholischen. Sie hatten mehr Wohlstand, mehr Bildung und mehr Freiheit. Aus ihrer Mitte gingen Kräfte hervor, wie sie sich unter dem Joche des Papstthums nirgends entwickeln konnten. So wenig als die katholischen Städte Luzern, Freiburg und Solothurn mit den protestantischen Zürich, Bern und Genf, ganz eben so wenig konnten sich die Katholiken Cardinal Matthäus Schinner, der Erzbischof Karl Borromäus und Bischof Blarer mit den Protestanten Zwingli, Farel und Calvin messen. Obgleich den ersteren die höchsten Würden ihrer Kirche, Reichthümer und Macht zu Gebote standen, während die letzteren ihr Leben lang arm blieben und nur Pfarrerstellen inne hatten, reichte die Wirksamkeit der Protestanten weit über ihre amtliche Stellung zugleich erschütternd und neu bauend hinaus. Alles, was die Katholiken thaten, war nichts, als übertünchen und flicken.

Die Katholiken beschwerten sich sehr über die Einziehung der Kirchengüter. Allein unstreitig wurden dieselben in den protestantischen Kantonen besser verwendet, als in den katholischen. Es wurden aus deren Ertrage, außer den Pfarrbesoldungen, Spitäler für die Armen, und Schulen für die Jugend bestritten, während sie in den katholischen Orten nur dazu dienten, träge Pfaffen, Mönche und Nonnen zu nähren, oder dem herrschenden Fetischdienst mehr Glanz zu geben.

Zürich war die Zufluchtsstätte, wo Tausende verfolgter Glaubensgenossen aus Deutschland, Frankreich, England, Holland und Italien freundliche Aufnahme fanden, und dafür der Stadt nützliche Kenntnisse und kräftige Anregungen zu vielen Verbesserungen brachten. Die Luzerner führten in Zürich die Seidenweberei, die Färberei, und eine bessere Behand-

lung des Rebstocks ein. Neue Handelsbeziehungen wurden angebahnt, ältere befestigt und erweitert. Ueber einen gewissen kleinlichen Zunftgeist konnte sich allerdings auch Zürich, so wenig, als die übrigen deutschen Kantone erheben, allein neben demselben gingen doch immer edlere Bestrebungen, Sinn für Kunst und Wissenschaft, und uneigennützige Menschenliebe einher.

In Bern war seit alter Zeit mehr Habgier und Herrschsucht, als in Zürich. Von neuem traten diese niederen Leidenschaften hervor, als die Stadt den Genfern Hülfe schickte. Bern war nicht zufrieden mit den Ländern, die es dem Herzoge von Savoyen abnahm, obgleich dieselben ihm schon reichliche Entschädigung für die Kriegskosten boten. Die Forderungen, welche es an Genf richtete und theilweise durchsetzte, waren eben so ungerecht, als unbillig.

Genf war der glänzendste Stern am Himmel der protestantischen Schweiz, mit welcher es sich immer inniger verband, obgleich die katholischen Orte durchsetzten, daß ihr die mehrere Male, namentlich (1549 und 1600) nachgesuchte Aufnahme in die Eidgenossenschaft abgeschlagen wurde.

Die katholischen Kantone spielten damals dieselbe traurige Rolle in der Schweiz, welche in unseren Tagen die Sklavenstaaten in der nordamerikanischen Union übernommen haben. Sie ordneten alle Rücksichten des Gemeinwohls, der Billigkeit und des Rechtes der finstern Richtung unter, welcher sie sich ergeben hatten. Eher sollte die ganze Eidgenossenschaft zu Grunde gehen, als sie eine Linie von den ihnen durch die Jesuiten ertheilten Verhaltungsregeln abweichen wollten. Die protestantischen Kantone und die gesammte Eidgenossenschaft litten natürlich sehr in Folge einer so verkehrten und so leidenschaftlich betriebenen Politik, am meisten aber doch die katholischen Kantone selbst, welche durch ihre Einseitigkeit immer weiter von der Strömung der Zeit entfernt und folgeweise unfähiger wurden, in Künsten und Wissenschaften, Handel und Gewerben mit derselben gleichen Schritt zu halten.

Die protestantischen Kantone nahmen sich der Genfer mit großem Eifer an. Die Berner waren aber sehr eigennützig, indem sie immer darnach strebten, Genf, wie das Waadtland, sich unterthänig zu machen, nicht es zu stärken, damit es als ein gleichberechtigter Staat neben ihnen in die Eidgenossenschaft aufgenommen würde. Doch Genf war auf seiner Hut, gegen seine gefährlichen Freunde nicht minder, als gegen seine offenen Feinde. Es war nicht so ängstlich, wie die meisten schweizerischen Kantone in der Aufnahme neuer Bürger, konnte solchen vieles bieten und vermehrte daher durch solche fortwährend seine Bevölkerung.

Im Jahre 1558 schloß Bern einen neuen, ewigen Bund mit Genf ab, welcher für diese Stadt weit vortheilhafter, als die früheren waren. Die fünf katholischen Orte dagegen erneuerten ihren Bund mit Savoyen, dessen Herzoge Genf noch immer bedrohten. Auf diesen Zwiespalt unter den Eidgenossen baute der Papst die Hoffnung, Genf wieder unter sein Joch zu bringen. Er forderte (1560) Savoyen, Spanien und Frankreich auf, die Stadt, den Hauptsitz der Reformation einzunehmen. Doch die drei Herrscher trauten einander gegenseitig nicht. Genf rüstete sich zu einem Kampfe auf Tod und Leben, zu welchem die Knechte des Papstes keine Lust trugen.

Um sich des Besitzes der Stadt zu versichern, trat Bern (1564) die Herrschaft Gex wieder an Savoyen ab, und schloß sogar (1570) einen Bund mit dessen Herzog auf 25 Jahre. Genf wurde dadurch wieder auf allen Seiten von savoyen'schem Gebiet umschlossen. Zwar wagte Herzog Philibert von Savoyen nicht, Genf, dessen Unabhängigkeit der König Heinrich III. von Frankreich in einem Vertrage mit Bern und Solothurn (1579) anerkannte, anzugreifen. Um so mehr strengte sich dagegen sein Sohn Karl Emanuel an, die

schöne Stadt, deren Namen der Genfer See trägt, zu unterwerfen. Kein Mittel war ihm zu schlecht, dieses Ziel zu erreichen. Nachdem er vergeblich versucht hatte, durch Verrath und Bestechung die Stadt zu gewinnen, zog er vor dieselbe (1582) mit Heeresmacht. Die fünf katholischen Orte leisteten ihm sogar Hülfe. Doch konnte er mit Gewalt ebenso wenig ausrichten, als durch List. Genf stärkte sich durch ein Bündniß mit Zürich (1584). Der Herzog von Savoyen arbeitete daran, sich in Bern eine Partei zu gründen, mit deren Hülfe er Genf zu gewinnen hoffte.

Er erkaufte den Bürgermeister und mehrere Bürger in Lausanne (1588), welche ein Komplott machten, ihm die Thore Genf's zu öffnen. Der Anschlag mißlang aber, und Bern, Genf und Frankreich erklärten dem Herzoge zugleich den Krieg. Die französischen Reformirten leisteten Genf, wie schon früher oft, kräftigen Beistand. Doch kam die Stadt in große Gefahr. Der Herzog ließ, um deren Bürger zu schrecken, die ganze Genfer Besatzung von Terny henken. Doch entflammte er durch diese Greuelthat die Genfer nur noch mehr zu ausdauerndem Widerstande. Allmälig fingen aber die von dem Herzoge in Bern selbst erkauften Anhänger an, zum Verderben Genf's zu wirken. Sie lähmten die Thatkraft des Berner Hülfsheeres und bewirkten, daß es sich später auflöste, ohne das Schwert gezogen zu haben. Die verrätherische Regierung von Bern forderte Genf sogar auf, sich dem Herzoge von Savoyen zu unterwerfen, schloß mit diesem Frieden und machte sich darin verbindlich, den Genfern wider ihn keine Hülfe zu leisten.

Der Herzog glaubte nun seines Sieges über Genf schon ganz sicher zu sein und sprach seine geheimen Absichten in einem an den Papst gerichteten Schreiben aus, wie folgt: „Die versprochene Religionsfreiheit soll nur dauern, bis ich fest im Besitze bin. Die Friedensvermittler haben mir Bern's Beistand gegen Genf versprochen, und ich will die Belagerung nun vornehmen. Ich werde den Genfern zwar freie Religionsübung versprechen; habe ich aber einmal den Fuß hineingesetzt, so ist es leicht, die Ketzerei auszurotten."

Als die Genfer Bern's Beistand verlangten, antwortete der von dem Herzoge gekaufte Schultheiß von Wattenweil: „habet nichts mit uns, und wir wollen nichts mit euch zu thun haben." Doch das Volk dachte anders, als der bestochene Aristokrat. Der ganze protestantische Theil der Eidgenossenschaft erhob sich gegen den von Bern beabsichtigten Verrath. Der Rath von Bern mußte den mit dem Herzoge von Savoyen geschlossenen Vertrag aufheben. Wattenweil wurde seines Amtes entsetzt und aus dem Rathe gestoßen.

Mittlerweile hatte Genf vom 23. August 1589 an bis in den März 1591, von aller Welt verlassen, den Kampf mit der ganzen Macht des Herzogs von Savoyen aufnehmen müssen. Gegen Ende des Jahres 1589 zwangen die tapferen Bürger den Herzog nach wiederholten glücklichen Ausfällen und Gefechten, unverrichteter Dinge abzuziehen. Doch bald schon kehrte das herzogliche Heer zurück, umschloß die Stadt und verheerte die Umgegend. Ein verruchter Wundarzt tödtete durch Gift die Verwundeten in dem Spitale. Endlich kam Hülfe von Bern und Frankreich. Erst 1593 wurde ein Waffenstillstand abgeschlossen. Doch der falsche Herzog Karl Emanuel nahm die Larve der Freundschaft nur vor, um unter derselben mit um so größerer Sicherheit sich auf den Krieg vorzubereiten. Durch Bestechung gewann er für sich denjenigen Syndik von Genf, dem die Bewachung der Stadt oblag, Namens Blondel. Mitten im Frieden und im Schutze der Nacht zog der Herzog am 11. Dezember 1602 vor die Stadt. Eine Abtheilung von 200 Mann erklomm an der von dem Verräther bezeichneten Stelle die Mauer und drang unbemerkt in die Stadt ein. Doch bevor sie sich des ihnen zugedachten Thores bemächtigen konnten, wurden sie entdeckt. Lärmschüsse ertönten. Die Sturmglocke wurde gezogen. Die Bürger griffen zu den Waffen, überwältigten die eingedrungene Vorhut, und schlugen das Hauptheer zurück. Ein Sturm der Entrüstung erhob sich in der Schweiz, in Deutschland und weiterhin gegen den verrätheri-

schen Herzog. Der von ihm erkaufte Syndik Blondel büßte sein Verbrechen mit dem Leben. Der Herzog suchte vergebens sich zu entschuldigen. Doch fuhr er fort, gegen Genf seine Ränke zu spinnen und seine Heere zu rüsten. Nach der Ermordung Heinrich's IV. machte er neue Versuche, sein Ziel zu erreichen. Doch Frankreich und Bern standen Genf bei. Endlich starb Karl Emanuel (1630). Schimpf und Schande folgte ihm in's Grab nach. Unsterblicher Ruhm blieb den Genfern. Ihre Stadt nahm zu an Wohlstand und Bildung. Sie gewann für die Menschheit einen Werth, wie ihn viele der größten Wohnsitze von Kaisern und Königen nie erreichten.

Aehnliche Kämpfe, wie die Genfer hatten auch die Graubündtner für ihre Unabhängigkeit und Religionsfreiheit zu führen. Ihnen stand die ganze Macht des Hauses Habsburg feindlich gegenüber. Umsonst suchten sie, gleich den Genfern, um die Aufnahme in die Eidgenossenschaft nach. Die katholischen Kantone wußten dieselbe immer zu verhindern. Die Bündtner sicherten sich dagegen durch Bündnisse, welche sie mit Zürich, Glarus (1594), mit Wallis (1600) und mit Bern (1602) schlossen, so gut es gehen wollte.

Die große Straße, welche aus dem östlichen Deutschland nach Mailand führt, machte das Land für den Handel, der wichtige Splügenpaß, der in Graubündten liegt, für die Kriegführung außerordentlich wichtig. Die Habsburger hatten daher, außer den religiösen Gründen noch politische in reicher Fülle, welche sie bestimmten, sich in die inneren Angelegenheiten des Landes zu mischen, sie zu trüben und dann zu fischen. Die Bündtner waren weit entfernt von jenem hohen Grade der Bildung und des Wohlstands, durch welchen die Genfer sich so sehr hervorthaten. Es wurde daher den Habsburgern leichter, hier Eingang zu finden, als den Savoyern dort. Hierzu kam, daß die katholische Religion noch immer einige Macht im Lande besaß, daß der Bischof von Chur dieselbe gewöhnlich nur dazu verwendete, die Protestanten zu schwächen und zu veruneinigen, um den spanischen oder deutschen Habsburgern zur Herrschaft zu verhelfen und die Gewalt des Papstes auszudehnen. Die Franzosen und Venetianer suchten sich auch Parteien im Lande zu bilden, dachten dabei aber natürlich nur an ihr, und nicht an das Interesse des bündtischen Volkes. Dadurch nahm die Käuflichkeit der Aemter, Rechts-Unsicherheit, Zwietracht und Verwirrung mehr und mehr zu. Die Verbesserungsversuche, welche oft gemacht wurden, scheiterten immer an den Künsten der Beamten, welche die von ihnen erkauften einträglichen Stellen nicht verlieren wollten. Die Strafgerichte, welche wiederholt gehalten wurden, um schuldige Beamte zur Verantwortung zu ziehen, begingen gewöhnlich noch weit größere Gewaltthätigkeiten, als diejenigen, welche sie bekämpfen sollten.

Im Jahre 1602 trat Bündten zugleich mit der Eidgenossenschaft in einen Bund mit Frankreich. Die katholischen Orte machten bei dieser Gelegenheit einen Vorbehalt in Betreff Mailands, Bündten aber nicht. Im folgenden Jahre schloß es ein Bündniß mit Venedig ab. Spanien, welches suchte, von Mailand aus Einfluß auf Bündten zu gewinnen, wollte dieses Land seinen Zorn fühlen lassen. Der spanische Stattbalter Fuentes sperrte den freien Handel und bewirkte dadurch, daß der Waarenzug von Mailand über den Gotthard, statt über den Splügen ging. Im Widerspruch mit den bestehenden Verträgen ließ er überdieß an den Grenzen des Veltlin eine Festung bauen, welcher er seinen Namen (Fuentes) beilegte.

Der Handel stockte, die Bündtner empfanden zu ihrem Schaden die spanische Feindschaft. Die Stimmung schlug um. Das Volk wollte Spanien befriedigen, hob das Bündniß mit Frankreich und Venedig auf (1607), und erbitterte dadurch diese beiden Staaten. Die spanische Partei, welche das Uebergewicht erhielt, wüthete gegen die Anhänger Frankreichs und Venedigs. Der französische Gesandte bewirkte aber im folgenden

Jahre (1608) die Bestätigung des Bündnisses mit seinem Staate. Das venetianische dagegen wurde vor dessen Ablaufe (1612) endlich aufgehoben. Das Volk konnte nicht zur Ruhe kommen. Kaum war die spanische Partei aus dem Felde geschlagen, so erhob sie wieder ihr Haupt (1616). Doch wurde sie bald schon nieder geschlagen. Ihre Anführer, die Brüder Planta, mußten aus dem Lande fliehen. Der Erzpriester Rusca starb auf der Folter. Kaum hatte sich das Strafgericht, welches die spanische Partei vernichten sollte, aufgelöst (1618), so gewann diese wieder das Uebergewicht. Ihre haarstreubende Schlechtigkeit bekundete sie bald darauf (1620) in dem Veltliner Blutbade, das sich würdig an die Pariser Bluthochzeit, die spanischen Inquisitionsgreuel, und Alba's Blutrath in Brüssel anreiht.

Veltlin war damals ein den Bündtnern unterworfenes Land. Die katholische Religion war in der Mehrzahl. Allein da in Graubündten die protestantische vorherrschend war, so mußten die Katholiken sie dulden. Im Einverständnisse mit dem spanischen Statthalter zu Mailand, mit mehreren Banditen und vielen der einflußreichsten Katholiken Veltlin's machte Jakob Robustell, ein Verwandter der Planta, den Anschlag, sämmtliche Protestanten der Provinz zu ermorden. Am Abende des 19. Juli 1620 versammelten sich die Verschworenen zu Tiran. Beim Anbruche des Tages ließen sie die Sturmglocke ziehen. Die Mörder schritten durch die Straßen und stachen alle Reformirten, die sich zeigten, nieder, dann brachen sie in die Häuser und vollendeten dort, was sie außerhalb begonnen hatten. Zu Tell und Sonders wiederholten sich dieselben Schlächtereien. In Morbenn konnten die Katholiken ihre reformirten Mitbürger nur dadurch retten, daß sie deren Flucht begünstigten. Drei Tage lang (vom 20. bis 22. Juli) dauerte das Morden mit unverminderter Wuth fort. Auch nachher hörte es nicht gänzlich auf. Die Flüchtlinge, welche in Bündten, Zürich, Glarus, Basel, St. Gallen und Genf freundliche Aufnahme fanden, verbreiteten schnell über die ganze Schweiz die Kunde von dem Veltliner Blutbade. Die Katholiken des Landes, welche den Banditen geholfen, oder doch ihre Mitbürger nicht vertheidigt hatten, büßten zwar schwer für ihre Niederträchtigkeit, indem Robustell und seine Genossen ihre Herren wurden. Allein die Reformirten des Landes waren und blieben ausgerottet. Die Bündtner fielen in das Veltlin ein. Eidgenossen und Franzosen zogen ihnen zu Hülfe. Der spanische Statthalter schickte dagegen den Banditen mehrere Regimenter Fußvolks nebst Reiterei und Geschützen. Zu dem Kriege mit Spanien kamen bald schon Unruhen im Innern hinzu. Der obere Bund trennte sich von den beiden anderen Bünden, warf sich den Spaniern in die Arme, und nahm sogar 1500 Mann von den fünf katholischen Kantonen als Besatzung auf. Die beiden anderen Bünde (der sogenannte Gotteshaus- und der Zehntgerichtsbund) zwangen ihn aber mit Waffengewalt, den Bund mit Spanien aufzugeben (1621). Oesterreicher und Spanier rückten nun in das unglückliche Land ein, und verwüsteten es mit Feuer und Schwert. Unter den Oesterreichern that sich General Baldiron durch unsinnige Grausamkeit hervor. Er glaubte schon Herr des Landes zu sein und verfuhr in habsburgischer Manier, d. h. ungeachtet aller Zusicherungen in Betreff der Religions-Freiheit fing er an, die Reformirten auszurotten. Auf's äußerste gebracht, erhob sich das Volk gegen seine Bedränger (1622), schlug die Oesterreicher bei Kublis und Schiers, und trieb sie nach Maienfeld, das sich bald schon (Ende May's) ergeben mußte. Kurz darauf war das ganze Land von den übermüthigen Feinden gesäubert. Schon am 27. Juni versammelten sich die Häupter und Räthe der drei Bünde und beschlossen: 1) eine allgemeine Amnestie und 2) Aufhebung der mit Oesterreich und Spanien geschlossenen Verträge. Die beiden Bezirke Disentis und Lugnez, welche widerstrebten, wurden gestraft. Doch nicht lange freuten sich die Bündtner des Friedens. Schon im September rückten die Oesterreicher zahlreich wieder ein. Fer-

dinand II. hatte in Deutschland die Protestanten nieder geworfen. Nach Mansfeld's Rückzuge aus der Pfalz stand ihm dort kein bewaffneter Feind gegenüber. Jetzt sollte die Reformation auch in der Schweiz ausgerottet, und in Bündten der Anfang gemacht werden. Ein zweites Mal schrieb das Haus Habsburg dem Lande die Bedingungen des Friedens vor, brach sie und trieb dadurch das Volk zum Aeußersten. Mit Hülfe eines französischen, durch Eidgenossen verstärkten Heeres kehrten die bündtnischen Flüchtlinge in ihr Land zurück (1624). Im Anfange des Jahres 1625 wurden Spanier und Oesterreicher aus ganz Graubündten und Veltlin vertrieben. Doch die Franzosen waren nicht gekommen, um die Freiheit Graubündtens wieder herzustellen, sondern um sich selbst an die Stelle der Oesterreicher und Spanier, zu Herren des Landes aufzuwerfen. Ein drittes Mal drangen die Oesterreicher in Graubündten ein (1629) und wiederum wurden sie mit Hülfe von Eidgenossen und Franzosen vertrieben (1635 bis 1636). Mit Mühe entledigten sich die Bündtner der Franzosen (1637). Nach langen und blutigen Kriegen traten sie wieder in den Besitzstand ein, wie er vor 1620 Jahren gewesen war. Allein aus dem Veltlin blieben die Reformirten vertrieben. Seit dem Blutbade von 1622 bestand dort nur noch die katholische, oder, wie sie mit mehr Recht genannt wird, die blutige Religion. Denn wo sie besteht, hat sie sich nur durch Ströme vergossenen Blutes erhalten.

## §. 56. Die katholischen Kantone.

Kämpfe, wie sie die Protestanten der Schweiz, und namentlich Genf's und Bündten's zu führen hatten, stählen die Kraft eines Volks, rütteln es aus dem schlaffen Alltagsleben auf und tragen, wenn sie glücklich überstanden sind, unendlich viel zur Hebung ihres Wohlstandes und ihrer Bildung bei. Die katholischen Kantone hatten solche nicht zu führen. Nachdem sie in dem Religionskriege jedem weiteren Fortschritte auf religiösem Gebiete ein Ziel gesteckt hatten, machten sie sich zu den bereitwilligen Werkzeugen des Papstthums, verbündeten sich mit dem verruchtesten Tyrannen damaliger Zeit, Philipp II. von Spanien, und bekundeten schon dadurch, daß sie aufgehört hatten, zu der Partei des Fortschritts und der Freiheit zu gehören. Das Gewicht ihrer Kraft warfen sie in die Wagschale des geistlichen und des weltlichen Despotismus.

Es ist sehr irrig, anzunehmen, daß dieses aus Glaubenstreue und Ueberzeugung geschehen sei; indem die katholischen Kantone jeden nicht-katholischen Glauben als Verbrechen bestraften oder wenigstens als ein gesellschaftliches Uebel bitter verfolgten, schlossen sie selbst die Glaubensfreiheit aus. Niemand konnte ein Verdienst haben, den alten Glauben festzuhalten, da er es nicht that im Kampfe mit Schwierigkeiten, da er seiner Ueberzeugung in dieser Richtung keine Opfer bringen konnte. Die katholischen Kantone und insbesondere die fünf, welche rings um den Vierwaldstädter See und in dessen nächster Nähe lagen, hielten an dem alten Glauben fest, weil die herrschenden Geschlechter es so wollten, und diese wollten es, weil der katholische Glauben ihren finsteren Anschauungen und herrschsüchtigen Absichten am besten entsprach. Er war ihnen das beste Mittel, den arbeitenden Theil der Einwohnerschaft in unbedingter Abhängigkeit zu erhalten. In der That hatte das Volk, trotz aller demokratischen Formen, nirgends in der Schweiz so wenig wirkliche Bedeutung als in den katholischen Orten, nirgends besaßen einige wenige Familien größere Gewalt, und nirgends mißbrauchten sie dieselbe schrankenloser. Luzern war der Musterstaat, welcher den übrigen katholischen Kantonen in ähnlicher Weise wie Zürich den protestantischen den Ton angab. Die Ritter, die Pfyffer und Amlehn melkten dort die Kuh des Staats, welche ihnen mehr Milch gab, als den Alpenhirten die ihrigen. So lange sie mit einander einig waren, erfuhr die Welt freilich nur wenig von ihren Betrügereien.

Allein es traf sich so, daß sie einmal in Zwiespalt geriethen und aus der Schule plauderten. Schultheiß Ritter, welcher im Jahre 1560 starb, hatte so arg gestohlen, daß der Rath von dessen Nachlasse 4000 Gulden nahm, um den Schaden einigermaßen gut zu machen. Noch viel schlimmer trieben es aber dessen Amtsgenossen und Nachfolger. Jost Pfyffer hatte sich zwar im französischen Kriegsdienst die Gunst des Königs und den Adel erworben, auch wurde ihm die Austheilung der Pensionen übertragen; allein an Fürstenknechte werden andere Forderungen gestellt, als an die Diener des Volkes. Der Adel ist in Monarchien allerdings eine Art Nothwendigkeit, allein in Republiken ein großer Uebelstand, und die Austheilung fremder Pensionen oder mit anderen Worten die Bestechung von Landsleuten zu Gunsten eines auswärtigen Monarchen ist unvereinbar mit republikanischer Würde und Selbstständigkeit. In Zürich stand darauf die Todesstrafe. Doch in Luzern stritten sich darum die beiden Schultheiße Jost Pfyffer (seit 1558) und Niclaus Amlehn (seit 1560). Ihre Feindschaft schadete beiden Theilen. Sie schlossen daher Frieden, indem sie eine vollständige Räubergesellschaft organisirten. Von jeder Seite traten drei der einflußreichsten Mitglieder des Rathes zu einer Camarilla zusammen, welche sich der ganzen Staatsgewalt bemächtigte, alle wichtigen Aemter besetzte und die Austheilung der französischen Pensionen besorgte. Eine Zeit lang machten die Sechsmänner glänzende Geschäfte. Doch der Tod entführte zwei Mitglieder der Amlehn'schen Partei. Pfyffer glaubte nun, den ganzen Ertrag, der bisher in zwei Hälften zerfiel, an sich reißen zu können. Amlehn, darüber entrüstet, nahm die Miene des reuigen Sünders an und beichtete. Die schändlichsten Betrügereien kamen zu Tage. Der Bund hatte seine Früchte getragen. Staat, Klöster und Kirchen hatten die Verbündeten gleichmäßig bestohlen und betrogen, von fremden Mächten, namentlich Oesterreich, Spanien und Venedig sich bestechen lassen und durch Bestechung ihre Wahl durchgesetzt. Ein Staat, welcher so großartigen Verrath an den heiligsten Pflichten unbestraft läßt, drückt sich selbst den Stempel der Niederträchtigkeit auf. In der That blieb er ohne Strafe. Zwar wurde Pfyffer Anfangs aus dem Rath gestoßen, für ehr- und rechtlos erklärt und sein Vermögen eingezogen. Allein schon bald wurde er wieder begnadigt (1571) und erhielt sogar seine Stelle im kleinen Rathe wieder. Später, d. h. nachdem die Pfyffer wieder mächtig geworden waren, wurde auch Amlehn bestraft. Doch auch er wurde bald wieder begnadigt.

Bei der Wahl des Jahres 1575 stritten sich zwei Pfyffer um das Schultheißen-Amt. Ludwig Pfyffer erhielt nur sechs, sein Verwandter, Kaspar achtzehn Stimmen. Dennoch setzte sich Ludwig in den Besitz des Amtes, und als sich Kaspar beklagte und den an ihm gespielten Betrug offenkundig machte, wurde auch diese Schandthat nicht bestraft. Kaspar wurde Anfangs vertröstet und später sogar aus dem Rathe verwiesen. Ludwig Pfyffer behielt das Amt, und beherrschte nicht blos den Kanton Luzern, sondern auch die übrigen katholischen Kantone in solcher Weise, daß er den Namen Schweizerkönig erhielt. Er war ein eifriger Freund der Jesuiten und des Geldes. Natürlich war er käuflich. Nicht aus Ueberzeugung, sondern aus Habgier stand er auf Seiten des Papstthums.

Was läßt sich von Leuten, wie Ritter, Jost Pfyffer, Amlehn und Ludwig Pfyffer an der Spitze einer Regierung erwarten? Natürlich nichts Anderes, als Betrug, Verrath, Gewaltthat und Bestechlichkeit. Dieses waren die Vorkämpfer der katholischen Partei in der Schweiz! Sie machten von ihrer Gewalt gleichen Gebrauch auf weltlichem und kirchlichem Gebiete. Mit welchen Mitteln sie den Pfaffenglauben aufrecht erhielten, macht folgender Vorfall anschaulich. Im Städtchen Sempach hatte (1622) ein Mann den Muth, den aus der Kirche kommenden Priestern zuzurufen: „O, es ist eben nicht Alles wahr, was Ihr auf der Kanzel saget!" Dafür wurde er in's Gefängniß geworfen, mußte in der Kirche öffentlich niederknien, nach Einsiedeln wallfahrten und wurde überdieß noch für

ehr- und rechtlos erklärt. Die Jesuiten blieben zu Luzern und flößten dem Volke das Gift ihres Ordens ein. Das war der Musterstaat der katholischen Schweiz!

In den drei Waldstädten erhielt sich längere Zeit noch ein richtigeres Gefühl. Allein denselben stand zu wenig Weltkenntniß und Bildung zur Seite, als daß es sich hätte Geltung verschaffen können. Umsonst erklärte sich Uri z. B. gegen die päpstlichen Legaten (1592) in folgenden unzweideutigen Worten: „Sie möchten gern aller Legaten entbehren; indem ihre Landleute ihrer müde und unwillig seien, indem dieselben ihnen viel Geschäfte und Neuerungen machten und überhaupt dem Lande nicht viel nützten;" — sie konnten die römischen Abgesandten nicht los werden. Denn wenn diese dem Lande keinen Vortheil brachten, war es doch umgekehrt anders. Nicht des Landes, sondern der Pfaffen- und Pfaffenfreunde Vortheil gab den Ausschlag. Das arme Volk mußte bei schwerer Arbeit karg leben. Die Mönche und Nonnen hatten zwar in den kleinen Kantonen nicht vollauf, allein sie arbeiteten doch nicht, und es wurde den arbeitenden Klassen des Volkes sehr sauer, sie zu ernähren. Unter dem Drucke der Armuth war es den Bewohnern dieser Kantone unmöglich, sich eine freie Bildung zu verschaffen. Sie blieben daher unter dem Joche der Pfaffen bis auf den heutigen Tag und gehören, trotz ihrer republikanischen Regierungsform, zu den gedrücktesten Menschen der Welt.

---

# Fünfter Abschnitt.

## Spanien und Portugal.

### § 57. Vorbemerkung.

Die geistlichen Gegner der Reformation, so viele deren auch waren, traten alle rasch von der Bühne der Welt ab. Keiner derselben kann als der Mittelpunkt des Kampfes zwischen der alten und der neuen Lehre angesehen werden. Päpste, Jesuiten und Inquisitoren, Bischöfe und Mönche wirkten zusammen, ohne daß unter denselben einer sich ganz besonders hervogethan hätte. Unter den weltlichen Feinden des Protestantismus schritten dagegen zwei in so hohem Grade in den Vordergrund, daß in ihnen sich gewissermaßen der Kampf personificirt. Fast ein ganzes Jahrhundert füllt die Regierung Karls V. und seines Sohnes Philipp II. aus (1515—1598), und während dieser ganzen Zeit widmeten sie einen großen Theil ihrer Kräfte der Vernichtung der neuen Glaubensrichtung.

In der Geschichte der Reformation, der römischen Kirche, Deutschlands, der Niederlande und selbst der Schweiz begegnen wir den beiden Habsburgern, Vater und Sohn. Um sie dreht sich wesentlich die Geschichte der pyrenäischen Halbinsel. Wir werden auf sie zurückkommen bei der Geschichte Frankreichs, Englands, Italiens, der Türkei und Amerika's. In alle diese Staaten griffen sie mit Nachdruck ein. Unstreitig sind sie die wichtigsten Personen auf der Seite der Gegner der Reformation. Ihre Beweggründe waren mehr oder weniger die der ganzen Partei, welche sie vertraten. Nichts kann uns daher über die katholische Kirche damaliger Zeit besseren Aufschluß geben, als eine genaue Kennt-

niß dieser zwei Gebieter. Die Parteien stehen zu einander immer in demselben Verhältniß, wie ihre Führer. Wenn wir den Schlüssel zum Charakter Luther's, Zwingli's, Calvin's, des Prinzen Wilhelm von Oranien, des Admirals von Coligny und der Königin Elisabeth von England besitzen, so dringen wir tief in das Wesen des Protestantismus ein; und wenn wir die Päpste, die Mönchsorden und Bischöfe des sechszehnten Jahrhunderts, endlich aber auch Karl V. und Philipp II. genau kennen, so erschließt sich uns das geheime Räderwerk, welches den Kampf gegen die Reformation in Bewegung setzte.

Spanien lieferte die stärksten weltlichen, Italien die mächtigsten geistlichen Kräfte, welche das rollende Rad der Zeit festhalten sollten. Der Haß, welchen Spanien, angeregt durch seine beiden mächtigen Herrscher Karl I. (denn in Spanien war er nicht der Fünfte) und Philipp und seine Pfaffen der Reformation widmeten, bildet den blutig rothen Faden, welcher durch seine Geschichte hindurchzieht, und mit welchem es selbst seine Lebensadern unterband. Der Abscheu der Nation gegen die neue Richtung der Zeit sprach sich nicht nur auf Schlachtfeldern und bei den Auto-da-fé's, sondern auch in Worten aus. Es fand oder gebrauchte eine Reihe der gehässigsten Bezeichnungen für seine Gegner, während die blinde Verehrung der Katholiken für die durch ihre Religion gehobenen Personen und Gegenstände diese mit den Ausdrücken höchster Verehrung belegte. Spanische Schriftsteller, welche sich in ihren Werken dieser Redensarten bedienen, mögen wir mit dem niedern Bildungsgrade ihrer Nation entschuldigen. Allein deutsche Protestanten, oder gar Amerikaner machen sich im höchsten Grade lächerlich, wenn sie dieses thun. In den Augen des vernünftigen Menschen ist der Mann, welcher dem Fetischdienst der katholischen Kirche den Rücken wandte und das schimpfliche Joch päpstlicher Schreckensherrschaft brach, kein verächtlicher Mensch. Es ist daher sehr verkehrt, ihn mit dem verächtlichen Worte „Ketzer" zu bezeichnen. Nicht die Lehren der Reformatoren, sondern die Fabeln und Erfindungen früher Pfaffen waren es, welche das Christenthum verunreinigten, und daher eine Säuberung desselben nothwendig machten. Der Geschichtsschreiber, welcher auf der höheren Warte steht, von welcher aus er Jahrhunderte und Völker überblickt, darf nicht aus den Quellen schöpfen, welchen die Vorurtheile der Vergangenheit die Farbe geben, ohne sie zu läutern. Er darf sich nicht von dem Römling verführen lassen, welcher Inquisition, Papstthum und Mönchsorden heilig nennt, nicht dem Dominicaner folgen, welcher Auto-da-fe's als einen Triumph des Glaubens betrachtet, und nicht mit dem Höfling den prunkhaften Aufzügen der Könige Bedeutung und Wichtigkeit beimessen. Je freier er sich hält von den Irrthümern der Vorzeit, desto erhabener ist sein Standpunkt. Nicht blos die Thatsachen, auch die Ausdrucksweise soll er sichten. Diese darf er nicht einer überwundenen Vergangenheit entlehnen. Sie muß den frischen Duft der Neuzeit athmen. Jener Weihrauch, welcher der Größe der Seele gebührt, soll der Geschichtschreiber nicht verschwenden an das Schaugepränge der Macht oder an den Deckmantel, welcher zwar große Gewalt aber auch große Schlechtigkeit verhüllt.

Bei der Geschichte keines Landes tritt der Einfluß der Quellenschriftsteller in so störender Weise hervor, als bei derjenigen Spaniens. Die unter dem Joche der Inquisition und der Habsburger gehaltene Nation, welcher nicht erlaubt war, zu seufzen, welche vielmehr gezwungen wurde, jede Schandthat ihrer Herrscher als heilig zu verehren, und deren Schriftsteller gleichfalls in diesem Tone schreiben mußten, ist fürwahr nicht das Muster, welches der Geschichtschreiber unserer Tage nachahmen soll. Dennoch lassen sich alle mehr oder weniger hinreißen, in den von Spaniern des sechszehnten Jahrhunderts angeschlagenen Ton einzufallen.

Unter allen Ländern Westeuropa's hatte die pyrenäische Halbinsel das ganze Mittelalter hindurch am wenigsten Verkehr mit der civilisirten Welt. Ihre Lage am äußersten

Ende der damals bekannten Erdkugel und ihre unausgesetzten Kämpfe zwischen Christen und Mohammedanern führten deren Bewohner zu einem durchaus eigenthümlichen Entwickelungsgange, welcher sich auch in ihren geschichtlichen Werken kund that. Der Schriftsteller, welcher dieses nicht erkennt, sich damit begnügt, die spanischen Urkunden und Quellenwerke in seine Muttersprache zu übersetzen, und dann vermeint, pragmatische Geschichte geschrieben zu haben, verfällt in die größten Irrthümer. Er theilt seinen Lesern die Vorurtheile und Leidenschaften eines fremden Volkes mit, statt diese zu geißeln. Er hört auf, ein Geschichtschreiber zu sein, und sinkt zum Uebersetzer herab. Wer die gewaltsame Ausrottung des Protestantismus eine Säuberung nennt, mischt sich unter Jesuiten und Mönche, welche in diesem Tone heulten und plärrten. Der unbefangene Mensch schreibt jenem Abschaume der Menschheit, welcher unter den Namen Paul V., Pius V., und Sixtus V. auf dem päpstlichen Throne saß, durchaus keine Heiligkeit, so wenig als den Despoten Karl V. und Philipp II. Majestät zu. Der Geschichtschreiber, welcher nicht in Widerspruch mit dem gesunden Menschenverstande gerathen will, muß sich wohl hüten, derartige Bezeichnungen auf verworfene Menschen anzuwenden, obgleich die Knechte, über welche diese Machthaber herrschten, nicht umhin konnten, sich deren zu bedienen.

Die Aufgabe des Geschichtschreibers ist es, dem Strome des Unsinns und des Vorurtheils entgegen zu gehen, nicht sich von demselben fortreißen zu lassen. Er soll schon durch seine Ausdrucksweise Verachtung der Heuchelei, Entrüstung gegen grundlose Ansprüche, und nicht Verehrung für Abgeschmacktheiten, und Hochachtung für veraltetes Unrecht an den Tag legen. Es macht einen peinlichen Eindruck, wenn ein Republikaner, wie Prescott*) in den Ton der spanischen Inquisitoren fällt und z. B.†) sagt: „England wurde von seiner Ketzerei gereinigt." Selbst Schlosser und viele andere protestantische Schriftsteller fallen in diesen Fehler. In unseren Tagen nennen Schriftsteller, wie Prescott jenes Gericht, welches an Scheußlichkeit die Molochspriester bei weitem überbot — „das heilige Amt." Torquemada würde sich freuen, wenn er davon Kunde bekommen könnte, daß von der Inquisition fast vier Jahrhunderte nach seiner Zeit in solchen Ausdrücken gesprochen wird! Fürwahr, die Macht des Unsinns ist groß noch in unseren Tagen! Wie viel größer war sie im Anfange dieses Zeitabschnittes! Ferdinand und Isabella‡) hatten im Laufe einer langjährigen und schimmernden Regierung dafür gesorgt, sie auf der pyrenäischen Halbinsel zu stärken.

Dieses königliche Paar übte einen überwältigenden Einfluß auf Spanien aus. Bevor dasselbe die Zügel der Herrschaft ergriff und gemeinsam führte, lagen im Schooße dieses Landes viele Keime einer, wenn auch mit manchen Auswüchsen vermischten Freiheit. Ferdinand und Isabella rotteten sie aus. Die spanischen Geschichtschreiber, welche nicht tadeln durften, priesen sie darob, und die meisten ihrer Uebersetzer stimmten bis auf den heutigen Tag in denselben Ton ein. Die amerikanischen Republikaner Washington Irving ||) und Prescott überboten noch die europäischen Royalisten in der Beräucherung des spanischen Despotenpaars, und namentlich der Königin Isabella.

So lange Spanien in viele kleine Reiche zerfiel, waren die Könige nicht mehr, als die ersten unter den Rittern ihres Landes, die Anführer im Kriege und die obersten Verwaltungsbeamten im Frieden, welche jedoch von dem guten Willen ihrer Lehensleute in hohem Grade abhingen, und die Vorrechte derselben nicht antasten konnten, ohne sich in große Gefahren zu stürzen. Jeder Adelige, welcher in den Krieg gegen die Mauren zog,

*) Prescott, History of the reign of Philipp the Second, King of Spain. Boston 1855.

†) Prescott, p. 134.

‡) S. Weltgeschichte Buch VI. § 66.

||) Life of Columbus; of Ferdinand and Isabella.

nahm Antheil an der gemachten Beute und den eroberten Ländereien, und betrachtete sich als Herrn des Grundes und Bodens, den er mit der Schärfe seines Schwertes gewonnen hatte. Der religiöse Fanatismus und der Nationalgeist wirkten mehr auf die Massen, als auf den Adel, welcher stets darauf bedacht war, sich für die im Kriege gebrachten Opfer reichlich im Frieden zu entschädigen. Außer dem Adel setzten auch die Städte der Willkür der Könige enge Schranken. Nur ihre festen Mauern boten sichern Schutz gegen die Streifzüge der ungestümen Feinde. Die Schlösser der Ritter vermochten der Kriegskunst der Saracenen keinen genügenden Widerstand entgegen zu setzen. Die Könige besaßen nicht immer die Macht, den Sädten Hülfe zu schicken. Diese mußten bloß für ihre Vertheidigung sorgen und erhielten dadurch eine erhöhte Bedeutung.

Adel und Städte verstärkten ihre an sich große Macht noch durch Vereine. Die Ritterorden von St. Jago, Calatrava und Alcantara besaßen große Reichthümer, eine Organisation, die sich über das ganze Land erstreckte, und eine Wehrkraft, welche derjenigen der Könige sehr nahe kam. Die Städte hatten um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts die sogenannte heilige Brüderschaft geschlossen, welche von ihren Mitgliedern Abgaben erhob, zum Schutze der Reisenden und zur Bestrafung von Verbrechern, Beamte und Truppen hielt, und sich sogar durch die Vorrechte des Adels in der Ausübung ihrer heilsamen Gewalt nicht beschränken ließ.

Im Schooße der Ritterschaft sowohl, als der Städte war ein reges Leben. Beide wachten mit Eifer über die ihnen verliehenen Gerechtsame und befestigten sie mehr und mehr bis zu der Zeit Ferdinand's und Isabellen's. Da dieses Herrscherpaar sämmtliche Reiche Spanien's, und außerdem noch einen Theil Italien's und die von Columbus und dessen Nachfolgern entdeckte neue Welt unter seinem Scepter vereinigte, so veränderte sich das Verhältniß der Könige zu dem Adel und den Städten von Grund aus. Die Macht des Königspaares hob sich durch die Gunst der Verhältnisse und das planmäßige Verfahren derselben unausgesetzt. Die spanische Nation, geblendet durch den Glanz, welchen Ferdinand und Isabella um sich zu verbreiten wußten, ließ sich eines ihrer Rechte nach dem andern rauben, bis am Ende keine andere Gewalt mehr übrig blieb, als diejenige des Königthums und des Pfaffenthums. Die spanischen Geschichtschreiber und nach ihnen die meisten anderen Nationen sahen darin einen großen Fortschritt zum Bessern. Thatsache ist es aber, daß die Kraft der spanischen Nation dadurch gebrochen wurde. Trotz der Unordnungen, welche in Folge der Eifersucht zwischen Königen, Städten und Adel früher statt gefunden, hatte sich die Macht, die Bildung und der Wohlstand der spanischen Nation ununterbrochen gehoben. Seit aber die starre Hand des weltlichen und des kirchlichen Despotismus die Selbstständigkeit des Adels und der Städte vernichtete, stockte alle Lebensthätigkeit. Die geknechtete Nation ließ sich willig am Altare des Papstthums abschlachten, sei es in Spanien selbst durch die Inquisition, oder im Auslande durch das Schwert ihrer zum Aeußersten getriebenen Feinde. Die Folgen des von Ferdinand und Isabella neu eingeführten Systems kamen allerdings erst ein Jahrhundert nachdem sie von der Schaubühne abgetreten waren, zu Tage. Allein wie Karl I. nur fortsetzte, was seine spanischen Großeltern begonnen hatten, so ging Philipp II. nur in der von seinem Vater eingeschlagenen Richtung weiter fort. Ein Jahrhundert (1479—1579) genügte, die im Laufe von sieben (779—1479) aufgebaute spanische Monarchie in ihren Grundfesten zu erschüttern. Es ist sehr verkehrt, alles Unheil, welches über die gegenwärtige Halbinsel herein brach, Philipp II. allein beizumessen. Er hätte nimmermehr so verderblich wirken können, hätten Isabella, Ferdinand und Karl I. ihm nicht kräftig vorgearbeitet gehabt.

Der eigentliche Grund und Boden, auf welchen Isabella und Ferdinand ihre Macht bauten, war die Inquisition. Mit deren Hülfe brachten sie zugleich Städte und Adel unter

das Joch einer schmählichen Knechtschaft. Den Adel insbesondere schwächten sie dadurch, daß sie die drei Ritterorden durch Drohungen und Kunstgriffe bestimmten, ihnen die Großmeisterwürden desselben zu ertheilen. Die Päpste Innocenz VIII. und Alexander VI. bestätigten diese mehr erzwungene, als freiwillige Wahl, und spätere Päpste machten sie zu einem Theile der spanischen Krone. Mit Hülfe der Städte schmälerten Isabella und Ferdinand die Vorrechte des Adels. Das Königspaar hatte weit bedeutendere Aemter zu vergeben, als alle spanischen Könige früherer Zeiten: Statthalterschaften in Italien und in Amerika, Feldherrnstellen, Bisthümer und Erzbisthümer. Wer auf diese sich Rechnung machen wollte, mußte seine Standesvorrechte dem unbedingten Herrscherwillen des Königspaares zum Opfer bringen und sich als Werkzeug gegen seine Standesgenossen gebrauchen lassen. Viele Kronämter verliehen Ferdinand und Isabella an Nichtadelige, auf welche sie mit um so größerer Sicherheit rechnen zu können glaubten, insofern es sich darum handelte, ihre Pläne gegen den Adel auszuführen.

In der letzten Zeit der Regierung Isabellens und Ferdinands des Katholischen war Kardinal Ximenes der einflußreichste Staatsmann in Spanien. Isabella hatte diesen starren Mönch zu ihrem Beichtvater und zum Erzbischofe von Toledo, dem reichsten kirchlichen Würdenträger der Christenheit nächst dem Papst, erhoben. Nach dem Tode Isabellens wurde er Reichsverweser in Kastilien, der Papst ernannte ihn zum Kardinal, und Ferdinand der Katholische zum Großinquisitor von Kastilien. Ximenes konnte, da er die höchsten kirchlichen Würden mit der höchsten weltlichen verband, die Nation um so leichter in die doppelten Fesseln des weltlichen und des kirchlichen Despotismus schlagen.

Um dem Fanatismus der Spanier frische Nahrung zu geben, unternahm der Kardinal zwei Kriegszüge nach Afrika (1505 und 1509), und um sich in den Schein der Gelehrsamkeit zu hüllen, errichtete er zu Alcala eine Bibliothek und gab die Bibel in mehreren neben einander laufenden Sprachen (biblia polyglotta Complutensis) heraus. Die Wissenschaft im höheren Sinne des Wortes gewann dadurch so wenig, als das Christenthum. Allein in den Augen von Mönchen und Schriftgelehrten stieg dadurch das Ansehen des Kardinals. Ein Franziskaner und Großinquisitor konnte allerdings seine unermeßlichen Reichthümer kaum besser verwenden. Jedenfalls war damit kein Blutvergießen verbunden, während die Kriege in Afrika, zu welchen der Kardinal das Geld gegeben hatte, vielen Tausend Menschen das Leben kosteten, ohne außer dem Besitze von Massarquivir und Oran dauernde Vortheile zu begründen.

Philipp der Schöne war drei Monate, nachdem ihn die Cortes von Kastilien als König anerkannt hatten, gestorben (25. September 1506). Seine Wittwe Johanna, deren Verstand immer sehr schwach gewesen war, wurde vollständig wahnsinnig. Allein das Zartgefühl der Kastilianer erlaubte ihnen nicht, dieses anzuerkennen. Vielmehr betrachteten sie Johanna bis zu deren Tode als Königin. Jedenfalls war der Wahnsinn dieser Königin nicht so verderblich, als derjenige der Inquisition, des Mönchswesens und des gesammten Papstthums, den Spanier mit ähnlichem Zartgefühle behandelten.

Ferdinand der Katholische war in Italien abwesend, als sein Schwiegersohn Philipp starb. Vergeblich bemühte sich Kaiser Maximilian I. um die Regentschaft über Kastilien. Ximenes ergriff die Zügel der Herrschaft und behielt sie in seinen Händen bis über Ferdinands Tod hinaus, während dieser sich (seit 1509) mit dem Kriege in Italien und mit dem Erwerbe des Königreichs Navarra beschäftigte. Die wahnsinnige Königin und der minderjährige, überdieß in Flandern abwesende Thronerbe, konnten ihm keine Schranken setzen. Der Kardinal herrschte daher mit der ganzen Macht, welche ihm seine vereinigten geistlichen und weltlichen Würden verliehen.

Schlosser behauptet zwar, seine Verwaltung sei, wenn man seine fanatische Wuth

gegen Juden, Mohammedaner und Amerikaner ausnehme, die wohlthätigste gewesen, welche Kastilien je gehabt. Allein trotz dieser vielsagenden Ausnahme wird nur derjenige mit dem Heidelberger Professor einverstanden sein, welcher mit Friedrich Wilhelm III. meint, Ruhe sei des Bürgers erste Pflicht, oder des Kaisers Nicolaus Ansichten von Ordnung theilt. Wer dagegen die Freiheit für die erste Voraussetzung des Lebensglücks, des Rechtes und der Bildung betrachtet, der wird beklagen, daß Ximenes seine ausgezeichneten Herrschertalente nur dazu gebrauchte, alles geistige Leben in Spanien zu ersticken, und wird die von ihm gehegte Ruhe des Kirchhofs und Ordnung der Inquisition als die größten Uebel der menschlichen Gesellschaft brandmarken, keineswegs als Wohlthaten preisen.

Kardinal Ximenes vergaß gänzlich, daß er nur Fürstendiener war und zog sich dadurch die Ungunst des Thronerben zu, welche sich noch bei Lebzeiten Ferdinands kund that, kurz nach dessen Tode aber unverhüllt zu Tage trat. Als gegen Ende des Jahres 1515 Ferdinand erkrankte, sandte Karl seinen Lehrer Adrian von Utrecht nach Spanien mit dem geheimen Auftrage, nach des Königs von Aragon Tode im Namen seines Enkels die Zügel der Regierung zu ergreifen. Die Wahl, welche Karl traf, war sehr ungeschickt. Adrian von Utrecht war kein Staatsmann, am wenigsten ein solcher, der einem Ximenes hätte die Spitze bieten können, vollends gar auf spanischem Boden, wo der eine ganz fremd, der andere nach zehnjähriger unumschränkter Regierung allgemein gefürchtet war.

Als Ferdinand der Katholische am 23. Januar 1516 starb, hinterließ er ein Testament, in welchem er verordnete, daß Johanna und deren Erben ihm in Aragonien und Neapel nachfolgen, sein natürlicher Sohn Alphons, Erzbischof von Saragossa, aber die Regierung von Aragonien, und Ximenes die Verwaltung von Kastilien führen sollte, so lange sein Enkel abwesend wäre.

Karl, obgleich erst sechszehn Jahre alt, war sehr eifrig, so bald als möglich alle Gewalt, die ihm nach dem Erbrechte zukam, selbst oder doch durch die Männer seines persönlichen Vertrauens auszuüben. Ihm sagte der herrische Charakter des Kardinals Ximenes nicht zu. Er mochte wohl Diener, nicht aber selbstständige Herrscher, oder wohl gar Aufseher neben sich haben. Er gedachte König im vollsten Sinne des Wortes zu sein.

## §. 58. Karl V. (1516—1556).

Bei der Geschichte der Reformation, Deutschlands und der Niederlande, haben wir den Sohn Philipps des Schönen und der wahnsinnigen Johanna schon kennen gelernt. Wir fanden ihn dort im Kampfe mit Gegnern, die er nicht zu besiegen vermochte. In Spanien standen ihm solche nicht hemmend im Wege. Hier erscheint uns Karl wie er war, wenn ihn kein äußerer Zwang nöthigte, Zugeständnisse zu machen. Zwar ließen sich selbst die durch Isabella, Ferdinand und Ximenes schon sehr gedemüthigten Spanier nicht alle Eingriffe in ihre Rechte ruhig gefallen. Allein mit leichter Mühe schlug Karl in der pyrenäischen Halbinsel jede Auflehnung gegen seinen Herrscherwillen nieder.

Deutschland war das Reich, welches Karl's Stellung der Reformation gegenüber bedingte, Spanien aber bildete die Grundlage seiner Macht und bestimmte seine auswärtige Politik. Von Spanien aus hatte Ferdinand seine italienischen Besitzungen erobert, und diese waren es, um welche fast alle Kriege Karls mit Frankreich geführt wurden.

Karl war lüstern nach der spanischen Krone. Es fehlte nicht viel, daß sein allzu großes Ungestüm gleich in den ersten Monaten nach Ferdinands Tode einen bedenklichen Zwiespalt zwischen ihm und der spanischen Nation herbeiführte. Noch lebte Isabellen's und

Ferdinand's Tochter Johanna. So lange nicht deren Regierungsunfähigkeit von den Ständen des Reiches förmlich ausgesprochen war, konnten ihre Erbansprüche nicht übersehen werden. Doch Karl betrachtete sich, nach seines Großvaters Ferdinand Tode, als den gesetzlichen König Spanien's. Ohne Rücksicht auf seine Mutter und die Stände des Reiches, legte er sich öffentlich den Titel eines Königs bei, sobald die Kunde von Ferdinand's Tod nach Flandern gelangte, und Kardinal Ximenes erhielt von ihm die Weisung, für dessen Anerkennung durch die Stände Sorge zu tragen. In Castilien gelang es dem gefürchteten Minister, jeden Widerspruch im Keime zu ersticken. Doch in Aragonien erhielt Karl den Königstitel erst, nachdem er selbst dahin gekommen war. In ganz Spanien mußte in allen Ausfertigungen der Name der Königin Johanna neben demjenigen ihres Sohnes stehen. So lange übrigens Karl in Flandern blieb, hatte er wenig mehr, als den Titel eines Königs von Castilien. Alle Gewalt ruhte in den Händen des Kardinals Ximenes. Die Niederländer, welche Karl hintereinander nach Spanien schickte, um dort das Uebergewicht des Kardinals zu brechen, dachten mehr daran sich selbst zu bereichern, als an der Leitung der Staatsangelegenheiten Theil zu nehmen. Ximenes fuhr fort, den Adel zu schwächen und scheute sich nicht, demselben alle Ländereien abzunehmen, welche ihm Ferdinand, der Katholische, im Laufe seiner ganzen Regierungszeit verliehen hatte. Der Adel murrte, wagte aber nicht sich zu widersetzen. Zwei Kriege: in Navarra und Afrika, führte der Kardinal mit großem Nachdruck. An den Pyrenäen war er glücklich, indem er den König Johann Albert vertrieb. Doch in Afrika wurden die Spanier von Horuc Barbarossa mit Schimpf, Schande und großem Verluste geschlagen.

Die erste bedeutungsvolle Handlung, welche Karl nach seinem Regierungsantritte vornahm, war der Frieden von Noyon, den er (am 13. August 1516) unterzeichnete. Jeder Artikel desselben war eine Lüge und sollte dem Gegner eine Falle stellen. Was zu Noyon verabredet wurde, war nur dem Namen nach ein Friedensschluß, in der That aber ein gordischer Knoten, der sich nur mit dem Schwerte lösen ließ. Dem Könige Karl, welcher sich als Mann fühlte, wurde Franz' I. Tochter, die kaum ein Jahr alt war, zur Frau bestimmt. Durch diesen Bund sollten alle zwischen Frankreich und Spanien obschwebenden Streitigkeiten ihre friedliche Lösung erhalten. Die Prinzessin Louise sollte alle Ansprüche Spaniens auf das Königreich Neapel dem Könige Karl zubringen. Eben so nichtssagend, wie die Bestimmungen in Betreff Neapels waren diejenigen, welche sich auf das Königreich Navarra bezogen. Karl sollte die Ansprüche der Erben des Königs von Navarra prüfen lassen und Franz das Recht haben, diesen Hülfe zu leisten, falls deren Ansprüche nicht anerkannt würden.

Der sogenannte Frieden von Noyon war, da er keine der zwischen Spanien und Frankreich streitigen Fragen entschied, in der That nur ein Waffenstillstand, welcher früher oder später zu gehässigen Anschuldigungen und blutigen Kriegen führen mußte. Kein vernünftiger Mensch konnte erwarten, daß Karl vierzehn bis fünfzehn Jahre lang unvermählt bleiben würde, um die ihm zugedachte Braut heimführen zu können, so wenig, als daß er Rechtsgefühl genug haben würde, das Königreich Navarra, in dessen Besitze er sich befand, herauszugeben.

Der Friede von Noyon ließ den beiden jungen Königen diesseits und jenseits der Pyrenäen Zeit, die inneren Angelegenheiten ihrer Reiche einigermaßen zu ordnen, und die Pläne der Vergrößerung, über welchen sie brüteten, zur Reife zu bringen.

Gegen Ende des Jahres 1517 traf Karl in Spanien ein. Er hatte keine Neigung, sich unter die Vormundschaft des Kardinals Ximenes zu stellen und konnte nicht erwarten, daß ein achtzigjähriger Greis, der sich gewöhnt hatte, Spanien unumschränkt zu beherrschen,

kurz vor seinem Tode die Rolle eines Dieners noch lernen würde. Er entließ daher den herrschsüchtigen Minister, der sich einbildete, Ansprüche auf die Dankbarkeit Karl's zu besitzen. Dieser Schlag traf den hochmüthigen Priester so schwer, daß er kurze Zeit nachdem er ihn getroffen hatte, starb. Schlosser *) glaubt zwar, „so starke und kalte Seelen, wie die des Kardinals, ergreife innerer Schmerz nur augenblicklich, wer der Welt widerstanden habe, der widerstehe auch dem Kummer und Neide;" allein Ximenes war durchaus nicht eine kalte, sondern eine glühend leidenschaftliche Seele, und seine Stärke bestand nicht in der Erhabenheit über menschliche Vorurtheile, sondern in der Fähigkeit, diese auszubeuten und zu lenken. Wer den niederen Bestrebungen der Welt widerstanden hat, wird nicht eine Beute des Kummers und Neides, wohl aber wer, wie Ximenes, sein ganzes Leben lang im Dienste des weltlichen und kirchlichen Despotismus den niedrigsten Leidenschaften gefröhnt hat. Der Großinquisitor, welcher so vielen Tausend Unschuldigen den Tod gab, verdiente wohl den schmerzlichsten Tod der sich denken läßt: den Tod des gebrochnen Herzens.

Spanier und Belgier hatten sich gemeinsam bemüht, ihn von seiner Stelle zu verdrängen, die einen, weil er zehn Jahre lang sie mit der größten Härte behandelt, die anderen, weil er ihnen keinen Theil an der Regierung eingeräumt und überdieß sie oft gehindert hatte, sich auf Kosten des Landes zu bereichern. Ximenes, dem die Einkünfte des Erzbisthums von Toledo und der Inquisition zu Gebote standen, hatte natürlich keine Versuchung, wie die Belgier, zu stehlen, um so weniger, als er Mönch war und bis zu seinem Ende an den meisten klösterlichen Gewohnheiten festhielt.

Die belgischen Höflinge Karl's sollen (im Laufe von zehn Monaten) nicht weniger, als eine Million und hunderttausend Dukaten in ihre Heimath geschickt haben. Die Summen, welche Ximenes zu Gunsten der Inquisition einzog, sind aber freilich nicht berechnet worden. Sie betragen, mehr als zehnmal so viel, wenn wir ein Verdammungsurtheil, welches eine ganze Familie zu Grunde richtete, nur auf 500 Dukaten berechnen. Der Schaden, welchen die Inquisition, unabhängig von dem eingezogenen Vermögen anrichtete, war aber tausendmal größer, als derjenige, den die Belgier durch ihre Bestechlichkeit veranlaßten.

Auch ohne die Hülfe von Ximenes brachte es Karl dahin, daß ihm die Stände von Castilien und Aragon die Abgaben bewilligten, welche er verlangte, obgleich er eine Opposition zu überwinden hatte.

Während Karl mit den spanischen Angelegenheiten alle Hände voll zu thun hatte, erhielt er die Nachricht von dem Tode seines Großvaters Maximilian I. und bald darauf von seiner Erhebung auf den deutschen Kaiserthron. Die Spanier dachten mit Recht, ihr König sei hinreichend in ihrem Lande beschäftigt und könne durch die Pflichten, welche ihm diese neue Würde auferlege, nur abgehalten werden, ihnen die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken. Doch Karl strebte darnach, seine Macht und sein Ansehen zu vergrößern, und bekümmerte sich wenig um die Wünsche seiner Völker, da er nicht daran zweifelte, sie in Unterwürfigkeit halten zu können.

Kaum hatte Karl zwei Jahre in Spanien zugebracht, als er es schon wieder verließ, um sich die deutsche Kaiserkrone auf das Haupt setzen zu lassen. Unterwegs stattete er dem Gatten seiner Tante Katharina von Aragon, dem Könige Heinrich VIII. von England, einen Besuch in Dover ab (26. Mai—30. Mai 1520). Es galt, die zwischen Heinrich und Franz I. von Frankreich verabredete Zusammenkunft wirkungslos zu machen, den Kardinal Wolsey zu gewinnen und für den Fall eines Bruches mit Frankreich, welcher sich voraussehen ließ, die Hülfe Englands zu gewinnen.

*) S. Weltgeschichte v. Schlosser, Bd. XI, Seite 302.

Noch waren nicht zwei Jahre seit dem Abschlusse des Friedens von Noyon vergangen, und schon hatten sich viele düstere Wolken gesammelt, welche drohend über Frankreich und Spanien hingen. Karl war entschlossen, Navarra nicht heraus zu geben, Franz, auf die Wiedereinsetzung Johann's von Albret zu dringen. Mehr, als die Krone von Navarra diente aber der deutsche Kaiserthron dazu, die beiden Herrscher einander zu entfremden. So lange Franz sicher glaubte, den Sieg davon zu tragen, hatte er scherzend gesagt: „wir beide machen derselben Schönen den Hof, jeder von uns bewerbe sich mit aller Geschicklichkeit, die er besitzt, um sie; der glücklichere wird den Sieg davon tragen, und der andere muß sich zufrieden geben." Als aber Franz sah, daß er sich vergeblich bemüht habe, gab er sich nicht zufrieden, vielmehr fühlte er sich verletzt, und sann auf die Gelegenheit, seiner gereizten Stimmung wider Karl Luft zu machen. Doch wollte er nicht den Schein auf sich ziehen, als habe er den Frieden gebrochen. Denn davon hing nicht bloß der gute Wille der französischen Nation, sondern auch der meisten Nachbarstaaten ab.

Der Besuch, welchen Karl dem Könige von England abstattete, eröffnete den Krieg mit Franz auf dem Felde der Unterhandlung. Heinrich VIII. war nächst Karl und Franz der mächtigste König in der Christenheit, welcher glaubte, zwischen beiden Nebenbuhlern den Ausschlag geben zu können. Ihn und seinen Minister Wolsey gewann Karl unbedingt für sich. Die Zusammenkunft, welche Heinrich im folgenden Monate (Juni 1520) mit dem Könige von Frankreich in dem sogenannten Lager von Gold-Brocat zwischen Guines und Ardres hatte, war viel zu ceremoniös, als daß sich beide Herrscher hätten näher rücken können. Der kurze, aber besser angelegte Besuch Karl's in England brachte dessen Verhältniß zu Heinrich auf einen festen Fuß, bis sein eigener Uebermuth nach der Schlacht von Pavia es umgestaltete.

Wenn es sich nur um Navarra und die Kaiserkrone gehandelt hätte, so wäre der Frieden zwischen Karl und Franz noch immerhin möglich gewesen. Allein die Frage war, welcher dieser beiden ehrgeizigen Herrscher der erste sein sollte? Keiner wollte sich mit der zweiten Rolle begnügen. An Stoff zum Streite fehlte es ihnen natürlich nicht. Der König von Frankreich konnte nicht vergessen, daß Ferdinand der Katholische seinen Vorfahren durch schändlichen Verrath aus Neapel vertrieben hatte, Karl betrachtete dagegen das Herzogthum Mailand, in welchem sich die Franzosen festgesetzt, als ein deutsches Reichslehen und das Herzogthum Burgund, welches Ludwig XI. an sich gerissen, als einen Theil seiner burgundischen Erblande. Beide gaben sich den Anschein, als wüßten sie nicht, daß der ganze Besitzstand der europäischen Fürsten entweder auf Gewaltthat, oder Betrug ruhe, daß nicht das Recht, sondern die Macht alle Grenzen gezogen, und daß es dem Sieger niemals an Redensarten gefehlt habe, seine Eroberungen zu beschönigen. Beide waren entschlossen, zum Schwerte zu greifen und bereiteten sich zum Kampfe vor.

Wie in England, so unterhandelte Karl auch in Rom mit größerm Erfolge, als Franz. Am 8. Mai 1521 schloß er mit Leo X. einen Vertrag ab, wodurch sich Papst und Kaiser verpflichteten, mit vereinten Kräften die Franzosen aus Mailand zu vertreiben. Karl versprach Parma und Placentia dem römischen Stuhle zurück zu geben, dem Papste bei der Eroberung von Ferrara Hülfe zu leisten, einen größern Tribut für Neapel zu zahlen, die Familie Medici in seinen Schutz zu nehmen und mehreren Mitgliedern derselben ansehnliche Jahrgelder zu leisten.

Diesen Vertrag ließ Karl ohne Vorwissen seines ehemaligen Hofmeisters Chievres abschließen, und bewies dadurch deutlich, daß er selbst, unabhängig von fremden Einflüssen, den Krieg wollte. Chievres, welcher den von ihm in Noyon zu Stande gebrachten Frieden aufrecht erhalten wollte, zog sich diese Vernachlässigung so sehr zu Herzen, daß mehrere Geschichtschreiber dem Kummer, den er darüber empfand, dessen Tod zuschrieben.

Franz versicherte sich dagegen der Hülfe der Schweizer (5. Mai 1421) *), schob an der spanischen Grenze Heinrich Albret, welcher auf Navarra, und an der niederländischen Robert de la Mark, welcher auf die Herrschaft Bouillon Anspruch machte, vor, und begann den Krieg unter deren Banner. Diese sehr schlecht angelegten Pläne scheiterten vollständig. Die Franzosen, welche nicht mit voller Kraft in's Feld zogen, sondern die untergeordnete Rolle von Hülfstruppen spielten, die Franz theilweise sogar verleugnen mußte, wurden mit leichter Mühe aus dem Felde geschlagen, Karl nahm den Schein an, als wäre er der angegriffene Theil und bestimmte Heinrich VIII. von England, sich entschieden auf seine Seite zu wenden. Um den Bund zwischen beiden Reichen zu befestigen, wurde bestimmt, Karl solle die Prinzessin Maria, die nachmalige blutige Königin dieses Namens, ehelichen. Der Krieg entbrannte an mehreren Orten. Doch nur in Italien kam es zu Schlachten, welche den bisherigen Besitzstand erschütterten.

Franz I. hatte die Statthalterschaft von Mailand dem Marschall von Lautrec, Odet de Foix, einem Bruder seiner Maitresse, der Frau von Chateau-Briand, anvertraut, welcher durch seinen Uebermuth und seine Habsucht die Bewohner des Herzogthums auf's äußerste brachte. Namentlich erbitterte dieser herrische Franzose den Vicekanzler Hieronimus Morone, einen höchst entschlossenen und talentvollen Mann, welcher durch seine zahlreichen Verbindungen in Mailand dem Feldherrn, welcher das vereinigte kaiserliche und päpstliche Heer befehligte, Prosper Colonna, das römische Thor dieser Stadt öffnen ließ, durch welches die Truppen einzogen. Die Franzosen mußten sich zurück ziehen, und verloren im Laufe des Jahres 1522 alle ihre Besitzungen im Mailändischen. Nur in Cremona, in der Citadelle von Mailand und einigen kleineren Festungen behaupteten sie sich noch. Die frischen Truppen, welche Lautrec herbeiführte, erlitten, in Folge der Meuterei der Schweizer, eine furchtbare Niederlage bei Bicocca (1522). Die wenigen Plätze, welche er bis dahin noch besetzt gehalten hatte, gingen, mit einziger Ausnahme von Cremona nun auch verloren. Selbst aus Genua mußten sich die Franzosen zurück ziehen, indem die Adorni dort die Ueberhand gewannen, und die Fregosi, die alten Freunde Frankreich's vertrieben.

Während die mächtigsten Könige der Christenheit sich gegenseitig zerfleischten, nahm Solyman die Insel Rhodus hinweg. Vergebens suchte Papst Hadrian, welcher Leo X. nachgefolgt war, die erbitterten Gemüther zu beruhigen. Die Kriegswuth hatte sich ihrer bemächtigt, und hielt sie gefangen, so lange sie auf ihren Thronen saßen.

Die Spanier ahnten, daß sie den wilden Leidenschaften ihres jungen Königs zum Opfer dargebracht werden sollten, und machten einen Versuch, denselben Schranken zu setzen. Allein zu einer klaren Erkenntniß ihrer Lage konnten sie nicht kommen. Zu lange hatte auf ihnen das Joch des geistlichen und weltlichen Despotismus gelastet. Die Landbewohner standen unter der Gewalt des Adels und der Geistlichkeit. In den Städten hatte sich wohl noch eine Spur frischer Lebenskraft erhalten. Allein die Schrecken der Inquisition hatten sie gelähmt. Dennoch brach der Unmuth des Volkes in hellen Flammen aus, als Karl I. Spanien verließ, ohne den Beschwerden der Stände irgend eine Rechnung zu tragen.

Die Städte Toledo, Segovia und Medina-del-Campo erhoben sich zuerst (1520), züchtigten die Abgeordneten, welche dem Könige alle seine Forderungen bewilligt hatten, schlugen die gegen sie geschickten Truppen zurück, und zwangen den ängstlichen Adrian von Utrecht, welchen Karl als Regenten zurück gelassen hatte, die Waffen nieder zu legen. Viele andere Städte schlossen sich an und stifteten unter sich einen Bund, den sie die heilige Junta nannten. An der Spitze der Bewegung stand Johann Padilla und seine helden-

*) S. oben §. 32 S. 236.

müthige Gattin Maria Pacheco. Die Bewohner von Tordesillas, woselbst die Königin Johanna wohnte, öffneten dem Heere der Junta die Thore. In einigen lichten Augenblicken, welche die Wahnsinnige hatte, sprach sie sich den Abgeordneten der Städte gegenüber sehr freundlich aus. Bald kehrte aber die Verstimmung ihres Geistes wieder, die sie unfähig machte, irgend einen, auch nur scheinbaren Antheil an der Bewegung zu nehmen. Dessen ungeachtet bediente sich die Junta des Namens der Königin, um ihren Beschlüssen größeres Gewicht zu geben.

Der ganze Charakter dieser Volkserhebung erhellt am besten aus den Forderungen, welche die Junta in einer an den König Karl gerichteten Beschwerdeschrift aufstellte. Sie verlangte zunächst und hauptsächlich 1) der König solle zurück kehren, nicht ohne Zustimmung der Cortes sich verehelichen, und falls er wieder das Land verließe, keinen Ausländer zum Regenten bestellen; 2) er solle unter keinem Vorwande fremde Truppen in's Land bringen; 3) die habsüchtigen Ausländer aus kirchlichen und weltlichen Aemtern entfernen; 4) die Abgaben vermindern; 5) die seit dem Tode der Königin Isabella veräußerten Domänen und Einkünfte der Krone zurück nehmen; 6) mannigfaltige Mißbräuche abstellen; 7) die Vorrechte des Adels beschränken und 8) die ständische Verfassung durch mehrere bestimmte Zusagen befestigen. Besonders merkwürdig sind die Forderungen, welche die Junta in Betreff des Ablasses erhob. Sie verlangte nicht etwa Abstellung desselben, noch viel weniger erklärte sie sich gegen dessen Rechtmäßigkeit, vielmehr wollte sie nur, daß dessen Ertrag zum Kriege gegen die sogenannten Ungläubigen verwendet werden solle. Ueberhaupt waren diese Forderungen sehr bescheiden und mehr darauf berechnet, den Adel, als das Königthum zu beschränken. Mit manchen Forderungen, namentlich denjenigen, welche die Ausschließung der Fremden und die Beschränkung der königlichen Gewalt zum Gegenstande hatten, war der Adel vollkommen einverstanden, dagegen war er über diejenigen, welche die Beschränkung seiner Vorrechte betrafen, im höchsten Grade entrüstet. Sobald sich Adel und Geistlichkeit von ihrem ersten Schrecken erholt hatten, verbanden sie sich mit dem Königthume gegen die Städte. Die Abgeordneten der letzteren wagten nicht, ihre Beschwerden dem Könige zu überreichen, weil sie Grund hatten, zu befürchten, von diesem als Rebellen festgehalten und bestraft zu werden. Für sich allein waren die Städte nicht stark genug, allen übrigen Gewalten des Staats die Spitze zu bieten. Sie hatten nur ihre eigenen Wünsche vertreten, und konnten daher nicht erwarten, daß die gesammte Nation für dieselben einstehen würde. Namentlich hatten die Städte die gedrückte ländliche Bevölkerung nicht berücksichtigt. Sobald daher der Adel seine Lehensleute zu den Waffen rief, waren diese bereit, gegen die Junta zu ziehen. Halbe Maßregeln und Unterhandlungen schwächten noch mehr die Stellung der Städte. Den einzigen Helden, auf welchen sie sich verlassen konnten, Johann Padilla, setzten sie zurück, indem sie den Sohn des Grafen von Urunna, Don Pedro de Giron, aus Rücksicht für dessen Geburt, ihm vorzogen. In Folge der Unfähigkeit dieses Führers fiel Tordesillas in die Gewalt der königlichen Partei. Die beste Kraft des Aufstandes ging so verloren. Padilla vermochte nicht, die Fehler Giron's nachdem dieser abgesetzt worden war, wieder gut zu machen. In der Schlacht bei Villalar wurde er geschlagen und gefangen genommen (22. April 1522) und kurz darauf enthauptet. Umsonst setzte dessen Wittwe den Widerstand noch fort. Sie mußte nach dem tapfersten Kampfe zuerst die Stadt und vier Monate später die Citadelle von Toledo aufgeben und rettete ihr gefährdetes Leben, indem sie nach Portugal entfloh.

Aehnliche Bewegungen, welche in Valencia, Aragon und auf der Insel Majorca um dieselbe Zeit ausbrachen, wurden, da sie vereinzelt blieben, gleichfalls erstickt. Die Folge aller dieser Anstrengungen war, daß die königliche Gewalt die letzten Reste der städtischen

Freiheiten und der ständischen Verfassung zertrümmerte und immer schrankenloser wurde. Mit der Freiheit ging der Wohlstand der Städte und die Kraft des Adels unter.

Der Krieg zwischen Karl und Franz war durch den Aufstand der Städte nicht gestört worden. Er nahm seinen blutigen Fortgang. Es mischte sich in denselben eine ungewöhnliche Bitterkeit, als der Kaiser verrätherische Verbindungen mit dem Herzoge Karl von Bourbon pflog, und diesen ersten Lehnsmann der französischen Krone zum Kriege gegen seinen König und sein Vaterland aufstachelte (1523). Den Einfall, welchen Kaiser Karl (1524) in die Provence machte, schlugen die Franzosen siegreich zurück. Allein im folgenden Jahre erlitten sie eine furchtbare Niederlage bei Pavia (21. Februar 1525). König Franz fiel in die Gefangenschaft der Spanier. Sein Gegner glaubte, ihn vollständig demüthigen und dauernd schwächen zu können. Doch Karl's beispiellos hartes und unedles Benehmen gegen den König, den er in seinen Banden hielt, regte ganz Europa gegen ihn auf und bewies wiederum, daß nichts unklüger ist, als einen noch mächtigen Feind zur Verzweiflung zu bringen.

Karl war durch seinen Sieg bei Pavia in die günstige Lage versetzt worden, seinen Gegner unter ehrenvollen Bedingungen zum Frieden zu zwingen. Er konnte der gesammten Christenheit den Beweis geben, daß es ihm Ernst, die Eintracht im Schooße derselben herzustellen, und daß nicht persönlicher Ehrgeiz und niedrige Herrschsucht die Beweggründe seiner Handlungen seien. Allein die abstoßende Schroffheit, welche er gegen Franz I. zur Schau trug und die durchaus unerfüllbaren Bedingungen, die er seinem Gefangenen stellte, brachten die bodenlose Gemeinheit der Gesinnung Karl's klar zu Tage. Er verlangte, Franz solle ihm das Herzogthum Burgund, und dem verrätherischen Herzoge von Bourbon die Provence und Dauphiné als unabhängiges Königreich abtreten, alle Forderungen Heinrich's VIII. von England befriedigen und auf alle Gebiete in Italien Verzicht leisten.

Franz I. gerieth, als er diese Bedingungen vernahm, in eine gerechte Entrüstung, zog seinen Dolch und rief: „Besser ist es zu sterben!"

Mit Mühe hielt sein Kerkermeister Alarcon ihn ab, Hand an sich selbst zu legen. Allein düstere Verzweiflung bemächtigte sich des gefangenen Königs und brachte ihn an den Rand des Grabes. Karl V. befürchtete, der Tod möchte ihn entführen und zog mildere Saiten auf. Heinrich VIII. schloß ein Bündniß mit Frankreich ab. Franz drohte, seine Krone niederzulegen. Endlich kam der Vertrag von Madrid zu Stande (14. Januar 1526), durch welchen Franz nach einer Gefangenschaft von einem Jahre und zweiundzwanzig Tagen am 18. März 1526 die Freiheit wieder erhielt.

Die Bedingungen, auf welche Karl V. bestand, waren noch immer so hart, daß Franz I. von vornherein entschlossen war, sie nicht zu halten, vielmehr insgeheim eine Verwahrung einlegte, worin er erklärte, daß der Vertrag erzwungen und folgeweise nichtig sei. Nachdem Franz I. diese Verwahrung feierlich eingelegt hatte, versprach er das Herzogthum Burgund an Karl V. abtreten, alle Ansprüche auf Flandern und Artois aufgeben, dem Herzog von Bourbon seine sämmtlichen Güter zurückgeben und außerdem seine zwei ältesten Söhne als Geiseln stellen zu wollen.

Das Benehmen Franz I. läßt sich nicht rechtfertigen. Ein Mann von sittlichem Werthe wird nicht versprechen, was er entschlossen ist, nicht zu halten. Allein es läßt sich weit eher entschuldigen, als die barbarische Härte Kaiser Karl V., welche seinem Gefangenen keine andere Wahl, als lebenslängliches Gefängniß, oder einen ehrlosen Frieden ließ.

Sobald Franz in Freiheit war, stellte es sich, ungeachtet aller gespielten Kunststücke heraus, daß er den Frieden nicht halten würde.

Von Tag zu Tag zeigte es sich mehr, daß Karl durch seine eigene Schuld weniger

Nutzen, als Schaden aus seinem Siege von Pavia zog. Der Bund mit England, welcher ein ganzes Jahrzehnt hindurch Karl V. so große Vortheile gebracht, hatte sich gelöst. Karl erweiterte den Bruch mit England selbst noch dadurch, daß er die Tochter Emanuels von Portugal, die Schwester Johann's III., Isabella ehelichte, (12. März 1526), und seiner Braut, der Maria Tudor den Rücken kehrte. Kurz darauf (22. Mai) schlossen der Papst Clemens VII., die Venetianer und der Herzog von Mailand mit Franz I. einen Bund, durch welchen Karl V. gezwungen werden sollte, die Söhne Franz I. freizugeben und Sforza in das Herzogthum Mailand wieder einzusetzen. Der Papst entband den König der Franzosen des von im geleisteten Eides, den Madrider Vertrag zu halten, und schickte seine Truppen zum Heere der Verbündeten. Der kaiserliche Gesandte, Don Hugo de Moncada regte, jedoch den Cardinal Pompeo Colonna wider den Papst auf, und bewirkte, daß dieser Truppen sammelte, mit deren Hülfe er sich der Stadt Rom bemächtigte, (29. September 1526). Der Papst mußte sich bequemen, den Colonna's volle Verzeihung zu gewähren, sie in seine Gunst wieder aufzunehmen, und seine Truppen von dem Heere aus der Lombardei wieder abzuberufen.

Mittlerweile mehrte sich das kaiserliche Heer in der Lombardei. Georg Frundsberg führte ihm 14,000 Deutsche, Lannoy und Alarcon sechstausend Spanier zu. Bourbon befehligte das Heer. Doch Karl gab ihm nicht die Mittel, die Bedürfnisse seiner Truppen zu befriedigen. Die Mißstimmung der habgierigen Söldner nahm immer zu. Der Papst hatte den mit Hugo de Moncada abgeschlossenen Vertrag gebrochen, den Cardinal Colonna abgesetzt, dessen ganze Familie excommunicirt, deren feste Plätze weggenommen und deren Grundstücke mit pfäffischer Grausamkeit verwüstet. Er forderte dadurch selbst von Seiten der kaiserlichen Truppen ähnliche Maßregeln heraus. Bourbon wußte sich nicht anders zu helfen, als indem er auf Rom losrückte.

Am 5. Mai 1527 langte er vor der Siebenhügelstadt an. Tags darauf (6. Mai) stürmte das kaiserliche Heer in drei Abtheilungen (Deutsche, Spanier und Italiener) und drang nach kurzem Widerstande in die Stadt Rom ein. Bourbon war beim Anfange des Kampfes gefallen. Die führerlosen, ausgehungerten und lange Zeit auf die Schätze Rom's vertrösteten Söldner verübten alle Gräuel, die sich von ihnen erwarten ließen.

Mehrere Monate lang dauerte die Plünderung fort. Die katholischen Italiener und Spanier blieben hinter den protestantischen Deutschen nicht zurück. Grausamer als Hunnen, Vandalen und Gothen, wütheten die Krieger des katholischen Königs und deutschen Kaisers in Rom.

Demselben Alarcon, welcher früher den König Franz I. bewacht hatte, wurde am 6. Juni der Papst übergeben, als sich dieser nicht mehr in der Engelsburg halten konnte.

Clemens mußte 350,000 Kronen bezahlen, versprechen, keinen Theil an dem Kriege gegen Karl zu nehmen, den Zehnten der geistlichen Einkünfte Spanien's gewähren und für die Erfüllung des Vertrages Bürgschaft leisten. Erst am 6. December 1527, nachdem er einen Monat in der Engelsburg belagert und sechs Monate als Gefangener festgehalten worden war, kam er wieder in Freiheit.

Trotz aller Gaukelspiele, durch welche Karl V. die Gewaltthaten, die er an dem Papste verüben ließ, zu beschönigen suchte, erregten dieselben doch großen Unwillen bei den gläubigen Katholiken, und mannigfaltige Besorgnisse unter den tiefer blickenden Staatsmännern. Am 22. Januar 1528 erklärten zwei Herolde im Namen der Könige von Frankreich und England dem Kaiser den Krieg. Das französische Heer unter Lautrec rückte in Italien vor. Die kaiserlichen Truppen, welche in Rom in Folge ihrer Ausschweifungen auf die Hälfte zusammen geschrumpft waren, zogen sich nach Unteritalien zurück. Nur in Gaeta und Neapel konnten sie sich behaupten. Beide Plätze kamen bald in große Gefahr. Doch im

entscheidenden Augenblicke gab Andreas Doria, welcher von König Franz zu Kaiser Karl überging, den Ausschlag. Er versah das ausgehungerte Neapel mit Lebensmitteln und schnitt den Franzosen die Zufuhren ab. Ansteckende Krankheiten verminderten die Zahl der kampffähigen Männer mehr und mehr. Lautrec starb an der Seuche und sein elender Nachfolger, der Marquis de Salüces, legte bald schon die Waffen nieder. Im Mailändischen schlug Antonio von Leyva die Franzosen und nahm ihren Feldherrn, den Grafen St. Pol, gefangen (1529).

Beide kriegführenden Theile waren auf's äußerste erschöpft. Zwei Frauen: Margarethe von Oesterreich, des Kaisers Tante, und Louise, die Mutter des Königs von Frankreich, brachten endlich den Frieden von Cambray zu Stande.

Karl behielt sich seine Ansprüche auf Burgund vor, Franz dagegen verzichtete auf Flandern und Artois, auf Neapel, Mailand, Genua und alle Plätze jenseits der Alpen. Außerdem mußte er zwei Millionen Kronen für die Freigebung seiner beiden Söhne zahlen. Auf die Heiraths-Ceremonie, welche schon in Madrid gefeiert worden war, sollte nun auch die Vollziehung der Ehe zwischen Franz I. und Eleonore, Karl's V. Schwester, folgen. Franz gab bei diesem Friedensschlusse alle sein Verbündeten: die Venetianer, die Florentiner, den Herzog von Ferrara und die neapolitanischen Baronen, die sich ihm angeschlossen hatten, Preis. Der Kaiser sorgte dagegen sogar für die Erben und Freunde des in seine Dienste getretenen Herzogs Karl von Bourbon.

Der Frieden war augenscheinlich für Frankreich zu nachtheilig, als daß man sich hätte von demselben Dauer versprechen können. Franz hatte schon vor der Unterzeichnung des Vertrages von Cambray, wie früher zu Madrid, heimliche Verwahrung eingelegt und war unausgesetzt thätig, einen neuen Krieg gegen Karl vorzubereiten, während dieser auf einen Feldzug gegen die Barbaresken in Tunis bedacht war.

Seit vielen Jahren waren die Brüder Horuc und Hayradin Barbarossa die Schrecken der christlichen Kauffahrer auf dem Mittelmeere gewesen. Im Jahre 1516 hatte sich Horuc zum Herrn von Algier und später (anfangs 1535) zum Fürsten von Tunis gemacht. Der vertriebene König, Muley-Hasceen, suchte Karl's V. Hülfe nach, welche ihm der Kaiser gerne gewährte, in der Hoffnung, leichten Kaufes einen glänzenden Sieg über die Mohammedaner zu gewinnen.

Mit stürmender Hand nahm er die Festung (am 25. Juli 1535) und bald darauf ohne Mühe Tunis. Horuc Barbarossa entfloh nach Bona. Muley-Hasceen huldigte dem Kaiser und mußte alle Christensklaven innerhalb seines Gebietes frei geben.

Dieser eben so leicht erkaufte, als glänzende Sieg wurde von Dichtern und Gelehrten über die Maßen gepriesen und hob die gute Meinung, welche Karl V. von sich selbst und seiner Macht hegte, bis an den Rand des Wahnsinns. Der gekrönte Sieger hielt einen Triumphzug durch Italien und ließ sich aller Orten feiern.

Bevor Karl V. sich nach der Küste von Afrika eingeschifft, hatte er bewirkt, daß ein Abgesandter des Königs Franz I. von Frankreich, welcher geheime Unterhandlungen mit dem Herzoge Franz Sforza von Mailand pflog, daselbst hingerichtet wurde. Mit Recht hatte sich der König der Franzosen über diesen ihm angethanen Schimpf und diese Verletzung des Völkerrechtes bei allen Höfen Europa's beschwert. Unter dem Vorwande, den Herzog Sforza, welcher die Hinrichtung des französischen Gesandten Merveille (Maraviglia) befohlen hatte, dafür zu züchtigen, ließ Franz I. sein Heer gegen Italien vorrücken und nahm für's erste die Länder des Herzogs Karl von Savoyen in Besitz.

Bevor die französischen Truppen jedoch weiter in Italien vorgedrungen waren, starb der Herzog Franz Sforza von Mailand (24. Oktober 1535). Von neuem brach jetzt der

Krieg zwischen Karl und Franz aus, da beide dieses Herzogthum für sich in Anspruch nahmen.

Gegen den Rath seiner erfahrensten Feldherren fiel Kaiser Karl, im Frühjahr 1536, in die Provence ein, mußte aber nach großen Verlusten ohne irgend eine Kriegsthat vollzogen zu haben, wieder umkehren.

Beide Theile führten den Krieg nicht mit demselben Nachdrucke, wie in früheren Jahren, doch wollte keiner von ihnen auf irgend einen Anspruch Verzicht leisten. Es war daher nicht möglich einen Frieden abzuschließen. Endlich gelang es dem Papste Paul III. am 18. Juni 1538, in Nizza einen Waffenstillstand zum Abschlusse zu bringen, welcher zehn Jahre lang andauern sollte. Diesmal gab Karl V. seinen Verbündeten, den Herzog Karl von Savoyen, welcher die Schwester seiner Gattin Isabella von Portugal zur Gemahlin hatte, seinem Feinde Preis; welcher dessen Land zum größten Theil im Besitze hatte. Dagegen behielt Karl das Herzogthum Mailand, das er nach Franz Sforza's Tode als erledigtes Reichslehen sich zugeeignet hatte, indem er jedoch immer dem Könige Franz die Aussicht eröffnete, es einem der Söhne desselben verleihen zu wollen. Franz I. war schwach genug, den unbestimmten Zusagen Karl's Glauben zu schenken. Gegen alle Wahrscheinlichkeit hoffte er, auf friedlichem Wege, durch des Kaisers guten Willen, das Herzogthum Mailand zu erlangen. Während des Waffenstillstandes bemühte sich Franz, auf jede erdenkliche Weise, seine Gunst zu gewinnen. Als Karl durch einen Sturm an die Provence verschlagen wurde, kam der König der Franzosen dem Kaiser mit großer Freundlichkeit entgegen, und als Karl wünschte, durch Frankreich nach den Niederlanden zu reisen, um den Aufstand der Genter persönlich niederzuwerfen (1540), gestattete der König der Franzosen ihm die Durchreise und überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen.

Doch war es dem Kaiser niemals Ernst mit allen schönen Aussichten, die er dem König Franz auf Mailand eröffnete. Er glaubte ungestraft seinen Gegner, den er sehr unterschätzte, täuschen zu können. Die Feindschaft zwischen beiden mußte immer bitterer werden. Kein Waffenstillstand konnte von Dauer sein.

Der leichte Sieg, welchen Karl über Horuc Barbarossa gewonnen hatte, machte ihn nach neuen Eroberungen lüstern. Nach Tunis gedachte er Algier zu nehmen. Doch erwog er nicht, daß bei seinem ersten Kriegszuge an der Küste von Afrika die Jahreszeit ihn begünstigt hatte. Jetzt wollte er im Herbste (1541) den Stürmen des Mittelmeeres Trotz bieten. Vergebens riethen ihm seine Seeleute, namentlich Doria, ab. Was sie alle vorgesagt hatten, traf ein. Die Stürme zerstreuten seine Flotte und Regengüsse erschwerten seinem Landheere jede Bewegung. Fast ohne Schwertstreich seiner Feinde wurde Karl durch die Elemente besiegt. Er verlor in zehn Tagen (vom 21—31 Oktober) den größten Theil seiner Flotte und seines Heeres ohne Ruhm, und mußte sich selbst diese Niederlage, wie jene in der Provence zuschreiben, da er jeden weisen Rath von der Hand gewiesen hatte.

Die Ermordung des französischen Gesandten Merveille hatte dem Könige Franz einen gewissen Grund gegeben, den Frieden von Cambray zu brechen. Ein weit schändlicheres Verbrechen machte dem in Nizza geschlossenen Waffenstillstand ein Ende. Dieser war für den König der Franzosen zu nachtheilig, als daß sich erwarten ließ, er werde ihn lange halten. Der türkische Sultan mußte sich sehr verletzt fühlen, daß Franz dabei auf ihn keine Rücksicht genommen hatte. Es galt, ihn wieder zu besänftigen. Zu diesem Behufe schickte der König von Frankreich einen Gesandten, Rincon, nach Constantinopel und einen anderen, Fregoso, nach Venedig, welche ein neues Bündniß mit der Türkei unter Mitwirkung der Venetianer zu Stande bringen sollten. Beide Gesandte fuhren mit ihrem Gefolge den Po hinab. Auf dieser Reise wurden sie durch Soldaten der Besatzung von Pavia mit den

meisten ihrer Diener ermordet. Karl's Statthalter in Mailand, der Marquis del Guasto, hatte den Mördern ihren Auftrag ertheilt. Er hatte von Karl die Weisung empfangen, sich Rincon's und Fregoso's zu entledigen. Karl besaß nicht so viel Schamgefühl, auch nur den Schein der Unschuld sich dadurch zu bewahren, daß er del Guasto bestrafte. Mit Recht warf ihm daher Franz diese Verletzung des Völkerrechtes vor, ehe sich Karl nach Tunis eingeschifft hatte. Doch speiste ihn der tückische Habsburger mit leeren Redensarten ab.

Franz konnte sich eine solche Beschimpfung seiner Krone unmöglich gefallen lassen. Der Krieg brach von neuem aus (1542). Aufgestachelt von Franz fiel Solyman im folgenden Jahre (1543) in Ungarn ein, und Barbarossa verwüstete die Küsten Italien's.

Bei Cerisoles züchtigten die Franzosen den Marquis del Guasto, indem sie ihn auf das Haupt schlugen (14. April 1544). Die Furcht, in die Hände der Feinde zu fallen, hatte diesem sonst so umsichtigen Feldherrn die Besinnung gänzlich geraubt und trotz seiner überlegenen Streitkräfte den Verlust der Schlacht zur Folge gehabt. In den Niederlanden und an den Pyrenäen kam es zu keinen entscheidenden Waffenthaten, obgleich Heinrich VIII. von England sich mit Karl V. vereinigt hatte.

Am 18. September 1544 kam es in Crespy zum Frieden, in welchem Karl sich verpflichtete, dem Herzoge von Orleans entweder seine älteste Tochter, nebst den Niederlanden, oder die zweite Tochter seines Bruders Ferdinand mit dem Herzogthum Mailand zu verleihen. Erst wenn diese Bedingung erfüllt worden sei, solle Franz I. von Frankreich dem Herzoge von Savoyen seine Länder, mit Ausnahme von Pignerol und Montmilian zurückerstatten. Franz glaubte schon am Ziele seiner Wünsche angelangt zu sein. Karl traf seine Wahl, indem er erklärte, dem Herzoge von Orleans seines Bruders Tochter nebst dem Herzogthum Mailand geben zu wollen. Gewiß war er entschlossen, sein Wort nicht zu halten. Der Tod des Herzogs von Orleans, welcher am achten September 1545 eintrat, erleichterte ihm aber sehr sein Vorhaben. Augenscheinlich war es dem Kaiser nur darum zu thun, einige Zeit zu gewinnen, um gegen die deutschen Protestanten einen entscheidenden Schlag führen zu können. Er schloß (1546) einen Waffenstillstand mit dem türkischen Sultan ab, und hatte nun alle Hände frei. Er konnte seine ganze Macht auf Deutschland werfen.

Die Geschichte Spaniens und insbesondere der Kriege, welche Karl als Beherrscher dieses Landes mit Frankreich führte, macht uns die Beweggründe anschaulich, welche ihn abhielten früher mit Nachdruck gegen die Protestanten Deutschlands einzuschreiten. Bis zum Jahre 1546 konnte er es nie thun, ohne befürchten zu müssen, sobald er in einen ernstlichen Krieg mit denselben verwickelt sein würde, zugleich von dem Könige von Frankreich, dem Papste und dem Sultan der Türkei angegriffen zu werden. Als er sich endlich entschloß, zum Schwerte zu greifen, um die Protestanten Deutschlands zu erdrücken, mußte er aus demselben Grunde auf seiner Hut sein, nicht einen Krieg auf Tod und Leben hervorzurufen. Er durfte es nicht wagen, mit ähnlichen Mitteln, wie in den Niederlanden *) die Reformation aus dem Felde zu schlagen. Trotz aller seiner Vorsicht mußte er die Früchte seines Sieges wieder aufgeben, als die Protestanten im Bunde mit den Franzosen sich gegen ihn zur Wehre setzten.

Karl hatte die Wahl, ob er den Kampf gegen Frankreich oder gegen die Protestanten Deutschlands zur Hauptaufgabe seines Lebens machen wollte. Jenem widmete er die ersten dreißig Jahre seiner Regierung, fast die volle Kraft seines Geistes und alle Hülfsmittel, welche seine unermeßlichen Länder ihm zur Verfügung stellten. Der Krieg mit den deutschen Protestanten füllte kaum zwei Jahre seines Lebens aus, und er gab ihn nach der ersten

*) S. oben § 47. S. 331.

Niederlage, welche er erlitt, für immer auf, um den alten Kampf gegen Frankreich wieder aufzunehmen. Diese Thatsachen beweisen klar und deutlich, daß nicht die katholische Kirche, sondern die Erweiterung seiner Macht im Kampfe mit Frankreich den leitenden Gedanken seiner Regierung bildete.

Von einer ganz anderen Anschauungsweise ging sein Sohn Philipp II. aus. Dieser abergläubische Zwingherr ordnete seinem religiösen Fanatismus jede andere Rücksicht, und namentlich seine Zwistigkeiten mit Frankreich und dem Papste unter. Despoten waren beide, doch der Vater heuchelte eine Verehrung für das Papstthum, die er nicht hegte, der Sohn, welcher sie besaß, wurde durch dieselbe zu größeren Missethaten getrieben, als Karl, der sich ihrer nur als Mittel zur Verhüllung seiner anderen Zwecke bediente.

Kaum hatte sich Karl in den Krieg mit den deutschen Protestanten verwickelt, als Franz sich wieder zum Kriege rüstete, wozu ihm Karl gerechten Grund gab, da er sich weigerte, in neue Unterhandlungen einzugehen, welche der Tod des Herzogs von Orleans nothwendig machte. Bevor jedoch der Krieg ausbrach, starb Franz (1547). Sein Sohn, Heinrich II., trat in des Vaters Fußtapfen ein. Sein Beistand war es zunächst, welcher den deutschen Protestanten den Muth gab, die Waffen wider Karl zu ergreifen. Der Krieg mit Frankreich dauerte fort, nachdem der Frieden in Deutschland längst hergestellt worden.

Karl's Leben war von dieser Zeit an eine ununterbrochene Reihe von Demüthigungen, Niederlagen und Leiden. Am 17. Januar 1556 legte er die spanische Krone nieder. Kurz darauf (5. Februar 1556) schloß er in Verbindung mit seinem Sohne, Philipp, den Waffenstillstand zu Vaucelles auf fünf Jahre ab, in Folge dessen beide kriegführende Reiche im Besitze dessen blieben, was sie inne hatten. Nach Spanien kehrte Karl erst zurück, nachdem er den Entschluß gefaßt hatte, sich im Kloster Yuste lebendig zu vergraben.

Seit der Schlacht von Pavia war Karl's Stern mehr und mehr verblichen. Er hatte zwar, als er Tunis einnahm, noch einen Augenblick des Glanzes, doch trübte sich dieser vollständig durch die Verbrechen, welche er beging, durch Gesandtenmord, Verfolgung Andersglaubender und die niederträchtige Hinterlist, welche alle seine Verhandlungen mit König Franz bezeichnen.

Eine solche Reihe abwechselnder Siege und Niederlagen hat kaum ein anderer Sterblicher erlebt, als Karl. Den Schlachten von Bicocca und Pavia halten die unglücklichen Einfälle in der Provence und die Schlacht von Cerisoles, der Eroberung von Goletta und Tunis, der furchtbare Rückzug von Algier, dem Triumphzuge durch Deutschland in den Jahren 1546—1548, die Flucht von Innsbruck, das Gleichgewicht. Wenn Karl das Herzogthum Mailand gewann, so verlor er die Städte Metz, Toul und Verdün, und sein Verbündeter und Schwager, der Herzog von Savoyen und Piemont, fast alle seine Länder. Die Summe vierzigjähriger Kriege, in den Tod geführter Hunderttausende der tapfersten Streiter, verausgabter unzähliger Millionen Goldgulden — war eine Hinterlassenschaft, aus welcher sich mit unvermeidlicher Nothwendigkeit der achtzigjährige Befreiungskampf der Niederländer, der dreißigjährige Krieg der Deutschen, und eine ganze Reihe von Kriegen mit Frankreich, England und der Türkei entwickelte. Weit verderblicher, als alle diese Ausbrüche wilder Kriegswuth, war aber das schleichende Uebel des vereinten kirchlichen und weltlichen Despotismus, welches Karl in Spanien und Italien heimisch machte, und welches diese beiden Länder auf drei Jahrhunderte hinaus zu Grunde richtete

## § 59. Philipps II. erste Zeit (1556—1568).

Drei Jahrhunderte sind vergangen, seit Philipp II. den spanischen Thron bestieg, und noch herrscht keine volle Klarheit über seinen Charakter. Ganz abgesehen davon, daß sich

von Schriftstellern, welche in ähnlichen Vorurtheilen und Leidenschaften, wie Philipp selbst, befangen sind, keine richtige Würdigung desselben erwarten läßt, ist der Schleier noch nicht gelüftet, welcher viele der bezeichnendsten Ereignisse des Lebens dieses Despoten verdeckt, z. B. die Ermordung seines Sohnes Don Carlos, den Tod seiner zweiten Gattin Isabella von Frankreich und seines Bruders Don Juan d'Austria. Erst in neuester Zeit ist über manche derselben, z. B. die Ermordung des Herrn von Montigny einiges Licht verbreitet worden. Jede Entdeckung eines Geschichtsforschers brachte neue Schandthaten Philipps zu Tage. Die ganze Tiefe des Abgrundes dieses Charakters wird uns aber erst anschaulich werden, wenn alle Archive Rom's und Spanien's der Wissenschaft zugänglich geworden sein werden.

Philipp II. wurde am 21. Mai 1527 zu Valladolid geboren, sechszehn Tage, nachdem das kaiserliche Heer unter Bourbon Rom erstürmt hatte, inmitten des großen Gaukelspiels, welches Karl der Welt gab, indem er den Papst sieben Monate lang festhielt, und doch öffentliche Trauer-Ceremonien über dessen Gefangenschaft anordnete. Als Knabe von sechszehn Jahren heirathete Philipp die Infantin Maria von Portugal, welche ihm (1545) den unglücklichen Don Carlos gebar, und wenige Tage darauf starb. Als (1553) Eduard VI. von England starb, und dessen Schwester, Maria den Thron bestieg, hoffte Karl V., durch eine Verbindung seines Hauses mit ihr, eine neue Krone zu erwerben. Obgleich er zur Zeit, da Maria nicht hoffen konnte, England zu beherrschen, sie verschmäht hatte, schämte sich der schlaue Habsburger nicht, Unterhandlungen mit ihr einzuleiten, welche zur Folge hatten, daß Philipp sie ehelichte. Maria war eilf Jahre älter, als er. Der Bräutigam zählte siebenundzwanzig, die Braut achtunddreißig Jahre. Ueberdies hatte sie im Laufe einer trüben Kindheit und Jugendzeit die wenigen Reize, die ihr die Natur verliehen, frühzeitig verloren. Philipp, welcher, gleich seinem Vater, der Anregung des Ehrgeizes und der Habsucht folgte, nahm an diesen Mißständen wenig Anstoß. Weibliche Reize standen ihm für Geld zu Gebote. England konnte er nur hoffen, durch Heirath zu gewinnen. Trotz dem Widerstreben der englischen Nation kam das Bündniß zu Stande (1556). Doch wurde Philipp durch den Heirathsvertrag von aller Theilnahme an der Regierung Englands ausgeschlossen. So lange Philipp hoffte, Maria werde ihm ein Kind gebären, und ihm dadurch die Aussicht auf die vormundschaftliche Regierung und sonstigen Einfluß in England eröffnen, that er sich einige Gewalt an. Als diese Hoffnung aber verschwand und es klar wurde, daß die Wassersucht zu derselben die Veranlassung gegeben hatte, behandelte er Maria mit so auffallender Kälte und Rücksichtslosigkeit, daß ihr Tod dadurch sehr beschleunigt wurde.

Von England begab sich Philipp nach den Niederlanden, um dort aus den Händen seines Vaters die ihm bestimmten Kronen in Empfang zu nehmen (1555).

In der Geschichte der Niederlande hat sich uns Philipps Charakter schon in großen Zügen entfaltet. In Spanien, wo er auf weit geringeren Widerstand stieß, und wo er die Freiheit des Staats, der Presse und selbst des Gedankens in eisernen Banden hielt, kam die ganze Tiefe seiner Schlechtigkeit nicht so klar zu Tage, als dort, wo seine Gegner ihn reizten und ohne Furcht von seinen Schandthaten die verhüllenden Schleier abrissen.

Karl that in denjenigen Ländern, welche ihm widerstrebten, sich selbst den größten Zwang an, und suchte seinen Zweck auf Umwegen zu erreichen, wenn die gerade Bahn ihm zu große Schwierigkeiten bot. Wir lernen ihn daher in seinen Beziehungen zu Deutschland weniger genau kennen, als in Spanien. Philipp's wilder Grimm und kalte Grausamkeit entfaltete sich dagegen umgekehrt in jenen von ihm selbst hervorgerufenen Kämpfen am bestimmtesten, welche er zu bezwingen nicht die Macht besaß. Die Geschichte Spaniens

führt uns des Vaters, die Geschichte der Niederlande des Sohnes politischen Charakter in den schärfsten Umrissen vor. In Spanien lernen wir aber Philipps Familienleben kennen. Hier enthüllt sie uns eine Seite des Despoten, welche mehr noch, als alle Kriege, die er führte, seine innerste Natur anschaulich macht.

Spanien mit seinen Nebenländern bildete, als Philipp König wurde, das mächtigste Reich der Erde. Außer den Niederlanden gehörte dazu Neapel, Sicilien und Mailand, in Afrika Tunis, Oran, die Inseln des grünen Vorgebirges und die Canarischen Inseln; in Asien die Philippinen, die Sunda-Inseln und ein Theil der Molukken; endlich in Amerika Peru, Mexico, Neu-Spanien, Chili, Hispaniola, Cuba und viele andere Inseln. Kein König Europa's hatte eine so zahlreiche Flotte, keiner ein so kriegsgeübtes Heer, noch so unerschöpfliche Quellen des Reichthums. Hätte Philipp sich in der Richtung seiner Zeit bewegt, so hätte er an deren Spitze ruhmvoll einherschreiten können. Doch im Kampfe mit den mächtigen Bestrebungen der Menschheit bereitete er sich selbst eine Demüthigung nach der anderen und seinen Ländern die furchtbarsten Verluste an Menschen, Gebietstheilen, und mehr als dieses, an frischer Kraft und Lebensfülle.

Den Grund zu den meisten Stürmen seines Lebens legte er schon durch den Waffenstillstand von Vaucelles, welcher wie vor vierzig Jahren der Frieden von Noyon, keine der zwischen beiden kriegführenden Mächten obschwebenden Streitigkeiten abschnitte, dagegen eine ganze Reihe neuer vorbereitete, indem sich Philipp im ersten Artikel des Vertrages verpflichtete, in Uebereinstimmung mit dem Könige von Frankreich die Reformation aller Orten zu unterdrücken. Unter allen Verhältnissen wäre ein solches Bestreben grausam und unklug zugleich gewesen. Bei dem schwankenden Verhältnisse, in welchem Philipp mit dem Papste und mit dem Könige von Frankreich stand, war es doppelt thöricht, sich selbst neue, furchtbare Feinde gewaltsam zu erwecken, bevor er die alten versöhnt hatte.

Mit diesen ersten Bestimmungen des Waffenstillstands wäre Paul IV. wohl einverstanden gewesen, doch mit den meisten andern war er es nicht. Er arbeitete daher mit aller Macht daran, die noch unter der Asche glimmenden Funken der Kriegesflamme von neuem anzufachen. Es gelang ihm über Erwarten. Vor Ablauf eines halben Jahres, nachdem der Waffenstillstand von Vaucelles abgeschlossen worden war, unterzeichnete Heinrich II. ein Bündniß mit dem Papste (Juli 1556), in welchem Paul IV. dem einen Sohne des Königs Neapel und Sicilien, dem andern Mailand versprach, und der Krieg gegen Spanien mit vereinten Kräften beschlossen wurde. Der Papst und der „allerchristlichste" König kamen zugleich überein, den Sultan Solyman zur Erneuerung seines Bundes mit Frankreich und einem Einfalle in Calabrien einzuladen. So zeigte es sich deutlich, daß Paul IV. und Heinrich II. ihre Vergrößerungspläne doch noch eifriger betrieben, als die gemeinschaftlich mit Philipp II. verabredete Vertilgung der von ihnen sogenannten Ketzer.

Wenn Philipp fähig gewesen wäre, die Verhältnisse, in deren Mitte er stand, mit Ruhe zu erwägen, so hätte dieser Vertrag zwischen dem Papste und Heinrich II. ihn überzeugen müssen, daß keiner von beiden darauf bedacht sei, nach den Vorschriften des Christenthums oder auch nur der katholischen Kirche zu handeln, und daß daher der Papst unmöglich der Stellvertreter Gottes auf Erden sein könne. Doch Philipp war durch die Pfaffen die ihn erzogen hatten, vollständig verdorben, und seine Zuneigung zu der römischen Kirche wurde durch die gegen ihn selbst gerichteten Ränke des Papstes nicht vermindert. Er liebte sie, weil sie die blutigen Verfolgungen Andersglaubender, zu welchen ihn seine grausame Natur trieb, gut hieß.

Ueber die Gewissensscrupel, welche er in Betreff eines gegen den Papst zu führenden Krieges hatte, halfen ihn leicht seine spanischen Gottesgelehrten hinweg. Der Krieg brach aus. In Italien führte ihn Alba, in den Niederlanden und Frankreich der Herzog von

Savoyen und Graf Egmont mit großem Glücke für Philipp. Der Papst mußte schon im folgenden Jahre (1557) Frieden schließen. Die Schlachten von St. Quentin (1559) und von Gravelingen (1558) dämpften die Kriegslust des Königs von Frankreich. Im Frieden zu Chateau-Cambresis (1559), mußte Heinrich II. Montferrat dem Herzoge von Mantua, Bouillon dem Bischofe von Lüttich, Corsica den Genuesern, Savoyen, Piemont und Bresse dem Herzoge von Savoyen herausgeben. Im übrigen blieb der Besitzstand vor dem Wiederausbruche des Krieges maßgebend mit unbedeutenden Veränderungen.

Im Jahre 1558 hatten die Franzosen den Engländern, welche durch die blutige Maria in diesen Krieg verwickelt worden waren, Calais abgenommen. Im Frieden behielten sie es. Die Königin Elisabeth, welche mittlerweile auf den Thron gekommen, war klug genug, die Stadt lieber mit einigen nichtigen Scheinbedingungen abzutreten, als den Krieg fortzusetzen.

Kaum war Maria gestorben, so sah sich Philipp nach einer anderen Gattin um. Elisabeth nahm seine Anträge nicht an. Heinrich's II. älteste Tochter Elisabeth, oder wie sie in Spanien genannt wurde, Isabella, war in den Vorverhandlungen seinem Sohne Karl bestimmt worden. Da aber Maria vor Abschluß des Friedens starb, so verlangte Philipp sie für sich. Philipp mochte denken, er könne ebenso wohl die junge Braut des Sohnes, als die alte des Vaters heimführen. Er bedachte aber nicht, daß die jugendliche Schönheit und Liebenswürdigkeit Isabellens auf das Gemüth seines Sohnes einen andern Eindruck gemacht haben könne, als Maria Tudor auf Karl V. In seinem Vater hatte er keinen Nebenbuhler zu fürchten, wohl aber in seinem Sohne. Der Vater trat dem Sohne Philipp mit Freuden seine ehemalige Braut ab. Don Karlos mußte sich auf's tiefste verletzt fühlen, als Philipp ihm die seinige, die er im Bilde schon lieb gewonnen hatte, raubte. Aus diesem, dem natürlichen Gefühle und dem Rechte gleichmäßig Hohn sprechenden Bunde mußten nothwendig die furchtbarsten Verbrechen entspringen.

Der Frieden von Chateau-Cambresis hob Philipp II. auf den Gipfel seines Glücks. Er gab ihm eine liebenswürdige junge Frau, — jedoch auf Kosten seines Sohnes, freie Hände und sogar die Aussicht auf französische Hülfe im Kampfe mit den Feinden, die er am meisten haßte, die Protestanten der Niederlande. Doch was der Tyrann Philipp für Glück hielt, bereitete ihm wohl verdientes Unglück und trieb ihn voran auf der Bahn der unnatürlichsten Schandthaten. Der Bund mit dem Könige von Frankreich hatte zur unmittelbaren Folge den niederländischen Befreiungskampf, der Bund mit der Prinzessin von Frankreich *), den Mord seines Sohnes und wahrscheinlich auch seiner Gattin.

Die Vertilgung der Protestanten in den Niederlanden wurde nach dem Abschlusse des Friedens von Chateau-Cambresis Philipp's leitender Gedanke. Da er aber bald erkannte, die Vorhersagung seines Vaters Karl könne sich verwirklichen, d. h. die Niederländer könnten zu den Waffen greifen, so kehrte er nach Spanien zurück, überließ Anderen, die drohenden Gefahren zu bestehen und behielt sich selbst vor, aus der sicheren Ferne das Werk der Zerstörung zu leiten.

Voll von Ingrimm über die Freiheitsbestrebungen der Niederländer schiffte er sich ein. Am 29. August 1559 langte er im Angesichte des Hafens von Laredo in Biscaya an. Dort überfiel ihn ein furchtbarer Sturm. Er selbst wurde von einem erfahrenen Lootsen in einem Boote gerettet, doch das mit Kunstschätzen beladene Schiff, auf welchem er übergefahren war, und acht andere Fahrzeuge seiner Flotte gingen mit tausend Menschen unter. Philipp eilte nach Valladolid, wo ihm zu Ehren ein Auto-da-fe gefeiert wurde. Damals war es, daß er sein Schwert zog und schwor, „die Inquisition zu vertheidigen, die Reinheit des Glaubens," d. h. den abgeschmacktesten Fetischdienst und den finstersten Aberglauben „aufrecht zu erhalten und jeden anzugeben, der von demselben abweichen sollte." Damals

*) S. oben §§. 49—51.

rief er, und zwar in Gegenwart seines Sohnes Don Carlos dem hochherzigen de Seso zu: „Ich würde selbst Holz beitragen, meinen eigenen Sohn zu verbrennen, wäre er ein so verächtlicher Mensch, wie Du bist" *).

Dieses Auto-da-fe war übrigens keines der größten jener trüben Zeit. Es enthielt gewissermaßen nur die Nachlese der Opfer, welche die Inquisition damals schlachtete, um den Protestantismus zu ersticken.

Spanien stand um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts in weit inniger Verbindung mit den protestantischen Ländern, als in neuerer Zeit. Die meisten Heere Karl's V. enthielten, außer Spaniern und Italienern, auch Deutsche, unter welchen viele Protestanten waren. Auf seinen Reisen in Deutschland und in den Niederlanden kam Karl V. selbst, und mit ihm seine Umgebungen in regen Verkehr mit den Häuptern der Reformation. Die Einen wurden durch die Neugierde, Andere durch Wissensdrang und Streben nach Wahrheit mit den neuen Glaubenslehren bekannt. Manche, wie z. B. der Erzbischof von Caranza †), nahmen wider ihren Willen protestantische Begriffe, wenigstens in untergeordneten Beziehungen an. Aus dem südlichen Frankreich drang die neue Lehre in Aragonien ein. Trotz der Wachsamkeit der Inquisition verbreitete sie sich schnell, unter dem Schleier des Geheimnisses, durch ganz Spanien, und wurde genährt, indem mannigfaltige protestantische Bücher, darunter namentlich eine spanische Uebersetzung der Bibel in die pyrenäische Halbinsel, ungeachtet der drohenden Gefahren, eingeführt wurden. Juan Hernandez, welcher in Genf Corrector bei einer Buchdruckerei war, schickte mit vielen Kosten aus Liebe für die Sache, zwei große Ballen solcher Schriften nach Spanien. Namentlich waren es die höheren Stände, unter welchen die Lehren der Reformation lebendigen Anklang fanden. Schon im Februar 1558 erhielt der Papst Paul IV. Nachricht von diesen Bestrebungen, und forderte den Großinquisitor Spaniens auf, ohne Rücksicht der Personen, und wären es Bischöfe, Erzbischöfe, Könige oder Kaiser gegen die Anhänger der Reformation einzuschreiten. Philipp nahm daran keinen Anstoß, vielmehr ließ er in Spanien ein Gesetz verkündigen, welches in den Niederlanden schon bestand, und alle, welche verdammte Bücher kaufen, verkaufen oder lesen sollten, mit der Strafe des Feuertodes bedrohte. Im Januar 1559 befahl der Papst allen Beichtvätern, unter Androhung der Excommunication, ihren Beichtkindern aufzugeben, die Anhänger der neuen Lehre, und wären sie ihre nächsten Verwandten, anzuzeigen. Philipp II. ging einen Schritt weiter, indem er einem alten Gesetz neue Kraft gab, das jedem Angeber den vierten Theil des Vermögens eines Verurtheilten überwies. So überboten sich Papst und König gegenseitig in der Verfolgung Andersglaubender!

Der Großinquisitor Fernando Valdes, Kardinal-Erzbischof von Sevilla, ein Torquemada's würdiger Nachfolger, bedurfte dieser Aufmunterungen nicht. Schon hatte er Netze im Finstern gespannt. An einem Tage ließ er im ganzen Königreiche die unglücklichen Opfer seines Glaubenshasses ergreifen. Sie waren so zahlreich, daß die geräumigen Gefängnisse der Inquisition sie nicht faßten. Sie mußten in den Staats-Gefängnissen, in Klöstern und Privatwohnungen eingesperrt werden. In Sevilla allein wurden am ersten Tage achthundert Personen verhaftet. Das Auto-da-fe, zu welchem die ersten Opfer auserseben waren, wurde im Mai 1559 zu Valladolid, in Gegenwart der Regentin Johanna, des jungen Prinzen Don Carlos und des vornehmsten Adels des Reiches, abgehalten. Aehnliche Mordscenen folgten in Granada, Toledo, Sevilla, Barcelona und den übrigen zwölf Hauptsitzen der Inquisition rasch aufeinander.

Der Schrecken, welchen die leuchtenden Flammen der Scheiterhaufen und das Röcheln der darin verscheidenden Opfer über ganz Spanien verbreiteten, war so groß, daß die Refor-

*) S. oben § 27. S. 214. †) S. oben §. 13. S. 104.

mation und mit ihr zugleich der Fortschritt der ganzen Nation auf Jahrhunderte gehemmt wurde. Spanien beweist uns, wie leider noch so viele andere Länder, daß es dem Despotismus allerdings gelingen kann, die Wahrheit an einzelnen Stellen zu unterdrücken. Auf der pyrenäischen Halbinsel errangen Pabstthum und Königthum in festem Bunde einen vollständigen Sieg über die Bewegungen der Freiheit. Doch je größer die Niederlage, desto furchtbarer war auch der Verfall der Nation. Die Menschheit ging ihre Bahn vorwärts, Spanien blieb zurück. Die Menschheit können die Tyrannen nicht beugen, wenn auch einzelne Nationen.

Auf diese „Werke des Glaubens," welche die katholischen Pfaffen unter Nachäffung der Formen eines römischen Triumphzuges feierten, folgte in den ersten Tagen des Jahres 1560 ein anderes, welches die Gestalt einer Hochzeit annahm. Die Opfer, welche dargebracht wurden, waren Elisabeth von Frankreich, welche ihre Hand dem Könige Philipp II. am Altare reichen, und Don Carlos, welcher Zeuge sein mußte, wie der Vater ihm seine Braut raubte. Neuere Schriftsteller, namentlich Prescott, wollen alle die Berichte ihrer Vorgänger, welche von den zarten Banden der Liebe zwischen Don Carlos und Elisabeth sprechen, in das Gebiet der Romane verweisen, weil Philipp II. und seine Helfershelfer es nicht für gut fanden, die ganze Tiefe der von ihnen begangenen Abscheulichkeiten der Nachwelt urkundlich zu hinterlassen, oder wenigstens nicht alle Beweisstücke den Geschichtsforschern zugänglich geworden. Wenn wir aber diejenigen, welche auf uns gekommen sind, mit unbefangenem Blicke durchforschen, und uns durch das absichtliche Bestreben Philipp's, die verruchteste That seines Lebens in ein undurchdringliches Dunkel zu hüllen, nicht irre führen lassen, so wird es uns klar, daß der unselige Bund zwischen Philipp II. und Elisabeth den ersten Anstoß zu dem Verbrechen gab, welches der Vater später an seinem Sohne beging.

Der Funken des Mißtrauens glomm in Philipp's Seele schon, als der erste Blick Elisabeth's auf sein Haupt fiel. Sein Argwohn drückte sich in der Frage aus: ob sie nach den grauen Haaren seines Hauptes schaue?

Philipp wurde von Jahr zu Jahr älter, während Carlos sich dem männlichen Alter näherte, Philipp mürrischer, finsterer und abgeschlossener, Carlos gewinnender und einnehmender. Philipp war zwanzig Jahr älter als Elisabeth, Carlos war mit ihr von gleichem Alter. Nach den Angaben de Thou's war sie jünger als Don Carlos. Unmöglich konnte das milde und heitere Wesen Elisabeth's sich mit dem rauhen und harten Philipp befreunden. Sie mußte die meisten ihrer französischen Damen entlassen und fühlte sich daher, wie sie später auf ihrem Todtenbette aussprach, überaus unglücklich.

Im Jahre 1563 verlegte Philipp seinen Wohnsitz bleibend nach Madrid. Bis dahin hatten die Könige von Spanien keine dauernde Residenz gehabt. Zu Ehren des sogenannten „heiligen Laurentius" erbaute Philipp in der Nähe der Stadt, in Form eines Rostes, das berühmte Escurial: Kloster, Kirche, Gruft und Pallast. Dieses Pracht-Gebäude vereinigte also alle Lieblingsgegenstände dieses glaubenswüthigen Despoten. Die Millionen, welche der König auf das Escurial verwendete, waren insofern, als sie seinen Staatsschatz erschöpften, und ihm die Mittel entzogen, seine Mörderbanden zu bezahlen, für die Menschheit nicht ohne Bedeutung. Mehr als einmal gewannen die Niederländer entscheidende Siege nur in Folge der Mißstimmung, welche die Sold-Rückstände unter Philipp's Truppen hervorriefen.

In demselben Jahre (1559), in welchem Philipp II. aus den Niederlanden nach Spanien kam und der Vertilgung der nach einem reinen Christenthum strebenden Menschen seine größte Sorge widmete, kämpften seine Flotten wiederholt im mittelländischen Meere gegen die Barbaresken und Türken. Die von dem Herzoge von Medina-Cöli befehligte

Expedition gegen Tripolis wurde in Folge der Unfähigkeit dieses Führers mit großem Verluste zurück geschlagen. Dagegen erlitten die Mohammedaner eine Niederlage vor Massarquivir und Oran, welche Städte sie vergebens zu erobern suchten, und die Spanier nahmen Pennon de Velez, ein Raubnest der Korsaren in der Nähe der Meerenge von Gibraltar. Dessen ungeachtet litten fortwährend die Küsten Spaniens und Italiens und die Schifffahrt beider Länder von den Streifzügen der Barbaresken. Philipp unternahm nichts gegen dieselben, und als im Jahre 1565 der türkische Sultan Solyman eine mächtige Flotte mit einem zahlreichen Landheere gegen Malta schickte, überließ er die tapferen Ritter ihrem Schicksale. Nur der großartigen Vertheidigung des Großmeisters Lavalette und der Ritter des Malteser-Ordens verdankte die Christenheit die Rettung dieser Insel. Die Spanier kamen der bedrängten Besatzung erst zur Hülfe, nachdem sich an der Feste St. Elmo die Kraft der Türken gebrochen hatte und der Sieg den Malteser-Rittern gewiß geworden war.

Ein gewöhnlicher Krieg hatte für Philipp's abgestumpfte Nerven keinen Reiz. Er betrieb einen solchen nicht mit Vorliebe und Lust. Wenn es aber galt, eine ganze Bevölkerung unter das Joch des römischen Glaubens zu bringen, wenn er Tausende, die sich dieses nicht gefallen lassen wollten, Männer, Frauen, Greise und Kinder abschlachten lassen konnte, dann war er mit seinem schwarzen Herzen und seiner finstern Seele dabei. Diesen furchtbaren Charakter trug der Kampf, den er geflissentlich in Granada entzündete. Ungeachtet des von Ferdinand und Isabellen an den Bewohnern dieses unglücklichen Landes verübten Treubruchs*) und der später von Ferdinand und Ximenes verhängten Gewaltmaßregeln war es ihnen doch nicht gelungen, die mohammedanische Religion gänzlich auszurotten. Diese beiden fluchwürdigen Tyrannen ließen den Granadern nicht einmal die Wahl zwischen der Auswanderung und der katholischen Religion. Gegen hohe Abgaben ließ Ferdinand zwar einen kleinen Theil derselben nach Afrika überschiffen; als er aber sich überzeugte, daß das Land sich bald entvölkern würde, falls er den Bewohnern die Freiheit ließe, sich zu entfernen, raubte er ihnen selbst diese letzte Hoffnung. Durch furchtbare Metzeleien verbreitete er einen panischen Schrecken über das ganze Land. Die Mohammedaner nahmen die Taufe an und besuchten die Messe. Mit Hülfe der Inquisition hätten die Granader im Laufe der Zeit sich das spanische Christenthum wohl aufbürden lassen. Doch dieser Geschäftsgang war dem Tyrannen Philipp zu langsam. Er befahl (1598) den Morisken, die ihnen angeborene Sprache und Kleidung und die ihnen eigenthümlichen Gebräuche abzulegen und diejenigen Castillien's anzunehmen. Er verbot ihnen maurische Geschlechts- oder Vornamen zu führen, statt deren sie spanische annehmen sollten. Er verpönte alle Symbole der Mohammedaner, selbst die Bäder, deren sofortige Zerstörung er anordnete. Die Frauen sollten keine Schleier mehr tragen, Niemand eine Ehe ohne die Erlaubniß des Pfarrers eingehen, ohne solche nicht von einem Platze zum andern ziehen und Waffen weder tragen noch besitzen.

Die Morisken stellten dagegen vor, ihre Kleidung habe keine Beziehung zu irgend einer Religion, überdieß seien viele zu arm, sich die castilische Tracht anzuschaffen. Schleier trügen ihre Frauen aus Bescheidenheit gleich vielen Castilianerinnen. Ihrer Bäder bedienten sie sich nur zum Zwecke der Reinlichkeit. Die arabische Sprache enthalte nichts dem Christenthume feindliches, es sei übrigens nicht möglich, dieselbe plötzlich aufzugeben, da die alten Leute nicht vermöchten, eine neue zu lernen, den jüngeren aber in manchen Gegenden alle Gelegenheit fehle, castillanisch zu lernen.

Diese Vorstellungen machten natürlich auf den spanischen Tyrannen keinen Eindruck. Sie beschleunigten nur die Vollziehung der beschlossenen Maßregeln. Vergebens mahnte

*) S. Weltgeschichte Buch VI. §. 66.

der General-Kapitain Marquis von Mondejar ab. Umsonst sagte er voraus, daß die Morisken eher zu den Waffen greifen, als sich den königlichen Befehlen fügen würden. Philipp fürchtete deren Aufstand nicht, da er sich stark genug wußte, denselben im Blute der Granader ersticken zu können, und lieber eine blühende Provinz in eine Wüste verwandeln, als deren Bewohnern einige Freiheit gestatten wollte.

Wie Mondejar voraus gesagt hatte, griffen die Morisken in ihrer Verzweiflung zu den Waffen. Sie erwählten Don Ferdinand de Valor, einen Abkömmling der Prinzen von Granada zu ihrem Könige, welcher seinen Familien-Namen Aben-Humeya wieder annahm und den Krieg nicht ohne Entschlossenheit führte. Allein da ihm nur geringe Hülfe aus Afrika und keine von dem Sultan Selim zu Theil wurde, konnte er nicht lange den spanischen Truppen in den Bergen von Alpuxara Widerstand leisten. Nach wenigen Monden mußten sich die Mauren den Spaniern wieder unterwerfen, ohne daß der Aufstand eine weitere Verbreitung nach Aragon und Valencia, wo die heimlichen Mohammedaner noch zahlreich waren, gewann. Mondejar versprach ihnen Verzeihung unter der Bedingung, daß sie die Waffen nieder legten. Doch damit war dem Könige nicht gedient. Philipp dürstete nach dem Blute der Morisken.

Er schickte daher dem Marquis von Mondejar kein Geld, seine Truppen zu bezahlen, und arbeitete selbst daran, das Ansehen seines Statthalters zu untergraben. Was nicht ausbleiben konnte, traf ein. Die Söldner, welche nicht bezahlt und außerdem gegen die Morisken absichtlich aufgereizt wurden, ergossen sich über das unterworfene Land und trieben durch Plünderungen, Mord und Schandthaten jeder Art das arme Volk der Granader von neuem zum Aufstande.

Eine Verstärkung von vierhundert Türken, die ihnen aus Afrika zukam, belebte ihren Muth. Furchtbarer, als der erste, war dieser zweite Krieg. Er dauerte zwei Jahre lang (1568—1570). Hier war es, wo Philipp's Halbbruder, Don Juan von Oesterreich, zuerst sich hervorthat. Die Lobhudler der habsburgischen Familie wissen nicht genug dessen Heldenmuth zu preisen. Doch in Granada, wie später in den Niederlanden, verrichtete er mehr Henkers- als Kriegersdienste. Die Morisken waren unter sich nicht einig. Zuerst fiel Aben-Humeya als Opfer der Rache der Verwandten seiner Gattin, deren Vater er mit dem Tode bestraft, weil er sich mit den Spaniern in verrätherische Verbindungen eingelassen hatte. Dasselbe Schicksal traf seinen Nachfolger Aben-Abu. Mit dessen Tode ging der Krieg zu Ende. Philipp konnte würgen und dasjenige, was er Religion nannte, den Morisken aufdrängen. Um dieselbe Zeit erfuhr jedoch der blutbefleckte Despot Spanien's, daß nicht alle seine Völker gleich geduldig, oder gleich feig wie Spanier und Morisken, sein Joch trugen.

Alba mordete nicht mit demselben Erfolge in den Niederlanden, wie Don Juan von Oesterreich in Granada. Philipp's Wuth nahm durch den Widerstand, auf den er stieß, nur noch mehr zu. In der Geschichte der Niederlande*) haben wir gesehen, daß die Statthalterin Margaretha, in Uebereinstimmung mit dem Adel (1566) den Marquis von Bergen und den Baron von Montigny nach Madrid absandte, um den König mit dem gefährlichen Zustande des Landes bekannt zu machen und eine Veränderung in den von Philipp beschlossenen Maßregeln zu erwirken. Beide waren Ritter des goldenen Vließes und gehörten zu den angesehensten Familien Flanderns. Der Marquis von Bergen ging in die Falle und langte zu Madrid im Monate Juni 1566 an. Der Baron von Montigny ahnte die ihm drohende Gefahr, wurde aber durch freundliche Briefe, die er von dem Könige erhielt, verblendet und folgte, nach einigen Zögerungen, dem Marquis. Umsonst suchten sie später bei Philipp II. um die Erlaubniß nach, in ihr Vaterland zurück

*) S. oben § 48 S. 337.

kehren zu dürfen. Dieser war entschlossen, die Gesandten der Niederlande nicht lebend aus seiner Gewalt zu entlassen, obgleich beide nach dem Völkerrechte unverletzliche Personen waren; denn die Niederlande bildeten einen selbstständigen Staat, der die Rechte eines solchen dadurch nicht verlor, daß ihr Fürst zugleich König von Spanien war. Doch was kümmerte Philipp sich um Völkerrecht?!

Der Marquis von Bergen wurde auf den Tod krank. Die Aerzte erklärten, er könne nur genesen, falls ihm erlaubt würde, in seine Heimath zurück zu kehren. Der König hielt aber seine Gefangenen fest. Der Marquis starb (21. Mai 1567). Auch den Todten wollte Philipp nicht losgeben. Bevor der Marquis gestorben war, hatte der König angeordnet, daß dessen Vermögen in den Niederlanden mit Beschlag belegt werden sollte. Länger schmachtete Montigny in Spanien. Anfangs konnte er sich, wenn auch von Spähern umgeben, in Madrid bewegen. Doch im September 1567 ließ ihn Philipp in den Alcazar, (das Schloß) in Segovia bringen.

Kurze Zeit nach der Hinrichtung der Grafen Egmont und Horn leitete der Herzog von Alba einen Prozeß gegen Montigny, der ein jüngerer Bruder Horn's war, ein. Am 4. März 1570 sprach Alba, ohne auch nur den von ihm selbst eingesetzten Blutrath zugezogen zu haben, das Todesurtheil über Montigny. Um seines Zweckes ganz sicher zu sein, hatte der spanische Großhenker nur einigen von ihm auserkorenen Mitgliedern des sogenannten Rathes der Unruhen den Fall vorgelegt. Das Urtheil besagte übrigens, Montigny solle öffentlich enthauptet werden. Philipp II. zog den Meuchelmord vor. Er ließ den Baron von Montigny in die Festung von Simancas bringen, dort am 15. Oktober 1570 heimlich durch die Garotte erdrosseln, seine Leiche in das Gewand eines Franziskaners, welches den Hals bedeckte, hüllen und das Gerücht ausstreuen, Montigny sei eines natürlichen Todes gestorben.

Nachdem Montigny längst ermordet worden war, erließ Alba (22. März 1571) noch ein Todesurtheil gegen ihn, worin er anführte, daß derselbe eines natürlichen Todes gestorben sei. Auf diese Weise sollte die Welt getäuscht werden. Jahrhunderte lang fehlten die Beweise dieses schnöden Mordes. Erst in neuester Zeit wurden sie aus den Archiven von Simancas zu Tage gebracht. Wie viele andere ähnliche Verbrechen Philipp's harren noch der vollen Enthüllung!

Alle diese Thatsachen theilt Prescott sehr ausführlich mit, ohne daß er dieselben mit einem Worte der Entrüstung gegen den schändlichen Mörder Philipp begleitete. Doch nennt er es ein hochherziges Gefühl (magnanimous sentiment), daß Philipp die Zweifel Alba's über die Rechtgläubigkeit Montigny's mit den Worten zurückwies: „wir sollen von den Todten nicht übel denken." So wenig versteht es dieser Schriftsteller, zwischen einer abgedroschenen Redensart und einem hochherzigen Gefühle zu unterscheiden. Ueberhaupt legt Prescott durchgängig viel zu großen Werth auf Worte. Er vergißt, daß nicht blos Talleyrand, sondern auch viele Könige, Staatsmänner, und Geistliche vor ihm und namentlich Philipp II. durch die That bewiesen, die Sprache diene dazu, die Gedanken zu verhüllen, nicht sie kund zu thun.

Das ebenso falsche, als mörderische Spiel, welches Philipp mit den flanderischen Abgesandten trieb, ist uns ein bedeutungsvoller Fingerzeig dessen, was Philipp zu thun fähig war, und enthält daher zugleich eine Bestätigung ähnlicher Anklagen, welche seine Zeitgenossen gegen ihn erhoben. In einer öffentlichen, mit seiner Unterschrift beglaubigten Urkunde, warf Wilhelm von Oranien dem König Philipp II. vor, seinen Sohn Don Carlos und seine Gattin Elisabeth ermordet zu haben, um sich dadurch in den Stand zu setzen, die zweite Braut seines Sohnes, Anna von Oesterreich heirathen zu können. Zur Bekräftigung dieser Anklagen führt er an, in Frankreich liege der Beweis vor, daß Philipp

seine Gattin Elisabeth ermordet habe, und in Betreff der Ermordung seines Sohnes Don Carlos wirft Oranien mit uns die Frage auf: ob es spanischen Mönchen und Inquisitoren, den willfährigen Sklaven des Tyrannen Philipp's zukomme, den Erben so umfassender Länder zum Tode zu verurtheilen?

Es frägt sich, inwiefern durch andere Beweise das Zeugniß Wilhelm's von Oranien verstärkt wird? Dieser Prinz war allerdings Philipp's Gegner, allein er war ein im höchsten Grade glaubwürdiger, gewissenhafter Mann, und besser, als die meisten seiner Zeitgenossen im Stande, die Geheimnisse des Madrider Hofes nicht blos zu kennen, sondern auch der Welt mitzutheilen. Wenn Prescott der Erzählung eines Kammerdieners, welche augenscheinlich auf Befehl Philipp's abgefaßt war, Glauben beimißt, so spricht dieses nicht für seinen Scharfsinn, und wenn dieser Schriftsteller meint, in gesandtschaftlichen Berichten eine Schilderung des königlichen Doppel-Mordes finden zu müssen, falls ein solcher stattgehabt hätte, so beweist er nur seine Unkenntniß der diplomatischen Gewohnheiten. Kein Gesandter einer befreundeten Macht konnte auch nur einen Wink darüber in seinen officiellen Schreiben geben, ohne sein Leben oder wenigstens seine Stellung zu gefährden. Derartige Mittheilungen werden bei verschlossenen Thüren mündlich gemacht und auch in den vertrautesten Briefen nicht niedergelegt.

Eine vollständig erwiesene Thatsache ist es, daß Don Carlos im Gefängnisse starb, in welchem ihn sein Vater hielt, und daß dieser auf's bestimmteste zu erkennen gegeben hatte, sein Sohn werde aus demselben lebend nicht hervorgehen. Am 18. Januar 1568 begann die Gefangenschaft des Prinzen, und schon am 20. Juli desselben Jahres war er eine Leiche. Die klaren Zeugnisse der Zeitgenossen Antonio Perez und des Venetianers Pietro Giustinieri sagen, Carlos sei an dem Gifte gestorben, welches sein Vater ihm gemischt habe. Der Geschichtsschreiber Cabrera, welcher in jener Zeit und, nicht wie Antonio Perez außerhalb, sondern in Spanien lebte, wagt es, wenigstens diese Todesart anzudeuten. Llorente, der Secretair der Inquisition, spricht sich, freilich in späterer Zeit, auch bestimmt für diese Ansicht aus.

Ganz wie bei der Ermordung Montigny's verschaffte sich Philipp, um, wie er glaubte, die Formen zu wahren, von einigen seiner Sklaven ein Todesurtheil gegen seinen Sohn, und ließ dieses, um den Schein zu retten, heimlich vollziehen.

Ueber die Gründe, welche Philipp bestimmten, seinen einzigen Sohn zu ermorden, hat er natürlich, so wenig als über die That selbst, nicht gut gefunden, die Welt aufklären. Die Art und Weise, wie er sich aber bei verschiedenen Gelegenheiten darüber aussprach, beweist, daß er sich nur bemühte, seine wirklichen Absichten in ein undurchdringliches Dunkel zu hüllen.

Mehrere Tage nach der Verhaftung seines Sohnes ließ er keine Post von Madrid abgehen, damit er selbst die ersten Nachrichten davon der Welt mittheilen könne. Diese waren durchaus allgemein und schwankend gehalten. Nur an seine Tante, die Königin von Portugal, schrieb er etwas ausführlicher. Nach einigen nichtssagenden Redensarten erklärte Philipp, „der Entschluß, mein eigenes Blut Gott zu opfern, ist nicht durch dessen Mißverhalten oder einen Mangel an Achtung gegen mich herbeigeführt worden, auch bezwecke ich nicht, eine Züchtigung meines Sohnes, denn eine solche, wenn auch noch so gerecht, hat ihre Zeit und ihre Schranke. Auch habe ich diesen Schritt (der Verhaftung) nicht gethan, um sein ungeordnetes Leben zu bessern. Die Sache ruht auf einem ganz andern Grunde; und die Abhülfe, welche ich im Sinne habe, beschränkt sich nicht auf Zeit oder Auskunftsmittel, sondern ist von der höchsten Bedeutung um," fügt er gleißnerisch hinzu, „meine Verpflichtungen gegen Gott und mein Volk zu erfüllen."

Da wir wissen, daß Philipp's Gott schlimmer als Moloch und sein Volk nichts als

eine Maschine zur Zerstörung derer war, die er haßte, so deuteten diese Worte wohl nur an, daß er seinen Sohn ermorden wolle, ohne dabei auf irgend eine Verschuldung desselben Rücksicht zu nehmen.

In vollständigem Widerspruche mit dieser Erklärung Philipp's, gab der Prinz von Eboli in des Königs Namen dem französischen Gesandten Fourquevaulx zu erkennen, Don Carlos sei verhaftet worden wegen seiner Geisteskrankheit und der daraus folgenden Unfähigkeit zu regieren.

Alle freundlichen Anerbietungen von Seiten der Verwandten des Prinzen, diesem seine Gefangenschaft zu erleichtern, wies Philipp entschieden zurück. Den Abgeordneten von Aragon, Catalonien und Valencia, welche sich nach Madrid auf den Weg begeben hatten, um sich nach den Gründen der Verhaftung Carl's zu erkundigen, sandte Philipp eine solche Botschaft entgegen, daß sie für gerathen hielten, unverrichteter Dinge umzukehren.

Drei Monate nach Don Carlos starb Elisabeth, nachdem sie zu früh von einem unreifen Kinde entbunden worden war. Auf ihrem Todtenbette trug sie dem französischen Gesandten auf, ihrer Mutter, der Königin und ihrem Bruder, dem Könige zu sagen, „sie möchten sich mit dem Gedanken trösten, daß kein Erdenglück sie jemals so zufrieden gemacht habe, als die Aussicht, die sie jetzt habe, ihrem Schöpfer näher zu kommen." Diese Worte deuten nicht auf eine glückliche Ehe, vielmehr auf ein im Laufe derselben frühzeitig gebrochenes Herz. Katharina, Elisabeth's Mutter, welche sich auf geheime Mordthaten verstand, faßte sogleich den Verdacht, ihre Tochter sei von Philipp ermordet worden, und gab dem Gesandten Fourquevaulx den Auftrag, ihr mitzutheilen, was man über den Tod ihrer Tochter sage. Natürlich machte dieser seine Antwort nicht bekannt. Doch der Prinz von Oranien konnte von derselben Kenntniß haben, und darauf die Erklärung gründen, in Frankreich seien die Beweise, daß Elisabeth von ihrem Gatten ermordet worden. Soviel ist gewiß, daß Philipp, sobald als es die zu pflegenden diplomatischen Unterhandlungen nur irgend erlaubten, die zweite Braut seines ermordeten Sohnes Karls ehelichte. Dieser mochte eine Ahnung von den Absichten seines Vaters haben, als er ihm vor vielen Zeugen bei seiner Verhaftung sagte: „Eure Majestät behandelt mich so übel, daß Sie mich zum Selbstmorde zwingen. Ich bin nicht wahnsinnig. Aber Sie treiben mich zur Verzweiflung!"

Von allen Schlüsseln, welche geschmiedet worden sind, das Räthsel zu lösen, das die sich rasch hinter einander folgenden Todesfälle Karl's und Isabellen's uns bietet, hat keiner so viele Wahrscheinlichkeit für sich, als derjenige, den uns Wilhelm von Oranien reicht, indem er erklärt, über diese beiden Leichen habe sich Philipp den Weg zu der Hand seiner vierten Frau, der Anna von Oesterreich bahnen wollen.

Philipp und sein Sohn Don Carlos waren zwei Menschen, die sich gegenseitig abstießen: Philipp verschlossen, äußerlich kalt und gemessen, innerlich voll wilder Leidenschaft, Carlos, unfähig sich zu verstellen, heftig, aber von so gutem Herzen, als eines im Königspalaste von Madrid schlagen konnte. Die Ausschweifungen, deren er beschuldigt wird, waren nicht schlimmer, als wir sie in damaliger Zeit unter Königssöhnen allgemein verbreitet finden. Alle seine Verwandten in Oesterreich, Portugal und Frankreich liebten ihn. Von einer Verbindung, welche Karl mit den Niederlanden gepflogen haben sollte, findet sich keine geschichtliche Spur, so wenig als von einem verbrecherischen Verhältniß mit seiner Stiefmutter. Oft und bitter beklagte sich aber Karl darüber, daß ihm sein Vater die Braut geraubt habe. Philipp, der seinen Sohn mit Spionen umgeben hatte, erhielt von diesen Aeußerungen Kenntniß. In einem Gemüthe, wie dasjenige Philipp's, entwickelte sich aus dem Unwillen darüber sehr natürlich das Streben, den unbotmäßigen Sohn doppelt und dreifach dafür zu züchtigen, daß er es wagte, an eine vergangene Zeit zu erinnern welche mit der Gegenwart so innig zusammen hing. Don Carlos, der seinen Vater kannte,

befürchtete lange vor seiner Verhaftung, das Schlimmste von diesem. Er pflegte sich jede Nacht in seinem Zimmer zu verschanzen und schlief mit Waffen unter seinem Kopfkissen. In der That überfiel ihn sein Vater auch Nachts. Nur des Sohnes Leiche entließ er aus dem Gefängnisse.

## § 60. Philipp's II. spätere Zeit (1570—1598).

Im Anfange des Oktobers 1570 landete die Erzherzogin Anna von Oesterreich zu Santander. Sie war die Braut Philipp's geworden nach seines Sohnes Tode. Noch waren keine zwei Jahre seit der Ermordung ihres ersten Bräutigams und nur einundzwanzig Monate seit dem Tode der dritten Frau Philipp's vergangen. Es war gerade um die Zeit, da der spanische Tyrann darauf dachte, den Baron Montigny ohne Aufsehen aus der Welt zu schaffen.

Im Laufe einer vierzehnjährigen Regierung war es ihm zwar gelungen, die Morisken in Granada vollständig zu unterjochen, und die Protestanten in Spanien auszurotten. Allein er hatte die Niederländer zu einem Freiheitskriege gezwungen, der ihm sein ganzes Leben hindurch die größten Opfer kostete, Sorgen und Demüthigungen bereitete und ihn auf der Bahn des Verbrechens immer weiter vorwärts trieb. Ueber die Leichen seines Sohnes und seiner dritten Gattin ergriff er die Hand der zweiten Braut des ermordeten Karl's, seiner Nichte Anna. Der Papst mochte ihm wohl die kirchlichen Dispense geben, Philipp selbst mochte verhärtet genug sein zu glauben, daß ihm diese genügten, und daß die von seinen Schergen gesprochenen Todesurtheile die von ihm angeordneten Mordthaten rechtfertigten. Doch die Welt urtheilte anders, und je mehr er selbst Gewissen und Rechtsgefühl abgestumpft hatte, desto unfähiger wurde er, diese mächtigen Hebel der Menschheit zu würdigen. Je mehr er sie verletzte, desto kräftiger wurde der Widerstand, auf welchen er stieß. Noch hatte Philipp keine entscheidende Niederlage erlitten. Fast aller Orten, im Kampfe mit dem Papste, mit Frankreich und mit Granada war er siegreich gewesen, gegen die Türken und Barbaresken hatte er wenigstens mit gleichem Glücke gefochten. Doch er sollte von der Höhe seines eingebildeten Ruhmes und seiner für unüberwindlich gehaltenen Macht herabstürzen. Von jetzt an folgten sich die Verluste rasch aufeinander und die wenigen Siege, die er noch errang, blieben ohne dauernden Erfolg.

Der erste und größte Sieg, welchen Philipp in Verbindung mit den Venetianern und dem Papste gewann, war die Schlacht von Lepanto, in welcher die türkische Flotte eine vollständige Niederlage erlitt (1571). Er wurde ihm aber vergällt durch den Gedanken, daß der ganze Ruhm des Sieges seinem Halbbruder Don Juan von Oesterreich zufiel. Als er die Nachricht von der gewonnenen Schlacht erhielt, bemerkte er: „Don Juan hat den Sieg gewonnen, allein er wagte zuviel, er hätte sie verlieren können." Folgen von Erheblichkeit hatte der Sieg von Lepanto nicht. Die Admirale der drei betheiligten Hauptmächte konnten sich über keine gemeinsamen Maßregeln einigen. Die Türken rüsteten sich zu neuen Kämpfen, und schlugen die verbündeten Christen zurück, als sie im folgenden Jahre (1572) Navarin belagerten. Die Venetianer schlossen einen besonderen Frieden mit den Türken ab, und diese nahmen schon ein Jahr nach der Schlacht von Lepanto den Spaniern Goletta und Tunis ab, während sie selbst keinen Theil ihres Gebietes verloren. So hatte die Schlacht von Lepanto keinen bleibenden Gewinn, und bald eine Niederlage zur Folge. Die Eroberung, welche Karl V. (1535) gemacht, und welche damals seinen Ruhm über die ganze Welt verbreitet hatte, konnte Philipp nicht behaupten. Er war nicht im Stande, zugleich den Niederländern und den Türken die Spitze zu bieten.

Weit empfindlicher war aber für den spanischen Despoten der Gang, welchen seine Angelegenheiten in den Niederlanden nahmen. Von Jahr zu Jahr gewann die Freiheitsbewegung dort an Kraft und Festigkeit. Zwar gelang es Philipp II., beim Tode des Königs Heinrich, Portugal an sich zu reißen (1580). Doch wurde dadurch seine Macht nicht vermehrt. Er mußte das Land, welches an seinem Königsstamme festhielt, erobern und militärisch besetzt halten, wodurch seine Streitkräfte, welche in den Niederlanden niemals ausreichten, sich zersplitterten. Die verhältnißmäßig unblutige Eroberung Portugal's vermehrte noch die an und für sich schon große Ländersucht Philipp's. Nachdem es ihm gelungen war, Wilhelm von Oranien ermorden zu lassen, glaubte er, die Niederlande würden eine leichte Beute für ihn sein, wenn diese von England aus keine Hülfe mehr erhielten. Obgleich kein offener Krieg zwischen Spanien und England erklärt war, hatte die Königin Elisabeth die Niederländer in ihrem Kampfe gegen Philipp II. unterstützt und dadurch ihren Muth gehoben. Auch hatten englische Kriegsschiffe (1584) unter dem kühnen Drake ungestraft die spanischen Kolonien in Amerika geplündert. Philipp's Grimm gegen England wurde daher von Jahr zu Jahr immer wilder und er faßte den Entschluß, sich an Elisabeth und dem englischen Volke furchtbar zu rächen. Vergebens mahnten ihn seine getreuesten Rathgeber, namentlich sein Staatsminister Idiaquez und sein Statthalter in den Niederlanden, Alexander Farnese, ab. Umsonst wies der Erstere darauf hin, daß Philipp schon in der ersten Zeit seiner Regierung erfahren habe, welchen unüberwindlichen Widerwillen die Engländer gegen die spanische Herrschaft hegten. Selbst im Falle eines Sieges, so fuhr Idiaquez fort, würde der König ein zahlreiches Heer in England halten müssen, um seine Eroberung behaupten zu können, während es an Truppen fehle, um die Niederländer wieder zu unterwerfen. Er drang darauf, zuvörderst alle verfügbaren Streitkräfte gegen die Niederlande zu wenden, und erst, wenn diese unterworfen sein würden, einen neuen Krieg zu beginnen. Doch Philipp II. war unfähig, einen guten Rath anzunehmen, wenn dieser seiner zügellosen Herrschsucht und seiner blinden Glaubenswuth Schranken setzte. Er wollte den Engländern, wie den Niederländern, das doppelte Joch der römischen Kirche und spanischer Herrschaft auferlegen und wurde in diesem Bestreben durch den Papst noch bestärkt, welcher hoffte, mit des spanischen Königs Hülfe England wieder gewinnen zu können. Philipp II. rüstete in's geheim. Um aber die Königin Elisabeth zu täuschen, ließ er das Gerücht aussprengen, ein Theil seiner Flotte sei dazu bestimmt, gegen die Niederländer und der andere zur Vertheidigung seiner Kolonien in Amerika verwandt zu werden.

Doch Elisabeth war auf ihrer Hut. Sie schickte (1587) den berühmten Seehelden Drake ab, welcher in dem Hafen von Cadix nahe an hundert Fahrzeuge gefüllt mit Vorräthen für den Schiffbau und außerdem zwei reiche Galleonen zerstörte, und einen Streifzug nach Ostindien unternahm, von welchem er mit unermeßlicher Beute zurück kehrte.

Je eifriger Philipp seine Rüstungen fortsetzte, desto lebendiger schien sein Wunsch zu sein, Frieden mit England zu schließen. Er schlug daher einen Kongreß vor, welcher zu Bourbourg abgehalten werden sollte. Elisabeth sandte ihre Bevollmächtigten dahin ab, ohne sich im geringsten irre führen zu lassen. Sie setzte ihre Vorbereitungen fort, um den erwarteten Angriff mit Kraft zurück schlagen zu können.

Im Anfange Mai's 1588 lichtete jene Flotte die Anker, welcher spanischer Uebermuth den Namen der „unüberwindlichen" ertheilte. Sie zählte ein hundert und fünfzig Schiffe, von denen die meisten an Größe alle Fahrzeuge damaliger Zeit übertrafen. Sie hatte 20,000 Mann Landtruppen, acht tausend Matrosen und zwei tausend Freiwillige aus den angesehensten spanischen Familien an Bord.

In den Niederlanden hielt der Herzog von Parma ein Heer von dreißig tausend

Mann zu Fuß und vier tausend Reitern bereit, welches, unter dem Schutze der Flotte, auf Transportschiffen nach England gebracht werden sollte. Doch bevor die „unüberwindliche" Armada Philipp's II. den Kanal erreicht hatte, litt sie durch einen Sturm so sehr, daß sie in Corunna einlief, wo die beschädigten Schiffe ausgebessert werden mußten. Mehrere Wochen gingen darüber verloren. Als endlich die spanische Flotte in der Nähe des Kanals anlangte, folgte ihr die englische unter Lord Howard nach und fügte ihr in zahlreichen kleinen Gefechten bedeutenden Schaden zu. Weit größere Verluste erlitten die Spanier am 7. August in der Nähe von Dünkirchen durch die englischen Brandschiffe, welche Lord Howard mit günstigem Winde unter sie abschickte. Die spanische Flotte gerieth in vollständige Unordnung. Engländer und Holländer griffen sie an (8. August) und brachten ihr eine Niederlage bei, welche sie zwang, umzukehren und ihre Rettung in der Flucht zu suchen. Der Prinz von Parma konnte es nicht wagen, mit seinen Transportschiffen auszulaufen, und die geschwächte und auseinander gesprengte Armada wagte es nicht einmal, auf geradem Wege nach Spanien zu segeln. Sie fuhr um England und Schottland herum, wurde unterwegs von einem furchtbaren Sturme ereilt, welcher nur wenige Schiffe verschonte. Gegen Ende des Monats September 1588 langte der Admiral Medina-Sidonia zu St. Andero in Biscaya wieder an. Einige andere Schiffe führte der Vice-Admiral Recaldo nach der Heimath. Nicht die Hälfte der „unüberwindlichen" Flotte und ein noch geringerer Theil der Bemannung kam in dem traurigsten Zustande nach Spanien zurück. Jetzt mußte Philipp II. den Gedanken aufgeben, England zu unterjochen.

Doch sein unersättlicher Ehrgeiz ruhte nimmer. Die Religionskriege, welche in Frankreich wütheten, regten in ihm die Hoffnung an, dieses Reich zu erobern. Schon längst hatte er die Ligue in ihrem Kampfe gegen Heinrich III. unterstützt. Als aber Heinrich IV. den französischen Thron bestieg, glaubte Philipp sich berufen, noch entschiedener in Frankreich einschreiten zu müssen. Er ertheilte seinem Statthalter in den Niederlanden, dem Prinzen von Parma, Alexander Farnese, ungeachtet dieser dort alle Hände voll zu thun hatte, den Befehl, gegen Heinrich IV. zu Felde zu ziehen (1590).

Es gelang diesem talentvollen Feldherrn zwar, Paris, welches Heinrich IV. belagerte, zu entsetzen, und dessen Nachfolger im Oberbefehle eroberten einige Städte in Frankreich. Allein nach einem mehrjährigen und blutigen Kriege mußte Philipp II. im Frieden zu Vervins 1598 alle seine Eroberungen in Frankreich wieder heraus geben, mit einziger Ausnahme von Cambray, auf welches Heinrich IV. verzichtete.

Mittlerweile fügten ihm die Engländer die schwersten Verluste zu. Im Jahre 1596 überfielen sie Cadix, vernichteten sämmtliche spanische Schiffe im Hafen, und nahmen die Stadt ein. Der Schaden, den die Spanier dabei erlitten, wurde auf hundert Millionen Gulden geschätzt.

In demselben Jahre (1596) sandte Philipp eine Flotte von 120 Schiffen mit 14,000 Landtruppen gegen Irland, in der Hoffnung, daß die katholischen Bewohner dieser Insel sich ihm anschließen würden. Die Engländer waren auf diesen Angriff gar nicht vorbereitet. Allein die Flotte wurde in der Nähe vom Vorgebirge Finisterre von einem Sturme überfallen, welcher 40 Schiffe zerstörte und die übrigen theils beschädigte und theils aus einander trieb. Mit Mühe brachte Don Martin de Padilla einen Theil der ihm anvertrauten Schiffe nach Ferrol zurück, und Philipp verlor endlich die Lust zu ähnlichen Unternehmungen, um so mehr, als er immer schwächer wurde und sein Ende herannahen fühlte.

Eine solche Reihe vernichtender Niederlagen hatte seit langer Zeit kein Fürst in Europa erlitten. Philipp erlebte noch, daß die spanische Macht, die in den ersten Jahren seiner Regierung so furchtbar gewesen war, alle ihre Schrecken verlor, und daß er selbst,

dessen Weisheit von Schmeichlern und Speichelleckern lange gepriesen worden war, als ein verblendeter Tyrann der öffentlichen Verachtung preis gegeben wurde.

Hierzu trug nicht wenig sein Verhältniß zu Antonio Perez bei. Seit langer Zeit lebte Philipp II. im Ehebruche mit Anna Mendoza, Prinzessin von Eboli, der Frau seines vertrauten Rathes Ruy Gomez de Silva. Des Königs Geheimschreiber Antonio Perez spielte bei diesem Verhältnisse die Rolle des Kupplers und benützte sie zu seinen eigenen Gunsten. Da er jünger, schöner und geschmeidiger war, als Philipp, gelang es ihm, der Fürstin eine lebhafte Leidenschaft einzuflößen. Wenigstens sprach ganz Madrid davon. Um diese Zeit (1578) kam Escovedo, der Geheimschreiber Don Juan's von Oesterreich nach der spanischen Residenz, um dort die Angelegenheiten seines Herrn zu betreiben. Er rechnete dabei auf die Unterstützung Antonio's Perez, mit dem er befreundet war. Dieser kannte aber die Stimmung des Königs zu genau, um sich Escovedo hülfreich zu erweisen. Er wußte, daß Philipp seit der Schlacht von Lepanto auf seinen Bruder im höchsten Grade eifersüchtig sei, und daß er dessen weit aussehende Pläne nicht billigte. Escovedo zerfiel darüber mit Antonio und gab, um sich an diesem zu rächen, dem Könige Kenntniß von allem, was man in Madrid über Antonio Perez und die Prinzessin von Eboli sprach. Philipp II., welcher entschlossen war, den ehrgeizigen Bestrebungen seines Bruders Don Juan von Oesterreich ein Ziel zu setzen, und wünschte, sich des Escovedo und des Antonio Perez zu entledigen, suchte, einen durch den anderen in's Verderben zu stürzen. Er gab dem Antonio einen geheimen Befehl, Escovedo ermorden zu lassen und als dieses geschehen war, Antonio einer Anklage auf Mord von Seiten der Wittwe Escovedo's preis. Perez war aber so schlau gewesen, die Briefe, welche der König mit eigener Hand an ihn geschrieben hatte, und welche den vollständigen Beweis in sich schlossen, daß Philipp selbst die Ermordung Escovedo's angeordnet hatte, in Sicherheit zu bringen. Sie wurden also nicht bei ihm gefunden und konnten nicht zerstört werden. Der König gab dem Antonio gute Worte und versprach den wider ihn eingeleiteten Prozeß nieder zu schlagen, falls er den ihm ertheilten Mordbefehl verschweigen würde. In der That ließ Philipp den Antonio Perez wieder frei und gestattete ihm sogar, durch seine Schreiber die ihm anvertrauten Geschäfte fortzuführen, obgleich Antonio selbst nicht mehr an den Hof kommen durfte. Stets wünschte aber der König, die seinem Rufe so nachtheiligen Handschreiben von Antonio zurück zu erhalten. So vergingen sechs volle Jahre. Endlich warf Philipp II. den Antonio unter einer Anklage auf Unterschlagung in den Kerker und legte ihm eine Buße von dreißig tausend Dukaten auf. Unter der Hand bot er ihm jedoch die Freiheit an, falls Perez die fraglichen königlichen Handschreiben heraus geben wollte.

Antonio nahm das Anerbieten an, gab aber nur einen Theil der Briefe heraus. Der König, welcher den Betrug nicht merkte, glaubte jetzt den Antonio seine Rache fühlen lassen zu können. Kurz nachdem der Gefangene in Freiheit gesetzt worden war, ließ Philipp ihn von neuem in den Kerker werfen und auf die Folter spannen. Antonio erkannte, daß der König es auf sein Leben abgesehen habe, und entfloh nach Aragonien, woher er stammte und wo er mächtige Freunde besaß. Auch dahin verfolgte ihn Philipp II. Doch der Justiza (Oberrichter des Landes) und das Volk nahmen sich Antonio's an. Die Inquisition und der König brauchten Gewalt. Antonio entkam nach mannigfaltigen Wechselfällen. Der hochherzige Justiza büßte mit seinem Leben, daß er es gewagt hatte, die alten Gerechtsame Aragoniens aus dem Staube der Vergangenheit hervor zu holen, und das Volk wagte, nach einem schwachen Versuche seine Freiheiten zu vertheidigen, nicht, den Kampf mit dem Könige fortzusetzen.

In demselben Jahre in welchem Escovedo auf Philipp's II. Befehl ermordet worden war, starb auch sein Herr, Don Juan von Oesterreich, im dreißigsten Jahre seines Alters,

in der vollen Blüthe männlicher Kraft. Sein Tod wurde sofort dem Gifte zugeschrieben, welches ihm sein Bruder Philipp durch einige römisch-katholische Geistliche hatte mischen lassen.

Es ist kaum zu glauben, daß Philipp II., welcher niemals auf halbem Wege stehen blieb, sich mit dem Tode Escovedo's begnügt haben sollte. Der Geheimschreiber hatte für ihn nur insofern Bedeutung, als dieser mit Don Juan von Oesterreich zusammen hing. Die Ermordung Escovedo's hatte keinen Sinn, wenn ihr diejenige Don Juan's nicht auf dem Fuße folgte.

Vollständig erwiesen ist, daß Philipp II. seinen Sohn Don Carlos, den belgischen Gesandten Montigny, den Befreier der Niederlande, Wilhelm von Oranien und Escovedo ermorden ließ. Dem Manne, welcher so viele Mordthaten beging, kann gewiß mit Recht jede andere beigemessen werden, zu welcher ihn gleich starke Beweggründe trieben.

Am Ende kommt darauf soviel nicht an, ob ein Mensch, welcher so vieler Schandthaten überwiesen ist, einige mehr oder weniger beging. Die katholische Religion zeigte sich aber an diesem Verbrecher in ihrer ganzen Abscheulichkeit. Denn Philipp ging ohne Gewissensbiß und ohne Reue dem Tode entgegen. So sehr hatten die Lehren der Jesuiten und insbesondere der Glaube an den Löseschlüssel der Kirche alle seine besseren Gefühle abgestumpft.

Die Krankheit, welche ihm den Tod gab, war die furchtbarste, welche die Wissenschaft kennt, ohne sie heilen zu können. Sein Körper war bedeckt von Geschwüren, und wenn diese aufgingen, ergoß sich über ihn ein Strom von Läusen, welcher um so schwerer zu beherrschen war, als jede Berührung dem alten Despoten namenlose Schmerzen bereitete.

So endete Philipp II. Wenn Tyrannen fähig wären, aus der Geschichte Nutzlehren zu ziehen, so müßte sein Leben und sein Tod ihnen ein warnendes Beispiel sein. Doch für Tyrannen haben Schurken die Thatsachen der Vergangenheit so bearbeitet, daß es ihnen schwer würde, die Wahrheit zu erkennen, auch wenn sie diese suchten. Von Geschichte in wissenschaftlicher Bearbeitung erhalten Tyrannen nie Kenntniß. Wenn der Zufall ihnen ein Buch in die Hände spielt, welches geschichtliche Wahrheit enthält, so werfen sie es mit Widerwillen von sich. Sie wollen sich selbst nicht im Spiegel der Vergangenheit erkennen.

Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß auch Philipp's Charakter von den meisten Schriftstellern ganz falsch dargestellt worden ist, und daß, wenn sie auch nicht alle seine Laster in Abrede stellen konnten, sie sich doch bemühten, sie zu beschönigen und ihm Tugenden anzudichten, die er nicht besaß.

Die meisten Geschichtschreiber rühmen die außerordentliche Selbstbeherrschung Philipp's II. und beweisen dadurch, daß sie zwischen dieser Tugend und dem Laster der Heuchelei keinen Unterschied zu machen wissen. Die Selbstbeherrschung setzt die Unterdrückung der bösen Triebe, der wilden Leidenschaften und Laster voraus. Wann hat Philipp II. diese Tugend bewährt? Etwa indem er die Niederländer zur Verzweiflung trieb, oder indem er für die Spanier das Joch der Inquisition noch härter machte? Oder indem er die Braut seines Vaters, und die zwei Bräute seines Sohnes ehelichte, und allen dreien die Treue brach? Bewies er Selbstbeherrschung, als er seinem Sohne den Tod gab, den Herrn von Montigny den Prinzen Wilhelm von Oranien, den Secretär Escovedo ermorden ließ? Gewiß nicht! Aber vielleicht, indem er den Befehlshaber der „unüberwindlichen Flotte," den Herzog von Medina-Sidonia bei seiner Rückkehr freundlich empfing? Ganz ebenso wenig! Es war ein großer Fehlgriff gewesen, daß Philipp diesem durchaus unfähigen Manne den Oberbefehl über seine Flotte anvertraute. Philipp war schlau genug, die Schuld dieser Ernennung von sich abzuwälzen, indem er den Stürmen den Untergang seiner Schiffe zuschrieb. Seelengröße kann eine offenbare Lüge, welche ihren Grund in der Eitelkeit hat,

nicht befunden. Es ist ein abgedroschenes Kunststück aller Heuchler, dem Schicksal in die Schuhe zu schieben, was sie selbst sich vorzuwerfen haben.

Eben so grundlos sind die meisten übrigen guten Eigenschaften, welche Philipp's Lobredner ihm angedichtet haben. Sie sagen, er habe eine besondere Fähigkeit besessen, die tüchtigsten Männer für die Vollziehung seiner Absichten zu finden und seine Pläne vortrefflich auszudenken. Wahr ist es, daß Philipp sich viele Mühe gab, die Personen genau kennen zu lernen, mit denen er in Berührung kam. Er hatte ein besonderes Buch, in welches er seine Bemerkungen über alle Personen von Bedeutung mit vieler Sorgfalt selbst eintrug. Dessen ungeachtet war er nur glücklich in der Wahl von Groß-Inquisitoren, Groß-Henkern und Groß-Spionen; allein sehr unglücklich in der Wahl seiner Statthalter, Admirale und mit wenigen Ausnahmen, auch seiner Generale. Die Hülfsquellen Spanien's waren zu Philipp's Zeiten so unermeßlich, das Volk besaß damals noch so großen Muth und so viel Körperkraft, daß es da, wo es nicht durch schlechte Führer gehemmt wurde, wie z. B. in Mexico, Peru und in der ganzen neuen Welt, Wunder der Tapferkeit und Ausdauer that. Auch unter den von Philipp ernannten Führern erwiesen sich die Spanier fast ohne Ausnahme tapfer und entschlossen. Wenn sie dessen ungeachtet zur See fast immer und zu Lande sehr häufig geschlagen wurden, so lag die Schuld nachweisbar an den schlechten Maßregeln, welche Philipp traf, sei es, daß die Führer nicht gut gewählt waren, daß ihnen die erforderlichen Geldmittel nicht zur Verfügung gestellt, oder endlich, daß ihnen Weisungen ertheilt wurden, welche mit ihren Aufträgen unvereinbar waren.

Philipp's sogenannte „unüberwindliche Flotte" wurde mit so geringer Mühe vernichtet, theils weil Medina-Sidonia ein durchaus unfähiger Führer, theils aber auch, weil es ein unverzeihlicher Verstoß war, in Spanien die Schiffe und in Flandern den größten Theil der Landungstruppen dieser Unternehmung auszurüsten, und nicht voraus zu sehen, daß im günstigsten Falle kostbare Zeit, im ungünstigsten dagegen entweder die Schiffe ohne die Mannschaft, oder die Mannschaft ohne die zum Kriege eingerichteten Fahrzeuge verloren gehen müßten. Wenn übrigens das ganze vereinigte Heer unverletzt in England ausgeschifft worden wäre, so hätte es dort sicher sein Grab gefunden. Im Jahre 1066 mochte England durch 54,000 Mann erobert werden; ein halbes Jahrtausend später nicht mehr!

Die furchtbaren Verwüstungen, welche die spanischen Flotten durch Stürme erlitten, können keineswegs allein der Wuth der Elemente, sie müssen vielmehr zum großen Theile der Ungeschicklichkeit der spanischen Seeleute und namentlich der Admirale zugeschrieben werden. Philipp II. verstand selbst nichts von dem Seewesen, die Spanier waren damals kühne Seefahrer, doch unter dem verknöchernden Einflusse des fanatischen Königs verloren sie ihre natürliche Kraft, und die von ihm erwählten Oberbefehlshaber verstanden es weder, Unglücksfällen durch kluge Anordnungen vorzubeugen, noch deren Folgen auch nur zu mildern. Ihre Feinde, Engländer und Holländer, welche zu gleicher Zeit mit den Spaniern die See befuhren, litten immer weit weniger, als sie, weil diese bessere Seeleute waren und unter gediegenerer Führung standen.

Die Geschichte hätte Philipp belehren können, daß er nicht die Macht besitze, England so wenig als Nord-Niederland unter sein Joch zu bringen. Wollte er sich übrigens nur einige Aussicht auf Erfolg erhalten, so durfte er nicht einen Alba dort sechs Jahre lang schlachten lassen. Die zwei Niederlagen, welche für die ganze Zukunft Spanien's, nicht bloß für die Regierungszeit Philipp's, entscheidend wurden, lassen sich daher ganz deutlich auf Fehlgriffe des Königs zurück führen, welche er hätte vermeiden können, falls er jene Gaben besessen, die ihm seine Freunde nachrühmen.

Philipp's erster und größter Fehler war seine maßlose Herrschsucht, welche ihn voll-

ständig verblendete, sein zweiter Fehler war der Aberglauben, der über die Ausgeburten seiner wilden Leidenschaften das bengalische Feuer des Himmels ausgoß. So schnell dieses auch immer erlosch und so finster es dann auch wieder in seiner Seele wurde, so konnte er sich doch an das milde Licht des Erden-Tages nicht mehr gewöhnen.

Philipp's II. Lobhudler preisen ihn wegen seiner außerordentlichen Frömmigkeit. Im Laufe der ganzen Geschichte werden wir selten irren, wenn wir an die Stelle des Wortes Frömmigkeit, Heuchelei oder Aberglauben setzen. Diejenige Frömmigkeit, welche äußerlich erkennbar, ist immer nur Formenspiel. Je mehr sie hervortritt, desto erkünstelter ist sie. Eine Gesinnung, welche sich in Handlungen der Milde, der Sanftmuth, der Menschenliebe und der Gerechtigkeit kund thut, wird viel besser durch diese Worte, als durch die wegen des damit getriebenen Mißbrauchs anrüchig gewordene Frömmigkeit bezeichnet. In sofern nicht in der Heuchelei, geht die Frömmigkeit im Aberglauben auf. Dieser ist mehr innerlich, als jene, aber darum nicht besser.

Wenn wir den Vater mit dem Sohne vergleichen, so wird uns klar, daß, obgleich beide sich der Frömmigkeit befleißigten, Karl mehr Heuchelei, Philipp mehr Aberglauben besaß. Karl verfuhr gegen die Päpste seiner Zeit, namentlich gegen Clemens VII., den Umständen nach mit großer Härte*), Philipp selbst dann, wenn er auf's äußerste gereizt wurde, wie von Paul IV., mit außerordentlicher Schonung.†) Karl machte, wenn er es für vortheilhaft hielt, den Protestanten Zugeständnisse. Das Interim selbst enthielt solche, noch größere der Passauer und der Augsburger Frieden. Philipp dagegen setzte sein ganzes Reich auf das Spiel, um an seiner Religions-Anschauung festzuhalten. Sein Aberglauben führte zu weit schlimmeren Folgen für ihn selbst und die Sache, die er vertrat, als die Heuchelei seines Vaters.

Noch weit ungünstiger fällt aber der Vergleich für Philipp aus, wenn wir das Familienleben des Vaters und des Sohnes in's Auge fassen. Karl war zwar kein Muster von Treue, wie die unehelichen Kinder beweisen, die ihn überlebten. Trotz seiner großen Trauer über den Tod seiner Gattin Isabella, war er bereit, in seinen alten Tagen, die Königin Maria von England heimzuführen, falls sich sein Sohn Philipp nicht entschlossen hätte, ihr die Hand zu reichen. Allein solche Abscheulichkeiten, wie sie in Philipp's Ehen vorkommen, besudelten Karl's Leben nicht.

Es ist ein sonderbares Zusammentreffen, daß in dem spanischen Zweige des Hauses Habsburg dreimal Vater und Sohn derselben Braut bestimmt waren, nur mit dem Unterschiede, daß der Vater (Karl), nachdem er eine andere (Isabella von Portugal) geehelicht hatte, seine frühere Braut (Maria Tudor) mit seinem Sohne Philipp verband, während dieser die erste und zweite Braut seines Sohnes Don Carlos (Elisabeth von Frankreich und Anna von Oesterreich) heimführte. Der Vater (Karl) handelte treulos, indem er die Maria Tudor nicht heirathete, und der seinem Sohne bestimmten Infantin Maria von Portugal das gegebene Wort brach, als sich ihm die Aussicht eröffnete, für ihn die Maria Tudor zu gewinnen. Doch weit schlimmer war, was Philipp II. that, indem er dem Sohne bei dessen Leben die erste Braut raubte, und nachdem er ihm den Tod gegeben, sich nicht schämte, auch die zweite zu ehelichen. Von den drei letzten Frauen Philipp's war die erste Braut seines Vaters, die beiden anderen Bräute seines Sohnes gewesen! Die Ermordung des unglücklichen Don Carlos hängt unstreitig nur mit den beiden Bräuten, die ihm der Vater raubte, und nicht mit dem Befreiungskampfe der Niederländer zusammen. Philipp's Verbindung mit seiner Nichte Anna von Oesterreich standen zwei Menschenleben im Wege: sein Sohn und seine Gattin. Daß er das erste opferte, ist

*) S. § 57. S. 377. †) S. § 58 S. 382.

unstreitig, der Tod seiner Gattin ist noch in einiges Dunkel gehüllt. Wahrscheinlich hat Philipp auch sie ermordet.

Karl V. war kein Muster sittlicher Reinheit. Doch Philipp verband mit seiner Untreue und Unsittlichkeit die äußerste Hartherzigkeit und selbst eine vollständige Mißachtung der Gesetze der Kirche, welche er so hoch zu verehren vorgab. Schon als ganz junger Mensch verehelichte er sich heimlich mit Isabella Osorio, und zeugte mit ihr zwei Söhne. Diese Ehe hielt ihn aber nicht ab, auch die Prinzessin von Portugal zu heirathen. Später lebte er mit einer gewissen Euphrasia im Ehebruche, und zwang, als sie schwanger wurde, den Prinzen von Ascoli sie zu ehelichen. Zur Zeit der Ermordung des Prinzen Carlos stand Philipp in einem ehebrecherischen Verhältnisse mit der Prinzessin von Eboli. Allein daß er zweimal die seinem Sohne bestimmte Braut diesem entriß, deutet auf eine Verkehrtheit des Gefühls, wie kein anderer geschichtlicher Charakter sie bekundet. Philipp, welchem alle katholischen Prinzessinen zu Gebote standen, hätte unmöglich zweimal eine solche Schandthat verüben können, wenn es nicht für ihn einen gewissen Reiz gehabt hätte, seinen eigenen Sohn die schrankenlose Macht des Königs fühlen zu lassen. Philipp war nach und nach dahin gekommen, daß jeder Genuß durch Unnatur seine Würze erhielt: die Religion durch Auto-da-fe's, das Familienleben durch Aufopferung zuerst der Rechte und dann des Lebens seines Sohnes, das Staatsleben durch Vernichtungskriege. Nachdem die Religion für ihn nichts weiter geworden war, als Vorwand zu massenhaften Abschlachtungen, mußte nothwendig eine ähnliche Richtung sich in sein Familienleben einschleichen. Den Tod seiner ersten Gattin verschuldete er, indem er sie ehelichte, bevor sie die erforderliche Reife besaß. Sie starb im ersten Kindbette. Seiner zweiten Gattin Tod führte er herbei oder beschleunigte er doch durch die rücksichtslose Kälte, die er ihr bewies. Der dritten Gattin gab er ohne Zweifel, gleich seinem Sohne selbst den Tod, um sich den Weg zu der zweiten Braut seines Sohnes zu bahnen! Dahin führt den Menschen die Religion, wenn sie Jahre lang die Mordlust angeregt und geheiligt hat!

Wohl hatte Philipp eine gewisse Folgerichtigkeit und große Ausdauer. Allein beide Eigenschaften nur, insofern sie seinen maßlosen Leidenschaften dienten. Es war gewiß nicht folgerichtig, daß er den Sieg bei St. Quentin dem sogenannten heiligen Laurentius zuschrieb, an dessen Tage er errungen wurde, den Verlust der sogenannten unüberwindlichen Flotte dagegen keineswegs den verschiedenen Heiligen, an deren Tagen sie nach und nach zerstört wurde, sondern den Stürmen, welche doch mit gleicher Heftigkeit die englischen, holländischen und spanischen Schiffe peitschten. Er schob den Laurentius nur vor, weil er den Dank, den er dem Herzoge von Savoyen und dem Grafen von Egmont schuldete, lieber diesem sogenannten Heiligen, als seinen Generalen abstatten wollte. Eben so wenig war es folgerichtig, daß er seine Rettung auf der Ueberfahrt von den Niederlanden nach Spanien, Gott zuschrieb, den Untergang der ganzen Flotte aber, und des Schiffes, auf welchem er selbst übergefahren war, dabei ganz unbeachtet ließ. Auch hierin lag nur ein bösartiger Kunstgriff. Er wollte seine Retter um den wohlverdienten Lohn prellen und zugleich Gelegenheit finden, dem Gotte, den er anbetete, der dem Moloch der Syrier und Phönizier sehr ähnlich war, neue Todtenopfer bringen zu können.

Folgerichtig war Philipp nur in dem Bestreben, sich seinen natürlichen Verpflichtungen zu entziehen, seinem Hasse gegen Andersglaubende und seinem Aberglauben zu fröhnen. Folgerichtig war er in dem Bestreben, durch die Gewalt der Waffen, nicht durch die Macht der Ueberzeugung herrschen zu wollen. Folgerichtig zerstörte er auf diese Weise den Wohlstand, die Bildung und die Freiheit aller derjenigen Provinzen, welche unter seinem Joche verblieben, während die Niederländer in gleichem Maße an Wohlstand und Bildung zunahmen, als sie nach Ueberzeugung handelten und nach Freiheit strebten.

Je richtiger die Schlüsse waren, welche Philipp II zog, je weiter diese reichten, und je nachdrucksvoller er sie betrieb, desto haarstreubender mußten die Ereignisse werden, zu welchen sie führten, da die Grundlage alles seines Strebens der Wahn war, er sei dazu berufen, die römisch-katholische Kirche zu vertheidigen und diese Anstalt sei allein seelig machend. So kam er nothwendig zu der Ansicht: es sei besser, nicht, als über Menschen andern Glaubens, die er Ketzer nannte, zu herrschen. Hätte Philipp entweder eine bessere Grundanschauung vom Leben, oder weniger Folgerichtigkeit und Ausdauer besessen, oder endlich mehr Milde und Rechtsgefühl, so hätte er nicht der Mittelpunkt, von welchem die verruchtesten Schandthaten seiner Zeit ausgingen, werden können. Der Fluch der Nachwelt ruhte dann nicht auf seinem Gedächtniß. Folgerichtigkeit, Ausdauer und Entschlossenheit führen nur dann zum Guten, wenn sie von einer rein menschlichen Grundansicht ausgehen, in demselben Maße aber zum Uebel, als sie von einer solchen abweichen.

An den Früchten erkennt man den Baum, an den Handlungen den Menschen. Karl und Philipp führten beide, so lange sie herrschten, fast ohne Unterbrechung Krieg, um ihren Leidenschaften zu fröhnen. Doch Karl theilte oft die Gefahren und Entbehrungen seiner Krieger, nicht so Philipp. In den ersten Zeiten stellte sich dieser zwar nach geschlagener Schlacht bei seinem Heere ein, von der Zeit an, da er aus den Niederlanden nach Spanien zurück gekehrt war, zeigte er sich nie mehr bei einem Kriege. Nur die Arbeiten des Henkers beehrte mit seiner Gegenwart. Bei den Werken des Glaubens der katholischen Kirche, bei den Auto's-da-fe fehlte er nicht, er stand, seiner ganzen Natur nach, dem Henker nahe und dem Krieger ferne, er war eben so feig, als grausam. Er wollte Krieg führen, ohne den Muth eines Eroberer's zu besitzen.

So freches Spiel, als Philipp, trieb kein anderer Fürst mit den Gesetzen. Jeden Mord, den er beabsichtigte, selbst denjenigen des Gesandten Montigny und seines eigenen Sohnes, glaubte er durch gewisse Formen, deren er sich bediente, beschönigen zu können. In der zweiten Hälfte seiner Regierung war er aber schon so schamlos geworden, daß er sich über jede Form hinweg setzte, Banditen dang und durch diese seine Opfer ermorden ließ. Mehrere derselben sind geschichtlich erwiesen. Ich erinnere nur an Wilhelm von Oranien und Escovedo. Wie viele andere deckt aber noch der Schleier des Geheimnisses!

An Karl V. klebte das Blut dreier französischer Gesandten (Maraviglia, Ricon und Fregoso). Philipp übertraf seinen Vater auch in dieser Beziehung an Verworfenheit, indem er seinen eigenen Sohn zuerst zur Verzweiflung trieb und dann ermordete.

Karl's Ehrgeiz und Herrschsucht waren groß. Er wollte Deutschland zu einem erblichen Reiche in seiner Familie machen, Frankreich mit Heinrich VIII. von England theilen, und von Italien den größten Theil an sich reißen. Doch Philipp streckte seine gierigen Krallen nach fast allen Ländern Europa's aus.

Bevor er noch auf den spanischen Thron stieg, bemühte er sich, die Kronen von England und Deutschland zu gewinnen. Seine Hoffnungen auf die letztere mußte er bald schon aufgeben, weil die deutsche Nation sich gegen ihn mit seinem Oheim Ferdinand verband. Beharrlicher hielt er England im Auge. Nachdem aber zuerst seine Frau, Maria Tudor gestorben, und nachher seine sogenannte unüberwindliche Flotte theils genommen, theils von den Wellen verschlungen worden war, mußte er auch dieses Land aufgeben. Während der inneren Unruhen Frankreich's gedachte er, mit Hülfe der Jesuiten, über die Leiche des gesetzlichen Erben, Heinrich's IV. die französische Krone zu erobern. Doch auch dieser Plan scheiterte, zum Theil aus dem Grunde, weil sie eine Zersplitterung seiner Kräfte zur Folge hatte, zum Theil, weil sie unter allen Verhältnissen das Maß derselben überstieg. Nur das unglückliche Portugal konnte er an sich bringen. Doch hatte Spanien mehr Schaden, als Nutzen von dieser vorübergehenden Eroberung. Portugal hat sich bis auf

den heutigen Tag noch nicht wieder von den Wunden erholt, welche Philipp ihm damals schlug.

Diese Thatsachen genügen, den riesigen Ehrgeiz und die unersättliche Herrschsucht dieser Despoten zu beweisen. Doch während er seinen ausgelassenen Eroberungsplänen nachhing, ging ihm der bessere Theil der Niederlande verloren, und erschöpfte sich die spanische Nation so sehr, daß sie seither nie wieder zu Kräften kam.

Keinem menschlichen Scharfsinn konnte es gelingen, das rollende Rad der Zeit zu hemmen. Philipp II. irrte sich, wenn er meinte, er vertrete die Sache Gottes. Er handelte im Geiste der Vergangenheit und bewirkte dadurch nur, daß diejenigen Länder, in welchen er unumschränkte Macht besaß im Wettlaufe der Nationen zurück blieben, während alle anderen, die er nicht beherrschte, kräftig vorwärts schritten. Die Mannigfaltigkeit der Eroberungspläne, welche er hegte, war aber jedenfalls ein großer Fehler, welcher nicht für den Scharfblick Philipp's zeugte. Sein Vater Karl würde in denselben nicht verfallen sein. So groß dessen Herrschsucht auch war, hielt er sie doch in einigen Schranken. Philipp aber ließ der seinigen frei die Zügel schießen. Dieses war die einzige Freiheit, welche er kannte.

## § 61. Philipp III. (1598—1621).

Mit Philipp II. hörte jene Reihe selbstherrlicher Despoten Spaniens auf, welche die Kraft des Reiches brachen, dessen Hülfsquellen erschöpften und ihm die Bahn bezeichneten, auf welcher es von dieser Zeit an willenlos und gedankenarm seinem Untergang entgegen ging. Dieselben Einflüsse, welche sich bei dem Volke der Spanier fühlbar machten, wirkten auf die Familie des Königs. Philipp vernichtete die Thatkraft seiner Kinder und Verwandten, bevor sie sich entfalten konnte. Als daher der Sohn ihm auf dem Throne nachfolgte, waren die Muskeln des jungen Löwen schlaff und dessen Knochen morsch. Philipp selbst glich in seinen alten Tagen schon jenem Könige der Thiere, dessen Zähne ausgefallen und dessen Krallen stumpf geworden waren. Er mußte manchen Eselstritt hinnehmen, ohne sich rächen zu können, und empfand schmerzlich den Hufschlag des edeln Rosses, das sich nicht geduldig von ihm verschlingen ließ.

Die Herrschaft des Schreckens ist immer ein großes Uebel, selbst wenn sie nur kurze Dauer und die Ausrottung veralteter Mißstände zum Zwecke hat, um so mehr, wenn sie sich durch Jahrzehnte zieht und nach der Vernichtung der edelsten Keime strebt. Sie hat nothwendig entweder Erschlaffung, oder einen Kampf auf Tod und Leben in ihrem Gefolge. Die erstere trat in Spanien, die letztere in den Niederlanden ein.

Philipp II. war Despot aus Neigung und besaß wenigstens in den ersten Jahrzehnten seiner Herrschaft die dazu erforderlichen Eigenschaften: natürliche Grausamkeit und Härte, Schrecken verbreitenden Zorn und Ingrimm, vollständige Gleichgültigkeit für alle Rücksichten der Menschlichkeit und selbst der Klugheit und jene ausdauernde Arbeitskraft, ohne welche Selbstregierung nicht möglich ist. Seine Nachfolger waren mehr in Folge des Dranges der äußern Verhältnisse, als aus innerer Lust und natürlichem Berufe Despoten. Sie hatten nicht die Kraft, das Staatsschiff aus der Strömung der Zwingherrschaft, in welche die früheren Könige dasselbe geführt, heraus zu bringen und hatten auch nicht den Willen dazu. Sie überließen das Steuerruder ihren Günstlingen und waren selbst nur auf diejenigen Genüsse bedacht, welche sie sich verschaffen konnten, ohne an der Arbeit der Regierung Theil zu nehmen.

Der Charakter Philipp's III., oder vielmehr seine Charakterlosigkeit sprach sich in zwei Fällen, welche allgemein bekannt wurden, sehr bezeichnend aus. Als ihm sein Vater

die Bilder zweier französischen Prinzessinnen zeigte, und ihm erlaubte, sich unter denselben seine Gattin zu wählen, so machte er von dieser doch sehr beschränkten Freiheit keinen Gebrauch, drang vielmehr darauf, daß der König selbst die Entscheidung treffen solle. Wenn diese Anekdote Philipp's III. knechtische Unterwürfigkeit seinem Vater gegenüber bekundet, so beweist eine andere, daß er ein blinder Sklave des herrschenden Hof-Ceremoniels war. Er wagte nicht ein Kohlenbecken, dessen Gluth ihn gefährdete, selbst zu entfernen, oder dessen Wegnahme zu gestatten, da der dazu angestellte Hofbediente nicht zur Hand war, und setzte sich lieber einer schweren Krankheit aus, als daß er die vorgeschriebene Ordnung des Hoflebens verletzte. Philipp II. besaß die Kraft, jedes von ihm selbst gegebene Gesetz zu brechen, wenn es ihn störte. Er hatte bei der Wahl seiner ersten ebenbürtigen Gattin mitgewirkt, die zweite zwar aus der Hand seines Vaters angenommen, die dritte und vierte aber über den Trümmern der Rechte und über den Leichen seiner nächsten Angehörigen an sich gerissen. Er wollte die ganze Erdkugel beherrschen. Philipp III. war der Spielball seiner eigenen Günstlinge. Er ließ die Wiege, in welcher er Zeitlebens lag, zuerst von dem Herzoge von Lerma und dann von dessen Sohne, dem Herzoge von Uzeda schaukeln und widerstrebte ihnen selbst dann nicht, wenn er von deren Stößen höchst unangenehm berührt wurde.

Philipp III. liebte von dem Königthume nur die flachste Außenseite, nicht die mit Krone, Scepter und Thron verbundenen Herrscherrechte, sondern die Annehmlichkeit, im Königsmantel gehüllt, und von dem vornehmen und niedern Pöbel bewundert einherschreiten zu können. Er glaubte, König zu sein, wenn er seinen Namen unterzeichnete, obgleich er sich nicht die Mühe gab, auch nur anzuhören, was seine Minister ihm über Geschäftssachen mündlich mittheilen wollten.

Daß ein König, wie Philipp III. und eine Nation, wie die spanische, nachdem sie das Joch Philipp's II. geduldig getragen hatte, keinen Staatsmann, sondern nur einen Höfling fand, um die Regierung zu führen, war sehr natürlich. Unter der Herrschaft Karl's V. und Philipp's II. konnten sich nur Fürstendiener, keine Staatsmänner bilden. Frankreich erhielt seine systematischen Despoten erst zur Zeit Ludwigs XIII. in den Personen Richelieu's und Mazarin's. Diese konnten aber die Kraft der Nation nicht in gleichem Maße erdrücken, wie Karl V. und Philipp II. es in Spanien gethan hatten. Denn die französische Nation nahm Theil an den Kämpfen der Zeit, und wenn auch nur sehr theilweise auf Seiten des Fortschritts, fiel sie doch niemals, wie Spanien, ausschließlich der Herrschaft des Mönchthums anheim.

Philipp III. war beim Tode seines Vaters erst in dem ein und zwanzigsten Jahre seines Lebens. Der alte Despot mußte sich überzeugen, daß es nicht möglich sei, in derselben Person eine kräftige, selbstständige Natur und ein unterwürfiges Werkzeug fremder Willkür zu vereinigen. Philipp II. hatte seinen Sohn zu letzterm herabgewürdigt und hätte sich dessen Schlaffheit, die er so sehr beklagte, selbst zuschreiben sollen. Vergebens suchte er später ihm Sinn und Neigung für Staatsgeschäfte einzuflößen. Die Kraft des jungen Königssohnes war gebrochen. Der Vater konnte sie nicht wieder herstellen. So lange Philipp II. lebte, war sein Sohn sein unterwürfiger Knecht. Kaum hatte er aber sein Auge geschlossen, als sich Philipp III. über die Rathschläge seines Vaters hinweg setzte. Er entließ die Diener, welchen dieser das größte Vertrauen geschenkt hatte, und überließ seinem Oberstallmeister, dem Marquis von Denia, die Regierung des Landes. Er erhob denselben zum Herzoge von Lerma und bekümmerte sich nicht um das Murren des hohen Adels welcher es sehr übel aufnahm, daß der erste Minister des Königs nicht aus seiner Mitte gewählt wurde.

Philipp III. übernahm das Reich nicht in jenem geordneten Zustande, in welchem

sein Vater es aus den Händen Karl's V. erhalten hatte. Die Finanzen des Staates waren zerrüttet. Eine Schuld von 140 Millionen Dukaten lastete um so schwerer auf Spanien, als dessen Hülfsmittel erschöpft waren. Philipp II. hatte sich nicht geschämt, die Geistlichen mit dem Bettelsacke von Haus zu schicken, um seinen leeren Schatz zu füllen, und hatte erfahren, daß freiwillig von seinen Spaniern selbst durch solche Fürsprecher nichts zu erlangen sei. Er hatte die Zinsen seiner auswärtigen Schuld nicht bezahlt und war folgeweise geworden, was im gewöhnlichen Leben Banquerott genannt wird.

Dessen ungeachtet verschwendete Philipp III. bei Gelegenheit seiner Heirath mit Margaretha von Oesterreich hundert Millionen Dukaten. Der Krieg in den Niederlanden verschlang unermeßliche Summen. Das Land verarmte mehr und mehr, da die Staatsregierung auf die Bedürfnisse des Ackerbaus und der Gewerbe durchaus keine Rücksicht nahm, und alle Maßregeln, die sie ergriff, um dem tief gefühlten Geldmangel abzuhelfen, denselben nur noch drückender machten. Im Jahre 1607 setzte der Herzog von Lerma den Nominalwerth des Kupfergeldes fast demjenigen des Silbers gleich. Die natürliche Folge davon war, daß Spanien mit nachgemachtem Kupfergeld überschwemmt wurde, welches die Einwohner annehmen mußten, während natürlich die Ausländer sich weigerten, dessen Werth-Erhöhung anzuerkennen.

Ungeachtet der traurigen Lage des Landes machte Philipp III. gleich seinem Vater einen Versuch, Irland zu erobern (1602), welcher vollständig fehl schlug. Endlich (19. August 1604) schloß er Frieden mit England. Der Krieg mit den Niederlanden nahm aber seinen Fortgang.

Der Herzog von Lerma und sein Bruder, der Groß-Inquisitor, wurden durch die gewaltige Anregung, welche die Vorfahren ihres Herrn, Philipp's III., der spanischen Nation gegeben hatten, mit fast unwiderstehlicher Nothwendigkeit getrieben, den Ruin der spanischen Nation zu vollenden.

Ferdinand der Katholische, Isabella und Philipp II. hatten sich, nach der Anschauungsweise der tonangebenden spanischen Mönche, unsterblichen Ruhm durch die Vertilgungskriege errungen, welche sie gegen die Mauristen geführt. Noch waren diese aber nicht alle ausgerottet. In Granada waren allerdings die meisten derselben vertilgt worden. Doch in Catalonien, Aragon, Valencia, Castilien, Andalusien und Murcia waren sie noch sehr zahlreich. Umsonst verwiesen die einsichtigeren des Adels und selbst der Geistlichkeit darauf, daß das Land öde liegen, Fabriken, Manufakturen und Reisbau aufhören würden, falls die Mauristen aus Spanien vertrieben würden. Umsonst klagte derselbe Erzbischof von Valencia, welcher den ersten Anstoß zur Erneuerung der Mauristen-Verfolgungen gegeben hatte, daß er und seine Standesgenossen „künftig von Brod und von Kraut leben und ihre Schuhe selbst würden flicken müssen." Der gesunde Menschenverstand vermochte in Spanien nichts, nachdem die blinde Verfolgungswuth und der religiöse Fanatismus aufgestachelt worden waren. Niemand wagte, aus Furcht, für einen schlechten Katholiken verschrieen zu werden, selbst dann, wenn er selbst am meisten verlor, dem Strome zu widerstreben, nachdem dieser eine gewisse Kraft gewonnen hatte. Die unglücklichen Grundbesitzer gaben noch selbst Geld dazu her, um die Quellen ihres Wohlstands durch die Vertreibung ihrer Pächter zu verstopfen. Philipp III. erkannte, daß eine große Revolution dadurch vorbereitet werden würde. Er ließ sie sich gefallen und gestattete dem Herzoge von Lerma sie zu machen.

Schon hatte in Folge der blutigen Kriege, welche Karl V. und Philipp II. geführt, durch die Auswanderungen nach Amerika, Ost- und West-Indien, durch die Scheiterhaufen und Kerker der Inquisition und frühere Mauristen-Verfolgungen, die Einwohnerzahl Spaniens bedeutend abgenommen. Darauf nahmen aber die spanischen Pfaffen,

welche im Namen Philipp's III. herrschten, keine Rücksicht. Nicht dieses Leben, sondern die sogenannte Ewigkeit, nicht die Menschlichkeit, sondern die in das Gewand der Religion gekleidete Verfolgungssucht gab den Ausschlag. So wurden in den Jahren 1609 und 1610 mit der furchtbarsten Grausamkeit mehr, als 600,000 der fleißigsten und nützlichsten Bewohner Spaniens aus dem Lande getrieben, von denen die meisten zu Grunde gingen, bevor sie das Land ihrer Verbannung, Afrika erreichten. Wer dem Fanatismus der Christen entging, verfiel der Raubsucht der Beduinen, und dem Sande der Wüste. Den Schluß der Verfolgung, welcher vier Jahre hindurch (1609—1613) fortgesetzt wurde, machte die Verordnung, daß alle Mauristen, die noch in Spanien geblieben sein möchten, Sklaven sein sollten! Das war wieder ein spanisches Werk des Glaubens! Hat Irreligiösität, Atheismus, Materialismus und irgend eine andere Vogelscheuche, womit die Pfaffen die Menschheit zu schrecken suchen, jemals solche haarstreubende Grausamkeiten zur Folge gehabt? 600,000 Menschen wurden von Haus und Hof in einen andern Welttheil vertrieben, um dort oder unterwegs unterzugehen, des Glaubens wegen! Hätten die Spanier die Götter Griechenlands, oder Eidechsen angebetet, wie die Afrikaner, hätten sie an Ormuzd geglaubt oder Ariman, sie wären nicht dem Joche der Mönche verfallen, da sie aber römisch-katholische Christen waren, überboten sie alle früheren Bewohner Spaniens: Celten, Phönizier, Karthager, Römer, Gothen und Araber an Unsinn und ruchloser Verfolgungswuth. Das spricht sehr wenig zu Gunsten des spanischen Christenthums!

Fast ein halbes Jahrhundert hatte der niederländische Befreiungskampf ausgefüllt. Als endlich ein Waffenstillstand auf zwölf Jahre geschlossen wurde (1609—1617), benützten ihn die Pfaffen, um die Mauristen zu vertilgen, als ob sie das Bedürfniß gehabt hätten, immer an einem Orte massenhafte Verfolgungen des Glaubens wegen einzuleiten! Die von der Inquisition Jahr ein, Jahr aus geschlachteten Opfer genügten ihnen nicht. Um dieselbe Zeit mischten sich die Spanier auch in die Angelegenheiten Deutschland's und trugen, was in ihren Kräften stand, bei, um die Fackel des dreißigjährigen Kriegs zu entzünden *).

Neben den Religions-Kriegen, welche die Spanier führten, gingen meistentheils noch andere her, welche mit dem Glauben nichts gemein hatten. Dahin gehört der Mantuanische Erbschaftsstreit, in welchen sich außer den zunächst betheiligten Parteien: dem Herzoge Karl Emanuel von Savoyen und dem Grafen Ferdinand von Gonzaga, auch noch die Höfe von Frankreich und Spanien einmischten. Der Krieg begann im Jahre 1613, dauerte bis 1615, und brach kurz darauf von neuem aus. Die Franzosen unter Lesdiguieres schlugen die Spanier (1617) bei Feliziano. Diese mußten sich zum Frieden bequemen (1618), und das von ihnen besetzte Vercelli an den Herzog von Savoyen herausgeben.

Wenige Jahre vor dem Tode verlor der Herzog von Lerma noch die Gunst des Königs. Er glaubte derselben durchaus sicher zu sein, da er den König mit seinen Geschöpfen umgeben hatte. Daß sein eigener Sohn gegen ihn in die Schranken treten würde, hatte er nicht geahnt. Lerma meinte, der Kardinalshut, den er sich zu verschaffen wußte, werde seine Gewalt noch befestigen. Allein er irrte sich. Der Einfluß, den er auf Philipp III. gewonnen hatte, gründete sich weder auf seine staatsmännischen Fähigkeiten, noch auf seine kirchliche Würde, sondern auf die Unterhaltung, die er dem Könige gewährte. Mit dem Herzoge von Lerma konnte Philipp tändeln und schwelgen. Allein er nahm Anstand, es mit dem Kardinale zu thun, denn vor diesem hatte er einen zu großen Respect. Lerma hörte auf, mit dem Könige, wie früher, auf dem Fuße eines Vergnügungsmeisters (maitre de plaisir) zu stehen. Sein Sohn, der Herzog von Uzeda trat in diese Stelle ein, und wollte mit dieser zugleich, wie sein Vater, das Amt eines obersten Ministers ver-

*) S. oben §. 38 S. 287 ff.

sehen. Eine Zeit lang spannen Vater und Sohn gegen einander Ränke. Lerma hoffte, seine Stellung zu befestigen, indem er nach der Gunst des Thronfolgers strebte. Aber gerade dadurch brachte er Philipp III., welcher, ungeachtet er erst vier und vierzig Jahre zählte, doch seinen Körper schon zu Grunde gerichtet hatte, und daher mit doppeltem Widerwillen erkannte, daß sein Minister auf seinen Tod spekulire, wider sich auf. Nachdem Philipp zwei Jahrzehnte willig Lerma's Joch getragen hatte, entließ er den bis dahin in Spanien allmächtigen Höfling (1618), natürlich nicht um selbst zu herrschen, sondern nur um die Zügel der Regierung dem Herzoge von Uzeda zu übergeben. Dieser behielt sie nicht lange in Händen, da Philipp III. schon bald (1621) starb. Während er statt des Königs in Spanien gebot, machte der Statthalter von Neapel, der Herzog von Ossuna den Versuch, sich von Spanien unabhängig zu machen. Allein derselbe mißglückte, Ossuna wurde übrigens nicht zur Strafe gezogen, da der Herzog von Uzeda ihn in seinen Schutz nahm.

Die wichtigste Regierungshandlung Philipp's III. war, daß er die Niederländer als freie Leute anerkannte. So schwer dieses ihm, seinem übermüthigen Adel, seinen tückischen Pfaffen und Henkern fallen mochten, er mußte es thun, um einen Waffenstillstand zu erlangen, dessen das Land unumgänglich nothwendig bedurfte.

## § 62. Philipp IV. (1621—1648).

Wenige Jahre, bevor Philipp III. starb, war in Deutschland der dreißigjährige Krieg ausgebrochen, an welchem der spanische Zweig des habsburgischen Hauses, so weit seine Kräfte reichten, auf der Seite des vereinigten kirchlichen und weltlichen Despotismus Antheil nahm. Zum Glück war damals die spanische Monarchie so sehr geschwächt, daß sie kein schwereres Gewicht in die Wagschale der Geschichte legen konnte, und schon im Jahre, da Philipp IV. den Thron bestieg, brach der Krieg in den Niederlanden wieder aus, welcher die sämmtlichen Streitkräfte des Reiches hinreichend beschäftigte.

Philipp IV. war ganz ebenso unfähig, selbst zu herrschen, als sein Vater, und sein Günstling, der Herzog von Olivarez, der es statt seiner that, stand mit seinen Vorgängern, den Herzogen von Lerma und Uzeda so ziemlich auf gleicher Stufe. Olivarez begann die Regierung im Namen des sechszehnjährigen Königs mit bitteren Verfolgungen, welche er über die Herzoge von Lerma und Uzeda verhängte. Allein nach dem Sprüchworte: kleine Diebe hängt man, große läßt man laufen," wurde nur Don Rodrigo de Calderona, eine von Lerma's Kreaturen, hingerichtet. Er selbst, sein Sohn und alle ihre Anhänger behielten das Leben, doch mußten sie den größten Theil der unter Philipp III. gesammelten Reichthümer wieder herausgeben, und durften sich nicht mehr an der Sonne des Hofes wärmen.

Zu Philipp's IV. Zeiten trat der Verfall des spanischen Reiches immer entschiedener zu Tage. Er konnte die Losreißung Portugals von der spanischen Herrschaft nicht verhindern, mußte Holland's Unabhängigkeit förmlich anerkennen, und hatte mit furchtbaren Aufständen in Catalonien, Neapel und Sicilien zu kämpfen. In der Geschichte Deutschlands, der Niederlande und der Schweiz *) haben wir schon gesehen, in welcher Weise die Spanier auf die Schicksale dieser Länder einwirkten. Die Kriege, welche sie in damaliger Zeit mit Frankreich und England führten, theilen wir am besten in den nächst folgenden Abschnitten mit. Hier bemerken wir nur, daß das Bestreben der Spanier, sich des Veltlin's zu bemächtigen, scheiterte, und daß sie im Frieden zu Monzon (1626) die von ihnen gestörten früheren Verhältnisse herstellen mußten, soweit dieses noch möglich war.

*) S. oben §§ 38—43 S. 287 ff. § 51 S. 353. § 53 S. 361. § 56 S. 375.

Im Jahre 1628 brach der Mantuanische Erbschaftsstreit von neuem aus. Wir werden desselben bei der Geschichte Frankreich's und Italiens gedenken.

Für Spanien endigte auch dieser Krieg mit Verlust und Schande. Im Frieden zu Chierasco (1630) mußte Philipp IV. den französischen Schützling als Herzog von Mantua anerkennen. In Italien hatten die Spanier seit den Zeiten Ferdinand's des Katholischen und Karl's V. festen Fuß gefaßt. Die Franzosen hatten daher Mühe, ihnen dort die Spitze zu bieten. Um so bedeutendere Verlegenheiten bereiteten sie ihnen in Portugal, Catalonien und in den Niederlanden. Der dritte Krieg, welchen Philipp IV. mit Frankreich zu führen hatte (der veltlin'sche und der mantuanische waren die beiden ersten) dauerte von 1635—1659. Wie die äußeren, so gestalteten sich auch die inneren Angelegenheiten Spaniens immer kläglicher.

Die Castilianer hatten im Laufe eines Jahrhunderts furchtbarer Tyrannei ihr Joch geduldig auf sich genommen. Sie waren zu Sklaven herab gesunken, und da die Ketten, welche sie trugen, theilweise schimmerten und glänzten, so waren sie sogar stolz auf dieselben. In dem Bewußtsein ihrer römisch-katholischen Rechtgläubigkeit fügten sie sich in die Leiden, welche die Inquisition ihnen bereitete, und im Gedanken der hohen Ehre, welche ihnen, als Vorkämpfern für das Christenthum gebühre, vergaßen sie ganz das Elend in welches die Nation mehr und mehr versank. An der französischen Grenze hatten sich einige Spuren von Freiheitsliebe erhalten. Philipp II. brach diese kargen Reste in Aragon. In dem gebirgigen und von der See bespülten Catalonien erhielt sich die männliche Kraft am längsten. Das Volk ertrug mit Unwillen den Despotismus seiner in Castilien wohnenden Könige, und harrte mit Ungeduld einer Gelegenheit, welche ihm gestatten möchte, demselben Schranken zu setzen. Die Stände hielten fest an ihren alten Freiheiten und machten ihrem Unwillen wenigstens in Worten Luft, da sie nicht wagten, ihm durch die That Nachdruck zu geben.

Der Krieg, welchen Philipp IV. mit Frankreich führte, fachte endlich die seit langer Zeit unter der Asche glimmende Unzufriedenheit des Volkes zur Flamme. Olivarez erkannte bald, daß er sich auf die Catalonier nicht verlassen könne, und schickte zahlreiche Abtheilungen castilianischer Truppen in die Provinz. Der Adel knüpfte im Stillen Unterhandlungen mit den Franzosen an. Die Bauern schlugen sich mit den castilianischen Soldaten herum. Zuerst kam es am 12. Mai 1640, und dann im Juli desselben Jahres zu einem blutigen Zusammentreffen. Das Volk stürmte die Gefängnisse und befreite die Stände-Mitglieder und städtischen Beamten, welche Olivarez in dieselben geworfen hatte. Viele Offiziere verloren das Leben. Der Vicekönig flüchtete sich in die Citadelle von Barcelona, und später, um dem Hungertode zu entgehen, schiffte er sich ein. Die Bürger der Stadt verfolgten ihn, holten ihn ein, enthaupteten ihn und mißhandelten noch seine Leiche. So sehr hatte er die Wuth des Volkes gereizt! Ganz Catalonien mit Ausnahme von vier Städten, welche spanische Besatzungen hatten, erhob sich in Waffen. Die Franzosen kamen den Cataloniern zu Hülfe. Zwar mußten diese bald schon wieder abziehen, doch dauerte der Kampf fort. Die Catalonier trieben den neu ernannten Vicekönig Marquis de los Nelos über den Ebro zurück. Die Castilianer verloren bald auch die vier Städte, welche sie bis dahin besetzt gehalten hatten. Um diese Zeit (Ende 1640) standen die Portugiesen gegen das spanische Joch auf. Nicht weniger, als drei Theile der spanischen Monarchie: Niederlande, Catalonien und Portugal führten Krieg mit dem Madrider Hofe. Die Hülfe, welche ihnen Frankreich schickte, machte sie um so furchtbarer. Bevor einer dieser Aufstände erdrückt war, kam noch ein vierter und fünfter in Sicilien und Neapel hinzu (1647.)

Die Spanier vermochten nicht, allen diesen Feinden die Spitze zu bieten. Die Abga-

kenlast wurde immer drückender, die allgemeine Unzufriedenheit lauter. Der König wußte sich nicht anders zu helfen, als indem er seinen Günstling Olivarez entließ (1648). Doch das Uebel lag tiefer. Es konnte nicht durch einen Ministerwechsel gehoben werden. Der neue Minister war der Neffe seines Vorgängers. Schon dieses Verwandtschaftsverhältniß deutete an, daß es sich nur darum handele, die aufgeregten Gemüther durch ein scheinbares Zugeständniß zu beruhigen.

Der Aufstand in Neapel und Sicilien wurde zwar bald wieder erdrückt, der Krieg in Catalonien dauerte aber fort bis zum pyrenäischen Frieden (1659). Seit langer Zeit führte Spanien den Krieg mit den Niederlanden mehr aus Verzweiflung, als in der Hoffnung, sie wieder zu unterjochen. Endlich (1648) erkannte es deren Unabhängigkeit im westphälischen Frieden an.

Der Herzog von Lerma war besser gewesen, als sein Sohn Uzeda, beide waren nicht so übermüthig, als Olivarez. Don Louis de Haro besaß von allen die geringsten staatsmännischen Talente. So fiel das Land von einem Ministerwechsel zum andern in immer schlechtere Hände.

Die Geschichte Spanien's während dieses Zeit-Abschnitts ist von hoher Bedeutung, weil sie uns deutlicher, als jede andere zeigt, wohin die römisch-katholische Kirche in ihren politischen Folgesätzen führt. In keinem andern Staate der Welt, selbst in Italien nicht, konnte sie sich in ihrer haarsträubenden Abscheulichkeit so kund thun, wie in Spanien. In Deutschland, in der Schweiz und in den Niederlanden wurde dem Papstthum durch den mit gleicher Kraft ihm widerstrebenden Protestantismus die Spitze abgebrochen. In Frankreich hielt ihm der Geist der Reformation auf dem Gebiete der Kirche, der Literatur und des Staats wenigstens einiges Gegengewicht. In Italien bildeten die Nachklänge früherer Liebe für Kunst und Wissenschaft Schranken, welche der römischen Kirche nicht gestatteten, zu ihren äußersten Consequenzen zu gelangen. Aber in Spanien herrschten die Mönche oder, was gleichbedeutend ist, Fürsten mit mönchischer Gesinnung. Mönche erzogen dort nicht blos das Königsgeschlecht, sondern auch Adel, Geistlichkeit und Volk. Sie setzten an die Stelle der Menschenliebe, Verfolgungswuth gegen Andersglaubende, sie verdrängten die Gewissenhaftigkeit durch Unterwürfigkeit unter die Vorschriften der Kirche. Neben den Fabeln, womit sie die Köpfe der Spanier füllten, konnte keine richtige Anschauung der Weltbegebenheiten aufkommen. So mußte Spanien zu Grunde gehen. Man wende nicht ein, daß Philipp II. und seine Nachfolger zu weit gegangen seien. Im Sinne der katholischen Kirche gingen sie immer noch nicht weit genug. Ihm und seinen Henkern bereiteten die von ihnen geschlachteten Opfer keine Gewissensbisse, wohl aber waren sie in Sorge, noch nicht genug gethan zu haben, um sich mit Recht die Vorfechter der römischen Kirche nennen zu können. Unstreitig waren sie dieses. Sie wurden als solche nicht blos von den Päpsten, sondern auch von der ganzen katholischen Welt anerkannt. Sie führten ihre Vertilgungskriege mit Zustimmung und auf Anregung derselben. Wenn sie bisweilen auf kurze Zeit mit den Päpsten nicht übereinstimmten, war auf ihrer Seite die größere Folgerichtigkeit, während die Päpste, wie z. B. Heinrich IV. von Frankreich gegenüber, aus Rücksicht für irdische Vortheile von der Strenge der kirchlichen Vorschriften abwichen.

Die Zeit des spanischen Christenthums ist leider bis auf diese Stunde nicht gänzlich überwunden. Die spanische Nation besitzt allerdings nicht mehr die Kraft, dasselbe durchzuführen. Allein Hunderttausende, ja Millionen von Menschen werden da und dort noch in derselben Richtung erzogen, nicht blos in Spanien und Italien, selbst in Ländern gemischten Glaubens, und sogar unter den schützenden Falten des amerikanischen Sternenbanners. Nur zu viele Kinder habe ich selbst kennen gelernt, deren Kraft durch die

römischen Pfaffen im zartesten Alter gebrochen und deren Lebensanschauung für immer verdorben war.

Keiner derjenigen Staaten, in welchen der Protestantismus vorherrschend wurde, wie Holland, Skandinavien und England führt uns ein ähnliches Bild raschen Verfalls vor die Augen, als das katholische Spanien. Allerdings werden auch die Kinder, welche dem überwiegenden Einflusse protestantischer Pfaffen anheimfallen, verschroben. Sie verlieren ihre natürliche Heiterkeit, indem sie sich in ihrem Geiste mit Dingen beschäftigen, die sie nicht verstehen, und welche sie ängstigen. Sie werden mißtrauisch und lieblos, weil sie zwischen Menschen ihres und andern Glaubens einen Unterschied machen, welcher mit reiner Menschenliebe unverträglich ist. Allein da den prostetantischen Pfaffen nur zwei, den katholischen sieben Daumschrauben, genannt Sakramente zu Gebote stehen, haben diese in gleichem Maße eine größere Gewalt über die Gemüther und selbst über die äußeren Verhältnisse ihrer sogenannten Schaafe. Eine Lebenserfahrung, welche sich über zwei Welttheile und fünf Jahrzehnte erstreckt, hat mir die Ueberzeugung gegeben, daß nur diejenigen Menschen ihre volle Geisteskraft besitzen und sie harmonisch entwickeln, welche sich rein erhielten von religiösem Unsinn oder denselben später vollkommen wieder abschüttelten

## § 63. Portugal.

Die große Masse der Menschen ist zu sehr geneigt, die Gegenwart der Zukunft, und die materiellen Interessen denen der Freiheit und der Bildung unterzuordnen. Dennoch lesen wir auf jeder Seite der Geschichte, daß der Wohlstand nur im Gefolge der Freiheit und der Bildung begründet und erhalten werden kann. Wer nach den Schätzen der Erde trachtet, ohne Sinn für höhere Bestrebungen zu hegen, bedenke wohl, daß er sie sich nur durch Freiheitsmuth und Bildungsdrang zu sichern vermag. Allerdings mag ein glücklicher Spieler das große Loos gewinnen, wohl mag ein Dieb oder Gauner sich auf Kosten seiner Nebenmenschen bereichern. Allein nur die Bildung macht es ihm möglich, von seinem Wohlstand höhern Genuß zu ziehen und nur die Freiheit gewährt ihm Sicherheit gegen die Eingriffe habgieriger Despoten.

Die Geschichte Portugal's im Laufe dieses Zeitabschnitts macht uns alle diese Wahrheiten vollkommen anschaulich. Portugal war ein blühendes Reich, so lange es sich seine Unabhängigkeit bewahrte. Als es diese verlor, ging zugleich sein Wohlstand und diejenige Freiheit, welche ihm bis dahin seine Könige und Pfaffen gelassen hatten, verloren. Weil die Portugiesen es nicht verstanden, ihre Unabhängigkeit zu wahren, mußten sie sechszig Jahre lang eine fast unerträgliche Zwingherrschaft dulden. Im Laufe dieser Zeit verloren sie, zugleich mit ihrer Freiheit den frischen Geist, welcher sie zu kühnen Entdeckern gemacht hatte, einen großen Theil ihrer Kolonien, ihres Handels und ihrer Schifffahrt. Wenn sie den zehnten Theil derjenigen materiellen Mittel, welche sie als Knechte Spanien's zur Unterdrückuug der Freiheit aller Völker der Erde unfreiwillig opferten, früher freiwillig dargebracht hätten, um sich die ihrige zu bewahren, so wären sie nicht in so großes Elend versunken. Ja, hätten sie nur diejenige Thatkraft welche sie später an den Tag legten, um ihre verlorene Unabhängigkeit wiederzugewinnen, darauf verwandt, sie sich zu erhalten, als sie dieselbe noch besaßen, so hätten sie den trübsten Flecken in ihrer Geschichte leicht vermeiden können. Allein die meisten Völker greifen erst dann zu den Waffen, wenn sie schon angefangen haben, die bitteren Früchte der Unfreiheit zu genießen. Die Sorge künftiger Knechtschaft hat selten eine Nation zum Kampfe gespornt. Selbst die Niederländer mußten erst Alba's Blutgerüste und Mörderbanden in ihrer Mitte sehen, bevor die Verzweiflung ihren Muth stählte. Nicht durch einen klaren Blick in die Zukunft, sondern

durch die drückende Gegenwart werden die Völker angeregt, aus ihrem Alltagsleben heraus und auf das Schlachtfeld der Freiheit zu treten. Die Zahl der Männer, die mit sicherm Blicke in die Zukunft schauen, ist immer geringe. Die Massen opfern, von den Banden der Gegenwart umschlossen, gern dieser jede Hoffnung und jede Befürchtung der Zukunft auf.

Unter Karl Emanuel (1495—1521) hatte sich Portugal zu außerordentlichem Wohlstande und zu einer mit seinen engen Grenzen kaum vereinbarlichen Höhe der Macht emporgeschwungen. Durch kleinlichen Geiz trieb dieser König jedoch den tüchtigen Seemann Ferdinand Magellanos, seine Dienste der spanischen Regierung anzubieten. Mit Freuden nahm ihn Karl V. auf. Da der Papst den Portugiesen zuerkannt hatte, was in östlicher Richtung und den Spaniern, was in westlicher entdeckt werden würde, so schlug Magellan dem Kaiser Karl vor, in westlicher Richtung auf Entdeckungen auszugehen. Er entdeckte in der That die nach ihm benannte Straße, fuhr durch dieselbe hindurch und kam so nach den indischen Inseln. Er verlor zwar auf denselben sein Leben. Doch sein Begleiter Cano kam auf dem Schiffe Victoria nach Spanien zurück und theilte dem Kaiser die gemachten Entdeckungen mit. Der König von Portugal mußte den Spaniern 350,000 Dukaten bezahlen, um in den Besitz der von Magellan entdeckten Gewürz-Inseln zu gelangen.

Johann III. (1521—1554) genoß die Früchte der von seinen Vorgängern begünstigten Entdeckungen und breitete dieselben noch mehr aus. Doch legte er durch seine unsinnige Vorliebe für die Jesuiten den Keim zu dem Verfalle Portugals.

Als er starb, war dieser Orden schon so mächtig, daß sein Enkel und Nachfolger, der dreijährige Sebastian, vollständig der Obhut desselben anvertraut wurde. Der Kardinal Heinrich, Johann's III. Bruder, welcher zugleich Erzbischof von Braga, Evora und Lissabon, Großinquisitor und Regent war, schaltete im Lande, wie ein abergläubischer Pfaffe, und die Jesuiten Don Alexis de Menezes und Don Ludwig de Camara verdarben den jungen König schon in den ersten Jahren seines Lebens so vollständig, daß er zwar ein vortreffliches Werkzeug in ihren Händen, allein durchaus unfähig wurde, sein Land auch nur einigermaßen erträglich zu regieren Er dachte nur an Kreuzzüge, gewaltsame Ausrottung Andersglaubender und Ausdehnung der Macht der römisch-katholischen Kirche. Schon im Jahre 1574 begann er als junger Mann von zwanzig Jahren einen Glaubenskrieg in Afrika, ohne jedoch im Kampfe mit den Mauren Erfolge von einiger Bedeutung zu gewinnen. Vier Jahre später (1578) mischte er sich, von zwei Kronbewerbern aufgefordert, in die Angelegenheiten von Marokko ein. Am 24. Juni 1578 segelte er mit einem Heere von beiläufig 16,000 Mann nach Tanger ab. Statt weiter zur See bis el Arische oder Larache vorzurücken, schlug er siegesgewiß den Weg durch die Sand-Ebene von Alcassarquivir ein. Während er sich durch diese mühselig hindurchschleppte, überfiel ihn bei Alkantra oder Alkassar, fünfzehn Stunden von Larache, ein marokkanisches Heer, welches mehr, als doppelt so stark war, als das seinige, und brachte den Portugiesen eine so furchtbare Niederlage bei, daß fast Niemand übrig blieb, der sichere Kunde von derselben nach Portugal bringen konnte. Die Portugiesen hielten es für unmöglich, daß ihr König in einer Gott so wohlgefälligen Unternehmung das Leben habe verlieren können. Philipp II. aber, welcher Portugal sich zueignen wollte, behauptete, ihm sei Sebastian's Leiche in einem Kasten zugeschickt worden. Wäre dieses wirklich der Fall, so wäre es nicht schwer gewesen, sie zu erkennen. Keiner der überlebenden Kampfgenossen Sebastian's hatte ihn fallen sehen, keiner wußte über dessen Schicksale Bericht zu geben.

Kardinal Heinrich übernahm von neuem die Regierung. Als römischer Pfaffe that

er aber nichts, um die Unabhängigkeit Portugals sicher zu stellen. Im Gegentheile beförderte er, so weit er konnte, die ehrgeizigen Pläne Philipp's II., denn dieser galt damals für das Schwert und den Schild des Papstthums. Der rechtmäßige Nachfolger Heinrich's war Antonio, der Sohn eines ältern Bruders Johann's III., über dessen eheliche Geburt jedoch einige, leicht zu beseitigende Zweifel obwalteten. Nach ihm hatte die Herzogin von Braganza, die Tochter des jüngsten Bruders Johann's III. die besten Rechte. Philipp II. leitete seine Ansprüche von seiner Mutter, einer Schwester Johann's III. ab. Seine Ansprüche waren daher unstreitig am wenigsten begründet. Allein er hatte die Geistlichkeit, einen großen Theil des Adels und König Heinrich selbst für sich. Der Widerspruch der Städte und des Volkes, welcher sich schon zu Lebzeiten Heinrich's auf dem Reichstage zu Almeria kund that, blieb unbeachtet. Als König Heinrich (31. Januar 1580) starb, hatte Philipp alles so vorbereitet, daß er den rechtmäßigen Thronerben Antonio mit leichter Mühe aus dem Felde schlug. Da aber das portugiesische Volk mit gutem Rechte die spanische Herrschaft haßte, Philipp daher immer einen Aufstand desselben befürchten mußte, Antonio überdies bisweilen von Frankreich einige Unterstützung erhielt, so dauerte ein dem Kriege ähnlicher Zustand fort, bis der nächste Erbe gestorben war (1595). Nach dessen Tode blieb das Haus Braganza, welches die Rechtmäßigkeit der Ansprüche der spanischen Habsburger auf Portugal niemals anerkannte, und der immer steigende Widerwille des portugiesischen Volkes gegen die Fremdherrschaft Hemmnisse, welche die Vortheile dieser Erwerbung für Spanien mehr, als aufwogen.

Zur Zeit, da Portugal von Philipp II. verschlungen wurde (1580), war die Macht Spanien's untergraben. Der Kampf mit den Niederlanden hatte schon zwölf Jahre gedauert, und der Schrecken, der früher vor den Waffen Philipps II. einhergegangen war, hatte sich gelegt. Zur See hatten die Spanier sehr empfindlich gelitten. Trotz der Gold- und Silber-Minen der neuen Welt war der Schatz des spanischen Staates immer leer. Er genügte nicht, die nothwendigsten Ausgaben zu bestreiten. Die Unterwerfung Portugals gab den Niederländern erwünschte Gelegenheit, auch die Kolonien und Schiffe dieses Landes zu Zielpunkten ihrer kühnen Angriffe zu machen. Die Holländer nahmen den Portugiesen die Gewürz-Inseln, verdrängten sie aus dem Handel mit Japan, und rissen sogar zu deren Schaden den Kornhandel mit Italien an sich. Selbst durften sich die Portugiesen nicht schützen. Die Spanier konnten ihnen keine Sicherheit gewähren. Je stolzer die Portugiesen auf ihre Entdeckungen zur See und ihre Kolonien gewesen waren, desto mehr mußten sie sich gedemüthigt fühlen. Je bedeutendere Quellen des Wohlstandes ihnen durch den Krieg mit Holland versiegten, desto allgemeiner wurde auch bei ihnen, wie in Spanien die Verarmung.

Wider ihren Willen mußten die Portugiesen an allen Niederlagen Theil nehmen, welche die Spanier Schlag auf Schlag in den letzten Zeiten Philipp's II., während der ganzen Regierung Philipp's III. und in den ersten Jahrzehnten Philipp's IV. hinter einander erlitten. Zu allen diesen unvermeidlichen Uebeln kamen noch viele andere hinzu, welche der Uebermuth und die Käuflichkeit des Herzogs von Olivarez ihnen aufbürdete. Er führte mehr als dreihundert große Schiffe und mehr als tausend metallene Kanonen aus dem Lande hinweg, drückte dieses durch unerhörte Abgaben und zog deren Ertrag an sich, so daß die Kassen Portugals immer leer und daher nicht im Stande waren, die erforderlichen Zahlungen zu leisten. Die geistlichen Pfründen ertheilte der spanische Minister an Fremde. Die Klagen des Volkes wurden immer lauter. Doch nahm Olivarez auf dieselben keine Rücksicht. Jetzt endlich erkannten die Portugiesen, und selbst Adel und Geistlichkeit, daß die Fremdherrschaft ein Uebel sei. Der Aufstand in Catalonien, welcher

zu dem Kriege mit den Niederlanden und mit Frankreich hinzutrat, zwang die spanische Regierung, den Provinzen neue Opfer aufzuerlegen, und nahm alle ihre Kräfte dermaßen in Anspruch, daß es den Portugiesen nicht schwer fallen konnte, das verhaßte Joch abzuwerfen.

Zwar hatte der Herzog Johann von Braganza, der Enkel jenes gleichnamigen Herzogs, welcher die jüngere der beiden nächsten Erbinnen des Königs Heinrich geehelicht hatte, nicht den nächsten Anspruch an die portugiesische Krone, denn die ältere Schwester, welche den Herzog Alexander Farnese von Parma zum Gatten gehabt, hatte Nachkommen hinterlassen. Auch war Herzog Johann gar nicht geneigt, die drei Herzogthümer, und die großen sonstigen Reichthümer, die er in Portugal besaß, auf das Spiel zu setzen. Allein es blieb ihm keine Wahl übrig. Fünfzig Häupter ritterlicher Familien und dreihundert angesehene Bürger Lissabons hatten den Beschluß gefaßt, das spanische Joch abzuschütteln. Selbst der Erzbischof von Lissabon nahm an der Verschwörung Theil. Die spanische Regierung erhielt Kenntniß von derselben, wagte es aber nicht, die Verschworenen zur Verantwortung zu ziehen. Sie suchte vielmehr durch künstlich gelegte Schlingen den Herzog von Braganza, den die Portugiesen als ihren rechtmäßigen König betrachteten, in ihre Gewalt zu bringen Inmitten der Gefahren, welche ihm die spanische Regierung und die portugisischen Verschworenen bereiteten, entschloß er sich nach einigem Zögern, lieber die letztere, als die erstere zu bestehen. Er hütete sich wohl, in die Gewalt der Spanier zu fallen und täuschte sie durch leere Versprechungen.

Am 1. December 1640 führten die Verschworenen ihren wohl vorbereiteten Schlag in Lissabon aus. Sie überfielen die spanischen Truppen und nahmen sie sämmtlich gefangen. Ein einziger Mann von der deutschen Garde verlor beim Kampfe sein Leben, und nur Vasconcellos, das verhaßte Werkzeug der spanischen Regierung in Lissabon fiel als Opfer der Volkswuth. Schon am 6. December hielt Johann von Braganza in Lissabon seinen festlichen Einzug. Die Stände des Reiches erkannten ihn (28. Januar 1641) förmlich an. Mit geringer Mühe trieb er die Spanier aus Portugal. Die canarischen Inseln und alle überseeischen Besitzungen kehrten zu Portugal zurück. Nur Ceuta blieb spanisch und die Gewürz-Inseln holländisch.

Frankreich, Holland, England und Schweden erkannten sofort Portugal als unabhängigen Staat und Johann als König desselben an. Die Spanier versuchten umsonst, Portugal wieder zu unterwerfen. Es blieb unabhängig. Allein es hatte im Laufe einer sechszigjährigen Verbindung mit Spanien und unter seinen Königen Sebastian und Heinrich zu sehr gelitten, als daß es seine frühere Blüthe hätte wieder einnehmen können. Portugal blieb ein geknickter Staat, und Johann IV. war gewiß nicht der Mann, welcher das unglückliche Land wieder aufrichten konnte. Seine erste Regierungshandlung von Bedeutung war, daß er den Juden von Lissabon Duldung verweigerte, obgleich sie ihm eine bedeutende Geldsumme dafür anboten. Seine zweite, daß er unter dem Vorwande einer von Olivarez angezettelten Verschwörung sieben und vierzig Personen einkerkern ließ (5. August 1641). Sonderbarerweise erschienen in diesem Prozesse der Erzbischof von Braga, der Groß-Inquisitor und mehrere portugiesische Große neben den Juden von Lissabon als Mitschuldige! Groß-Inquisitor und Erzbischof wurden zu Gefängnißstrafen verurtheilt. Die übrigen, Juden und Christen büßten die Angst, welche sie dem neuen Könige eingejagt hatten, mit dem Tode. Ob des Königs Schrecken begründet war, ist zweifelhaft, da das Gerichtsverfahren durchaus tumultuarisch war. In keinem Falle konnten so viele Personen den Tod verdient haben. Die einzigen, welche vielleicht nach den Gesetzen des Landes dessen schuldig waren: der Erzbischof und der Großinquisitor, wurden schon bald begnadigt. Was läßt sich von einem Könige erwarten, der als Stifter eines

neuen Königshauses im ersten Jahre seiner Regierung so verfährt! Was von einem Volke, welches eine Revolution macht, um einen solchen Mann auf den Thron zu heben!.

---

# Sechster Abschnitt.

## Frankreich.

### § 64. Franz I. (1515—1547).

Während des ganzen sechszehnten Jahrhunderts waren Spanien und Frankreich unstreitig die beiden größten Mächte der Erde. Um die Kämpfe, welche die Beherrscher dieser beiden Länder mit einander führten, drehte sich die ganze Geschichte der Völker, insofern es sich handelte um Landesgrenzen, Krieg und Frieden. Allein während Franz I. und Karl V. sich befehdeten, trat zum ersten Mal ein dritter Kämpe auf das Schlachtfeld: der Geist der Zeit, der Freiheitsdrang oder wie man ihn sonst nennen mag. Er mischte sich nicht in die blutigen Schlachten, welche zu Bicocca und Pavia, zu Cerisolles und Saint Quentin geschlagen wurden, er machte seine Geschäfte im Stillen, und breitete seine Fittige über ganze Nationen aus. Nur zu frühe wurden die Tyrannen der Erde seiner gewahr, und suchten ihn zu vernichten. Allein ihre gegenseitige Feindschaft war zu heftig, als daß sie mit voller Kraft dem Geiste der Freiheit hätten die Spitze bieten können. Die Beherrscher Spaniens erdrückten ihn im Keime, die Könige Frankreichs rangen mit ihm Jahrhunderte hindurch. Spanien ging darüber zu Grunde, Frankreich nahm trotz des langjährigen Kampfes unausgesetzt an Macht zu. Verderblicher wirkten die Strafgerichte der spanischen Inquisition, als alle französischen Bürgerkriege, zu welchen die Verfolgungen der Protestanten führten.

Die Reformation, welche ganz Europa in Bewegung setzte, brachte auch in die Entwickelung des französischen Reiches ein neues Lebens-Element. Nach wie vor suchten die Könige Frankreichs die Grenzen ihrer Macht nach Außen hin und im Innern zu erweitern. Dieses Bestreben war der rothe Faden, welcher sich durch alle Kriege des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts hindurch zog. Es erhielt jedoch durch die religiösen Bewegungen der Zeit einen eigenthümlichen Charakter, indem die Massen einen lebhaften Antheil an den Stürmen nahmen, welche über Europa hinweg brausten.

Als Ludwig XII. starb (1. Januar 1515), hatten sich die Wogen noch nicht ganz gelegt, welchen der verrätherische Bund von Cambray*) künstlich hervorgerufen, obgleich Venedig längst aufgehört hatte, der Zielpunkt der Eroberungsgelüste der Großmächte Europa's zu sein. Frankreich war mit der Lagunenstadt und mit England im Bunde, und die Bestrebungen der Könige von Frankreich und Spanien waren auf das Herzogthum Mailand gerichtet. Leo X., welcher Julius II. auf dem päpstlichen Stuhle gefolgt, war nicht minder ehrgeizig, als die weltlichen Fürsten seiner Zeit. Er wollte das Haus der Mediceer zu dem mächtigsten Italien's erheben und ordnete diesem Wunsche jede andere Rücksicht unter.

*) Weltgeschichte § 56. S. 358 f.

Kurz vor seinem Tode hatte Ludwig XII. ein furchtbares Heer gerüstet, mit welchem er in Italien einzubrechen gedachte. Franz I., welcher Ludwig XII. auf dem Throne folgte, ging mit ganzer Seele auf die Eroberungspläne seines Vorgängers ein. Er war voll von Ehrgeiz und noch zu jung, um die Uebel zu erkennen, welche im Gefolge dieser Leidenschaft unvermeidlich sind. Franz I. war der Enkel Johann's von Angouleme, eines Vatersbruders Ludwigs XII. Er hatte mit diesem lange auf einem sehr gespannten Fuße gelebt, sich jedoch später mit ihm versöhnt, und drei viertel Jahre vor dessen Tode seine älteste Tochter Claudia geehelicht, damit die Bretagne nicht durch sie, die Tochter der Anna von Bretagne, an ein anderes Haus gebracht würde.

Wir sind dem Könige Franz I. auf unserm Gange durch die Weltgeschichte schon oft begegnet, namentlich bei Gelegenheit der Kriege, die er mit Karl V. von Deutschland und Spanien führte. Franz war ein flacher, wilder, vergnügungssüchtiger Mensch von sehr mittelmäßigen Fähigkeiten. Er besaß sehr wenig Gewissenhaftigkeit, doch so treulos und falsch, als sein Gegner Karl, war er nicht. An Herrschsucht standen sich beide Fürsten ziemlich gleich, nur mit dem Unterschiede, daß Franz diese Leidenschaft im Schooße des Vergnügens oft vergaß, während Karl V. ihr bei Tag und bei Nacht, bei gesundem und krankem Leibe ununterbrochen fröhnte. Der Adel rühmte den König Franz, weil dieser an seine Günstlinge Millionen verschwendete, weil er den Aeußerlichkeiten des Ritterthums mit großem Anstande oblag, und überdies ein muthiger Mann und unverdrossener Krieger war. Die Gelehrten und Künstler priesen ihn, weil er nach dem Scheine trachtete, Beschützer der Künste und Wissenschaften zu sein, obgleich er für beide keinen Sinn hatte, die wahre Wissenschaft und die reine Kunst schon aus dem Grunde nicht fördern konnte, weil er im Dienste des alten und verknöcherten Pfaffenthums, der geistigen Bewegung seiner Zeit widerstrebte.

Die Erziehung des jungen Franz hatte Louise von Savoyen, seine Mutter geleitet. Sie behielt, so lange sie lebte, einen überwiegenden Einfluß auf ihren Sohn, und machte ihn zum Verderben Frankreich's geltend. Mehrere der größten Unfälle, welche über das Land hereinbrachen, namentlich der Verlust der Schlacht von Bicocca, der Verrath des Connetable von Bourbon, und in dessen Gefolge die Niederlage von Pavia und die Gefangennahme des Königs — lassen sich auf die Einmischung der ränkevollen und rachsüchtigen Louise von Savoyen in die Regierung Frankreich's zurückführen.

Die Kriege mit Spanien füllten fast die ganze Regierungszeit Franz I. aus. Die Schlacht von Marignano, welche er (13. 14. September 1515) gewann und der Frieden von Noyon, welcher bald darauf folgte (13. August 1516), brachten dem Könige der Franzosen keinen dauernden Gewinn, weil er versäumte, seinem Statthalter in Mailand, Odet de Foix, Herrn von Lautrec die zur Bezahlung seiner Truppen nothwendigen Summen zu schicken. Die Folge davon war, daß er zu gleicher Zeit die Italiener mit Abgaben beschweren und sein Heer doch nicht bezahlen konnte. Die zum Aeußersten gebrachten Italiener verbanden sich mit den Feinden der Franzosen, und so ging für diese das mit so großem Aufwand von Gold und Blut erkaufte Herzogthum Mailand wieder verloren (1522). Franz I. ließ zwar den Intendanten der Finanzen, Semblançay, später (1529) hinrichten, allein dessen Verbrechen war nur gewesen, daß er die für Italien bestimmten 400,000 Thaler der Königin Louise auf deren dringendes Verlangen ausbezahlt hatte. Wäre er stark genug gewesen, der zu Paris allmächtigen Königin Mutter dieses Geld zu verweigern, so wäre er ohne Zweifel dafür etwas früher gehängt worden, oder doch in des Königs Ungnade gefallen. Er hätte dann allerdings das Bewußtsein treuer Pflichterfüllung gehabt.

Semblançay fiel als Opfer der Ränke und der Habgier Louisens von Savoyen. Doch

Karl II. von Montpensier, durch seine Gattin auch Herzog von Bourbon, dem sie ein ähnliches Schicksal zugedacht hatte, ließ sich nicht geduldig abschlachten. Ihm hatte Louise die Würde eines Connetable verschafft und wollte ihm noch mehr, Hand und Herz gewähren. Doch der junge Herzog fand die eine zu schmutzig und das andere zu abgenützt, als daß er geneigt gewesen wäre, die ihm zugedachte Ehre anzunehmen. Er sollte dafür die Rache des erzürnten Weibes bitter empfinden. Sie bereitete ihm mit Hülfe ihres Sohnes; des Königs, eine Kränkung nach der anderen. Endlich galt es, ihm den größten Theil seines Vermögens, den Nachlaß seiner Wittwe, der Herzogin von Bourbon, zu entreißen. Der Kanzler Duprat war der Mann, dessen sich die Königin bediente, um den von ihr beabsichtigten Schandthaten den Schleier der Gesetzlichkeit umzulegen. Bourbon wußte wohl, daß das eingeleitete Gerichtsverfahren nur ein Gaukelspiel war, welches hinter den Coulissen von seiner Feindin geleitet wurde. Er war auch gewiß, daß diese nicht ruhen würde, bevor sie ihn zu Grunde gerichtet habe. Ein hochherziger Freund der Freiheit und des Vaterlandes hätte sich durch alle diese Verfolgungen nicht von dem Wege der Pflicht ablenken lassen. Doch wie hätte am Hofe Franz I. ein solcher leben können? Bourbon suchte, gleich allen anderen Großen des Reiches, zuerst seine persönlichen Interessen zu fördern, und dachte in zweiter und dritter Reihe erst an König und Vaterland. Als ihm daher Karl V. großartige Anträge machte, ihm seine Schwester Eleonore als Gattin, eines der drei höchsten Aemter des spanischen Reiches und überdieß die Dauphine und die Provence als Königreich anbieten ließ, so verblendete ihn diese glänzende Aussicht. Frühzeitig erhielt Franz I. von den zwischen dem Connetable und Karl V. gepflogenen Unterhandlungen Nachricht. Bourbon konnte dem Kaiser nicht die versprochene Hülfe gewähren. Von einem einzigen Edelmanne begleitet, flüchtete er sich unter großen Gefahren aus Frankreich. Er brachte dem Kaiser kaum eine andere Hülfe, als seine Person. Allein Bourbon war für sich allein eine große Kraft. Ueberdieß besaß er die mannigfaltigsten Beziehungen zu den bedeutendsten Männern seiner Zeit, und selbst seine Flucht aus Frankreich wurde von seiner Nation allgemein nicht ihm, sondern seiner tückischen Gegnerin Louise zur Last gesetzt. Alles, nur nicht einen Bund mit dem Feinde seines Vaterlandes konnten ihm die Franzosen verzeihen.

Doch Karl von Bourbon war nicht der Mann ruhiger Duldung, sondern rascher That. Er wurde der gefährlichste Feind des französischen Reiches und gewann für Karl V. den glänzenden Sieg bei Pavia (1525). Er brachte zuerst den König der Franzosen und bald darauf den Papst zu Rom (1527) in die Gewalt des Kaisers. In der Schlacht von Pavia ging die Blüthe des französischen Adels zu Grunde. Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, welcher unter Franz I. und dessen beiden Vorgängern der gefeiertste Ritter Frankreich's und der ganzen Christenheit gewesen war, erlebte die Niederlage von Pavia nicht mehr. In seiner Sterbestunde (1524) traf er noch mit Karl von Bourbon zusammen und beschämte ihn durch die gerechten Vorwürfe, die er dem Feinde seines Vaterlandes machte. Trotz des hohen Ruhmes, welchen Bayard seit langen Jahren errungen, hatte er niemals eine Oberbefehlshaberstelle erhalten. Alle Auszeichnungen blieben den Günstlingen des Königs und seiner Buhlerinnen. Unter ihnen nahmen Diana von Poitiers und Anna von Pisseleu den obersten Rang ein. Diana war die Tochter des Johann von Poitiers, Grafen von St. Valier, welcher wegen seiner Verbindung mit dem Connetable von Bourbon zum Tode verurtheilt worden war. Diana that einen Fußfall vor dem Könige, um ihres Vaters Leben zu retten. Franz I. gewährte ihre Bitte, doch die Tochter bezahlte sie mit ihrer Ehre. Männer von wahrem Werthe konnten in dem Dunstkreise des Hofes Franz I. unmöglich leben. Wer nicht eine der königlichen Buhlerinnen, zu welchen, wenn schon in einem andern Sinne auch die Königin Louise gehörte,

auf seiner Seite hatte, war niemals sicher, mit Schimpf und Schande seine Stelle zu verlieren. So kam es, daß die drei Männer, welche für die Finanzen, das Kriegswesen und die Seemacht Frankreich's die größte Bedeutung hatten: Semblançay, Bourbon und Doria, obgleich in gesetzlicher Form, theils ermordet, theils in's feindliche Lager getrieben wurden.

Nur mit Hülfe Doria's konnte Franz I. hoffen (1528) seine in Unter-Italien gemachten Eroberungen zu behaupten. Statt diesen verdienstvollen Seemann und unersetzlichen Verbündeten mit der äußersten Rücksicht zu behandeln, gestattete der König, daß untergeordnete Geister ihm gerechten Grund zur Unzufriedenheit gaben. In unglaublicher Verblendung gedachte Franz sich des genuesischen Admirals zu entledigen, dessen Flotte aber in seinen Diensten zu behalten. Allein er verlor zu gleicher Zeit den Admiral, die Flotte, die Stadt Genua, seine Eroberungen und sein ganzes Heer in Unter-Italien.

Derartiger grober Verstöße gegen die Staatsklugheit machte sich Karl V. niemals schuldig. Wenn wir uns diese Zustände des französischen Hofes vergegenwärtigen, so können wir es nur der Ergebenheit und dem Muthe der Nation zuschreiben, daß die Niederlagen, welche sie erlitt, nicht zu weit größeren Verlegenheiten und weit dauernderen Nachtheilen führten, als dieses wirklich der Fall war.

Mit derselben Leichtfertigkeit, welche in den auswärtigen Verhältnissen vorwaltete, führte Franz I. auch die innere Verwaltung des Reiches. So lange das eigentliche Streben und die Richtung der geistigen Bewegung nicht klar erkannt war, begünstigte Franz sogar dieselbe, und zwar nicht bloß in Deutschland, wo er sich ihrer gegen den Kaiser zu bedienen suchte, sondern auch in Frankreich. Er stellte mehrere Protestanten als Lehrer an dem königlichen Collegium an, das er zu Paris gründete. Als aber die Päpste anfingen, gegen die neue Lehre zu wüthen, besaß Franz I. weder Einsicht noch Kraft genug, der Verfolgungssucht der römischen Pfaffen ein Ziel zu stecken. Rasch hatte sich durch die natürliche Kraft der Wahrheit die neue Lehre in Frankreich ausgebreitet. In des Königs Schwester Margarethe, der Wittwe des Herzogs von Alençon, welche später den König Heinrich Albret von Navarra ehelichte, fanden die Protestanten, welche in Frankreich den Namen Hugenotten, man weiß nicht genau, warum, erhielten, eine eben so umsichtige, als treue Beschützerin. Sie hatte zur Zeit der Gefangenschaft des Königs mit seltener Kraft den der Verzweiflung nahen Bruder getröstet und war den ihr von Karl V. gelegten Schlingen mit überlegener Geistesgegenwart entgangen. Franz I. war ihr zum Dank verpflichtet, und wagte nicht, sie zum Aeußersten zu treiben. Margarethe ließ sich die Reden gefallen, welche ihr Bruder, unter dem Einflusse der römischen Pfaffen, an sie richtete. Das hielt sie aber nicht ab, Protestanten die wichtigsten geistlichen Stellen in ihrem kleinen Reiche zu verleihen und ihnen die Erziehung ihrer Kinder anzuvertrauen. So wurde das kleine Navarra ein Bollwerk der Protestanten, von welchem aus sich deren Lehren über ganz Frankreich verbreiteten. Umsonst bemühte sich aber Margaretha ihren Bruder für die Reformation zu gewinnen. Eine Zeit lang hoffte sie, er werde einwilligen, Melanchthon anzuhören. Doch der Kardinal von Tournon wußte es zu verhindern und bestimmte selbst den König, einem Auto-da-fe beizuwohnen, ähnlich denjenigen, welche im Süden der Pyrenäen an der Tagesordnung waren. Im Jahre 1535 frischte Franz I. die alten Verordnungen gegen die sogenannten „Ketzer" wieder auf, und führte neue, noch blutigere hinzu. Er verbannte von seinem Hofe alle Anhänger der neuen Lehre. Als in einer Nacht ein Anschlag an allen Kirchenthüren der Hauptstadt Paris und von Blois, wo Franz damals Hof hielt, gefunden wurde, welcher auf die Abgeschmacktheiten des Meßopfers hinwies, ließ er sechs Männer, welche die Glaubensrichter zu verurtheilen für gut fanden, langsam verbrennen, wohnte mit seinen drei Kindern und seinem ganzen Hofstaate

dem Henkerschauspiele bei und ergriff diese Gelegenheit, in tönenden Redensarten vom katholischen Glauben zu schwätzen.

Bei den Protestanten Deutschland's suchte sich Franz I. dadurch zu entschuldigen, daß er einen Unterschied zwischen Calvinisten und Lutheranern machte und behauptete, die Calvinisten ständen den Lutheranern nicht minder ferne, als den Katholiken. Da er übrigens nicht hoffen konnte, die deutschen Protestanten durch diese Redensarten zu beruhigen, so milderte er zu gleicher Zeit die härtesten der von ihm erlassenen Glaubensgesetze.

Die Reformation, welche sich in den benachbarten Niederlanden, in Deutschland und in Navarra Bahn brach, ließ sich in Frankreich durch keine Gesetze Gewalt anthun. Von Jahr zu Jahr breitete sie sich mehr aus, namentlich im südlichen Frankreich, wo die Albigenser und Waldenser ihr den Grund vorbereitet hatten.

Je mehr Anhänger die Protestanten in Frankreich fanden, desto wilder entbrannte die Wuth der römischen Pfaffen. Zuerst brach sie gegen die unglücklichen Ueberreste der Waldenser los. Diese hatten sich vor drei Jahrhunderten an den Grenzen der Provence und der Grafschaft Venaissain niedergelassen und hatten daselbst friedlich gelebt. Im Jahre 1541 erließ das Parlament von Aix gegen sie einen Mordbefehl, welchen Johann Meinier, Baron von Oppede, erster Präsident jenes Parlaments, mit Genehmigung des Königs Franz (1546) vollziehen ließ. Die Menschen, welche sich die Diener der Kirche und des Staates nannten, überfielen die Opfer pfäffischer Verfolgungswuth, brannten zwei und zwanzig ihrer Dörfer oder Weiler nieder und ermordeten, ohne Unterschied des Geschlechts und des Alters Frauen, Greise und Kinder. In Cabrieres, einem Hauptorte des Bezirks, schlachteten die römisch-katholischen Christen kalten Blutes sieben hundert Männer ab. Die Frauen verbrannten sie in einer Scheune. Nach dem Wortlaute des Urtheils rissen die Barbaren die Häuser der Waldenser nieder, hieben ihre Wälder ab, rissen die Bäume der Gärten aus, und verwandelten das einst so blühende Land in eine Wüste. Das war die erste Folge des Pariser Glaubenswerkes! Die Pfaffen konnten wohl den leichtfertigen König Franz bestimmen, das schauderhafte Urtheil des Parlaments von Aix zu genehmigen, allein die Stimmen der Entrüstung, welche in ganz Frankreich wiederhallten, nicht erdrücken. Diese drangen bis zu des Königs Ohren und mußten, wenn er noch eine Spur von Menschlichkeit besaß, die letzten Tage seines Lebens mit allen Schrecknissen der Hölle, an welche er glaubte, erfüllen.

So begannen in Frankreich die Mordthaten, deren die Katholiken sich gegen die Protestanten in immer steigendem Maße schuldig machten. Das Blutbad von Cabrieres genügt allein, das Gedächtniß des Königs Franz mit Schimpf und Schande zu bedecken. Wie Kaiser Karl in den Niederlanden, so gab König Franz in der Provence das Zeichen zu jenen massenhaften Abschlachtungen des Glaubens wegen, welche die Kirche, zu deren Schutze sie befohlen wurden, so tief mit Blut erfüllte, daß es nie mehr von ihr abgewaschen werden kann. Kurz nach den Mordscenen der Provence starb Franz I. (1547) im vier und fünfzigsten Jahre seines Lebens, dem vier und dreißigsten seiner Regierung.

Die Kriege, welche er mit Karl V. führte, und die Friedensverträge, die er mit ihm schloß, haben wir in der Geschichte Spanien's*) so ausführlich, als sie es verdienten, geschildert. Sie machten ihm wenig Ehre, doch ruht auf ihnen nicht derselbe bittere Tadel, welcher die innere Verwaltung seines Reiches trifft. Wenn ungeachtet aller Fehlgriffe, Leichtfertigkeiten und Schandthaten, welche das Leben des Königs Franz in fast ununterbrochener Reihe bezeichnen, französische Schriftsteller denselben noch immer rühmen und preisen, so deutet dieses nur an, wie niedrig in unseren Tagen noch der Standpunkt der meisten Geschichtschreiber, und wie falsch der Maßstab ist, welchen sie an Kaiser und Könige legen.

*) S. oben § 58. S 382.

## § 65. Heinrich II. und Franz II. (1547—1559—1560)

Franz I. hatte den französischen Reformirten gegenüber eine sehr feindliche Stellung eingenommen. Er hatte die Protestanten Deutschlands gegen Karl V. aufgehetzt und ihnen gute Worte gegeben, er hatte sich sogar mit Mohammedanern gegen den deutschen Kaiser und spanischen König verbunden, sein ganzes Leben war eine Reihe von Thaten, welche bezeichnen, daß Franz für Religion ganz eben so wenig Sinn und Neigung hatte, als für Sittenreinheit. Die Strenge, welche die französischen Protestanten in ihrem Lebenswandel bekundeten, und welche die allgemein herrschende Leichtfertigkeit noch schärfer hervortreten machte, war ihm unbequem. Die katholische Religion paßte weit besser zu seiner ganzen Persönlichkeit, als die protestantische. Sie machte es ihm am leichtesten, über seine zahlreichen kleinen und großen Sünden hinwegzukommen, ohne seinen Neigungen Gewalt anthun zu müssen. Er konnte schon aus dem Grunde die katholische Kirche nicht verlassen, weil er die Ehre hatte, deren ältester Sohn genannt zu werden, und weil er bei seinen mannichfaltigen, auf Italien berechneten Eroberungsplänen dem Papste nicht vor den Kopf stoßen durfte.

Sein Sohn, Heinrich II., welcher ihm, im Alter von neun und zwanzig Jahren, auf dem Throne folgte, war nicht, wie Karl's V. Sohn, Philipp II., der Vater in einer verstärkten, sondern vielmehr in einer sehr abgeschwächten Auflage. Die Reformation mußte daher, ganz abgesehen von dem Nationalcharakter, schon wegen der Verschiedenheit des Charakters der Herrscher, unter welchen sie sich zu entwickeln begann, ganz andere Erfolge im Norden, als im Süden der Pyrenäen haben.

Philipp II. war die Religion in weit höherem Maße, als seinem Vater Karl V. Herzensangelegenheit. Sie bildete einen entscheidenden Beweggrund bei allen seinen Regierungshandlungen, während Heinrich II. nur ausnahmsweise sich mit der Religion beschäftigte und ihr, neben seinen Eroberungsplänen, eine sehr untergeordnete Stelle anwies. Doch Frankreich war das Mutterland der Jesuiten. In Paris hatte Ignatius Loyola die ersten Keime seines Ordens gelegt.*) Frühzeitig hatten sich dessen Sendlinge in Frankreich festgesetzt und die Gemüther zum Hasse gegen die Reformirten entflammt. Heinrich II. war selbst keines religiösen Fanatismus fähig. Er hatte mehr Neigung zu dienen, als zu herrschen. Er unterwarf sich mit Vergnügen der Leitung der Buhlerin seines Vaters, der bekannten Diana von Poitiers, Herzogin von Valentinois und des alten Connetable von Montmorency, den sein Vater verbannt hatte, welchen Heinrich aber unmittelbar nach seiner Thronbesteigung an seinen Hof berief. Je schwächer des Königs Charakter war, desto kühner erhoben dessen Günstlinge ihre Häupter und desto freieres Spiel hatten die Parteien, welche sich um sie bildeten. An der Spitze derselben standen: Diana von Poitiers, der Connetable, die Guisen, der Marschall von St. André und die Königin Katharina von Medicis, des Königs Gemahlin. Diana von Poitiers gründete ihre Macht auf die Zuneigung Heinrich's, mit dem sie seit langer Zeit in sehr innigen Beziehungen gestanden war. Der Connetable von Montmorency pochte auf seine langjährigen, dem Vaterlande und dem Könige geleisteten Dienste. Die Guisen waren mächtig durch ihre verwandtschaftlichen Verhältnisse, durch den Einfluß der Jesuiten und der Päpste, welche in ihnen hinwiederum ihre festesten Stützen hatten und durch ihre großen Talente, die sich unter allen Verhältnissen Bahn gebrochen hätten. Am schwächsten unter allen Parteien waren, zu Heinrich's II. Zeiten, diejenigen der Königin Katharina und des

*) S. oben § 26. S. 193.

Marschalls St. André. Die bedeutendsten Persönlichkeiten unter allen, welche am Hofe Heinrich's II. glänzten, waren die beiden Brüder Guise. Die Familie Guise war ein lothringisches Geschlecht. Den Herzog Anton von Lothringen*) haben wir schon oben im Bauernkriege kennen gelernt. Sein jüngerer Bruder, der Herzog Claudius von Guise, war der Vater der beiden französischen Parteihäupter seines Namens. Das älteste derselben, Franz, welcher bis zum Tode seines Vaters (1550), den Titel Graf von Aumale führte und erst später sich Herzog von Guise nannte, war einer der fähigsten Kriegsleute seiner Zeit und verstand es zugleich, die Gunst der Großen und des großen Haufens zu gewinnen. Sein Bruder Karl, der Kardinal von Lothringen, war ein schlauer Pfaffe und ein gewandter Unterhändler.†) Drei andere Brüder desselben Hauses erwähnen wir nicht. Durch Vermittlung der Diana von Poitiers brachte der alte Herzog Claudius von Guise die Vermählung seiner Tochter, der verwittweten Herzogin von Longueville mit dem Könige Jakob V. von Schottland zu Stande. Seine beiden Söhne hoben das Ansehen ihres Hauses noch mehr, indem sie die Verlobung ihrer Nichte, der Tochter Jakob's V. mit dem Dauphin Franz durchsetzten.

Eine der ersten Thaten Heinrich's II. war die Verbannung und Plünderung der Nebenbuhlerin der Diana von Poitiers, der Anna von Pisseleu, Herzogin von Estampes. Die obersten Häupter des Staates, die Guisen und Diana von Poitiers theilten sich in den Raub. Doch so reich die Herzogin von Estampes auch gewesen war, ihr Vermögen genügte den habsüchtigen Höflingen Heinrich's II. lange nicht. Mit unersättlicher Gier stürzten sie sich auf die Güter der Protestanten, welche die Anordnungen Franz' I. ihnen preisgaben. Indem sie sich durch dieselben bereicherten, stellten sie sich an, als wären sie besonders gute Katholiken. Wie bequem ist doch die Religion, welche zugleich die Habgier und die Eitelkeit in solcher Weise befriedigt!

Als Heinrich II. den Thron bestieg, war Frankreich im Frieden mit allen Staaten Europa's. Doch bald schon brach der Krieg von neuem aus. Französische Hülfsgelder waren es, mit welchen Moritz von Sachsen seine Heere bezahlte und den Passauer und Augsburger Religionsfrieden erkämpfte.‡) Doch mußte Deutschland die geleistete Hülfe theuer mit den Städten Cambray, Metz, Toul und Verdün bezahlen. Gerne hätte Heinrich damals schon das ganze linke Rheinufer an sich gerissen. Sein Plan scheiterte aber an der allzugroßen Frechheit des Connetable's Montmorency. Der Krieg dauerte mit abwechselndem Glücke fort bis zum Waffenstillstande von Vaucelles (1556||), welcher übrigens nicht von langer Dauer war, indem Heinrich II. den Einflüsterungen der Guisen und des Papstes Paul's IV. Gehör schenkte, und denselben brach.

Die Franzosen erlitten rasch hintereinander die furchtbarsten Niederlagen bei St. Quentin (1557) und Gravelingen (1558). Sie wurden mit großem Verluste aus Italien vertrieben. Im Frieden zu Chateau-Cambresis§) wurde in der Hauptsache der Besitz zur Zeit des Waffenstillstandes von Vaucelles als Richtschnur angenommen. Doch Calais, welches die Franzosen im Laufe des Krieges, an dem auch die Engländer auf Seiten der Spanier Theil genommen hatten, blieb ihnen.

Während Heinrich II. die deutschen Protestanten in ihrem Kriege gegen Kaiser Karl V. unterstützte, wüthete er in Frankreich gegen ihre Glaubensbrüder. Schon im ersten Jahre seiner Regierung erließ Heinrich eine haarsträubende Verordnung „gegen die Gotteslästerer und Ketzer," in welcher bestimmt wurde, daß den Ersteren die Zunge mit einem glühenden Eisen durchstochen, die Letzteren lebendig verbrannt werden sollten. Allerdings war es nicht möglich, dieselbe ihrer ganzen Strenge nach zur Ausführung zu bringen, denn

*) S. § 7. S. 62. †) S. oben § 23 S. 179. ‡) S. oben § 12. S. 97. § 33. S. 245.
||) S. § 58 S. 382. §) S. oben § 59. S. 393.

damals zählten die Protestanten schon zu viele Gönner und Freunde im Schooße der Gerichte, des Adels und selbst des Hofes. Allein da und dort, wo wüthende Katholiken durch den Einfluß der Protestanten nicht in Schranken gehalten wurden, verübten sie, unter dem Schutze der Gesetze, die furchtbarsten Grausamkeiten an den Gegnern ihres Glaubens. Der König duldete nicht blos diese Schandthaten, er ermuthigte die Richter auch zu solchen.

Der Connetable von Montmorency war nicht minder verfolgungssüchtig, als die Guisen. Heinrich II. vergaß schnell die wichtigen Dienste, welche ihm die Protestanten im Kriege mit den Spaniern geleistet hatten. Doch nicht lange konnte er der katholischen Partei zum Werkzeuge der Zerstörung dienen.

Während der Feierlichkeiten, die zu Ehren der Hochzeit seiner Tochter, der Prinzessin Elisabeth, mit dem Könige Philipp II. von Spanien zu Paris stattfanden, brach der König eine Lanze mit Montgommery, Grafen von Lorges, einem Hauptmanne seiner Garde. Er hatte seinen Helm nachlässig aufgesetzt und das Visier nicht fest geschlossen. Nachdem die Lanze Montgommery's auf dem Brustharnische des Königs abgebrochen war, gerieth der Schaft an das Visier, das sich öffnete, statt den Stoß abzuwenden. Die Lanzensplitter drangen dem König durch das Auge tief in das Gehirn. Vierzehn Tage nach dem Turniere war Heinrich II. eine Leiche.

Am 10. Juni 1559 hatte der König die Parlamentsräthe Düfaur und Bourg in eigener Person, während der Sitzung des Gerichtshofes verhaften lassen und gegen sechs andere Räthe Verhaftsbefehle geschleudert. Es war eine Scene, ähnlich derjenigen, welche sein Vater Franz I. aufgeführt hatte, als er sechs Protestanten lebendig verbrennen ließ. Franz I. hatte die schändlichste That seiner Regierung nicht lange überlebt. Heinrich II. wurde schon vierzehn Tage nach seinem „Glaubenswerke" auf das Krankenbett geworfen. Er starb einen Monat darauf, am 10. Juli 1559.

Die Verwaltung Heinrich's war in mehr als einer Rücksicht für Frankreich sehr verderblich gewesen. Bis zu seiner Zeit waren die Abgaben, welche die Franzosen zu zahlen hatten, verhältnißmäßig sehr leicht. Die gesammte ordentliche Staatseinnahme betrug nicht mehr, als sechs Millionen einmal hundert acht und vierzig tausend Livres, wovon drei Millionen acht mal hundert neun und achzig tausend auf die Grundsteuer, und der Rest auf die Domänen, Salzsteuer und Accise gingen. Die ordentliche Ausgabe betrug nicht ganz vier und eine halbe Millionen, und die außerordentliche etwas weniger. Die außerordentliche Einnahme betrug 2½ Millionen, so daß Ausgabe und Einnahme sich fast ausglichen. Allerdings hatte der französische Livre damals drei zwei drittelmale größeres Silbergewicht, als in unseren Tagen, auch gehörten dazumal die Provinzen Roussillon, Elsaß, Artois, Flandern, Hennegau, Franche-Comté und Lothringen noch nicht zu Frankreich. Dennoch zeigt das Büdget aus der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, wie sehr seitdem die Kosten der Verwaltung und der Luxus der regierenden Herren zugenommen hat. Für seine Person verbraucht Ludwig Napoleon mehr, als die gesammte außerordentliche und ordentliche Einnahme Frankreich's zur Zeit Heinrich's II. betrug. So lange einzelne Wenige Millionen vergeuden, müssen die Massen die nothwendigsten Lebens-Bedürfnisse mit ihrer Gesundheit und Lebenskraft bezahlen. Unter Heinrich II. wurde der Verkauf von Aemtern zuerst in größerem Maßstabe betrieben. Kein Mittel, Geld zu erpressen wirkte so verderblich auf die Verwaltung des ganzen Reiches ein.

Vergebens widersetzten sich die Parlamente. Sie hatten in Frankreich niemals die Kraft, den Uebergriffen der Regierung Schranken zu ziehen. Heinrich's ältester Sohn, Franz II., war noch nicht volle sechszehn Jahre alt, als er seinem Vater auf dem Throne folgte, und war schon mit der Königin von Schottland, Maria Stuart, verheirathet. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß er bald kinderlos starb. Diese Thatsachen

genügen aber, anschaulich zu machen, in wie schlechten Händen das Schicksal Frankreichs und des jungen Königs lag. Vergebens hatte der alte Connetable Anne von Montmorency, während der Krankheit des Königs gesucht, die französischen Prinzen zu vereinigen, um dem Uebergewichte der Guisen die Spitze zu bieten. Anton von Bourbon, König von Navarra, der nächste Erbe der französischen Krone nach den jüngeren Brüdern des Königs, war ein durchaus unfähiger Mensch, welcher, statt an die Gegenwart und deren Bedürfnisse, nur entweder an die vergangene Größe des Reiches Navarra dachte, oder sich in sinnlosen Träumen künftiger Größe wiegte. Die Guisen bemächtigten sich, als Oheime der Königin, schnell der gesammten Staatsgewalt. Dasselbe Schicksal, welches Diana von Poitiers der Herzogin von Estampes nach Franz I. Tode bereitet, hatte sie selbst jetzt, nach Heinrich's II. Tode zu erdulden. Es half sie nichts, daß einer der Guisen, der dritte unter den Brüdern, Claudius Herzog von Aumale, eine ihrer Töchter geehelicht, und daß sie das ganze lothringische Haus mit Wohlthaten überhäuft hatte. Da Diana, nach Heinrich's II. Tode, keine Macht mehr besaß, opferten die Guisen diese Frau dem Hasse der Königin-Mutter, Katharina von Medicis auf.

Diana von Poitiers mußte mit ihren Anhängern den Hof verlassen. Sie konnten alle nur dadurch einen Theil ihres Vermögens retten, daß sie auf den anderen zu Gunsten der Guisen und ihrer Kreaturen Verzicht leisteten.

Die Königin Mutter hielten die Guisen von der Regierung ferne, indem sie dieselbe als eine Ausländerin verschrieen. Den ersten Prinzen von Geblüte, Anton von Bourbon, schüchterten sie dermaßen ein, daß er froh war, unter dem Vorwande einer Sendung nach Spanien, von Paris wieder fort zu kommen. Der alte Connetable Montmorency mußte gleichfalls den Hof meiden. Katharina, welche sich nicht ruhig um ihren Einfluß auf ihren Sohn bringen lassen wollte, mußte fremde Hülfe suchen. Der Uebermuth der beiden Brüder Guise vereinigte rasch einen großen Theil des katholischen Adels gegen sie. Die Calvinisten mußten in dem jesuitenfreundlichen Brüderpaare ihre gefährlichsten Gegner erkennen. An ihrer Spitze stand die Gemahlin des schwachen Königs Anton von Navarra, die muthige und entschiedene Johanna von Albret, der Prinz Ludwig von Condé, König Anton's Bruder und die drei Brüder von Chatillon. Diese Letzteren allein besaßen Charakterstärke und Fähigkeiten, welche sie in den Stand setzten, den Guisen die Spitze zu bieten. Der Admiral von Coligny und dessen jüngerer Bruder d'Andelot waren beide ausgezeichnete Kriegshelden. Sie besaßen jene unerschütterliche Festigkeit und ausdauernde Beharrlichkeit, welche die Katholiken nicht zu überwinden hoffen konnten. Der Cardinal von Chatillon, Bischof von Beauvais gab der ganzen französischen Geistlichkeit ein großes Beispiel, indem er das Gewicht seines Namens in die Wagschaale der Reformation legte.

Der Prinz von Condé nannte sich öffentlich das Haupt der in ganz Frankreich verbreiteten französischen Gemeinde und schützte in seiner Residenz Ferté, in der Champagne, die Abgeordneten derselben, welche dort zusammen trafen, um gemeinschaftliche Berathungen zu pflegen und ihre Partei zu organisiren. Die französischen Calvinisten standen in unausgesetztem Briefwechsel mit Calvin und wurden von Theodor Beza, der sich häufig in ihrer Mitte befand angefeuert, sich in ihrem Glauben nicht beeinträchtigen zu lassen.

Die vielen Adeligen, welche gewöhnt gewesen waren, sich an der Sonne des Hofes zu wärmen, welche die Guisen aber von allem Einflusse fern hielten, zürnten diesen ohne alle Rücksicht auf die Religion. Die Calvinisten dagegen, welche aller Orten, wo sie nicht mächtige Beschützer oder das Uebergewicht hatten, auf's blutigste verfolgt wurden, hatten nur zu gute Gründe, dem auf ihnen lastenden Drucke mit dem Schwerte in der Hand entgegen zu treten. Es ist sehr unsinnig, die Katholiken, welche darauf ausgingen, die Protestanten mit Gewalt auszurotten, auf gleiche Stufe mit diesen setzen zu wollen. Die

Reformirten verlangten nichts weiter, als Duldung. Sie wollten nur das ewige und unveräußerliche Menschenrecht der Glaubensfreiheit geltend machen. Sie waren insofern vollkommen in ihrem Rechte. Die Katholiken dagegen, welche Verbrennungskommissionen (chambres ardentes) durch ganz Frankreich schickten und das Bekenntniß der protestantischen Religion als ein Verbrechen bestraften, waren selbst dann im Unrechte, wenn sie als bestellte Diener des Königs die von demselben erlassenen Gesetze vollzogen. Doch der Parteihaß und die Wuth der Pfaffen bekümmerte sich gewöhnlich sehr wenig um königliche Gesetze. Dem aufgeregten Pöbel schien das Verfahren der Gerichte oft viel zu langsam. Er folgte dem Beispiele und der Aufmunterung der Machthaber seiner Partei und fiel über die Protestanten her, wo er glaubte, sie ungestraft ermorden und berauben zu können. Wenn diese den Umständen nach die beklagenswerthesten Grausamkeiten begingen, so ist zu bedenken, daß sie auf's äußerste gereizt wurden. Die Hugenotten waren nicht die Angreifer, sie vertheidigten sich nur, und sind daher wohl zu entschuldigen, wenn sie, aufgeregt durch die an ihnen verübten Grausamkeiten, das Maß der Nothwehr in einzelnen Fällen überschritten. In Frankreich, wie in Deutschland und in den Niederlanden, waren die Protestanten jederzeit bereit, die Waffen niederzulegen, falls ihnen die Katholiken Glaubensfreiheit bewilligen würden. Diese hatten es daher immer in ihrer Macht, den Frieden herzustellen. Doch sie ruhten nicht, bis sie die Hugenotten fast gänzlich ausgerottet hatten.

Allerdings mischten sich in Frankreich, wie in allen Ländern mannichfaltige persönliche Leidenschaften in den Kampf. Dieses war aber auf Seiten der Katholiken in weit höherem Maße der Fall, als auf Seiten der Protestanten. Die meisten der Letzteren, namentlich die drei Chatillons, brachten der Sache der Glaubensfreiheit die größten persönlichen Opfer, setzten sich ihr ganzes Leben lang Gefahren und Verfolgungen aus und fanden niemals einen anderen Lohn, als das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht.

Jeder Mensch, jede Gemeinde und jede Nation ist aufgefordert, unter allen Verhältnissen ihre ewigen und unveräußerlichen Rechte zu behaupten. Wenn dazu Gewalt erforderlich, so ist deren Anwendung vollständig gerechtfertigt, und wenn nur List zum Ziele führen kann, so ist auch diese nicht zu verwerfen. Nur Verrath, Gift und Dolch lassen sich auch gegen die schlimmsten Despoten im Allgemeinen nicht gut heißen.

Der furchtbare Druck, welcher auf Frankreich lastete, machte es allen Freunden der Freiheit und des Vaterlandes zur Pflicht, sich dagegen zu erheben. Die berühmte Verschwörung von Amboise, deren Zweck war, den schwachen König Franz II. inmitten seiner beiden Vormünder und Oheime aufzuheben, die Guisen vom Hofe zu entfernen und mit Hülfe der Stände eine bessere Regierung einzurichten, war daher im Prinzipe nicht zu tadeln, obgleich die Ausführung viel zu wünschen übrig ließ und mißglückte. Die Guisen erhielten von der Verschwörung frühzeitig Kenntniß, überwachten deren Entwickelung und benutzten die Gelegenheit, so viele ihrer Gegner, als sie irgend konnten, in's Verderben zu stürzen.

Die Leitung des ganzen Planes übernahm ein Edelmann, Namens la Renaudie. Da derselbe an der Spitze seiner Truppen das Leben verlor, und keine Papiere von Bedeutung aufgefunden wurden, so ist bis auf diesen Tag nicht ausgemacht, wer die eigentlichen Anstifter des Unternehmens waren. Um die Verschworenen in die Falle zu locken, begab sich der Hof aus der offenen Stadt Blois nach dem befestigten Schlosse Amboise, und um Gelegenheit zu finden, ihre gefährlichsten Feinde, die drei Brüder Chatillons zu vernichten, beriefen die Guisen diese zu sich. In der That fanden sich dieselben zu Amboise ein. Auch der Prinz von Condé kam dahin. Diesem wurde sogar der wichtigste Posten zur Vertheidigung anvertraut, jedoch einer der Guisen ihm zur Seite gestellt. Die Verschworenen wurden, wie sie sich dem Schlosse näherten, zusammen gehauen. Mehr als zwölf hundert

Menschen sollen dabei ihr Leben verloren haben. Der Herzog Franz von Guise ließ sich zum Reichsstatthalter und Stellvertreter des Königs ernennen, es gelang ihm aber nicht, den Herzog von Condé und die Chatillons in die Sache zu verwickeln. Diese waren viel zu klug, sich in ein Unternehmen einzulassen, welches viele hundert, ja wohl mehrere tausend Mitwisser hatte, im Anfange Februars beschlossen und erst am 16. März 1560 ausgeführt wurde. Gewiß wären sie aber nicht so thöricht gewesen, sich selbst nach Amboise zu begeben, wenn sie geheime Theilnehmer der Verschwörung gewesen wären. Ohne Zweifel besaßen sie mehr oder weniger genaue Kenntniß von den Plänen der Verschworenen. Doch dieses konnte man ihnen weder beweisen, noch zum Verbrechen stempeln.

Nachdem der Angriff der Verschworenen auf Amboise blutig zurückgeschlagen worden war, setzte der Kanzler Olivier ein Amnestie-Decret durch, welches jedoch nicht zur Ausführung kam. Kurz darauf starb Olivier und der Kanzler L'Hospital mußte das grausame Edict von Romorentin entwerfen, durch welches die Reformation in Frankreich gänzlich erdrückt werden sollte. Dasselbe entzog alle Glaubensprozesse den weltlichen, überwies sie den geistlichen Gerichten, und erklärte alle diejenigen, welche Conventikel oder geheime Zusammenkünfte besuchten, des Hochverraths schuldig. Die Criminalgerichte der Provinzen erhielten das Recht in solchen Fällen ohne Appellation das Urtheil zu sprechen und vollziehen zu lassen. Die Anzeiger geheimer Versammlungen sollten eine Belohnung von hundert Thalern erhalten. Die Calvinisten Frankreich's wurden durch diese blutige Verordnung in die größte Aufregung versetzt. Die Prinzen rüsteten sich zum Kampfe. Der Hof hatte kein Geld und berief, um solches zu bekommen, eine Notablenversammlung nach Fontainebleau, und als diese die gewünschten Summen nicht bewilligte, eine zweite auf den Oktober nach Orleans. Der König von Navarra und sein Bruder, der Prinz von Condé hatten sich wohl gehütet, in Fontainebleau zu erscheinen, waren jedoch thöricht genug, den Versicherungen des Königs Glauben zu schenken, und sich in Orleans einzufinden.

Franz II. ging seinem Ende sichtlich entgegen. Er litt an der furchtbaren Krankheit des Aussatzes. Die Guisen wußten, daß nach des Königs Tode die Regentschaft, während der Minderjährigkeit des Thronfolgers, an den ersten Prinzen vom Geblüte, den König von Navarra, Anton von Bourbon, fallen müsse. Es galt, dieses zu verhindern Um die Mittel waren weder die Guisen, noch die Königin-Mutter Katharina, deren Interesse in diesem Punkte zusammen trafen, verlegen. Sie ließen den Prinzen von Condé gefangen setzen und, im Widerspruche mit der Verfassung des Reiches, zum Tode verurtheilen. Katharina übernahm es, den schwachen König von Navarra dermaßen einzuschüchtern, daß er auf den ihm gebührenden Antheil an der Vormundschaft, für den Fall des Todes Franz' II. Verzicht leistete.

Am 15. Dezember 1560 hauchte der junge König seinen letzten Seufzer aus. Ob die Guisen den Prinzen von Condé wirklich hinrichten lassen, oder sich des Urtheils nur bedienen wollten, die beiden Prinzen von Bourbon zu schrecken, bleibt dahin gestellt. Wir halten es für wahrscheinlicher, daß sie keine Komödie, sondern bitteren Ernst im Sinne hatten. Doch Franz II. starb, bevor ihre Pläne gereift waren. Mit seinem Tode hörte die Reichsstatthalterschaft des Herzogs Franz von Guise auf. Seine Herrschaft hatte ein Ende. Der Thronfolger hatte keine Nichte von ihnen zur Gattin. Ihre Stellung wurde schwieriger, als sie jemals gewesen war, denn sie hatten sich während der Zeit ihrer unumschränkten Gewalt viele und mächtige Feinde gemacht.

## § 66. Karl IX. und die Bartholomäus-Nacht (1560—1574).

Der Zufall der Geburt und des Todes entscheidet über das Schicksal der Monarchien. So demüthigend diese Thatsache für die Völker ist, welche unter dem Joche von Königen stehen, so läßt sie sich doch nicht leugnen. Franz II. war eine der nichtigsten Personen Frankreich's, ohne Geist und ohne Kraft und vom Aussatze zerfressen. Dennoch war er, insofern er den Boden bildete, auf welchem andere standen, einer derjenigen Menschen, dessen Leben und Tod die größte Bedeutung für Frankreich hatte. Der Hof nahm plötzlich eine ganz andere Gestalt an. Die Königin-Mutter, Katharina, trat an die Spitze der Geschäfte. Sie hatte lange genug den Uebermuth der Guisen ertragen und suchte Freunde zu finden, welche im Stande waren, ihnen Schranken zu setzen. Sie rief den Connetable von Montmorency, den alten Feind der Guisen zurück, ließ dem Prinzen von Condé eine Urkunde ausstellen, worin er für völlig schuldfrei erklärt wurde, ertheilte dem Könige von Navarra den Titel eines General-Statthalters, natürlich in der Voraussicht, daß er die mit dem Amte verbundenen Mühseligkeiten Anderen überlassen würde, endlich ließ sie die Stände, welche schon einberufen waren, zusammen kommen, vertagte sie aber bald wieder auf eine spätere Zeit.

Den Calvinisten gegenüber benahm sich die Königin-Mutter mit großer Falschheit. Während sie ihnen die besten Worte gab und öffentlich den Parlamenten und Gerichten befehlen ließ, die gefangenen Protestanten frei zu geben, sandte sie den Gerichtspräsidenten widersprechende geheime Weisungen. Auch ließ sie das Edict von Romorentin von neuem bekräftigen. Diese sich kreuzenden Verfügungen des Hofes hatten zur Folge, daß die Protestanten etwas freier aufathmen konnten. Verfolgungssucht des Glaubens wegen lag nicht im französischen National-Charakter. Sie wurde demselben gewaltsam, von oben herab, eingeimpft. Das französische Volk trifft nur der Tadel, daß es nicht die Kraft besaß, den grausamen Impulsen, die ihm von seinen Machthabern gegeben wurden, genügenden Widerstand entgegen zu setzen. Während die Königin-Mutter sich den calvinistischen Prinzen annäherte, schloß der Herzog Franz von Guise mit dem Connetable von Montmorency und dem Marschall von St. André einen Bund, welcher bald das Triumvirat genannt wurde, im Hinblick auf jene drei Tyrannen, welche das römische Volk unterjochten. Unter dem Einflusse der Chatillons erging (im Juli) ein Edict, welches der gerichtlichen Verfolgung der Protestanten einige Schranken setzte. Die Protestanten faßten neuen Muth. Der fanatisirte katholische Pöbel wurde aber dadurch von neuem gereizt und übte gegen sie da und dort Gewalt. In Paris kam es zu einem blutigen Gefechte, in welchem die Katholiken das in der Vorstadt St. Germain stehende Haus des reformirten Herrn von Longjümeau-Gaillard stürmten, die darin zum Gottesdienst versammelten Hugenotten aber den Angriff zurückschlugen.

In damaliger Zeit bildeten die Protestanten die Mehrzahl der Bevölkerung Frankreich's. Nur diese Thatsache macht es uns erklärlich, daß dieselben nicht längst, in Uebereinstimmung mit den königlichen Edicten, ausgerottet worden waren. Der Kardinal von Guise erkannte dieses auch bei Gelegenheit der Krönungsfeierlichkeiten zu Rheims ausdrücklich an, kam aber nicht zu der Schlußfolge, daß die Mehrheit den Ausschlag gebe, oder daß wenigstens ihr Glaube geduldet werden müsse, vielmehr zu der Ansicht, daß die Vorrechte der Geistlichkeit mit der ganzen Gewalt des Staates aufrecht erhalten werden müßten. Die Protestanten verlangten, gehört zu werden. Der Kardinal von Guise, welcher ebenso wohl, als die Königin-Mutter Katharina erkannte, daß die katholische Partei weder durch Edicte, noch durch offene Gewalt die Reformation in Frankreich ausrotten könne, dachte, es

käme alles darauf an, zuvörderst Lutheraner und Calvinisten mit einander zu entzweien In dieser Hoffnung ging der Kardinal auf den Vorschlag der Protestanten ein. So kam das berühmte Gespräch von Poissy zu Stande. Mittlerweile sollte, dem sogenannten Juli-Edicte zufolge, den Protestanten eine gewisse, sehr beschränkte Duldung gewährt werden.

Im August 1561 wurde zu Pontoise die allgemeine Ständeversammlung eröffnet. Die Geistlichkeit war zum Glücke ausgeblieben. Adel und dritter Stand tagten ohne sie. In Uebereinstimmung mit den früher zu Orleans gefaßten Beschlüssen wurde ein Edict erlassen, welches den Protestanten sehr günstig war. Doch als es galt dasselbe öffentlich zu verkünden und dessen Wirksamkeit zu sichern, so fand die katholische Partei Mittel genug, dieses zu verhindern. Die Stände drangen auf vollständige Duldung für die Calvinisten. Der Hof wollte sie nicht gewähren. Als Mittel der Versöhnung schlugen auch die Stände ein Religionsgespräch vor.

Am 9. September 1561 versammelten sich zu Poissy die Großen des Reiches: König Karl IX. mit seinem ganzen Hofe, die Prinzen von Geblüte, fünf Kardinäle, vierzig Bischöfe und eine Menge anderer Personen von Stand, Einfluß und Bedeutung. Von Seiten der Calvinisten erschienen zwölf Geistliche, unter ihnen strahlte Theodor Beza durch Beredtsamkeit und Geisteskraft vor allen hervor. Eine Uebereinkunft kam nicht zu Stande. Einige Worte, welche Beza sprach, verletzten zwar die Lutheraner, allein die von dem Kardinal von Lothringen beabsichtigte, vollständige Spaltung zwischen ihnen und den Calvinisten erfolgte nicht. Es blieb so ziemlich alles beim Alten. Eine zweite Versammlung wurde am 16. September abgehalten. Die ganze Verhandlung schloß aber damit, daß derselbe Kardinal von Lothringen, welcher am neunten und sechszehnten September die Rolle eines Parteiführers der Katholiken gespielt hatte, am vier und zwanzigsten diejenige eines Richters übernahm.

Der Jesuite Laynez mischte sich in die Verhandlungen dieses Tages, durch ihn wurde das bisher mit Anstand geführte Gespräch in ein gehässiges Schimpfen und Toben verwandelt. Eine Verständigung war nicht mehr möglich. Der von dem Jesuiten angeschlagene Ton theilte sich der ganzen Schaar der Mönche mit. Aus Schimpfereien entwickelten sich Prügeleien. Am 26. Dezember 1561 kam es, in der Pariser Vorstadt St. Marceau, zu einer kleinen Schlacht, in welcher die Protestanten das Feld behaupteten. Schon am folgenden Tage rächten sich die Katholiken, indem sie die Bänke des protestantischen Betsaales verbrannten. Das in der Hauptstadt gegebene Beispiel verbreitete sich, gleich einem Lauffeuer, über alle Provinzen.

Die Regierung besaß nicht die Macht, diesen Unruhen ein Ziel zu setzen und mußte befürchten, daß beim Ausbruche eines Bürgerkrieges die Protestanten das Uebergewicht gewinnen möchten. Nicht bloß die Mehrheit des Volkes, sondern auch sämmtliche erwachsenen Mitglieder des königlichen Hauses, der König und die Königin von Navarra, und des ersteren Bruder, der Prinz von Condé hingen damals der protestantischen Religion an. Zwar wurde Karl IX. und seine beiden jüngeren Brüder in der katholischen Religion erzogen, allein keiner derselben hatte auf langes Leben und auf Nachkommen irgend eine Aussicht, während der Sohn der Königin Johanna von Navarra, der jugendliche Heinrich von Bearn, der nachmalige Heinrich IV., sich der kräftigsten Gesundheit erfreute und damals schon als der voraussichtliche Gründer eines neuen Königshauses betrachtet wurde. Die Stände des Reiches hatten sich zu Orleans und Pontoise entschieden zu Gunsten der Protestanten ausgesprochen. Katharina wagte es daher nicht, einen offenen Zusammenstoß mit ihnen herbei zu führen. Sie berief nach St. Germain eine jener Versammlungen, welche aus den Prinzen von Geblüte und den obersten Staatsbeamten bestand und erließ, in Uebereinstimmung mit derselben, das sogenannte Januar- oder Toleranzedict

vom 17. Januar 1562. Dieses bestimmte: „Die Protestanten sollten außerhalb des Umfangs der Städte ihre Religion frei üben, und wenn sie sich ruhig verhielten, dabei von den Parlamenten geschützt werden. Alle Kirchen, „heiligen" Geräthe und Ornate, deren sie sich bemächtigt hätten, sollten sie den Katholiken zurück geben. Sie sollten die katholischen Feiertage beobachten und ihre Prediger sich des Schimpfens und Schmähens enthalten, nicht auf Missionen umherziehen, vielmehr in ihren Wohnorten verweilen." Gewiß war die auf solche Weise den Protestanten gewährte Duldung noch lange nicht, was sie zu fordern berechtigt waren. Denn innerhalb der Städte wurde ihnen keine Duldung gewährt, sie mußten die katholischen Feiertage beobachten und ihre Pfarrer wurden in ihrer Wirksamkeit beschränkt, indem sie nicht ohne Gefahr ihren Wohnort verlassen konnten. Die Katholiken hätten es gewiß für unerträglich gehalten, wenn ihnen, unter solchen Bedingungen, Duldung gewährt worden wäre. Dennoch waren sie es, welche das Toleranz-Edict verletzten. Der Statthalter von Burgund, Tavannes, rühmte sich öffentlich dessen. Die Triumvirn griffen zu den Waffen. Der päpstliche Nuntius, Prosper de St. Croix und der spanische Gesandte Perrenot de Chantonay, reizten zum Widerstande gegen das Toleranz-Edict auf und machten dem elenden Könige von Navarra, Anton von Bourbon, so glänzende Zusagen, daß dieser sich der katholischen Partei mit Leib und Seele in die Arme warf. Wie damals die beiden Religionsparteien, die alte und die neue, einander gegenüberstanden, erhellt am besten aus einem Briefe, welchen Philipp II. von Spanien an die Königin-Mutter Katharina schrieb. Er gab darin seiner Schwiegermutter zu erkennen: „Wenn sie fortfahre, Duldung zu üben, so werde er nicht im Stande sein, „die Ketzerei" von Spanien und den Niederlanden abzuhalten. Sie müsse ihr Königreich mit Feuer und Schwert von dieser Pest befreien und dürfe gar nicht fragen, wie groß die Zahl dieser Pestkranken sei; er wolle sie bei der Vertilgung derselben auf jede Art unterstützen, wenn sie etwa dessen bedürfen könne."

So ergiebt sich aus den Zeugnissen der festesten Stützen der katholischen Partei: Philipp's II. und des Kardinals von Guise, daß die römische Religion nur durch Henker und Soldaten sich aufrecht erhalten lasse. Es ist unmöglich, diesen Glauben besser zu charakterisiren. Wer nicht ganz blind ist, muß aus den Worten und Thaten der eifrigsten Katholiken selbst erkennen, daß ihre Religion in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts nicht mehr die Ueberzeugung der Völker, sondern nur die Gewalt der Fürsten zu ihrer Grundlage hatte.

Diese von Schlosser durch die von ihm selbst angeführten Thatsachen vollständig erwiesene Lage der Dinge, hält ihn nicht ab, bei jeder Gelegenheit die ruchlosen Schandthaten der reactionären Partei mit den Ausschweifungen der Fortschrittspartei auf gleiche Stufe zu stellen: die Bartholomäusnacht mit den Septemberscenen, die liguistischen Brüderschaften mit den jakobinischen Klubs. Noch abgeschmackter ist es, daß er den römischen Fetischdienst dem Socialismus unserer Tage gleich stellt. Die Religionsverfolgungen dehnten sich in Frankreich über einen Zeitraum von mehr als einem Jahrhundert aus, und haben schon aus diesem Grunde nicht die Entschuldigung augenblicklicher Aufregung für sich. Der Unterschied zwischen den Römlingen des sechszehnten und den Jakobinern des achtzehnten oder den Socialisten des neunzehnten Jahrhunderts besteht aber hauptsächlich darin, daß jene den Fortschritt der Zeit hemmen, diese ihn beschleunigen wollen, daß die Papisten den finstern Aberglauben und die tausendjährige Knechtschaft aufrecht erhalten, die Männer der französischen Revolution und die Socialisten der Jahre 1848 und 1849 die Ketten der Vergangenheit brechen und die Nacht des Mittelalters erleuchten wollten. Unter den Liguisten des sechszehnten Jahrhunderts war nicht ein edler Charakter, unter den Jakobinern des achtzehnten und den Socialisten des neunzehnten waren hun-

derte der aufopferndsten Freunde des Vaterlandes, der Freiheit und der Menschheit. Es ist traurig, daß in unseren Tagen ein Geschichtschreiber, wie Schlosser, solche Vergleiche machen kann. Das ist nicht Unparteilichkeit. Das Bestreben zwei ganz verschiedenartige Parteien als gleichartig darzustellen, beruht theils auf einer mangelhaften Würdigung ihres sittlichen Werthes, theils auf dem Wunsche, die bittern Wahrheiten, welche der Reaction gesagt werden müssen, zu versüßen. Wenn Schlosser durch grundlose Verdächtigungen und Beschimpfungen, deren er sich gegen die edelsten Bestrebungen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts schuldig macht, das Recht erkaufen will, den Despoten, Mönchen und Aristokraten der Vergangenheit den Stab zu brechen, so verläßt er den erhabenen Standpunkt des Geschichtschreibers und treibt mit geschichtlicher Wahrheit Schacher. Er macht sich aber geradezu lächerlich, wenn er diesen Vergleich hundert und tausendmal wiederholt, und eine und dieselbe Person, z. B. den Herzog Heinrich von Guise fast in einem Athemzuge mit dem Herzoge von Orleans Egalite, mit Robespierre, Mirabeau und anderen unvereinbaren Gegensätzen zusammenstellt.

Die Fortschrittsmänner des achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert's gründeten ihre Bestrebungen nirgends auf den Säbel, sondern vertheidigten sich mit diesem nur gegen die Angriffe der Tyrannen und der Knechte derselben. Wie wenig die Guisen und deren Anhang mit den Jakobinern und Socialisten verglichen werden können, beweisen die nackten Thatsachen. Mit dem Blutbade von Vassy eröffnete der Herzog Franz von Guise seinen Feldzug gegen die Protestanten. Zwar behauptete der Herzog bis zu seinem Ende, die Vorfälle von Vassy seien nicht von ihm beabsichtigt gewesen, vielmehr ohne sein Zuthun und gegen seinen Willen entstanden. Allein kein unbefangener Mensch kann ihm glauben. Ein katholischer Fanatiker, an der Spitze bewaffneter Gesinnungsgenossen, konnte, wenn er in damaliger Zeit durch das Land zog, welches sich im Zustande der höchsten Aufregung befand, blutige Zusammenstöße mit den Protestanten nur vermeiden, wenn er die äußerste Vorsicht anwandte. Ein Mensch, welcher eine Pulvertonne in die Nähe eines brennenden Feuers stellt, kann sich nicht mit der Behauptung entschuldigen, er habe keine Explosion beabsichtigt. Der Herzog von Guise that alle Schritte, welche zum Blutbade von Vassy führten, während die Protestanten sich nicht das geringste Unrecht erlaubten. Die Thatsachen sprechen mit unwiderleglicher Kraft.

Am 1. März 1562 kam der Herzog von Guise mit einer zahlreichen Schaar Reiter nach Vassy. Es war Sonntag. Die Protestanten hielten in einer Scheune, wie gewöhnlich, Gottesdienst. Der Herzog hatte kein Recht, sie zu stören. Er schickte aber drei Leute an sie ab und ließ den Prediger und die Aeltesten der Gemeinde vor sich rufen. Hierin lag schon eine große Unverschämtheit. Führte der Herzog kein Unrecht im Schilde, so konnte er warten, bis der Sonntag, oder wenigstens der Gottesdienst vorüber war. Die Protestanten schlugen vor den Sendlingen des Herzogs die Thüren ihrer Scheune zu, weil sie sich nicht stören lassen wollten, oder vielleicht auch, weil sie Gewaltthätigkeiten voraussahen. Des Herzogs Leute, statt den Protestanten dieselbe Achtung zu gewähren, welche sie selbst bei ihren gottesdienstlichen Verrichtungen in Anspruch nahmen, pochten und lärmten, bis sie mit Gewalt zurück getrieben wurden. Jetzt eilte der Herzog von Guise, als wäre ein großes Unrecht begangen worden, selbst mit seinen Dienern herbei. Sie wurden mit Steinwürfen empfangen, da die Protestanten Grund hatten anzunehmen, sie sollten noch weiter gestört und beunruhigt werden. Nun fiel die ganze Schaar des Herzogs über die wehrlosen Protestanten her und hieb ohne Unterschied des Geschlechtes und des Alters alle nieder, welche sie erreichen konnten. Sechszig Protestanten verloren das Leben, viele andere wurden verwundet. Franz von Guise behauptete zwar, er habe seinen Leuten

abgewehrt. Wenn es ihm Ernst damit gewesen wäre, hätten nicht so viele Menschen ihr Leben verloren.

Im Bunde mit der katholischen Kamarilla, welche aus dem spanischen Gesandten, dem römischen Nuntius und dem elenden Könige von Navarra bestand, rückte der Herzog Franz von Guise, am 16. März 1562, in Paris ein, woselbst ihn der fanatisirte Pöbel mit Jubel empfing. Der Connetable von Montmorency und der Marschall von St. André welche in Paris befehligten und schon früher erklärt hatten, das Toleranz-Edict nicht aufrecht erhalten zu wollen, schlossen sich ihm an. Der alte Connetable war niedrig genug, sich an die Spitze eines wilden Haufens zu stellen, welcher die vor den Thoren St. Jacques und Popelinière gelegenen protestantischen Bethäuser zerstörte. Er erhielt dafür vom Volke den Namen Capitaine Brule banc (Bänke Verbrenner). Die Königin schrieb an den Prinzen von Condé und forderte ihn auf, Mutter und Sohn zu retten. Sie flüchtete sich von Monceaux nach Melün und von da nach Fontainebleau. Dort ereilten sie die Triumvirn an der Spitze eines Reitergeschwaders. Sie mußte der Gewalt weichen. Als der Prinz von Condé einige Stunden später mit 3000 Reitern in Fontainebleau eintraf, war es zu spät. Die Königin Mutter und ihr Sohn Karl IX. waren schon hinweg gebracht.

Die Protestanten, welchen selbst der König und die unter Mitwirkung der Stände erlassenen Edicte keinen Schutz mehr gewährten, griffen zu den Waffen. Am 8. April 1562 erließ der Prinz von Condé eine Erklärung, in welcher er ausführte, „die Regierung sei in der Gewalt des spanischen Gesandten, des römischen Nuntius und Legaten gefallen, fremde Prinzen (die lothringischen Guisen) führten darin die Hauptstimme. Sie habe daher aufgehört national und rechtmäßig zu sein. Am Schlusse fügte Condé hinzu, „er sei bereit, obgleich Prinz von Geblüte, sich zurück zu ziehen und die Waffen nieder zu legen, falls den Herren von Guise, dem Connetable und dem Marschalle von St. André der Befehl ertheilt würde, sich auf ihre Schlösser zurück zu ziehen." Doch der gefangene König konnte so wenig, als seine Mutter den Triumvirn Befehle ertheilen, auch wenn sie es gewollt hätten. Der Bürgerkrieg*) brach aus. Er wüthete in der Normandie, an der Loire, in der Champagne und fast in allen Theilen Frankreich's. Philipp II. von Spanien schickte den Triumvirn, die Königin Elisabeth von England und die protestantischen Fürsten Deutschland's den Hugenotten Hülfstruppen.

Unter den Waffenthaten dieses Krieges verdienen die Belagerung und Einnahme von Rouen durch die Katholiken (Oktober 1562) und die Schlacht von Dreux (19. December 1562) besonders hervorgehoben zu werden. In dieser verlor der Marschall von St. André sein Leben, indem ihn sein persönlicher Feind, Bobigny, nachdem er gefangen genommen worden war, durch einen Pistolenschuß tödtete. Der Connetable von Montmorency wurde von den Calvinisten, der Prinz von Condé von den Katholiken gefangen. Anfangs hatten die Protestanten einen glänzenden Sieg gewonnen. Doch da der Prinz von Condé für keinen Rückhalt gesorgt hatte entriß ihm der Herzog Franz von Guise, an der Spitze einer kleinen Truppenabtheilung, denselben wieder. Die Gefangenschaft des Prinzen Condé brachte den Protestanten insofern Vortheil, als der ihm an Feldherrntalenten und Charakterfestigkeit weit überlegene Admiral von Coligny die oberste Leitung ihres Heeres übernahm. Er verstärkte die Besatzung von Orleans und stellte später den Einfluß der Calvinisten in der Normandie wieder her. Während Coligny Rouen, belagerte der Herzog Franz von Guise Orleans. Hier war es, wo dieser lothringische Prinz am 18. Februar 1563 hinterrücks einen Schuß erhielt, in dessen Folge er am 24. desselben Monats starb. Der Mörder war Johann von Merci, ein Edelmann aus Angouleme mit

*) Erster Religionskrieg.

dem Beinamen Poltrot. Auf der Folter warf derselbe Verdacht auf den Admiral, dessen Bruder d'Andelot und Theodor Beza. Doch außer der durch die furchtbarsten Qualen dem Poltrot abgepreßten Aussage konnte nicht der geringste Beweis gegen die protestantischen Führer trotz aller Bemühungen der Katholiken beigebracht werden. Während des Krieges war der elende König Anton von Navarra (am 17. November 1562) in Folge einer in den Laufgräben von Rouen erhaltenen unbedeutenden, aber durch seine Liederlichkeit vernachlässigten Wunde gestorben. Die beiden gefangenen Führer der katholischen und protestantischen Partei: der Connetable und der Prinz von Condé wünschten den Frieden. Die Protestanten schlossen ihn, um das schwer bedrohte Orleans zu retten, die Katholiken, um die ihren Feinden zu Hülfe gezogenen Deutschen und Engländer wieder los zu werden. Die Bedingungen wurden in das sogenannte Edict von Amboise (am 18. März 1563) niedergelegt. Die Hauptbestimmungen desselben waren:

„Volle Religionsfreiheit für die Protestanten außerhalb der Ringmauern der Städte; Religionsübung derselben in allen Städten, in welchen sie vor dem siebenten März 1563 stattgefunden hatte; allgemeine Amnestie und Wiedereinsetzung Aller in die ihnen während des Krieges entzogenen Güter und Aemter." Weder Protestanten, noch Katholiken wurden durch diesen Frieden beruhigt. Keiner von beiden Theilen traute dem anderen. Die Königin Katharina hatte den Prinzen von Condé hauptsächlich dadurch zum Frieden bestimmt, daß sie ihm mündlich die durch den Tod seines Bruders erledigte Generalstatthalterstelle zugesagt. Im Vertrauen auf dieses Versprechen, welches, bei der Minderjährigkeit des Königs, dem Prinzen von Condé vorherrschenden Einfluß auf die Regierung sicherte, erschienen die Häupter der protestantischen Partei: d'Andelot, Larochefoucauld, der Herzog von Bouillon, Grammont, der Prinz Porcien, der Kardinal von Chatillon, der Bischof Montlüc von Valence und andere wieder am Hofe. Um mit einem Schlage die Hoffnungen der Protestanten niederzuwerfen, bewirkte die Königin Katharina, daß die Stände am 17. August 1563 den noch nicht vierzehn Jahre alten Knaben, Karl IX., für volljährig erklärten.

Der junge König begann seine Regierung damit, daß er ein Edict erließ, in welchem er zwar den Frieden von Amboise, den Worten nach, bestätigte, allein eine Menge Klauseln hinzufügte, welche alle andeuteten, daß er keine Freude daran habe, und welche daher den Protestanten die ernstlichsten Besorgnisse einflößen mußten. Kurz darauf begab sich die Königin mit ihrem Sohne auf eine Rundreise durch Frankreich, welche vom Januar 1564 bis Ende April's 1566 dauerte. Auf derselben pflog Katharina aller Orten höchst verdächtige Unterhandlungen mit den bittersten Gegnern der Protestanten: mit dem Statthalter von Burgund, Tavannes, mit dem Herzoge von Savoyen, mit einem päpstlichen Abgesandten zu Avignon und mit dem Könige Philipp II. und dessen Großhenker Alba zu Bayonne. Unterwegs erließ der König, am 4. August 1564, ein Edict von Roussillon, durch welches der Frieden von Amboise noch mehr zum Nachtheile der Protestanten verklausulirt wurde. Die Katholiken merkten sehr wohl, daß es dem Könige mit dem Frieden nicht Ernst sei, und hielten dessen Bedingungen nicht. Die Protestanten dagegen erkannten deutlich, daß es die katholische Partei auf ihre Vernichtung abgesehen habe. Es ist vollständig erwiesen, daß der Herzog Alba bei der Zusammenkunft zu Bayonne der Königin-Mutter erklärte, daß sich nur mit Feuer und Schwert, wie er sich ausdrückte, „die Wurzeln dieses Uebels" ausrotten ließen. Seit dieser Zeit brütete Katharina über den Mitteln der Ausführung dieses Planes. Es galt hauptsächlich, die Protestanten in Sicherheit einzuwiegen. Zu diesem Zwecke führte die Königin-Mutter im Februar 1566 zu Moulins eine Komödie auf, durch welche scheinbar die Guisen und die Chatillons ausgesöhnt werden sollten. Unausgesetzt rüstete Katharina sich aber zum Kampfe und unterstützte die kriegeri-

schen Vorbereitungen der gesammten katholischen Partei. Mit dem Papste und Philipp II. von Spanien pflog sie die geheimsten Verhandlungen. Damals war es, daß Philipp den längst gefaßten Plan, die Protestanten der Niederlande auszurotten, in Ausführung zu bringen gedachte, indem er den Herzog Alba mit einem Heere dahin abschickte. Unter dem Vorwande, die Bewegungen der spanischen Truppen zu überwachen, ließ Katharina sechs tausend Schweizer werben. Statt den Spaniern den Weg zu verlegen, gestattete die Königin ihnen, durch Savoyen, La Bresse, die Franche Comté und Lothringen, nach den Niederlanden zu ziehen (1567). Als endlich Alba in Brüssel am 22. August 1567 eingezogen, war keine Zeit mehr zu verlieren. Karl IX. und sein Hof hielten sich damals zu Monceaux auf. Die Protestanten machten den Anschlag, den König und sein Gefolge dort aufzuheben. Dieser erhielt aber so zeitig davon Kenntniß, daß er entfliehen konnte, (25 September). Der Prinz von Condé griff mehrere Male die Schweizer an, in deren Mitte Karl sich geflüchtet hatte. Die Protestanten belagerten Paris. In einem unentschiedenen Treffen bei St. Denys*) am 10. November, fiel der alte Connetable von Montmorency. Die Protestanten konnten nicht hoffen, Paris einzunehmen und zogen sich nach Lothringen zurück.

Am 20. März 1568 kam es zu dem sogenannten „kurzen Frieden," der seinen Ausdruck in dem Edicte von Longjümeau fand. Das Edict von Amboise sollte dadurch wieder hergestellt werden. Der Königin-Mutter kam es aber nur darauf an, die zehntausend Deutschen, welche der Pfalzgraf Casimir den Hugenotten zugeführt hatte, so schnell als möglich zum Lande hinaus zu schaffen. Sobald die katholische Partei diesen Zweck erreicht hatte, gab sie sich keine Mühe mehr, die Protestanten glauben zu machen, es sei ihr um den Frieden zu thun. Wider die Abrede verlangte Karl IX. von den Häuptern der Hugenotten die Summe zurück, welche er ihnen zur Abfindung des Pfalzgrafen Casimir geliehen hatte, verbot ihnen aber, deren Betrag durch eine Steuer von ihren Anhängern zu erheben. Der König entließ den einzigen Mann unter seinen Räthen, dem die Protestanten Vertrauen schenkten: den Kanzler l'Hospital und verschaffte sich bedeutende Geldsummen durch den Verkauf geistlicher Güter, zu welchem der Papst gewiß nicht die Einwilligung ertheilt, falls er nicht gewußt hätte, der Ertrag solle auf den Krieg gegen die Protestanten verwendet werden.

Der dritte Religionskrieg begann mit einem Anschlag, welchen der Statthalter von Burgund, Tavannes, gegen die Personen des Prinzen von Condé und des Admirals von Coligny unternahm. Diese beiden Führer der Hugenotten waren auf einem Schlosse, in der Nähe von Noyers, als sie die Nachricht erhielten, daß die Truppen des Statthalters von der einen Seite anrückten und von der anderen die Uebergänge der Loire schon besetzt hätten. Mit Mühe entkamen Condé und Coligny nebst ihrem Gefolge über die Loire an einer Stelle, welche der Feind unbesetzt gelassen hatte. Am ersten September langten sie in la Rochelle an, welches sie schnell zum Mittelpunkte und Hauptquartiere der protestantischen Partei erhoben. Jetzt erst lüftete der König etwas die Maske, indem er alle früheren den Hugenotten günstigen Verordnungen widerrief, jede andere als die katholisch-apostolisch-römische Religion verbot, Todesstrafe auf die Uebertretung dieser Verordnung setzte, den protestantischen Geistlichen nur vierzehn Tage Zeit ließ, Frankreich zu verlassen und allen Angestellten, die nicht katholisch werden würden, ihre Stellen und Aemter entzog. Die Hugenotten brachten die größten Opfer, sich im Felde zu behaupten. Elisabeth von England unterstützte sie mit Geld. Am 12. März 1569 erlitten sie aber bei Jarnac eine Niederlage, welche, wie jene zu Dreux, das allzugroße Ungestüm des Prinzen Condé herbeiführte. Er selbst wurde in der Schlacht gefangen und in ähnlicher Weise, wie früher

*) Zweiter Religionskrieg.

der Marschall von St. André, von dem Gardecapitain Montesquiou, meuchelmörderisch erschossen. Zwar verloren die Hugenotten in diesem Treffen nur wenige hundert Mann, allein darunter waren über hundert Herren von Adel. Bald sammelte der Admiral Coligny seine zerstreuten Krieger wieder. Der Sohn Johannens von Albret, Heinrich von Navarra, und der Sohn des Prinzen von Condé, gleichen Namens, wurden, unter außerordentlichem Jubel, an die Spitze der Hugenotten gestellt. Johannens Sohn zählte erst fünfzehn Jahre, doch ihm stand der Admiral zur Seite. Die blutigste aller Schlachten dieses Krieges wurde am dritten Oktober dieses Jahres, bei Montcontour, südlich von der Loire und nördlich von Poitiers, geliefert. Die Protestanten verloren in derselben zehn- bis zwölf tausend Mann. Doch glücklicherweise benutzten die Katholiken diesen ihren Sieg nicht. Der Papst und Philipp II. von Spanien riefen ihre Truppen zurück, und der einzige tüchtige Feldherr, den Karl IX. im Heere hatte, der Marschall von Tavannes, wurde durch die Eifersucht des Herzogs von Anjou auf die Seite geschoben. Schnell erholten sich daher die Protestanten auch von dieser Niederlage.

Coligny war niemals größer, als nach einer verlorenen Schlacht. Er machte mit seinem kleinen Häuflein Getreuer außerordentliche Märsche, zuerst nach Roussillon und dann über die unwegsamsten Gebirge, bis nach Burgund. Die Königin von Navarra, die berühmte Johanna von Albret hielt den sinkenden Muth ihrer Glaubensgenossen durch begeisterte Reden und ihre Theilnahme an allen Leiden des Krieges aufrecht. Von Burgund rückte Coligny im April 1569 auf Paris los und stand im Begriffe, sich mit Johann Casimir von der Pfalz, der ihm ein Heer zuführte, zu verbinden, als zuerst ein Waffenstillstand und später, am 8. August 1569, zu St. Germain en Laye Friede geschlossen ward. Eine nur wenig beschränkte Religionsfreiheit, Amnestie, Wiedereinsetzung in verlorene Rechte und Güter, endlich vier Sicherheitsplätze wurden den Protestanten zugestanden. Sie wären zufrieden gewesen, wenn die katholische Partei Wort gehalten hätte. Doch weder Katharina, noch Karl IX., hatten die Lehren Alba's vergessen. Nur zu bald zeigte es sich, daß der schändlichste Verrath hinter diesem Frieden lauerte.

Zwei und ein halbes Jahrhundert vergingen, bevor die ganze Tiefe der Verworfenheit aufgedeckt wurde, welche damals am französischen Hofe herrschte. Bis zum Jahre 1830 hatte der Vertraute Kar's IX., Mandelot, Statthalter von Lyon, für einen jener besseren Menschen gegolten, welcher nur Soldaten-, nicht Henkersarbeit thun, nur in offenem Kampfe, nicht hinterrücks und meuchlerisch tödten wollte. Der Briefwechsel, welchen König Karl im Jahre 1572 mit Mandelot führte und der 1830 zu Paris gedruckt erschien, führt uns in alle Geheimnisse jener Verschwörung ein, welche in der „Bartholomäusnacht" oder der „Pariser Bluthochzeit" zum Ausbruche kam, und den schwärzesten Fleck in Frankreich's Geschichte bildet.

Es ist ein großer Irrthum, daß Glaubenswahn oder religiöser Fanatismus die eigentliche Grundlage der Pariser Bluthochzeit gewesen sei. Die Urheber der Bartholomäusnacht bedienten sich dieser Seelenverstimmungen nur um mit desto größerer Wirkung ihrer unersättlichen Herrschsucht und Habgier fröhnen zu können. Mordlust und Aberglauben waren nur Mittel zum Zwecke Dieser selbst war um kein Haar verschieden von demjenigen, welchen die Kaiser und Könige unserer Tage verfolgen, und der z. B. im Herbste 1848 zu Wien und Berlin, und im Dezember 1851 zu Paris hervortrat. Besser, als irgend ein anderes geschichtliches Ereigniß, macht uns die Bartholomäusnacht anschaulich, was wir von den frommen Redensarten der Fürsten, ihren kirchlichen Ceremonien und ihren freundschaftlichen Beziehungen zu der Geistlichkeit halten sollen. Wer ging eifriger zur Kirche, wer berief sich häufiger auf Rechtgläubigkeit, Gott und Ewigkeit, wer war überhaupt kirchlicher, als Karl IX., seine Mutter Katharina von Medicis, sein Bruder, Herzog

von Anjou und deren Vertraute und Freunde? So deutlich, als bei Gelegenheit der Pariser Bluthochzeit tritt die Wahrheit nirgend hervor, daß den Fürsten von jeher die Religion nur Deckmantel ihrer wilden Leidenschaften, die Kirche eine treue Verbündete, und das Volk, je nach der Stellung der Parteien, Mittel oder Gegenstand der Befriedigung ihrer Herrschsucht und Habgier war. Daß, nach allen diesen Erfahrungen, die Völker noch immer sich durch kirchliche Grimassen täuschen lassen, sogar in Paris, wo die blutigste aller fürstlichen Komödien aufgeführt wurde, ist traurig. Doch die Völker kennen die Geschichte nicht. Die wenigen Männer, welche sie ergründet haben, besitzen nicht das Ohr der Nationen. Die Massen wissen nicht, sondern sie glauben, und bis auf die neueste Zeit nahmen sie die Lügen ihrer Pfaffen und nicht die Wahrheiten der Männer der Wissenschaft, als baare Münze an

Der leitende Gedanke, welcher die Urheber der Bartholomäusnacht beseelte, war, dem Protestantismus mit einem Schlage das Haupt abzuhauen, wie Ludwig Napoleon 1851 mit einem Schlage der Republik den Kopf vom Rumpfe trennen wollte. Karl IX. und seine Mutter Katharina hatten aber eine schwerere Arbeit, als ihr Nachfolger auf dem französischen Throne. Ludwig Napoleon fand sämmtliche Führer der republikanischen Partei in Paris vereinigt, die Florentinerin und ihre Söhne mußten ihre Feinde dahin locken, um sie abschlachten zu können. Das Haupt der protestantischen Partei war der achtzehnjährige Heinrich von Navarra, ihre Seele dessen Mutter Johanna von Albret, ihre rechte Hand der Admiral von Coligny. Um Heinrich von Navarra mit seinen Freunden und Verwandten nach der Hauptstadt zu locken, bot ihm der König Karl IX. seine Schwester zur Gattin an. Wäre Heinrich von Navarra ein Mann von Grundsätzen gewesen, so hätte er keinen Bund mit der Tochter der Mediceerin und der Schwester Karl's IX. geschlossen. Hätte er Sinn für Sittenreinheit und eheliche Treue gehabt, so hätte er sich wohl gehütet, die schmutzige Hand der sittenlosen Margaretha von Valois in die seinige zu legen. Allein ihm galt eine Krone mehr, als ein Volk, und den Schritt, welcher ihn dem Throne näher brachte, that Heinrich von Navarra mit hastiger Eile. Um seine Hochzeit mit Margaretha von Valois zu feiern, ging Heinrich bereitwillig mit seiner Mutter, und seinem Vetter Heinrich von Condé nach Paris. Selbst den greisen Admiral von Coligny riß er mit sich fort. Die Blüthe des hugenottischen Adels versammelte sich in Paris zur Hochzeitsfeier Heinrich's von Navarra. Umsonst mahnten tiefer blickende Freunde ab. Den Führern folgten tausende ihrer Anhänger nach der Hauptstadt. Sollte doch, so wähnten sie, nach blutigen Kriegen, das Fest eines dauernden Friedens gefeiert werden. Wer die Eintracht, wer seinen König, wer das Haupt der Hugenotten liebte, fühlte sich aufgefordert, nach Paris zu ziehen und Zeuge des Bundes zwischen den Häusern Bourbon und Valois, zwischen der protestantischen und katholischen Kirche zu sein.

Im April 1572 war der Ehevertrag geschlossen worden: im Mai hielt Johanna von Albret, Königin von Navarra, mit einem zahlreichen Gefolge hugenottischer Großen ihren Einzug in Paris. Am 10. Juni war Johanna eine Leiche. Unter den Hugenotten herrschte allgemein der Glaube, sie sei durch einen vergifteten Handschuh, den ihr die Königin-Mutter Katharina schickte, getödtet worden. Dennoch kamen die in Paris versammelten Häupter der Protestanten nicht zur Besinnung. Der Admiral von Coligny hatte das Schloß Madrid, im Walde von Boulogne, bezogen. Die Marschälle von Cossé und von Montmorency, welche beide nicht im Geheimnisse waren, wurden abgesandt, ihn nach Paris zu locken. Der König, so flüsterte man ihm in's Ohr, bedürfe seines Rathes, der von dem Admirale befürwortete Krieg mit Spanien sei beschlossen. In der That wurden den Niederländern einige Hülfstruppen zugesandt. Der Admiral ahnte aber nicht, daß Herzog Alba davon Kenntniß hatte und bereit stand, sie abzuschlachten. Am 18. August

wurde der Ehebund zwischen Heinrich von Navarra und Margaretha von Valois feierlich begangen.

Am Tage der Vermählung faßte der königliche Rath einen förmlichen Beschluß, die in Paris versammelten Hugenotten in Masse abschlachten zu lassen. Die kühne Johanna von Albret lebte nicht mehr. Doch vor dem greisen Admirale von Coligny hatten der König und seine Umgebung eine so große Scheu, daß sie glaubten, bevor dieser gefallen sei, nicht mit Sicherheit ihr Mordwerk beginnen zu können. Es war ein alter Kunstgriff Karl's IX., einen seiner Feinde immer durch den anderen vernichten zu lassen. Vor nicht langer Zeit hatte er auf diese Weise einen Vertrauten des Herzogs von Anjou, Namens Lignerolles durch dessen Todfeind Villequier de la Guerche wegräumen lassen. Jetzt sollte der Admiral durch den Herzog Heinrich von Guise, den Sohn des vor Orleans ermordeten Herzogs Franz, fallen. Dieser hatte aber keine Neigung, sein Leben einzusetzen. Er dang einen Mörder Namens Maurevel, den er in dem Hause seines Erziehers, Herrn de Pille de Villemür, in der Nähe des Klosters St. Germain l'Auxerrois und des Louvre, versteckte. Guise gab ihm selbst die Flinte, mit welcher der Mörder, am 22. August 1572, auf den Admiral schoß, als dieser vom Louvre nach seiner Wohnung ging. Die Kugel traf zwar Coligny, doch nur an Hand und Arm. Der Mörder entkam, indem das Haus eine Hinterthür hatte, vor welcher ein Pferd zu seiner Flucht bereit stand. Die Hugenotten wurden durch diesen Mordanfall in die äußerste Aufregung versetzt. Sie führten die heftigsten Reden, konnten sich aber zu keiner raschen That entschließen. Noch hätten sie entkommen, oder wenigstens ihr Leben theuer verkaufen können. Die Künste, deren sich der König, die Königin und alle Verschworenen bedienten, um die Hugenotten von neuem einzuschläfern waren aber so wohl berechnet, daß weder der Tod Johannen's Albret, noch der Anfall auf Coligny sie zur Besinnung brachten.

Karl IX. und seine Mutter besuchten den Admiral und ertheilten ihm die bündigsten Versicherungen. Den König von Navarra, welcher abzureisen dachte, hielt sein Schwager Karl dadurch zurück, daß er ihm erklärte, seine Abreise würde ein schlimmes Licht auf den Thron von Frankreich werfen. Der Aufenthalt in Paris hatte die frische Kraft vieler junger protestantischer Edelleute gebrochen. Die glänzenden Feste, welche die Königin-Mutter ihnen gegeben, die Liebschaften, in welche sie dieselben verwickelt hatte, erschwerte Vielen den Entschluß, die angeknüpften süßen Bande plötzlich zu zerreißen. Die Protestanten blieben. Der König und seine Mitverschworenen setzten auf den nächstfolgenden Tag (24. August 1572) die Ausführung ihres längst vorbereiteten Planes fest. Die schweizerischen Söldner, die französischen Garden und der von Oben herab systematisch aufgehetzte und organisirte Pöbel von Paris waren bereit, auf den Befehl des Königs die Henkerarbeiten zu vollziehen. Die Pfaffen versprachen ihnen ewige Seligkeit, der König reichen Lohn und die Güter der Ermordeten. Ueber diese waren sogar seit langer Zeit förmliche Inventare aufgenommen worden, damit den Verschworenen von der Beute nichts verloren gehen möchte. Auf die reichen Hugenotten wurde der Mordstahl der gedungenen Banditen mit besonderer Berechnung hingelenkt.

Der Admiral von Coligny lag auf seinem Krankenbette. Zwar waren seine Wunden, dem äußeren Anscheine nach, nicht gefährlich, allein man wußte nicht, ob die Kugel nicht vergiftet gewesen und war daher immer nicht ohne Besorgnisse. Der Admiral hatte so oft, wenn man ihn und seine ganze Partei vernichtet zu haben glaubte, sein Haupt von neuem siegreich erhoben; darum sollte er als erstes Opfer fallen.

Zum zweiten Male übernahm der Herzog Heinrich von Guise die Banditenarbeit, zum zweiten Male wagte er es aber nicht, sie mit eigner Hand zu vollziehen. Er blieb an der Spitze seiner Truppen im Hofe und sandte vier Mörder, unter welchen Besme der erste

war, hinauf zum Admirale. Sie brachten ihm einige Wunden bei und warfen ihn dann noch lebend, auf den Befehl des Herzogs von Guise zum Fenster hinaus. So fiel der edle Greis; nach ihm ungezählte Tausende zu Paris. In Strömen floß das Blut der Hugenotten. Die Regierung Frankreich's, den König Karl IX., die Königin-Mutter Katharina, die königlichen Brüder, den Kanzler von Frankreich, Biragua, Minister und Geheimeräthe an der Spitze, verwandelte sich plötzlich in eine große Mörder- und Räuberbande.

Nachdem die Katholiken in Paris zwei Nächte und zwei Tage hindurch gemordet hatten, ohne daß sie auf einen geordneten Widerstand stießen, gab der König den Befehl, in ganz Frankreich zu vollenden, was in der Hauptstadt begonnen worden war: die Ermordung sämmtlicher Hugenotten. Um Frankreich und die ganze Welt zu täuschen, verbreitete Karl IX. die Lüge, die Protestanten hätten eine Verschwörung gegen ihn angezettelt. Die Mordscenen von Paris wiederholten sich zu Lyon, Rouen, Bordeaux, Castres, Toulouse, Meaux, Orleans, Angers, Bourges und vielen anderen Städten.

Unter der ganzen römisch-katholischen Geistlichkeit Frankreich's fand sich nur ein Würdenträger, Johann Hennüyer, Bischof von Lisieux, welcher den Muth hatte, öffentlich in Abrede zu stellen, daß es verdienstlich sei, die „Ketzer" auszurotten. Unter den weltlichen Befehlshabern vollzogen nur wenige die königlichen Mordbefehle nicht. Der Kommandant von Bayonne, Vicomte d'Orthez, welcher dem Könige auf sein Schreiben antwortete, er habe dieses den Soldaten und Bürgern der Stadt mitgetheilt, unter ihnen aber nur gute Soldaten und Bürger, keinen Henker gefunden, wurde kurz darauf zur Strafe vergiftet. Der Graf von Tende, welcher in der Provence das Abschlachten der Hugenotten nicht zugab, büßte dafür gleichfalls mit dem Leben. Der päpstliche Abgesandte Kardinal Alessandro war seit langer Zeit im Geheimnisse. Er sowohl, als der Kardinal von Lothringen gaben zu Rom ihre Freude über den gelungenen Mordplan auf die unanständigste Weise zu erkennen. Der Papst Gregor XIII. wohnte allen zur Feier der Bartholomäusnacht angeordneten Festlichkeiten in Person bei.

Ereignisse, wie die Pariser Bluthochzeit, erhalten ihren Charakter nicht durch die Zahl der geschlachteten Opfer. Diese läßt sich gewöhnlich gar nicht ermitteln und hängt immer von Zufälligkeiten ab. Ob zwanzig tausend, dreißig tausend oder hundert tausend Hugenotten in jenen Tagen abgeschlachtet wurden, wird niemals mit Sicherheit hergestellt werden können. Soviel ist aber gewiß, daß die hochherzigsten, die uneigennützigsten und die begabtesten Hugenotten in solcher Zahl von dem Mordstahle getroffen wurden, daß dadurch nicht blos die protestantische Partei, sondern auch die gesammte französische Nation, ja die Menschheit, auf Jahrhunderte hinaus unersetzliche Verluste litt. Unter Millionen schwingt sich im Laufe von Jahrhunderten nur einer auf die Höhe der Johanna von Albret und des Admirals von Coligny. Millionen empfangen von solchen leitenden Geistern Anregungen, denen sie willig folgen. Treten an deren Stelle andere Menschen von minderer Reinheit der Gesinnung und geringerer Begabung, so sinkt dadurch die Entwickelung einer Nation auf eine niedrigere Stufe herab. Nach der Pariser Bluthochzeit konnten die Hugenotten wohl noch Schlachten schlagen und Kriege führen, allein jene edle Flamme der Begeisterung, welche bis dahin von den Führern der Protestanten genährt worden war, artete mehr und mehr in blinde Wuth oder starre Verzweiflung aus. Der Sohn der Johanna von Albret, Heinrich von Navarra, welcher später an die Spitze der Hugenotten in Frankreich trat, war damals erst achtzehn Jahre alt. Wäre er einige Jahre länger unter dem Einflusse seiner edlen Mutter geblieben, so hätte er sich zu einem der schönsten, wenn auch nicht der kräftigsten Charaktere Frankreich's entwickeln können. Doch durch die Pariser Bluthochzeit fiel der Jüngling dem Pesthauche des französischen Hofes anheim. Er und sein Vetter, Heinrich von Condé, konnten ihr bedrohtes Leben nur retten,

indem sie die katholische Religion annahmen. Sie zogen die Heuchelei dem Tode vor und gaben, da auf sie alle Hugenotten als Vorbilder blickten, ein Beispiel, welches im höchsten Grade verderblich wirkte.

So furchtbar der Schlag auch war, welcher die Hugenotten unerwartet plötzlich traf, so faßten sich die übrig Gebliebenen doch schnell wieder. Sie behaupteten sich in den Städten, welche ihnen als Sicherheitsplätze überwiesen worden waren: in La Rochelle, Montauban und in Nismes, ferner in den Sevennen und anderen Gegenden*). Von ihren Festungen fiel nur La Charité in die Gewalt der Katholiken. Allen Protestanten Europa's wurden durch die Pariser Bluthochzeit die Augen über die bodenlose Schlechtigkeit der katholischen Partei geöffnet. Sie erkannten, daß sie es nicht mit redlichen Feinden, sondern mit einer unter den verruchtesten Heuchlern stehenden Masse fanatischen Pöbels zu thun hätten. In Deutschland, England und in der Schweiz wurden die hugenottischen Flüchtlinge mit Beweisen innigster Theilnahme überschüttet. Die Königin Elisabeth von England sandte den Hugenotten Frankreich's Hülfe. Fast ein ganzes Jahr kämpften sie mit solchem Muthe, daß Karl IX. im Juli 1573, sich veranlaßt sah, ihnen erträgliche Bedingungen zu gewähren. Die drei Städte Nismes, Montauban und La Rochelle blieben thatsächlich den Hugenotten, obgleich sie dem Namen nach dem Könige übergeben wurden. Die ihnen im Frieden von St. Germain gewährte Duldung wurde sehr beschränkt. Doch dieser Friede wurde so wenig, als irgend ein anderer, von den Katholiken gehalten. La Noue, der tüchtigste unter den Feldherren der Hugenotten, forderte daher seine Glaubens-Genossen auf, von neuem das Schwert zu ziehen. Ein großer Theil von Poitou, St. Anges und Languedoc, Lusignan, Melle, Fontenay, Pons, Tonay-Charende, Royan, Talmont, Rochefort und andere Städte fielen, um Fastnacht 1574, in die Gewalt der Hugenotten (Prise d'armes du mardi gras).

Von neuem †) flossen Ströme Blutes. Mitten in dieser Verwirrung starb der verrätherische König Karl IX., am 30. Mai 1574. Nur wenige Jahre hatte er selbst in Frankreich regiert. Er zählte bei seinem Tode erst vier und zwanzig. Alle Schandthaten, deren er sich schuldig machte, beging er unter dem Einflusse seiner Mutter, der Guisen und Philipp's II. von Spanien. Er war sein ganzes Leben lang nicht selbstständig und starb als Knabe, wenn nicht den Jahren, so doch der geistigen Entwickelung nach.

Nicht Franzosen, sondern Spanier, Italiener und Lothringer waren die Häupter jener grausamen Partei, welche den Protestantismus in Frankreich zuerst durch massenhafte Abschlachtungen schwächte, und dann durch Heinrich IV. zu Grunde richtete. Streichen wir Philipp II., dessen Gesandte und Söldlinge, Katharina von Medicis, den Kanzler Biragua und die päpstlichen Nuntien und Legaten, endlich die Guisen aus der französischen Geschichte, so wäre es den übrigen Gegnern des Protestantismus nicht möglich gewesen, diesen zu ersticken. Ich will daraus nicht ableiten, daß ohne spanische, italienische und lothringische Hülfe die Reformation in Frankreich einen vollständigen Sieg errungen hätte — keineswegs; allein sie hätte doch diejenige Ausbreitung behalten, welche sie unmittelbar vor der Bartholomäusnacht bereits gewonnen hatte. Auch die Protestanten bezogen Hülfe vom Auslande, doch nur zu ihrer Selbstvertheidigung. Die katholische Partei verstärkte sich dagegen durch Fremde immer zum Zwecke, die Protestanten auszurotten.

Italien rächte sich an Frankreich für die Demüthigungen, welche ihm Karl VIII., Ludwig XII. und Franz I. bereitet hatten, indem es den Franzosen ihre schlimmsten Tyrannen sandte, zuerst die Urheber der Pariser Bluthochzeit, dann den Kardinal Mazarin, und am Ende noch die beiden Corsen Napoleon I. und Napoleon III.

*) Vierter Religionskrieg. †) Fünfter Religionskrieg.

## § 67. Heinrich III. (1574 1589)

Die Bartholomäusnacht hatte die wilden Leidenschaften der katholischen Partei, welche bis dahin durch die Macht der herrschenden Meinung und der Völkergewohnheiten in einigen Schranken gehalten worden waren, entfesselt. Lange Jahre flossen dahin, bevor sie durch die Rücksicht auf die Sitte wieder etwas gezügelt wurden. Rechtsgefühl, Sinn für Wahrheit und Menschenliebe wurden am französischen Hofe durch die Pariser Bluthochzeit für immer vernichtet; denn auf ihr ruht seit dieser Zeit der französische Thron, die französische Verfassung und das Wechselverhältniß zwischen Katholiken und Protestanten.

Karl IX. und sein Bruder, der Herzog von Anjou, hatten sich bei der Bartholomäusnacht gleichmäßig betheiligt. Sie hatten nicht bloß befohlen, vom sicheren Verstecke aus hatten sie sogar eigenhändig auf die fliehenden Hugenotten geschossen! Anjou, welcher seinem Bruder, unter dem Namen Heinrich's III. auf dem Throne folgte, stand mit diesem auf ziemlich gleicher Stufe sittlicher Verworfenheit. Um sich seiner zu entledigen, hatte es die Königin Mutter verstanden, die Wahl der Polen auf ihn zu lenken. In Warschau erhielt Anjou die Nachricht vom Tode Karl's IX. und eilte nach Frankreich, den ihm dort bestimmten Thron zu besteigen.

Während der letzten Krankheit Karl's IX. und der Abwesenheit Heinrich's III. leitete die Königin-Mutter die Regierung. Nicht alle Katholiken Frankreich's waren so entartet, daß sie die Gräuelthaten Katharinen's gut heißen wollten. Es bildete sich daher zwischen Katholiken und Hugenotten eine Mittelpartei, die sogenannten Politiker, welche mehr auf politischem, als religiösem Boden standen und ihre Opposition gegen die Regierung ohne Rücksicht auf ihren Glauben machten. Heinrich III. war nicht der Mann, die tobenden Parteien zu beruhigen, sie gegenseitig zu schwächen, oder zu beherrschen. Er vergeudete seine beste Zeit in kindischen Spielereien und verletzte muthwillig die Leute, welche ihm die größten Dienste leisten oder entsprechende Gefahren bereiten konnten. Er blieb daher sein Leben lang ein Spielball der Parteien, die er alle betrog und kränkte, ohne sich nur auf eine derselben jemals fest verlassen zu können. Im Juli und August 1574 hielten die Hugenotten Frankreich's zu Willaud in Rouergue eine General-Versammlung, auf welcher sie eine Bundesakte entwarfen und den Prinzen von Condé, der aus Paris nach Deutschland entflohen war, zu ihrem Oberhaupte ernannten. Dort warb er ein Heer, welches er unter den Befehl des Pfalzgrafen Johann Casimir stellte und nach Frankreich führte. Vom 22. November 1575 bis zum 25. Juni 1576 sollten die Waffen ruhen, was jedoch nur theilweise geschah. Während des Waffenstillstandes entfloh, am 23. Februar 1576, Heinrich von Navarra aus der Gefangenschaft, und nahm Besitz von der Provinz Guienne, zu deren Statthalter er ernannt worden war. Inmitten zwischen den Protestanten und den Politikern, an deren Spitze sich des Königs jüngster Bruder, der Herzog von Alençon gestellt hatte, kam Heinrich III. in eine sehr gefährliche Lage, aus welcher er sich nur durch einen Friedensschluß zu ziehen wußte, den er nicht zu halten gedachte, welcher ihm aber Zeit gewähren sollte, neue Vorbereitungen zum Kriege zu treffen. So kam, am 14. Mai 1576, das vierte Religions-Edict zu Stande, welches den Hugenotten unbeschränkte Freiheit der Religionsübung, Gleichberechtigung mit den Katholiken, und acht Sicherheitsplätze gewährte. Ueberdieß sollte der Prinz Heinrich von Condé die Statthalterschaft der Picardie erhalten.

Im Laufe des fünften Religionskrieges war in der Picardie die sogenannte „heilige"

Ligue gegründet worden, nachdem schon früher (1563) in der Guienne einige Anfänge derselben zu Tage gekommen waren. Die Glieder der Ligue versprachen einem, ihnen selbst unbekannten Oberhaupte unbedingten Gehorsam, zum Zwecke der Ausrottung der protestantischen Religion. Die Ligue, welche sich unter dem Schutze der Guisen und der Pfaffen schnell über ganz Frankreich ausdehnte, wuchs zu einer Macht an, welche der König nur dadurch brechen zu können glaubte, daß er sich selbst an deren Spitze stellte. Er zog auf diese Weise allerdings das Schwert, welches Herzog Heinrich von Guise für sich geschmiedet hatte, aus dessen Händen, übernahm jedoch zugleich die Verbindlichkeit, von demselben im Sinne der Ligue Gebrauch zu machen. Dazu hatte der König wenig Lust. Er leitete daher mit den Hugenotten Unterhandlungen ein. Da diese aber zu keinem Ziele führten, griff der König zu den Waffen *). Er stellte zwei Heere auf und ernannte zu deren Befehlshabern seinen Bruder Alençon, der sich jetzt Anjou nannte, und den Herzog von Mayenne, den Bruder Heinrich's von Guise. Auf keinen von beiden konnte sich Heinrich III. verlassen. Er suchte daher so bald als möglich Frieden zu schließen, und legte dessen öffentliche Bedingungen (September 1577) in das sogenannte Pacifications-Edict von Poitiers nieder, welches dem Religions-Edicte vom 14. Mai 1576 ziemlich nahe kam. Die fanatischen Katholiken, welche erkannten, daß Heinrich III. entweder nicht den Willen, oder nicht die Kraft besitze, im Sinne ihres Bundes gegen die Hugenotten zu wüthen, zogen sich mehr und mehr vom Könige zurück und wandten sich dem Herzoge Heinrich von Guise zu. Dieser hatte wenigstens eine Partei, auf welche er sich verlassen konnte. Heinrich III. brachte es aber nie dazu, einen festen Rückhalt an irgend einem Theile der französischen Nation zu besitzen, weil er Niemanden das geringste Vertrauen einflößen konnte. Persönlich waren ihm die Mummereien der römischen Kirche: Prozessionen, Wallfahrten u. dgl. m. unterhaltend. Die laxe Moral der Katholiken, die Leichtigkeit, durch die Beichte Absolution für alle begangenen Sünden zu erhalten und dann, ohne Furcht vor der Hölle, weiter fort sündigen zu können, sagte dem elenden Monarchen sehr wohl zu. Er besaß gerade Verstand genug, um einzusehen, daß es ihm, wie allen Tyrannen, minder schwer werden würde, die Franzosen mit Hülfe der katholischen, als der protestantischen Religion zu beherrschen. Seine natürlichen Anlagen und seine ganze Jugenderziehung machten ihn zum Katholiken. Allein der französische Königsthron war ihm doch lieber, als jedwede Religion der Erde. Um diesen zu behaupten hätte Heinrich III. jeden beliebigen Glauben äußerlich bekannt. Bald suchte er die Partei der fanatischen Katholiken für sich zu gewinnen, indem er vorgab, sich selbst an deren Spitze zu stellen, bald näherte er sich wieder den Hugenotten an, aus Furcht, die Guisen möchten während des Krieges einen überwiegenden Einfluß gewinnen. Aus bloßer Leichtfertigkeit streute er den Saamen des Unfriedens aus. Der siebente Religionskrieg, welcher im Jahre 1580 ausbrach, hatte seinen Grund mehr in läppischen Eifersüchteleien Heinrich's III., als in irgend einem tieferen religiösen oder politischen Bestreben. Seine Schwester Margaretha von Valois, die Gemahlin Heinrich's von Navarra, zog ihren jüngeren Bruder, den Herzog von Alençon, dem älteren Heinrich III. vor und unterhielt mit demselben einen lebhaften Briefwechsel. Der König wurde darüber ungehalten und gedachte sich an seiner Schwester zu rächen, indem er ihrem Gatten Kunde von einem ihrer vielen Liebesabenteuer gab. Heinrich von Navarra, welcher ohne Zweifel die Ausschweifungen seiner Gattin besser kannte, als der König, sein Schwager, sich aber dieselben gern gefallen ließ, unter der Bedingung, in den seinigen nicht gestört zu werden, hielt doch auf einen gewissen äußeren Anstand. Der kleine Hof von Nerac, woselbst sich Heinrich von Navarra mit seiner Frau, abwechselnd mit Pau, während des Friedens aufhielt, wurde durch die Enthüllungen Hein-

*) Sechster Religionskrieg.

rich's III. in große Aufregung versetzt. Die Stimmung wurde sehr gereizt und es entwickelte sich daraus ein Krieg, welcher den Namen der Verliebten (guerre des amoureux) erhielt, allein ohne bedeutende Waffenthaten im folgenden Jahre (1581) durch den Frieden zu Fleix in Perigord beendigt wurde.

Während König Heinrich III. unstät hin und her schwankte und durch seine Leichtfertigkeit sich selbst am meisten schadete, verfuhr der Herzog Heinrich von Guise ganz systematisch. Sein Plan ging dahin, die höchste Gewalt in Frankreich an sich zu reißen. Nachdem der Herzog von Alençon (1584) gestorben war, trat Guise mit seinen Absichten immer entschiedener hervor. Heinrich III. hatte keine Nachkommen. Der nächste Thronerbe war der König Heinrich von Navarra, welcher, im Sinne der römisch-katholischen Kirche ein „rückfälliger Ketzer" und folgeweise nicht geeignet war, den französischen Thron zu besteigen. An die Stelle des Königs von Navarra wollte der Herzog Heinrich von Guise dessen Oheim, den Kardinal Karl von Bourbon schieben, welcher wegen seines Alters und seiner Schwäche unfähig, selbst zu regieren und daher dem Haupte der Ligue das Scepter zu übergeben gezwungen war. Philipp II. von Spanien begünstigte diesen Plan mit allen seinen Kräften bis zu einem gewissen Grade. Er wollte zwar nicht, daß die Guisen den französischen Thron eroberten. Diesen hoffte er für seine Familie zu gewinnen, allein insofern es sich um langwierige Wirren und Bürgerkriege handelte, ging er mit den Guisen Hand in Hand. Bei dieser Verschiedenheit der Absichten konnte keine volle Einstimmigkeit zwischen den Guisen und den Spaniern obwalten. Seinen Verwandten, den Herzog von Lothringen, gewann Heinrich von Guise durch das Versprechen, ihm Metz, Toul und Verdün überlassen zu wollen. Auch der Herzog von Savoyen sagte Hülfe zu. Auf einem Schlosse des Herzogs von Guise zu Joinville setzten die Häupter der katholischen Partei eine vollständige Bundesacte auf (vom 30. December 1584 bis zum 3. Januar 1585), deren Zweck die Vertheidigung und Erhaltung der katholischen Religion und die Abschaffung aller Secten in Frankreich und in den Niederlanden war.

Ende März erschien ein von dem Kardinale Karl von Bourbon unterzeichnetes Manifest, welches im Sinne der Bundes-Akte von Joinville, alle Franzosen zur offenen Empörung gegen den König rief. Die Guisen warben deutsche Söldner mit spanischem Gelde sammelten um sich den Adel von Burgund und der Champagne, nahmen durch Ueberfall mehrere Städte, andere öffneten ihnen freiwillig die Thore. Lyon, Toul, Verdün, Bourges, Orleans und Angers fielen rasch hinter einander in ihre Gewalt. Paris war durch die Liguisten schon längst vollständig unterwühlt. Der sogenannte Klub der Sechszehn bemächtigte sich der städtischen Regierung, und gab einem großem Theile der Städte Frankreich's Anregungen in liguistischem Sinne. Der König wußte allen diesen, das ganze Reich umfassenden Umtrieben nichts, als eine Leibwache von fünf und vierzig Gurgelabschneidern entgegen zu setzen, deren Schutze er sich anvertraute. Die Verschwörung gewann von Tag zu Tage größere Ausdehnung, rückte der Hauptstadt immer näher. Da Heinrich III. nicht die Macht besaß, die Guisen und die Ligue im offenen Felde zu bekämpfen, leitete er Unterhandlungen mit ihnen ein, und schloß (7. Juli 1585) mit ihnen einen Friedensvertrag ab, welcher in dem Edicte von Nemours seinen Ausdruck fand. In diesem nahm der König alle den Protestanten gemachten Zugeständnisse zurück, erklärte, daß in Zukunft nur Eine Religion im Lande geduldet werden solle, und verbannte alle Prediger und Führer der Protestanten aus dem Reiche. Er ertheilte den Glaubensgerichten Vollmacht, Todesurtheile gegen die Protestanten zu fällen, schaffte die aus Protestanten und Katholiken gleich getheilten Senate der Parlamente (chambres mi-parties) ab, und erklärte diejenigen, welche nicht das katholische Glaubensbekenntniß ablegten, aller Aemter für unfähig. Zugleich bestätigte er die Anführer der Ligue in den Statthalterschaften,

welche sie besaßen, räumte ihnen acht feste Plätze ein, und versprach, ihre fremden Söldner aus dem königlichen Schatze zu bezahlen.

Heinrich III. dachte natürlich nicht daran, diesen Vertrag zu halten, vielmehr hoffte er, bald in die Lage zu kommen, ihn brechen und den Häuptern der Ligue seine Rache fühlbar machen zu können. Dem Herzoge Heinrich von Guise war daher bei der Sache gar nicht wohl zu Muthe. Er befürchtete damals schon den Mordanfall, der ihn später traf.

Das Edict von Nemours enthielt eine offene Kriegserklärung gegen die Protestanten. Heimlich stand aber der König noch immer mit ihnen in Verbindung. Der König von Navarra rüstete sich zum Kampfe. Er gewann für sich den Sohn des Connetable von Montmorency, welcher nach seines ältern Bruders Tode den Herzogtitel geerbt hatte und Statthalter von Languedoc war. Die französischen Protestanten schaarten sich um Heinrich von Navarra, die deutschen schickten ihm Hülfstruppen.

Den Krieg*) gegen die Hugenotten betrieb Heinrich III., welcher die Liguisten mehr zu fürchten hatte, als die Protestanten, nur zum Scheine. Den Guisen entging dieses nicht. Sie setzten ungeachtet des geschlossenen Friedens den Krieg mit dem Könige fort, indem sie bald diese, bald jene Stadt in ihre Herrschaft zu bekommen suchten. Mittlerweile besetzte Heinrich von Navarra Guyenne, Dauphiné, Saintonge und Poitu. Der Prinz von Condé drang bis nach Anjou vor. Am 20. Oktober 1587 schlug Heinrich von Navarra das königliche Heer unter dem Herzoge von Joyeuse bei Coutras in Guyenne. Er verfolgte jedoch seinen Sieg nicht, weil er es vorzog, der Prinzessin von Guiche, welche damals sein Herz besaß, zu huldigen. Die deutschen Hülfstruppen erlitten durch den Herzog von Guise mehrere Niederlagen und mußten mit Schimpf und Schande wieder abziehen. Doch während des Krieges gegen die Protestanten zeigte es sich immer deutlicher, daß der Herzog von Guise sowohl, als Heinrich III. bei demselben ihre Hintergedanken hatten. Der König fürchtete, von den herrschsüchtigen Guisen gänzlich beseitigt zu werden, der Herzog von Guise trachtete mit nicht minder großem Eifer darnach, für sich die französische Königskrone, als für die glaubenstollen Liguisten die Vertilgung der Protestanten zu erreichen. Im Januar 1588 hielten die fanatischen Katholiken eine Zusammenkunft zu Nancy, auf welcher beschlossen wurde, dem Könige neue, im höchsten Grade demüthigende Zumuthungen zu machen. Im Widerspruche mit dem ausdrücklichen Befehle des Königs kam der Herzog von Guise (9. Mai 1588) nach Paris. Die Stadt theilte sich in zwei feindliche Lager. Die reicheren Bürger und der größere Theil des Adels waren auf Seiten des Königs, der fanatisirte Pöbel und die Pfaffen hielten es mit den Guisen. Am 12. Mai zog Heinrich III. vier tausend Schweizer zu sich in die Stadt. Er konnte sich aber nicht in derselben behaupten, und mußte froh sein, die Truppen ohne große Verluste wieder in's freie Feld zu bringen. Er selbst floh am folgenden Tage unter großen Gefahren heimlich aus der Stadt. Seit dieser Zeit blieben die Guisen bis zum Jahre 1594 Herren von Paris.

Der König zog sich nach Rouen zurück, und mußte sich bald schon zu neuen, schimpflicheren Zugeständnissen bequemen. In dem sogenannten Unions-Edict, welches am 21. Juli 1588 im Parlamente registrirt wurde, räumte der König der Ligue außer den Städten, die sie schon inne hatte, noch Orleans, Bourges, Montreux und mehrere andere ein, gewährte eine Amnestie für alles, was in Paris geschehen war, und gelobte eidlich, gegen die Protestanten einen Vertilgungskrieg führen zu wollen, forderte das ganze Volk der Franzosen auf, ein gleiches zu thun, und zu geloben, daß sie nur einen römisch-katholisch-apostolischen Prinzen als ihren König anerkennen würden. Die Hauptbedingung

*) Es war der achte Religionskrieg, welcher von den drei Heinrichen: von Valois, von Bourbon und von Guise seinen Namen erhielt.

des Friedens, welche in das Edict nicht aufgenommen wurde, war aber, daß der König den Herzog von Guise mit unumschränkten Vollmachten zum Generalissimus ernennen mußte. Dadurch behielt er nur noch einen sehr schwachen Schimmer von Macht in seinen Händen. Die ganze wirkliche Gewalt ging auf seinen Todfeind, den Herzog Heinrich von Guise über. Alle diese Maßregeln sollten einer Ständeversammlung zu Blois zur Genehmigung vorgelegt und dadurch dem Könige jede Umkehr unmöglich gemacht werden.

Was der Herzog von Guise aber für den Schlußstein seines Werkes hielt, wurde die Falle, in welcher ihn der König festhalten und ermorden ließ. Am 16. Oktober 1588 wurde die Ständeversammlung in Blois eröffnet. Auf den 22. December desselben Jahres ließ der König eine Rathsversammlung ansagen, zu welcher er den Herzog von Guise und seinen Bruder, den Kardinal besonders dringend einlud. Beide kamen. Als sie im Rathszimmer angelangt waren, ließ er den Herzog in das durch einen schmalen Gang damit verbundene Zimmer, das er selbst bewohnte, rufen und vor seinen Augen ermorden. Sein oberster Kammerherr Lognac führte den ersten Streich. Sechs Gurgelabschneider, welche Heinrich III. in seinem Zimmer versteckt hatte, machten den Herzog vollends todt. Der Bruder des Herzogs, der Kardinal und der Erzbischof von Lyon, welche vermeinten, das Haupt ihrer Partei schützen zu können, wurden ergriffen und in einen abscheulichen Kerker geworfen. Viele andere seiner Verwandten und Anhänger namentlich der alte Kardinal von Bourbon und mehrere Mitglieder der Ständeversammlung hatten dasselbe Schicksal. Den Kardinal von Guise ließ der König am Tage nach seiner Verhaftung tödten. Während im obern Stocke Heinrich III. seinen Vetter Guise ermorden ließ, lag Katharina von Medicis in einem Zimmer des Erdgeschosses auf ihrem Todtenbette. Sie starb voll von Angst und Schrecken über die Mordscenen, von denen sie Kunde erhielt, und in deren Mitte sie keine Ruhe finden konnte.

Den Guisen maß Heinrich III. mit demselben Maßstabe, dessen sie sich gegen die Protestanten ihr Leben lang, und namentlich zur Zeit der Pariser Bluthochzeit bedient hatten. So bittern Tadel die Ermordung des Herzogs Heinrich und des Kardinals auch verdient vom Standpunkte des Rechts und der Sittlichkeit, so wenig Grund hatten die Liguisten, sich darüber zu beklagen. Denn sie hatten selbst durch Wort und That den Mord zu den Zwecken ihrer Partei gut geheißen und gepriesen. Als aber ihre Lehre von der Rechtmäßigkeit der Ermordung der Tyrannen gegen sie selbst angewandt wurde, spien sie Feuer und Flammen. Die Pariser ernannten den Herzog von Aumale, einen jüngern Bruder des ermordeten Herzogs Heinrich zu ihrem Statthalter. Die Stände von Blois gingen den 16. Januar 1589 aus einander. Die Pfaffen regten aller Orten die Massen gegen den König auf. Ein Theil des Pariser Parlaments erklärte sich gegen Heinrich III., ein anderer sammelte sich um ihn zu Tours, wo er seinen Wohnsitz aufschlug. Beide Parlamente erließen gegen einander vernichtende Beschlüsse, welche aber nicht weiter reichten, als ihre Gewalt.

Vergebens suchte Heinrich III. sich mit den Guisen wieder auszusöhnen. Von seinem ganzen Reiche war ihm nichts als Blois, Beaugency, Amboise, Tours und Saumur geblieben. Von den Katholiken verworfen, verstoßen und verachtet blieb ihm nichts übrig, als sich den Protestanten in die Arme zu werfen. Der Herzog von Mayenne zog mit einem Heere gegen Tours. Am 31. April 1589 hatten Heinrich III. und der König von Navarra eine Zusammenkunft auf dem Schlosse La Tour dü Plessis. Mayenne mußte sich von Tours zurück ziehen, und die vereinigten Heere der beiden Könige rückten gegen Paris vor, das sie belagerten. Als Paris auf's äußerste getrieben war, griff die katholische Partei zu ihrem beliebten Hülfsmittel, dem Morde. Der Jakobiner-Mönch Clemens hielt sich für berufen von Gott, den König aus der Welt zu schaffen. Er beichtete seinem

Prior. Dieser rieth ihm, wohl zu prüfen, ob die innere Stimme von Gott oder vom Teufel komme. Am Ende überzeugten sich beide, die Eingebung komme von Gott. Der Prior, der Herzog von Aumale und die Herzogin von Montpensier, die Schwester der Lothringer, bestärkten ihn in seinem Entschlusse. Nach diesen Vorbereitungen verschaffte sich Clemens Eingang zum Könige und stach ihm einen Dolch in den Leib. Der Mörder wurde von der Leibwache Heinrich's III. zusammen gehauen. Dieser starb am folgenden Tage (2. August 1589).

Seit der Bartholomäusnacht war der Mord im Schooße der katholischen Partei zu einem der alltäglichen Auskunftsmittel geworden. Die Zahl der Menschen, welche Karl IX. ermorden ließ, ist ungezählt. Die Guisen waren in den Schreckenstagen der Pariser Bluthochzeit seine eifrigsten Helfershelfer und Henkersknechte. Heinrich III. wüthete gegen sie in ähnlicher Weise, als sie früher gemeinsam gegen die Hugenotten gewüthet hatten. Was war unter solchen Verhältnissen natürlicher, als daß auch Heinrich III. endlich von dem Mordstahle erreicht wurde, von welchem er selbst sein Leben lang so häufigen Gebrauch gegen seine Feinde gemacht hatte.

Tolerante Schriftsteller, wie Schlosser, mögen der Ansicht sein, alle diese Schandthaten hätten eben so wenig, als die später erfolgte Ermordung Heinrich's IV., Wallenstein's und anderer irgend etwas mit der Religion gemein. Allein eine Toleranz, welche im Widerspruche mit der ganzen Geschichte steht, besitze ich nicht. Im Gegentheile finde ich die eigentliche Quelle des Unterschieds, welcher zwischen Hugenotten und Katholiken bestand — nur in der Religion. Der Admiral von Coligni, sein Bruder d'Andelot und die übrigen Führer der Hugenotten machten sich solcher Verbrechen, wie sie Karl IX., Heinrich III., die Königin Katharina und die Guisen begingen, aus dem Grunde nicht schuldig, weil ihre Religion sie nicht dazu aufforderte, vielmehr sie davon abhielt. Die Häupter der katholischen Partei griffen so häufig ihre Zuflucht zu Gift und Dolch, weil ihr Glauben, weit entfernt, ihren wilden Leidenschaften Schranken zu ziehen, dieselben aufstachelte, oder doch alle widerstrebenden besseren Gefühle einschläferte. Es ist kein Zufall, daß das Blutbad von Vassy, die Bartholomäusnacht, die Mordscenen zu Blois Katholiken zur Last fallen, so wenig, als daß der niederländische Rath der Unruhen, das Velteliner Blutbad, die Ausrottung der Protestanten in Böhmen und Oesterreich ihr Werk, Jesuitenorden, Inquisition und Papstthum ihre Anstalten sind. Jene Thaten, wie diese dauernden Einrichtungen bildeten den nothwendigen und unvermeidlichen Ausdruck ihrer Glaubenssätze und religiösen Anschauungen.

Die römisch-katholisch-apostolische Kirche, wie sie in's wirkliche Leben eintrat, nicht wie sie sich Träumer und Schwärmer vorstellen, war im sechszehnten und ist noch heute im neunzehnten Jahrhundert nichts anderes, als eine Anstalt, welche die Massen zu blinden Werkzeugen in den Händen ihrer Vorgesetzten abrichtet, die gebildeteren Klassen zwingt, gute Miene zum bösen Spiele zu machen, d. h. sich wenigstens den Schein der Gläubigkeit zu geben, endlich den Herrschern Brücken baut, mit deren Hülfe sie leicht über den Abgrund jedes Verbrechens und jeder Schandthat hinwegkommen.

Die protestantische Religion hatte diesen Charakter im sechszehnten Jahrhunderte noch nirgends, am wenigsten in Frankreich angenommen, wo die Verfolgungssucht der Katholiken den Eifer der Hugenotten rege erhielt. In unseren Tagen ist allerdings auch die protestantische Kirche auf eine ähnliche Stufe der Verworfenheit herabgesunken, auf welcher die katholische schon vor drei Jahrhunderten war, nur strebt sie nach dem Zwecke der Verdummung, Knechtung und Ausbeutung der Massen mit weniger gewaltthätigen, darum aber doch nicht viel weniger wirksamen Mitteln.

## § 68. Heinrich IV. (1589—1610.)

Als Heinrich III. starb, war die Lage seines Nachfolgers, Heinrich's IV. zwar nicht ohne Schwierigkeiten, allein doch so günstig, daß sein endlicher Sieg kaum mehr zweifelhaft sein konnte. Sein erbliches Recht auf die französische Krone war unbestreitbar. Der Kardinal von Bourbon, welchen die Guisen vorgeschoben hatten, um in dessen Namen zu herrschen, war noch immer gefangen. Unter den Guisen selbst fand sich kein Mann, der mit ihren beiden Verwandten, den ermordeten Herzogen Franz und Heinrich, und noch weniger mit Heinrich IV. verglichen werden konnte. Der älteste Sohn des Herzogs Heinrich war überdieß auch noch im Kerker. Heinrich von Navarra dagegen hatte sich damals schon als Feldherr einen Namen, und durch seinen leutseligen und gutmüthigen Charakter viele Freunde erworben. Vor seinem Tode hatte ihm Heinrich III. den Oberbefehl seines Heeres übertragen. Die Protestanten erkannten ihn sofort als König an. Die fanatischen Katholiken Italien's und Spanien's nahmen allerdings an seiner Religion Anstoß, allein dafür konnte er mit um so größerer Sicherheit auf die kräftigste Hülfe von Seiten der Protestanten Frankreich's und der Nachbarstaaten: England's, Deutschland's und der Niederlande rechnen. Vor ihm hatte kein protestantischer König auf dem Throne Frankreich's gesessen, allein vor Eduard VI. war dieses auch der Fall in England, vor Gustav Wasa in Schweden und vor Friedrich I. in Dänemark gewesen. Ein solcher Uebergang ist allerdings mit Gefahren verbunden. Heinrich III. hatte vor seinem Tode gegen den damaligen Heinrich von Navarra die Ansicht ausgesprochen, er werde sich auf dem französischen Throne nicht behaupten können, falls er nicht katholisch würde. Wie Heinrich IV. die Religion betrachtete, ergiebt sich aus den Worten, die er bei Gelegenheit seines Glaubenswechsels sprach: „Paris ist wohl eine Messe werth." Er hatte als Kind schon zwei verschiedene Religionen gehabt. Seine Mutter hatte ihn protestantisch erzogen. Als aber die fanatisch-katholische Partei seinen Vater für sich gewann*), übergab ihn dieser einem katholischen Pfaffen. Nach dem Tode des elenden Königs Anton, trat die Mutter wieder in ihre Rechte ein, welche den Sohn protestantisch bildete. Die katholische Zeit des Knaben hatte nur ein Jahr (von 1562—1563) gedauert. Später blieb Heinrich von Navarra der Religion der Mutter treu bis zur Pariser Bluthochzeit. Als aber sein Leben in Gefahr kam, ward er wieder katholisch und blieb es (von August 1572 bis Februar 1576). Als Katholik hatte er keine politische Bedeutung. Als Protestant war er Partei-Haupt. Heinrich hatte viele Eigenschaften mit seiner Mutter Johanna, aber doch mehrere mit seinem Vater Anton gemein. Am Ende gaben die vom Vater überkommenen Anlagen und Eindrücke den Ausschlag. Die Lehren und das Beispiel der Mutter traten in den Hintergrund. Nach Heinrich's III. Tode neigte sich Heinrich IV. mehr und mehr auf die katholische Seite. Schon früher hatte er zu erkennen gegeben, daß er, den Umständen nach, sich bekehren, d. h. die katholische Zwangsjacke gefallen lassen würde. Doch damals waren alle Verhältnisse noch zu verwirrt, der Einfluß Spaniens, der Jesuiten und des Papstes zu groß, als daß Heinrich hoffen konnte, seine Gegner selbst durch seinen Uebertritt zur katholischen Religion zu versöhnen. Der Krieg dauerte daher eine Zeit noch fort. Allein augenscheinlich war schon damals der Plan Heinrich's IV. gefaßt, bei erster guter Gelegenheit durch einen Religionswechsel sich seine Stellung den französischen Katholiken gegenüber leichter zu machen.

*) S. oben § 66 S. 435.

Die Liguisten erkannten Heinrich IV. nicht an. Sie wählten vielmehr den gefangenen Kardinal Karl von Bourbon zu ihrem Könige und den Herzog von Mayenne, den ältern Bruder des Herzogs Heinrich von Guise zu dessen Stellvertreter (August 1589). Diese beiden Gegner waren jedoch persönlich sehr wenig gefährlich. Der Kardinal war alt, schwach und überdieß gefangen, der Stellvertreter sehr jung, unerfahren und wenig befähigt. Hinter beiden stand wohl die Macht Königs Philipp II. von Spanien. Diese war aber damals in den Niederlanden so sehr in Anspruch genommen, daß sie nicht hinreichte, dort den Sieg zu gewinnen. Jede Schwächung der spanischen Macht in Flandern befestigte den im Entstehen begriffenen Freistaat, welcher unter der Leitung des jungen Prinzen Moritz von Oranien dem alternden Despoten Spanien's immer gefährlicher wurde.

Zwar hatte Heinrich IV. kurz nach Heinrich's III. Tode die Belagerung von Paris aufgegeben. Allein ein großer Theil Frankreich's war ihm zugefallen, namentlich die ganze Gegend von Paris nach Tours, Maine und die Normandie. Am 14. März 1590 brachte Heinrich den Liguisten unter dem Herzoge von Mayenne eine furchtbare Niederlage bei Ivry bei. Kurz darauf starb der alte Kardinal von Bourbon, der von den Liguisten erwählte König. Dieses Ereigniß war insofern von hoher Wichtigkeit, als Philipp dadurch veranlaßt wurde, mit seinen auf Frankreich gerichteten Plänen bestimmter hervor zu treten. Er machte kein Geheimniß mehr daraus, daß er seine Tochter, die Infantin Clara Eugenia, auf den französischen Thron heben wolle. Der Herzog von Parma war verständig genug, einzusehen, daß die Franzosen sich niemals eine spanische Königin aufdringen lassen würden. Dennoch mußte er, um den Befehlen seines Herrschers zu gehorchen, mit Vernachlässigung des Krieges in den Niederlanden, sammt seinem ganzen Heere nach Frankreich ziehen, konnte aber nichts erhebliches gegen Heinrich IV. ausrichten.

Neben dem Kriege, welcher auf dem Schlachtfelde geführt wurde, ging ein zweiter her, in welchem päpstliche Bullen, Kanzelreden und Pfaffen-Ränke mit königlichen Manifesten, Parlamentsbeschlüssen und patriotischen Ausführungen in die Schranken traten.

Das einzige kriegerische Genie, welches auf Seiten der Liguisten kämpfte, der Herzog Alexander von Parma starb (December 1592). Die Partei der Liguisten zerfiel in sich selbst mehr und mehr. Immer bestimmter gab Heinrich IV. zu erkennen, daß er gesonnen sei, katholisch zu werden. Am 9. Juli 1593 theilte er diesen Entschluß einer Versammlung katholischer Bischöfe, Prälaten und Theologen mit. Am 25. Juli ließ sich Heinrich durch den Erzbischof von Bourges zu St. Denys unter großem Volkszudrang in den blutigen Schooß der katholischen Kirche aufnehmen. Dieser Schritt entschied über seine und Frankreich's Zukunft. König Philipp II. von Spanien und der Papst Clemens VIII. mochten sich noch eine Zeit lang sperrn, doch da die französische Nation von diesem Augenblicke an in ihrer überwältigenden Mehrzahl für Heinrich IV. war, konnten sie auf die Dauer ihren Widerstand nicht fortsetzen.

Am 28. Februar 1594 ließ sich Heinrich zu Chartres krönen und salben. Am 21. Marz desselben Jahres rückte er in Paris ein, nachdem er sich die Thore der Stadt durch freundliche Unterhandlungen geöffnet hatte. Kurz darauf konnte sich Heinrich überzeugen, daß er den Haß der fanatischen Katholiken durch alle ihnen gemachten Zugeständnisse noch nicht entwaffnet habe. Am 27 December 1594 machte der Jesuiten-Zögling Johann Chatel auf ihn einen so gefährlichen Mordanfall, daß nur eine plötzliche Bewegung des Königs dem Stoße des Mörders seine tödtliche Richtung benahm. Dessen ungeachtet setzte Heinrich seine Bemühungen fort, vom Papste anerkannt zu werden. Am 1. September 1596 wurde zu Rom jene für Heinrich IV. so schimpfliche Komödie aufgeführt, durch welche der Papst, nachdem er das in St. Denys aufgeführte Schauspiel für nichtig erklärt

und des Königs Gesandte mit Ruthenstreichen bedient hatte, den gegen ihn ausgesprochenen Bann aufhob, und so mit ihm Frieden schloß. Alle Bedingungen dieses Friedens waren zwar für Heinrich IV. sehr demüthigend. Allein was thut nicht ein Mensch ohne festen Charakter, um eine Krone auf seinem Haupte zu befestigen! War denn aber Heinrich IV. in der That gezwungen, entweder seine Religion, oder seinen Thron aufzugeben? Keineswegs!

Nach allen den Verlusten, welche die Hugenotten seit der Pariser Bluthochzeit erlitten hatten, waren sie unstreitig schwächer, als die Katholiken. Allein dieses Verhältniß konnte sich schnell ändern, wenn Heinrich das Gewicht der Königskrone in ihre Wagschale legte. Heinrich IV. dachte aber, der Protestanten gewiß zu sein, und sich der Gunst der Katholiken zu versichern, indem er deren Religion annahm. Er erwog freilich nur die Lage des Augenblicks, weder seine, noch Frankreich's Zukunft. Sittlicher Beweggründe war er bei einer Frage von so hoher Bedeutung unfähig Die Staatsklugheit gab den Ausschlag und diese ist — wo sie im Widerspruch steht mit männlicher Würde, dem fortschreitenden Geiste der Zeit und dem Freiheitsdrange der Völker — immer sehr kurzsichtig. Weil sich Heinrich IV. der katholischen Kirche in die Arme warf, fand diese Gelegenheit, ihm den Dolch in's Herz stoßen zu lassen, und nach seinem Tode gewaltsam den Entwickelungsgang des Volkes zu hemmen. Die Revolution wurde zu einer periodisch wiederkehrenden hitzigen Krankheit in Frankreich, weil nur durch gewaltsame Ausbrüche der unterdrückte Geist der Nation sich Bahn brechen konnte. Im siebenzehnten Jahrhunderte wurden die Keime der Revolution des achtzehnten gelegt.

Das Beispiel, welches Heinrich IV. der französischen Nation gab, indem er ohne alle Ueberzeugung, lediglich um sich die Herrschaft leichter zu machen, katholisch wurde, war von unermeßlicher Wichtigkeit. Tausende wurden durch ähnliche Beweggründe bestimmt, ihm zu folgen. Mehr, als in irgend einem andern Lande wurde folgeweise in Frankreich die katholische Religion eine Aeußerlichkeit, welcher alle habgierigen und ehrgeizigen Menschen huldigten, um den Machthabern keinen Anstoß zu geben. Die wenigsten verzichteten, indem sie das katholische Gewand anlegten, auf ihre protestantischen Gesinnungen. Im Gegentheile wurde es bald schon Mode, unter der Larve des Katholicismus, die man trug, diesen selbst zu verspotten. Papstthum und Königthum im Bunde konnten wohl bewirken, daß viele Protestanten sich äußerlich der katholischen Kirche anschlossen, allein nicht, daß sie innerlich deren Lehren annahmen. Der Geist des Protestantismus erhielt sich in Frankreich und wurde den Tyrannen um so gefährlicher, je weniger er sich durch kirchliche Symbole kund that. Uebrigens gelang es den Pfaffen nicht einmal, den kirchlichen Protestantismus in Frankreich auszurotten. Nicht alle Franzosen waren so leichtfertig, als Heinrich IV., seine Höflinge und sein Adel. Die reformirten Gemeinden, welche inmitten der katholischen Kirchen bestanden, bildeten eben so viele lebendige Protestationen gegen das römische Pfaffenthum. Tausende von denjenigen, welche gezwungen oder doch gedrängt durch die Macht der auf ihnen lastenden Verhältnisse das katholische Gewand anlegten, behielten sich vor, in jeder ihnen nicht gefährlichen Weise fortdauernd zu protestiren. Der gesellschaftliche Ton der gebildetsten Klassen brachte es mit sich, daß man die katholische Kirche gleich einem Maskenballe behandelte. Niemand glaubte, daß derjenige, welcher die katholische Larve trug, im Herzen katholisch sei. Die meisten unter dem Adel hatten sich bei ihrer Wahl nur durch irdische Vortheile bestimmen lassen. Niemand setzte von seinen Glaubensgenossen etwas anderes voraus.

Die Hugenotten dagegen, welchen ihre Religion nichts brachte, als Zurücksetzung, Verfolgung und Mißhandlung konnten nur durch die Kraft der Ueberzeugung bestimmt werden, ihrem Glauben treu zu bleiben. Die Festigkeit, welche sie in ihrem religiösen Leben

bekundeten, trat auch in allen ihren übrigen Bestrebungen zu Tage, während die Leichtfertigkeit und der Wankelmuth, welchen die Mehrzahl in den Angelegenheiten ihrer Religion verriethen, ihrem ganzen Dasein den Stempel der Nichtswürdigkeit, oder doch der Schwäche aufdrückte.

Der ruhmvollste Theil des Lebens Heinrich's IV. war unstreitig derjenige, da er an der Spitze der Protestanten für deren Rechte und Freiheiten in die Schranken trat. Später, nachdem er das Joch des Papstthums auf sich genommen hatte, besaß er allerdings weit größere Reichthümer, zahlreichere Heere und viel mehr Gewalt. Allein die Kraft seines Geistes war gebrochen. Er streifte auch nachher eine gewisse Gutmüthigkeit nicht ab. Allein sie wurde doch durch die Rücksichten, welche er dem katholischen Pfaffenthum schuldig zu sein glaubte, oft in den Hintergrund geschoben. Er strebte auch später darnach, sein Volk glücklich zu machen. Allein er ließ seinen Leidenschaften: namentlich der Verschwendung und der Sinnenlust mehr und mehr den Zügel schießen. Nur die starke Hand seines redlichen Ministers, des Marquis von Rosny, welchen er zum Herzoge von Sully erhob, hielt ihn ab, tiefer zu fallen. Allerdings gereicht es dem Könige zum Verdienste, daß er sich die Vormundschaft Sully's gefallen ließ. Allein es ist doch traurig, wenn ein Mann, welcher über vierzig Jahre zählt *) eines Vormundes bedarf.

Schon vor seiner Aussöhnung mit dem Papste hatte Heinrich IV. den Herzog von Lothringen und die Guisen durch große Vortheile, die er ihnen versprach, zu einer friedlichen Unterwerfung gebracht. Der Herzog von Mercoeur setzte aber den Krieg in der Bretagne fort, und schon im Januar 1595 griff der Herzog von Mayenne wieder zu den Waffen, nachdem Heinrich IV. (16. Januar 1595) dem Könige von Spanien den Krieg erklärt hatte. Heinrich trieb ihn schnell wieder zu Paaren, bewilligte ihm aber ein zweites Mal sehr günstige Bedingungen.

Auch nachdem der König sich vor dem Papste gedemüthigt hatte, legten nicht alle jene Leute, welche ihren Ehrgeiz in die Falten der Rechtgläubigkeit geschlagen hatten, die Waffen nieder. Heinrich IV. empfand zu seinem Schaden, daß die Protestanten jetzt nicht mehr so bereitwillig waren, als früher, Gut und Blut in seinem Dienste aufzuopfern. Der Bürgerkrieg spann sich daher noch fort, bis endlich (Mai 1598) Philipp II. von Spanien kurz vor seinem Tode sich entschloß, zu Vervins Frieden zu schließen.

Kurz vorher hatten die Protestanten mit Mühe den König Heinrich, ihren frühern Glaubensgenossen bestimmt, das berühmte Edict von Nantes zu erlassen (1598). Demselben zufolge sollten die Protestanten zwar alle staatsbürgerlichen Rechte, doch nur an gewissen ausdrücklich bezeichneten Orten freie Religionsübung haben, sie sollten an den katholischen Feiertagen nicht arbeiten, die Zehnten und andere Abgaben an die katholischen Pfarrer bezahlen. Ueberdieß ertheilte Heinrich den Hugenotten einige Zusagen in Betreff ihrer Sicherheitsplätze, welche beweisen, daß das gegenseitige Vertrauen zwischen ihm und seinen ehemaligen Glaubensgenossen geschwunden war. Leider gab der König durch sein all zu lebhaftes Streben, sich den Schein eifriger Rechtgläubigkeit zu erwerben, guten Grund dazu.

Das Privatleben Heinrich's IV. war sehr anstößig. Mit seiner ausschweifenden Gattin Margaretha lebte er seit langer Zeit nicht mehr zusammen. Er entschädigte sich daher mit zahllosen anderen Frauen, unter welchen er der Gabriele d'Estrees, die er zur Herzogin von Beaufort erhob, am längsten treu blieb. Nach deren Tode (1599) gab er der Henriette d'Entraigues, der er den Titel Marquise von Verneuil verlieh, den Vorzug. Dessen ungeachtet ging er auf den Rath seines Ministers Sully, noch eine standesmäßige Verbindung mit der Maria von Medicis zu schließen, ein (1600), nachdem er sich von

*) Heinrich IV. war 1554 geboren, also zur Zeit seines Friedensschlusses mit dem Papste (1595) ein und vierzig Jahre alt.

Margaretha hatte scheiden lassen. Die Wahl machte dem Scharfsinn Sully's, dem Heinrich IV. dieselbe überlassen hatte, keine Ehre. Sully war gewiß ein ausgezeichneter Finanzminister und mehr als dieses, ein redlicher, einfacher und uneigennütziger königlicher Rathgeber. Allein er ergründete nicht die Folgen der zwei wichtigsten Schritte im Leben seines Königs, für welche er die Verantwortlichkeit übernommen hatte: des Religionswechsels und der zweiten Ehe Heinrich's. Die Erinnerung an Katharina von Medicis hätte ihn abhalten sollen, eine Italienerin, und zumal aus dem ehrgeizigen Hause der Mediceer, auf den französischen Thron zu heben. Je gefahrvoller für die Protestanten der Religionswechsel Heinrich's, desto nothwendiger war es, vorsichtig bei der Wahl seiner Gemahlin zu sein, da ein König, welcher sich im sieben und vierzigsten Jahre seines Lebens zum zweiten Male vermählt, keine alte, sondern eine junge Frau zu wählen pflegt. Es war also mit Sicherheit voraus zu setzen, daß die Königin ihren Gatten überleben, und falls er nicht ein ungewöhnlich hohes Alter erreichen sollte, die Regentschaft, jedenfalls aber einen sehr großen Einfluß auf die Erziehung des Thronfolgers gewinnen mußte.

Viele Jahre des Krieges hätten nicht so schweres Unglück über Frankreich gebracht, als die unglückliche Wahl der Maria von Medicis. Wir werden nur zu oft darauf zurückkommen müssen. Nach dem Frieden von Vervins erholte sich Frankreich schnell wieder von den Wunden des Krieges. Dem Herzoge von Savoyen, welcher in jenen Frieden eingeschlossen war, obgleich sich beide Theile in Betreff des Marquisats von Saluzzo nicht hatten einigen können, erklärte zwar Heinrich am 19. August 1600 den Krieg. Dieser wurde aber ohne vieles Blutvergießen (17. Januar 1601) geendigt, indem der Herzog von Savoyen Saluzzo behielt, dafür aber Bresse, Bugency, Val Romey, die Landschaft Gex und die Bezirke an der Rhone bis zu den Thoren der Stadt Genf an Frankreich abtrat. Dem Könige Heinrich wurde die Ordnung seiner Streitigkeiten mit dem Herzoge Karl Emanuel von Savoyen, wie überhaupt die ganze Staatsverwaltung durch die Ränke der Großen seines Reiches, an welchen selbst die Königin Maria Theil nahm, sehr erschwert. Seinen ganzen Unmuth darüber ließ Heinrich den Marschall Biron fühlen. Dieser mußte mit seinem Leben dafür büßen, daß er dem Könige kein volles Geständniß seiner Schuld machen wollte. Wenn wir erwägen, daß Heinrich IV. den Verrath der Guisen und so vieler anderer Großen nicht bloß unbestraft ließ, sondern sogar mit den höchsten Würden des Staats und unermeßlichen Reichthümern abkaufte, so können wir uns des Gedankens nicht erwehren, daß ihn persönliche Gereiztheit dem Marschall Biron gegenüber, zu einer so ungewöhnlichen Härte trieb. Heinrich ließ diesen (31. Juli 1602) hinrichten, ohne Rücksicht auf die großen Dienste zu nehmen, welche der Marschall und sein Vater ihm geleistet hatten, und ohne zu erwägen, daß die Umtriebe desselben ihm durchaus keinen wirklichen Nachtheil gebracht hatten. Die Feinde Frankreichs waren so schwach geworden, daß sie keinen offenen Krieg mit diesem mächtigen Reiche wagten, vielmehr sich damit begnügten, geheime Ränke zu spinnen, welche die Wachsamkeit Sully's meistentheils unschädlich machte.

Die Gefahren, welche sie dem Könige in früherer Zeit bereitet, hatten jedoch einen gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht, und er ging Jahre lang mit dem Gedanken um, das Haus Habsburg dafür zu züchtigen. Er sagte den protestantischen Fürsten der Union Hülfe zu und rüstete sich auf einen großen Krieg, als der Mordstahl Ravaillac's ihn erreichte (14. Mai 1610).

Nachdem Heinrich katholisch geworden war und die Maria von Medicis geheirathet hatte, rief er die Jesuiten nach Frankreich zurück und gab endlich den Bitten seiner Frau nach und ließ sie krönen. Von diesem Augenblick an waren die Jesuiten gewiß, die Herrschaft über Frankreich an sich zu reißen, falls sie den König auf die Seite schaffen könnten. Heinrich IV. starb unter ganz ähnlichen Verhältnissen, wie vor ihm Maximi=

lian II. von Deutschland *). Nur über seine Leiche hinweg konnten die Jesuiten hoffen, an die Stufen des französischen Thrones zu kommen. Ravaillac lieh ihnen seine Hand. Ein Thron war nach der Ansicht Heinrich's wohl einen Religionswechsel, nach der Ansicht der Jesuiten ein Menschenleben werth. Heinrich hatte selbst den Saamen des Jesuitismus in Frankreich ausgestreut. Ihm wurde sein Lohn, indem er eine der gewöhnlichen Früchte desselben: Meuchel-Mord, erntete. Ihn beklage ich darum nicht, wohl aber die französische Nation, welche trotz ihrem Widerstreben gegen die Jesuiten durch Heinrich IV. das Joch dieses Ordens auf seinen Nacken gelegt erhielt.

Viele französische Geschichtschreiber nennen Heinrich IV. den Großen. Heinrich's Nachgiebigkeit gegen seine aufrührerischen Barone, gegen die katholischen Pfaffen und seine Buhlerinnen war allerdings groß. Seine Feldherrntalente und sein kriegerischer Muth, seine heitere Laune und seine Gutmüthigkeit waren auch groß. Allein diese verschiedenen Größen machen in ihren Verbindungen keinen großen Menschen. Um ein großer Mensch zu sein, durfte er keine so unzähligen Schwächen haben. Er war als Charakter sehr klein, und als Talent nur in einigen engen Beziehungen groß. Heinrich's Uebertritt zur katholischen Religion trug mehr Merkmale des Verrathes, als des Wankelmuths an sich. Die Protestanten hatten ihn zum Haupte ihrer Partei erkoren. Mit kurzen Unterbrechungen war er es theils allein, theils in Verbindung mit seinem Vetter Condé ein viertel Jahrhundert lang gewesen (1569—1594). Im Augenblicke der Entscheidung verließ er seine Partei und that ihr dadurch allen Schaden, welchen vorbedachter Verrath ihr nur bereiten konnte

## § 69. Ludwig XIII., Richelieu und Mazarin.

Heinrich's IV. ältester Sohn Ludwig war am 27. September 1601 geboren. Er zählte also bei des Vaters Tode noch nicht neun Jahre. Die große Frage war, wem die Regentschaft während der Minderjährigkeit des Königs zufallen sollte? Am Tage vor der Ermordung Heinrich's IV. war Maria von Medicis feierlich zu Paris gekrönt worden. Unmittelbar, nachdem Ravaillac's Dolch Heinrich getroffen, versammelten sich um die Königin der Marquis d'Ancre, dessen Frau, der päpstliche Nuntius, der spanische Gesandte und des erstochenen Königs Beichtvater, der Jesuite Cotton, ohne Zweifel dieselben Personen, welche die Ermordung des Königs angestiftet hatten. Im Widerspruche mit der Verfassung beschloß diese Camarilla, die Regentschaftsfrage nicht den Ständen des Reiches, sondern dem Parlamente von Paris vorzulegen und jedem Widerstande von dieser Seite, welcher übrigens kaum zu erwarten war, durch Gewaltmaßregeln vorzubeugen. Die Herzoge von Epernon und Guise übernahmen es, das Parlament einzuschüchtern. Dieses fühlte sich sehr geschmeichelt, von den mächtigsten Personen Frankreich's mit den Rechten einer allgemeinen Ständeversammlung bekleidet zu werden. Es faßte sofort die gewünschten Beschlüsse, und die Königin begab sich am folgenden Tage in dessen Mitte, um von der Gewalt Besitz zu nehmen, welche das Parlament von Paris ihr zuerkannt hatte.

Wenn wir alle diese Thatsachen miteinander in Verbindung bringen, so läßt sich mit voller Sicherheit annehmen, daß diejenigen Personen, welche kein Bedenken trugen, nach Heinrich's IV. Tode sich der königlichen Gewalt wider alles Recht zu bemächtigen, welche alle Früchte seines Todes an sich rissen, der Ermordung desselben nicht fremd sein konnten. Hätten die bezeichneten Personen Heinrich's IV. Tod nicht vorausgesehen und erwartet, so hätten sie unmöglich die Gewalt an sich reißen können. Doch es handelte sich

*) S. oben § 35. S. 260.

nur darum, einen längst gefaßten Plan, für welchen die Rollen schon vertheilt waren, auszuführen. Alle Verschworenen waren Personen, denen man einen Königsmord wohl zutrauen konnte. Der päpstliche Nuntius, der spanische Gesandte und der Jesuite Cotton hatten ohne Zweifel den Plan entworfen. Der Marquis d'Ancre und die Herzoge von Epernon und Guise sorgten für die Ausführung. Maria ließ sich alles mit Vergnügen gefallen. Sie zog die königliche Gewalt ihrem Gatten vor und erhielt von ihrem Beichtvater leicht Absolution wegen der Theilnahme an dem Complotte, das die Ermordung eines „rückfälligen Ketzers" zum Gegenstande hatte. Der Herzog von Sully, welcher unter Heinrich IV. fast allein die oberste Regierung des Reiches geführt hatte, wurde entlassen. An dessen Stelle trat mit unumschränkter Gewalt der Marquis d'Ancre, den Maria von Medicis bald schon zum Marschalle erhob. Er hieß ursprünglich Concino Concini, war ein geborener Florentiner und der Gemahl der ersten Kammerfrau der Königin Maria, Gaï oder Galigaï, welche von Kindheit an um ihre Herrin gewesen war und deren unbeschränktes Vertrauen besaß. Es ließ sich denken, daß die französischen Großen sich ungern unter das Joch dieser italienischen Dreieinigkeit beugten. Der wohlgefüllte Schatz, welchen Sully gesammelt hatte, Statthalterschaften, Städte und Festungen, welche mit vollen Händen unter die unzufriedenen Prinzen und Herzoge vertheilt wurden, sollten deren Zustimmung oder doch ihr Stillschweigen erkaufen. Der Graf von Soissons erhielt, als Prinz vom Geblüte ein Jahrgeld von fünfzig tausend Thalern, die Statthalterschaft der Normandie, das Recht der Nachfolge in der Dauphiné, und zweimal hundert tausend Thaler baares Geld. Aehnliche Ansprüche erhoben der Prinz Heinrich II. von Condé, die Herzoge von Epernon, Bouillon, Guise, Rohan und andere. Mit dem besten Willen konnten Maria, die Galigaï und der Marschall d'Ancre nicht alle zufrieden stellen. Die von Sully gesammelten Schätze reichten nicht aus. Die unzufriedenen, d. h. nach ihrer Ansicht nicht reichlich genug bedachten Großen verließen den Hof (Anfangs 1614), machten viel Lärm, ließen sich aber doch bald wieder besänftigen. Am 15. Mai 1614 schloß die Königin mit ihnen Frieden.

In der Hoffnung, ihrer Regierung mehr Kraft zu verleihen, ließ Maria im Oktober desselben Jahres ihren Sohn Ludwig XIII. für volljährig erklären — mit dreizehn Jahren! Die Ständeversammlung, welche dieses that, war die letzte, welche zusammenberufen wurde vor 1789. Nur aus diesem Grunde verdient sie besonders erwähnt zu werden. Sie bestand aus drei Kammern: der Adel zählte 132, die Geistlichkeit 140 Mitglieder. Die Abgeordneten des dritten Standes gingen nicht aus freien Volkswahlen hervor, sondern waren größtentheils von den Beamten der Städte und Landgemeinden aus deren eigener Mitte abgeordnet. Die Stände blieben bis Ende März 1615 beisammen, und wurden dann ohne Abschied entlassen. Von Jahr zu Jahr wurde die Regierung immer despotischer, bis sich endlich nach ein hundert und vier und siebenzig Jahren die monarchische Gewalt vollständig abgenutzt hatte. Adel und Geistlichkeit waren nie zufrieden, wenn das Volk ihrer Habgier nicht preis gegeben wurde. Schon bald regten die unzufriedenen Großen des Reiches neue Unruhen an, welche wiederum durch Geld, Landstriche, Städte und Schlösser ausgeglichen wurden.

Nicht alle Schuld trugen übrigens die Prinzen, Herzoge und Grafen. Der Marschall d'Ancre gab noch mehr durch seinen Uebermuth, als seine Habgier und seine Herrschsucht gerechten Grund zur Beschwerde. Ludwig XIII. war mittlerweile nahezu sechszehn Jahre alt geworden. Er war mit drei Brüdern Luynes aufgewachsen, von welchen der eine sich des jungen Königs Gunst in hohem Grade zu erwerben wußte.

Der König, welcher seine Zeit zwischen körperlichen Uebungen, namentlich der Jagd und Soldatenspiel, und geistlichen Uebungen theilte, ließ sich damals von Luynes wider den

Marschall d'Ancre aufreizen und den Gedanken einflößen, selbst die Zügel der Regierung in die Hand nehmen zu wollen. Er wußte dieses aber nicht anders in Gang zu bringen, als indem er den Vertrauten seiner Mutter ermorden ließ.

Drei Wochen vergingen, nachdem er den Mordbefehl gegeben hatte, bevor die gedungenen Banditen Gelegenheit fanden, denselben in Ausführung zu bringen. Am 24. April 1617 überfielen sie endlich den Marschall, als er sich auf der Zugbrücke des Grabens befand, durch welchen damals das Louvre noch abgesperrt war, und tödteten ihn. Der Hauptmann Vitry, welcher die Mörder anführte, wurde dafür mit dem Marschallstabe belohnt. Der König selbst erschien am Fenster des Louvre, um keinen Zweifel darüber zu lassen, daß der Mord auf seinen Befehl vollzogen worden sei. Der Pöbel von Paris scharrte die Leiche des Marschalls d'Ancre wieder aus, schleppte sie durch die Straßen der Stadt und trieb mit ihr den rohesten Muthwillen. Luynes riß das ganze Vermögen des Ermordeten an sich. Dabei blieb die Rache seiner Feinde noch nicht stehen. Auch die Wittwe des Marquis d'Ancre, Galigaï, ließ Ludwig XIII. hinrichten. Seine eigene Mutter schickte er nach Blois in die Verbannung. So schnell und so furchtbar waren damals schon die Wechsel, welche nur zu häufig am französischen Hofe vorkamen! Die Zeit plötzlicher Veränderungen ist auch jetzt noch nicht vorüber. Action und Reaction stehen immer in einem nothwendigen Verhältniß. Sieben Jahre hatte d'Ancre in Frankreich geherrscht. Jäh, wie sein Aufschwung, war sein Sturz. Während der Marschall d'Ancre zu Paris allmächtig war, hatte sich Armand Johann dü Plessis, Herr von Richelieu, Bischof von Lücon, die Gunst der Königin Maria und den Ruf eines gewandten Staatsmannes erworben. Nach dem Marschall d'Ancre riß Luynes die oberste Leitung des französischen Staates an sich. Frankreich gewann nichts bei dem Ministerwechsel. Luynes war übermüthiger und ehrgeiziger als d'Ancre. Allein er war ein geborener Franzose, von ihm ließen sich seine Landsleute vieles gefallen, was sie dem Italiener nicht verziehen hätten. Doch fehlte es nicht an mannigfaltigen inneren Bewegungen. Im Februar 1619 entfloh die Königin Maria aus Blois und flößte in Verbindung mit den Herzogen von Bouillon und Epernon dem neuen Minister einen so großen Schrecken ein, daß dieser den kurz darauf (März 1619) abgeschlossenen Frieden mit großen Geldsummen, neuen Ehren und Würden erkaufte.

Diesen Frieden vermittelte Richelieu. Allein Frankreich blieb auch nach demselben in die Parteien des Königs und der Königin-Mutter getheilt. Zwischen diesen in der Mitte bewegte sich Richelieu mit so großer Gewandtheit, daß er sich beiden unentbehrlich machte. Er bewirkte, daß die Königin Maria am 10. August 1620 nach Paris zurückkehrte, und mit ihrem Sohne eine Versöhnungs-Comödie aufführte.

Die Geschichte Ludwigs XIII., ja Frankreich's von der Zeit an, da Heinrich IV. zur katholischen Religion überging, hört fast gänzlich auf, Volksgeschichte zu sein. Sie dreht sich fast ausschließlich um elende Ränke der Höflinge, des Adels und der Geistlichkeit. Der Uebertritt des Königs Heinrich IV. von der protestantischen zur katholischen Religion bewirkte, daß nach und nach alle Große des Reiches seinem Beispiele folgten und ihren mächtigen Einfluß bei ihren Untergebenen in derselben Richtung geltend machten, wodurch Tausende und aber Tausende allmälig von der protestantischen zur katholischen Religion hinüber gedrängt wurden. Die Bürger und Bauern, welche dem protestantischen Glauben treu blieben, nachdem er aufgehört hatte, sich des Schutzes königlicher Prinzen und adeliger Herren zu erfreuen, beruhigten sich bei dem Edicte von Nantes, obgleich es sehr oft verletzt, und seinem ganzen Inhalte nach nicht einmal von den Parlamenten eingetragen wurde. Die Hugenotten konnten den vornehmen Herren nicht mehr zum Vorwande ihrer ehrgeizigen Bestrebungen dienen. Ihre Leidenschaften waren aber noch ebenso stark, wie in den Zeiten der Religionskriege. Es fehlte ihnen nur die Folie der Ueberzeugung und

der Heiligenschein der Religion. Die inneren Bewegungen Frankreich's, welche früher eine gewisse menschheitliche Bedeutung gehabt hatten, sanken herab zu den gehaltlosesten und erbärmlichsten Zänkereien und Streitigkeiten, welche nur Geld und Ehren zu ihrem Gegenstande und nicht die geringste höhere Idee zu ihrer Entschuldigung hatten.

Die niederen Leidenschaften des Adels traten ganz nackt zu Tage, und keine edlere Regung goß über dieselben einigen Lichtglanz. So bildete sich der Uebergang von der bewegten Zeit der Religionskriege zu dem einförmigen Despotismus Richelieu's, Mazarin's und der beiden Ludwige, deren Nachfolger die Verbrechen seiner Vorfahren und seine eigenen Schwächen mit dem Leben büßte.

Zwar fanden während der Schein-Regierung Ludwig's XIII. noch einige Bewegungen unter den Protestanten statt (1620—1622), sie waren aber von keiner Bedeutung. Die Herzoge von Rohan und Soubise, welche damals noch nicht katholisch geworden waren, standen an deren Spitze. Während des Krieges gingen der achtzigjährige Marschall Lesdiguieres (Juli 1622), um Connetable zu werden, und bald darauf die Herzoge von Bouillon, Sully, und von Chatillon zum Papstthume über. Im Frieden, welcher am 18. Oktober 1622 abgeschlossen, wurde den Protestanten die genaue Beobachtung des Edictes von Nantes wiederholt zugesichert. Montauban und La Rochelle blieben den Protestanten als Festungen. Doch von Nismes, Uzes, Castres und Wilhaud wurde ein Theil der Befestigungen geschleift. Diese Städte hörten daher auf, ihnen Schutz zu gewähren. Schon vor dem Abschluß dieses Friedens war Luynes (14. Dezember 1621) gestorben. Kurz darauf (1623) trat Richelieu wieder in das Cabinet ein, in welchem er früher (1616—1617) nur wenige Monate gesessen hatte. Um dieselbe Zeit erhielt er vom Papste den Kardinal's-Hut. Bald war er gebietender Minister, weit unumschränkter, als d'Ancre und Luynes gewesen waren.

Während der Herrschaft der Maria von Medicis, des Marschall d'Ancre und des Marschall von Luynes wurden die Grafen des Reiches durch Geschenke, durch Ertheilung von Statthalterschaften und Gunstbezeugungen jeder Art erkauft. Allein je mehr sie erhielten, desto gieriger wurden sie. Da sie wußten, sie brauchten nur zu den Waffen zu greifen, um neue Zugeständnisse zu erpressen, folgte ein Aufstand dem anderen, bis Richelieu die Zügel der Herrschaft ergriff. Dieser ebenso gewissenlose, als schlaue Minister, flößte durch die zahlreichen Hinrichtungen, die er über die Herrn vom höchsten Adel verhängte, der gesammten Nation einen solchen Schrecken ein, daß sie sich fast ohne Widerstreben alle Rechte und Freiheiten rauben ließ, die ihr bis dahin geblieben waren. Die unmittelbare Folge der Unterwerfung der Hugenotten war die Unterjochung der gesammten französischen Nation. So rächen sich an den Helfershelfern der Tyrannen immer die Niederlagen, welche sie ihren Feinden bereiteten.

Das Streben Richelieu's, jeden Widerstand, welcher der königlichen Gewalt entgegen trat, zu zermalmen, zeigte sich auch in seinem Verhältniß zu den Hugenotten. Diese konnten unmöglich zufrieden sein, da sie mit voller Bestimmtheit erkannten, daß die ganze Einrichtung des Staates dahin ziele, ihre Religion so schnell als möglich auszurotten. Ein ganz besonderer Grund der Unzufriedenheit lag aber darin, daß die Burg St. Louis, welche in der Nähe von La Rochelle lag, und diese Stadt bedrohte, nicht geschleift wurde, wie doch versprochen worden war. Schwerlich wäre es übrigens zum Aufstande gekommen, wenn die Herzoge Rohan und Soubise denselben nicht herbeigeführt hätten. Zuerst griff Soubise (Ende 1624) zu den Waffen, kurz darauf sein Bruder Rohan, zuletzt schlossen sich die protestantischen Städte an.

Die französischen Streitkräfte waren gerade zur damaligen Zeit im Veltelin und in Italien sehr stark in Anspruch genommen. Richelieu behielt daher die Demüthigung der

Protestanten späteren Zeiten vor und verständigte sich freundlich mit deren Häuptern (November 1625 und Februar 1626). Die Reformirten behielten zwar für's erste noch Montauban und La Rochelle als Sicherheitsplätze, allein die Burg St. Louis wurde nicht geschleift, und die Aufrechthaltung des Edictes von Nantes wurde ausdrücklich eine Gnade genannt, welche sich also jeden Augenblick zurücknehmen ließ. Richelieu verfolgte von dieser Zeit an den Plan, die Hugenotten zu vernichten, mit rastloser Thätigkeit. Der englische Premier-Minister Buckingham beförderte wider seinen Willen durch Leichtfertigkeit dessen Ausführung. Dieser Mensch, welcher sich, was Scharfblick, Ausdauer und Gewandtheit betrifft, nicht entfernt mit Richelieu messen konnte, regte durch die Versprechungen, welche er den Herzogen Rohan und Soubise machte, die Protestanten von neuem auf, und richtete sie zu Grunde, indem er dieselben nicht hielt. Richelieu belagerte von 1627 an La Rochelle. Nach einem heldenmüthigen Widerstande mußte sich die Stadt endlich am 18. Oktober 1628 ergeben. Sie behielt zwar ihre städtische Verfassung und freie Religionsübung. Allein sie hörte auf, Sicherheitsplatz für die Protestanten zu sein. Nachdem La Rochelle gefallen war, setzten die Protestanten unter Rohan ihren Widerstand noch eine Zeit lang fort. Allein als die französischen Truppen aus Italien zurück kehrten, mußten sich die Hugenotten aller Orten unterwerfen. Die Protestanten hörten auf, eine Macht im Staate zu sein. Sie waren nur noch eine geduldete, schwer gedrückte Religionsgemeinschaft.

Ein sehr geringer Theil der Kräfte des französischen Reiches war erforderlich, die Unterwerfung der Hugenotten durchzuführen. Den bei weitem größern Theil derselben verwandte Richelieu auf die Bändigung der Großen des Reiches und auf die Kriege mit dem Auslande.

In welcher Weise sich die Franzosen in den Streit um das Veltelin einmischten, haben wir schon weiter oben *) bei Gelegenheit der schweizerischen Geschichte besprochen. Ernstlicher, als der Kampf um das Veltelin, war der sogenannte mantuanische Erbstreit. Dieser gehört jedoch seinem Wesen nach in die Geschichte Italien's. Hier genüge die Bemerkung, daß Richelieu auf dem Felde der Schlacht nicht ebenso glücklich war, als im Kabinette. Obgleich er gerne den Krieg leitete, und selbst mit in denselben zog, besaß er nicht die Eigenschaften eines Feldherrn. Er war nur Diplomat. Unter den Großen des Reiches waren es besonders die Mutter des Königs, Maria von Medicis und sein Bruder, Gaston, Herzog von Anjou, seit 1626 auch Herzog von Orleans, welche durch ihre maßlose Habgier und Herrschsucht das Reich in Verwirrung brachten, und dem despotischen Kardinale willkommene Gelegenheit gaben, die gesammte Nation unter das Joch einer Willkürherrschaft zu bringen, wie sie dasselbe niemals früher getragen hatte. Das gewöhnliche Mittel, dessen sich Richelieu bediente, war, zuerst den König in Angst zu setzen, und wenn ihm dieses gelungen war, seine Gegner vor eine aus willenlosen Schergen zusammengesetzte Kommission zu stellen, welche dann die ihr vorgeschriebenen Urtheile fällte. Der einzige Mann von Kraft und Entschlossenheit am französischen Hofe war Richelieu. Die beiden Personen, welche nach ihrer Stellung den größten Einfluß auf den König und das Reich besaßen, die Königin-Mutter und der Herzog Gaston von Orleans, waren unfähig, die Mittelpunkte irgend einer Partei zu bilden. Selbst zur Zeit, da Maria von Medicis Regentin des Reiches war, lieh sie ihren Anhängern nur den Namen, während ihre Kammerfrau, Galigaï, und deren Gatte, der Marschall d'Ancre, die Geschäfte besorgten. Der Herzog von Orleans war ein so feiger Mensch, daß er sich niemals einer persönlichen Gefahr bloß stellen wollte, und wurde daher für Alle, die sich mit ihm einließen, zu einer Schlinge und Falle, indem er zuerst ihnen das gegebene Wort aus Feigheit nicht hielt, und wenn dem-

*) Siehe § 55. S. 373 f.

zufolge der verabredete Anschlag mißlang, seine Freunde verrieth und der Rache des Kardinals preis gab. Eine Verschwörung folgte auf die andere, immer mit gleicher Erfolglosigkeit, immer erstickt im Blute der Freunde des Herzogs von Orleans. Auf diese Weise verlor 1626 der Marschall Ornano im Gefängniß sein Leben. Der Graf von Chalais, einer der ersten Hofbeamten des Königs, wurde am 19. August desselben Jahres öffentlich hingerichtet. Der Groß-Prior von Vendome wurde in den Kerker geworfen, in welchem er 1629 starb, sein Bruder, der Herzog, erst im Jahre 1631 wieder frei gelassen. Viele andere Herren und Damen vom Hofe erlitten schwere Strafen. Der Graf von Soissons, nach Condé der nächste Vetter des Königs, floh nach Neufchatel. Es verbreitete sich ein allgemeiner Schrecken unter den Höflingen. Der Herzog von Orleans, das Haupt der ganzen Verschwörung, blieb aber nicht bloß unbestraft, sondern erhielt zum Lohne dafür, daß er seine Mitverschworenen angab, die Herzogthümer Orleans, Chartres und Blois, hundert tausend Livres baares Geld und mehrere andere Einkünfte und Rechte. Wahrscheinlich war die ganze Verschwörung nur gegen Richelieu gerichtet. Der Kardinal war aber schlau genug, den König glauben zu machen, daß auch ihm nach dem Leben gestrebt worden sei. Richelieu schmiedete das Eisen, so lange es heiß war. Zum Schutze seines gefährdeten Lebens ließ er sich eine aus achtzig Mann bestehende Leibwache beigeben. Während der Kardinal von Richelieu herrschte und einen königlichen Aufwand trieb, führte Ludwig XIII. ein elendes Dasein. Mit seiner Gemahlin Anna von Oesterreich lebte er auf einem schlechten Fuße. In eine ihrer Hofdamen, die Frau von Hautefort, war er zum Sterben verliebt, wagte es aber weder, sie vom Hofe zu entfernen, noch ihr seine Liebe zu erklären. Die traurige Stimmung seiner Seele that sich kund, indem er sich darüber beklagte, die Königin und die Frau von Hautefort machten sich über ihn lustig. Der Kardinal hielt ihn sehr kurz. Er gestattete ihm nur ein sehr kleines Gefolge und einen sehr geringen Hofstaat. Niemand konnte sich in der Umgebung des Königs behaupten, der nicht dem Kardinale Spionendienste leistete. Ludwig XIII. wußte sich mit nichts anderem, als mit der Jagd und dem Vogelfange zu beschäftigen, während Richelieu Herrscher in Frankreich war. Zur Zeit, da Ludwig unter dem Einflusse seiner Mutter stand, war ihm deren Joch sehr lästig geworden. Noch schwerer empfand er die Ketten, in welchen der Kardinal ihn gefangen hielt. Aber er hatte nicht die Kraft, sie zu zerreißen, obgleich er mehr als einmal den Versuch machte. Als der König im September 1630 zu Lyon erkrankte, benützte seine Mutter diese Gelegenheit, das Ansehen des Kardinals zu untergraben. Auch seine Gattin, Anna von Oesterreich, trat der Königin-Mutter bei. Doch da die Frauen ohne die Hülfe des Herzogs von Orleans nichts unternehmen zu können glaubten, ging der Kardinal auch aus diesem Kampfe siegreich hervor. Der Kanzler Marillac verlor seine Stelle und starb im Gefängnisse. Sein Bruder, der Marschall, blutete auf dem Schaffotte (1632). Die Königin-Mutter floh in's Ausland und starb nach einiger Zeit in großer Armuth zu Köln. Der Herzog von Orleans zog sich nach Brüssel zurück. Richelieu herrschte schrankenloser, als jemals. Die Königin Anna bedankte sich bei ihm, daß er sie nicht nach Spanien zurück schickte, wie er ihr durch den König hatte androhen lassen.

Mit derselben Umsicht und Ausdauer, allein auch mit gleicher Verachtung alles Rechtes und jedweder Billigkeit leitete Richelieu die auswärtigen, wie die inneren Angelegenheiten Frankreich's. Nachdem er die Hugenotten im eigenen Lande unterdrückt, die Großen des Reiches gebändigt und seit 1631 die Schweden in ihrem Kriege gegen das Haus Habsburg unterstützt, nachdem er endlich lange Zeit im Veltelin und in Italien die Spanier als Bundesgenossen ihrer Feinde bekämpft hatte, erklärte er ihnen im Jahre 1635 förmlich

den Krieg. Den Antheil, welchen die Franzosen am dreißigjährigen Kriege in Deutschland nahmen, haben wir bereits*) geschildert.

Die kriegerischen Unternehmungen der Franzosen, zur Zeit Richelieu's, wurden durch keine großen Erfolge gekrönt, weil dieser Kardinal es nicht verstand, tüchtige Feldherren an die Spitze der Heere zu stellen. Die Rücksicht der Geburt bestimmte ihn hauptsächlich, dem Prinzen von Condé, dem Vater des großen Feldherrn dieses Namens, persönliche Beziehungen, dem Kardinal von La Valette einen Oberbefehl anzuvertrauen. Beide zeichneten sich durch nichts, als ihre außerordentliche Ungeschicklichkeit in der Kriegführung aus. Es war ein großer Schimpf für Frankreich, daß der österreichische Feldherr, Johann von Werth ungestraft Paris bedrohen konnte. Richelieu ließ, um sich zu rechtfertigen, die Befehlshaber der beiden festen Plätze, welche die Oesterreicher in der Picardie genommen hatten, hinrichten, obgleich dieselben ganz unschuldig waren. Während des Feldzugs des folgenden Jahres (1636) entwarfen der Herzog von Orleans und der Graf von Soissons von neuem einen Mordplan gegen Richelieu, welcher aber, gleich den früheren, scheiterte, weil Gaston nicht den Muth hatte, das verabredete Zeichen zu geben. Orleans war damals noch der vermuthliche Thronfolger des Königs, indem der nachmalige Ludwig XIV. erst im Jahre 1638 geboren wurde. Richelieu durfte daher seinem Grimme den Zügel nicht schießen lassen. Die beiden Brüder verständigten sich im Februar 1637. Dem Herzoge Gaston von Orleans kam alles darauf an, daß die von ihm, ohne königliche Genehmigung, im Auslande geschlossene Ehe mit der Margaretha von Lothringen und die mit derselben gezeugte Tochter als rechtmäßig anerkannt würden. Der König gab unter der Bedingung nach, daß die Ehe noch einmal eingesegnet und die aus derselben entsprossene Tochter ein zweites Mal getauft werde. Einige Monate später trat auch der Graf von Soissons dieser Uebereinkunft bei.

Die Pläne, welche Richelieu gegen Savoyen hegte, scheiterten an dem Scharfblicke und der Festigkeit der Herzogin Christina. Um so besser gelangen ihm seine Unternehmungen im Inneren Frankreich's. Mit eiserner Strenge unterdrückte er die Bewegungen, welche der von ihm verhängte Abgabendruck in Perigord, St. Onges und in der Normandie hervorgerufen hatte. Der unverbesserliche Herzog Gaston von Orleans machte, in Verbindung mit dem Grafen von Soissons (1640) den dritten Versuch, sich des Kardinals Richelieu zu entledigen, doch auch dieser scheiterte an der Muthlosigkeit des Herzogs. Als es darauf zum offenen Kampfe kam, erlitten zwar die Truppen des Kardinals in der Ebene von Bazeille, in der Nähe des Waldes von Marsée am 6. Juli 1641 eine Niederlage, allein der Graf von Soissons verlor in dem Treffen sein Leben. So endigte auch diese Verschwörung zum Vortheile Richelieu's.

Am bezeichnendsten für die Zustände des französischen Hofes war das letzte der wider Richelieu angelegten Komplotte. Denn an diesem nahm Ludwig XIII. selbst Theil, obgleich seine Mitverschworenen weiter gingen, als er wollte. Gegen das Ende der Regierung, welche Ludwigs XIII. Namen trug, besaß Heinrich Coiffier, genannt Ruzé d'Effiat, Marquis von Cinqmars, unter dem Titel eines Oberstallmeisters das nicht beneidenswerthe doppelte Amt eines Vergnügensmachers des Königs und Spions des Ministers. Im Anfange des Jahres 1641 war er aber in Gefahr, von dem Könige entlassen zu werden, weil er seinen Liebeshändeln nachhing und daher nicht immer bereit war, dem unglücklichen Ludwig die Zeit zu vertreiben. Auf die Verwendung Richelieu's setzte ihn der König in das erstere seiner Aemter wieder ein, ließ sich aber dabei schwören, daß er dem Kardinale nicht mehr Spionendienste leisten wollte. Der Eid, welchen Cinqmars dem Könige leistete, war der Anfang einer geheimen Verbindung beider gegen den Kar-

*) S. § 41—44.

dinal. Die Herzoge von Orleans und von Bouillon und sogar die Spanier wurden in dieselbe verflochten. Ludwig XIII. und Cinqmars unterhielten sich eifrig mit einander über die Verschwörung, und letzterer suchte den König Glauben zu machen, sie könnten zusammen, ohne Richelieu das Reich ganz wohl regieren. Im Stillen versicherte sich Cinqmars der Dienste des Parlaments-Präsidenten Franz de Thou, dem er die eigentlichen Regierungsgeschäfte zu überlassen gedachte, falls der Kardinal beseitigt wäre. Cinqmars sandte im Namen der Verschworenen einen Abgeordneten, Fontrailles, nach Madrid, welcher mit Olivarez einen förmlichen Vertrag abschloß. Von diesem verschaffte sich Richelieu eine Abschrift, wies sie dem Könige vor, und ängstigte diesen unglücklichen Menschen so lange, bis er ihm Cinqmars und alle seine Mitverschworenen preis gab. Damals waren Richelieu sowohl, als Ludwig XIII. beide schon sehr leidend und dem Tode nahe. Um so empörender sind die Grausamkeiten, welche der erstere zugab, der letztere verordnete gewissermaßen im Angesichte ihres Todes. Cinqmars wurde auf die Folter gelegt, und gestand alles, was Richelieu von ihm wissen wollte. Den zwei und zwanzigjährigen Jüngling Cinqmars und Franz de Thou ließ Richelieu (am 12. September 1642) öffentlich hinrichten. Der erstere war ein durchaus ungefährlicher Mensch. Die Verschwörung war in der That mehr Spielerei, als Ernst gewesen. De Thou hatte bei derselben gar nicht mitgewirkt. Sein Verbrechen war nur, sie nicht angezeigt zu haben. Der Herzog von Bouillon rettete sich dadurch, daß er seine Festung Sedan an Frankreich abtrat. Der erbärmliche Herzog von Orleans zog sich wieder aus der Schlinge, indem er ein schriftliches Bekenntniß abfaßte und sich vor dem Kardinale in der herabwürdigendsten Weise demüthigte. Dieses war die letzte That Richelieu's. Bald darauf (4. December 1642) starb er, und fünf Monate später (14. Mai 1643) Ludwig XIII.

Der König stand mit dem Minister auf gleicher Stufe sittlicher Verkommenheit. Beide hatten keine Spur von Gewissenhaftigkeit und Menschenliebe, beide waren falsch und hartherzig. Der König opferte seine Mutter, seinen Vertrauten Cinqmars und alle seine Freunde auf, wenn die Menschen, in deren geistigen Fesseln er gerade lag, es von ihm verlangten. Er spielte ihnen gegenüber die Rolle des Verräthers, indem er mit ihnen noch die freundlichsten Worte wechselte, nachdem er ihr Todesurtheil schon unterschrieben hatte. Richelieu war unstreitig ein Mann von großer Kraft. Doch gebrauchte er diese nur zur Unterdrückung der Freiheit, um seinem eigenen Ehrgeiz zu fröhnen. Seine Herrschergabe war aber so groß als seine Herrschsucht, seine Talente kamen seinen Lastern ganz gleich. Für Frankreich legte er den Grund zu jenem Despotismus, welcher mit unvermeidlicher Nothwendigkeit entweder zur Revolution oder zum Ruine eines Volkes führt. Er strebte nicht darnach, Frankreich glücklicher, freier, besser zu machen, d. h. nach einer guten und schönen Ordnung des Staats, sein Ziel war vielmehr nur, seine eigene Herrschaft zu sichern, und da er dieses nur erreichen konnte, indem er im Innern jeden Widerstand zermalmte, und nach Außen hin die Grenzen Frankreich's auszudehnen suchte, so gründete er jene Ordnung, welche die Despoten so sehr lieben, daß sie einem Unterthanen ihr zu Liebe sogar verzeihen, wenn er die Gewalt eines Königs an sich reißt.

Richelieu war mehr Vormund, als Minister Ludwig's XIII., wie Sully mehr Vormund, als Minister Heinrich's IV. gewesen war. Doch Sully verwaltete den Staat zum Besten seines Vaterlandes und seines Königs, Richelieu nur zu seinem eigenen Vortheile.

Ludwig und seine Gattin Anna von Oesterreich waren gleich nichtige Menschen. Sie waren vier und zwanzig Jahre lang verheirathet gewesen, als jener Knabe geboren wurde, welcher später unter dem Namen Ludwig's XIV. ganz Europa in Bewegung setzte, und welcher mit seinen beiden Eltern so wenig Aehnlichkeit hatte, daß die Vermuthung sehr nahe liegt, es habe in diesem Falle, wie sonst so oft eine Unregelmäßigkeit statt gefun-

den, welche der Mantel des Gesetzes zudeckt, und die das Aussterben der Königsfamilien verhindert.

Noch bei Richelieu's Lebzeiten war Kardinal Mazarin, ein geborener Römer, in französische Dienste getreten und hatte, begünstigt durch den allmächtigen Principalminister, sowohl beim Könige, als bei der Königin, eine gewisse Bedeutung gewonnen. Ludwig, welcher mit seiner Gattin niemals gut gelebt und ihr, als einer Spanierin, von der Zeit an, da Frankreich mit Spanien im Kriege war, weniger als jemals traute, schloß in einem von Anna selbst unterzeichneten und vom Parlamente einregistrirten Testamente seine Wittwe von dem Regentschaftsrathe, den er bestellte, namentlich aus. Mazarin versprach ihm, für die Aufrechthaltung dieses Testamentes Sorge zu tragen, zu gleicher Zeit sagte er aber der Königin zu, dasselbe beseitigen zu wollen. Nach des Königs Tode waren der Herzog von Vendome, der Herzog von Beaufort, dessen Sohn und der Bischof von Beauvais, Augustin Potier sehr eifrig, das Parlament dem Willen der Königin-Wittwe dienstbar zu machen. Wie nach Heinrich's IV., so gelang es auch nach Ludwigs XIII. Tode der verwittweten Königin, gegen alles Recht die Regentschaft an sich zu reißen. Die drei oben genannten vornehmen Herren, welche vermeinten, die oberste Gewalt im Reiche, unter dem Namen der Königin für sich zu gewinnen, irrten sich aber und wurden allgemein verlacht. Nach wenigen Tagen ernannte die Königin-Mutter Mazarin zum Premierminister. Was darunter zu verstehen sei, hatte Richelieu im Laufe der beiden letzten Jahrzehnte den Franzosen gezeigt.

Richelieu's stärkste Leidenschaft war die Herrschsucht gewesen. Mazarin fröhnte der Habgier. Richelieu hielt ein fürstliches Haus und verschwendete Millionen; Mazarin scharrte sie zusammen. Er hinterließ bei seinem Tode ein Vermögen von zwei hundert Millionen Livres. Wie viel Blut und Schweiß an diesen klebte, läßt sich denken, wenn wir erwägen, daß die Finanzverwaltung damals noch höchst mangelhaft war. Man nimmt an, daß nur ein Drittheil der vom Volke erhobenen Abgaben in den königlichen Schatz floß, zwei Drittheile eigneten sich die königlichen Beamten für ihre Mühewaltung zu. Das Beispiel des Principalministers fand natürlich bei den untergeordneten Beamten eifrige Nachahmung. Der Minister sammelte Schätze, die Großen des Reiches praßten, die gedrückten Massen des Volkes arbeiteten und wurden ihres Lebens nicht froh.

Die Kriege, welche Richelieu begonnen hatte, setzte Mazarin mit größerem Nachdruck und besserem Glücke fort. Der Herzog von Enghien, später der große Condé genannt und der Vicomte von Türenne bedeckten die Heere, an deren Spitze sie fochten, mit Ruhm und machten die Nation ihre Leiden auf Augenblicke wenigstens vergessen. Von Jahr zu Jahr wurde Spanien unfähiger, den vereinigten Waffen Frankreich's und der Niederlande Widerstand entgegen zu setzen, und der deutsche Zweig des Hauses Habsburg war durch einen bald dreißigjährigen Krieg fast vollständig erschöpft. Richelieu und Mazarin waren beide darauf bedacht, die gute Gelegenheit nicht ungenützt zu lassen, und einige Grenz-Provinzen an Frankreich zu bringen. Seit 1632 war Richelieu schon bemüht gewesen, Lothringen ganz oder theilweise unter französische Herrschaft zu bringen. Lange Zeit hatte Herzog Karl III. während des dreißigjährigen Krieges dem Hause Habsburg gedient. Im Jahre 1641 überwarf er sich mit demselben und reiste nach Paris, um dort seinen Frieden mit Frankreich zu machen. In dem Vertrage vom 29. Mai 1641 versprach der Herzog seine Verbindungen mit dem Hause Oesterreich aufzugeben, die Grafschaft Clermont nebst Stenay, Jamez und Dün abzutreten und alle seine Truppen dem Könige von Frankreich zu überlassen. Dagegen erhielt er Lothringen und das Land Bar zurück; für letzteres mußte er aber Huldigung leisten, in Nancy eine französische Besatzung bis zum Ende des Krieges aufnehmen und nachher sollte er de-

Festungswerke schleifen. Für den Fall, daß er diesen Vertrag nicht halten sollte, versprach der Herzog zuzugeben, daß alle Länder, welche er in Folge dieses Vertrags zurück erhielte, Frankreich einverleibt würden. Wie die französischen Diplomaten voraus gesehen hatten, hielt der Herzog Karl diesen Vertrag nicht, und gab ihnen dadurch einen erwünschten Vorwand, Lothringen in Besitz zu nehmen.

Im westphälischen Frieden mußte das arme Deutschland mit bedeutenden Länder-Abtretungen die Jämmerlichkeit seiner Fürsten bezahlen, welche immer bereit waren, das Gesammtvaterland auf Kosten ihrer kleinlichen Privat-Interessen zu verrathen. Der Krieg mit Spanien dauerte fort. Er fand erst im folgenden Zeitabschnitt sein Ende.

Nach einer Unterbrechung von fast einem halben Jahrhundert (1562—1598) während dessen die Religion der Hebel war, welcher Frankreich in Bewegung setzte, trat dieses Land wieder in die frühere Bahn der Eroberungskriege nach Außen und der Unterdrückung im Innern zurück.

---

# Siebenter Abschnitt.

## Italien.

### § 70. Einleitung.

Italien führt uns deutlicher, als irgend ein anderes Land den Beweis, daß der Verlust der Freiheit der schwerste ist, welcher einer Nation zustoßen kann. Seit der Zertrümmerung des römischen Reiches gelang es den Italienern nicht mehr, ihre nationale Einheit von neuem zu begründen. Allein ungeachtet ein Theil der Halbinsel unter französischen, ein anderer unter deutschen und ein dritter unter spanischen Herrschern stand, erhielt sich doch im Schooße des Volkes da und dort die heilige Flamme der Freiheit. Unter deren milden Strahlen entfalteten sich Künste und Wissenschaften. Die Italiener, obgleich zerrissen und gespalten, waren doch im Mittelalter eine der geachtetsten Nationen der Welt. Sie trugen, auf einigen Gebieten wenigstens, der Menschheit das Banner voran. Doch ganz anders gestaltete sich das Schicksal Italiens nach der Reformation. Die Päpste und deren Anhänger bekämpften mit äußerster Bitterkeit jene Bewegung, an welche der Fortschritt der Menschheit geknüpft war, und verdammten die italienische Nation, indem sie dieselbe abhielten, mit der Zeit voran zu schreiten, zu einem Zustande der Verknöcherung, mit welchem kein Fortschritt auf irgend einem Gebiete vereinbar war.

Den Italienern wurde von ihren Tyrannen nicht gestattet, an den Bewegungen der Zeit Theil zu nehmen. Nur diese gaben einer Nation die Kraft, übermüthige Feinde zurück zu treiben. Derselbe Mangel an frischer Stärke, welcher es der italienischen Nation unmöglich machte, sich des auf ihr lastenden geistlichen Druckes zu entledigen, war auch die Ursache des politischen Joches, dem sie anheimfiel. Wie hätte es den Mailändern, den Sicilianern, den Neapolitanern und Sardiniern gelingen können, sich der Franzosen und Spanier zu erwehren, da sie sich die Päpste, die Jesuiten, die Kapuziner und alle übrigen Trabanten des römischen Pfaffenthums gefallen ließen? Auf dem Gebiete staatlicher Freiheit machte im Laufe dieses Zeitabschnitts keine Nation einen Fortschritt welche

sich der Reformation widersetzte, welche auf dem Felde der Kirche, an dem alten Unsinn und der alten Knechtschaft fest hielt.

Der Verfall Italiens während dieses Zeitabschnitts (1517—1648) läßt sich nur mit dem Krebsgange Spanien's und Portugal's, dieser beiden anderen, dem römischen Pfaffenthume verfallenen Länder, vergleichen. Die Spanier hatten aber doch wenigstens einige Befriedigung ihres Nationalstolzes in dem Bewußtsein, über Italien, Flandern und einen großen Theil der neuen Welt zu herrschen. Den Italienern war auch dieser schlechte Trost versagt. Denn die Zeit war vergangen, da Europa von Rom aus in Bewegung gesetzt wurde. Die Gewalt des Papstes, welche seit langer Zeit abgenommen hatte, wurde im Laufe der Reformationskämpfe fast gänzlich gebrochen. Trotz aller Bannstrahlen, Kriege, Verschwörungen, trotz Jesuiten und Inquisition schritt die Menschheit voran und ließ das Papstthum weit hinter sich zurück.

In den Jahren der Grenzscheide zwischen dem Mittelalter und der Neuzeit starben in rascher Folge alle diejenigen Machthaber, deren wilde Eroberungslust Italien zum Schlachtfelde Europa's gemacht hatte: der Papst Julius II. (1513), Ludwig XII. von Frankreich (1515), Ferdinand der Katholische von Spanien (1516) und Maximilian I., Kaiser von Deutschland (1519). Italien und die Menschheit gewann aber dabei wenig oder nichts. Die Menschen starben, die Leidenschaften, Entwürfe und Pläne, welche sie gehegt hatten, gingen auf ihre Nachfolger über, und indem sich die Erbschaft Ferdinand's des Katholischen und Maximilian's I. zum größten Theile in der Person Karl's V. vereinigte, wurden die Gefahren noch größer, womit der Ehrgeiz der Habsburger Italien bedrohte. Fast die Hälfte der apenninischen Halbinsel: Neapel, Sicilien und Sardinien gehörte den Spaniern. Um Mailand stritten sich die mächtigsten Fürsten der Erde. Hätten die unabhängigen Staaten Italien's zusammen gehalten, so wäre es ihnen nicht schwer geworden, die Fremden aus dem Lande zu treiben. Allein keinem der italienischen Herrscher kam es darauf an, für Italien, für die Freiheit oder die Unabhängigkeit in die Schranken zu treten. Jeder wollte nur die Grenzen seiner eigenen Herrschaft erweitern, mochte auch das ganze übrige Italien darüber zu Grunde gehen. Nicht selten sprachen und schrieben die Päpste mit großer Frechheit gegen alle Ausländer, nannten sie Barbaren und forderten alle italienischen Fürsten auf, sie aus dem Lande zu treiben. Allein die Tücken der Päpste waren in Italien besser gekannt, als im Norden der Alpen. Die italienischen Fürsten wußten, daß hinter allen, gegen die Fremden geschleuderten Redensarten der Päpste nichts anderes, als Herrschsucht und Habgier versteckt lag, und ließen sich daher durch dieselben aus dem Geleise ihrer Alltagsbestrebungen nicht heraustreiben.

In der Geschichte Spanien's und Frankreich's haben wir der Schlachten erwähnt, welche Franz I., die Schweizer und Karl V. auf dem Boden Italien's schlugen. Nicht die Bewohner dieses unglücklichen Landes, sondern die wilden Kriegerschaaren, welche die mächtigen Monarchen Frankreich's, Spanien's und Deutschland's in das Feld stellten, entschieden über die Schicksale der apenninischen Halbinsel.

Nach dem Siege bei Marignano hatte Franz I. von Frankreich das Herzogthum Mailand an sich gerissen und Maximilian Sforza mit einem Ruhegehalte abgefunden. Der Frieden von Noyon verhinderte für den Augenblick den Wieder-Ausbruch des Sturmes. Er entlud sich nur um so furchtbarer später über Italien. Leo X. dachte nur daran, Parma und Placentia zu gewinnen. Unter dieser Bedingung war er bereit, sich mit Karl V. gegen Franz I. zu verbinden. Die Leichtfertigkeit des Königs Franz und seines Statthalters Lautrec machte es den Verbündeten nicht schwer, die Franzosen aus Mailand zu vertreiben. Diese mußten sich auf das Gebiet der Venetianer zurück ziehen, welche auf französischer Seite standen. Parma und Placentia fielen dem Papste zu; doch nicht lange

konnte er sich ihres Besitzes freuen. Er starb schon bald darauf (1521). Während Leo X. sich mit dem Erwerbe dieser beiden Herzogthümer, mit kostbaren Bauten und der Zusammentreibung von Abgaben aus allen Theilen der Erde beschäftigte, ging dem Papstthume die Hälfte der Christenheit verloren, welche bis dahin nur zu willig das römische Joch getragen hatte.

Die große Frage des Tages war in Italien nicht: Reformation, oder Papstthum? Die übermüthigen Kirchenfürsten Italien's sahen in den von Luther angeregten Bewegungen nichts weiter, als eine jener von streitsüchtigen Mönchen hervorgerufenen Zänkereien, deren die Päpste früher viele Dutzende mit leichter Mühe unterdrückt hatten. Noch weniger, als Leo X., faßte sein Nachfolger Hadrian VI. seine Zeit. Leo hatte wenigstens die Italiener gekannt; ihm diente die ganze Sippschaft ehrgeiziger Kardinäle und habgieriger Bischöfe zum Stützpunkte. Doch Hadrian machte sich durch seine Reformbestrebungen zugleich diese und das ganze italienische Volk zu Feinden. Die einen wollten sich keine Beschränkung ihrer unrechtmäßigen Gebühren und Pfründen, das andere keinen Eingriff in seine hergebrachten Vergnügungen gefallen lassen. Während Karl V. seine Macht in Italien mehr und mehr befestigte, breitete sich die Reformation über ganz Europa aus.

Mit Hülfe des Papstes Leo X. hatte Karl V. (1521) die Franzosen aus Mailand vertrieben. Die Venetianer und andere italienische Mächte schlossen sich dem Kaiser bald darauf an (1523). Als aber Franz I. mit großer Heeresmacht nach Italien zog (1524) und seinen Gegner zu vernichten drohte, warfen die meisten italienischen Fürsten: der Papst Clemens VII., Toscana und Venedig das Gewicht ihrer Staaten in die Wagschale der Franzosen. Sie thaten immer das Gegentheil von dem, was sie im Interesse der Unabhängigkeit Italien's hätten thun sollen. Statt die Franzosen und Spanier sich gegenseitig schwächen zu lassen, und den Augenblick zu benützen, da sie die Fremden überfallen und mit vereinter Macht aufreiben konnten, schlossen sich die italienischen Herrscher immer demjenigen ausländischen Fürsten an, welcher ihnen der furchtbarste zu sein schien. Von diesem konnten sie allerdings die Zusage eines Theiles der Beute erlangen, allein nur zum Verderben Italien's. Häufig irrten sie sich aber in der Beurtheilung der Streitkräfte des Auslandes, schlossen sich dem schwächeren an, indem sie hofften, den Stärkeren als Bundesgenossen gewonnen zu haben.

Wie ein Donnerschlag traf daher die Schlacht von Pavia nicht bloß die Franzosen, sondern auch denjenigen Theil der Italiener, welcher den Spaniern noch nicht gehorchte. In ihren Folgen war sie für Italien weit verderblicher, als für Frankreich. An dem blutigen Tage von Pavia ging die Selbstständigkeit Italien's auf Jahrhunderte hinaus unter. Bis dahin mochte dieses unglückliche Land sich vielleicht wieder aufraffen. Später bot ihm das Schicksal kaum mehr eine günstige Gelegenheit. Der Schrecken, welcher vor den Waffen Karl's V. einher ging, lähmte alle Fürsten Italien's. Clemens VII. konnte damals zwischen Karl V. und Franz I. den Ausschlag geben, falls er irgend einem Plane treu geblieben wäre. Da er aber immer hin und her schwankte, niemals den übrigen Staaten Italien's einen Haltpunkt bot, konnte die Unterjochung dieses Landes nicht ausbleiben. Selbst unmittelbar nach der Schlacht von Pavia wäre es nicht schwer gewesen, die Söldner Karl's V. aus Italien zu vertreiben, falls sich die italienischen Fürsten fest mit Frankreich verbunden und den Krieg mit Nachdruck geführt hätten. Die Truppen des Kaisers waren schlecht bezahlt und seine beiden besten Feldherren: Bourbon und Lannoy, entfernten sich vom Heere. Im Uebermuthe des Sieges verfuhren die kaiserlichen Generale mit der größten Härte gegen das italienische Volk. Sie erpreßten von demselben unerschwingliche Kriegssteuern und sprachen jedem besseren Gefühle frechen Hohn. Unfähig, der Kraft und der Tapferkeit der Nation und ihrer Verbündeten zu vertrauen, spann Clemens VII. nutzlose

Ränke. Durch Verrath hoffte er den Sieg zu gewinnen, welcher ihm in offener Feldschlacht unerreichbar schien. In Abwesenheit Bourbon's und Lannoy's führte der Marquis von Pescara den Oberbefehl über das kaiserliche Heer. Ihn suchte der Papst durch den Kanzler Girolamo Morone für die Sache Italien's zu gewinnen. Eine Zeit lang stellte sich Pescara, als ginge er auf die ihm gemachten Eröffnungen ein. Der Papst verlangte von ihm, er solle die kaiserlichen Truppen in der Weise auseinander legen, daß sie überfallen und einzeln vernichtet werden könnten. Dafür versprach Clemens VII. dem Feldherrn den Thron von Neapel. Ob Pescara nur die Feinde des Kaisers ausborchen wollte, oder aber wirklich gesonnen war, sich an sie zu verkaufen, wird wohl schwerlich jemals ermittelt werden. Ein Ehrenmann nimmt seinen Feinden gegenüber eine solche Stellung an, daß diese nicht wagen, ihm verrätherische Vorschläge zu machen. Versäumt er dieses, und hört auf deren Einflüsterungen, so kann er ohne Verbrechen sich nie aus seiner schiefen Stellung ziehen. Hätte Pescara die Anerbietungen Morone's angenommen, und folgeweise die Truppen, die er zu schützen und zu führen berufen war, den Italienern preis gegeben, so wäre sein Verbrechen unstreitig weit größer gewesen, als indem er Morone und den Papst dem Kaiser verrieth. Nachdem Pescara sich freundlich mit Morone unterhalten und dessen Anerbietungen ohne Zeichen von Entrüstung entgegen genommen hatte, änderte er plötzlich seine Haltung. Er ließ Morone gefangen nehmen, bemächtigte sich aller festen Plätze im Mailändischen, welche die kaiserlichen Truppen noch nicht inne hatten, und belagerte den Herzog Franz Sforza in der Citadelle seiner Hauptstadt.

Selbst nachdem alle Unterhandlungen zwischen den italienischen Fürsten und dem Oberfeldherrn des Kaisers abgebrochen waren, konnten sich diese zu keinen durchgreifenden Maßregeln entschließen. Erst als König Franz I. aus der Gefangenschaft entlassen war, und deutlich zu erkennen gegeben hatte, daß er den Madrider Vertrag nicht halten würde, kam zwischen den italienischen Mächten, Franz I. von Frankreich und Heinrich VIII. von England jener Bund zu Stande, den man den „heiligen" nannte, weil der Papst an dessen Spitze stand (1526). Durch diesen sollte Kaiser Karl V. gezwungen werden, Mailand dem Herzoge Franz Sforza zurück zu geben und die Söhne Franz I., die ihm als Geißeln überliefert worden waren, frei zu lassen. Die vereinte Macht der verbündeten Fürsten war derjenigen Karl's V. bei weitem überlegen. Doch da die Heere in Italien standen und die deutlich ausgesprochene Absicht der verbündeten Fürsten war, die Unabhängigkeit Italien's herzustellen, so mußte die Haltung der Fürsten und Bewohner dieses Landes den Ausschlag geben. Damals war aber schon die Kraft des italienischen Volkes gebrochen. Sonst wäre es ihm ein leichtes gewesen, das spanische Joch für immer abzuschütteln.

Karl V. hatte sich in Mailand noch nicht festgesetzt. In Neapel herrschte unter dem Volke und den Großen die äußerste Mißstimmung. Doch an der Spitze des verbündeten Heeres stand der Herzog von Urbino, welcher wo möglich noch ängstlicher, als Clemens VII. war. Die italienische Nation, auf welcher das Joch der eigenen Fürsten schwer genug lastete, war eines heldenmüthigen Aufschwunges unfähig. Der Herzog von Urbino unternahm nichts, um den in der Citadelle von Mailand eingeschlossenen Herzog Franz Sforza zu entsetzen.

Alle jene Gefühle, auf welchen die Kraft der Nationen beruht: Vaterlandsliebe, Freiheitsmuth, Sinn für Recht und Despotenhaß waren im Laufe der Jahrhunderte durch die Pfaffen und Fürsten Italien's erstickt worden. Knechtische Unterwürfigkeit, niedrige Schmeichelei, Gewissenlosigkeit waren die einzigen Sprossen, welche seit langer Zeit in Italien zu Macht und Ansehen führten. Jeder war stets bereit, seine Bundesgenossen preis zu geben, wenn er hoffen konnte, dadurch einen Vortheil für sich zu erringen. Ein

Kampf auf Tod und Leben war für Italien eine Unmöglichkeit. Die Fürsten, welche allein viel zu verlieren hatten, wollten ihn nicht, weil ihnen ihr Leben und ihre Kronen zu lieb waren, das Volk nicht, weil es die Hoffnung verloren hatte, durch einen Wechsel irgend etwas zu gewinnen.

Die eigentlichen Urheber dieser trostlosen Zustände waren unstreitig die römischen Päpste. Sie hatten durch die von ihnen ausgehende päpstliche Schreckensherrschaft das Volk zugleich verdummt und geknechtet. Der Kirchenstaat war von allen italienischen Reichen der bei weitem am schlechtesten verwaltete. Von Rom ging jene abscheuliche Staatskunst aus, welche alles Vertrauen untergrub, jedem sittlichen Gefühle Hohn sprach und kein Mittel, das zum Ziele führen konnte, verwarf, wenn es auch noch so schändlich war. Die italienische Nation mußte jetzt dafür büßen, daß sie so lange das Joch ihrer geistlichen und weltlichen Tyrannen geduldig ertragen hatte. Unfähig, sich gegen fremde Eroberer zu vertheidigen, wurde sie deren Beute. In derselben Zeit, da die Nationen des nördlichen Europa an den tausendjährigen Ketten ihrer geistlichen und weltlichen Tyrannen rüttelten, und mehr, als einen Ring derselben zerbrachen, ließen sich die Völker des Südens in immer schimpflichere Bande schlagen.

Da die Verbündeten dem Herzoge Sforza nicht zu Hülfe kamen, mußte er den Spaniern die Citadelle von Mailand übergeben. Durch diese erhielt Karl V. einen Stützpunkt in Oberitalien, den ihm die verbündeten Fürsten nicht mehr entreißen konnten.

Die elende Kriegführung von Seiten der Verbündeten war mehr Folge des schwankenden Charakters des Papstes, welcher nichts wagen wollte und dadurch gerade alles verlor, als der mangelnden Talente des obersten Feldherrn, des Herzogs von Urbino. Kaum hatte Clemens VII. den s. g. heiligen Bund geschlossen, als er schon wieder in Angst gerieth und Unterhandlungen mit Karl V. eröffnete. Um diese zu beschleunigen, wiegelten die Diener des Kaisers den Cardinal Pompeo Colonna wider den Papst auf. Plötzlich sah sich dieser in Rom selbst von den Truppen seines Lehensmannes überfallen und gezwungen, einen Vertrag abzuschließen, in welchem er versprach, sich von der Ligua zurückzuziehen. Natürlich wurde durch diesen leichtfertigen Abfall die Kraft derselben gebrochen. Ebenso voreilig als Clemens VII. mit Colonna Frieden geschlossen hatte, brach er denselben wieder und reizte dadurch die spanische Partei um so heftiger wider sich auf. Kurz nachher schloß er einen neuen Friedensvertrag mit dem spanischen Statthalter von Neapel ab, und glaubte, im Vertrauen auf denselben getrost seine Truppen entlassen zu können Während Clemens VII. entwaffnete, mehrte sich das Heer Karl's V. in Italien. Der Papst hatte zu seinem Schutze nichts, als ein Stück Papier, welches die Feldherren Karl's V. um so weniger berücksichtigten, als dieses nicht von dem Kaiser selbst, sondern nur von dessen Statthalter zu Neapel unterschrieben war, und die Mittellosigkeit, in welcher sie sich durch des Kaisers Vernachlässigung befanden, sie von ihren Söldnern abhängig machte. So kam es, daß Rom (1527) von den Truppen des Kaisers mit stürmender Hand genommen wurde. Diese Kriegsthat macht uns mehr, als irgend eine andere die Erbärmlichkeit sämmtlicher Machthaber jener Zeit anschaulich. Der Kaiser Karl und der Papst hätten sie beide verhindern können, wenn sie die Söldner befriedigt hätten. Sie thaten es nicht, weil jeder dachte, der andere werde es nicht zum Aeußersten kommen lassen und werde zahlen. So führte die Unentschlossenheit und Halbheit des Kaisers und des Papstes eine Katastrophe herbei, wie die Siebenhügelstadt sie nicht zur Zeit der Gothen und Vandalen erlitten hatte.

Sobald Rom genommen und zum Sitze der haarstreubendsten Ausschweifungen von Seiten eines führerlosen Söldnerheeres gemacht worden war (denn Bourbon war gefallen), dachte wiederum Niemand an das nothwendigste, nämlich dem Elende der Römer und den

Schandthaten der deutschen, spanischen und italienischen Sieger ein Ziel zu setzen, vielmehr wurde die Erstürmung Rom's als eine vollendete Thatsache betrachtet, welche jeder Theil möglichst zu seinem Vortheile ausbeuten wollte. Der Kaiser schob alle Schuld auf ein Heer. Wenn er dieses ernstlich gemeint, so hätte er nothwendig die Führer desselben bestrafen und sofortige Räumung Rom's anordnen müssen. Keines von beiden geschah. Im Gegentheile hielt Karl V. den Papst sieben volle Monate lang gefangen und versprach ihm erst die Freiheit, nachdem Clemens VII. sich bequemt hatte, alles zuzugestehen, was der Kaiser von ihm begehrte. Der Papst traute diesem aber so wenig, daß er die für seine Freilassung bestimmte Zeit nicht abwartete, sondern Tags zuvor aus seiner Haft entsprang.

Mittlerweile hatten die Anhänger des Papstes in allen christlichen Staaten Lärm geschlagen. Der König Franz I. von Frankreich, und Heinrich VIII. von England machten endlich Ernst. Lautrec rückte an der Spitze eines zahlreichen französischen Heeres in die Lombardei ein. Jetzt bekamen auch die kleineren Fürsten Italien's wieder einigen Muth. Der Herzog von Ferrara und der Markgraf von Mantua traten dem s. g. „heiligen" Bunde bei. Selbst die Florentiner, welche die Gefangenschaft des Papstes dazu benutzt hatten, das auf ihnen ruhende Joch der Mediceer abzuschütteln, schlossen sich im allgemein italienischen Interesse dem Bunde an, welcher zunächst gegen Karl V. gerichtet war, obgleich derselbe die Befreiung des Papstes, ihres unmittelbarsten und gefährlichsten Gegners, zum Zwecke hatte. Um ihren Eifer recht anschaulich zu machen, ernannten die verbündeten Könige und Fürsten den gefangenen Papst zum Haupte ihrer Ligua. Während ihr Heer gegen Rom vorrückte, verständigte sich Clemens VII. mit Kaiser Karl V., und brach dadurch natürlich dem s. g. heiligen Bunde wiederum die Spitze ab. Bei dem Kriege, welcher sich jetzt entspann, betheiligten sich die Italiener nur in ganz untergeordneter Weise. Karl V. und Franz I. waren die Parteien, welche ihn führten, obgleich es sich damals in höchst auffallender Weise zeigte, daß es den Italienern nicht an Mitteln fehlte, den Ausschlag zu geben, wenn sie nur den Muth hatten, von denselben Gebrauch zu machen. Ein Italiener, Andreas Doria, war es, welcher dem Siegeszuge der Franzosen ein Ziel steckte und das Uebergewicht Kaiser Karl's V. in Italien wieder herstellte. Wären die italienischen Fürsten nicht durchaus charakterlose und erbärmliche Menschen gewesen, so hätte dieser Umschwung ebenso sowohl zu Gunsten Italien's, als Spanien's stattfinden können. Andreas Doria war vaterländisch genug gesinnt, um Italien dem Auslande vorzuziehen, und bewies durch sein großmüthiges Benehmen gegenüber den Genuesern deutlich, daß er die Freiheit der Zwingherrschaft vorzog, sogar dann, als ihm selbst die Gewalt angeboten wurde. Doch Italien besaß nur einen Doria. Die Herzoge von Urbino, Mailand und Ferrara, der Markgraf von Mantua und Menschen von gleicher Charakterlosigkeit gaben den Ton auf der apenninischen Halbinsel an. Namentlich war es aber der Papst, Clemens VII., welcher die italienische Unabhängigkeit untergrub, indem er dem Wunsche, Florenz wieder unter die Herrschaft der Mediceer zu bringen, jede andere Rücksicht aufopferte. Er gab sämmtlichen Verbündeten das Zeichen des Abfalls, indem er (1529) mit dem Kaiser den Vertrag von Barcelona abschloß, dessen Inhalt sich in den Worten zusammen fassen läßt: der Papst gab dem Kaiser Italien preis, wofür dieser ihm versprach, Florenz den Mediceern zu überliefern. Dem Beispiele des Papstes folgte bald schon Franz I. von Frankreich, welcher im Frieden von Cambray die Venetianer, die Florentiner, seine neapolitanischen Anhänger und die Herzoge von Mailand und Ferrara der Rache Karl's V. aufopferte.

Durch die Friedensschlüsse von Barcelona und Cambray sicherte Karl V. sich und seinem Hause auf Jahrhunderte hinaus das Uebergewicht in Italien. Zwar saß auf dem herzoglichen Throne zu Mailand noch Franz Sforza, allein er war nur eine Puppe in des mächtigen Kaisers Hand und als er (1535) kinderlos starb, nahm Karl V. das Herzog-

thum als heimgefallenes Lehen in Besitz, und erhielt sich in demselben trotz allen Kriegen und Unterhandlungen, welche er deshalb mit seinem Gegner, Franz I. von Frankreich, führte.

Seit damals hat Italien aufgehört, eine Stimme im Rathe der Völker zu besitzen. Dieses unglückliche Land stand unter der Herrschaft ausländischer Tyrannen, welche den kleineren Staaten der Halbinsel nur insofern ihr Dasein gestatteten, als diese gefügig und unterthänig waren. Keine Nation kann ohne einen gewissen Grad von Kraft und Tugend ihre Selbstständigkeit behaupten. Die Italiener waren im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts unter diesen Grad herabgesunken und erlitten die unvermeidlichen Folgen ihrer eigenen Nichtswürdigkeit. Despoten und Eroberer finden sich nur da, wo die Zahl der knechtischen und feigen Menschen überwiegend ist. Noch einmal rückten französische Truppen unter Franz I. nach Oberitalien. Auch gewannen sie die Schlacht von Cerisolles. Allein auch nach dem Frieden von Crespi blieb Karl V. im Besitze der Lombardei.

Eine Geschichte Italiens in dem Sinne, wie wir von einer Geschichte Frankreichs, Spaniens, oder Englands sprechen, gibt es, seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts kaum mehr. Die Einheit der Sprache, die Erinnerung an eine große Vergangenheit und die Hoffnung einer schöneren Zukunft konnten die aus- und inländischen Tyrannen den Italienern allerdings nicht rauben. Doch jene politische Organisation, welche die gesammten Kräfte des Volkes in einem Brennpunkte vereinigt, und sie zum Besten der Gesammtheit verwendet, hörte von nun an gänzlich auf. Schon früher war sie sehr schwach gewesen. In der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts wurde sie zu Nichts. In einzelnen Staaten Italien's, in Savoyen und Piemont, in Florenz, in Venedig und Genua, selbst in Neapel und Sicilien flackerte ab und zu die Flamme der Freiheit wieder einmal auf, es war nur auf Augenblicke, und die finstere Nacht des Despotismus lagerte sich schon bald wieder auf dem Lande weit und breit.

Die Nation war vollständig entnervt. Sie hatte die Stürme der Völkerwanderung überstanden. Doch was Gothen, Vandalen, Hunnen, Heruler, Rugier, Normänner und alle übrigen Stämme der rohen Deutschen nicht vermocht hatten, das brachten Päpste, Kardinäle, Bischöfe, Dominicaner und Franziskaner, mit einem Worte Pfaffen zu Stande. Kaiser und Könige, Herzoge, Fürsten und Grafen ließen dem Volke, so sehr sie es mißhandelten und beraubten, doch seinen Verstand, ein gewisses Gefühl für Recht und Billigkeit, und stählten sogar nicht selten seinen Muth und seine Tapferkeit. Doch unter dem Pesthauche des Pfaffenthums wurden die blühendsten Landstriche zu Sümpfen und Morästen und deren Bewohner zu stumpfsinnigen, jedes besseren Gefühles unfähigen Knechten oder Bettlern. Der als göttliche Wahrheit gelehrte und durch alle Schrecknisse der Hölle und des Schaffottes aufrecht erhaltene Aberglauben verfinsterte den Verstand und verdarb das Gefühl der Massen, während er in den höheren Schichten der Gesellschaft Heuchelei, Verrath und Falschheit im üppigsten Wachsthum hervortrieb. Gift und Dolch mußten ersetzen, was den italienischen Fürsten an kriegerischer Befähigung abging. Banditen traten an die Stelle der Söldner.

Die Grundlage aller nationalen Verhältnisse bildet das Familienleben. Das Priester-Cölibat, Mönchs- und Nonnenklöster hatten dasselbe längst in Italien untergraben. Dieselbe Verkehrtheit, welche der Geistlichkeit mit Gewalt von den Päpsten aufgedrungen worden war, schlich sich allmälig in die Gewohnheiten des Adels und der reicheren Bürgerfamilien ein. Ein Sohn durfte sich nicht verheirathen, weil er Geistlicher werden sollte, ein zweiter nicht, damit das Vermögen unvermindert dem ältesten zufiele. An dem glücklichen Ehemanne und Besitzer rächten sich aber die ehelosen Mitglieder anderer Familien, indem sie ihm die Gattin verführten. Was die Geistlichen sorgfältig in den Schleier des Geheimnisses hüllten, trieben die weltlichen Cölibatäre ganz öffentlich, indem sie sich dienende

Ritter (Cicisbei, oder Cavalieri serventi) nannten. Diejenigen Ehemänner, welchen noch einiges Gefühl für Ehre und Treue geblieben war, rächten sich, indem sie entweder Gleiches mit Gleichem vergalten, oder den Gegenstand ihres Hasses heimlich aus der Welt schafften. Die Ursachen der jämmerlichen Zustände Italien's lagen nicht in dieser oder jener traurigen Persönlichkeit, sondern in derselben römisch-katholischen apostolischen Religion, welche die Pfaffen dem Volke als „göttliche" Offenbarung, und in der Kirche, welche sie ihm als die Herrschaft Gottes auf Erden darstellten. Seit Jahrhunderten scheiterten daher alle Versuche, das Volk der Italiener aus dem Schlamme, in den es versunken war, wieder emporzurichten. Nimmermehr kann Italien zu Wohlstand, Bildung und Freiheit gelangen, bevor es nicht mit dem Papstthume und dessen Anhängern vollständig gebrochen und an die Stelle der unnatürlichen Einrichtungen der katholischen Kirche das ewige und unveräußerliche Recht der Menschheit gesetzt haben wird: die freie Selbstbestimmung auf dem Gebiete der Religion, der Familie und der Nation.

### § 71. Die spanischen Besitzungen in Italien.

Die Herrschaft der Spanier in Italien konnte nur eine despotische sein, denn nimmermehr hätten die Italiener sie freiwillig geduldet. Die Mailänder, Neapolitaner, Sicilianer und Sardinier mußten die Entscheidung der für sie wichtigsten Fragen dem Könige anheim geben, welcher jenseits hoher Bergesrücken und getrennt durch ein weites Meer in Madrid seinen Thron aufgestellt hatte. Sie wurden durch Spanien in Verhältnisse und Beziehungen gebracht, die ihnen ganz fremd, ja geradezu unverständlich waren. Sie mußten ihr Blut verspritzen und ihre Schätze verschwenden in fernen Kriegen mit den Niederlanden, Frankreich, England, Portugal und Deutschland. Das Gefühl, eine beherrschte Nation zu sein, verbitterte der Uebermuth der Spanier den Italienern noch mehr. Nichts konnte diesen die Ketten, welche sie trugen, erträglich machen, als der Knechtssinn, welcher die Massen gegen jede bessere Regung abstumpfte, und der Eigennutz, welcher den bevorzugten Klassen einen Theil an den vom Volke erpreßten Abgaben in Aussicht stellte.

Zur Zeit, da Mailand noch frei, war es eine der reichsten Städte der Welt. Doch unter spanischer Gewalt verlor sich bald sein Handel. Seine Fabriken zogen sich nach anderen Orten und seine Gewerbe stockten. Die außerordentliche Fruchtbarkeit der lombardischen Ebenen konnte selbst durch die Zwingherrschaft der spanischen Philippe nicht zerstört werden, allein die Männer, welche sie bearbeiteten, wurden ihres Lohnes nicht froh. Dieser floß durch hundert kleine Quellen nach dem Danaidenfasse der Spanier. Die Unterthanen Karl's V. und seiner Nachkommen spanischer Nation nahmen Theil an den Früchten der neu entdeckten Welt jenseits des Oceans. Den Italienern brachten die neuen Handelswege den größten Schaden. Zur selben Zeit, da sie ihre politische Selbstständigkeit einbüßten, verloren sie auch auf dem Gebiete des Handels und der Seefahrt die glänzende Stellung, die sie früher eingenommen hatten. Es ist sehr verkehrt, anzunehmen, die von Portugiesen und Spaniern gemachten Entdeckungen hätten die Handelsgröße Italien's vernichtet. Wenn dieselbe frische Kraft die Italiener noch beseelt hätte, welche sie besaßen, als Venedig und Genua den ganzen Handel des Ostens beherrschten, so wäre es ihnen ein leichtes gewesen, ihren Theil an den großen Gewinn, welcher der Menschheit durch die Entdeckungen des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts erwuchs, in Sicherheit zu bringen. Doch der Unternehmungsgeist, die Freiheit der Bewegung, der kühne Muth, das Selbstvertrauen früherer Zeiten war dahin. Der Kaufmann, welcher von einem spanischen Statthalter abhängig war und oft gefährdet wurde, falls dieser nur Kunde von seinen

Mitteln und Plänen erhielt, konnte unmöglich den Wettkampf mit dem neu auftauchenden Handelsvolke der Holländer oder Engländer bestehen.

Fürwahr, die geographische Lage der Holländer war es nicht, die sie zum ersten Handelsvolke der damaligen Zeit machte, sondern ihre Kühnheit, ihr Freiheitsmuth und ihr scharfer Blick, der ihnen die Mittel wies, die Herrschaft auf dem Gebiete des Handels und der Schifffahrt zu gewinnen.

Im Allgemeinen trugen die Italiener das auf ihnen ruhende spanische Joch mit großer Geduld. Doch einige Male ließen sie ihre Despoten doch fühlen, daß das Maß überlaufen könne. An Bigotterie standen die Italiener den Spaniern ziemlich gleich. Sie verehrten, wenn auch nicht mit derselben Innigkeit, wie die Spanier, den Papst als Stellvertreter Gottes auf Erden; verabscheuten, obschon nicht mit derselben finsteren Wuth, alle Andersglaubenden. Allein die Inquisition mit allen ihren in Spanien üblichen Gräueln ließen sie sich nicht gefallen. Volk und Adel hielten fest zusammen, so oft es galt, diese ächt spanische Einrichtung auf die apenninische Halbinsel zu verpflanzen. Schon zu Zeiten Ferdinand's des Katholischen hatten die Neapolitaner von dessen Statthalter Gonsalvo da Cordova das Versprechen erzwungen, es solle niemals in Neapel Inquisition oder ein Inquisitor bestehen. Als Ferdinand einige Jahre später versuchte, dennoch dieses Blutgericht in Neapel einzuführen, stieß er auf einen so starken Widerstand, daß er es für gerathen hielt, nachzugeben.

Im Jahre 1547 machte Karl V. einen Versuch, die spanische Inquisition in Italien einzuführen. Er schrieb an seinen Statthalter Don Pedro di Toledo und gab ihm die bestimmte Weisung, sich die äußerste Mühe zu geben, das spanische Blutgericht in Neapel einzubürgern. Nichts beweist besser, als diese Thatsache, welch' fluchwürdiger Despot Karl V. war und wie er in Deutschland gewüthet hätte, falls seine Gewalt dort so unumschränkt gewesen wäre, wie in Spanien, oder wie einfältige Deutschthümler es im Interesse deutscher Einheit heute noch wünschen. Der Vicekönig von Neapel griff die Sache mit großer Feinheit an. Er wandte sich heimlich an den Papst und bestimmte ihn, einen Beschluß (breve) zu erlassen, worin er unter dem Vorwande des Eifers für die Reinheit der Religion die spanische Inquisition einführte. Es geht hieraus klar hervor, daß der Papst nicht, wie manche Schwärmer glauben, an den Gräuelthaten der Inquisition keine Schuld trage, daß vielmehr die spanische Inquisition auch nach Neapel verpflanzt worden wäre, falls er die dazu erforderliche Macht besessen hätte. Allein weder der Papst, noch Kaiser Karl V. waren mächtig genug, ihre schändlichen Absichten durchzuführen. Das Volk von Neapel erhob sich, riß den päpstlichen Erlaß von den Thoren der erzbischöflichen Kirche ab, griff die spanischen Truppen in der Stadt an und trieb sie zurück. Der Vicekönig mußte mit seinen Söldnern in einer der die Stadt beherrschenden Citadellen seine Zuflucht suchen. Die Neapolitaner errichteten eine provisorische Regierung und stellten eine Kriegsmacht auf. Allein sie leiteten sofort Unterhandlungen mit dem Kaiser ein, welche damit endigten, daß die Stadt sich wieder unterwarf, und sogar sechs und dreißig der kühnsten Vorkämpfer der Freiheit der Rache des Despoten preis gab! Doch wagte es Karl V. nicht, seinen Plan durchzusetzen. Er gab den Gedanken auf, die spanische Inquisition in Neapel einzuführen.

In Mailand bestand seit längerer Zeit die italienische Inquisition. Diese schien dem finsteren Tyrannen, Philipp II., nicht blutig genug. Er bewirkte daher, daß der Papst (1563) eine Bulle erließ, durch welche das mailändische Glaubensgericht nach dem Muster der spanischen Inquisition umgemodelt werden sollte. Wer kann jetzt noch glauben, daß die Päpste die spanische Inquisition nicht gut hießen, da doch Paul III. und Paul IV. beide sich aufs eifrigste bemühten, dieses schreckliche Institut auch in Neapel und Mailand

einzuführen. Das Volk von Mailand nahm aber eine so bedenkliche Haltung an, daß der spanische Statthalter, der Herzog von Sessa bei dem Könige Philipp bewirkte, daß er von der Durchführung dieser Maßregel abstand.

Nichts ist so eintönig, als der fest begründete Despotismus. Die italienischen Provinzen Spaniens wechselten ihre Statthalter, allein das Joch, welches auf ihnen lastete, blieb dasselbe. Sie trugen es, wie lebenslängliche Galeeren-Sklaven ihre Ketten, oder noch stumpfsinniger, denn sie machten kaum einen Versuch, es zu sprengen. Im Laufe eines Jahrhunderts läßt sich von Mailand und Sardinien kaum etwas anderes sagen, als: sie zahlten ihren Tribut an Menschen und Geld den spanischen Despoten, und legten dadurch das Gewicht, das sie hatten, in die Wagschale der Unfreiheit. Nicht ganz so schlaff, als die Mailänder und Sardinier waren die Neapolitaner und Sicilianer. Im Jahre 1599 machte Tommaso Campanella, ein Dominicaner-Mönch, den Versuch, die spanische Zwingherrschaft über Neapel abzuschütteln. Er spielte in Calabrien eine ähnliche Rolle, als ein Jahrhundert früher Savonarola in Florenz. Das Volk verehrte ihn als einen Heiligen. Die Mönche seines Ordens, Augustiner und Franziskaner, betrachteten ihn als einen höchst begabten Redner und wurden durch seine begeisterten Worte hingerissen. Sogar mehrere Bischöfe Calabrien's schlossen sich ihm an. Doch wie hätte von Mönchen eine durchgreifende Reformbewegung ausgehen können? Daß aber selbst diese an Armuth und Gehorsam gewöhnten Opfer des geistlichen Despotismus den Versuch machten, das spanische Joch abzuwerfen, beweist, daß es in der That unerträglich gewesen sein muß. Viele Barone der Provinz und der größere Theil der ländlichen Bevölkerung nahmen Theil an der Verschwörung. Denn nur in dieser Form konnte unter der spanischen Herrschaft ein Aufstand organisirt werden. Das Geheimniß wurde aber nicht bewahrt. Der spanische Statthalter erhielt Kenntniß von der drohenden Gefahr, schritt ein, und erstickte auch diesen Versuch im Blute seiner Gegner. Campanella selbst entwischte nach Frankreich, und lebte zu Paris bis an sein Ende.

Wiederholte Ausbrüche des durch Hunger und Mangel zum Aeußersten getriebenen Volkes wurden immer mit leichter Mühe erdrückt, weil denselben weder ein bestimmter Plan, noch ein klar erkannter Zweck zu Grunde lag. Einen weit ernstlichern Charakter hatten aber die in den beiden letzten Jahren dieses Zeitabschnittes ausgebrochenen Volksaufstände in Sicilien und Neapel.

Schon zur Zeit Philipp's II. kamen die spanischen Finanzen in Folge seines rastlosen und wüthenden Ankämpfens gegen den Fortschritt der Zeit in große Verwirrung. Diese nahm unter seinem Sohne und Enkel mehr zu. Die spanischen Statthalter in Italien erhielten daher die Weisung, aus ihren Provinzen soviel zu pressen, als nur immer möglich war. Dieses geschah in der That, und sich selbst vergaßen dabei die spanischen Beamten auch nicht. Der Graf von Monterey zog z. B. in den sechs Jahren seiner Statthalterschaft 1631—1637 nicht weniger, als 5,500 Mann Reiterei und 48,000 Mann Fußvolk aus dem Lande nebst 200 Stück Kanonen, 70,000 Musketen, Piken, Panzer, Pistolen u. s. w. An Geld preßten die Spanier jährlich sechs Millionen Gold-Ducaten aus dem Lande, wovon nur eine und eine halbe in der Provinz selbst verwendet, der Rest von vier und einer halben Million nach Spanien geschickt wurde. Von dem Gelde und der Mannschaft, welche die Spanier in ihre Verwaltung nahmen, kam selten ein Mann, oder ein Gold-Ducat wieder zurück. Das Land mußte daher nothwendig an Geld und Menschen immer ärmer werden. Es konnte einen so großen, jährlich wiederkehrenden Ausfall nicht decken. Die Verarmung und die Unzufriedenheit des Volkes nahmen zu. Zahlreiche geheime Gesellschaften bildeten sich da und dort, und wenn sie auch sonst nichts zu leisten vermochten, sie hielten doch den unter der Asche glühenden Funken der Mißstimmung brennend. So grau-

sam auch alle diejenigen bestraft wurden, welche nur im Verdachte standen, der spanischen Regierung nicht gewogen zu sein, und so groß auch die Härte war, mit welcher die Abgaben beigetrieben wurden, so war die Regierung doch unmächtig sowohl gegen innere, als äußere Feinde. Räuber und Banditen zogen von Stadt zu Stadt, ohne daß die spanischen Vicekönige vermochten, ihnen Einhalt zu thun. Die türkischen Piraten landeten ungestraft an den unbewachten Küsten Italien's und schleppten an Gütern und Menschen fort, was ihnen in die Hände fiel. Das Volk wurde so deutlich darauf hingewiesen, daß die Regierung keine große Kraft besitze, und daß es nicht schwer sein könne, ihr mit Gewalt Zugeständnisse abzutrotzen, die sie freiwillig nicht gewähren würde.

Nach einer langen Reihe gewaltthätiger und raubsüchtiger Statthalter kam im Jahre 1644 ein Vicekönig nach Neapel, welcher einiges Mitgefühl mit den Leiden des Volkes hegte: Alphons Henriquez, Admiral von Castilien. Er erhob zwar die hergebrachten Abgaben, schrieb aber keine neue aus. Er vollzog die mannigfaltigen drückenden Gesetze, allein fügte zu den unvermeidlichen Folgen spanischer Tyrannei nicht noch diejenigen hinzu, welche die persönliche Schlechtigkeit der Vollzugsbeamten bedingt. Zu jener Zeit häuften sich mehr und mehr die Bedürfnisse der spanischen Regierung. Namentlich verschlang der Krieg mit Catalonien große Summen. Italien sollte daher noch stärker ausgepreßt werden, als zuvor. Henriquez erkannte, daß dieses nicht möglich sei, ohne das Volk zum offenen Aufstand zu treiben. Er weigerte sich, die in Madrid gut befundene neue Steuer auf die Häuser auszuschreiben, und legte, da die Regierung auf ihrem Entschlusse beharrte, seine Stelle nieder.

Sein Nachfolger, der Herzog de los Arcos sollte mit Gewalt durchführen, was sein Vorgänger abgelehnt hatte, zu thun. Die Lage der gesammten spanischen Monarchie und namentlich der italienischen Provinzen derselben war damals eine außerordentlich schwierige. Philipp IV. war im Kriege mit den Niederlanden, mit Frankreich, mit Portugal und Catalonien. Der Prinz Thomas von Savoyen, welcher auf Neapel Anspruch machte, bedrohte diese Provinz mit einem französischen Heere und einer Flotte, welche der Kardinal Mazarin zu seiner Verfügung gestellt hatte. Gegen Ende des Jahres 1646 eroberten die Franzosen die Plätze, welche die Spanier an der Küste von Toscana besaßen und in ihrer Vereinigung stato degli presidii nannten. Durch alle diese Ereignisse wurden die unter spanischer Herrschaft stehenden Italiener mehr und mehr aufgeregt. Kardinal Mazarin ließ durch seine Agenten die herrschende Unzufriedenheit, namentlich in Sicilien und Neapel, mehr und mehr aufstacheln. Am 20. Mai 1647 brach endlich in Palermo ein blutiger Volksaufstand aus. Der Druck der Abgaben, welcher auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse gelegt worden war und daher die ärmeren Klassen am härtesten traf, hatte diese zum äußersten gebracht. Das Volk stürmte das Haus des Bürgermeisters (pretore), verbrannte die Zollregister und mißhandelte die Zolleinnehmer. Der Statthalter besaß weder die Macht, das Volk mit Gewalt zu unterwerfen, da alle verfügbaren Truppen und Kriegsschiffe im catalonischen Kriege verwendet wurden, noch die Befugniß, die unzufriedenen Massen durch Zugeständnisse zu beruhigen. Tausende von Landbewohnern strömten nach Palermo und brachten die Unmacht des Statthalters mehr und mehr zu Tage. Die Bürgergarde, welche man den Proletariern als einen Damm entgegensetzen wollte, erklärte sich bald schon zu Gunsten der ärmeren Klassen. Die Unterhandlungen, welche mit dem Statthalter eingeleitet wurden, führten zu keinem befriedigenden Ziele. Es kam zu neuen Aufständen. Der Vicekönig floh auf ein Schiff im Hafen und seine Gattin in das Schloß am Meere (Castel a Mare). Eine Zeitlang hatte der Adel den Bewegungen des Volkes ruhig zugesehen. Am Ende glaubte er besser zu thun, sich auf die Seite des spanischen Statthalters, als auf diejenige seiner gedrückten Landsleute zu stellen. Er verabredete, vor

dem Palaste des Vicekönigs eine bewaffnete Zusammenkunft zu halten. Die Bürger von Palermo, welche keinen Angriff von ihren Adeligen erwarteten, wurden mit leichter Mühe von diesen auseinander getrieben. Im Kampfe verlor der Führer des Volkes Joseph Alleſi und dessen Bruder nebst vielen anderen das Leben (22. August 1647). Dreizehn Gefangene ließ die Ritterschaft erdrosseln. Die Gemüther erhitzten sich immer mehr. Der Vicekönig glaubte, sie nur dadurch besänftigen zu können, daß er eine Amnestie verkündete und die verhaßtesten Abgaben öffentlich zurücknahm. Die Regierung zu Madrid billigte jedoch dieses Verfahren ihres Statthalters nicht. Vor Kummer und Angst starb der Vicekönig, Don Fajardo de los Velez. Der Kardinal Theodor Trivulzio sollte dem königlichen Willen in Sicilien größeren Nachdruck geben. Er versprach Frieden und Amnestie. Das Volk ließ sich durch schöne Redensarten bethören. Es hatte seine beste Kraft verpufft, ohne irgend einen Plan verfolgt und durchgeführt zu haben. Den freundlichen Worten des Statthalters verliehen spanische Truppen und Kriegsschiffe, welche in Messina angelangt waren, größeren Nachdruck. Schon bald kehrte der alte Despotismus in Sicilien zurück. Die Bewohner dieser Insel hatten durch ihren Aufstand, welcher fast ein ganzes Jahr ausfüllte, nur zu deutlich bewiesen, daß ihnen alle politische Einsicht und alle höhere sittliche Kraft fehlte.

Von ganz ähnlicher Art, obgleich etwas ernstlicher war der Aufstand, welcher um dieselbe Zeit in Neapel ausbrach, und welcher durch die Entschlossenheit seines Führers Masaniello, eine Zeit lang die großartigsten Folgen erwarten ließ. Der Herzog de los Arcos machte den Versuch, mit Hülfe der Stände, diejenigen neuen Abgaben zu erpressen, die er aus eigener Machtvollkommenheit nicht auszuschreiben wagte. Die ärmeren Klassen hatten aber im Schooße der neapolitanischen, wie der meisten anderen mittelalterlichen Stände, keine Vertreter. Auf diese wälzten daher die Bevorzugten die ganze neue Steuerlast. Die nothwendigsten Lebensbedürfnisse wurden mit Abgaben belegt. Schon früher hatte die spanische Regierung zu diesem Auskunftsmittel gegriffen, war jedoch genöthigt worden, davon wieder abzustehen. Der Herzog von Arcos sah keinen anderen Weg, die königlichen Befehle in Ausführung zu bringen, und erließ daher (im Januar 1647) das neue Steuergesetz. Mehrere Monate lang murrte das Volk und gab dem Statthalter seine Unzufriedenheit deutlich zu erkennen. Doch er nahm darauf keine Rücksicht. Endlich am 7. Juli 1647 führte ein unbedeutender Streit zwischen Bauern und den königlichen Beamten zum Anfange der Revolution. Die Steuereinnehmer und ihr ganzer Troß wurden vertrieben, die Zollbuden aller Orten geplündert und zerschlagen. In Masse zog das aufgeregte Volk vor den Palast des Vicekönigs und beschwerte sich laut über die schlechte Regierung. Thomas Aniello oder abgekürzt Masaniello, ein Fischer, hatte den Aufstand geleitet. Er schwang sich schnell zum Helden des Tages auf. Seine Worte erfüllten die Zuhörer mit glühender Begeisterung. Seine Winke waren Befehle, gegen welche Niemand Einsprache erhob, und welche im Augenblicke von Tausend willigen Händen vollzogen wurden. Der Vicekönig besaß weder das Vertrauen des Volkes, noch war er im Stande, ihm Schrecken einzuflößen. Von allen Seiten strömten die Landbewohner in die Stadt. Der Herzog von Arcos floh in das Castell St. Elmo und überließ das Volk seinen selbstgewählten Führern. Masaniello hielt unter den Seinigen die strengste Mannszucht. Jeden, der für sich selbst etwas stahl, ließ er hinrichten. Den Adel und die spanischen Beamten bekämpfte er mit Feuer und Schwert. Der Statthalter nahm seine Zuflucht zu Unterhandlungen, wie die Tyrannen immer thun, wenn sie Zeit gewinnen wollen. Er versprach dem Volke der Neapolitaner in einem förmlichen Vertrage (im Juli 1647) eine vollständige Amnestie, Abschaffung aller seit Karl's V. Zeiten neu eingeführten Abgaben, und gleiche verfassungsmäßige Rechte, wie sie der Adel besaß.

In Neapel, wie in Sicilien stellte sich die Ritterschaft schon bald auf die Seite der spanischen Regierung. Doch gelang ihr der erste Anschlag nicht, den sie bei Gelegenheit des in der Karmeliterkirche abgehaltenen Dankfestes durch einige hundert bezahlte Reiter auf das Leben Masaniello's machen ließ. Die von dem Adel bezahlten Banditen wurden mit Verlust zurückgeschlagen. Keiner der zahlreichen Schüsse, die sie auf den geliebten Führer des Volks abgefeuert hatten, traf ihn. Einen der Anstifter dieses Ueberfalls, Joseph Caraffa, ließ Masaniello hinrichten, ein anderer, dessen Bruder, Herzog von Montechiaro, entfloh.

Da diese Frevelthat nicht denselben Erfolg hatte, wie diejenige, deren sich kurz darauf der Adel von Sicilien schuldig machte, so nahm der Vicekönig von neuem seine Zuflucht zu Unterhandlungen. Ein neuer Vertrag wurde unterzeichnet, und da offene Gewalt nicht zum Ziele geführt hatte, versuchten Spanier und italienischer Adel im Bunde, die Wirkung des Giftes und der Ränke. Bezahlte Agenten der spanischen Tyrannen mischten sich unter das Volk und streuten den Saamen der Verleumdung wider Masaniello aus. Der gutmüthige Fischer ließ sich bereden, mit seiner Frau in Silber und Seide gekleidet in dem Palaste des Herzogs von Arcos zu erscheinen und das Volk zur Treue gegen den König von Spanien zu ermahnen (16. Juli 1647). Der tückische Herzog hoffte, dadurch den gefährlichen Führer der Revolution in der öffentlichen Meinung zu Grunde gerichtet zu haben, und ließ ihn wenige Tage darauf durch vier Schützen, die in der Karmeliterkirche versteckt waren, erschießen.

Die Spanier und Adeligen glaubten jetzt, der Revolution ein Ende gemacht zu haben. Selbst an dem Leichnam Masaniello's ließen sie ihre Wuth aus, und schon am Tage nach seiner Ermordung verminderte sich das Gewicht des Brodes.

Von neuem erhob sich das Volk in wildem Grimme. Drei Tage lang dauerte der Kampf. Der Vicekönig floh nach dem Castelnuovo. Das Volk hatte seine Feinde niedergeworfen. Doch verstand es nicht, seinen Sieg zu benutzen. Don Franz Toralto, Fürst von Massa, den die Neapolitaner zwangen, den Oberbefehl über sie anzunehmen, verrieth sie an die Spanier. Am 1. Oktober lief eine spanische Flotte mit Landungstruppen und einem neuen Statthalter, dem jüngeren Don Juan ab Austria, einem unehelichen Sohne Philipp's IV., im Hafen von Neapel ein. Dieser elende Mensch versprach, die mit Masaniello geschlossenen Verträge zu halten, falls die Neapolitaner als bittende und unbewaffnet dem neuen Vicekönige ihre Achtung bezeugen wollten. Die einfältigen Menschen glaubten von neuem den Worten ihrer Feinde. Der spanische Vicekönig ließ sie niederhauen, und bemächtigte sich während des dadurch verbreiteten Schreckens der wichtigsten Posten der Stadt. Bald faßten aber die überraschten Bürger neuen Muth. Sie griffen zu den Waffen, und trieben nach einem dreitägigen Kampfe die Spanier in ihre Festungen. Die Stadt blieb in der Gewalt der Bürger. Doch diese hatten kein Vertrauen in die eigene Kraft. Gennaro Annese, welcher den Titel eines General-Kapitäns des Volkes führte, besaß nicht die Talente Masaniello's. Es fehlte an fähigen Köpfen, welche im Stande waren, die großen Kräfte an Menschen und Geld, über welche das Volk verfügen konnte, für die Sache der Freiheit zu verwenden. Ohne große Mühe waren wiederholt die Spanier und ihre italienischen Verbündeten nieder geworfen worden. Doch Niemand verstand es, auf den Ruinen der spanischen Herrschaft ein neues Reich nationaler Freiheit zu gründen.

In ihrer Hülflosigkeit riefen die Neapolitaner den Herzog Heinrich von Guise, der sich damals in Rom aufhielt, herbei, und verliehen ihm den Titel eines Herzogs. Dieser vermochte weder, wie Masaniello, die Räuber und Banditen zu zügeln, noch die Spanier aus ihren Festen zu vertreiben. Bald entspann sich zwischen ihm und Annese ein Zwiespalt

Der französische Herzog machte sich beim Volke verhaßt. Annese ließ sich mit den Spaniern in Unterhandlungen ein, und öffnete ihnen (sogar in der Nacht vom letzten März auf den 1. April 1648) ein Thor und den von ihm besetzten festen Thurm. Sobald die Spanier in Neapel eingerückt waren, fiel alles Volk von dem Herzoge Heinrich ab. Er wurde gefangen nach Spanien gebracht, und vier Jahre später (1652) wieder aus der Haft entlassen. Das Volk der Neapolitaner blieb aber unter dem spanischen Joche. Die ihm gemachten mündlichen Zusicherungen wurden ebenso wenig gehalten, als die schriftlichen Verträge. Selbst Gennaro Annese büßte mit seinem Leben für seine früheren Thaten. Der von ihm geübte schändliche Verrath rettete ihn nicht.

Mehr als einmal hatten die Neapolitaner im Laufe dieser Revolution kühnen Muth an den Tag gelegt. Doch mit diesem allein läßt sich kein Umschwung in der politischen Lage eines Volkes herbeiführen. Selbstvertrauen, Ausdauer, richtige Würdigung und Benutzung des Augenblicks, verbunden mit einem klar erkannten Zwecke und einer Mehrzahl tüchtiger Führer sind die Voraussetzungen, ohne welche keine Revolution gelingen kann. Ohne sie führt auch der kühnste Muth früher oder später wieder unter das alte Joch zurück.

## § 72. Der Kirchenstaat.

Nirgends zeigt sich die römisch-katholisch-apostolische Kirche mehr in ihrer ganzen Blöße, als in dem Staate, über den sie nicht nur die geistliche, sondern auch die weltliche Herrschaft besitzt. Wir haben gesehen, was Rom war zur Zeit der Heiden *). Ein Jahrtausend verging, bevor es den Päpsten gelang, den Kirchenstaat zusammen zu stehlen und zu rauben, und dessen Bewohner unter ihr Joch zu beugen. Wir sind den einzelnen Schritten gefolgt, welche die frechen Kirchen-Tyrannen thaten, um ihre Gewalt auszubreiten †). Was war unter ihrer Fürsorge aus den einst so tapferen und freiheitsmuthigen Römern geworden? Das verächtlichste Volk der Erde, ohne Klarheit der Gedanken, ohne Entschlossenheit, ohne jede männliche Tugend! Pfaffen und Adelige theilten sich in die Habe und das Gut, die Arbeit und selbst die Frauen und Kinder des armen Volkes. Den finsteren Aberglauben hatten die Römer mit allen übrigen Katholiken gemein. Die Spanier, Portugiesen, und selbst derjenige Theil der Italiener, welcher nicht unter der weltlichen Herrschaft der Päpste stand, waren aber doch dem Pfaffenthum nicht ganz und ausschließlich preis gegeben. In allen übrigen Staaten bildete die weltliche Gewalt der geistlichen Macht noch einiges Gegengewicht, welches verhütete, daß das Volk nicht vollständig ausartete. Doch im Kirchenstaate wurde jede einzelne Provinz, jede Stadt und jedes Dorf auch in allen weltlichen Beziehungen von Geistlichen beherrscht. Wie entwickelten sich die Städte und die ländlichen Bezirke, während die sogenannten Stellvertreter Gottes auf Erden sie beherrschten? Die Städte zerfielen in Trümmer, die Häuser der Dörfer wurden zu elenden Hütten. Wie in Rom selbst, so war im ganzen Kirchenstaate nichts groß, als die Vergangenheit. Der Gifthauch, welcher vom Pfaffenthume ausging, verpestete in seinen Folgen ganze Landschaften sammt ihren Bewohnern. Den wirklichen Bedürfnissen des Volkes trugen die herrschenden Pfaffen keine Rechnung. Wenn aber diese einmal sich entschlossen, etwas zu thun, so geschah es nur zur Verherrlichung des von ihnen gepredigten Aberglaubens und der von ihnen ausgeübten Schreckensherrschaft.

Die Pfaffen konnten nirgends mit so vielem Nachdrucke ihre Lehre, daß die Menschen vor allen Dingen ihr Seelenheil zu beachten hätten, geltend machen, als in dem Staate,

*) Weltgeschichte Buch I. §§ 83, 84. Buch II. §§ 40—48. Buch III. §§ 2—37.

†) S. Weltgeschichte Buch IV. §§ 5, 32. Buch V. § 50. Buch VI. § 39

der ihnen ganz und gar verfallen war. Während die unglücklichen Opfer der Pfaffenherrschaft dem Phantome ihres Seelenheils nachjagten, konnten ihnen ihre Bedrücker alle Erdenfreuden rauben. Die Päpste forderten von ihren Unterthanen unerschwingliche Abgaben und Dienste, und nahmen die wenige Zeit, die den arbeitenden Klassen zur Erholung bleibt, für nichtssagende oder geisttödtende kirchliche Ceremonien in Anspruch. Für alle wirklichen Güter, welche die römischen Pfaffen den Bewohnern des Kirchenstaates raubten, gaben sie ihnen nicht einmal, was die meisten weltlichen Despoten doch gewähren, einen gewissen Schutz der Person und des Eigenthums zurück. Die Päpste verkauften die meisten Staatsämter für Geld und Geldes Werth, entweder zu ihrem eigenen Vortheil und öffentlich*), oder zum Besten ihrer Haushälterinnen, Günstlinge und Schmeichler heimlich†). Was ließ sich von Leuten, welche auf solche Weise zu ihren Aemtern gekommen waren, anders erwarten, als daß sie möglichst hohe Zinsen aus dem von ihnen aufgewendeten Kapitale zu ziehen suchten?

Wenn der Papst, wie er behauptet, Stellvertreter Gottes auf Erden wäre, so hätte er Gelegenheit gehabt, es im Kirchenstaate besser, als in der ganzen übrigen Welt zu zeigen, denn in diesem war seine Herrschaft ganz unbeschränkt. Der Saamen der Religion, die er für göttlich ausgab, ging im Kirchenstaate ohne fremde Einmischung auf. Welche Früchte sie trug, haben wir angedeutet und werden wir noch näher beleuchten. Unbefangene stimmen darin überein, daß der Kirchenstaat unter der päpstlichen Herrschaft zum unglücklichsten und verächtlichsten Lande der ganzen sogenannten civilisirten Welt herab sank, daß er erbärmlicher wurde selbst, als die von den Spaniern beherrschten Provinzen Italiens. So verhält es sich mit der göttlichen Stellvertretung der Päpste, mit den göttlichen Wirkungen der von ihnen den Völkern aufgenöthigten Religion! Kein Fürst Europa's verwaltete seinen Staat so schlecht, als der anmaßliche Stellvertreter Gottes auf Erden. Kein Staat sank unter seinen Fürsten so schnell und so tief, als der Kirchenstaat unter den Päpsten.

In der Geschichte des Papstthum's‡) haben wir die einzelnen Beherrscher des Kirchenstaates in ihrer Reihenfolge namhaft gemacht und deren Leistungen im Allgemeinen bezeichnet. Die kirchliche Herrschaft der Päpste hängt mit ihrer weltlichen so innig zusammen, daß bei Gelegenheit der ersteren schon manches mitgetheilt wurde, was auch für die letztere von Bedeutung ist. Wir haben daher hier gewissermaßen nur noch eine Nachlese zu halten, indem der Charakter der Päpste und ihrer kirchlichen Leistungen auch für die Verwaltung des Kirchenstaates mehr oder weniger bezeichnend ist. Dem kriegerischen Papste, Julius II., war es gelungen, die von Cäsar Borgia vom Kirchenstaate losgerissenen Provinzen und überdieß Ravenna und Bologna zu erobern. Sein Nachfolger Leo X. wollte sich ähnliche Verdienste erwerben. Es gelang ihm in der That, die Herzogthümer Parma und Placentia zu gewinnen. Allein während er seine ganze Kraft nur auf diese Erwerbungen und auf kostbare Bauten verwendete, kam ihm und seinen Nachfolgern die Hälfte der Christenheit abhanden, welcher das päpstliche Joch zu drückend geworden war. Die mit so großen Opfern errungenen beiden Herzogthümer gingen dem Kirchenstaate schon bald wieder verloren. Denn Paul III. glaubte nicht besser darüber verfügen zu können, als indem er sie seinem unehelichen Sohne Pietro Luigi verlieh. Der Kaiser gab dessen Sohne Ottavio seine uneheliche Tochter Margaretha zur Frau. So kam die Gründung des herzoglichen Hauses Farnese zu Stande, welches zwei Jahrhunderte in Parma und Placentia herrschte. Dem Papste Paul III. mag das Bewußtsein geschmeichelt haben, seinem Sohne ein Herzogthum verleihen zu können. Der Kirchenstaat, die Christenheit und die Menschheit litten aber unter dieser väterlichen Maßregel, der erste,

*) S. oben §§ 19—22. S. 125—173. †) S. oben § 20. S 146. ‡) S. oben § 23. S. 172.

weil ihm die Frucht der großen Anstrengungen und Kosten verloren gingen, welche Leo X auf die Erwerbung jener beiden Herzogthümer verwendet hatte, die Christenheit, weil die Verschleuderung von Parma und Placentia ihr großes Aergerniß gab, die Menschheit endlich, weil sie dadurch wieder einen Beweis erhielt, daß nicht die Rücksicht auch ihr Bestes, sondern die Schwächen der Machthaber ihr Schicksal bestimmten.

Die Grausamkeit, mit welcher die Päpste innerhalb ihres Gebietes alle freien Regungen der Zeit verfolgten, erdrückte die letzten Keime von Wahrheit und frischer Kraft, welche sich bis dahin im Kirchenstaate erhalten hatten. Einer der furchtbarsten Streiche des Schicksals, welcher den Kirchenstaat in diesem Zeitabschnitte traf, war die Erstürmung Rom's durch das kaiserliche Heer unter Bourbon. Der Papst Clemens VII. hätte denselben leicht abwenden können, selbst nachdem er durch sein schwankendes Benehmen den in Italien streitenden Mächten gerechtes Mißtrauen eingeflößt hatte, wenn er dieselben Geldsummen, die er später gezwungen zahlte, zur Befriedigung der durch das Ausbleiben ihres Soldes aufgeregten Truppen verwendet hätte. Auch an diesem Unglücke Rom's trägt daher ein Papst nachweisbar die Schuld.

Ungeachtet das Papstthum von Jahrzehent zu Jahrzehent tiefer in der öffentlichen Meinung sank und immer machtloser wurde, so blieb doch das Gebiet des Kirchenstaats unvermindert, ja es erweiterte sich noch, indem die Päpste die Herzogthümer Ferrara (1599) und Urbino (1626) erwarben. Die Folge davon war aber nur, daß die unglücklichen Landstriche und Städte, welche unter das päpstliche Joch fielen, zu Grunde gingen. Sie verloren schnell ihren Handel, ihre gewerbliche Blüthe und die kargen Reste geistigen Lebens, welche sich bis dahin in ihrem Schooße erhalten hatten.

Wenn wir die Regierung des Kirchenstaats mit derjenigen der spanischen Provinzen Italiens vergleichen, so wird uns anschaulich, daß es in dieser Welt etwas weit schlimmeres, als die brutale Gewalt gibt: die entnervende Priesterherrschaft. Das Eisen ist nicht so verderblich, als das Gift, und die unausgesetzt, wenn auch langsam wirkende Macht des Unsinns und des Aberglaubens führt im Laufe der Jahrhunderte zu größeren Verwüstungen, als Kriege und Schlachten sie erzeugen können. Die Neapolitaner und Sicilianer hatten doch einige Augenblicke, in welchen Heldenmuth und Freiheitsdrang sie von neuem beseelten und sie trieb, an ihren hundertjährigen Ketten zu rütteln. Die Bewohner des Kirchenstaats verloren allmälig die Kraft, auch den schändlichsten Gewaltthaten, welche ihre Herrscher über sie verhängten, einigen Widerstand entgegen zu setzen. Sie hatten höchstens Witzworte, die sie dem Pasquin in den Mund legten Wie der Aberglauben den Verstand, so ertödtet die Priesterherrschaft den Muth der Menschen. Langsam, aber sicher gingen die Bewohner des Kirchenstaats ihrem Untergange entgegen. Jeder neue Mönchsorden, den die Päpste bestätigten, legte den armen Opfern der Pfaffenherrschaft neue Lasten auf. Jeder neue Glaubenssatz, den die römischen Oberpriester zur Verdummung der Menschheit ersannen, stumpfte den schwachen Verstand seiner unmittelbaren Unterthanen mit doppeltem Nachdrucke ab. Wohl ist es eine allgemein bekannte Thatsache, daß nirgends weniger Glaube ist, als im Kirchenstaate und namentlich in Rom, um so größer ist aber dort die Heuchelei. Nicht eher kann die auf dem Kirchenstaate ruhende Herrschaft der Pfaffen gebrochen werden, bis dessen Bewohner den ihnen von ihren Bedrückern eingeflößten Aberglauben abgestreift haben. So lange die Römer an den Papst glauben, oder doch den Schein annehmen, als glaubten sie an ihn und seine Lehre, können sie das auf ihnen ruhende Joch nicht abschütteln. Denn der Grund alles ihres Elendes liegt in ihrem Glauben: an den Papst, dessen göttlichen Beruf, dessen Lehre, dessen Löse-Schlüssel und alle übrigen Erfindungen, deren Zweck ja nur ist, das Volk zur Unterwürfigkeit zu bringen oder darin zu erhalten.

## § 73. Toscana.

Wenn wir die Vergangenheit der spanischen Provinzen Italien's und des Kirchenstaats im Laufe der beiden letzten Jahrhunderte betrachten, so kann es uns nicht wundern, daß dieselben unter dem doppelten Einflusse des römischen Pfaffenthum's und des spanischen Despotismus so tief sanken, als wir gesehen haben. Allein Florenz hatte während des fünfzehnten und vierzehnten Jahrhunderts als Stern erster Größe am Firmamente der Menschheit geglänzt. Die blühende Stadt an den Ufern des Arno hatte sich nicht bloß auf dem Felde der Kunst und der Wissenschaft hervor gethan. Sie hatte den frischen Hauch der Freiheit nie gänzlich durch den Sirocco der Knechtschaft verdrängen lassen, wenn schon einzelne trübe Perioden tyrannischer Herrschaft schwer auf ihr gelastet hatten. Wie gestalteten sich die Schicksale von Florenz und ihren Schwesterstädten Pisa und Sienna im Laufe der Zeit, da der Norden Europa's für die ewigen Rechte der Menschheit, für religiöse und bürgerliche Freiheit zu den Waffen griff? Das arme Florenz wurde nicht gehoben durch die italienische Atmosphäre, in deren Mitte es lag. Römische und spanische Regierungsmethoden waren die einzigen, die in seiner Nachbarschaft Geltung hatten. Florenz war nicht stark genug, den vereinigten geistlichen und weltlichen Despotismus, welcher ganz Italien beherrschte, aus dem Felde zu schlagen. Es konnte sich demselben nicht entziehen, wenn es ihm auch nicht in demselben Grade, wie die spanischen Provinzen Italien's und der Kirchenstaat verfiel.

Die beiden Mediceer, Leo X. und Clemens VII., boten den ganzen Einfluß, den sie als Päpste besaßen, auf, um die Gewaltherrschaft ihres Hauses über Florenz zu befestigen. Dennoch ergriffen die Bürger dieser Stadt die Gelegenheit, da Clemens VII. in der Engelsburg gefangen saß, das verhaßte Joch abzuwerfen (1527). Der Verlust von Florenz schien dem Papste herber zu sein, als jeder andere, den er damals erlitt. Er opferte alle seine Verbündeten und ganz Italien auf, um die Stadt wieder zu gewinnen. Die Hauptbedingung des berüchtigten Vertrages von Barcelona war, daß Karl V. Florenz wieder unter die Herrschaft der Mediceer zu bringen versprach. Die Florentiner hatten auf die Hülfe der Franzosen gerechnet. Doch kurz nachdem Clemens den Vertrag von Barcelona abgeschlossen hatte, unterzeichnete Franz I. den Frieden von Cambray, in welchem er die Florentiner der Rache ihrer verbundenen Feinde, des Kaisers und des Papstes preis gab. Die drei Personen, welchen, abgesehen von der Schuld, welche unmittelbar auf der ganzen Nation ruht, der trostlose Zustand beigemessen werden muß, in welchen Italien versank, waren: ein Papst (Clemens VII.), ein Kaiser (Karl V.) und ein König (Franz I.).

Dieselben Truppen, welche früher Rom erstürmt, und den Papst in der Engelsburg belagert hatten, rückten, nachdem sie in Unter-Italien das französische Heer aufgerieben hatten, vor Florenz, um die einzige Stadt Italien's, welche den Muth hatte, ihre Unabhängigkeit zu behaupten, unter das Joch eines ihrer Mitbürger zu bringen.

Die Uebermacht war unermeßlich. Auf der einen Seite stand Karl V., das weltliche, und Clemens VII., das geistliche Haupt der Christenheit, auf der andern eine einzige Stadt! Doch die Florentiner verzagten nicht. Sie waffneten sich und leisteten beiden Despoten einen heldenmüthigen Widerstand. Das Heer Karl's V. war 40,000 Mann stark. Länger als ein Jahr schlugen die Florentiner alle Angriffe ihrer Feinde ab, und am Ende konnten diese nur durch V e r r a t h die Stadt gewinnen. Malatesta Baglioni,

welcher früher Herr von Perugia gewesen war, befehligte das Heer der tapferen Republikaner, nachdem in der Schlacht von Cariniano (2. August 1530) der tapfere Francesco Ferrucci sein Leben verloren hatte. Dem elenden Baglioni war mehr daran gelegen, in seine Güter zu Perugia wieder eingesetzt zu werden, als Florenz zu vertheidigen. Er verkaufte daher die Stadt an den Papst unter der Bedingung, daß er zwar auf die Herrschaft über Perugia verzichten, aber seine dortigen Erbgüter wieder erhalten sollte. Nachdem Baglioni mit dem Papste Handels einig geworden war, reizte er die Anhänger des Hauses Medici innerhalb der Stadt auf. Im Bunde mit den äußeren Feinden und inneren Verräthern ließ Baglioni die kaiserlichen Truppen in eine der Bastionen der Stadt ein, und gab so Florenz dem Papste und dem Kaiser preis. Die Signoria unterwarf sich, und die Feinde gewährten ihr Bedingungen, welche, wären sie gehalten worden, das Loos der Stadt minder herbe gemacht hätten. Doch Verräther und Despoten halten ihre Zusagen nicht. Die Vertreter des Kaisers und des Papstes sicherten den Florentinern allgemeine Amnestie und ihre republikanische Verfassung zu. Kaum waren aber die verjagten Anhänger der Mediceer zurück gekehrt, so übertrugen sie in einer Versammlung, zu welcher nur sie zugelassen, von der aber die große Masse des Volkes mit Gewalt abgehalten wurde, einer aus Geschöpfen des mediceischen Hauses zusammen gesetzten Behörde (Balia) die höchste Gewalt im Staate. Diese fing ihr Werk damit an, daß sie in schnödem Widerspruch mit der ersten Bedingung der Capitulation die ganze Partei der Republikaner durch Hinrichtung, Einkerkerung und Verbannung auflöste, und endigte damit, daß sie die oberste Gewalt in der Stadt dem Alessandro Medici mit dem Titel eines Herzogs überwies. Der Papst Clemens VII. ernannte ihn zum Herzoge von Penna, und der Kaiser verlieh (am 28 Oktober 1530) ihm, seinen Nachkommen und den übrigen Mitgliedern des Hauses Medicis die erbliche Herrschaft über Florenz. So wenig Befugniß der Kaiser hatte, ein solches Recht den Mediceern zu verleihen, so trug doch diese kaiserliche Urkunde nicht wenig zur Befestigung der Macht der Mediceer bei.

Mit Leo X. war der letzte eheliche Sprosse des Hauses Medici in's Grab gegangen. Doch drei Bastarde desselben waren noch am Leben: Giulio de Medici, welcher als Papst den Namen Clemens VII. annahm, Alessandro de Medici, der uneheliche Sohn Lorenzo's, des Sohnes Pietro's II.*), der neue Herzog von Florenz, und Ippolito, der uneheliche Sohn Giuliano's, des jüngsten Bruders Leo's X.

Herzog Alexander war ein vollendeter Tyrann, er schaffte sogar den Namen der Republik ab. Um aber doch einige Erinnerungen an frühere bessere Zeiten aufrecht zu halten, setzte er sich einen Senat und eine zahlreichere Versammlung, welche beide aus seinen willenlosen Geschöpfen bestanden, an die Seite. Der Herzog stützte seine Macht, natürlich weder auf diese beiden Versammlungen, noch auf die Bürger der Stadt, welche letztere ihn keinen Tag geduldet, hätten sie gewußt, wie sie sich seiner entledigen sollten, sondern auf seinen Verwandten, den Papst, und seinen Gönner, den Kaiser. Fast aller Orten, wo damals die Tyrannei und Gewaltthat geübt wurde, waren diese beiden Machthaber betheiligt. Kaiser und Papst waren ferne. In der Nähe hatte Alessandro seine Söldner und eine Citadelle, welche er in Florenz errichtete, um von dieser aus die Stadt in Unterwerfung zu erhalten.

Im Schutze so mächtiger Freunde, so bereitwilliger Söldner und so wohl berechneter Unterdrückungsmaßregeln glaubte Alessandro allen seinen Leidenschaften die Zügel schießen lassen zu können. Die lüsternen Augen des Tyrannen drangen in jedes Haus. Keine Gattin und keine aufsprossende Schönheit war sicher an ihrem heimischen Heerde. Selbst

*) S. Weltgeschichte Buch VI. § 41.

viele von jenen erbärmlichen Menschen, mit deren Hülfe die Mediceer die oberste Gewalt in Florenz wieder an sich gerissen hatten, erfuhren die ganze Härte des Joches, das sie nicht bloß ihren Mitbürgern, sondern auch sich selbst auf den Nacken zu binden geholfen hatten.

Umsonst waren alle Klagen, welche viele und angesehene Florentiner beim Papste und beim Kaiser geltend machten. Clemens VII. hatte nur Sinn für die Vergrößerung der Macht und des Glanzes seines Hauses und konnte daher, von seinem Standpunkte aus unmöglich gegen den Herzog Alessandro einschreiten. Er brachte (1533) die Vermählung zwischen der Katharina von Medicis, der Halbschwester Alessandro's ehelicher Geburt und dem Herzoge Heinrich von Orleans zu Stande. Alessandro selbst sollte des Kaisers uneheliche Tochter Margaretha heirathen. Inmitten aller dieser angenehmen Familien-Angelegenheiten betrachtete Clemens die Klagen der Florentiner nur als Mißtöne, welche sein Glück störten, und die er daher unbeachtet ließ. Nach Clemens' VII. Tode trat der Kardinal Hippolyt von Medicis an die Spitze seines Hauses. Er mißbilligte die schändliche Tyrannei seines Vetters Alessandro, begünstigte die Florentiner, welche ein haarstreubendes Verzeichniß der von Alessandro verübten Schandthaten aufgesetzt hatten, und lenkte Karl's V. Aufmerksamkeit auf dieselben. Der Kaiser versprach ihm auch wirklich, die Sache untersuchen zu lassen, reiste aber ab, bevor es geschehen konnte. Alessandro benützte die Frist, die ihm blieb, indem er seinen Vetter Hippolyt (10. August 1535) durch dessen Mundschenken vergiften ließ. Als Karl V. von Tunis zurück kam, erkannten zwar die von demselben ernannten Richter den Herzog Alexander der ihm zur Last gelegten Verbrechen für schuldig. Allein es blieb alles beim Alten, und kurz darauf (am 10. Juni 1536) ließ Karl V. die längst verabredete Verbindung zwischen seiner Tochter Margaretha und dem Tyrannen feierlich begehen. Alexander glaubte, nunmehr mit voller Sicherheit seinen Lüsten fröhnen zu können. Er warf sein Auge auf die junge Gemahlin des Leonardo Ginori, die Tante seines Vetters, Kumpans und Kupplers Lorenzino. Die Zumuthung, seine eigene Verwandte den Lüsten des Herzogs preis zu geben, mochte diesem zu stark erscheinen. Doch verbarg er seinen Grimm, versprach ihm zu Willen zu sein und lockte den Herzog in den Palast, welcher der gewöhnliche Schauplatz der Lüste Alexanders war. Dort ermordete ihn Lorenzino mit Hülfe eines Banditen (6. Januar 1537).

Die Stadt gewann nicht viel dadurch. Lorenzino verfolgte augenscheinlich bei seiner That keine politischen Zwecke. Obgleich er der nächste Erbe Alexander's war, entfloh er sofort und räumte daher den Anhängern seines Feindes das Feld. Diese zwangen den Senat, einen neuen Monarchen zu wählen. Lorenzino war der letzte männliche Sprosse des älteren Zweiges der jüngeren Linie des Hauses Medici. Gegen ihn waren die Soldknechte Alexander's auf's äußerste erbittert. Sie erhoben daher den Sohn des berühmten Bandenführers Giovanni de Medici, Kosmos, welcher von einem Bruder des ersten Mediceers dieses Namens abstammte, auf den herzoglichen Thron von Florenz. Der Kaiser bestätigte ihn (28. Februar 1537) und sandte ihm Hülfstruppen, welche die politischen Flüchtlinge zurück schlugen, als sie versuchten, ihre Vaterstadt Florenz von dem Tyrannen zu befreien. Mit unerhörter Grausamkeit wüthete Kosmos I. gegen seine politischen Gegner. Eines der letzten Opfer seiner Rache, welches (1538) von Henkershand fiel, war Philipp Strozzi. Seinem Vetter Lorenzino sandte er Jahre lang Mörder nach, vor denen er vergeblich von einem Lande zum andern floh. Endlich (1547) ereilte ihn doch der Mordstahl seines Vetters in Venedig. Kosmos war wo möglich noch ein schlimmerer Tyrann, als Alexander gewesen. Selbst alle diejenigen, denen er seine Erhebung auf den herzoglichen Thron verdankte, entließ er mit Schimpf und Schande aus seinen Diensten. Im Jahre 1555 eroberte er trotz der tapfersten Gegenwehr Sienna und verleibte es (1557) seinem Staate ein. Im Jahre 1569 ertheilte ihm der Papst Pius V. und im

Jahre 1575 kurz vor seinem Tode der Kaiser Maximilian II. den Titel eines Großherzogs von Toscana.

Die verruchten Leidenschaften der Mediceer thaten sich nicht blos in den größeren Kreisen des Staates kund, sie brachen auch los in den engeren des Familienlebens. In der Eltern Gegenwart ermordete Don Garcias seinen Bruder Giovanni, worauf der Vater den Sohn, der sich in die Arme der Mutter, Eleonore von Toledo geflüchtet hatte, niederstieß. Leider ging mit ihnen das verruchte Geschlecht der Mediceer nicht aus. Als Kosmos I. starb (1575) folgte ihm sein ältester Sohn Francesco. Die Freunde der Freiheit machten (1579) einen letzten Versuch, das verhaßte Joch des Tyrannen zu brechen. Bei dieser Gelegenheit überbot Francesco seinen Vater noch an Grausamkeit. Er verfolgte seine politischen Gegnern mit Gift und Dolch selbst nach Frankreich, wo sie von der Königin Katharina freundliche Aufnahme gefunden hatten. In seinem Palaste legte er eine Fabrik an, in welcher er selbst das Gift bereitete, das er durch seine Gesandten zu Paris und durch andere Diener seinen Gegnern mischen ließ. Nirgends waren diese ihres Lebens sicher. Einer nach dem andern fiel durch Mörders Hand oder starb an dem Gifte des Herzogs.

Nichts macht den Zustand der Entsittlichung, in welchen Italien zur Zeit der Reformationskriege versunken war, so anschaulich, als jenes System des Mordes, welches dort im Staate, in der Gemeinde und selbst in der Familie heimisch geworden war. Einen Menschen aus der Welt schaffen zu lassen, sei es durch Gift oder Dolch, wenn er den Zorn eines Machthabers gereizt hatte, oder ihm bei irgend einem Plane im Wege stand, war ein so alltägliches Ereigniß, daß es das sittliche Gefühl der Massen kaum mehr in Bewegung brachte. Wie sollte es auch anders sein? Für mächtige Herren gab es in Italien weder Richter, noch Strafen. Ehrliche Arbeit wurde eben so schlecht, als der Mord gut bezahlt. Mit dem ewigen Leben, an welches viele glaubten, fand man sich ab durch Beichte und Absolution, oder, wer nicht daran glaubte, durch den Gedanken an die Genüsse, welche der Mord in seinem Gefolge habe. Der Herzog Francesco trug daher kein Bedenken, als eine berühmte Schönheit, die Tochter eines venetianischen Edelmannes, Bianca Capello, seine Sinne reizte, deren Gemahl ermorden zu lassen, und die Wittwe, als Tochter der Republik Venedig, mit großem Pompe zu ehelichen. Des Herzogs Bruder, der Kardinal, sträubte sich vergebens gegen diesen Bund, wahrscheinlich weil er seinen Bruder am liebsten kinderlos wußte. Nach einigen Jahren schien sich jedoch die Abneigung des Kardinals zu beschwichtigen. Er lud den Herzog und seine Gattin zu einem Versöhnungsmahle ein — und vergiftete sie beide (1587). So starb Francesco denselben Todes, den er so vielen Opfern seiner Tyrannei bereitet hatte. Der Mörder aber legte sein Priestergewand ab und hüllte sich in den Herzogsmantel, den er mit großem Anstande trug. Ferdinand I., obgleich Brudermörder, war einer der besten Herzoge von Toscana. Er beförderte die Schifffahrt, den Handel und die Gewerbe seines Landes, und legte den Grund zu der Blüthe Livorno's, indem er dort einen Freihafen gründete. Kosmos II., sein Sohn, welcher ihm 1609 nachfolgte, regierte im Geiste seines Vaters. Doch er starb schon 1621 und hinterließ einen minderjährigen Sohn, Ferdinand II. Die Großherzoge von Toscana hatten immer gesucht, sich von der spanischen Macht möglichst unabhängig zu erhalten. Jedoch seit Heinrich IV., König in Frankreich, seine Besitzungen jenseits der Alpen an den Herzog von Savoyen abgetreten hatte, wurde es ihnen immer schwerer, sich derselben zu erwehren. Nach dem Tode Kosmos' II. stürzten sich die Spanier, gleich hungrigen Harpyen auf den wohl gefüllten Schatz der Mediceer. Unter der Vormundschaft seiner Großmutter und Mutter verstand Ferdinand II. ganz ebenso wenig, als später, nach erlangter Volljährigkeit den zudringlichen Forderungen der spanischen Regierung einen kräftigen Widerstand entgegen zu setzen. Die unglücklichen Toscaner mußten zusehen, wie

die Früchte ihrer Mühen den Spaniern hingegeben wurden, um mit deren Ertrage den Kampf gegen alle Freiheitsbestrebungen der Erde fortsetzen zu können.

So verstanden es die spanischen Despoten, die Schätze der reichsten Länder zweier Welttheile an sich zu ziehen. Doch Manneskraft vermag mehr, als Geld. Umsonst rüsteten die spanischen Philippe Heere und Flotten mit unermeßlichen Kosten aus. Die einen fanden ihr Grab in den Niederlanden, die anderen in den Wellen. Ferdinand II. von Toscana machte, indem er den Spaniern die Hülfsquellen seines Landes zur Verfügung stellte, dieses arm und elend, jene nicht siegreich.

## § 74. Die kleinen Länder Italien's.

Man hat sich oft darüber gewundert, daß sich neben den eroberungssüchtigen Beherrschern Italien's so viele kleine Fürstenthümer und selbst Republiken Jahrhunderte lang erhalten konnten. Doch der einzige Staat, welcher seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts in Italien übermächtig war, Spanien, war in anderen Theilen der Welt so sehr beschäftigt, und hatte so viele Mühe, die eroberten Provinzen zu behaupten, daß es kaum an weitere Erwerbungen in Italien denken konnte. Hierzu kam aber noch, daß gerade die kleinen Fürstenthümer Italien's treffliche Anstalten waren, die kaiserlichen und päpstlichen Bastarde unterzubringen. An den Großherzog Alessandro von Toscana und später an den Herzog Ottavio von Parma und Placentia vermählte Karl V. seine uneheliche Tochter Margaretha. Das wäre doch nicht möglich gewesen, wenn Clemens VII. nicht zuvor seinen Vetter Alessandro auf den toscanischen Thron gehoben, und Paul III. nicht seinem unehelichen Sohne Pietro Luigi Farnese die Herzogthümer Parma und Placentia verschafft hätte. Volkswohl, Gerechtigkeit und Gottes Wille waren zwar Redensarten, deren sich die Machthaber häufig bedienten, allein die Beweggründe ihrer Handlungen beschränkten sich auf die Befriedigung ihrer persönlichen Leidenschaften und reichten nicht über den Kreis ihrer nächsten Angehörigen hinaus. Parma und Placentia wurden vom Kirchenstaate los getrennt, nicht zum Besten der Kirche oder der Einwohner dieser beiden Landstriche, sondern um dem Hause Farnese eine selbstherrliche Stellung zu verschaffen. Alessandro wurde auf den Thron von Florenz aus gleichen Gründen zu Gunsten der Familie Medici erhoben. Hatte sich ein solches Fürstenhaus eine Zeit lang behauptet, so befestigte es seine Macht durch Söldnerbanden, Verbindungen mit anderen mächtigen Familien, durch Gift und Dolch. Das Volk mußte arbeiten, dienen und bezahlen zuerst für den Adel, dann für die Geistlichkeit, endlich für den obersten Herrscher. Dieser schützte Adel und Geistlichkeit in ihrem Besitzstande, wofür er von den bevorzugten Ständen als Fürst, Herzog oder Großherzog anerkannt und verehrt wurde. Eigennutz war die Grundlage dieser ganzen Organisation und die Methode, demselben Geltung zu verschaffen, nannte man Recht und Gesetz.

Unter den kleineren Fürstenhäusern Italien's war das jüngste, bald aber schon das bedeutendste, die Familie Farnese. Im Jahre 1545 brachte Paul III. das Kardinals-Kollegium dazu, in die Lostrennung der Herzogthümer Parma und Placentia von dem Kirchenstaate und die Ertheilung desselben an seinen Sohn Pietro Luigi Farnese zu willigen. Man sollte denken, der Papst hätte einiges Bedenken getragen, seine Verletzung des Priester-Cölibats so offen zur Schau zu tragen, und zum Gegenstande der allgemeinen Besprechung zu machen. Allein das war keineswegs der Fall. Daß ein Papst, gleich anderen Geistlichen, uneheliche Kinder habe, fanden die Italiener ganz natürlich. Niemand nahm daran Anstoß, obgleich es dem Vater einige Mühe kostete, die Einwilligung der Kardinäle zu dieser Verschleuderung zweier Herzogthümer zu gewinnen. Kaiser Karl V.

erhob aber noch immer Ansprüche auf dieselben, obgleich er seine Tochter, die Wittwe des Herzogs Alexander von Toscana dem Enkel des Papstes Ottavio zugesagt hatte.

Pietro Luigi Farnese stand auf gleicher Stufe sittlicher Verworfenheit mit den übrigen Fürsten Italien's, mit den Mediceern, den Päpsten und den spanischen Statthaltern seiner Zeit. Er bedachte aber nicht, daß seine Herrschaft noch sehr unsicher und seine Macht sehr schwach sei. Er mißhandelte nicht blos das arme Volk, sondern auch den Adel des Landes. Dieser machte eine Verschwörung wider ihn und schaffte ihn aus der Welt (1547), schon zwei Jahre, nachdem er die Herzogskrone auf sein Haupt gesetzt hatte. Karl V. und sein Statthalter in Mailand, Gonzaga, hatten auch ihre Hände im Spiele. Spanische Truppen bemächtigten sich der Stadt Placentia und Paul III. glaubte, der Gefahr des Verlustes beider Herzogthümer nur dadurch begegnen zu können, daß er die Verschenkung derselben an das Haus Farnese zurücknahm und sie wieder mit dem Kirchenstaate vereinigte. Damit war aber Ottavio Farnese keineswegs einverstanden. Er widersetzte sich. Der alte Papst starb. Der neue, Julius III. gab dem Hause Farnese Parma zurück. Bald bereute er aber seine Großmuth und verband sich mit Karl V., um dem Hause Farnese Parma wieder abzunehmen. Ottavio rief die Hülfe des Königs von Frankreich an, erhielt sich dadurch im Besitze von Parma, und Philipp II. trat ihm Placentia ab, um ihn für sich zu gewinnen. Doch hielten spanische Truppen die Citadelle von Placentia besetzt. Erst später, nachdem Ottavio's Sohn, der Herzog Alexander, dem spanischen Königshause so wichtige Dienste geleistet hatte, wurde die Besatzung zurückgezogen, und dadurch die Selbstständigkeit des Hauses Farnese thatsächlich anerkannt (1585). Im Jahre darauf (1586) starb Ottavio. Alexander gelangte nicht dazu, von seinen Herzogthümern Besitz zu nehmen. Er starb (1592) in den Niederlanden. Sein Sohn Ranuccio I. folgte ihm nach. Dieser war es, der mit dem Papste Urban VIII. den Krieg von Castro *) führte. Er war ein tückischer und grausamer Herrscher, welcher unter dem Vorwande einer gegen ihn gesponnenen Verschwörung viele seiner Unterthanen hinrichten ließ (1612), um sich ihres Vermögens bemächtigen zu können. Sein Sohn Odoardo, der ihm (1622) nachfolgte, bildete sich ein, gleich seinem Großvater ein großer Feldherr zu sein. Er gerieth in Streit mit dem Papste Urban VIII. wegen der Lehen Romiglione und Castro und zog dadurch seinem Lande viele Leiden und sich selbst die Gefahr zu, sein Thrönchen zu verlieren. Ranuccio II. (1646—1694) mußte schon in der ersten Zeit seiner Regierung die Zerstörung von Castro und den Verlust dieser Herrschaft erfahren. Er war ein ebenso fetter, als träger Fürst und auf alle seine Söhne gingen die körperlichen und geistigen Gebrechen des Vaters in verstärktem Grade über

Unter den Herzogen des Hauses Farnese war nur einer, Alexander, welcher sich durch seine Talente hervorthat. Ein edler oder nur ein rechtschaffener Mensch war aber auch dieser keineswegs. Unter den Mitgliedern seiner Familie, die ihm an Charakter ähnlich, an Geistesgaben durchaus nicht gleich waren, glänzte er aber als Stern erster Größe.

Die Familie Este konnte sich zwar keines Feldherrn rühmen, wie Alexander Farnese war. Allein durchschnittlich waren doch die Mitglieder derselben weniger mangelhaft beschaffen, als die Farnese. Wir haben Alfonso I. schon im vorigen Zeitabschnitte †) kennen gelernt. Nach schweren Kämpfen, welche ihm und seinem Lande die Kriege zwischen Frankreich, Spanien und Italien bereiteten, starb er (1534). Sein Nachfolger Herkules II. erkaufte die Gunst Philipp's II. durch die demüthigendste Unterwürfigkeit. Alphons II. (1559—1597) machte sich bemerklich durch die schändliche Grausamkeit, mit welcher er den Dichter Torquato Tasso verfolgte. Mit ihm endigte die ächte Linie des Hauses Este. Doch Alfonso I. hatte einen unehelichen Sohn hinterlassen, dessen Sohn Don Cesar jedoch nicht

*) S. oben § 22, S. 170. †) S. Weltgeschichte Buch VI., § 47.

im Stande war, diejenigen Besitzungen des Hauses Este zu behaupten, welche derselbe von der Kirche zu Lehen trug. Er ließ sich vom Papste das Herzogthum Ferrara abnehmen und mußte sich mit Modena und Reggio begnügen. Hätte Don Cesar etwas mehr Entschlossenheit besessen, wäre es ihm nicht schwer geworden, die ganze Erbschaft des Hauses beisammen zu halten. Doch er ließ sich durch Clemens VIII. einschüchtern und verlor so die schönere Hälfte seiner Staaten. Mit gleichem Rechte hätte ihm Rudolph II. die andere abnehmen können. Denn Modena und Reggio waren Lehen, welche das Haus Este vom deutschen Kaiser erhalten hatte. Ferrara, welches unter dem Hause Este ein sehr blühendes Land gewesen war, wurde durch die päpstliche Herrschaft schnell zu Grunde gerichtet. Seine früher fruchtbaren Ebenen wurden zu Wüsten und Sümpfen. Seine einst so berühmte Hauptstadt wurde ein Trümmerhaufe. Wüsten und Ruinen waren aller Orten im Gefolge jener Kirche, die sich allein selig machend nannte, allein auf dieser Erde wenigstens geschichtlich nachweisbar unermeßliches Elend verbreitete.

Modena wurde der Sitz des Hauses Este und dahin flüchteten sich alle diejenigen Bewohner Ferrara's, welchen das päpstliche Joch zu schwer war. Alfonso III., welcher seinem Vater (1628) nachfolgte, dankte schon nach einem Jahre ab, indem der Verlust seiner Gattin ihn bestimmte, Capuziner zu werden. So vermittelt der katholische Aberglauben die scheinbar unvereinbarsten Gegensätze. Alle Extreme und Naturwidrigkeiten, Despotismus und Knechtschaft, Ueberfluß und Armuth finden in ihr einen Vereinigungspunkt. Allein die richtige Mitte, d. h. die auf sittlicher Kraft und gesetzlicher Freiheit ruhenden Zustände haben in ihrem Schooße keinen Platz. Alfonso's Sohn, Francesco I. (1629—1658) erwarb die kleine Herrschaft Correggio und den Ruf eines geschickten Staatmannes und tüchtigen Feldherrn in den Kriegen, welche Frankreich und Spanien zu seiner Zeit in Oberitalien führten.

Das wichtigste von allen Fürstenthümern Italien's, nicht wegen der Verdienste seiner Herrscher oder des hohen Werthes seiner Bewohner, sondern wegen der um dasselbe geführten langwierigen Erbschaftskriege, war die Markgrafschaft Mantua. Federigo II., Markgraf von Mantua, erbte (1533) die Markgrafschaft Montferrat. Gern hätte der ländersüchtige Karl V. sie für sich behalten. Allein da sie unstreitig ein Weiberlehen war, mußte er (1536) die Rechte Federigo's anerkennen. Das Leben dieses Markgrafen und seiner Nachfolger bietet dem Geschichtschreiber keinen Stoff. Um so bedeutungsvoller wurde der Tod des Markgrafen Francesco IV., welcher 1612 eintrat; denn derselbe hatte in seinem Gefolge mannigfaltige Streitfragen, welche ohne großes Blutvergießen für's erste dahin entschieden wurden, daß die Tochter Francesco's ihm in Montferrat, seine beiden Brüder Ferdinando und Vincente II. ihm hintereinander in Mantua nachfolgten. Diese beiden Prinzen starben in Folge ihrer Ausschweifungen rasch und kinderlos, der letzte im Jahre 1627. Der nächste Erbe der Markgrafschaft Mantua war der Herzog Karl von Nevers, ein Abkömmling des 1540 verstorbenen Markgrafen Federigo II. Dieser sandte seinen Sohn, den Herzog von Rethel nach Mantua, welcher am Todestage Vincente's II. die Tochter Francesco's IV. heirathete, und so die Ansprüche auf Mantua und Montferrat in seiner Person vereinigte.

Doch der Herzog von Savoyen erhob Ansprüche auf Montferrat und der Herzog vo Guastalla, Cesar Gonzaga, auf Mantua. Der König von Spanien hielt diese letztere Markgrafschaft für so günstig gelegen, daß er sie gern mit seinem Herzogthum Mailand vereinigt hätte. Ferdinand II., der deutsche Kaiser, machte seine Rechte als Oberlehensherr geltend, und Frankreich mischte sich bald als Bundesgenosse des Herzogs von Savoyen und bald zu Gunsten des Herzogs von Nevers in den Streit. Der Krieg fing damit an, daß ein österreichisches Heer Mantua überfiel und die Stadt mit furchtbarer Grausamkeit miß-

handelte, plünderte und verwüstete (1630). Der Herzog von Savoyen schloß mit Spanien einen Theilungsvertrag ab. Der neue Herzog von Mantua kam in großes Gedränge, aus welchem ihn ein französisches Heer, das Richelieu über die Alpen schickte, befreite. Der Kaiser mußte nachgeben und den Herzog Karl von Nevers mit Mantua und Montferrat belehnen (1631). Als aber kurz darauf (1635) der Krieg zwischen Frankreich und Spanien ausbrach, geriethen Karl I., und nach seinem Tode (1637) sein Sohn Karl II. in große Gefahren. Erst durch den pyrenäischen Frieden kam der letztere endlich in den Besitz seiner beiden Markgrafschaften.

Inmitten aller dieser größeren und kleineren Fürstenthümer behauptete Lucca seine freie Regierungsform. Die Republik nahm zwar (1556) das sogenannte Martinische Gesetz, d. h. eine aristokratische Verfassung an, doch war diese noch immer unendlich viel besser, als diejenigen aller übrigen Nachbarstaaten. Lucca war zu ruhig, um die Aufmerksamkeit der italienischen Tyrannen auf sich zu ziehen und nicht groß und reich genug, um ihre Lüsternheit besonders rege zu machen.

Von den italienischen Inseln erwähnen wir hier nur noch Corsica's, welches nach wie vor bei Genua verblieb, und Malta's, welches Kaiser Karl V. nach der Vertreibung der Johanniter-Ritter aus Rhodus diesem Orden schenkte. Der heldenmütigen Vertheidigung dieser Insel gegen die Angriffe der Türken haben wir weiter oben*) gedacht.

## § 75. Piemont und Savoyen.

Unter allen Monarchien Italien's war diejenige, welche das Haus Savoyen nach und nach zusammen gebracht hatte, die am wenigsten verdorbene. Doch war sie von Freiheitsdrang und Rechtsgefühl gleich weit entfernt, als alle übrigen Monarchien der Welt. Bei dieser Regierungsform kann von den Herrschern nur ein höherer oder geringerer Grad des Eigennutzes, niemals können reine Beweggründe erwartet werden. Zu den allgemeinen Uebeln der Monarchie kam aber in Piemont und Savoyen noch der römisch-katholische Glauben hinzu, welcher auf ganz Italien gleich einem schweren Alp ruhte, und diesem Lande jeden höhern Aufschwung unmöglich machte.

Karl III., welcher seit 1504 die herzogliche Krone trug, hatte eine höchst gefahrvolle Stellung inmitten seiner beiden Verwandten: Franz I. von Frankreich und Karl's V. von Deutschland, welche sich gegenseitig bekämpften. Louise von Savoyen, die Mutter des Königs von Frankreich, war des Herzogs Schwester, und die Gattin Karl's V. war die Schwester der Frau des Herzogs von Savoyen. Eine Zeit lang hielt sich Karl III. zwischen seinem französischen Neffen und seinem spanisch-deutschen Schwager neutral. Sein Land litt aber doch durch feindliche Truppenmärsche. Im Jahre 1535 wandte er sich mehr und mehr von Frankreich ab und Spanien zu. Piemont wurde das große Schlachtfeld, auf welchem die französischen mit den deutsch-spanischen Heeren zusammen trafen. Beide Theile plünderten und brandschatzten das unglückliche Land. Fünf und zwanzig Jahre lang dauerte dieser Zustand. Die Bewohner von Piemont und Savoyen waren zu beklagen. Doch Karl III., welcher nicht minder herrschsüchtig war, als seine beiden mächtigeren Verwandten Franz I. und Karl V., wurde dadurch abgehalten, seine Eroberungspläne, welche er im Norden seines Reiches, namentlich gegen die Stadt Genf betrieb, in Ausführung zu bringen †).

Glücklicher und tüchtiger, als Karl III., war sein Sohn Emanuel Philibert (1553—1580). Er gewann zuerst durch die Dienste, welche er Karl V. und dessen Sohne Philipp II. leistete, die Gunst dieser mächtigen Fürsten und erhielt demzufolge durch den Frie-

*) S. oben § 59 S. 399. †) S. oben § 54 S. 367 ff.

den von Chateau-Cambresis den größern Theil seiner Lande zurück, von denen er fast nichts mehr, als Nizza behauptet hatte. Doch die Franzosen ließen in Turin und mehreren anderen wichtigen Plätzen Piemonts, und die Spanier in Verrelli und Asti Besatzungen zurück.

Als Philibert in den Besitz seines Landes gesetzt wurde, befand sich dieses in einem Zustande, wie ihn nur ein fast vierzigjähriger Krieg hervorrufen kann. Zuerst bemühte sich der Herzog, die seinem Lande geschlagenen Wunden zu heilen, und dann, die von Frankreich besetzten Städte seines Reiches zurück zu erhalten. Letzteres gelang ihm in den Jahren 1562 und 1574. Die Könige Franz II. und Heinrich III. waren zu sehr mit den inneren Bewegungen ihres Reiches beschäftigt, und bedurften zu dringend aller ihrer Streitkräfte, als daß sie im Stande gewesen wären, auf die Dauer den Vorstellungen des Herzogs Emanuel Philibert das Gehör zu versagen. Sein Sohn, Karl Emanuel I. (1580—1630) schloß mit Heinrich IV. jenen Friedensvertrag ab, durch welchen er seine an der französischen Grenze gelegenen Landstriche gegen die Markgrafschaft Saluzzo vertauschte. Er machte dadurch nicht bloß einem bedenklichen Streite zwischen ihm und dem Könige von Frankreich ein Ende, sondern rundete auch seine Besitzungen diesseits der Alpen ab, während er die Franzosen jenseits derselben verwies. Obgleich die Landstriche, welche er abtrat, weit fruchtbarer waren, als diejenigen, die er eintauschte, war doch der Vertrag, von dem höhern Standpunkte der Staatskunst aus betrachtet, für Savoyen sehr vortheilhaft.

Der Versuch, welchen dieser Herzog machte (1602), Genf durch einen Ueberfall zu erobern *) beweist die Gewissenlosigkeit und den rastlosen Ehrgeiz dieses Fürsten. Er gab nur nach, wo die Uebermacht ihn dazu zwang, wo er aber glaubte, einen minder mächtigen unterdrücken zu können, setzte ihm keine Rücksicht des Rechtes oder der Billigkeit Schranken. Ebenso erfolglos, als gegen Genf waren seine Eroberungspläne gegen die Markgrafschaft Montferrat. Er verwickelte sich dadurch in einen Krieg, welcher noch über seine Lebzeiten hinaus dauerte, und seinem Lande die größten Gefahren und unersetzlichen Schaden brachte.

Ihm folgte sein Sohn Victor Amadeus I. (1630—1637). Als Gatte der Christine, Tochter Heinrich's IV. von Frankreich, neigte er sich mehr als sein Vater auf französische Seite. In dem Frieden zu Chierasco (1631) erhielt er zwar die von den Franzosen besetzten Theile seines Landes zurück. Doch mußte er die Stadt Pignerol an sie abtreten, wodurch sich Frankreich die Alpenpässe von Briançon und des Thales Exilles sicherte. Der Hauptvortheil, welchen Savoyen und Piemont durch den mit Heinrich IV. abgeschlossenen Vertrag gewonnen hatte, ging auf diese Weise wieder verloren. Die Franzosen konnten zu jeder Stunde die Alpen überschreiten und den Krieg in's Herz von Piemont tragen. Victor Amadeus kam durch diesen Vertrag in ein Verhältniß der Abhängigkeit zu Frankreich, welches ihn zwang an den Kriegen Theil zu nehmen, welche Richelieu gegen das Haus Habsburg führte. Die schlimmsten Zeiten dieses Krieges erlebte er jedoch nicht. Sie lasteten schwer auf seiner Wittwe Christine, indem ihr Sohn Karl Emanuel II. erst vier Jahre zählte, als der Vater starb.

Christine hatte mit Richelieu zu kämpfen, welcher am liebsten Savoyen und Piemont in Frankreich einverleibt hätte, mit den beiden Brüdern ihres verstorbenen Gatten, dem Kardinale Moritz und dem Prinzen Thomas, welche die Regentschaft an sich reißen wollten, und überdieß mit Spanien, welches gegen Frankreich und Savoyen im Kriege war. Den Ränken Richelieu's setzte Christine unerschütterliche Festigkeit und kluge Vorsicht entgegen und schlug sie so aus dem Felde. Den Umtrieben ihrer beiden Schwäger begegnete sie durch eine mit Nachgiebigkeit in kleinen Dingen gepaarte Festigkeit in der Hauptsache.

*) S. oben § 55. S. 372.

Am Ende nahmen die beiden Schwäger die Bedingungen an, welche ihnen die Herzogin gleich anfangs angeboten hatte, d. h. sie begnügten sich mit den ihnen ausgesetzten Gehalten und erkannten ihre Schwägerin als Regentin des Landes an. Allein der Schaden, welchen die beiden ehrgeizigen Prinzen dem Lande zugezogen, als sie sich gegen dasselbe mit dem Hause Hause Habsburg verbündet hatten, konnte so schnell nicht wieder gut gemacht werden. Franzosen und Spanier rissen Festungen, Städte und ganze Bezirke von Piemont an sich, welche nur mit großen Anstrengungen und Opfern wieder gewonnen wurden.

Karl Emanuel II. wurde zwar im Jahre 1644 volljährig, allein er konnte sich sein ganzes Leben lang der überlegenen Kraft seiner Mutter nicht entziehen, und blieb nach erreichter Volljährigkeit, wie früher, unter deren Vormundschaft. Erst durch den pyrenäischen Frieden (1659) traten Piemont und Savoyen in die durch den Frieden von Chierasco begründeten Verhältnisse zurück. Die Herzogin erkaufte die Gunst des in Frankreich allmächtigen Kardinals Mazarin durch einen Ehebund, den ein Prinz von Savoyen mit dessen Nichte schloß.

Alle die Leiden, welche über das Land im Laufe dreier Jahrzehnte hereinbrachen, waren die Folgen der maßlosen Herrschsucht des Herzogs Karl Emanuel I., welcher mit aller Gewalt Montferrat an sich reißen wollte, ungeachtet er auf dasselbe durchaus kein Recht hatte. Seine Nachfolger, Victor Amadeus I., dessen Wittwe Christine, und Karl Emanuel II., mehr aber noch das arme Land — mußten für die Fehler und Laster Karl Emanuel's I. schwer büßen.

## § 76. Venedig und Genua.

Im Laufe des Mittelalters war Italien, obgleich seine Macht gebrochen, doch an der Spitze der europäischen Civilisation gestanden. Diejenigen Ideen, welche die Christenheit bewegten, wurden auf der appeninnischen Halbinsel vorzugsweise gehegt. Italien hatte aufgehört, die erste Weltmacht Europa's zu sein, es war aber noch immer die erste geistige Macht der Erde. Doch die Ideen, welche das Mittelalter auf der Bahn der Entwickelung voran geführt hatten, waren weder frisch, noch frei genug, auch die Neuzeit zu beherrschen. Italien, welches an den Grundansichten des Mittelalters festhielt, mußte Rückschritte machen, während diejenigen Länder Europa's, die ihre Segel dem Winde der Gegenwart öffneten, rasch voran getrieben wurden. Ob die einzelnen Staaten Italien's ihre Verfassungen beibehielten, oder veränderten, der Geist, welcher sie belebte, nahm in dem einen, wie in dem andern Falle an Kraft und Reinheit ab. Nirgends wurden die Formen des Staates und der Kirche freier; in mehreren Ländern aber im Gegentheile weit knechtischer, als jemals zuvor, so namentlich in den spanischen Besitzungen, im Kirchenstaate und besonders in Toscana. In Venedig erhielt sich die Verfassung früherer Zeiten ohne wesentliche Veränderungen. In Genua nahm sie allerdings einen mehr aristokratischen Zuschnitt an. Allein nicht in den Staatsformen bestand hauptsächlich der Wechsel, welcher eintrat. Beide Republiken konnten sich dem gemeinschaftlichen Schicksale Italien's nicht entziehen. Sie blieben dem Namen nach Republiken, allein das doppelte Joch des römischen Pfaffenthums und des spanischen Despotismus, welches auf der ganzen Halbinsel ruhte, vernichtete auch in Genua und Venedig die wenigen Reste frischer Kraft, welche ihnen geblieben waren. Beide Republiken litten furchtbar unter den Kriegen, welche die Herrschsucht Franz I., Karl's V. und der Päpste ihrer Zeit über Italien brachten. Doch erstand der Republik Genua in Andreas Doria noch ein Held und Freund der Freiheit, welcher um so höher gepriesen zu werden verdient, je vereinzelter er inmitten der geistlichen und weltlichen Tyrannen Italien's stand. In gerechter Entrüstung über die Leiden, welche die kaiserlichen

Truppen seiner Vaterstadt (1522) bereiteten, wandte sich Doria mit dem Geschwader, das er sich selbst geschaffen hatte, der französischen Seite zu. Undank war, wie gewöhnlich, der Lohn, den dieser verdienstvolle Mann von dem Könige erntete. Franz I. wähnte, seinen Admiral entlassen, dessen Schiffe aber zurückbehalten zu können. Er täuschte sich. Doria gab dem königlichen Bevollmächtigten die französischen Schiffe zurück, ließ sich aber die seinigen nicht rauben. Weiter oben haben wir gesehen *), wie sich in Folge des Gewichtes, welches Doria aus der Schaale der Franzosen nahm und in diejenige der Spanier legte, das Kriegsglück wandte.

Als Doria, an der Spitze seiner Flotte, nach Genua zurückkehrte, erbot sich Kaiser Karl V., ihm den Titel eines Prinzen von Genua zu verleihen und ihn in dieser Stellung zu erhalten. Doch Andreas Doria war ein Republikaner. Er schlug nicht blos die Anerbietungen des Kaisers, sondern auch diejenigen seiner Mitbürger, die ihm die Stelle eines Dogen anboten, aus, indem er dieselbe für unvereinbar mit dem Amte eines kaiserlichen Admirals erklärte. Die Genueser nannten ihn ihren besten Bürger und glücklichsten Verfechter und Wiederhersteller der öffentlichen Freiheit, und Doria leitete auch ohne den Dogentitel die Verwaltung seiner Vaterstadt. Er bekundete dabei große Umsicht und preiswürdige Uneigennützigkeit. Allein er vermochte nicht, die Schicksale Italien's zu bestimmen. Er gab sich alle erdenkliche Mühe, durch zeitgemäße Veränderungen in der Verfassung die Eintracht im Innern der Republik zu gründen (1528). Leider neigte er sich zu sehr auf die Seite der Aristokraten und gab dadurch den ärmeren Klassen des Volkes gerechten Grund zu Klagen. Noch größere Unzufriedenheit erregte er dadurch, daß er seinem Großneffen Gianettino Doria überwiegenden Einfluß auf die Angelegenheiten Genua's gestattete, den dieser eitle und übermüthige Laffe nur dazu verwandte, seinen persönlichen Leidenschaften zu fröhnen. Die Genueser vergaßen, während Gianettino sie bedrückte, die Verdienste des Großoheims, und es gelang (1547) dem ebenso schlauen, als kecken Grafen von Lavagna, Giovanni Ludovico de Fieschi, eine Verschwörung anzuzetteln, durch welche Gianettino sein Leben verlor und Andreas Doria gezwungen wurde, eiligst zu entfliehen. Doch im Augenblicke, da Lavagna einen vollständigen Sieg gewonnen hatte, stürzte er, als er von den Galeeren Doria's wieder an das Land steigen wollte, in's Meer und ertrank. Andreas Doria kehrte zurück und führte bis zu seinem Tode (1560) die Verwaltung der Republik.

Genua hatte keinen andern Sohn, der sich mit Andreas Doria vergleichen ließ. Die Verwaltung der Republik ließ daher vieles zu wünschen übrig. Doch das Beispiel Doria's und die langjährige Achtung, welche er den republikanischen Formen bewiesen hatte, ertheilten diesen neue Kraft. Es war schon viel gewonnen, daß sich kein Tyrann aufwerfen konnte, wie in den meisten anderen Staaten Italien's.

Genua war verhältnißmäßig glücklich. Doch seine Herrschaft ruhte schwer auf Korsica. Diese Insel war sehr unzufrieden und führte mit Genua einen vierjährigen blutigen Krieg (1564—1568). Während desselben eroberten die Türken die Insel Chios, welche die genuesische Familie Giustiniani bis dahin besessen hatte. Bedenklicher waren die inneren Streitigkeiten, die im Schooße der Republik auftauchten und welche so drohend wurden, daß die Genueser den Papst, den Kaiser und den König von Spanien als Schiedsrichter anriefen. Ein Freistaat, welcher zu derartigen Machthabern seine Zuflucht nehmen muß, steht auf schlechten Füßen. Keine Republik kann erwarten, daß ein Papst ein Kaiser oder ein König ihr freundlich gesinnt sei! Diese Schiedsrichter brachen nicht den Uebermuth der Aristokraten und verliehen der großen Masse des Volkes nicht den Antheil an der Staats=

*) § 70, S. 467 ff

Verwaltung, der ihr gebührte. Doch besänftigten sich die aufgeregten Gemüther, ohne daß der Republik großer Schaden erwachsen wäre.

Zu den Gefahren, womit der Adel die Freiheit bedrohte, gesellten sich bald andere. Sowohl die Könige von Frankreich, als die Herzoge von Savoyen warfen lüsterne Blicke auf die reiche Handelsstadt. Karl Emanuel I., in Verbindung mit einem französischen Heere, welches der Connetable Lesdiguieres führte, suchte jedoch vergeblich (1625), Genua durch einen Handstreich zu gewinnen. Die Franzosen mußten abziehen, doch der Herzog von Savoyen fuhr fort, seine Ränke zu spinnen. Schon im Jahre 1628 stiftete er einen wohlhabenden Genueser, Giulio Cesare Vachero auf, Unruhen in der Republik herbeizuführen, um bei dieser Gelegenheit im Trüben fischen zu können. Doch die Regierung war auf ihrer Hut und bald schon erhielten die Herzoge von Savoyen im eigenen Lande so viel zu thun, daß sie der benachbarten Republik keinen Schrecken mehr einflößen konnten.

Trotz allen inneren Kämpfen und auswärtigen Kriegen war Genua die glücklichste Stadt Italien's. So mangelhaft auch manche Bestimmung ihrer Verfassung, im Ganzen war diese doch weit besser als alle übrigen der apeninnischen Halbinsel. Nur in Genua hatten sich noch einige Spuren der Freiheit früherer Zeiten erhalten. Weit finsterer und schroffer gestalteten sich alle Zustände zu Venedig, der stolzen Nebenbuhlerin der ligurischen Republik

Schon im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts war die Lagunenstadt der Herrschaft einer engherzigen und grausamen Aristokratie verfallen. Das Volk hatte keine Rechte, und selbst der Adel war der Willkür der Machthaber des Augenblicks schutzlos preis gegeben. Die Regierung des Staates hüllte sich in die dichtesten Schleier des Geheimnisses. Ohne Oeffentlichkeit gibt es keine Freiheit und kein Recht. Bis auf diesen Tag sind viele der bedeutendsten Ereignisse der venetianischen Republik noch nicht aus dem Dunkel hervorgetreten, in welches die Aristokraten sie hüllten.

Die Zeit war vergangen, da die übersprudelnde Kraft beider Seemächte sich in brudermörderischen Kriegen brach. Die eine oder die andere war jetzt nicht mehr im Stande, ihren ausländischen Feinden die Spitze zu bieten. Wir haben an einem anderen Orte*) die Kriege geschildert, in welche Venedig seit dem Abschlusse der Ligue von Cambray verwickelt wurde. Die Verluste, welche die mit dem Untergange bedrohte Republik erlitt, waren gering im Verhältnisse zu der Uebermacht, welche sie bedroht hatte. Schnell würde Venedig sie wieder ersetzt haben, wenn es mit dem Geiste der Zeit vorangeschritten wäre. Allein auf allen Gebieten hatte die Zwingherrschaft der Aristokraten den Fortschritt gehemmt. Es ist nicht möglich, Schifffahrt, Handel und Gewerbe, Künste und Wissenschaften schwunghaft zu betreiben, wenn die Quellen, welche allen diesen menschlichen Bestrebungen frische Kräfte zuführen sollen, wenn die Ideen in Ketten und Banden geschlagen werden. Im Laufe vieler Jahrhunderte hatte Venedig große Kräfte gesammelt. Es besaß nicht blos ein ansehnliches Gebiet auf dem Festlande Italien's, sondern auch reiche Landstrecken in Griechenland und in den benachbarten Gewässern. Doch die Republik Venedig wurde immer unfähiger, ihre Besitzungen zu behaupten. Schon während des vorigen Zeitabschnittes hatte sie deren viele an die Türken verloren. Die langwierigen Kriege in der letzten Hälfte des fünfzehnten und in der ersten des sechszehnten Jahrhunderts hatten ihre Kraft im Kampfe mit den christlichen Mächten geschwächt. Im Jahre 1537 blieb den Venetianern keine andere Wahl, als entweder sich mit Solyman und Franz I. gegen den Kaiser, oder mit diesem gegen die Türken und Franzosen zu verbinden. Sie zogen den Bund mit dem Kaiser vor, welchem auch der Papst beitrat (1538). Doch Karl V. opferte die Venetianer schmählich auf. Er ertheilte seinem Admirale Doria die Weisung, sich jeder

*) S. Weltgeschichte Buch VI., §§ 45, 46. Geschichte der Neuzeit §§ 58, 70.

entscheidenden Handlung zu enthalten. Die Venetianer traten daher lieber den Türken die Inseln Palmos, Cesina, Nio, Stampalia und Paros im Archipelagus, ferner die festen Städte Napoli und Malvagia, welche die Republik noch auf Morea besaß, ab (1540), als daß sie den Krieg auf eigene Faust fortsetzten. Sie erkauften auf diese Weise wohl einen dreißigjährigen Waffenstillstand, doch im Jahre 1570 schickte der Sultan Selim II. ein Heer von 50,000 Mann und 150 Galeeren gegen die Insel Cyprus. Philipp II. von Spanien benahm sich bei dem Angriff der Türken auf dieses Eiland ganz ebenso treulos, wie früher, als es galt, Malta zu retten. Cyprus fiel in die Hände der Mohamedaner. Dann erst entschloß sich der spanische Admiral eine Schlacht zu wagen und gewann sie bei Lepanto (1571). Die Venetianer zogen jedoch keinen Vortheil aus diesem Siege. Sie mußten Cyprus an die Türken abtreten (1573), um den Frieden von ihnen zu erkaufen.

In den ersten Jahren des siebzehnten Jahrhunderts hatte Venedig mit einem anderen Feinde, mit dem Papste, zu kämpfen. Da es sich bei diesem Streite nur um kirchliche Dinge handelte, haben wir denselben weiter oben *) bereits dargestellt. Venedig bewies bei dieser Gelegenheit mehr Kraft und Ausdauer im Kampfe mit dem römischen Oberpriester, als alle katholischen Mächte damaliger Zeit. Doch vermochte die Republik ihren Sohn Paul Sarpi gegen die Nachstellungen der Römlinge nicht zu schützen. Von drei und zwanzig Dolchwunden durchbohrt, unter welchen eine sein Leben in große Gefahr brachte, rettete sich Sarpi mit Mühe und entging nur dadurch einem gewaltsamen Tode, daß er fast nie seine sichere Zufluchtsstätte verließ. So bewährte auch im Kampfe gegen Venedig das römische Papstthum seine alte Tücke.

Dieselbe Ausdauer und unbeugsame Festigkeit, wie gegen die Päpste, bekundeten die Venetianer auch im Kampfe mit den Seeräubern, welche das adriatische Meer unsicher machten. Im sechszehnten Jahrhundert hatten sich viele christliche Bewohner Dalmatien's und Croatien's in die Wildnisse zurückgezogen, von wo aus sie mit großem Erfolg Einfälle in das türkische Gebiet machten. Als sie endlich von dort vertrieben wurden, nahm sie der Erzherzog in die Seestadt Segna auf. Sie erhielten den Namen Uscochen und machten sich bald durch ihre Seeräubereien, die sie nicht auf die Türken beschränkten, übel berüchtigt. Umsonst beklagten sich die Venetianer bei deren Schutzherrn, dem Erzherzog Ferdinand. Dreißig Jahre lang dauerte der Unfug. Im Laufe dieser Zeit sollen die Venetianer durch die Uscochen nicht weniger als zwanzig Millionen Golddukaten theils verloren, theils in Schutzmaßregeln gegen dieselben aufgewendet haben. Endlich (1615) entschlossen sich die Venetianer zu einem offenen Kampfe gegen das Haus Habsburg. Sie verbanden sich mit Savoyen und den Niederlanden, Erzherzog Ferdinand dagegen mit Spanien. Als aber eine holländische Flotte im adriatischen Meere erschien, gab Erzherzog Ferdinand nach und leistete Sicherheit für das gute Verhalten der Uscochen (1617).

Die spanische Regierung nahm es sehr übel auf, daß ein katholischer Staat, wie Venedig, mit den protestantischen Holländern, welche sie überdies gerne noch als Unterthanen betrachtet hätte, in Verbindung getreten war. Sie hatte übrigens schon so viele Feinde, daß sie es nicht wagte, den Venetianern den Krieg zu erklären. Dagegen suchte sie durch eine angezettelte Verschwörung diese Republik zu Grunde zu richten. Im Jahre 1618 sollte das Complott in Venedig losbrechen. Der spanische Gesandte in der Lagunenstadt, der Marquis von Bedemar, und der spanische Vicekönig von Neapel, der Herzog von Ossuna, und der Statthalter von Mailand, Pedro di Toledo, waren dabei betheiligt. Der innere Zusammenhang des Complottes ist aber noch immer nicht ermittelt. Nur soviel ist gewiß, daß in Venedig zahlreiche Hinrichtungen stattfanden, namentlich unter den Ausländern, welche auf der venetianischen Flotte dienten. Der Marquis von Bedemar verließ plötzlich

*) § 21, S. 161

seinen Posten, und fünf Monate nachher ordnete der Senat feierliche Danksagungen für die Erhaltung des Staates an. Aus diesen vereinzelten Thatsachen ließ sich nur auf eine unter Mitwirkung der spanischen Regierung angezettelte Verschwörung schließen. Darü, der Geschichtschreiber, nimmt an, daß die Absicht des Senates gewesen sei, das Volk zu täuschen, indem es sich nicht um eine gegen Venedig, sondern um eine gegen Spanien gerichtete Verschwörung gehandelt habe, indem der Vicekönig von Neapel, Herzog von Ossuna, im Bunde mit Venedig beabsichtigt habe, sich von Spanien unabhängig zu machen Diese letztere Annahme scheint mir aber sehr unwahrscheinlich.

In welcher Weise die Venetianer sich in die Angelegenheiten von Graubünden und Veltelin einmischten, haben wir schon oben ausgeführt. Auch an dem Mantuanischen Erbschaftsstreite nahmen sie Theil. Im Frieden von Chierasco gewannen sie nichts. Verloren blieben die im Kriege aufgewendeten Summen und geopferten Menschen. Nach dem Frieden von Chierasco mischte sich Venedig wenig oder gar nicht in auswärtige Angelegenheiten und war froh, falls andere Mächte es in Ruhe ließen. Wenn auch seine christlichen Nachbarn dazu geneigt, weil sie selbst nur zu sehr anderweitig beschäftigt waren, so glaubten doch die Türken, die gute Gelegenheit, da die Christen sich gegenseitig in den Haaren lagen, nicht vorübergehen lassen zu dürfen, ohne den Venetianern wieder eine Feder auszuziehen. Candia lag den Besitzungen des Sultans in Morea, Kleinasien und Afrika zu nahe, als daß er nicht seine Blicke darauf werfen sollte. Er schickte dahin (1645) ein Heer von 50,000 Mann, nachdem er zuvor das Gerücht ausgestreut hatte, die Rüstung gelte der Insel Malta. Ein zwanzigjähriger blutiger Krieg entspann sich hieraus, welcher die Kraft Venedigs mehr und mehr erschöpfte. Am Ende unterlag wohl die Lagunenstadt allein noch einem heldenmüthigen Widerstande, dessen schwerlich irgend ein anderer italienischer Staat damals fähig gewesen wäre

## § 77. Schlußbemerkungen.

Der Geschichtschreiber soll nicht Gräber übertünchen, und um sich den Schein der Duldsamkeit zu geben, die Grundursache der trübseligen Zustände der Völker, den religiösen Aberglauben, unerwähnt lassen. Im Gegentheile, er soll in allen Beziehungen bis zu den tiefsten Quellen der Wahrheit zu gelangen suchen. Wir können niemals hoffen, uns auf eine höhere Stufe hinanzuschwingen, bevor wir fest auf derjenigen stehen, von welcher aus wir uns hinauf arbeiten müssen. So lange wir nicht den Muth haben, auf dem Boden der Vergangenheit mit Sicherheit aufzutreten, können wir niemals vorwärts kommen. Die Grundursache der erbärmlichen Zustände, in welche Italien während dieser Zeitabschnitte versank, war der Aberglauben des Volkes. Dieser machte die Italiener zu Knechten des Papstes, der Jesuiten und der Spanier, welche sie in den Krieg gegen den Protestantismus Europa's trieben, darin deren beste Kräfte aufrieben, und der Nation eine durchaus verkehrte Richtung gaben, so daß diese mit den fortschreitenden Völkern der Erde in keiner Beziehung mehr wetteifern konnte.

Die Ideen, welche den Kämpfen der Reformation zu Grunde lagen und welche in Deutschland, den Niederlanden, England, Frankreich und der Schweiz einen kräftigen Ausdruck fanden, waren alle gut und schön. Der Widerwille gegen pfäffischen Druck und despotische Willkür, das Streben nach freier Selbstbestimmung auf religiösem und staatlichem Gebiete, und überhaupt die Sehnsucht nach geläuterten und verbesserten Zuständen, lag allen Reformationskämpfen zu Grunde. Wo die protestantischen Pfaffen die Oberhand gewannen, schlugen sie den kaum erwachten Menschengeist gar schnell wieder in die Bande kirchlicher Formen. Allein in vielen Staaten, so namentlich in den Niederlanden und in

England, wurden die Pfaffen durch Staatsmänner und Krieger, wenn nicht beseitigt, so doch in den Hintergrund geschoben, und nirgends konnten die protestantischen Geistlichen die Völker wieder unter ein Joch bringen, welches auch nur annäherungsweise so drückend war, als dasjenige der römischen Kirche.

Die unmittelbare Folge der geistlichen Herrschaft, welche die Italiener duldeten, war eine nicht minder harte weltliche. Weil sie das Papstthum festhielten, konnten sie die Spanier nicht los werden. Sie traten mit den fortschreitenden Völkern des Nordens in keine freundschaftliche Beziehungen, und wurden daher von diesen schnell auf allen Gebieten des menschlichen Strebens überholt. In der Zeit, da Niederländer, Deutsche und Engländer die Bewunderung der Mit- und Nachwelt durch ihre begeisterten Freiheitskämpfe auf sich zogen, trugen die Italiener ruhig das doppelte Joch des Papstes und der Könige von Spanien.

Seit Italien unter die spanische Herrschaft gebeugt worden war, hörte die ganze Halbinsel auf, selbstständige Bestrebungen zu verfolgen. Spanien führte unausgesetzt Kriege. Zuerst war Frankreich sein Hauptgegner, später wurde der niederländische Freiheitskampf die offene Wunde, welche alle Kräfte der spanischen Monarchie verschlang. Nicht blos Neapel, Sicilien, Mailand, Sardinien und die Besatzungsstädte an der toscanischen Küste, auch der Kirchenstaat und Toscana mußten ihr Herzblut und den Schweiß ihrer Arbeiter in dem ungerechten Kriege gegen die begeisterten Niederländer und theilweise auch gegen die französischen Hugenotten vergießen. Italienische Interessen galten nichts mehr. Die spanischen gaben in Italien den Ausschlag. Der einzige Staat, welcher eine gewisse Selbstständigkeit bewahrte, war Venedig. Dieses war aber durch seine Kriege mit den Türken so sehr beschäftigt, daß ihm keine Spannkraft für andere Beziehungen übrig blieb. Der westliche Theil Oberitalien's: Genua, Savoyen und Piemont, stand unter französischem Einflusse. Ohne den mächtigen Schutz Frankreichs wären sie alle drei gar bald von Spanien verschlungen worden. Zwar hätte Frankreich sie auch sehr gerne einverleibt. Allein dieses zu verhindern, war Spanien immerhin noch mächtig genug. In keinem Theile Europa's, die pyrenäische Halbinsel selbst nicht ausgenommen, saß die spanische Regierung so fest, als in Italien. Der Krieg in Catalonien brachte ihr größere Gefahren und kostete sie bedeutendere Opfer, als alle Kämpfe in Italien. In seiner nächsten Nachbarschaft verlor die spanische Regierung Portugal. In Italien behauptete sie alle ihre Besitzungen diesen ganzen Zeitabschnitt hindurch.

Der achtzigjährige Krieg, welchen fast ganz Italien als Bundesgenosse oder Unterthan Spanien's mit den Niederländern führen mußte, gab diesem Lande eine durchaus verkehrte Richtung. Die Niederländer sollten nicht blos auf dem Schlachtfelde, sondern auch auf dem Gebiete des Staats und der Kirche bekämpft werden. Auf allen diesen Gebieten waren sie aber in ihrem guten Rechte, die Spanier und die mit ihnen verbundenen Italiener daher im Unrecht. Die Niederländer waren daher die besten Schiffbauer, Seefahrer, Handelsleute ihrer Zeit. In allen diesen Beziehungen hätten die Italiener viel von ihnen lernen können. Das war aber nicht möglich inmitten eines furchtbaren Kampfes auf Tod und Leben. Die Niederländer schwangen sich auch auf dem Gebiete der Wissenschaften an die Spitze ihrer Zeit. Doch in den Augen der verblendeten und terrorisirten Italiener waren sie Ketzer und konnten daher nichts gutes haben. In ein ähnliches Verhältniß kam Italien zu den Protestanten der Schweiz, Deutschlands, Frankreichs und Englands. Unstreitig bewegte sich die Menschheit auf den Schultern des Protestantismus vorwärts. Die Italiener blieben daher in demselben Maße zurück, als sie sich von den Trägern der Civilisation und des Fortschritts fern hielten, oder denselben sogar feindlich entgegentraten.

Die Religion bildete während dieses ganzen Zeitabschnitts die Grundlage nicht bloß aller politischen, sondern auch aller derjenigen Beziehungen, welche die kleineren Kreise des Lebens: die Familie, die Gemeinde, Handel und Gewerbe umfassen. Ganz in derselben Weise, wie die spanischen Könige die italienische Nation in ein feindliches Verhältniß zu der Kriegsmacht der gesammten protestantischen Welt brachten, versetzten sie dieselbe auch in ein solches auf allen übrigen Gebieten des Lebens. Wie die römisch-katholische Religion die Politik Spanien's und Italien's verdarb, und diese Länder auf diesem Felde an den Rand des Abgrunds brachte, gerade so verdarb diese blutige und gehässige Kirche auch alle übrigen Gebiete des Lebens aller Völker: ihre Ehe, ihre Familie, ihr Gemeindeleben u. s. w.

Eine Nation, in deren Mitte die sieben Sacramente, Päpste, Mönche, Jesuiten und Inquisitoren eine so große Rolle spielten, wie in Italien und Spanien, mußten in ihren Begriffen von dieser Erde, von den Pflichten dieses Lebens so sehr verwirrt, und in ihren Gefühlen für Recht und Freiheit so vollständig abgestumpft werden, daß sie nur noch fähig war, kirchliche Ceremonien mitzumachen und ihren Despoten zu dienen, für sie zu morden und ihnen Hände und Pantoffel zu küssen.

Weder Spanien, noch Italien kann jemals hoffen, frei und glücklich zu werden, so lange sie ihre römisch-katholisch-apostolische Religion beibehalten.

Leute, welche dumm genug sind, den Unsinn der katholischen Kirche zu glauben, oder schlecht genug, ihn zu heucheln, sind auch so dumm oder schlecht, daß sie die Lehren der weltlichen Tyrannen vom blinden Gehorsam annehmen; und Menschen, welche nicht die Kraft besitzen, das Joch des Pfaffenthums zu brechen, sind nimmermehr stark genug, den weltlichen Despoten die Spitze zu bieten.

---

# Achter Abschnitt.

## Die protestantischen Reiche.

### Erste Abtheilung. England, Schottland nebst Irland*).

#### § 78. Heinrich VIII. (1517—1547).

Wir haben die Geschichte der Länder besprochen, in welchen die Reformation erdrückt wurde, und die römisch-katholische Kirche theils ausschließlich, wie in Portugal, Spanien und Italien, theils doch, wie in Frankreich, als herrschende und bevorzugte aus dem Kampfe hervorging. Wir gelangen jetzt zu denjenigen Reichen, in welchen die Reformation das Uebergewicht gewann. Dort waren es Inquisitoren, Jesuiten, Päpste in Verbindung mit Königen und Kaisern, wie Karl V., Philipp II. und Karl IX., welche dem Fortschritte der Völker Halt geboten. Die Inquisition in der pyrenäischen und appenninischen Halbinsel und die Bartholomäusnacht in Frankreich brachen die Kraft der Reformationspartei. Welches waren die Mittel, die in England und Skandinavien den Protestanten den Sieg

*) Hume History of England. Raumer's Geschichte Europa's seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Schlosser's Weltgeschichte u. s. w.

verschafften? Wer waren die Männer und die Frauen, die ihn erringen halfen? und welches waren die Früchte, die am Baume der Reformation wuchsen?

Der Kampf in England, Schottland und Irland blieb schwankend unter der Regierung Heinrich's VIII., Eduard's VI. und der blutigen Maria, entschied sich unter Elisabeth, und führte zu neuen Verwickelungen, weil Jakob I. und Karl I. die nothwendigen Folgesätze des errungenen Sieges nicht anerkennen wollten.

Wenn wir die Entwickelung Britannien's und Skandinavien's mit derjenigen Spanien's, Portugal's und Italien's vergleichen, so werden wir zu ähnlichen Resultaten gelangen, wie in kleinem Maßstabe bei der Geschichte Nordniederland's und Belgien's. Die Verschiedenheit in Betreff der Glaubenssätze verschwinden fast vollständig, allein es stellt sich ein großer Unterschied in Betreff des sittlichen und intellectuellen Werthes der beiden Religionsparteien, in Betreff ihres Rechtsgefühls und Freiheitsdranges heraus. Es wird sich zeigen, daß der Fortschritt der Menschheit wesentlich durch diejenigen Nationen, welche sich der Reformation anschlossen, bedingt, durch die Völker aber gehemmt wurde, die ihr widerstrebten.

Heinrich VIII. that sich viel auf seine Rechtgläubigkeit zu gute. Er stand während seiner besten Jahre (1514—1529) unter der Leitung eines römischen Priesters, des Kardinals Wolsey, und konnte im Laufe seines ganzen Lebens die in seiner Jugend angenommenen Glaubenssätze nicht abschütteln. Daraus kann man ihm kaum einen großen Vorwurf machen. Denn in demselben Falle sind heut zu Tage noch die meisten Menschen. Allein wir müssen die Thatsache festhalten, denn nur durch sie lassen sich die meisten Thorheiten und selbst viele der Grausamkeiten Heinrich's VIII. erklären.

Beim Beginne dieses Zeitabschnitts war Heinrich in der Blüthe seiner Jahre, er zählte deren sechs und zwanzig. Die günstige Lage seines Reiches und die mannigfaltigen Zwistigkeiten, in welchen die Könige des europäischen Festlandes unter einander verwickelt waren, sicherten England vor jedem feindlichen Angriffe. Heinrich bildete sich ein, die Rolle eines Schiedsrichters der Fürsten Europa's spielen zu können. Doch dazu fehlte es ihm an Rechtsgefühl, Staatskunst und kriegerischer Befähigung. In der That bewarben sich die mächtigsten Herrscher der Erde: Karl V. und Franz I. um seine Freundschaft. Doch beide täuschten ihn, wenn sie ihn in dem Wahne bestärkten, er halte die Wage des europäischen Staatensystems in seiner Hand. Schon bei der ersten Streitfrage, welche sich zwischen Karl und Franz erhob, der Frage um den Besitz des deutschen Thrones bewies Heinrich, daß er kein unbetheiligter Zuschauer im Wettstreite um Ehren, Macht und Würden sei. Er bewarb sich auch um die Kaiserkrone. Doch zeigte es sich bald, daß er nicht die geringste Aussicht auf Erfolg habe. Franz hatte wenigstens einige Chancen für sich, Heinrich keine.

Einen der hervorragendsten Charakterzüge des englischen Königs bildete seine Eitelkeit Diese war von kleinlichster und persönlichster Art. Niemand besaß die Kunst, sie zu behandeln, in dem Grade wie Wolsey. Auf ihr beruhte die Macht, die der schlaue Kardinal über den König erlangte.

Die Wohlfahrt England's forderte gebieterisch Frieden mit Karl V. Denn damals beschränkte sich der englische Handel fast ausschließlich auf die Niederlande. Englische Wolle und englisches Tuch fanden nur dort Absatz und diese beiden Artikel waren die einzigen, welche England in großen Massen ausführte. Doch um derartige Rücksichten bekümmerten sich König und Kardinal nicht. Die Frage war, wer die Eitelkeit des einen und die Habgier und den Ehrgeiz des andern am besten zu kitzeln verstehe. Franz wähnte, gewonnen zu haben, als ihm Heinrich eine Zusammenkunft in der Nähe von Calais zugesagt hatte. Karl machte ihm aber einen Strich durch die Rechnung indem er unerwartet in Dover

landete, als Heinrich und sein Adel im Begriffe standen, sich nach Frankreich einzuschiffen. Franz glaubte dem englischen Könige weit genug entgegen gekommen zu sein, indem er versprach, ihn auf englischem Gebiete, wenn auch auf dem Festlande zu besuchen. Karl kam über das Meer, um dem Gatten seiner Tante Verehrung zu bezeugen, und eroberte dadurch gewissermaßen im Sturme das eitele Herz seines Oheims. Dem Wolsey spiegelte er die Aussicht auf die dreifache Krone vor, das höchste Ziel des Ehrgeizes aller römischen Pfaffen, das einzige, welches den Kardinal noch reizen und das er nur durch des Kaisers Gunst erreichen konnte.

Als daher der englische Hof sich am Tage der Abreise Karl's V. nach Calais einschiffte (30. Mai 1520) hatte der Habsburger schon gewonnenes Spiel. Umsonst erschöpfte sich Franz I. im Aufwande von Gold und Artigkeiten. Zwischen Guisnes und Ardres, wo Heinrich und Franz zusammen trafen, wurde nur ein Schauspiel aufgeführt, welches beiden Königen und deren Begleitern unermeßliche Summen kostete, ohne einem von beiden Theilen Gewinn zu bringen, oder innigere Beziehungen zu begründen. Die Aufschrift, welche Heinrich dem von ihm errichteten Hause von Holz und Leinwand, worin er Franz I. bewirthete, gab: "Cui adhaereo pralest" *) war für diesen mehr Warnung, als Bundeszeichen, um so mehr, als Heinrich aus den Armen des französischen Königs in diejenigen des Kaisers eilte, mit welchem er zuerst in Gravelingen und dann in Calais den Geschäften oblag, während er im Lager von Goldbrocat mit Franz I. nur dem Vergnügen gehuldigt hatte. Zu den glänzenden Hoffnungen, welche Karl dem Kardinale Wolsey eröffnete, fügte er die Einkünfte der Bisthümer von Badajoz und Placencia in Castilien hinzu. Der König widerstand den Schmeicheleien, der Minister den Geschenken und Versprechungen des Kaisers nicht. Beide ergriffen für Karl Partei und warteten nur auf die Gelegenheit es öffentlich zu thun.

Die Beweggründe, welche den Beherrscher England's trieben, sich in die Streitigkeiten zwischen Karl V. und Franz I. einzumischen, standen weder mit dem Rechte, noch mit dem Gleichgewichte der europäischen Staaten, noch endlich mit den unmittelbaren Bedürfnissen England's in irgend einer Verbindung. Die kleinliche Eitelkeit des Königs, und der Ehrgeiz und die Habgier seines Ministers gaben den Ausschlag. Die Schätze und die Menschenleben, welche England in dem Kampfe zwischen Karl und Franz aufopferte, gingen dem Reiche ohne Gewinn und ohne Ehre verloren. Die Hülfe, welche Heinrich VIII. dem deutschen Kaiser leistete, hatte mehrere Kriege mit Schottland zur Folge. Sie brachten beiden Ländern Schaden, keinem den geringsten Vortheil.

Diese Kriege erschöpften schnell die Hülfsquellen des Königs, obgleich er sie mit sehr wenig Nachdruck führte. Die von seinem Vater gesammelten Schätze waren längst verausgabt. Zuerst half sich Heinrich damit, daß er ein allgemeines Verzeichniß des Vermögens aller Engländer aufnehmen ließ und unter dem Vorwande einer Anleihe von den reichsten ansehnliche Summen erhob. Als diese ohne große Schwierigkeiten bezahlt wurden (1522), schrieb er eine allgemeine Steuer von fünf Schillingen im Pfunde oder ein Viertheil von den Einkünften der Geistlichen, und von zwei Schillingen oder ein Zehntheil von den Einkünften der Laien gleichfalls als Anleihe aus.

Doch alle diese Hülfsmittel reichten nicht sehr weit. Heinrich VIII. sah sich daher genöthigt, nach siebenjähriger Unterbrechung (auf den 15. April 1527) zugleich eine sogenannte Convocation, d. h. eine Versammlung von Geistlichen und ein Parlament nach London zu berufen. Die Geistlichen bewilligten ihm die Hälfte ihrer Einkünfte, oder zwei Schillinge im Pfunde auf fünf Jahre, die weltlichen Stände nach einigem Widerstreben drei Schillinge im Pfunde von den Einkünften aller, welche wenigstens fünfzig Pfund des

*) Der gewinnt, dem ich beistehe.

Jahres einnahmen. Diese Abgabe sollte jedoch auf vier Jahre vertheilt werden. Ueber die Steuern, welche sich der König eigenmächtig auszuschreiben erlaubt hatte, führte Niemand Beschwerde. Dennoch war er sehr unzufrieden mit dem Parlamente, weil es ihm die verlangten vier Schillinge nicht gewährt hatte. Er ließ daher wieder sieben Jahre verstreichen, bevor er eine neue Ständeversammlung berief. Die bewilligten Steuern erhob er in einem, statt in vier Jahren und zog auch diejenigen zu, welche nur zwischen vierzig und fünfzig Pfund Einkünfte besaßen. Kurz darauf (1525) schrieb er ohne Zustimmung des Parlaments neue Auflagen aus, welche sich zwar die Geistlichen gefallen ließen, das Volk aber nicht ohne einigen Widerstand und große Mißstimmung bezahlte.

Das Bündniß mit Karl V. dauerte fort. Es erhielt jedoch einen großen Stoß, als nach Leo's X. Tode Karl's V. Lehrer Adrian, und nach dessen Ableben Clemens VII. zum Papste gewählt wurde. Kardinal Wolsey sah darin gewiß mit Recht einen Beweis, daß die Hoffnungen, welche Karl V. in ihm angeregt hatte, nur Mittel waren, sich seiner Gunst zu versichern. Er ergriff daher die erste Gelegenheit, die sich bot, den Kaiser seine Mißstimmung fühlen zu lassen, und bewirkte, daß Heinrich VIII. nach der Schlacht von Pavia sich Frankreich annäherte, und am 18. September 1526 ein Bündniß gegen Karl abschloß.

Um diese Zeit war es, daß Heinrich VIII. nach einer fast zwanzigjährigen Ehe Gewissensbisse über die Rechtmäßigkeit seiner Verbindung mit der Wittwe seines Bruders zu empfinden vorgab und mit dem Plane umging, sich von der alten und sehr wenig reizenden Katharine von Aragon loszumachen und der schönen und jugendlichen Anna Boleyn die Hand vor dem Altare zu reichen.

Heinrich VIII. war als Kind von zwölf Jahren mit der Wittwe seines Bruders verlobt worden. Sein Vater hatte es dabei nur auf deren reiche Mitgift abgesehen, die er nicht herausgeben wollte. Er hatte sogar selbst veranlaßt, daß sein Sohn, sobald er volljährig wurde, eine Verwahrung gegen die Verlobung einlegte. Dessen ungeachtet fand die Vermählung kurz nach des Vaters Tode statt. Die Ehe zwischen Schwager und Schwägerin wurde allgemein als ungesetzlich und als ein Fall angesehen, in welchem selbst der Papst keinen Dispens ertheilen könne. Zu dem verbotenen Grade der Schwägerschaft kam noch hinzu, daß Katharina sechs Jahre älter war, als Heinrich, und, wie die meisten Spanierinnen, sehr früh verblühte. Bis zu der Zeit, da er die Anna Boleyn kennen lernte, hatte sich Heinrich VIII. in anderer Weise entschädigt. Sein unehelicher Sohn, der Herzog von Richmond, läßt darüber keinen Zweifel. Allein Anna Boleyn konnte er nur durch die Ehe gewinnen. Heinrich VIII. war (1527) ein Mann in den besten Jahren. Er zählte erst sechs und dreißig. Von Katharinen, die ihm nur eine Tochter geboren hatte, konnte er keine Nachkommenschaft mehr erwarten, und doch war es für ganz England von außerordentlicher Wichtigkeit, daß er nicht ohne männlichen Erben starb. An guten Gründen zur Aufhebung seiner Ehe fehlte es daher nicht, und unstreitig würde Clemens VII. keine Schwierigkeiten gemacht haben, den Wünschen Heinrich's Folge zu leisten, wenn nicht Gründe der Politik mächtiger, als diejenigen des Kirchenrechts auf ihn gewirkt hätten. Aus Rücksicht für seine alte Tante würde Karl V. dem Könige von England schwerlich in den Weg getreten sein. Allein Heinrich war damals sein Feind. Der Kaiser wollte ihm wehe thun, und da er zu Rom und in ganz Italien übermächtig war, gestattete er dem Papste nicht, den gewünschten Dispens zu ertheilen. Clemens VII., welcher sich weder den Kaiser, noch den König zum Feinde machen wollte, nahm zu den übel berüchtigten Kunstgriffen des römischen Hofes seine Zuflucht, versprach, vertröstete und zog die Entscheidung hinaus, bis endlich Heinrich VIII. die Geduld verlor. Der Papst ging so weit, daß er eine Bulle ausfertigte, worin er die Ehe Heinrich's VIII. für nichtig erklärte, und welche er seinem Legaten in England, dem Kardinale Campeggio zustellte.

Er gestattete diesem sogar, sie dem Könige zu zeigen. Kaum war es aber geschehen, so verbrannte sie, erhaltener Weisung zufolge, der päpstliche Gesandte. Die Komödie, welche der Papst mit dem Könige spielte, dauerte über zwei Jahre lang (1527—1529).

Auf den Rath des Doctor Cranmer, welcher damals noch ein unbekannter Mann war, holte der König die Gutachten der berühmtesten Universitäten Europa's ein (1530). Paris, Orleans, Bourges, Toulouse, Angers, Venedig, Ferrara, Padua und selbst Bologna; nach einigem Widerstreben auch Oxford und Cambridge erklärten sich zu Gunsten des Königs. Unstreitig hatte dieser das Kirchenrecht auf seiner Seite, da selbst die Bulle, durch welche Julius II. seiner Zeit den Dispens zur Abschließung der Ehe ertheilt hatte, an den augenfälligsten Nichtigkeiten litt. Doch Clemens VII. wollte mit Hülfe Karl's V. seine Familie wieder in Florenz einsetzen. Alle seine Bemühungen halfen den König nichts. Heinrich VIII. hatte keine Wahl, als entweder sich dem Papste blind zu unterwerfen, das Wohl seines Landes zu gefährden und seinen eigenen Neigungen zu entsagen, oder aber mit dem Papste zu brechen. Nach langen Zögerungen entschloß er sich, den offenen Kampf mit dem Papste zu beginnen. Die überwiegende Mehrzahl seines Volkes stand ihm zur Seite. Heinrich VIII. ging mit großer Vorsicht zu Werke und nie so weit, als er mit voller Sicherheit in Uebereinstimmung mit den Wünschen seiner Nation gehen konnte. So sehr er sonst geneigt war, willkürlich zu verfahren, legte er doch alle wider den Papst gerichteten Maßregeln dem Parlamente vor, und versicherte sich dadurch einer Macht, welche in England weit größer war, als diejenige des Papstes.

Die unmittelbare Folge des Mißlingens der von Heinrich verlangten Auflösung seiner Ehe war der Sturz Wolsey's. Das Parlament erklärte den Minister des königlichen Schutzes und seines Vermögens verlustig und verordnete seine Verhaftung. Den Vorwand dazu lieh eine alte Verordnung Richard's II. welche diese Strafe denjenigen androhte, welche ohne königliche Ermächtigung eine päpstliche Bulle in Kraft setzten. Wolsey hatte auf den Grund einer solchen lange Jahre öffentlich die Befugnisse eines päpstlichen Legaten im ausgedehntesten Sinne geübt. Jetzt wurde ihm daraus ein Verbrechen gemacht. Um den König nicht zu reizen, erklärte sich Wolsey selbst für schuldig. Anfangs gab ihm Heinrich einen Theil des eingezogenen Vermögens zurück. Doch schon bald ließ er eine zweite Anklage gegen ihn richten. Bevor diese entschieden war, starb Wolsey an der Ruhr (28. November 1530).

Rasch folgten jetzt die gegen das Papstthum gerichteten Streiche aufeinander. Seit dreizehn Jahren hatte die Reformation nicht bloß Deutschland, sondern auch alle Nachbarländer in Bewegung gesetzt. In England wirkten dieselben Hebel, wie in den übrigen germanischen Staaten Europa's. Der Glaube an die päpstliche Gewalt war erschüttert und der Kampf, den der König selbst mit ihr begann, gab ihr schnell für England den Todesstoß. Die Kirchenversammlung (convocation) erklärte Heinrich VIII. (1531) für den Beschützer und das oberste Haupt der Kirche und der Geistlichkeit Englands. Zwar fügte sie die Klausel hinzu: „soweit es vom Gesetze Christi erlaubt ist." Diese vermochte jedoch um so weniger das Gewicht eines solchen Beschlusses zu vermindern, als bald ähnliche und noch tiefer eingreifende Schritte gegen die päpstliche Gewalt nachfolgten. Im Jahre darauf (1532) erkannte das Parlament dem Papste die Annaten*) und ersten Früchte ab und dem Könige zu. Sie hatten dem Papste seit den Zeiten Heinrich's VII. nicht weniger, als 160,000 Pfund eingebracht.

Am 14. November dieses Jahres vermählte sich Heinrich VIII. mit Anna Boleyn. In diesem Schritte lag entschiedener, als in jedem andern ein vollständiger Bruch mit Rom. Am 12. April 1533 machte der König seine Vermählung öffentlich bekannt, nach-

*) S. Weltgeschichte Buch VI. §§ 83, 84.

dem das Parlament kurz zuvor alle Berufungen an den Papst, in Sachen betreffend Ehescheidung, Testamente und welche sonst vor die geistlichen Gerichte gehörten, verboten hatte Der Erzbischof von Canterbury, Cranmer, erklärte die Ehe Heinrich's mit Katharina von Aragon für nichtig. Der König ließ Anna Boleyn feierlich krönen und kurz darauf (7. Sept. 1533) gebar sie ihm eine Tochter, die nachher so berühmte Königin Elisabeth.

Der Papst dagegen erklärte die von Cranmer ausgesprochene Scheidung und die Ehe Heinrich's mit Anna Boleyn für nichtig. Im folgenden Jahre (1534) excommunicirte er sogar den König von England. Doch die Zeit war verschwunden, da die Donner des Vaticans in England Schrecken verbreiteten. Die Versammlungen der weltlichen und geistlichen Stände erließen eine Reihe von Beschlüssen, durch welche die kirchliche Obergewalt des Königs gesichert wurde. Das Parlament bestätigte den Ausspruch des Erzbischofs von Canterbury, welcher die Ehe Heinrich's und Katharina's für nichtig erklärt hatte, und ordnete an, daß die Krone den Kindern aus seiner Ehe mit Anna Boleyn zufallen sollte. Die päpstlichen Verwünschungen hatten keine andere Folge, als des Königs Vorliebe für Rom mehr und mehr zu erschüttern und ihn nach und nach in einen entschiedenen Gegner des Papstes umzuwandeln.

Heinrich VIII. hatte sich durch seine Eitelkeit verleiten lassen, in der ersten Zeit der Reformation persönlich in einer Streitschrift Partei wider Luther zu ergreifen. Zum Danke dafür ertheilte ihm der Papst den Titel: Vertheidiger des Glaubens (Defensor fidei). Luther aber antwortete dem Könige nicht blos in groben Worten, wie gewöhnlich, sondern auch in so verletzender Weise, daß der von seinen Schmeichlern verwöhnte Heinrich einen dauernden Grimm gegen ihn und die ganze von ihm angeregte Bewegung faßte. Als Luther etwas zur Besinnung kam, sah er wohl ein, daß er durch seine Heftigkeit der von ihm vertretenen Sache der Reformation großen Schaden gethan habe. Vergebens entschuldigte er sich später. Der übele Eindruck war gemacht. Heinrich handelte nicht nach Vernunftgründen, sondern nach den Eingebungen seiner Leidenschaften. Ohne den Streit mit Luther hätte sich Heinrich wahrscheinlich der Reformation in die Arme geworfen, um sich am Papste zu rächen. Allein die vorgefaßte Meinung, welche der König gegen den Wittenberger Reformator hegte, veranlaßte ihn einen Mittelweg zwischen diesen seinen beiden Gegnern einzuschlagen. Er sagte sich von der Herrschaft des Papstes, allein nicht von den Glaubenssätzen desselben los. Das englische Volk, welches in seiner Entwickelung dem Könige vorangeeilt war, freute sich des eingetretenen Bruches, und gründete darauf die Hoffnung weiterer Reformen. Vergebens bemühten sich die Anhänger der alten Kirche, König und Papst wieder auszusöhnen. An der Spitze der Fortschrittspartei stand die Königin Anna Boleyn, welche, nachdem sie mit der Schwester Heinrich's, als diese Ludwig XII. ehelichte nach Frankreich gekommen war, eine Zeit lang im Hause*) der Margaretha, der Begünstigerin der Reformation gelebt und dort ohne Zweifel die ersten Keime der neuen Lehre in sich aufgenommen hatte. Cranmer, Erzbischof von Canterbury und Thomas Cromwell, der Staatssecretär, waren beide der Reformation günstig gestimmt, mußten sich aber wohl hüten, ihre Gesinnungen laut werden zu lassen, da der König oft noch Anfälle von „Rechtgläubigkeit" bekam, die sich in blutiger Verfolgung Andersglaubender kund thaten. Der Herzog von Norfolk und Gardiner, Bischof von Winchester waren die Häupter der katholischen Partei, welche am liebsten ganz England wieder unter das päpstliche Joch gebracht hätten, und auf den Augenblick lauerten, ihre Gegner zu stürzen.

Katholische Schriftsteller bemühen sich die geistige Bewegung England's auf den Ehescheidungs-Proceß Heinrich's VIII. zurückzuführen. Allein dieser hätte es nimmermehr gewagt, aus Veranlassung desselben mit Rom zu brechen, wäre er nicht der Zustimmung

*) Herzogin von Alençon, später Königin von Navarra, Franz I. Schwester. S. oben § 64, S. 427.

seines Volkes gewiß gewesen. Die englische Nation freute sich dieses Bruches nur weil sie daraus die Hoffnung schöpfte, der König werde sich der Reformation anschließen. Unabhängig von Heinrich VIII. und sogar im Widerspruch mit den von ihm ausgesprochenen Ansichten hatte die neue Lehre in England Wurzeln geschlagen. Tindal, Joye, Constantine und andere hatten in dieser Richtung gewirkt, als der König noch, stolz auf den ihm vom Papste bewilligten Titel der Reformation mit aller Kraft widerstrebte. Namentlich trug Tindal's Bibel-Uebersetzung viel zur Verbreitung der neuen Lehre in England bei.

Wolsey hatte die Anhänger der Reformation nicht verfolgt. Allein sein Nachfolger Sir Thomas More war ein bigotter Katholik. Er ließ die Leute strafen, welche ihre Kinder das Vater Unser in englischer Sprache lehrten, oder welche das neue Testament in englischer Sprache lasen, oder gegen die Wallfahrten eiferten. Wer verfolgte Prediger bei sich aufnahm, die Fasten versäumte, oder gegen die Laster der Kirche sprach, war seines Lebens nicht sicher. Jakob Bainham, einen Rechtsgelehrten, ließ Thomas More geißeln, foltern und später verbrennen, einem Priester, Namens Thomas Bilney bereitete er dasselbe traurige Ende. Doch erreichte der grausame Minister durch diese und andere Hinrichtungen, welche er anordnete, seine Zwecke nicht. Im Gegentheile mehrten sich selbst im Angesichte der brennenden Scheiterhaufen die Anhänger der Reformation.

Da die katholische Partei mit Hülfe des Henkers nichts ausrichtete, versuchte sie es mit Wundern. Elisabeth Barton von Aldington in Kent mußte sie verrichten. Eine Zeit lang machten die mit ihr verbundenen Mönche und Weltgeistlichen treffliche Geschäfte. Mehrere Bischöfe, sogar Werham, Erzbischof von Canterbury, der damals noch lebte, und Fischer, Bischof von Rochester, hatten ihre Hände im Spiele. Sie brachten das „heilige Mädchen von Kent" dazu, daß sie gegen die neue Lehre und des Königs damals beabsichtigte Scheidung von Katharina prophezeite. Das nahm Heinrich VIII. sehr übel und ließ die ganze Sippschaft einsperren. Der gespielte Betrug kam bald zu Tage. Elisabeth Barton und mehrere ihrer Anhänger, welche mit ihr nicht bloß religiösen, sondern auch geschlechtlichen Umgang getrieben hatten, büßten dafür mit ihrem Leben.

Die katholische Partei erhielt dadurch einen neuen Stoß. Der Glaube an die Wunder ihrer Kirche wurde erschüttert und die Ansicht mehr und mehr verbreitet, manche andere seien nicht besser begründet, als diejenigen der Elisabeth Barton. Den König trieb die Entdeckung dieser Betrügereien, dem Papstthum mit mehr Nachdruck entgegen zu treten. Das Parlament hatte jeden Versuch, den König seiner Würde oder Titel zu berauben, für Hochverrath erklärt. Auf den Grund dieses Gesetzes ließ Heinrich VIII. verschiedenen Personen, und namentlich dem Bischof Fischer und Thomas More, den Prozeß machen und hinrichten (1535). Beide mußten jetzt zu ihrem Schaden erfahren, daß es eine gefährliche Sache sei, den Geist religiöser Verfolgung anzuregen. Nur zu schnell wird aus dem Verfolger der Verfolgte.

Der Papst hatte gehofft, den Fischer dadurch zu retten, daß er demselben den Kardinalshut schickte. Als dieses nichts half, erließ er gegen Heinrich VIII. eine jener wuthschnaubenden Bullen, welche im sechszehnten Jahrhundert nur die Unmacht der Päpste anschaulich machten. Er lud den König und seine Anhänger nach Rom vor. Für den Fall ihres Ausbleibens excommunicirte er sie, erklärte den König seiner Krone verlustig, seine Nachkommen von Anna Boleyn für ungesetzlich und alle Bündnisse desselben mit katholischen Fürsten für aufgelöst. Zugleich legte er das Interdict auf dessen Reich, schenkte es jedem, der sich dessen bemächtigen wolle, befahl dem Adel, gegen Heinrich die Waffen zu ergreifen, sprach die Unterthanen des Königs des geleisteten Eides der Treue los, verfügte, daß keine Nation mehr mit England Handel treiben und daß jeder berechtigt sein solle, die Engländer zu Sklaven zu machen und sich deren Habe anzueignen.

Auf diesen leeren Wortschwall antwortete Heinrich VIII., indem er Anstalten machte, die Klöster aufzuheben und den Druck der englischen Uebersetzung der Bibel selbst veranlaßte. Es waren damals 555 Klöster in England, welche den zwanzigsten Theil des ganzen Einkommens vom Grunde und Boden des Reiches bezogen. Indem der König deren Vermögen, mit Zustimmung des Parlaments einzog, verminderte er wesentlich die Macht der Geistlichkeit.

Mittlerweile war Katharina von Aragon gestorben (6. Januar 1536) und Heinrich faßte eine Zuneigung für Johanna Seymour, eines der Hoffräulein der Königin. Die katholische Partei gründete darauf neue Siegeshoffnungen. Die Lady Rocheford, die Schwägerin der Königin, welche mit ihr auf gespanntem Fuße lebte, ein schändliches Weib, wie sich später herausstellte, hetzte den leicht entzündlichen Heinrich gegen seine Gemahlin auf, und stellte ihm die durchaus unschuldigen, aber freundlichen Beziehungen, in welchen diese mit ihrem Bruder, dem Lord Rocheford und mehreren Hof-Cavalieren stand, als verbrecherisch dar. Ihr eigener Onkel, der Herzog von Norfolk, ein fanatischer Katholik, verschwor sich gegen sie. Vergebens suchte Cranmer die unglückliche zu retten. Der König, welcher sich von Anna Boleyn losmachen wollte, ging auf die Einflüsterungen ihrer Feinde bereitwillig ein. Feile Richter verurtheilten sie, ihren Bruder, Lord Rocheford und vier junge Leute zum Tode. Anna Boleyn's Haupt fiel (19. Mai 1536). Tags darauf vermählte sich Heinrich mit Johanna Seymour. Sie gab ihm (12. Oktober 1537) einen Sohn, den nachherigen Eduard VI., starb aber selbst schon wenige Tage nachher.

Die geistlichen und weltlichen Stände, weit entfernt, des Königs Launen und Willkür einige Schranken zu setzen, überboten sich in Beweisen ihrer Unterwürfigkeit. Sie hießen alles gut, was er gethan hatte. Das Parlament verlieh ihm und sogar jedem seiner Nachfolger das Recht, Parlamentsbeschlüsse, die vor seinem vier und zwanzigsten Jahre erlassen worden sein mochten, umzustoßen. Die sechs Artikel, welche die Convocation annahm, waren eine Mischung katholischen und protestantischen Unsinns, welche zu erkennen gab, daß in den oberen Regionen wenigstens beide Religionsparteien sich die Wage hielten. Sie hatten, wie alle Glaubensregeln, blutige Verfolgungen in ihrem Geleite. Vergebens hatten sich Cranmer und Thomas Cromwell der Annahme derselben widersetzt. Sie vermochten nicht, sie zu verhindern. Doch milderten sie die Härte in deren Ausführung, so weit es in ihren Kräften stand. Die Protestanten trugen das auf ihnen ruhende Joch mit Geduld, weil sie sahen, daß ihre Partei, wenn auch langsam, doch sicher vorwärts schritt. Die Katholiken dagegen, aufgehetzt durch die aus ihren Klöstern vertriebenenen Mönche, griffen in Lincolnshire an der schottischen Grenze zu den Waffen. Sie wurden ohne große Mühe zu Paaren getrieben. Die Aufhebung der Klöster wurde nur mit um so größerm Nachdruck verfolgt. Nachdem die kleineren eingezogen waren, hatten die größeren dasselbe Schicksal. Die bedeutenden Einkünfte, die sich der König erwarb, verschleuderte er auf die gewissenloseste Weise. Bei Gelegenheit der angestellten Visitationen kamen unzählige Betrügereien zu Tage, mit deren Hülfe die Mönche gesucht hatten, die gläubige Menge auszubeuten.

Der Papst, auf's äußerste erbittert, ließ die früher noch nicht verkündete Excommunicationsbulle veröffentlichen. Hand in Hand mit diesem Bannstrahl ging ein Versuch, welchen der Kardinal Pole machte, sich des, nach päpstlichen Begriffen erledigten englischen Thrones zu bemächtigen. Als Enkel des Herzogs von Clarence *) glaubte er Ansprüche auf dieselbe zu haben. Durch ein Ehebündniß mit Heinrich's Tochter Maria sollten diese bestärkt werden. Doch Heinrich's Minister waren wachsam. Sie entdeckten die Einverständnisse, welche Pole in England hatte, und ließen die Verschworenen die Macht des

*) S. Weltgeschichte Buch VI., § 60.

Königs bitter empfinden. Der Bruder des Kardinals, Gottfried de la Pole, rettete durch Verrath sein Leben. Mehrere andere Herren vom höchsten Stande erlitten die Todesstrafe. Reginald Pole selbst war in Italien. Ihn konnte des Königs Arm nicht erreichen.

Thomas Cromwell hoffte, die gereizte Stimmung des Königs dazu benutzen zu können, ihn mit den deutschen Protestanten inniger zu verbinden. Er schlug daher Heinrich VIII. vor, die Anna von Cleve, deren Vater Mitglied des schmalkaldischen Bundes und deren Schwester Sybilla Gattin des Kurfürsten von Sachsen war, zu ehelichen (1539). Leider war sie aber nicht so schön, als der König erwartet hatte, und verstand überdieß nicht die englische Sprache. Heinrich VIII. ließ sich daher gleich wieder von ihr scheiden. Cromwell fiel in Ungnade, und wurde folgeweise kurz darauf hingerichtet.

Heinrich VIII. zeigt uns deutlicher, als irgend ein anderer geschichtlicher Charakter die Stufen, auf welchen der Mensch immer tiefer in den Pfuhl des Verbrechens sinkt, wenn er seinen Leidenschaften die Zügel schießen läßt, und keine äußere Gewalt ihn hemmt. Um die Anna Boleyn ehelichen zu können, ließ er seine Ehe mit Katharina von Aragon für nichtig erklären. Daß er sich über die unsinnigen Bestimmungen der katholischen Kirche in Betreff der sacramentalen Eigenschaft der Ehe hinwegsetzte, und lieber mit dem ganzen Papstthum brach, als daß er länger dessen Ehevorschriften befolgte, war wohl zu entschuldigen. Allein er hätte besser gethan, die Mißstände, welche seine Ehe nach sich ziehen mußte, früher zu erwägen. Als der Tyrann seiner zweiten Frau müde war, begnügte er sich nicht damit, sich von ihr scheiden zu lassen. Die Verhandlungen in Betreff der Scheidung von seiner ersten Frau nahmen viele Jahre in Anspruch. Mit Anna Boleyn verfuhr er viel rascher. Er ließ sie köpfen und Tags darauf heirathete er schon die Johanna Seymour. Den Kardinal Wolsey, welcher ihm die Heirath mit Anna Boleyn erschwerte, versetzte er zwar in Anklagezustand. Er ließ ihn verurtheilen, allein doch nicht hinrichten. Dessen Nachfolger Thomas Cromwell, welcher ihm nach dem Tode der Johanna Seymour die Anna von Cleve empfohlen hatte, büßte mit seinem Kopfe dafür, daß sie nicht dem Geschmacke des Despoten entsprach. Anna von Cleve kam mit dem Leben davon, weil sie die Tochter eines angesehenen deutschen Fürstenhauses war und mächtige Verwandte hatte. Seine fünfte Frau, Katharina Howard, ließ Heinrich VIII. nebst ihren früheren Liebhabern hinrichten (1542), obgleich ihr nicht vorgeworfen werden konnte, daß sie dem Könige die Ehe gebrochen habe. Bei dieser Gelegenheit stellte es sich heraus, daß die Lady Rochefort, auf deren Aussagen hin Anna Boleyn das Leben verlor, die unzüchtigen Vergnügungen der Katharina Howard begünstigt hatte. Sie büßte dafür mit dem Leben. Katharina Parr, seine sechste Frau, rettete ihr gefährdetes Leben nur dadurch, daß sie von der gegen sie gerichteten Anklage Kenntniß erhielt, und den König glauben machte, sie habe ihm widersprochen, um seiner Belehrung theilhaftig zu werden. Diese Kriegslist beschwichtigte die augenblickliche Lebensgefahr, und bevor eine neue Laune des Königs eine andere erzeugte, starb Heinrich VIII.

In den letzten Jahren seines Lebens schlug er in vielen und hochwichtigen Beziehungen vollständig um. Er gerieth in Krieg mit Schottland und verband sich wieder mit Karl V. gegen Frankreich (1542), nachdem er lange Jahre (seit 1526) umgekehrt mit Franz I. gegen den Kaiser verbunden gewesen war. Er stellte das Recht seiner beiden Töchter Maria und Elisabeth, ihm auf dem Throne Englands nachzufolgen, wieder her (1544), das er selbst früher umgestoßen hatte. Kurz vor seinem Tode schloß er Frieden mit Frankreich und Schottland (1546). Im Innern fuhr Heinrich VIII. fort, seine Glaubensansichten mit Gewalt geltend zu machen. Trotz den Bemühungen Cranmer's fielen manche Opfer, welche die Massen einschüchterten und alle Freiheit der Erörterung religiöser Fragen im Keime erstickten.

Die Reformation in Deutschland und allen anderen Ländern, welche sie ergriffen, litt an dem großen Mangel, daß ihr nicht gestattet wurde, auch nur einigermaßen sich abzuklären. Lange bevor der geistige Kampf sein Ende, oder auch nur einen Ruhepunkt erreicht hatte, schritten die weltlichen Gewalten ein, und setzten ihm ein Ziel, entweder indem sie einen bestimmten Lehrbegriff feststellen ließen, den sie durch die strengsten Strafgesetze aufrecht erhielten, oder indem sie einen Vertilgungskampf begannen, welcher die geistige Bewegung in das Geleise des Krieges und der Selbstvertheidigung brachte. In keinem Lande wurden jedoch der Entwickelung der neuen Lehre so enge Schranken gezogen, als in Britanien. In Deutschland dauerte die geistige Gährung doch vom Jahre 1517 bis 1530, von dem ersten Schritte Luthers bis zum Augsburger Reichstage, und auch nachher bis zum Passauer und Augsburg'schen Religionsfrieden (1552 und 1555), wenn auch in verminderter Kraft. Eine derartige Zeit freier oder doch nur wenig beschränkter geistiger Bewegung hatte England nicht. Während in Deutschland der Grund zur Reformation gelegt wurde, in den Jahren 1517—1529, stand Heinrich VIII. noch auf Seiten des Papstthums, und später, als er mit diesem brach, übte er eine solche Schreckensherrschaft, daß ein geistiger Kampf nicht möglich war. Die blutige Maria ließ einen solchen noch weniger zu, und selbst unter Eduard VI. und Elisabeth wurde dem Volke nur ein sehr geringer Einfluß auf die Entwickelung der neuen Religions-Verfassung gestattet. Die Könige machten der Nation einige Zugeständnisse von oben herab, ohne jemals derselben eine auch nur annäherungsweise freie Besprechung der in Streit befangenen Religionsfragen zu gestatten. Als endlich unter Jakob I. und Karl I. das Volk sich selbst einige Freiheit nahm, waren die protestantischen Religionsbegriffe schon so verknöchert, daß vorurtheilsfreie Prüfung derselben nicht mehr möglich war.

Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß in England die Reformation weniger von dem Unrathe des mittelalterlichen Christenthums wegfegte, als in den meisten übrigen protestantischen Ländern. Was zur Zeit Heinrich's VIII. versäumt worden war, ließ sich später nicht wieder einholen. Die ersten Anfänge der englischen Reformation standen in zu innigem Zusammenhang mit den ehelichen Verhältnissen Heinrich's VIII., als daß sie einen kräftigen Aufschwung hätten nehmen können. Die persönlichen Abneigungen und Zuneigungen des Königs und die besonderen Ehegesetze, welche denselben Schranken zogen, fielen in die Wagschale der Entwickelung nicht minder schwer, als die religiösen Bestrebungen der gesammten englischen Nation.

Jede Abweichung von den Gesetzen der Natur führt mit unwiderstehlicher Nothwendigkeit früher oder später zu Schandthaten und Verbrechen, welche in demselben Maße größer sind, als die Gesetze selbst wichtige Beziehungen des Lebens berühren. Die Ehe, wenn wir von derselben allen geistlichen Hokus-Pokus und weltlichen Zwang fern halten, ist eine den Gesetzen der Natur entsprechende Einrichtung, die wir nicht blos bei allen Menschen, sondern auch bei den meisten, höheren Thiergattungen finden. Heinrich VIII. macht uns aber anschaulich, daß ein zu strenges Festhalten an derselben, den Umständen nach, größere Verletzungen zur Folge haben kann, als eine vollständige Nichtachtung ihrer Vorschriften. Weder Franz I. von Frankreich, trotz aller seiner Buhlerinnen, noch Karl I., dessen uneheliche Kinder lebende Zeugen seiner geheimen Schwächen waren, noch irgend ein anderer Zeitgenosse Heinrich's VIII., wurde durch den Geschlechtstrieb zu so schweren Verbrechen gedrängt, als dieser.

Wäre Heinrich VIII. nur ein Wollüstling gewesen, so hätte er die schändlichsten Verbrechen seines Lebens nicht begangen. Allein er war auch abergläubisch. Seine Anhänglichkeit an die meisten Lehrsätze der römischen Kirche brachte über seine Umgebungen und ganz England mehr Jammer und Unglück, als alle seine übrigen Laster zusammen genommen.

Daß er dem Papstthum und dem Mönchswesen in England ein Ende machte, gereichte ihm zur Ehre, obgleich diese größer, wenn seine Beweggründe reiner gewesen wären. Immerhin erforderte der Kampf, den er begann, eine gewisse Erkenntniß seiner Zeit, Muth und Entschlossenheit. Vor und nach Heinrich VIII. empfanden viele Fürsten das päpstliche Joch sehr schmerzlich, ohne daß sie gewagt hätten, es zu brechen.

Den Vergleich mit seinen beiden Zeitgenossen, Karl V. und Franz I. kann Heinrich VIII. ganz wohl aushalten. Er war nicht ein systematischer Despot, wie der erstere und nicht eroberungssüchtig, wie der letztere. Er gab dem Zeitgeiste wenigstens etwas nach, während diese beiden Fürsten ihm mit voller Kraft widerstrebten. Er schlachtete nicht so viele Menschen am Altar des Aberglaubens, als Karl V und opferte nicht so viele auf dem Felde des Krieges, als Franz. Er war kein Heuchler, wie der Habsburger und kein leichtfertiger Mensch, wie Franz I. Ungeachtet aller seiner Gewaltthätigkeiten und Launen litt England unter ihm bei weitem nicht so sehr, als Spanien, Italien und die Niederlande unter Karl, und Frankreich unter Franz.

Allerdings wüthete Heinrich VIII. weit schlimmer gegen seine nächsten Angehörigen, seine Frauen, Minister und persönliche Bekannten, als Karl V. oder Franz I. Allein den Maßstab der Wirksamkeit eines Königs bietet uns ein ganzes Land, und nicht der enge Kreis der Familie und Höflinge, in welchem er sich gewöhnlich bewegte. Das englische Volk machte während der Regierung Heinrich's VIII. an Bildung und Wohlstand Fortschritte, während Karl V. den Grund zum Verderben Spaniens und zum Aufstande der Niederländer legte, und Franz I. durch seine Kriege die Hülfsquellen Frankreichs erschöpfte, und die von ihm eingeschlagene Richtung den Weg zur Bartholomäusnacht eröffnete.

Heinrich's VIII. großer Fehler war sein Mangel an Selbstbeherrschung. Wo diesem durch die Macht äußerer Verhältnisse Schranken gezogen wurden, wie z. B. in seinem Kampfe gegen Rom, verfuhr er mit großer Umsicht. Wo aber statt eines Gegengewichtes, das ihn zurückgehalten hätte, fremde Einflüsterungen und fein gesponnene Ränke ihn vorwärts trieben und reizten, brach sich sein natürliches Ungestüm in Verbrechen Bahn, die sein Andenken auf immer beflecken. Der gerichtliche Mord, den er an seiner Gemahlin Anna Boleyn, deren Bruder und Verehrern, an seinem treuen Rathgeber Thomas Cromwell, an der Mutter Reginald Pole's und vielen anderen beging, fällt zwar mehr den Ränkeschmieden zur Last, die ihn dazu drängten, als ihm selbst. Die Verantwortlichkeit dafür bleibt aber doch auf ihm haften. Ein Wort von ihm hätte alle diese Opfer der Verfolgungssucht ihrer Feinde gerettet. Heinrich VIII. war mehr verschwenderisch, als habgierig, mehr heftig und zornig, als ungerecht. Er war gewaltthätig, aber nicht boshaft, abergläubisch, aber kein Heuchler, launenhaft, aber im allgemeinen nicht grausam. Er verzieh leichter, als die meisten Fürsten seiner Zeit, und war nur dann unerbittlich, wenn seine heftigen Neigungen durch boshafte Menschen aufgestachelt wurden. Manche Fehlgriffe, zu denen er sich hatte hinreißen lassen, machte er später wieder gut, wie z. B. die Ausschließung seiner beiden Töchter von der Nachfolge, die große Härte des Gesetzes der sechs Artikel u. s. w. Von Männern, die er für rechtlich hielt, wie z. B. den Erzbischof Cranmer, ließ er sich manchen Widerspruch gefallen. Doch besaß er weder Scharfblick, noch Selbstständigkeit genug, sich den verderblichen Einflüssen seiner Höflinge zu entziehen. Nach Wolsey gewann keiner mehr einen dauernden Einfluß auf ihn. Je nachdem dieser oder jener aber sein Ohr besaß, neigte er sich mehr auf katholische oder protestantische Seite, war er mehr für harte oder milde Maßregeln empfänglich.

Es ist sehr verkehrt, einen König nach den Gesetzen zu beurtheilen, die er veranlaßte oder gab. Weit richtiger als diese, ist deren Vollziehung. Man hat mit Recht gesagt, kein Engländer hätte am Leben bleiben können, wenn die von Heinrich VIII. gegebenen

Gesetze streng vollzogen worden wären. Die härtesten derselben waren nur Vogelscheuchen, welche wenig Schaden anrichteten. Nicht diese, sondern die im Widerspruch mit allen Gesetzen angeordneten Hinrichtungen bilden die dunkelsten Seiten im Leben Heinrich's VIII. Trotz derselben wurde die Rechtspflege unter ihm sehr verbessert. Die Sicherheit der Personen und des Eigenthums nahm zu. Der Wohlstand des Volkes hob sich. Im allgemeinen war der König nicht unbeliebt beim Volke. Er stützte seine Macht auf die Parlamente und die Versammlungen der Geistlichen, die er namentlich in seinen letzten Zeiten sehr häufig berief. Alle seine wichtigsten Regierungshandlungen gründeten sich auf deren Beschlüsse.

Als er starb (in der Nacht vom 28. auf den 29. Januar 1547) zählte Heinrich fünf und fünfzig Jahre, von welchen er sechs und dreißig auf dem englischen Throne gesessen hatte.

## 79. Eduard VI. (1547—1553).

Der von den christlichen Pfaffen erfundene Unsinn konnte nur durch die künstliche Organisation, deren Spitze das Papstthum und dessen wirksamste Vertheidiger die Mönche waren, aufrecht erhalten werden. Indem Heinrich VIII. mit dem Papstthume brach und die Klöster England's aufhob, entzog er der ganzen katholischen Glaubenslehre ihren Grund und Boden. Die Bischöfe, welche den Papst nicht mehr als ihr Haupt betrachten durften, verloren den Stützpunkt, den sie früher in Rom gehabt hatten. Der König konnte ihnen denselben nicht ersetzen. Denn wer diesen als Haupt der Kirche betrachtete, trennte sich von dem Papstthume. Die englischen Bischöfe spalteten sich daher sofort in zwei Abtheilungen, von denen die eine nur zum Scheine sich den Machtgeboten Heinrich's VIII. unterwarf, allein mit aller Kraft darnach strebte, sobald als möglich die Herrschaft des Papstes wieder einzuführen, während die andere den Riß unheilbar zu machen suchte. Die einen wollten die alte Glaubenslehre festhalten, die anderen wurden mit unwiderstehlicher Gewalt gedrängt, sich den Reformbewegungen anzuschließen, welche damals ganz Europa durchzuckten. Wenn es sich dabei nur um den Glauben gehandelt hätte, so wäre die Entwickelung ohne Zweifel sehr ruhig von Statten gegangen. Allein es standen dabei Würden und Ehren, Pfründen und Zehnten auf dem Spiele. Habgier und Ehrgeiz mischten sich in den Glaubensstreit, brauchten Gewalt, drohten mit Todes- und Kerker-Strafen. Leib und Leben wurden von dem Bekenntnisse abhängig gemacht.

Schon unter Heinrich VIII. wurden mit Zustimmung der geistlichen und weltlichen Stände viele Glaubenssätze der katholischen Kirche, namentlich die sogenannten Sacramente der Ehe, letzten Oelung, Firmung und Priesterweihe, und sogar die Tradition, diese reichste Quelle des römischen Dogma's, mit deren Hülfe sich jedes von Vater auf Sohn übergegangene Ammenmährchen für göttliche Wahrheit ausgeben ließ, aufgegeben. Viele der von den Protestanten des Festlandes einstimmig verworfenen Lehren dagegen waren noch beibehalten worden. Die Frage, um welche sich das Wohl und Wehe England's drehte, war: vorwärts zur Reformation, oder rückwärts zum Papstthum? Heinrich VIII. hatte sie mit Gewalt in der Schwebe erhalten, allein den Fortschritt namentlich dadurch selbst angebahnt, daß er die Klostergüter weg gegeben und deren gesicherten Besitz von dem Siege der Reformation abhängig gemacht. In dem von Heinrich VIII. angeordneten Regentschaftsrathe hatten die Protestanten das entschiedene Uebergewicht. Zwar galt der Kanzler Wriothesely, welcher in demselben Sitz hatte, für einen entschiedenen Katholiken, allein er wurde eben deßhalb von der Mehrzahl schnell entfernt. Der Graf von Hartford, welcher später zum Herzoge von Somerset erhoben wurde, riß bald unter dem Titel eines Protectors

die ganze vormundschaftliche Gewalt an sich, umgab den jungen König, welcher erst neun Jahre zählte, mit Protestanten und machte dem Schaukelsysteme Heinrich's VIII. ein Ende, indem er, wenn auch langsam, doch sicher auf der Bahn der Reformation vorwärts schritt. Der Erzbischof von Canterbury, Cranmer, stand ihm hülfreich zur Seite. Gardiner, Bischof von Winchester, trat ihm zwar mit Nachdruck entgegen. Doch vermochte er nicht den Strom aufzuhalten, welcher in der Richtung der Reformation floß. Somerset schickte in Uebereinstimmung mit Cranmer Commissäre in alle Grafschaften England's, welche den Auftrag erhielten: dem unsittlichen und unregelmäßigen Leben der Geistlichen ein Ende zu machen, den alten Aberglauben abzuschaffen und den Gottesdienst den Formen der Reformirten mehr anzunähern. Die Bilder, welche die Katholiken abergläubisch verehrt hatten, wurden aus den Kirchen entfernt, die Messe abgeschafft und die Predigt an deren Stelle gesetzt.

Während die Reformation in solcher Weise ruhig in England voranschritt, brach wieder ein Krieg mit Schottland aus. Der Herzog von Somerset schlug das feindliche Heer bei Pinkey (10. September 1549). Sein Bruder, der ehrgeizige Lord Seymour, suchte in der Abwesenheit des Protectors, diesen zu stürzen und sich an dessen Stelle zu setzen. Doch Somerset kehrte rasch nach London zurück, unterdrückte die gegen ihn gerichteten Kabalen und bewirkte, nachdem mehrere Versuche, seinen Bruder ohne Blutvergießen zu entfernen, gescheitert waren, daß er von dem Parlamente zum Tode verurtheilt wurde. Der Graf von Warwick, welcher damals schon weitaussehende Pläne, seine Macht zu vergrößern, hegte, schüttete Oel in die Flamme des Bruderzwistes. Somerset war schwach genug, sich noch mehr aufreizen zu lassen. Er begnügte sich nicht damit, seinen Bruder unschädlich zu machen. Er ließ das Todesurtheil vollziehen (1549). Nur zu bald hatte er Ursache es zu bereuen.

Dasselbe Parlament, welches das Todesurtheil über Lord Seymour gesprochen hatte, führte eine neue Liturgie in England ein, schaffte das Priester-Cölibat ab, und legte dadurch den Schlußstein zu derjenigen Religion, welche seither in England unter dem Namen der bischöflichen besteht. Je weniger dieselbe dem Geiste der Wahrheit entspricht, desto mehr fühlten die Gründer des neuen Glaubens das Bedürfniß, jede Prüfung derselben zu verhindern. Kaum hatten sie selbst aufgehört, als Ketzer verfolgt zu werden, so ertheilten sie dem Primas von England und einigen andern Personen den Auftrag, „Wiedertäufer, Ketzer und Verächter des neu geschaffenen Buches des allgemeinen Gebetes (book of common prayer) aufzusuchen, sie zu bekehren und im Falle ihrer Weigerung dem weltlichen Gericht zur Bestrafung zu übergeben. Mit Hülfe solcher Gewaltmaßregeln hat sich dieses Gebetbuch, so haarstreubend auch der Unsinn ist, den es enthält, bis auf den heutigen Tag in England erhalten. Die Zahl der Opfer, welche diesem Buche geschlachtet wurden, war zwar zur Zeit Eduard's VI. nicht groß, weil der junge König mit einer für sein Alter seltenen Kraft sich gegen derartige Grausamkeiten aussprach. Allein die Geschichte berichtet uns doch zwei Hinrichtungen, welche statt fanden, und welche das Andenken Cranmer's, der sie durchsetzte, auf immer beflecken.

Die Männer, welche in Deutschland, in den Niederlanden, in der Schweiz und in Frankreich den Saamen der Reformation ausstreuten, hatten keinen hohen Rang und keine andere Gewalt, als diejenige ihres Geistes. Luther, Melanchthon, Zwingli, Calvin, Theodor Beza u. s. w. Sie wirkten unmittelbar auf das Volk und durch dieses auf die Fürsten. Solche begeisterte Glaubenshelden hatte England nicht. Tindal, Faye und Constantin können sich mit ihnen nicht messen. Heinrich VIII., Thomas Cromwell, Cranmer, der Herzog von Somerset und der Knabe Eduard VI. setzten die Reformation in England durch. Sie thaten den Massen nicht Gewalt an. im Gegentheile handelten sie

in Uebereinstimmung mit der Mehrzahl der Nation. Von dieser ging aber bei weitem keine so kräftige Anregung aus, als von den übrigen Völkern, welche die Reformation ergriffen. In England wurde das Papstthum nicht durch die Massen, sondern durch die Herrscher gestürzt, und nicht durch die Massen, sondern durch die Herrscher die neue Glaubenslehre festgestellt. In Deutschland spielten die begeisterten Reformatoren die ersten und die Fürsten die zweiten Rollen, in England tauchten fast gar keine selbstständige große Geister auf. Das Volk war für die Reformation empfänglich, und nahm sie fast ohne Widerstreben an, als sie ihr geboten wurde. Großartige Bestrebungen, sie zu erringen, machte es nicht. Erst als die politischen Folgen der Bewegung anfingen hervorzutreten, trat es auf den Schauplatz und stritt mit Ausdauer und Kraft. So lange es sich um Glaubensfätze handelte, nahm es nur sehr geringen Antheil an den Kämpfen der Zeit.

England blieb daher unter einer drückenderen geistlichen Knechtschaft, als alle übrigen protestantischen Staaten. Die Herrschaft der katholischen Kirche wurde abgeschafft, allein nicht Freiheit, sondern eine protestantische Zwangsanstalt trat an deren Stelle. Je weniger die Gemüther von der geistigen Gährung ergriffen worden waren, desto unfähiger blieben sie, sich selbst zu bestimmen und die ihnen aufgedrungenen Glaubensfätze zu prüfen. So vererbte sich von Vater auf Sohn, wie früher der blinde Glaube an den Papst, so jetzt der blinde Glaube von die unter Eduard VI. aufgestellten Normen. Die Zeit der blutigen Maria und später der Revolution unterbrach zwar die Eintönigkeit des religiösen Lebens in England, ohne jedoch dasselbe wesentlich zu verändern. Der Abgrund, welcher zwischen der Vernunft und den englischen Glaubenslehren gähnte, war so tief und weit, daß daneben die kleinen Spaltungen der protestantischen Secten, die sich später bildeten, verschwand. Das Volk nahm zwar in seiner Mehrzahl die ihm vorgeschriebenen Glaubensregeln an, jedoch ohne Begeisterung und Wärme.

In verschiedenen Theilen des Reiches erhob es sich sogar zu Gunsten des Papstthums. Als Heinrich VIII. die Klöster einzog, theilte er viele der obdachlosen Mönche den Gemeinden als Pfarrer zu, um ihnen nicht einen Reisegehalt geben zu müssen. Diese eiferten heftig gegen die neuen kirchlichen Einrichtungen, denn sie hatten allen Schaden und keinen Vortheil davon. Der König befreite sie nicht von dem auf ihnen ruhenden Joche des Cölibats und trieb sie aus ihren behaglichen Ruhestätten. In den Klöstern hatten die Armen da und dort einige Unterstützung gefunden, welche mit deren Einziehung aufhörte. Die Pächter hatten die Klösterländereien meistentheils zu einem niederen Zins erhalten. Der Adel, welcher dieselben von Heinrich geschenkt erhielt oder kaufte, schraubte den Pachtschilling in die Höhe. Alle diejenigen, welche unter diesen Veränderungen litten, liehen dem Geplärre der Mönche ein geneigtes Ohr. In Wiltshire, Devonshire und in Norfolk ließ sich das Volk aufhetzen (1549), und da der Krieg mit Schottland noch nicht beendigt und ein zweiter mit Frankreich ausgebrochen war, gewannen diese Aufstände an Bedeutung. Dennoch wurden sie ohne große Mühe nieder geschlagen. Der Graf von Warwick benutzte diese Gelegenheit, den Protector zu stürzen. Somerset hatte die mißvergnügten Bauern mit großer Schonung behandelt. Seine Feinde warfen ihm vor, er habe dadurch die Aufstände hervorgerufen. Statt seinen Gegnern mit Nachdruck zu begegnen, ließ er sich durch dieselben einschüchtern, und legte seine Würde nieder. Warwick schwang sich an Somerset's Stelle. Er verfuhr weit gewaltsamer, als sein Vorgänger jemals gethan hatte, setzte den Bischof Gardiner und mehrere andere ab, und richtete unter nichtigen Vorwänden große Verwüstungen unter den Kirchensammlungen von Westminster und Oxford an. Ungeachtet er die gemäßigten Gesinnungen Somerset's auf's heftigste angegriffen hatte, schloß er (1550) unter denselben Bedingungen mit Schottland und Frankreich Frieden, welche er, als der Protector sie vorgeschlagen, verworfen hatte. Er trat die Stadt Boulogne,

welche Heinrich VIII. den Franzosen abgenommen hatte, wieder ab, wofür diese 400,000 Kronen zahlten. Nicht zufrieden, den Herzog von Somerset gedemüthigt zu haben, machte er ihm und mehreren seiner Anhänger den Prozeß, brachte sie auf das Schaffot (1552) und trat dann mit seinen ehrgeizigen Plänen immer bestimmter hervor. Er ließ sich zum Herzoge von Northumberland ernennen, vermehrte seine Besitzungen durch heimgefallene Lehen und Kirchengüter und ging darauf aus, durch Veränderung der Thronfolge seine Macht auch über das Leben Eduard's hinaus zu verlängern.

Da es ihm gelungen war, den Protector, des Königs Oheim von mütterlicher Seite, mit seinem ganzen Anhange auf das Blutgerüste zu bringen, glaubte er, noch leichter des Königs machtlose Halbschwestern Maria und Elisabeth von der Thronfolge ausschließen zu können. Nach ihnen waren die Nachkommen der beiden Schwestern Heinrich's VIII., Margaretha, Gemahlin Jakob's IV. von Schottland und Maria, Gattin des Herzogs von Suffolk, die nächsten Erben. Die Nachkommen der ersteren hatte Heinrich VIII. in seinem Testamente stillschweigend übergangen. Northumberland glaubte daher auf dieselben gleichfalls keine Rücksicht nehmen zu müssen. Nach Beseitigung der Prinzessinen Maria und Elisabeth und der Enkelin Margarethen's, der Maria Stuart, hatte Franziska, Gräfin von Grey und Herzogin von Suffolk, den nächsten Anspruch auf die englische Krone. Diese verzichtete aber auf dieselbe zu Gunsten ihrer Tochter Johanna, welche mit dem vierten Sohne Northumberlands, Guilford Dudley vermählt wurde. Der ehrgeizige Herzog gedachte, im Namen seiner Schwiegertochter England sicher beherrschen zu können. Er brachte es dahin, daß der minderjährige König unter Zustimmung des Regentschaftsrathes Patentbriefe ausstellte, in welchen er seine Halbschwestern Maria und Elisabeth von der Thronfolge ausschloß, und die Tochter der Herzogin von Suffolk, von welcher Johanna Grey die älteste war, zu seinen Nachfolgerinnen ernannte. Bevor übrigens die Sache dem Parlamente hatte vorgelegt oder sonst zur gehörigen Reife gebracht werden können, starb Eduard (6. Juli 1553).

## § 80. Maria (1553—1558):

Die von Northumberland ergriffenen Maßregeln waren durchaus nicht geeignet, seinen Plan in's wirkliche Leben einzuführen. Die Veränderung in der Thronfolge, welche er im Stillen hatte beschließen lassen, glich mehr einer Verschwörung, als einer gesetzlichen Bestimmung. Das englische Volk betrachtete die Prinzessinnen Maria und Elisabeth als die Nachfolgerinnen Eduard's VI. Nur durch eine öffentliche Verhandlung vor dem Parlamente konnte es auf andere Gedanken gebracht werden. Hätte Northumberland unter Bezugnahme auf die bekannten Gesinnungen der Prinzessin Maria bei dem Parlamente einen Antrag auf deren Ausschließung oder auf Bürgschaften für die Aufrechthaltung des protestantischen Glaubens gestellt, so wären beide Häuser wahrscheinlich darauf eingegangen, und ein entsprechender, mit königlicher Genehmigung versehener Parlamentsbeschluß hätte sich leicht durchführen lassen. Allein die königlichen Patentbriefe, durch welche die Prinzessinnen Maria und Elisabeth ausgeschlossen werden sollten, waren zur Zeit des Todes Eduard's VI. noch ein Staatsgeheimniß. Niemand war darauf vorbereitet, und selbst die Protestanten konnten mit deren Inhalte nicht zufrieden sein. Denn die Prinzessin Elisabeth, welcher dasselbe Schicksal zugedacht war, als ihrer älteren Halbschwester Maria, war damals schon ihr Liebling. Northumberland war verhaßt. Die Erinnerung an die blutigen Kämpfe der Häuser York und Lancaster waren noch in zu frischer Erinnerung, als daß die englische Nation geneigt gewesen wäre, sich der Gefahr ähnlicher Bürgerkriege blos zu stellen.

Northumberland irrte sich, wenn er glaubte, durch List und Heimlichkeit erreichen zu können, was er Mühe gehabt hätte, auf gesetzlichem Wege öffentlich durchzuführen. Er hoffte, sich der beiden Prinzessinnen zu bemächtigen, indem er dieselben hatte entbieten lassen, ihren Bruder zu besuchen, und den Tod Eduard's VI. geheim hielt. Der Graf von Arundel schickte aber der Prinzessin Maria Botschaft von dem Tode ihres Bruders und den Plänen Northumberland's, und vereitelte dadurch dessen Absichten.

Johanna Grey hatte keine Ahnung von der ihr zugedachten Ehre und sträubte sich gegen deren Annahme, als ihr Vater und Schwiegervater sie als Königin begrüßten. Allein sie zählte erst fünfzehn Jahre. Auf die Dauer vermochte sie nicht den dringenden Bitten ihrer nächsten Angehörigen zu widerstehen. Sie ließ sich von ihnen in den Tower führen und dem Volke von London als Königin verkünden.

Doch mittlerweile hatte sich um Maria der größere Theil der Nation geschaart. Da es galt, den guten Willen der Protestanten zu gewinnen, hatte sie kein Bedenken getragen, zu erklären, daß sie nicht daran denke, die Gesetze Eduard's VI. zu ändern. Die leichtgläubigen Massen vertrauten diesen Zusicherungen. Die Prinzessin Elisabeth, welche tiefer blickte, war durch Northumberland's Staatsstreich gezwungen worden, sich mit Marien auf's innigste zu verbinden. Sie führte selbst ihrer Schwester eine Reiterschaar von tausend Mann zu. Suffolk und Northumberland wurden von ihren Anhängern verlassen. Nach zehn Tagen legte Johanna die ihr aufgedrungene Krone selbst wieder ab. Noch in demselben Monate, in welchem Eduard gestorben war, hielt Maria, begleitet von ihrer Schwester Elisabeth, ihren feierlichen Einzug in London, ohne daß ein Tropfen Blutes in diesem Nachfolge-Streite vergossen worden war. Northumberland büßte seinen Ehrgeiz mit dem Leben. Mit ihm wurden Sir Thomas Palmer und Sir John Gates, seine beiden eifrigsten Anhänger, hingerichtet. Auch über Johanna Grey und deren Gatten Lord Guilford wurde das Todesurtheil gesprochen, doch für's erste nicht vollzogen.

Kaum hatte Maria von dem englischen Throne Besitz ergriffen, als sie deutlich zu erkennen gab, sie werde den Protestanten nicht Wort halten. Die Bischöfe, welche unter Eduard VI. wegen ihrer katholischen Gesinnungen von ihren Sitzen entfernt worden waren: Gardiner, Bonner, Tonstal, Day, Heath und Vesey, wurden in dieselben wieder eingesetzt. Das Bisthum Durham war durch einen Parlamentsbeschluß aufgelöst worden. Das hielt die Königin nicht ab, Tonstal seine früheren Befugnisse und Einkünfte zurück zu geben. Unter dem Vorwande, den religiösen Streitigkeiten ein Ziel zu setzen, verbot Maria allen Predigern in England, ohne besondere Erlaubniß öffentlich zu sprechen. Diese ertheilte sie nur eifrigen Katholiken. Den Erzbischof von York, die Bischöfe von Exeter, London und Gloucester, und den alten Latimer, welche protestantisch gesinnt waren, warf sie in den Kerker. Obgleich die Messe gesetzlich verboten war, feierten sie die katholischen Priester öffentlich im ganzen Lande. Die Männer von Suffolk, die sich zuerst Marien's angenommen, und denen sie die Aufrechthaltung der protestantischen Religion auf's bündigste versprochen hatte, wurden schnöde abgewiesen, als sie die Königin an ihre Zusage erinnerten. Einen derselben ließ Maria sogar an den Pranger stellen. Da sie jedoch befürchtete, das englische Volk zum Aufstande zu treiben, versprach sie in einer öffentlichen, vor dem Ministerrathe abgegebenen Erklärung Duldung für Andersglaubende.

Wie die Königin diese verstand, zeigte sich aber bald, indem sie dem Erzbischofe von Canterbury, Cranmer, den Prozeß machen und ihn wegen Hochverraths zum Tode verurtheilen ließ, ungeachtet sie ihm hauptsächlich zu verdanken hatte, daß Heinrich VIII. nicht weit härter gegen sie verfahren war.

Die ausländischen Protestanten, welche unter Eduard VI. freundliche Aufnahme in

England gefunden hatten, wurden aus dem Reiche getrieben. Selbst an den Gebeinen der Verstorbenen ließ die glaubenstolle Königin ihre Wuth aus.

Es galt nun, ein Parlament zu finden, welches bereit war, den Plänen der Königin das Gewand der Gesetzlichkeit anzulegen. Die Versammlung wurde, im Widerspruche mit den Gesetzen Eduard's VI. mit einer sogenannten Heiligen-Geist-Messe, in lateinischer Sprache eröffnet, und der Bischof von Lincoln, Taylor, der sich weigerte, dabei zu knieen, wurde mißhandelt und zum Hause hinaus geworfen. Auf das Parlament, welches in seiner überwiegenden Mehrzahl aus Protestanten zusammen gesetzt war, mußten diese Eröffnungsfeierlichkeiten einen um so widrigeren Eindruck machen, als gesetzlich die Messe noch immer verboten war. Was sollte es von einer Königin erwarten, welche der bestehenden Landesverfassung und den von ihr selbst feierlich ertheilten Zusagen so frechen Hohn sprach? Allein in damaliger Zeit waren die englischen Parlamente noch zahmer, als in unseren Tagen. Es begnügte sich nicht damit, die Königin als gesetzlich anzuerkennen, die Ehe Heinrich's VIII. mit Katharina von Aragon für gültig und die von Cranmer ausgesprochene Scheidung für nichtig zu erklären. Es entkräftete in Bausch und Bogen alle die Religion betreffenden Verordnungen Eduard's VI. und brach dadurch selbst die Bahn zum Umsturze des Protestantismus und zur Wiedereinführung des Papstthums. Zwar hob das Parlament alle nach Eduard III. erfundenen Arten des Hochverrathes auf. Allein es stellte die unter der vorigen Regierung erlassene Aufruhr-Acte wieder her und gab dadurch der Königin hinreichende Mittel, ihre Gegner unter der Form Rechtens zu verfolgen. Schwerlich hätte Maria das Parlament so willig gefunden, wäre nicht die Ansicht verbreitet worden, sie beabsichtige nicht das Papstthum wieder herzustellen, sondern nur denjenigen Zustand, welchen ihr Vater Heinrich VIII., eingeführt habe. Um das Parlament in diesem Wahne zu bestärken, führte sie noch immer den Titel eines Hauptes der englischen Kirche. Durch die gemachten Zugeständnisse hoffte das Parlament die Königin befriedigt zu haben. Als es aber erfuhr, sie gehe mit dem Plane um, ihre Hand dem Sohne Karl's V., dem Erben Spanien's und der Inquisition zu reichen, sandte es eine Abordnung an die Königin, welche sich in starken Ausdrücken gegen dieses gefährliche Bündniß erklärte. Die Antwort, welche Maria gab, bestand in der Auflösung des Parlaments (6. December 1553).

Maria hatte ihren Entschluß gefaßt und war nicht Willens, den Forderungen der Nation in dieser, wie in irgend einer anderen Beziehung, die geringste Rechnung zu tragen. Anfangs hatte sie zwar dem Grafen von Devonshire einige Eröffnungen gemacht. Dieser schien aber Hoffnungen auf die Hand der Prinzessin Elisabeth zu hegen, welche jünger, schöner und liebenswürdiger, als Maria war. Die Königin, welche neun Mal verlobt gewesen war, ohne in den Ehestand einzutreten, wurde darüber sehr unwillig und ließ die bevorzugte Nebenbuhlerin ihren Grimm empfinden. Nach dem Grafen von Devonshire wurde Reginald Pole in Vorschlag gebracht. Er war zwar Kardinal, allein er hatte die Priesterweihe noch nicht empfangen. An den päpstlichen Dispensen war nicht zu zweifeln. Allein Pole war alt und die Königin wünschte sich einen jungen Gemahl. Als daher Karl V. ihr die Hand seines Sohnes Philipp anbieten ließ, ergriff Maria dieselbe mit einer Leidenschaftlichkeit, die ihrem Zartgefühle keine Ehre machte. Sie verlobte sich mit dem Spanier, ohne auch nur eine Zeile von seiner Hand erhalten zu haben.

Um das englische Volk zu täuschen, ließ Maria, den Wünschen Kaiser Karl's V. zufolge, ihren Ehevertrag für England so günstig als möglich festsetzen. Philipp sollte keinen Antheil an der Regierung des Landes haben, kein Ausländer sollte fähig sein, ein Amt in England zu bekleiden. Keine Neuerung sollte in den Gesetzen, Gewohnheiten und Vorrechten der Nation gemacht werden. Diese und andere ähnliche Bestimmungen beruhigten aber die englische Nation, welche damals schon das Wort der Königin als eine

sehr schwankende Bürgschaft erkannt hatte, keineswegs, um so weniger, als die Glaubenswuth Maria's mehr und mehr zu Tage trat und die spanische Inquisition nicht minder, als der spanische Despotismus in England mit Recht verabscheut wurden. Die Unzufriedenheit des Volkes machte sich in Aufständen Luft, welche eine Zeit lang ein sehr ernstes Ansehen hatten. Früher, als verabredet war, schlug Sir Peter Carew in Devonshire los. Er mußte bald schon nach Frankreich fliehen. Der Herzog von Suffolk, welcher die Grafschaften Warwick und Leicester in Bewegung bringen sollte, benahm sich, wie früher, als er seine Tochter Johanna bewog die Königskrone aufzusetzen, so schwach, daß auch dieser zweite Versuch mißlang und er selbst gefangen genommen wurde. Mit größerm Nachdrucke trat Sir Thomas Wyatt in Kent auf. Er rückte gegen Rochester vor, wo sich fünf hundert Londoner, welche gegen ihn gesandt worden waren, mit ihm verbanden. Allein er verlor zu viel Zeit in Southwark, erhielt keinen genügenden Zuwachs und wurde, als er in Westminster eindrang, in der Nähe von Temple Bar gefangen genommen (6. Februar 1554).

Bis zu dieser Zeit hatte sich die Königin einigen Zwang auferlegt. Der Aufstand Wyat's gab ihr aber eine erwünschte Gelegenheit, ihrer natürlichen Grausamkeit die Zügel schießen zu lassen. Vier hundert Menschen sollen in Folge desselben ihr Leben verloren haben. Gerne hätten sie ihrer Schwester Elisabeth den Prozeß machen lassen, doch Wyat erklärte auf dem Schaffotte, daß weder sie, noch der Graf von Devonshire den geringsten Antheil an seiner Unternehmung hätten. Johanna Gray, ihr Gatte Lord Guilford, der Herzog von Suffolk, Lord Thomas Gray und später auch Sir John Throckmorton wurden kurz hinter einander hingerichtet. Die Gefängnisse England's füllten sich mit den angesehensten Männern des Reiches, ohne daß der geringste Verdacht einer Betheiligung an dem Unternehmen Wyat's gegen sie erwiesen werden konnte.

Allgemeines Mitgefühl erregte das Schicksal der Johanna Gray und ihres Gatten. Beide zählten erst sechszehn Jahre. Johanna zeichnete sich nicht bloß durch eine seltene Geistesbildung, sondern auch durch eine Milde und Sanftmuth des Charakters aus, welche sie selbst auf dem Schaffotte noch durch die Worte bekundete, die sie an das Volk sprach. Die Engländer konnten nicht umhin, sie mit Maria zu vergleichen, deren Blutdurst von Jahr zu Jahr immer zunahm. Wie wenig Maria selbst die Formen der Rechtspflege achtete, zeigte sie in schlagender Weise den beiden Brüdern Sir Nicolas Throckmorton und Sir John Throckmorton gegenüber. Der erstere war von den Geschworenen frei gesprochen worden. Zur Strafe dafür ließ die Königin diese zuerst in den Kerker werfen und dann zu hohen Geldstrafen verurtheilen. Gegen Sir John Throckmorton lagen nicht mehr Beweise, als gegen seinen Bruder vor. Die eingeschüchterten Geschworenen wagten es nicht, ihn frei zu sprechen. Sie verurtheilten ihn zum Tode und bereiteten der blutigen Maria das Vergnügen, wenigstens an einem der beiden Brüder ihre Rache zu kühlen.

Schritt für Schritt rückte die Königin ihrem Ziele näher. Kaiser Karl V. schickte 400,000 Kronen, um mit deren Hülfe Anhänger in England zu werben. Viele der englischen Großen waren habgierig genug, sich um einen Theil derselben zu bewerben, und die Rechte und Freiheiten und sogar die Religion ihres Volkes zu verkaufen.

Am 5. April 1554 trat das Parlament von neuem zusammen. Es bestätigte zwar den mit Philipp II. von Spanien abgeschlossenen Ehevertrag Maria's, allein es verweigerte seine Beistimmung dem Antrage der Königin, ihr das Recht einzuräumen, über die Krone zu verfügen und ihren Nachfolger zu ernennen. Eben so lehnte es ab, das Gesetz der sechs Artikel und die gegen die Lolarden, die sogenannte „Ketzerei" und „irriges Predigen" erlassenen Bestimmungen wieder herzustellen. Schon am 5. Mai löste daher die Königin dieses Parlament wieder auf, welches nicht so willfährig gewesen war, als sie

erwartet hatte. Mit Schmerzen sah Maria der Ankunft des ihr bestimmten Gatten entgegen. Sie konnte sich nicht verhehlen, daß seine Liebe nicht ihr, sondern der Mitgift galt, die sie ihm brachte. Vor der Zeit hatten Kummer, getäuschte Hoffnungen und wilde Leidenschaften die wenigen Reize, die Maria in früheren Jahren gehabt haben mochte, verdrängt. Sie war sehr mager, häßlich und eilf Jahre älter, als ihr Bräutigam. Noch hatte sie von ihm auch nicht das geringste Zeichen der Zuneigung, oder auch nur der Theilnahme erhalten. Philipp gab deutlich zu erkennen, daß er sich diesen Ehebund wohl gefallen lasse, daß er ihm aber wenig zusage. Als er endlich nach England kam und sich mit Maria trauen ließ, erkannte diese bald, sie könne nur dadurch hoffen, die Gunst ihres Gatten zu gewinnen, daß sie ihr Reich in seinem Sinne regiere. Wir haben jenes Ungeheuer in Menschengestalt, welches der Welt unter dem Namen Philipp's II. bekannt ist, schon weiter oben*) kennen gelernt. Maria war eine seiner würdige Gemahlin. Sie war aber sehr verblendet, wenn sie wähnte, er werde ihr eheliche Zärtlichkeit und Liebe widmen. Philipp war keiner seiner zahlreichen und schönen Frauen jemals treu. Wie sollte er der alten unschönen Maria besondere Rücksichten widmen? Doch that sie was sie konnte, um ihn zu fesseln und zu befriedigen. Mit Hülfe spanischen Goldes, der Umtriebe der katholischen Partei und aller Daumschrauben, welche eine tyrannische Regierung dem Volke anzulegen vermag, brachte sie ein Parlament zusammen, welches bereit war, ihr Alles, Religion und Freiheit, nur nicht den Geldbeutel der Nation, aufzuopfern. Wie in unseren Tagen, so war auch damals dem Parlamente nur die Geldfrage wichtig; die Religion eine Grimasse und die Freiheit eine Redensart. Die Stände führten daher bereitwillig mit der Königin eine Komödie auf, in welcher sie sich dem Papste in so erniedrigenden Ausdrücken unterwarfen, daß sich Julius III. selbst darüber verwunderte. In dem Geldpunkte gaben sie aber nicht nach, vielmehr verordneten sie ausdrücklich, daß die der Kirche entzogenen Güter ihren gegenwärtigen Besitzern ungeschmälert verbleiben sollten. In ganz gleichem Sinne sprachen sich die zu derselben Zeit versammelten geistlichen Stände aus. Die vornehmen Leute behielten also ihre Güter und das Volk seine Religion. Die ersteren gaben nichts auf, denn sie hatten keine andere Religion, als die des Mammons, und diese hatten sie gerettet, die armen Leute verloren nichts, denn sie hatten keine Kirchengüter gehabt. Der Sieg der katholischen Kirche war also mehr scheinbar als wirklich.

Nachdem das Parlament die Religion des Volkes preis gegeben hatte, stellte es der Königin auch das Leben jedes einzelnen Bürgers zur Verfügung, indem es jene blutigen Gesetze bestätigte, welche das frühere Parlament verworfen hatte. Aber so feil diese Versammlung auch war, konnte sie doch nicht bewogen werden, Philipp II. von Spanien zum vermuthlichen Thronfolger zu erklären und die Verwaltung des Landes ihm anzuvertrauen. Die Stände erlaubten ihm nicht einmal, sich krönen zu lassen. Auch bewilligten sie nicht die Abgaben, welche die Königin verlangte, um in Verbindung mit dem Kaiser Karl V. den Krieg gegen Frankreich zu führen.

Vergebens suchte Philipp sich beim englischen Volke beliebt zu machen, indem er die Freigebung mehrerer einflußreicher Männer, welche seit dem Aufstande Wyat's gefangen gehalten worden waren, bewirkte. Auch für die Prinzessin Elisabeth verwendete sich der schlaue Habsburger. Ohne Zweifel dachte er damals schon daran, ihre Hand für den Fall des Todes seiner damaligen Gemahlin zu gewinnen. Ganz England wurde durch die Nachricht getäuscht, Maria sei guter Hoffnung. Ihrem Gatten konnte es schwerlich verborgen sein, daß die Anschwellung ihres Leibes einen anderen Grund, nämlich die Wassersucht, hatte. Er erreichte aber soviel, daß er für den Fall einer eintretenden Minderjährigkeit zum Protector des Reiches ernannt wurde. Da Philipp und Maria keine

*) S. §§ 48, 49, 59 u. 60.

weiteren Zugeständnisse vom Parlamente erwarten konnten, lösten sie dasselbe (16. Januar 1555) auf.

Die Mehrheit dieser Versammlung war zwar sehr gefügig gewesen, allein manche hochwichtige Anträge der Krone hatte sie doch verworfen und mehrere Mitglieder derselben waren über die Beschlüsse, welche sie nicht hatten verhindern können, so sehr entrüstet, daß sie aufhörten, an den Sitzungen Theil zu nehmen. Kaum hatte Maria das Parlament aufgelöst, als sie diesen wenigen Männern, welche einige Entschlossenheit kund gethan, den Prozeß machen ließ. Sechs derselben, welche die Gnade des Gerichtes in Anspruch nahmen, kamen mit Geldstrafen davon, die übrigen wurden aber in den Kerker geworfen und blieben darin bis nach dem Tode der blutigen Königin.

Schritt für Schritt hatte sich Maria ihrem Ziele angenähert. Sie hatte ihre Regierung damit begonnen, den Protestanten Duldung zu versprechen, dann den Schein angenommen, als bezwecke sie nur den Zustand wieder herzustellen, wie er unter ihrem Vater, Heinrich VIII. gewesen war. Achtzehn Monate nach ihrem Regierungsantritte hatte sie schon das Papstthum hergestellt, soweit sich dieses durch Gesetze thun ließ. An die Stelle der Parlamente traten jetzt die Henker. Es fragte sich, was mit deren Hülfe ausgerichtet werden könne? Die einflußreichsten Männer am Hofe der Königin waren, nächst dem spanischen Philipp, der Bischof Gardiner, das Haupt der englischen Regierung, und Reginald Pole, der päpstliche Legat. Alle strebten nach dem gleichen Ziele, so schnell als möglich das englische Volk wieder katholisch zu machen. Pole war aber milder gesinnt, als Gardiner. Philipp II. von Spanien und seine Gattin Maria lechzten nach dem Blute der sogenannten „Ketzer." Die Rathschläge Pole's wurden verworfen und es begann in England, unter gesetzlichen Formen, ein Morden, welches der Königin Maria mit Recht den Beinamen der „blutigen" verschaffte.

Die Gründe, welche Gardiner und Pole für ihre Ansichten gaben, brauchen wir nicht zu untersuchen, da wir weder den einen, noch den anderen Beifall geben können. Die Religion des Menschen ist sein innerstes Eigenthum. Wer dieses antastet ist weit schlimmer, als der Dieb und der Räuber, der den äußeren Besitzstand angreift. Der Staat hat nur das Recht, gemeingefährliche Handlungen, niemals Gedanken oder Thaten zu bestrafen, welche in keine Rechtssphäre störend eingreifen. Auf den Standpunkt der Religionsfreiheit hatte sich im sechszehnten Jahrhundert noch kein Volk geschwungen. Allein solche Greuelthaten, wie die katholische Partei, verübte die protestantische nirgends. Sechs Jahre lang war diese unter Eduard VI. im Vollbesitze der Staatsgewalt gewesen. Zwei Jahrzehnte hindurch hatte Heinrich VIII. seinen Kampf mit dem Papstthume fortgesetzt. Doch die Zahl der Opfer, welche dieser Tyrann seinem Glaubenswahne schlachtete, war gering in Vergleich zu den Verfolgungen, welche die blutige Maria im Laufe von drei Jahren in England verhängte. In ihren Adern rollte spanisches Blut, sie war von katholischen Pfaffen erzogen worden und war die Gattin Philipp's!

Wie bis zur gesetzlichen Wiederherstellung des katholischen Glaubens, so ging Maria auch nachher ganz systematisch zu Werke. Sie suchte sich solche Opfer aus, denen sie nicht die Kraft zutraute, mit Muth dem Tode in's Angesicht zu schauen. Sie erwählte zuerst den Pfarrer der St. Paulskirche, Rogers, welcher eine Frau und zehn Kinder hatte. Doch Rogers starb mit bewunderungswürdiger Festigkeit in den Flammen zu Smithfield. Rasch folgten die Hinrichtungen auf einander. Sie hatten nicht den von der blutigen Königin gewünschten Erfolg. Als Maria den Bischof von Gloucester, Hooper, verbrennen ließ, wurde die Urkunde seiner Begnadigung vor den Holzstoß gesetzt. Er brauchte nur zu widerrufen, um sein Leben zu retten. Doch er verschmähte die unter solchen Bedingungen gebotene Verzeihung. Drei Viertel Stunden dauerte sein Todeskampf, während dessen die

eine seiner Hände ihm vom Leibe fiel. Mit der anderen schlug er sich seine Brust, und hörte nicht auf, das Volk zu ermahnen, bis seine Zunge ihm den Dienst versagte. Unter denselben Qualen und Versuchungen litten Sanders zu Coventry, Taylor zu Hadley, Philpot Erzdecan zu Winchester. Gardiner hatte gehofft, durch die in England ungewöhnlichen Qualen, unter welchen er seine Opfer dem Tode weihte, Schrecken zu verbreiten. Allein er irrte sich. Die protestantische Religion, welche bis dahin noch keine tiefe Wurzeln in England geschlagen hatte, setzte sich immer fester und der Abscheu vor der katholischen Kirche und der blutigen Maria nahm zu. Bis dahin hatte Gardiner die Hinrichtungen geleitet. Der stille, aber darum nicht minder furchtbare Widerstand, auf den er stieß, brachte ihn nicht zur Umkehr. Allein er überließ das Amt eines Oberhenkers dem Bischofe Bonner, welcher mehr Freude daran hatte, als er. Ferrar, Bischof von St. David's, Ridley, Bischof von London und Latimer, Bischof von Worcester starben in den Flammen, die beiden letzteren auf einem und demselben Scheiterhaufen. Latimer rief auf dem Holzstoße seinem Leidensgefährten zu: „sei guten Muthes, Bruder, wir werden heute eine Fackel anzünden, welche, ich hoffe zu Gott, nie in England erlöschen soll." Als Thomas Haukes zum Tode geführt wurde, machte er mit seinen Freunden aus, er wolle ihnen ein Zeichen geben, wenn er finde, die Qual sei erträglich; und als die Flammen ihn versengten, streckte er seine Arme aus zum Zeichen, daß der Schmerz seine Kraft nicht beuge, und blieb so stehen, bis er gestorben war. Eine schwangere Frau, welche Maria in Guernsey verbrennen ließ, gebar auf dem Holzstoß. Einer der Wächter wollte das Kind retten, doch der daneben stehende Richter befahl, es wieder in die Flammen zu werfen. Dieses waren die Früchte, welche am Baume der katholischen Kirche wuchsen!

Während über ganz England die Schreckensherrschaft der blutigen Maria, gleich einem furchtbaren Ungewitter hinweg tobte, und ein Wort Philipp's genügte, derselben ein Ende zu machen, ließ dieser eben so gleißnerische, als grausame Tyrann seinen Beichtvater eine Rede zu Gunsten der Duldung halten, der er selbst beiwohnte. Es war der bitterste Hohn, den er der Duldung bieten konnte! Doch erreichte er theilweise seinen Zweck. Selbst im neunzehnten Jahrhundert fanden sich noch Geschichtsschreiber, welche sich durch diese Worte täuschen ließen. Warum sollte er nicht auch im sechszehnten Menschen gefunden haben, welche Worte für wichtiger hielten, als Thaten, die Reden des Beichtvaters für bedeutungsvoller, als die Hinrichtungen, welche das Beichtkind veranlaßte!

Eine blutige Verordnung folgte der anderen auf dem Fuße nach. So viele Opfer die Richter auch schlachteten, niemals thaten sie der blutigen Maria genug. Wer nicht beichtete, sollte auf die Folter gelegt werden, wer nicht die Messe besuchte, wer an den Wallfahrten keinen Theil nahm, wer sogenannte ketzerische Bücher verkaufte, las oder auch nur besaß, war seines Lebens nicht sicher. Spione wurden bezahlt, um sich in die Kreise der Familien zu schleichen, deren Geheimnisse zu erspähen und Alle anzugeben, welche im Verdachte standen, nicht gut katholisch zu sein. Den Richtern England's wurden die Befugnisse der spanischen Glaubensrichter ertheilt. Ganz England wandelte sich in ein großes Inquisitionsgefängniß um. Die einzigen Festlichkeiten, welche öffentlich begangen wurden, waren spanische Auto's-da-fe! Doch die Britten waren keine Spanier. Die blutige Maria mochte zwei hundert sieben und siebenzig Menschen verbrennen, Tausende in die Kerker werfen, auf die Folter spannen und ihres Vermögens berauben lassen, Paul IV. war mit alle dem noch nicht zufrieden. Als eine feierliche Gesandtschaft ihm die Unterwerfung Englands anbot, verlangte er die Rückgabe aller der Kirche entzogenen Güter, Vorrechte und Abgaben, selbst des verhaßten Peterpfennigs*). In der That gab die Königin alle Kirchengüter zurück, die noch in ihrem Besitze waren, errichtete von neuem mehrere Män-

*) S. Weltgeschichte Buch V. § 82.

ner- und Frauen-Klöster und berief ein Parlament, um mit dessen Hülfe alle päpstlichen Forderungen zu befriedigen. Dieses genehmigte die Rückgabe der noch im Besitze der Krone befindlichen Kirchengüter und die Wiederherstellung der Kirchenzehnten und ersten Früchte, doch stieß die Königin dabei auf ernsten Widerstand. Das Parlament bewilligte zwar einige Hülfsgelder auf zwei Jahre, allein nicht die begehrten zwei Fünfzehntheile der Einkünfte, es verwarf mehrere andere drückende Anträge und wurde daher schon am 9. December wieder aufgelöst.

Die Königin schritt darauf zu den verderblichsten Erpressungen, welche dem Handel und den Gewerben Englands großen Schaden zufügten, ihr selbst sehr wenig einbrachten und den Credit der englischen Regierung vollständig untergruben.

Philipp reiste ab, während Maria sich schwanger glaubte, und gab ihr nur zu deutlich zu erkennen, daß trotz aller Opfer, die sie ihm zu Liebe schlachtete, und aller Geldsummen, die sie für ihn aus ihrem Volke preßte, sie ihm keine Zuneigung einflößte. Er vernachlässigte sie in der schnödesten Weise, und bereitete ihr dadurch einen Schmerz, den sie, wenn nicht um seinetwillen, doch wegen der über England gebrachten Leiden sehr wohl verdiente. Der Grimm, der in ihrem Herzen wohnte, brach sich in immer neuen Hinrichtungen Bahn, die sie über das englische Volk verhängte. Vor allem erregte diejenige des Erzbischofs Cranmer die größte Entrüstung. In einem schwachen Augenblicke hatte sich dieser einst so kräftige Mann dazu bewegen lassen, eine Urkunde zu unterschreiben, worin er die Lehren des Papstthums und namentlich diejenige der wirklichen Gegenwart anerkannte. Seine schriftliche Erklärung sollte er mündlich wiederholen. Mittlerweile war er jedoch wieder zur Besinnung gekommen, und statt den erwarteten Widerruf öffentlich abzugeben, trat Cranmer mit großer Entschiedenheit dem Papstthume entgegen, sprach seine Reue über die ihm abgedrungenen Zugeständnisse aus, und als er zum Holzstoß geführt wurde, streckte er selbst seine rechte Hand in die Flammen, bis sie gänzlich verbrannt war, und rief dazu: „sie hat gesündigt, sie hat gesündigt!" So starb Cranmer (21. März 1556). Er mußte nun selbst empfinden, daß religiöse Verfolgungssucht ein zweischneidiges Schwert sei, das leicht gegen denjenigen gekehrt werden kann, der es aus der Scheide gezogen hat.

Nicht zufrieden damit, England innerlich zu zerrütten, verwickelte Maria ihr Reich auch in einen Krieg mit Frankreich und Schottland. Sie erschöpfte darin schnell ihren ohnedieß nicht reich gefüllten Staatsschatz und verlor die Stadt Calais (1558), welche England seit den Zeiten Eduard's III. behauptet hatte. Wenn sie einen kleinen Theil der Summen, welche sie der katholischen Kirche zurückgab, auf die Befestigung und Besetzung der Stadt verwendet hätte, so hätten die Franzosen keinen Angriff auf dieselbe gewagt. Doch sie dachte zuerst nur an ihr sogenanntes Seelenheil und opferte diesem Wahne nicht bloß ihr Glück, sondern auch das Wohl und die Ehre ihres Volkes auf. Unstreitig war ihre Verwaltung die verderblichste und schimpflichste unter allen Regierungen Englands. Selbst Johann ohne Land hatte nicht so viel Elend und Schmach auf sein Reich gehäuft.

Das Parlament, welches Maria im Anfange des Jahres 1558 versammelte, war so eingeschüchtert, daß es der Königin ansehnliche Hülfsgelder und Abgaben gewährte, den Verkauf veräußerter Krongüter bestätigte und ihr gestattete, im Laufe der künftigen sieben Jahre so viele Krongüter, als sie wollte, zu verkaufen. Eine Abtheilung der englischen Flotte, welche Maria den Spaniern zu Hülfe schickte, nahm Theil an der Schlacht von Gravelingen. Kurz darauf (17. November 1558) starb die blutigste aller englischen Königinnen; an demselben Tage der Kardinal Pole. Gardiner hatte seine Laufbahn schon drei Jahre früher geendigt. Auch ohne ihn hatte Maria morden können.

## § 81. Die ersten Jahre der Elisabeth (1558—1562).

Durch keinen Thronwechsel der ganzen englischen Geschichte wurde ein so vollständiger Umschwung in allen Beziehungen des kirchlichen, staatlichen und gesellschaftlichen Lebens hervor gerufen, als durch den Uebergang der Krone von Maria auf ihre Schwester Elisabeth. Bisweilen legt die Person des Monarchen ein größeres Gewicht in die Wagschale der Entwickelung einer Nation als die überwiegende Mehrzahl des Volkes. Der tyrannische Wille der Königin Maria führte in England die katholische Religion und einen Despotismus ein, wie ihn England weder früher noch später jemals zu erdulden hatte. Die Weisheit ihrer Schwester Elisabeth machte der englischen Nation das Joch des Königthums so leicht, als es zu keiner Zeit war. Sie verlieh dem Volke zwar nicht Religionsfreiheit, denn dafür war weder sie selbst, noch die englische Nation empfänglich, allein die protestantische Zwangsjacke, welche sie an die Stelle der katholischen setzte, war doch bei weitem minder enge als diese, und der Wechsel ging mit verhältnißmäßig sehr geringen Gewaltthätigkeiten von statten.

Die Grausamkeiten und Erpressungen der blutigen Maria hatten sie nicht bloß bei den Protestanten, sondern auch bei den Katholiken auf's äußerste verhaßt gemacht. Als der Erzbischof von York, Heathe, dem Parlamente, welches wenige Tage vorher zusammen getreten war, den Tod der Königin Maria anzeigte, brachen beide Häuser in den lauten Jubelruf aus: „Gott segne die Königin Elisabeth, möge sie lange und glücklich regieren!" Das ganze Volk stimmte in denselben ein ohne Unterschied der Parteien von Dover und Landsend bis an die schottische Grenze.

Elisabeth hatte eine ähnliche Probezeit gehabt, als Maria. Sie hatte schwere Schläge des Schicksals erduldet und größere Gefahren bestanden, als ihre ältere Schwester. Maria's Mutter war von Heinrich nur geschieden worden, Anna Boleyn hatte auf dem Schaffotte geendigt. Maria war unter Eduard VI. in manche Bedrängnisse gerathen, Elisabeth mußte unter Marien die herbsten Kränkungen und bittersten Verfolgungen ertragen. Nur durch die äußerste Vorsicht konnte sie ihr gefährdetes Leben retten. Maria behandelte sie nie als Schwester, ertheilte ihr bei Hofe den Rang nach der Gräfin von Lenox und der Herzogin von Suffolk, und gab dadurch deutlich zu verstehen, daß sie das Thronfolgerecht der Elisabeth nicht anerkenne. Später verwies sie ihre Schwester vom Hofe und befahl ihr, sich auf das Land zurück zu ziehen. Nach der unglücklichen Unternehmung Wyatt's hing das Leben der Prinzessin von dessen Aussagen ab. Die Höflinge Marien's hatten das Gerücht ausgesprengt, Wyatt habe Elisabeth und den Grafen von Devonshire der Theilnahme beschuldigt. Doch Wyatt vereitelte die blutigen Absichten der Königin, indem er öffentlich vom Schaffotte herab, beide von jeder Theilnahme an seinen Bestrebungen frei sprach. Mittlerweile hatte Maria ihre Schwester in den Tower bringen und eine Untersuchung gegen sie einleiten lassen. Elisabeth vertheidigte sich aber mit so großer Entschlossenheit, daß die Königin nicht wagte, ihr den Tod zu geben. Unausgesetzt arbeitete Maria daran, ihre Schwester auf die eine oder die andere Weise von der Thronfolge auszuschließen. Zuerst wollte sie dieselbe an den Herzog von Savoyen verheirathen. Als sich Elisabeth weigerte, diesem katholischen Prinzen, dem sie in das Ausland hätte folgen müssen, die Hand zu reichen, schickte sie Maria nach Wodestock in's Gefängniß und verlangte vom Parlamente, es solle ihr das Recht verleihen, ihren Nachfolger zu ernennen. So lange Maria Königin war, schwebte Elisabeth unausgesetzt in der Gefahr, entweder ihr Leben, oder doch ihr Thronfolgerecht zu verlieren.

Maria war durch das Schicksal ihrer Jugend herber und bitterer geworden. Sie hatte die Zeit derselben nicht dazu benützt, ihren Geist zu bilden, und sich Kenntnisse zu sammeln, die sie befähigen könnten, die englische Krone mit Würde zu tragen. Sie hatte nur Pläne der Rache gefaßt und führte sie aus, als sie zur Herrschaft gelangte. Auf Elisabeth hatten ähnliche Schicksale ganz anders gewirkt. Sie hatte ihren Geist nicht abgestumpft durch das Herplappern des Rosenkranzes, sondern durch Benützung der ihr zu Gebote stehenden Hülfsmittel entwickelt und bereichert. Ihre Liebe zum englischen Volke war durch Parteihaß nicht erstickt, sondern durch das Mitgefühl mit dessen Leiden gekräftigt worden. Der Despotismus ihrer Schwester hatte sie nicht zur Nachahmung angeregt, sondern den Vorsatz in ihr befestigt, das schwer bedrückte Volk so glücklich als möglich zu machen.

Als Elisabeth ihren Einzug in London hielt, that sich die Freude des Volkes durch unverkennbare Zeichen kund. Ein furchtbares Ungewitter hatte das Land verwüstet. Es war vorübergezogen. Von neuem strahlte die Sonne mild und heiter am Himmelszelte. Ganz England erwartete von seiner jungen Königin, sie werde die Wunden heilen, welche ihre Schwester dem Reiche geschlagen und den Grund zu einer neuen Zeit frischer Blüthe legen.

Die ersten Worte, welche Elisabeth sprach und die ersten Maßregeln, welche sie nach ihrer Thronbesteigung ergiff, rechtfertigten diese Hoffnungen vollkommen. Maria hatte ihre Herrschaft damit begonnen, daß sie ein Versprechen gab, welches sie entschlossen war, nicht zu halten. Elisabeth band sich selbst durch keine Zusagen, die ihr später eine Verlegenheit bereiten konnten. An keinem ihrer Feinde, von denen mehrere sie bitter verfolgt hatten, übte sie Rache. Sie empfing die Diener Maria's mit Freundlichkeit und Würde. Nur als Bonner, Maria's Großhenker, sich ihr näherte, wandte sie sich ab. Mit gleicher Umsicht knüpfte Elisabeth ihre Verhältnisse mit auswärtigen Mächten an. Sie ließ Philipp II. von Spanien für die ihr geleisteten freundlichen Dienste danken. Doch als dieser König sich um ihre Hand bewarb, lehnte sie den Antrag mit möglichster Schonung ab. Sie ließ dem Papste ihre Thronbesteigung melden. In unbegreiflicher Verblendung und tollem Uebermuthe erklärte Paul III. dem englischen Gesandten, Sir Eduard Carne, England sei ein Lehen des päpstlichen Stuhles. Es sei eine große Verwegenheit gewesen, daß Elisabeth ohne seine Zustimmung sich den Titel und die Gewalt einer Königin angemaßt habe, sie sei nicht in gesetzlicher Ehe geboren und könne daher das Reich nicht erben. Wenn sie aber auf alle ihre Ansprüche auf die Krone verzichten, und sich seinen Beschlüssen vollständig unterwerfen würde, sollte sie mit der äußersten Schonung behandelt werden. Der Papst irrte sich, indem er wähnte, durch derartige Worte Elisabeth einzuschüchtern. Ihre Antwort war die Abberufung des englischen Gesandten von Rom. Sie wollte ihren Thron nicht stützen auf den Papst, sondern auf ihr Volk. Sie öffnete die Gefängnisse allen denen, welche um ihres Glaubens willen darin schmachteten und forderte alle Flüchtlinge zur Rückkehr auf. Sie verbot, wie früher wiederholt geschehen war, allen Predigern ohne besondere Erlaubniß öffentlich zu sprechen, und ertheilte diese nicht, wie vor ihr Maria, den heftigsten, sondern den ruhigsten und besonnensten Geistlichen ihres Glaubens. Sie ordnete an, daß der größere Theil des Gottesdienstes in englischer Sprache abgehalten und daß das sogenannte Allerheiligste nicht mehr empor gehoben werden solle. So schnell als möglich versammelte die Königin ein Parlament um sich. Dieses erklärte sie sofort als rechtmäßige, unzweifelhafte und wahre Erbin der Krone, hob auf Elisabeth's Antrag die jüngst errichteten Klöster und die Wiederherstellung der Zehnten und ersten Früchte auf, verlieh ihr den Titel und die Rechte einer Statthalterin der Kirche, welche ihr dieselben Befugnisse verliehen, wie sie früher Heinrich VIII. und Eduard VI. ausgeübt hatten. Wer sich weigerte, der Königin in ihrer Eigenschaft als Statthalterin der Kirche den Eid zu

leisten, wurde für unfähig erklärt, irgend ein Amt zu versehen, verlor das erste Mal sein ganzes Vermögen, das zweite Mal den Schutz der Gesetze und wurde das dritte Mal des Hochverraths schuldig erklärt. Kurz darauf wurden alle die Religion betreffenden Gesetze und die Liturgie Eduard's wieder hergestellt und die Messe abgeschafft.

Bei allen diesen Gesetzen gingen beide Häuser des Parlaments, die überwiegende Mehrzahl der Nation und die Königin, Hand in Hand. Nur in einer Frage fand eine Abweichung statt. Als das Parlament ihr den dringenden Wunsch aussprach, sie möchte eine Ehe schließen, lehnte sie denselben entschieden ab. Bei ihrer Krönung hatte sie sich einen Ring an den Finger gesteckt, diesen zeigte sie den Mitgliedern des Parlamentes, welche ihr dessen Bitte vortrugen, und erklärte, sie habe sich mit England als ihrem Gemahle vermählt, alle Engländer seien ihre Kinder, sie wünschte sich kein höheres Lob, als die Inschrift auf ihrem Grabe: „Hier liegt Elisabeth, welche als jungfräuliche Königin lebte und starb.“ Schon bei ihrer Krönung hatte sie augenscheinlich den Entschluß gefaßt, sich niemals zu vermählen, und sie blieb ihm bis zu ihrem Ende treu. Vielleicht hatte sie den Grafen Courtenay von Devonshire geliebt. Die Verfolgungen, welche sie erlitten und die Gefahren, welche sie gemeinschaftlich bestanden, hatten auf das tiefe Gemüth der Königin einen bleibenden Eindruck gemacht. Devonshire starb, gleich ihr, unvermählt. Wahrscheinlich hatten ihm die Habsburger Gift gemischt, als er auf seinen Reisen nach Padua gekommen war. Er hatte eine Zeit lang zwischen Marien und Philipp gestanden und mochte diesem noch einmal ein gefährlicher Nebenbuhler werden. Der spanische Tyrann ahnte nicht, daß Elisabeth ihrer ersten Liebe auch über das Grab hinaus treu bleiben würde. Ob sie wohl daran that, ist schwer zu ermessen. Gewiß ist es aber, daß England den Vortheil davon hatte. Denn diesem ihrem Gatten widmete sie ungeschmälert die ganze Kraft ihres Geistes und Gemüthes. In keinem fürstlichen Geschlechte Europa's lebte ein Mann, welcher im Stande gewesen wäre, ihr guten Rath zu ertheilen oder einen wohlthuenden Einfluß auf sie zu üben. Alle Prinzen, die sich um ihre Hand bewarben, hätten sie persönlich nur unglücklich gemacht und ihrem Reiche nur Verlegenheiten und Gefahren bereitet, falls sie nicht die Kraft gehabt hätte, deren Anerbietungen auszuschlagen.

Die Aufgabe, welche Elisabeth zu erfüllen hatte, war schwerer, als diejenige irgend eines Königs ihrer Zeit. Die englische Nation hatte durch die tyrannische Verwaltung Heinrich's VIII., durch den gewaltsamen Umsturz der bestehenden Religion unter Maria und durch die von dieser verübten unerhörten Grausamkeiten allen Halt verloren. Sie war in der öffentlichen Meinung sämmtlicher Völker der Erde tief gesunken und hatte alles Selbstvertrauen eingebüßt. Ihr Wohlstand war untergraben und ihr Freiheits- und Rechtsgefühl auf's tiefste erschüttert worden. Nur im Laufe eines langjährigen Friedens konnte sie unter einer umsichtigen und kräftigen Regierung sich wieder erholen. Im Innern des Landes und von Außen her lauerten mächtige Feinde, welche bereit waren, jeden Unglücksfall und jeden Fehler, dessen sich die Regierung schuldig machen sollte, zum Verderben England's auszubeuten. Die ganze katholische Partei betrachtete die Königin Elisabeth als die gefährlichste Feindin ihrer Kirche und sie besaß, wenn auch nicht in England, so doch in Irland, in Frankreich und in den Niederlanden Mittel genug, sich ihr furchtbar zu machen. In dem benachbarten Schottland war der Kampf zwischen Katholicismus und Protestantismus zu einem Grade von Heftigkeit entbrannt, welcher auch das Nachbarland im Süden mit Gefahren bedrohte. Das englische Parlament hatte zwar die Wiedereinführung des Protestantismus verfügt, allein noch war es ungewiß, ob die Nation diesen Beschluß gut heißen, ob nicht wenigstens ein Theil derselben sich dessen Vollziehung widersetzen würde? Bald zeigte es sich aber klar, daß diese Besorgnisse ungegründet waren. Zwar verweigerten sämmtliche Bischöfe, mit einziger Ausnahme des Bischofs von Landaffe,

den Beschlüssen des Parlaments den Gehorsam. Allein sie wurden ohne alle Unruhen und Schwierigkeiten von ihren Sitzen entfernt und durch Männer ersetzt, welche der wiederhergestellten Ordnung der Dinge ergeben waren. Von allen Geistlichen England's traten nur ein hundert vier und siebenzig von ihren Aemtern ab. Da England damals zehntausend Pfarreien zählte, bildeten die widerspenstigen einen so kleinen Bruchtheil, daß er kaum in Betracht kam. Die Katholiken fügten sich um so leichter, je mehr die englischen Protestanten von dem alten Gottesdienste beibehalten hatten. Doch duldete Elisabeth nicht die katholischen Formen. Als mehrere fremde Könige Fürsprache zu deren Gunsten einlegten, erwiederte sie, es sei zu befürchten, daß der Frieden und die Ruhe der Nation gestört, falls verschiedene Religionen neben einander geduldet würden. In der That war in England die Reformation so innig mit der Krone verbunden, daß jede Abweichung von der protestantischen Schablone einer Verminderung der königlichen Vorrechte gleich kam. Die kirchliche Gewalt, welche der Papst früher besessen hatte, war in England weder aufgehoben, noch vom Volke erobert, sondern vielmehr auf die Krone übertragen worden. Die Reformation in England ging zwar in Betreff der Glaubenssätze so weit, als in den übrigen Calvinistischen Kirchen, sie ließ dagegen von den Ceremonien der katholischen Kirche mehr bestehen, als alle übrigen Protestanten, und behielt die ganze alte Kirchengewalt bei, nur mit dem Unterschiede, daß nicht der Papst, sondern der König sie ausübte. Nirgends war daher der durch sie bedingte Fortschritt so gering, als in England. Der Schrecken, welchen die blutige Maria durch ihre massenhaften Hinrichtungen verbreitet hatte, kam ihrer Nachfolgerin insofern zu statten, als er noch zu deren Zeiten nachwirkte. Er lähmte die Widerstandskraft der Katholiken und desjenigen Theiles der Protestanten, dem die durch das Parlament eingeführten Reformen nicht genügten, und machte beide geneigt, sich lieber denselben zu unterwerfen, als eine neue Periode von Verfolgungen zu veranlassen. Die Katholiken trösteten sich mit dem Gedanken, daß manche ihrer alten Gewohnheiten beibehalten, die Protestanten, daß ihnen viele Zugeständnisse gemacht worden seien. Die große Mehrzahl des Volkes hegte nach der Aufregung der vorhergehenden drei Regierungen das Bedürfniß der Ruhe und war daher leicht zu befriedigen. Die Besitzer von Kirchengütern freuten sich in der Hoffnung, daß die Angst glücklich überstanden sei, welche sie unter Marien nicht hatten los werden können. Die Katholiken hatten keine Neigung, ihre Glaubenstreue in ähnlicher Weise zu bekunden, wie Erzbischof Cranmer und die übrigen Opfer der Verfolgungssucht Mariens. Sie mochten fühlen, daß, nachdem ihre Partei fünf Jahre lang so grausam gewüthet hatte, ihnen nichts übrig blieb, als sich diejenige blinde Unterwerfung selbst gefallen zu lassen, welche sie früher von ihren Gegnern verlangt hatten. Die Rückkehr von dem erzwungenen Katholicismus zu dem erzwungenen Protestantismus machte sich daher mit überraschender Leichtigkeit. Auffallend ist dabei nur, daß eine Kirche, welche so augenfällig auf Zwang beruht, wie die englische, besondere Ansprüche auf Heiligkeit machen konnte und jetzt nach dreihundert Jahren noch macht. Eine Periode des Aufschwungs, wie wir sie oben*) geschildert haben, in welcher außer Luther und Melanchthon Männer, wie Reuchlin, Erasmus von Rotterdam, Ulrich von Hutten, Thomas Münzer und unzählige andere bekannte und unbekannte Namen Antheil nahmen, hatte England weder im sechszehnten, noch im siebenzehnten Jahrhundert. In Deutschland ging der Festsetzung des Glaubensbekenntnisses ein geistiger Kampf voran, welcher schon vor Luther's Streit mit Tetzel begonnen hatte, und eine Literatur voll frischer Kraft und neuer Ideen erzeugte, auf welche unser Vaterland heute noch stolz sein kann. Alle übrigen Kirchen der Welt hatten wenigstens einige Jahre der Freiheit, die englische nicht einen Tag. In demselben Augenblicke, als die Engländer den Papst absetzten, übertrugen sie dessen Gewalt an Heinrich VIII.

*) S. §§ 4 u. 6. S. 22 ff. 41 ff.

Es handelte sich mehr um einen Wechsel der Personen, als der Grundsätze. Die Dynastie der Tudor verdrängte die Reihenfolge der Päpste. Die englischen Könige nahmen von der Reformation nicht mehr an, als nothwendig war, um sich im Kampfe mit ihren Nebenbuhlern, den Päpsten behaupten zu können. Die Episode der blutigen Maria brachte aber zu Tage, daß die englische Nation in ihrer überwiegenden Mehrzahl auf der Seite ihrer Könige, und nicht auf derjenigen der Päpste stand. Außerdem wäre es der Königin Elisabeth nicht so leicht geworden, die protestantischen Formen wieder herzustellen, welche Maria mit einem so großen Aufwande vergossenen Blutes umzustürzen gesucht hatte.

Hume behauptet, von allen europäischen Kirchen, welche das römische Joch abschüttelten, sei keine mit so viel Mäßigung und Vernunft verfahren, als die englische. Wenn wir unter Mäßigung Halbheit, und unter Vernunft Rücksicht auf persönliche Vortheile verstehen, so hat er ganz Recht. In der That schaffte keine protestantische Kirche so wenig Unsinn ab, als die englische und bei keiner trat die Rücksicht auf die Kirchengüter so nackt zu Tage. Aus diesem Grunde dauerte, wenn auch eine Zeit lang im Stillen, die Gährung der Massen, welchen die eingeführten Reformen nicht genügten, fort und es entwickelte sich eine Bewegung, deren Streben war, den gerügten Mängeln abzuhelfen, d. h. von dem römischen Unsinn so viel als möglich abzuschaffen und jede Rücksicht auf irdische Vortheile in kirchlichen Dingen als unwürdig zu verschmähen. Weil sich in der ganzen englischen Reformationsbewegung so wenig Vernunft, vielmehr auf der einen Seite so viel Halbheit und Habgier, auf der anderen so viel Leidenschaft und Heuchelei fanden, konnte sie im sechszehnten Jahrhundert nicht, wie in den meisten übrigen Ländern, abgeschlossen werden.

Wenn die Vorkämpfer der Reformation sich auf dem Festlande Europa's durch ihre Streitigkeiten über den Lehrbegriff lächerlich machten, so überboten sie die Britten noch sehr durch ihre Zänkereien über die kleinlichsten Aeußerlichkeiten, über den Chorrock und die Spitzkappe, den Namen und den Platz, den der Tisch in der Kirche haben sollte. Das Zeichen des Kreuzes bei der Taufe, der Ring bei der Heirath, das Knieen beim Abendmahl und die Verbeugung beim Namen Jesu Christi — machten den Puritanern viel zu schaffen.

Elisabeth war den Neuerungen, welche über die von Eduard VI. festgesetzte Kirchenordnung hinausgingen, durchaus abhold. Sie hielt dieselben mit aller Kraft nieder, obgleich mehrere ihrer Rathgeber, namentlich Cecil und Walsingham sie in's geheim begünstigten. Die Leute, welche nach einer reinen Kirche verlangten, trachteten auch nach einer Reinigung des Staates, nach republikanischen Formen und Einrichtungen, welche den Königen niemals zusagen. Die Puritaner traten zwar erst später mit Entschiedenheit auf, zuerst im Jahre 1568 unter Elisabeth, dann unter Jakob I. und Karl I. Allein die Flüchtlinge, welche in den ersten Jahren der Königin Elisabeth aus der Verbannung heimkehrten, gaben doch die erste Anregung zu allen diesen Bestrebungen, daher wir dieselben hier andeuten. Sie und ihre Anhänger machten sich schon zu den Zeiten der Königin Elisabeth geltend. Sie waren die einzigen, welche es wagten, im Parlamente die Grundsätze politischer Freiheit zu vertheidigen, welche Elisabeth, ungeachtet ihrer trefflichen persönlichen Eigenschaften, im Interesse des Königthums, das sie vertrat, mit äußerstem Nachdrucke bekämpfte.

Durch die Königin Maria war England in einen Krieg mit Frankreich und Schottland verwickelt worden. Elisabeth machte demselben ein Ende, indem sie thatsächlich, wenn auch nicht in ausdrücklichen Worten, auf Calais und dessen Gebiet Verzicht leistete (1559). Doch bald schon trübten sich wieder die Verhältnisse. Der Sohn Heinrich's II. von Frankreich, der Dauphin Franz, war der Gemahl der Königin Maria von Schottland, nach Elisabeth der nächsten Erbin des englischen Thrones. Die ganze katholische Partei erkannte aber mit dem Papste, Elisabeth nicht als rechtmäßige Königin von England an. Sie

betrachtete die Ehe Heinrich's VIII. mit Katharina von Aragon als gültig, deren Scheidung als nichtig, folgeweise den Bund mit Anna Boleyn und dessen Sprößling Elisabeth als ungesetzlich. Vom Standpunkte des katholischen Kirchenrechtes ließ sich dagegen gar nichts einwenden. Allein demselben stand nicht bloß das protestantische Kirchenrecht, sondern auch das englische Staatsrecht und hauptsächlich die gesammte englische Staatsgewalt gegenüber. Vielleicht hätte Maria Stuart im Hinblicke auf die in Schottland herrschende Verwirrung und die große Kraft, welche Elisabeth in der Ordnung der Zustände England's an den Tag legte, am besten gethan, sich ihre Ansprüche im Stillen vorzubehalten, aber alles zu vermeiden, was einen Bruch mit England herbeiführen konnte. Doch Maria Stuart stand unter dem Einflusse der Guisen und des Königs Heinrich II. von Frankreich. Diese haben wir in der Geschichte Frankreich's *) schon als wüthende Gegner der Protestanten und ehrgeizige Menschen kennen gelernt. Die Guisen konnten den Wunsch nicht unterdrücken, ihre Nichte in dem Besitze dreier Kronen zu sehen. Das Königreich Schottland war damals schon der Maria Stuart zugefallen. Kurze Zeit darauf wurde der Gemahl Maria's König von Frankreich. Wie herrlich, wenn zu diesen beiden Thronen noch der englische hinzukam, wenn Maria Stuart vollendete, was die blutige Maria begonnen hatte, die Wiederherstellung der päpstlichen Gewalt in England.

Der König von Frankreich hatte bei dem Papste darauf gedrungen, er möge die Königin Elisabeth excommuniciren. Da aber damals Philipp II. mit England im Bunde war, der Papst auch noch hoffte, England werde sich ihm freiwillig unterwerfen, so blieb Heinrich's II. von Frankreich Wunsch unerfüllt. Auf den Rath der Guisen befahl indeß der König seinem Sohne Franz und seiner Schwiegertochter Maria Stuart, das Wappen und den Titel der englischen Krone anzunehmen. Als der englische Gesandte sich darüber beschwerte, wurde er mit leeren Redensarten abgefunden. Elisabeth erkannte bald, daß Maria Stuart entschlossen sei, die erste günstige Gelegenheit zu benützen, um sie vom Throne zu stoßen und auf die Hülfe Frankreich's dabei rechnen könne. So bildeten sich schon in dem ersten Jahre der Regierung Elisabeth's die Keime jenes Zwiespalts zwischen der protestantischen Königin und ihrer katholischen Gegnerin, welcher von Jahr zu Jahr immer drohender wurde, und nicht bloß die Rechte der Königin Elisabeth, sondern auch die ganze Zukunft England's in Frage stellte.

Maria Stuart war in demselben Glauben, in demselben Ketzerhasse und in denselben Ansichten schrankenloser königlicher Machtvollkommenheit erzogen worden, wie die blutige Maria. Wenn es der katholischen Partei gelang, Elisabeth zu verdrängen, so waren ähnliche Gräuelscenen, wie Maria Tudor sie aufgeführt hatte, mit Sicherheit zu erwarten. Das englische Volk schloß sich um so fester an Elisabeth, je klarer es erkannte, daß die Wohlfahrt des Reiches von dem Leben seiner Königin abhängig sei. Mit der größten Spannung nahm die Nation Antheil an dem Streite zwischen Elisabeth und Maria, welcher zugleich den Kampf gegen den Katholicismus in sich schloß, die Stellung England's gegenüber dem schottischen Reiche und dem mit demselben verbündeten Frankreich bestimmte und eine neue Periode des Umsturzes und der Verwüstung in Aussicht stellte. Elisabeth entwickelte in diesem Kampfe so viel Klugheit, Kraft und Mäßigung, daß der Sieg allen ihren Schritten folgte. Das zur Zeit Marien's so tief gesunkene England hob sich in seinen inneren Verhältnissen und in der Achtung der Völker in kurzer Zeit höher als es jemals gestanden war.

Ungeachtet der vielen Kriege, welche England und Schottland mit einander geführt hatten, waren doch in ganz Europa keine Reiche, welche durch so innige Bande an einander geknüpft waren. Die Insel, welche sie gemeinsam bewohnten, scheint von der Natur selbst

*) S. § 65. S. 429 ff.

dazu bestimmt worden zu sein, einen einzigen Staat zu bilden. Keine feste Grenze scheidet den äußersten Norden derselben vom Süden. Die Bewohner beider Theile des Eilandes hatten die gleiche Sprache, wenn schon neben dieser sich einige besondere Mundarten erhalten hatten. Auch die Staatsverfassungen England's und Schottland's besaßen große Aehnlichkeit. Sie unterschieden sich wesentlich nur darin, daß während im Laufe des letzten halben Jahrhunderts die Gewalt der englischen Monarchen zugenommen, die Macht der schottischen sich stets vermindert hatte.

Die Könige von Schottland waren wohl die unglücklichsten von allen Herrschern Europa's. Die meisten derselben starben frühzeitig eines gewaltsamen Todes. Jakob I. (1437) und Jakob III. (1488) wurden ermordet, Jakob II. (1460) und Jakob IV (1513) fielen in der Schlacht. Von zehn Königen zwischen Robert Bruce und Jakob IV. waren zehn noch Kinder, als sie auf den Thron berufen wurden. Während ihrer Minderjährigkeit litt gewöhnlich das Ansehen der Könige mehr, als sie später im Laufe ihres ganzen Lebens wieder gut machen konnten. Die Grundursache dieser Verhältnisse ist darin zu suchen, daß in Schottland die Städte ein sehr leichtes Gewicht in die Wagschale der Entwickelung des Staates warfen. Der Adel und die Geistlichkeit übten durch Gewalt und Betrug eine höchst verderbliche Gewalt aus. Der eine machte mehr Lärm, die andern aber größere Beute. Fast die Hälfte des gesammten Grundbesitzes hatten die schlauen Pfaffen an sich gerissen. Zwar suchte schon Robert I. den beiden bevorzugten Ständen dadurch ein Gegengewicht entgegen zu setzen, daß er Abgeordnete der Städte und Flecken in das Parlament berief, welche in einem Hause mit Adel und Geistlichkeit Sitz und Stimme hatten. Allein da alle Anträge nur durch die sogenannten Artikelherren gestellt werden konnten, und bei deren Wahl die Städte-Abgeordneten nicht mitwirken durften, überdieß Adel und Geistlichkeit immer mächtig genug waren, die Vollziehung von Gesetzen zu verhindern, welche ihnen nicht genehm, so erhielt sich deren Uebergewicht bis auf die Zeiten der Reformation. Als deren Sturm über ganz Europa hinweg brauste, that sich die innere Wahlverwandtschaft der beiden Völker Brittannien's dadurch kund, daß Schotten und Engländer mit gleichem Eifer die neuen Lehren ergriffen. Die Verschiedenheit des Einflusses der königlichen Gewalt trat aber darin zu Tage, daß in Schottland die Bewegung nicht von oben herab, gewissermaßen auf Kommando, sondern von unten herauf im Kampfe mit der königlichen Gewalt sich Bahn brach.

So lange die Religion nicht im Spiele, war Schottland seit Jahrhunderten immer im Bunde mit Frankreich gewesen. Das kleinere Land hatte Mühe, seine Unabhängigkeit im Kampfe mit dem bei weitem größern Nachbarstaate zu behaupten. Doch die religiöse Bewegung des sechszehnten Jahrhunderts änderte von Grund aus diese Beziehungen. Das katholische Frankreich verlor das Vertrauen der Schotten, welche sich mehr und mehr ihren protestantischen Nachbarn anschlossen und bei diesen Schutz gegen ihre Beherrscher suchten. Je mehr sich diese auf Frankreich stützten, desto eifriger entbrannte wider sie und ihre ausländischen Beschützer der Haß der Nation. Am Ende behauptete diese das Feld. Frankreich hörte auf, Einfluß und Macht in Schottland zu besitzen, und die Reformation brach sich Bahn durch alle ihr entgegen gesetzten Hemmnisse. Im Anfange dieses Zeitabschnitts befand sich Schottland in der größten Verwirrung. Der Regent des Reiches, Herzog von Albany, war nach Frankreich gereist, wohin ihn der König Franz I. aus Rücksicht für Heinrich VIII. entboten hatte. Die Großen des Reiches, welche durch keine starke Hand in Ordnung gehalten wurden, überließen sich schrankenlos ihren Lieblingsneigungen. Sie befehdeten sich gegenseitig, raubten und mordeten, ohne daß ihnen Einhalt gethan wurde. Als der Herzog von Albany nach Schottland zurück kehrte (1522), war er nur darauf bedacht, zu Gunsten des Königs von Frankreich, welcher mit Heinrich VIII. in

Krieg gerathen war, einen Einfall in England zu machen. Doch der Adel hatte keine Neigung, sich dem Könige von Frankreich zu Liebe in einen gefährlichen Krieg mit England einzulassen. Der Regent mußte daher einen Waffenstillstand mit England abschließen, bevor es zum Kampfe gekommen war. Er kehrte nach Frankreich zurück, und schickte den Schotten an seiner Stelle den Grafen von Angus, den Gemahl der verwittweten Königin Margarethe.

Mehr und mehr theilte sich Schottland in zwei feindliche Parteien, von denen die eine den Anschluß an Frankreich, die andere Frieden mit England verlangte. Als im folgenden Jahre (1523) Albany nach Schottland zurückkehrte, sammelte er zwar ein Heer und führte es gegen England. Allein auch dieses Mal mußte er es entlassen, bevor eine Schlacht geschlagen wurde. Nach der Niederlage, welche Franz I. bei Pavia erlitt, nahm der Einfluß Frankreich's in Schottland ab, und derjenige Heinrich's VIII. zu. Im Jahre 1528 machte Jakob V. der Abhängigkeit, in welcher ihn der Graf von Angus bis dahin gehalten hatte, ein Ende, vertrieb seinen Vormund, welcher nach Frankreich entfloh und ergriff selbst die Zügel der Regierung.

Um diese Zeit drangen die Lehren der Reformatoren trotz der Grausamkeit, mit welcher die Pfaffen sie bekämpften, in Schottland ein. Patrick Hamilton ein junger Mann von angesehener Familie, welcher frühzeitig die Abtei von Ferne erhalten hatte und die glänzendsten Aussichten für die Zukunft besaß, war auf seinen Reisen mit den neuen Grundsätzen vertraut geworden. Als er zurück kehrte, klagte ihn der Prior der Dominicaner, Campbel, der Ketzerei an und brachte ihn auf den Holzstoß. Doch mit Hamilton wurden die von ihm verbreiteten Lehren nicht ausgerottet. Im Gegentheile wurde durch dessen grausame Hinrichtung die Aufmerksamkeit des Volkes auf sie gerichtet. Kurz nach Hamilton büßte einer seiner Schüler, der Mönch Forrest, seine Begeisterung für die Reformation mit dem Leben.

Die brennenden Holzstöße, auf welchen noch viele andere Märtyrer ihren letzten Seufzer aushauchten, hemmten nicht die Ausbreitung der neuen Lehren. Diese fielen auf einen fruchtbaren Boden, den ihnen im Stillen viele Anhänger Wicleff's bereitet hatten. Die Bewegung, welche England durchzuckte, theilte sich den Schotten mit. Der Adel war lüstern nach den Gütern der Kirche, das Volk war des ihm von der Geistlichkeit auferlegten Joches müde. König Jakob V., dem es immer an Geld fehlte, konnte nur dadurch abgehalten werden, dem Beispiele Heinrich's VIII. zu folgen, daß die römisch-katholische Geistlichkeit ihm ein Geschenk von 50,000 Pfund machte, ihm versprach, auch künftig stets reichlich zur Befriedigung seiner Bedürfnisse beitragen zu wollen und ihm als das sicherste Mittel, seinen Schatz zu bereichern, die Einziehung der Güter der sogenannten „Ketzer" anrieth.

Heinrich VIII. hatte gewünscht, durch die Ehe des Königs Jakob mit einer englischen Prinzessin, die beiden Reiche inniger zu verbinden, und sie früher oder später unter einem Haupte zu vereinigen. Doch Jakob V. stand der katholischen Partei und Frankreich näher, als den Protestanten und England. Er vermählte sich zuerst (1537) mit einer Tochter des Königs Franz I. und nach deren Tode (1538) mit der verwittweten Herzogin von Longueville, einer Tochter des Herzogs Claudius von Guise. Durch diese Verbindung störte er das bis dahin freundliche Verhältniß mit England und regte die Besorgnisse der immer zahlreicher werdenden Protestanten seines Reiches wider sich auf. Dessenungeachtet machte Heinrich VIII. noch einen Versuch, sich mit seinem Neffen Jakob freundlich zu verständigen. Er lud den König von Schottland zu einer Unterredung nach York ein. Jakob hatte weder die Kraft, dieser Einladung zu entsprechen, noch sie entschieden abzulehnen. Er ließ seinen Oheim acht Tage lang vergeblich in York warten (im

September 1541). Heinrich sah darin nicht bloß den Ausdruck einer feindlichen Gesinnung, sondern einen Schimpf und überzog Jakob im folgenden Jahre mit Krieg. Den Schotten schien es mit dem Kampfe gegen die Engländer nicht ernst zu sein. Sie ließen sich bei Solway Frith, fast ohne Widerstand zu leisten, schlagen und auseinander sprengen (25. November 1542). Der Mißmuth über diese Niederlage beschleunigte den Tod Jakob's V., welcher seit langer Zeit kränklich und tiefsinnig gewesen war. Er starb den 14. December 1542. Sieben Tage vor seinem Tode war ihm eine Tochter, die nachher so sehr bekannt gewordene, Maria Stuart, geboren worden.

Schroffer als zuvor traten sich die englisch-protestantische und die französisch-katholische Partei gegenüber. An der Spitze der letzteren standen die verwittwete Königin und der Erzbischof von St. Andrews, Kardinal von Bethüne. Dieser schlaue Pfaffe legte einen von ihm gefälschten Willen des Königs vor, worin er und drei andere Herren von Adel zu Regenten des Reiches ernannt wurden. Durch diesen Betrug gelang es ihm sich der Regierung zu bemächtigen.

Doch bald schon stürzte ihn der Graf Jakob von Arran aus dem Hause, Hamilton, der Enkel der Tochter Jakob's III. und als solcher nächster Erbe der Krone. Dieser schloß mit Heinrich VIII. Frieden unter der Bedingung, daß die junge Königin Maria mit dem englischen Thronfolger Eduard vermählt werden sollte. Kurz darauf setzte aber der Lord von Seyton, in dessen Gewahrsam der Kardinal-Primas seit seinem Sturze gewesen war, diesen in Freiheit. Er brach den kaum geschlossenen Frieden. Franz I. von Frankreich, auf dessen Hülfe die Pfaffenpartei sich verlassen hatte, war dazumal in seinem eigenen Lande zu hart bedrängt, als daß er nach Schottland hätte Truppen senden können. Doch der charakterlose Graf von Arran vereinigte sich mit dem Kardinal von Bethüne und verstärkte die katholische Partei, indem er ihr einen Theil seiner Anhänger zuführte. Heinrich VIII. schickte den Protestanten Schottland's keine Hülfe und machte bald schon (1544) Frieden mit Frankreich, in welchem auch sein Nachbarland im Norden eingeschlossen wurde.

Ungeachtet aller dieser widrigen Umstände breitete sich die Reformation mehr und mehr aus. Mit besonderm Eifer predigte sie Wishart. Der Kardinal Bethüne ließ ihn auf eigene Faust, ohne Zuthun des Statthalters Arran verbrennen und erregte dadurch die gerechte Entrüstung der Protestanten. Sechszehn verbanden sich gegen den verfolgungssüchtigen Prälaten, drangen in seinen Palast und trieben aus demselben einhundert und fünfzig Handwerker und Diener, die er zu seinem Schutze versammelt hatte. Der Führer der Verschworenen hielt an den Kardinal eine Rede, worin er ihm die Gründe auseinander setzte, welche sie bestimmten, ihm den Tod zu geben, worunter die Ermordung Wisharts der oberste war, und durchbohrte ihn dann mit seinem Schwerte (28. Mai 1546). Um das kleine Häuflein, welches an dem Primas von Schottland den Mord Wishart's gerächt hatte, sammelten sich schnell ihre Freunde. Sie besetzten das Schloß des Erzbischof's und sandten einen Boten an Heinrich VIII., ihn um Hülfe zu bitten. Der König von England sah in der That der Verschworenen nicht einen verruchten Meuchelmord, wie der Geschichtschreiber Hume, sondern den Anfang einer großen Revolution. Er versprach ihnen seinen Beistand. Bevor er denselben leisten konnte, starb er. Der Protector Somerset rückte aber kurz darauf mit einem zahlreichen Heere gegen Schottland und brachte dem Grafen von Arran bei Pinkey eine furchtbare Niederlage bei (1547). Somerset konnte seinen Sieg nicht weiter verfolgen, da er nach London zurück kehren mußte. Mittlerweile sandte der König von Frankreich der katholischen Partei in Schottland sechs tausend Mann Hülfstruppen. Mit französischem Golde brachte es die verwittwete Königin, welche seit dem Tode des Kardinals von Bethüne die entscheidende Stimme in der schottischen Regierung führte, dahin, daß mit Bewilligung des Parlamentes die junge Maria nach Frankreich

gesandt wurde, um dort erzogen und seiner Zeit mit dem Sohne des Königs Heinrich II. vermählt zu werden. Die Engländer führten den Krieg mit wenig Nachdruck und schlossen schon bald wieder Frieden mit Schottland und Frankreich (1550).

Nach dem Tode Eduard's VI. konnten die Protestanten Schottland's keine Hülfe mehr von englischer Seite erwarten. Die verwittwete Königin drängte den Statthalter Arran, zu ihren Gunsten abzudanken, und führte die Regierung unter dem Einflusse ihrer Brüder, der berüchtigten Guisen und des Königs von Frankreich. Sie verwickelte Schottland in einen Krieg mit England, wie Maria Tudor zu derselben Zeit aus Rücksicht für Spanien Krieg gegen Frankreich begann. Um den Bund mit diesem Reiche zu befestigen, wurde die Hochzeit der jungen Königin Maria mit dem Dauphin beschleunigt. Sie wurde gegen Ende des Jahres 1558 feierlich begangen, und legte den Grund zu unabsehbaren Verwirrungen, unter welchen Maria selbst am meisten, doch mit ihr ganz Schottland furchtbar litt.

Während in ihrem Vaterlande die Reformation immer tiefere Wurzeln schlug, wurde Maria im bittersten Hasse gegen dieselbe erzogen, während die königliche Gewalt in Schottland mehr und mehr untergraben wurde, empfing Maria am Hofe Heinrich's II. von ihren Oheimen die Lehren unumschränkter Königsherrschaft. Es bildete sich so ein Gegensatz zwischen Volk und Königin, welcher nur zum Verderben eines oder beider Theile ausfallen konnte.

Durch die Ermordung des Kardinals Bethüne verlor die katholische Partei in Schottland den einzigen Mann, welcher von blutigem „Ketzerhasse" erfüllt war. Die verwittwete Königin war unter ihren Geschwistern unstreitig die beste. Sie besaß Klugheit und Kraft und war von Natur nicht grausam. Allein sie ließ sich nur zu oft durch ihre Oheime in Bahnen lenken, welche den von ihnen in Frankreich betretenen sehr ähnlich waren, in Schottland aber nicht zum Siege führen konnten, weil dort die katholische Partei in der entschiedensten Minderzahl war. Sie hoffte, nach dem Tode Eduard's VI. durch gelinde Mittel die Nation wieder unter das päpstliche Joch zu bringen, irrte sich aber vollständig in ihrer Berechnung. Denn die zahlreichen Flüchtlinge, welche die blutige Königin aus England vertrieb, wurden Apostel der neuen Lehre und regten durch die Schilderungen, die sie von Marien's Glaubenswuth gaben, die Schotten zum glühendsten Hasse gegen das Papstthum an. Die Reformation machte daher zu keiner Zeit größere Fortschritte in Schottland, als gerade während sie in dem Nachbarlande auf's grausamste verfolgt wurde. Sie erhielt aber aus diesem Grunde eine ungewöhnlich dunkele Färbung. In keinem protestantischen Lande trat der Glaubenshaß in Wort und That so grell hervor, als in Schottland, in keinem stand die Bewegung so ausschließlich auf dem Grunde und Boden der Bibel und namentlich des alten Testamentes und nahm so wenig Rücksicht auf Kunst und Wissenschaft, auf Menschlichkeit und gesunden Menschenverstand.

Der erste protestantische Bund, welcher den 3. December 1557 zu Edinburg unterzeichnet wurde und an dessen Spitze der Graf von Argyle, sein Sohn Lord Lorne, die Grafen von Morton, und Glencarne, Erskine von Dun und andere standen, nannten sich die Gemeinde des Herrn, im Gegensatz zu der römischen Kirche, welcher er den Titel der Gemeinde Satans beilegte. Dieser Bund erließ in den beliebten alttestamentlichen Redensarten ein Manifest, welches die Gemüther in Schottland zum wüthendsten Hasse und zum Kampfe auf Tod und Leben gegen das Papstthum anregte, und er begann seine Wirksamkeit damit, daß er anordnete, „in allen Kirchen sollten die Gebete in der Landessprache und die Predigt und Erklärung der Schrift sollten in Privathäusern abgehalten werden, bis es Gott gefallen würde, den Fürsten zu bewegen, die öffentliche Predigt durch treue und wahre Pfarrer zu gestatten."

Die katholische Partei goß Feuer in die Flamme, indem der Nachfolger des Kardinals Bethüne, Hamilton einen hochgeachteten Priester, welcher sich der neuen Lehre zugewandt hatte, Namens Walter Mill, öffentlich verbrennen ließ. Die Protestanten rächten sich, indem sie die Procession des sogenannten heiligen Giles in Edinburg auseinander trieben, bei welcher Gelegenheit die katholischen Priester und Mönche die größte Feigheit an den Tag legten und sich dadurch im höchsten Grade lächerlich machten. Die Regentin, welche wünschte, daß das Parlament dem Gatten der Königin Maria die schottische Krone zuerkennen möchte, behandelte die Protestanten mit Milde. Als sie aber diesen Zweck erreicht hatte, und aus Frankreich den Befehl erhielt, mit Strenge gegen dieselben einzuschreiten, ließ sie die angesehensten Prediger derselben nach Stirling vorladen, um sie zu strafen. Diese erschienen in so zahlreichem Geleite, daß die Regentin froh war, die versammelte Menschenmenge durch das Versprechen, es solle gegen die Prediger nichts feindliches unternommen werden, zum Abzuge zu bestimmen. Sie hielt aber nicht Wort. Kaum war die drohende Gefahr beschworen, so ließ die Regentin alle vorgeladenen Geistlichen wegen ihres Ausbleibens für Rebellen erklären. Dadurch trieb sie die Protestanten zu bewaffnetem Widerstande.

Um diese Zeit kehrte Johann Knox aus Genf zurück, woselbst er in persönlichem Umgang mit Calvin dessen Lehre sich angeeignet hatte. Er predigte mit dem Feuereifer eines Propheten und mit der Kühnheit eines Mannes, der entschlossen ist, zu siegen oder zu sterben. Als er zu Perth eine seiner flammensprühenden Reden gehalten hatte (11. Mai 1559), öffnete der katholische Geistliche seinen Bilder- und Reliquien-Kasten und schickte sich an, Messe zu lesen. Das Volk, welches von Knox gegen Bilder und Reliquien auf's heftigste aufgeregt worden war, fiel über die Schaustücke des Pfaffen her, zerriß die Bilder, zertrümmerte die Reliquien, stürzte den Altar ein und zertrat das Meßgeräthe. Die Menge nahm an Zahl und Grimm zu, zog vor die Klöster der grauen und schwarzen Mönche und der Karthäuser, vertrieb deren Bewohner und ließ nichts als die nackten Wände der Gebäude stehen. Bald darauf ahmte die Bevölkerung von Couvier in der Grafschaft Fife dieses Beispiel nach.

Die Regentin besaß keine hinreichenden Mittel, diese Aufwallungen des Volkes nieder zu halten. Sie mußte mit den Protestanten ein Abkommen treffen, das sie, wie das frühere, von Stirling, nicht hielt. Sie vernichtete dadurch das schon geschwächte Vertrauen des Volkes vollständig. Die Protestanten schlossen einen neuen Bund (Covenant), an dessen Spitze der Graf von Argyle und der Prior von St. Andreas, Jakob, der Königin Maria natürlicher Bruder, welcher später unter dem Namen Graf von Murray bekannter wurde, standen. Johann Knox war die Seele dieser Vereinigung. Die Verbündeten zogen mit Heeresmacht wider die Regentin, welche froh war, einen Waffenstillstand auf einige Tage zu erlangen, unter dessen Schutze sie ihr kleines Heer rettete. Sie eroberten Harth und Stirling und wurden mit offenen Armen in Edinburg aufgenommen. Unter Vermittelung des Herzogs von Chatelrault schlossen die Covenanter einen Vertrag mit der Regentin. Diese gestattete ihnen freie Religionsübung, wogegen die Protestanten versprachen, sich aller weiteren Angriffe auf die Kirchen zu enthalten.

Kurz darauf wurden der Regentin einige Truppen aus Frankreich zugesandt und der Krieg begann von neuem. Es war in der That kein Bürgerkrieg, vielmehr ein Kampf zwischen Schottland und Frankreich. Die Regentin selbst war eine Französin und ihre ganze Macht bestand in französischen Truppen und französischem Gelde, womit sie einige schottische Söldner bezahlte.

Der Plan des Königs war augenscheinlich, zuerst Schottland und von da aus England zu unterwerfen. Doch war er nicht geheim gehalten worden. Die Königin Elisa-

beth, welche der blutigen Maria auf dem Throne gefolgt war, erhielt bald von demselben Kenntniß durch ihren Gesandten zu Paris und schloß daher, als die Schotten ihre Hülfe in Anspruch nahmen, einen Bund mit ihnen ab, welcher während der Dauer der Ehe Marien's mit Franz II. und ein Jahr länger dauern sollte. Zugleich versprach Elisabeth mit Frankreich keinen Frieden zu schließen, bis die Franzosen Schottland vollständig geräumt hätten. Dem Worte folgte die That auf dem Fuße nach. Elisabeth schickte eine Flotte in den Frith of Forth und ein Heer nach Leith (Anfangs 1560), welches die Franzosen befestigt hatten. Mitten in diesen Wirren starb die Regentin. Die Franzosen wußten sich nicht anders zu helfen, als daß sie Unterhandlungen anknüpften. Schon am 5. Juli mußten die Gesandten des Königs von Frankreich und der Königin von Schottland einen Vertrag abschließen, worin sie versprachen, die französischen Truppen sollten Schottland räumen, der König und die Königin von Frankreich das englische Wappen und den englischen Königstitel ablegen, und der Königin Elisabeth für den oft angethanen Schimpf Genugthuung leisten. Zu Gunsten der Schotten sagten die Gesandten des französisch-schottischen Königspaares eine allgemeine Vergessenheit des geschehenen zu, versprachen, daß nur Eingeborene irgend ein Amt in Schottland versehen, daß die Stände ein und zwanzig Personen vorschlagen sollten, aus welchen die Königin Maria sieben und das Parlament fünf zu erwählen habe, und daß diese zwölf während der Abwesenheit der Königin die Regierung führen sollten.

Elisabeth schaffte auf ihren eigenen Schiffen die französischen Truppen in deren Heimath. Nachdem diese aber vom sichern Verderben gerettet waren, genehmigten Franz II. und Maria den von ihren Gesandten unterzeichneten Frieden nicht, und befestigten dadurch mehr und mehr den schon früher begründeten Verdacht, sie gingen darauf aus, Schottland und England unter das gemeinsame Joch des Papstthums und der Maria zu bringen.

Die Schotten, welchen Elisabeth keine unbillige Zumuthung machte, und denen sie die größten Dienste geleistet hatte, sahen in ihr eine großmüthige Freundin, Glaubensgenossin und Schützerin, in ihrer eigenen Königin dagegen eine Feindin ihres Glaubens, ihres Friedens und ihrer Freiheit. Sie versammelten, ohne die Befehle ihrer abwesenden Königin zu erwarten, ein Parlament, welches ein calvinistisches Glaubensbekenntniß annahm, die Messe unter Androhung strenger Strafen abschaffte, der päpstlichen Herrschaft in Schottland ein Ende machte und die presbyterianische Kirchenordnung einführte.

Die Königin Maria verweigerte allen diesen Beschlüssen ihre Genehmigung, allein das Parlament kehrte sich nicht an deren Einsprache, vielmehr setzte es dieselben ungesäumt in Vollzug. Der Adel und die reichen Grundbesitzer rissen die Güter der Kirche an sich, wie auch in England geschehen war.

Während dieser Vorgänge in Schottland starb Franz II. (1561), und seine Wittwe Maria fand ihre Stellung in Frankreich unhaltbar, als Katharina von Medicis, mit welcher sie auf sehr gespanntem Fuße lebte, die Regentschaft über ihren unmündigen Sohn Karl IX. antrat. Maria hatte, so lange Franz II. lebte, ihre Schwiegermutter von allem Einflusse auf die Staatsgeschäfte entfernt. Diese rächte sich jetzt an der Wittwe ihres Sohnes, indem sie dieselbe aus Frankreich verdrängte. Mit großem Widerstreben schiffte sich Maria nach Schottland ein, wo sie den 19. August landete.

Ihre Lage war ungewöhnlich schwierig. Sie hatte das gerechte Mißtrauen ihrer Nation und der Königin Elisabeth rege gemacht, indem sie den von ihren Gesandten zu Edinburg unterzeichneten Friedensvertrag nicht genehmigte. Sie besaß in Schottland und England wenig sichere und nur in den katholischen Ländern des europäischen Festlandes mächtige Freunde. Sie bekannte sich öffentlich zur katholischen Religion, während die Schotten diese abgeschafft und schwere Strafen auf deren Ausübung gesetzt hatten. Sie

war an den Pariser Hofton und die Vergnügungen des französischen Königshauses gewöhnt welche von den schottischen Fanatikern als Greuel verschrieen wurden. Sie war, als sie in Leith landete, von dreien ihrer Oheime und anderen französischen Höflingen umgeben, welche Schottland nicht kannten und welchen die Schotten als Katholiken und Dienern eines auswärtigen Königs kein Vertrauen schenkten. Diese unversöhnlichen Gegensätze ließen sich nur lösen, wenn entweder die Königin oder die schottische Nation nachgab. Maria irrte sich, wenn sie glaubte, daß das Gewicht ihrer Person schwerer in die Wagschale menschlicher Entwickelung falle, als dasjenige eines ganzen Volkes.

Doch die Ehrfurcht, welche die unverdorbenen, wenn auch etwas rohen Schotten dem Königthume zollten, die alte Anhänglichkeit, welche sie dem Hause Stuart widmeten, und die freundlichen Gefühle, welche die Jugend und Schönheit Marien's ihnen einflößte, — bereiteten ihr einen glänzenden Empfang. Die Königin war in ihrem neunzehnten Jahre. Sie besaß alle Eigenschaften, welche auf den ersten Anblick ansprechen. Doch ihr fehlte alle Selbstständigkeit des Willens. Diese hatten die Guisen frühzeitig gebrochen. Am französischen Hofe hatte sie zwar die dort üblichen Künste gelernt, doch keine gründliche Bildung erlangt. Ihr Ehrgeiz hatte unter dem Einflusse französischer Pfaffen eine bestimmte, nicht bloß Schottland, sondern auch England verderbliche Richtung genommen. Ungeachtet der zwischen ihr und ihrer Schwester von England herrschenden Mißstimmung machte sie der Königin Elisabeth die Zumuthung, sie als ihre Thronfolgerin öffentlich dem Volke verkünden zu lassen. Diese erkannte aber sehr wohl die geheimen Absichten Marien's, welche dadurch nur die Erwartungen des englischen Volkes von der gegenwärtigen auf die künftige Beherrscherin des Reiches ablenken wollte, und lehnte dieses Verlangen mit Entschiedenheit ab. Maria weigerte sich dagegen ihrerseits, die von ihr früher angenommenen Titel und Wappen der englischen Krone öffentlich wieder abzulegen. Sie betrachtete sich als das von Gott zur Bekehrung der beiden brittischen Nationen auserkorene Werkzeug. An diesem Gedanken hielt sie unter allen Wechselfällen ihres Lebens fest. Was unter Bekehrung im Sinne der katholischen Partei zu verstehen sei, hatten die Schotten in ihrer nächsten Nähe während der Herrschaft der blutigen Maria deutlich erkannt und sie sahen es noch immer in Frankreich, in den Niederlanden, in Spanien und aller Orten, wo die Katholiken entweder die Mehrzahl des Volkes oder die oberste Gewalt für sich hatten. In England war der Protestantismus zur Zeit der Thronbesteigung der Maria Tudor nicht minder fest begründet gewesen, als in Schottland zur Zeit der Landung der Maria Stuart. Zwar erließ diese kurz nach ihrer Ankunft eine Proklamation, worin sie jedermänniglich befahl, sich der eingeführten Religion zu unterwerfen. Allein sie selbst that es nicht. Hume eifert sehr heftig gegen die alttestamentlichen Redensarten, mit welchen die schottischen Protestanten gegen den Gottesdienst der Königin zu Felde zogen. Allein im Vergleich zu denjenigen Mitteln, deren sich die Katholiken aller Orten, wo sie die Uebermacht besaßen, gegen Andersglaubende bedienten, waren dieselben doch sehr unschuldig. Gewiß hätte kein einziges durchaus katholisches Volk in jener Zeit einen protestantischen König auf dem Throne geduldet. Daß die Schotten ihrer Königin den katholischen Gottesdienst gestatteten und sie ihrer Religion wegen nicht vom Throne stießen, wozu sie damals unstreitig die Macht besaßen, war ein größerer Beweis von Duldsamkeit, als irgend ein katholisches Volk jener Zeit gegeben hatte.

## § 83. Elisabeth Tudor und Maria Stuart (1562—1587).

Der rothe Faden, welcher sich fast durch das ganze Leben der Königin Elisabeth hindurch zog, war ihr Kampf mit Maria Stuart. Elisabeth, welche von dem Augenblicke

ihrer Thronbesteigung an bis zu dem Tode Marien's die Uebermacht besaß, that diese durch ihre Handlungen kund, Maria durch die Briefe, welche sie wechselte und die Versuche, die sie unternahm, welche aber alle mißglückten. Zwei Frauen, beide von ungewöhnlichen Geistesgaben, beide Vertreterinnen einer Partei, welche mit derjenigen ihrer Gegnerin auf Tod und Leben kämpfte, standen sich gegenüber, wie einst im trojanischen Kriege Hektor und Achilles. Wie die Iliade ohne einen dieser Helden, so wäre die Geschichte der brittischen Insel in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts ohne eine der beiden Königinnen ohne Farbe und Gestalt. Auf dem Kampfe dieser beiden Frauen ruht wesentlich die ganze Entwickelung, welche England und Schottland später nahmen. Selbst die Revolutionen des siebenzehnten Jahrhunderts konnten die damals festgestellten Grundlagen der kirchlichen und staatlichen Verfassung beider Reiche nicht erschüttern, vielmehr nur sie in der damals eingeschlagenen Richtung weiter entwickeln.

Elisabeth ging Hand in Hand mit ihrem Volke und siegte, Maria setzte sich mit dem übrigen in Widerstreit und unterlag. Die Regierung der englischen Königin war friedlich. Sie nahm an den blutigen Kämpfen ihrer Zeit geringen Antheil. Nur im äußersten Falle griff sie zum Schwerte. Doch unterstützte sie die Hugenotten in Frankreich und später auch die Protestanten der Niederlande. Durch einen Vertrag mit den ersteren gelangte sie in den Besitz von Havre de Grace (1562), das sie aber nicht behaupten konnte, nachdem sich die Parteien in Frankreich verständigt hatten*).

Elisabeth war viel zu selbstherrlich, als daß sie Vorliebe für ihre Parlamente gehabt hätte, allein sie erkannte, daß diese ihr eine feste Stütze boten, überwand ihre Abneigung gegen dieselben und berief sie so oft als nöthig war. Sie schränkte ihre Ausgaben auf's äußerste ein, um deren Hülfe nicht zu oft in Anspruch nehmen zu müssen. Sie übte zwar vom Anfange bis zum Ende ihrer Regierung einen überwältigenden Einfluß auf ihre Parlamente, ließ auch mehrere Abgeordnete einsperren, welche mißliebige Anträge stellten, und hielt bisweilen ihren Gegnern ernste Strafpredigten, allein die Herrschaft, welche sie übte, war im Verhältnisse zu allen früheren Regierungen sehr milde. Unter ihr fingen zuerst die Parlamente an, eine gewisse Selbstständigkeit, wenn auch nur eine schwache, kund zu thun. Am meisten war es ihr zuwider, daß ihre ersten Parlamente sie bestürmten, sich zu verheirathen, und die späteren kirchliche Reformen verlangten. Beiderlei Bitten setzte sie einen unüberwindlichen Widerstand entgegen, ohne daß jedoch dadurch ihr gutes Einvernehmen mit den Parlamenten unterbrochen worden wäre.

Die Gesetze, welche sie mit Zustimmung der Stände erließ, waren zum Theile sehr hart, z. B. dasjenige vom Jahre 1563, welches alle mit den Strafen des Hochverraths belegte, welche zweimal des Papstes Obergewalt behaupteten, und welches alle Geistlichen, Doctoren, Schullehrer, Richter und Parlamentsglieder verpflichtete, der Königin den Hoheitseid zu leisten. Dieser umfaßte auch ihre geistliche Gewalt. Auf der Weigerung ihn zu leisten, stand Verbannung und Vermögens-Einziehung, und im zweiten Falle die Strafe des Hochverraths. Doch wurden diese Gesetze nicht in ihrer ganzen Strenge angewendet, wie sich schon daraus ergibt, daß nur wenige Fälle ihrer Vollziehung vorkamen, ungeachtet die Katholiken bei Hunderttausenden zu zählen waren.

England erholte sich zusehends von den Leiden, welche die früheren Regierungen ihm bereitet hatten. Elisabeth zahlte die Schulden der Krone ab, prägte wieder gutes Geld, nachdem ihre Vorgänger viel schlechtes geschlagen hatten, füllte die leeren Zeughäuser mit Waffen, führte Pulvermühlen und Kanonengießereien ein, setzte das Reich in einen kräftigen Vertheidigungszustand, beförderte den Landbau, indem sie die Ausführung des Getrei-

*) S. oben § 66. S 439 f.

des gestattete, begünstigte Handel und Schiffahrt und wurde so die eigentliche Begründerin des Wohlstandes ihres Reiches. Mit Recht wurde sie damals schon die Wiederherstellerin des See-Ruhmes Englands und die Königin der nördlichen Meere genannt.

Die zahlreichen Freier, die sich um ihre Hand bewarben, wußte sie abzuweisen, ohne deren guten Willen zu verscherzen. Es waren ihrer zu viele, als daß wir sie nennen könnten.

Eine ganz andere Wendung nahmen um diese Zeit die schottischen Angelegenheiten. Zwar standen die beiden Königinnen des Nordens und Südens der brittischen Insel scheinbar auf freundlichem Fuße. Sie schrieben sich gegenseitig die höflichsten Briefe. Allein die Macht der Verhältnisse, welche sie an die Spitze so feindlicher Lager gestellt hatte, ließ aufrichtige Freundschaft nicht zu. Ueberdieß machten mannigfaltige Eifersüchteleien und Eitelkeiten die Beziehungen der beiden Frauen noch schwieriger.

Elisabeth war entschlossen, nicht zu heirathen, Maria im Gegentheile war dazu gern bereit und sie erkannte bald, daß ihre königliche Schwester ihr die Sache nicht erleichterte, sondern vielmehr erschwerte. Nach zweijährigen freundlichen Unterhandlungen reichte Maria Stuart dem Lord Darnley, dem Sohne des Grafen Lenox ihre Hand (1564). Er war ihr Vetter, indem seine Mutter Margarethe Douglas, die Tochter zweiter Ehe der Königin Margarethe von Schottland war. Darnley hatte also nach Marien die nächsten Ansprüche auf die englische Krone. Er zählte zwanzig Jahre und hatte eine angenehme Gestalt. Dem äußern Anscheine nach war er daher ein sehr geeigneter Gemahl für Marien. Allein Elisabeth nahm, als sie von dem Abschlusse der Ehe Kenntniß erhielt, die Miene der Beleidigten an, zog Darnley's in England gelegene Güter ein, und ließ dessen Mutter und Bruder in den Tower sperren.

Wenn Maria der Liebe ihres Volkes gewiß gewesen wäre, so hätte ihr die Königin von England keine Gefahren bereiten können. Allein in demselben Augenblicke, da sich ihr Verhältniß zu Elisabeth trübte, regte sie den Argwohn der Schotten auf. Denn Lenox galt für katholisch. Maria hatte noch immer die zu Gunsten der protestantischen Religion gefaßten Beschlüsse des Parlaments nicht anerkannt, sie gab sich alle erdenkliche Mühe, den katholischen Bischöfen wenigstens einen Theil ihres Ansehens wieder zu verschaffen. In einem Schreiben an das Concilium von Trident hatte sie unumwunden ihre Absicht ausgesprochen, Schottland und England wieder unter die Herrschaft des Papstes zu bringen. Um sich dagegen zu schützen, hatte das schottische Parlament auf das Lesen der Messe die Todesstrafe gesetzt und nur zu Gunsten der Kapelle der Königin eine Ausnahme gemacht. Die Unzufriedenheit nahm unter Volk und Adel zu, und Elisabeth nährte sie heimlich. Doch gelang es den vereinigten Bestrebungen Darnley's und der Königin ihre Gegner aus dem Felde zu schlagen. Maria benützte den Schrecken, welcher vor ihren Waffen herging, den römisch-katholischen Gottesdienst allgemein zu gestatten. Sie setzte den Erzbischof von St. Andrews wieder ein, trug ihm auf, Untersuchungen gegen die sogenannten Ketzer einzuleiten und entzog der protestantischen Geistlichkeit fast alle ihr gesetzlich eingeräumten Rechte. Das Volk der Schotten erkannte, daß Maria Stuart ihm dasselbe Loos zugedacht habe, welches Maria Tudor den Engländern bereitet hatte, und sann auf Mittel der Vertheidigung.

Diese bot ihm das Königspaar selbst. Seit mehreren Jahren hatte sich der Sänger David Rizzio aus Turin in die Gunst der Königin eingeschlichen. Sie räumte ihm in Staatsgeschäften entscheidenden Einfluß ein und gestattete ihm, einen Aufwand zu machen, welcher denjenigen des Königs überstieg. Rizzio leitete den geheimen Briefwechsel Marien's mit dem Papste Pius IV. und war schon aus diesem Grunde dem Volke besonders verhaßt. Er brachte halbe Nächte mit der Königin zu, und Darnley fand ihn einmal unter

Verhältnissen in dem Schlafzimmer der Königin, welche keinen Zweifel darüber ließen, daß deren Verkehr mit Rizzio ein verbrecherischer sei.

Auf's äußerste gebracht durch den ihm angethanen Schimpf drang Darnley (9. März 1566) in das Zimmer der Königin, wo Rizzio, wie gewöhnlich, mit ihr beim Abendessen saß. Ihm folgten mehrere Bewaffnete, welche den Sänger ergriffen, in das Vorzimmer schleppten und dort erstachen. Maria hatte mit Thränen und Bitten vergeblich gesucht, ihren Liebling zu retten. Als ihr dieses nicht gelungen war, trocknete sie ihre Augen ab und sagte: „genug der Thränen, nur der Rache will ich gedenken." Diese Worte wurden bald schon zu schrecklicher Wirklichkeit. Sie ließ mehrere der Gehülfen Darnley's hinrichten. Die übrigen retteten sich mit Mühe nach England. Ihren Gatten behandelte sie anfangs mit vollständiger Verachtung. Sie entbot ihn nicht einmal zur Taufe ihres Sohnes welcher am 19. Juni 1566 zur Welt kam, und übertrug die Gunst, die sie früher Rizzio geschenkt hatte, auf den Grafen Jakob Bothwell, einen Menschen, der jedes Verbrechens fähig war, und der durch Verrath, Gift und Dolch nur zu oft seine schändlichen Absichten erreicht hatte. Mit ihm verabredete sie ihren Racheplan. Unter dem Scheine der Versöhnung lockte sie ihren Gatten nach Edinburg, bereitete ihm eine Wohnung außerhalb der Stadt, welche Kirk of Field genannt wurde. Um ihn ganz sicher zu machen, pflegte sie ihn, denn er war krank, mit großer Sorgfalt, schlief sogar in demselben Hause mit ihm mehrere Nächte. Doch am Abende des 9. Februar 1567 ließ sie ihr prachtvolles Bett hinweg bringen, verließ die Wohnung um eilf Uhr in der Nacht. Um zwei Uhr des Morgens flog Darnley mit dem ganzen Hause in die Luft. Seine Leiche wurde in einem benachbarten Hofe gefunden.

Um Rizzio's Tod zu rächen, hatte Maria ganz Schottland in Bewegung gesetzt. Um die Mörder Darnley's zu entdecken, that sie nichts. Oeffentlich wurde der Graf von Bothwell mit dreien seiner Diener des Mordes angeklagt. Statt dieser verfolgte sie die Ankläger. Einem der angeklagten Diener Bothwells, Namens Franz Paris, verlieh sie eine lebenslängliche Rente von vierzig Pfund, unter die vier Angeklagten vertheilte sie den Nachlaß Darnley's. Der Schneider, welcher Darnley's Königsmantel für Bothwell abzuändern hatte, bemerkte, „die Henker bekommen mit Recht die Habe der Person, die sie hinrichten." Zum Scheine ließ Maria zwar den 12. April eine Gerichtsverhandlung halten. Allein da sie den Grafen von Bothwell in den Besitz der Burg von Edinburg gesetzt hatte (21. März) und dieser stets von Bewaffneten umgeben sich öffentlich zeigte, wagte es kein Ankläger zu erscheinen. Bothwell wurde frei gesprochen. Die Königin überhäufte ihn mit Gunstbezeugungen. Sie bewirkte, daß ihr eine Schrift mit der Bitte übergeben wurde, sie möchte Bothwell heirathen, und ließ sich von ihm zum Scheine entführen. Um dieselbe Zeit leitete Bothwell, welcher sich sechs Monate früher verheirathet hatte, einen Ehescheidungsprozeß ein, welcher natürlich mit seiner Scheidung endigte und ließ sich am 15. Mai, also drei Monate und fünf Tage nach ihres Mannes Tode mit dessen allgemein bekanntem Mörder trauen.

Diese Reihe unerhörter Schandthaten brachte ganz Schottland gegen das Königspaar in Waffen. Ein mächtiger Bund des Adels wurde geschlossen. Bothwell mußte fliehen*) und Maria sich den Verbündeten ergeben. In ihrer blinden Leidenschaft sprach sie nur davon, daß sie alle ihre Feinde werde hängen lassen, und erbitterte dadurch noch mehr die gereizten Gemüther. Um dieselbe Zeit (20. Juni) bemächtigten sich die Verbündeten mehrerer eigenhändiger Briefe und Sonnette, welche Maria an Bothwell gerichtet hatte, und aus welchen klar hervor ging, daß sie Kenntniß von dem Mordanschlag, der ihrem Gatten

*) Er endigte auf eine seiner würdige Weise. Er wurde Seeräuber, fiel in dänische Gefangenschaft und starb nach zehn Jahren im Wahnsinn.

das Leben kostete, gehabt und denselben gebilligt hatte. Die Verbündeten verlangten von ihr, daß sie die Krone niederlegen sollte. Nach einigen Zögerungen unterzeichnete sie (24. Juli) ihre Verzichtleistung und empfahl den Grafen von Murray zum Regenten. Am 29. Juli wurde das Kind Jakob zum Könige gekrönt. Kurz darauf (11. August) kehrte Murray aus Frankreich, wo er sich während der letzten Wirren aufgehalten hatte, zurück und ergriff die Zügel der Regierung.

Maria blieb aber nicht lange ruhig in dem Schlosse Lochleven, in dem sie festgehalten wurde. Sie entsprang (2. Mai 1568), sammelte um sich ihre Anhänger, verlor aber (13. Mai) die Schlacht von Longside und wußte sich nicht anders zu helfen, als daß sie nach England entfloh, woselbst sie am 17. Mai eintraf, verfolgt von den Verwünschungen und den Waffen der Schotten, befleckt durch eine lange Reihe der schändlichsten Verbrechen, ohne Mittel und ohne Freunde, dem Hohne der ganzen Welt preis gegeben.

Elisabeth erkannte auf den ersten Blick die ganze Bedeutung der Sachlage und zog schon damals die Frage, wie sie die vertriebene Königin zu behandeln habe, in ernsteste Erwägung. Sie konnte der verfolgten Maria die Aufnahme in England nicht verweigern. Auslieferung an die Schotten wäre deren Tod gewesen. Denn der kaum beruhigte Haß war von neuem in lichten Flammen ausgebrochen. Sollte Elisabeth die Frau, welche allgemein beschuldigt wurde, ihren Gemahl ermordet zu haben, in ihrem Lande und an ihrem Hofe als Freundin und Verwandte aufnehmen? Das wäre nicht Großmuth, sondern ein der öffentlichen Meinung und dem Sittengesetze gebotener bitterer Hohn gewesen. Sollte Elisabeth Maria die Mittel gewähren, nach Frankreich zu entkommen? Die Nichte und Schülerin der Guisen hätte alle katholischen Könige zu einem Kreuzzuge gegen England und Schottland aufgeboten. Elisabeth hätte sich dann zu einem Kriege auf Tod und Leben rüsten müssen. Ein offener Kampf wäre England schwerlich so verderblich geworden und hätte der protestantischen Sache weit mehr genützt, als jener Zwiespalt, welcher unter der Larve der Freundschaft und verwandtschaftlicher Theilnahme sich durch zwei Jahrzehnte hindurch zog und zu einem blutigen Schlusse führte. Doch Elisabeth war keine kriegerische Fürstin. Sie verließ sich lieber auf Unterhandlungen, als auf das Schwert.

Der Kampf zwischen den beiden Königinnen war unvermeidlich. Schon die Geburt dieser Frauen bestimmte sie zu unversöhnlichen Gegnerinnen. Die Erziehung erweiterte den Zwiespalt, welcher die Macht der Verhältnisse begründet hatte, die Jugend-Eindrücke der Elisabeth regten sie nicht minder gegen das Papstthum, als die Lehren der Guisen Marien wieder den Protestantismus auf.

Der erste Schritt, welchen Elisabeth that, als Maria sich ihr in die Arme warf, ließ ihr kaum eine Wahl bei allen folgenden. An die Stelle des offenen, trat der geheime Kampf. Ich hätte den offenen vorgezogen. Elisabeth wäre aus demselben nicht minder siegreich hervorgegangen, als aus dem verdeckten, den sie erwählte. Der Kampf wäre aber großartiger und der Sieg für sie ruhmreich geworden, während die Mittel, deren sich die Königin von England bediente, niemals gelobt, höchstens durch den Drang der Verhältnisse entschuldigt werden können.

Das Leben der Maria Stuart bildet einen schlagenden Gegensatz zu demjenigen der Elisabeth Tudor. Maria wurde so zu sagen als Königin von Schottland geboren, wurde in Glanz und Freude erzogen, verband als sie noch Kind war (1558) die französische mit der schottischen Krone, und griff bald darauf (1559) auch noch nach der englischen. Die Jugend der Königin Elisabeth war sehr trübe gewesen. Das Haupt ihrer Mutter fiel auf dem Schaffotte. Sie selbst wurde von ihrem Vater von der Thronfolge ausgeschlossen. Auf die besseren Zeiten in den letzten Jahren Heinrichs VIII. und während der Regierung Eduard's VI. folgte die Schreckensperiode der Maria Tudor. Nachdem beide Kö-

niginnen diese Schicksale erlebt hatten, traten sie sich feindlich gegenüber. Maria war durch eine lange Zeit ungetrübten Glückes zum äußersten Uebermuthe getrieben, Elisabeth durch eine wechselvolle, mehr ernste als heitere Vergangenheit zu seltener Umsicht herangebildet worden. Maria hatte den Höhepunkt ihres Glückes erreicht und mußte die Ungunst des Schicksals in dem zweiten Abschnitte ihres Lebens ertragen, welche Elisabeth in dem ersten erfahren. Maria hatte ihr Unglück selbst verschuldet, Elisabeth nicht. Während Maria von Stufe zu Stufe immer tiefer sank (1561—1568), ihren Gatten morden half und dessen Mörder ehelichte, schwang sich Elisabeth in der Liebe ihres Volkes und in der Achtung der ganzen gebildeten Welt immer höher empor.

Dann begann jener neunzehnjährige Kampf, welcher mehr als einmal Elisabeth an den Rand des Verderbens brachte, ihr Gemüth und die ganze englische Nation mit Bangigkeit und Schrecken erfüllte und in dem Blute Mariens endigte.

Es ist vielleicht in der ganzen Weltgeschichte kein Widerstreit, welcher so verschiedenartig aufgefaßt und beurtheilt wird, als dieser. Die Parteiwuth hat im Laufe der Jahrhunderte ihre Bitterkeit verloren. Viele der eifrigsten Vertheidiger Mariens sind Protestanten. Keiner ihrer katholischen Lobredner hat für sie mehr geschwärmt, als der protestantische Schiller. Der Geschichtschreiber muß sich an die Thatsachen halten. Er darf selbst den edelsten Empfindungen: dem Mitgefühle, der Milde und der Großmuth die Zügel nicht schießen lassen, er muß sie innerhalb der Schranken strenger Wahrheitsliebe bannen. Am wenigsten darf er sich aber auf den Flügeln der Phantasie von dem Boden der Wirklichkeit in die Regionen der Poesie schwingen; oder sich gar durch die Schönheit oder das Unglück einer Fürstin bestimmen lassen, ihre Verbrechen zu verschleiern und ihre Leidenschaften zu übertünchen.

Sobald Elisabeth von der Ankunft Mariens Kenntniß erhielt, gab sie Befehl, daß für deren Bedürfnisse in fürstlicher Weise Sorge getragen würde, und schickte zwei Abgesandte an sie, welche ihr in theilnehmenden und schonenden Ausdrücken erklärten, Elisabeth könne sie nicht bei sich empfangen, bevor sie sich von dem Verdacht gereinigt, sie habe Theil an der Ermordung ihres Gatten. Maria antwortete, sie sei bereit, sich ihrer Schwester gegenüber zu rechtfertigen und ihre Sache dem schiedsrichterlichen Urtheile einer so guten Freundin anheimzustellen. Es versammelten sich hierauf Abgeordnete der vertriebenen Königin Maria, der Schotten und der Königen Elisabeth, vor welchen die jüngsten Vorfälle in Schottland in Untersuchung gezogen wurden. Maria und das Volk der Schotten erschienen vor diesem Schiedsgerichte zugleich als Kläger und Beklagte. So lange keine bestimmten Anklagen gegen sie vorgebracht wurden, war Maria mit diesem Gerichtsverfahren ganz einverstanden. Als aber der Graf von Murray und Darnley's Vater sie der Theilnahme an dem Morde ihres Gatten beschuldigten, verbot sie ihren Commissären irgend eine Antwort zu geben. Maria hatte gedacht, es handele sich von einer Gerichtskomödie, wie sie eine zu Edinburg hatte aufführen lassen. Als sie erkannte, die Sache werde ernstlich genommen, suchte sie sich so schnell als möglich aus der Schlinge zu ziehen. Doch es war zu spät. Murray legte die Briefe und Sonnette vor, welche Maria an Bothwell geschrieben, und welche über deren Mitschuld keinen Zweifel übrig ließen. Er legte das von Franz Paris kurz vor seiner Hinrichtung abgelegte Geständniß vor, worin dieser Diener Bothwells, den Maria selbst belohnt hatte, sie direct der Theilnahme an dem Morde ihres Gatten anklagte. Statt sich gegen diese überwältigenden Beweise zu vertheidigen, beschuldigte sie jetzt zum erstenmal, ohne den geringsten Schein eines Verdachtsgrundes ihren Bruder, den Grafen Murray, ihren Gatten ermordet zu haben, während derselbe in damaliger Zeit in Frankreich auf Reisen abwesend war!

Der Beweis der Schuld Mariens war vor den Augen der ganzen Welt hergestellt.

Sie hatte sich freiwillig, wenn auch gedrungen durch die Macht der Verhältnisse, dem Ausspruche der Königin Elisabeth unterworfen, und konnte, nachdem sie überführt war, durch ihr Schweigen den geführten Beweis nicht entkräften.

Mittlerweile erhielt Elisabeth durch die Gesandten, die sie an Maria abgeschickt hatte, die Nachricht, daß diese durch ihr Unglück keineswegs gebeugt, vielmehr fest entschlossen sei, den Kampf mit allen Gegnern bis zum äußersten zu treiben, daß sie die Hülfe aller ihrer Freunde in Europa aufbieten wolle, und durch ihre anziehende äußere Erscheinung, ihre Lebhaftigkeit und Gewandtheit den Personen, die sich ihr näherten, eine Theilnahme und ein Mitgefühl einflöße, welche das Schlimmste befürchten ließen. Maria war ein Feuerbrand, welcher lieber die ganze Welt in Flammen gesetzt, als sich zur Milde bequemt hätte. In England fehlte es so wenig, als in Schottland an Zündstoff. Vergeblich ließ Elisabeth ihr den Vorschlag machen, auf die schottische Krone Verzicht zu leisten, oder die Verwaltung wenigstens in den Händen Murray's zu lassen. Maria schlug diese Anträge ab und erklärte, ihre letzten Worte würden diejenigen einer Königin von Schottland sein. Sie drang darauf, Elisabeth sollte ihr entweder zu ihrer Gewalt in Schottland wieder verhelfen, oder sie nach Frankreich entlassen. Doch Elisabeth hielt sie in England fest. Von Carlisle, wo Maria anfangs gewohnt hatte, wurde sie nach Bolton und von da nach Tutbury in der Grafschaft Strafford, einem Landsitze des Grafen von Schrewsbury gebracht. Elisabeth ließ ihr aber Freiheit genug, alle möglichen Ränke spinnen und Verschwörungen anzetteln zu können. Sie gestattete Marien königliche Ehren, ein zahlreiches Gefolge und viele Besuche, welche ihr die Zeit kürzen sollten, aber oft ganz andere Zwecke hatten. Als ihre Dienerschaft später (1577) verringert wurde, weil es außerdem nicht möglich gewesen wäre, sie gefangen zu halten, ließ man ihr noch immer dreißig, später sechszehn Personen, worunter zwei Geheimschreiber waren. Im Sommer 1577 wurde ihr sogar eine Reise in das Bad von Burton gestattet. Eine derartige Gefangenschaft war eine halbe Maßregel, welche alle Nachtheile der Feindschaft und der Freundschaft in ihrem Gefolge hatte. Maria besaß Freiheit genug, um einen geheimen Krieg gegen Elisabeth zu führen, welcher um so gefährlicher, als sein Ausgangspunkt im Herzen Englands war, und doch nicht so viel, um sich nicht über schweres, ihr zugefügtes Unrecht beklagen zu können. Auf dem Festlande Europa's hatte die abgesetzte Königin wahrscheinlich schnell ihre Bedeutung verloren. Als Gefangene der Elisabeth regte sie das Mitgefühl der ganzen katholischen Partei auf, und da diese auch in England eifrige und mächtige Anhänger zählte, hatte Maria die beste Gelegenheit zu wühlen. Sie wurde der Mittelpunkt, um den sich alle geheimen Feinde der englischen Königin sammelten, auf welchen sich alle Ränkeschmiede Englands stützten, und von welchem aus die ganze katholische Partei Europa's zum Kampfe gegen Elisabeth aufgefordert wurde.

Kaum war Maria Stuart ein Jahr in England gewesen, so brach die Verschwörung des Herzogs von Norfolk, der Grafen von Westmoreland und Northumberland aus. Norfolk war der reichste und angesehenste Pair von England. Er bewarb sich um die Hand Maria's, welche bereit war, sie ihm zu reichen, falls der Papst ihre Ehe mit Bothwell lösen würde. Anfangs war es im Plan, die Zustimmung der Königin von England zu erwirken, doch als es sich herausstellte, daß diese nicht zu erlangen sei, beschloß der Herzog, seine Anstalten so zu treffen, daß Elisabeth nicht im Stande sei, sie ihm zu verweigern. Er knüpfte umfassende Verbindungen unter dem Adel, namentlich dem katholischen Theile desselben an. Diese Umtriebe entgingen dem scharfen Blicke des Staatssecretairs Sir William Cecil, (später Lord Burleigh) nicht. Der Herzog wurde in den Tower geschickt und mehrere seiner Anhänger verhaftet. Die Grafen Northumberland und Westmoreland, welche sich mit Norfolk verbunden hatten, griffen zu den Waffen und erklärten in einem Manifeste

öffentlich, ihre Absicht sei, die römisch-katholische Religion wieder herzustellen, und den Herzog von Norfolk und dessen gefangene Anhänger in Freiheit zu setzen. Sie wurden jedoch schnell zu Paaren getrieben und entflohen nach Schottland. Die Königin verzieh dem Herzoge von Norfolk unter der Bedingung, seine Unterhandlungen mit Maria Stuart abzubrechen. Doch Norfolk gab seine ehrgeizigen Pläne nicht auf: er so wenig als Maria Stuart. Diese bewirkte, daß der Papst Pius V. gegen Elisabeth eine Excommunications-Bulle erließ, welche ein gewisser John Fulton am Palaste des Bischofs von London öffentlich anschlug. Der Herzog von Norfolk ging in seinen ehrgeizigen Plänen von Schritt zu Schritt weiter. Er knüpfte Verbindungen mit dem Herzoge von Alba, mit dem Papste und mit dem Könige von Spanien an. Sechstausend Mann Fußvolk und viertausend Reiter sollten aus den Niederlanden nach England geschickt werden, wo sich die katholische Partei mit ihnen vereinigen würde. Die Verschwörung wurde so geheim gehalten, daß nur durch einen Zufall Cecil sie entdeckte. Der Herzog wurde von neuem verhaftet, zum Tode verurtheilt und, am 2. Juni 1572, hingerichtet.

Obgleich Maria Stuart in dieses Complot verwickelt war, begnügte sich Elisabeth doch damit, ihr Vorstellungen machen zu lassen, und sie nach Coventry zu schicken, wo sie eine Zeit lang etwas schärfer bewacht wurde. Diese Mäßigung der Königin von England war um so seltener, als gerade um jene Zeit in den Niederlanden und in Frankreich die katholische Partei mit unerhörter Grausamkeit gegen die Protestanten verfuhr.

Elisabeth begünstigte zwar die freiheitsliebenden Niederländer, ohne jedoch mit dem Könige von Spanien öffentlich zu brechen. Sie hatte ihnen dadurch einen großen Dienst erwiesen, daß sie 400,000 Kronen, welche für Alba bestimmt waren, mit Beschlag belegen ließ, als die Schiffe, auf welchen das Geld von Genua nach Flandern gebracht werden sollte, von hugenottischen Capern aufgebracht und in einen englischen Hafen geführt wurden. Später glichen Elisabeth und Philipp II. von Spanien diese Streitigkeiten zwar wieder aus, allein keine Unterhandlungen machten den Schaden wieder gut, welchen Alba dadurch erlitten hatte, daß er seine Söldner nicht bezahlen konnte.

Die Protestanten England's nahmen den lebhaftesten Antheil an den Freiheitskämpfen ihrer Nachbaren. Doch Elisabeth lehnte den Antrag ab, welchen die Niederländer ihr machten, sie an die Spitze ihres Staates zu stellen. Sie begnügte sich damit, ihnen einige Truppen und einiges Geld zu schicken und einen Bundesvertrag mit ihnen abzuschließen (7. Januar 1578).

In Frankreich trat die ganze Wuth der katholischen Partei zu Tage, als sich die Führer der Hugenotten zu der Hochzeit ihres Fürsten nach Paris begaben. Die Bartholomäusnacht enthüllte plötzlich die finsteren Pläne einer Partei, welche auch in England ihre Verzweigungen hatte, und als deren Haupt dort Maria Stuart galt. Elisabeth war durch die dringendsten Gründe aufgefordert, den Hugenotten beizustehen, allein die große Scheu, welche sie ihr ganzes Leben lang vor durchgreifenden Maßregeln hatte, hielt sie ab, Partei für ihre Glaubensbrüder in Frankreich zu ergreifen. Sie sandte diesen, wie den Niederländern nur geringe Hülfe, während die Stimmung des englischen Volkes so gereizt war, daß ihr das Parlament bereitwillig die größten Summen zur Verfügung gestellt hätte, um den niederländischen und französischen Protestanten zum Siege zu verhelfen.

In Schottland hatte der Graf Murray große Mühe gehabt, einige Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. Als derselbe aber am 23. Januar 1570 ermordet wurde, brach der Bürgerkrieg von neuem aus. Elisabeth, welche in Schottland, wie in den Niederlanden und in Frankreich, leicht hätte den Ausschlag geben können, erklärte sich auch dort mit Entschiedenheit für keine Partei. Die Furcht, das Ansehen des Königthums zu erschüttern, falls sie den Freiheitsbestrebungen eines Volkes zum entschiedenen Siege verhelfen würde,

hemmte ihre Thatkraft. Die Unterhandlungen mit Maria Stuart und der schottischen Regierung nahmen kein Ende.

Fast während der ganzen Regierung der Königin Elisabeth befand sich England mit allen seinen Nachbarländern: mit Schottland, Frankreich und Spanien in einem Zustande halben Krieges und halben Friedens, oder vielmehr eines geheimen Krieges und offenen Friedens, gerade so wie Elisabeth selbst mit Maria Stuart in einer unausgesetzten, jedoch stets verhüllten Feindschaft stand. Ungeachtet zwischen England und Spanien kein Krieg erklärt war, schickte Philipp II. (1580) sieben hundert Mann Spanier und Italiener nach Irland, um dieses Königreich in Aufstand zu bringen. Die Irländer erwiesen sich aber durchaus nicht so geneigt, zu dee Waffen zu greifen, als König Philipp glaubte. Die fremden Truppen mußten sich ergeben und Lord Gray, welcher wider sie geschickt worden war, verfuhr gegen sie mit äußerster Grausamkeit.

Elisabeth rächte sich für diesen Angriff, indem sie dem Sir Francis Drake die Erlaubniß ertheilte, die Spanier in ihren Colonien zu beunruhigen Drake segelte durch die Magellan-Straße, machte reiche Beute und kehrte über Ostindien und das Cap der guten Hoffnung nach England zurück. Elisabeth gab zwar einen Theil der Beute wieder heraus; sie schützte jedoch Drake und verständigte sich wieder mit Spanien.

Das Parlament, welches Elisabeth im Jahre 1581 versammelte, erließ strenge Gesetze gegen die Katholiken. Wer einen andern oder sich selbst mit Rom versöhnte, wurde des Hochverraths schuldig erklärt. Auf das Lesen der Messe wurde einjähriges Gefängniß und eine Geldstrafe von 200 Mark gesetzt. Wer einer Messe beiwohnte, sollte mit einem Jahr Gefängniß und hundert Mark bestraft werden. Eine Geldstrafe von fünf und zwanzig Pfund wurde jedem auferlegt, der einen Monat lang die Kirche nicht besuchte. Diese Gesetze wurden erlassen, um dem nachtheiligen Einflusse der in Douai, Rheims und Rom für englische Geistliche gegründeten Jesuitenschulen vorzubeugen.

Dessen ungeachtet gingen die Verschwörungen gegen die Königin Elisabeth und die gesammte protestantische Partei Englands immer fort. Der Jesuite Campian wurde des Hochverraths überwiesen und (1581) hingerichtet. Im Jahre 1584 wurde ein Brief aufgefangen, welchen Franz Throgmorton an Maria Stuart geschrieben hatte. Throgmorton gestand, daß der Plan eines Einfalls von Außen und eines inneren Aufstandes gefaßt worden sei. Heinrich Piercy, Graf von Northumberland, Bruder desselben, welcher einige Jahre früher nach Schottland hatte fliehen müssen und später hingerichtet wurde; Phillipp Howard, Graf von Arundel, Sohn des Herzogs von Norfolk, Lord Paget, Karl Arundel, der spanische Botschafter Mendoza und ein schottischer Jesuite Namens Creighton waren in diese Verschwörung verwickelt. Throgmorton wurde hingerichtet, Maria Stuart der Bewachung des Grafen von Schrewsbury, welcher zu gelind gewesen war, entzogen, und dem Sir Amias Paulet und Sir Drue Drury anvertraut. Die Aufregung unter dem protestantischen Adel nahm von neuem zu und es bildete sich ein Bund zur Vertheidigung der Königin, zur Bestrafung jeder Unbill, die sie erleiden möchte und zur Ausschließung aller Erben, auf deren Anstiften oder zu deren Gunsten der Königin Gewalt angethan werden möchte.

Als die schlaue Maria Stuart, gegen welche augenscheinlich dieser Bund gerichtet war, von demselben Kenntniß erhielt, bat sie, ihren Namen unter die Verbündeten aufzunehmen.

Elisabeth versammelte ein Parlament, welches diesen Bund bestätigte und sie ermächtigte, Commissäre zu ernennen, um jedem Kron-Prätendenten, welcher einen Einfall von Außen oder einen inneren Aufstand, oder endlich einen Mordversuch gegen die Königin anzetteln sollte, den Prozeß zu machen. Die schuldig befundene Person sollte alle Ansprüche auf die Thronfolge verlieren und ferner nach dem Ermessen der Königin bestraft werden.

Zugleich setzte das Parlament einen Regentschaftsrath nieder für den Fall, daß die Königin durch Gewaltthat ihr Leben verlieren sollte.

Diese Maßregeln wurden augenscheinlich gegen Maria Stuart getroffen. Sie waren durch die zahlreichen Verschwörungen, welche vorhergegangen waren, vollständig gerechtfertigt, und enthielten für sie eine ernste Warnung. Maria konnte sich überzeugen, daß die Zeit der Milde und Nachsicht für sie verschwunden sei, und mußte sich darauf gefaßt machen, die Strenge des Gesetzes zu empfinden, falls sie es verletzen würde.

Nicht blos gegen sie, sondern überhaupt gegen die gesammte katholische Partei erließ das Parlament jetzt strenge Gesetze. Die früheren, milderen waren überdies niemals ernstlich vollzogen worden. Alle Jesuiten und römisch-katholischen Priester wurden des Landes verwiesen, diejenigen, welche länger als vierzig Tage zurückblieben, oder später wiederkehren sollten, wurden des Hochverraths schuldig erklärt; wer sie bei sich aufnehmen oder unterstützen sollte, mit schweren Strafen bedroht. Den englischen Schülern in den ausländischen Jesuiten-Anstalten wurde befohlen, zurückzukehren, die Zuwiderhandelnden sollten als Hochverräther bestraft werden. Zwar wurde auch dieses Gesetz nicht in seiner ganzen Härte vollzogen, doch fielen ihm, in späteren Jahren, einige Priester zum Opfer.

Die Königin trat übrigens nicht blos der katholischen Partei, sondern auch den Puritanern mit großer Strenge entgegen. Sie hatte zu deren Unterdrückung eine kirchliche Behörde niedergesetzt, welche jede von der anglikanischen Kirche abweichende Meinung auf's bitterste verfolgte. Umsonst erhob das Parlament in schonendster Weise dagegen Einsprache. Das Volk beruhigte sich leicht in dieser Beziehung, da seine größten Besorgnisse in einer anderen Richtung lagen. Während der Sitzung des Parlamentes kam wieder eine Verschwörung zu Tage. Dieses Mal galt es dem Leben der Königin. William Parry, welcher von dem Jesuiten Palmio, den päpstlichen Nuntien Campeggio und Ragazzoni und durch ein Schreiben des Papstes selbst zu der That ermuntert worden war, wurde von seinem Mitverschworenen Nevil verrathen und büßte sein Verbrechen mit dem Tode. Ein Schreiben des Cardinals Como an Parry, welches dem Gerichte vorgelegt wurde, bewies, daß der Papst den Mordplan desselben gutgeheißen und ihm zum voraus Segen und Absolution gewährt hatte.

Die Königin, welche mehr und mehr die Gefahren erkannte, womit die katholische Partei sie bedrohte, schickte den Niederländern ein größeres Heer, als jemals früher, zur Hülfe (1585.) Sie beging aber den unverzeihlichen Fehler, an dessen Spitze ihren eben so unfähigen, als anmaßenden Günstling Leicester zu setzen, welcher mit großen Mitteln nichts zu leisten und nur Verwirrung zu erzeugen wußte. Weit wirksamer war dagegen die Unternehmung, welche sie unter dem Befehle Drake's gegen die westindischen Besitzungen Spaniens ausrüstete. Er kehrte mit unermeßlichen Schätzen zurück, die er in St. Domingo, auf Hispaniola, in Carthagena und anderen Colonien der Spanier erbeutete (1586).

In Schottland hatte der Sohn der Maria Stuart, Jakob VI. nach mannigfaltigen Wirren die Zügel der Regierung ergriffen. Mit ihm schloß Elisabeth einen Bund ab, welcher England von der Nordseite her sicher stellte. In demselben Jahre erreichte der langjährige Streit mit dessen Mutter sein Ende. Die gefährlichste und am weitesten verzweigte Verschwörung, deren Hauptpersonen Anton Babington von Dethie, John Savage und John Ballard, ein Zögling der Jesuitenschule von Rheims, und deren Zweck war, die Königin Elisabeth zu ermorden, spanische Truppen nach England zu bringen und einen Aufstand aller Katholiken des Reiches zu entzünden, wurde entdeckt. Babington führte die Unterhandlungen mit Maria Stuart, Savage hatte die Ermordung der Königin Elisabeth auf sich genommen und ließ sich zu diesem Zwecke fünf andere Mitverschworene beigesellen. Ballard hatte den ganzen Plan entworfen und leitete dessen Ausführung, doch zu viele Per-

sonen waren in dem Geheimnisse. Walsingham erhielt Kenntniß von demselben und überwachte die Verschworenen. Vierzehn derselben wurden ergriffen, verurtheilt und hingerichtet, und die Untersuchung in Uebereinstimmung mit dem 1584 erlassenen Gesetze, auf Maria Stuart ausgedehnt. Ihre beiden Geheimschreiber Nau und Curle wurden verhaftet, ihre Papiere mit Beschlag belegt. Es fanden sich darunter mehr als sechzig Schlüssel zu verschiedenen Geheimschriften. Vor den ernannten Richtern wurde der Beweis geliefert, daß Maria Stuart mit Lord Paget und Carl Paget Briefe gewechselt hatte, um die Spanier zu bestimmen, einen Einfall in England zu machen. In einem Schreiben derselben an den spanischen Botschafter Mendoza versprach sie, ihr Recht auf die schottische Krone an den König Philipp abzutreten, falls ihr Sohn sich weigern sollte, die katholische Religion anzunehmen.

Ferner wurden Urkunden vorgelegt, aus denen erhellte, daß um dieselbe Zeit Allen und Parsons im Namen der Maria Stuart über die Bedingungen unterhandelten, unter welchen sie die englische Krone an Philipp II. abtrat, wobei sie ihren s. g. ketzerischen Sohn enterbte. Sie beschäftigte sich damals mit dem Plane, ihren Sohn in die Hände des Papstes oder des Königs von Spanien auszuliefern, aus denen er nur als Katholik freigekommen wäre.

Alle diese Anklagepunkte bestritt Maria Stuart gar nicht, vielmehr bestand ihre Vertheidigung in Betreff derselben nur darin, daß sie ein gutes Recht gehabt habe, sich nach fremder Hülfe umzusehen, um die Freiheit wieder zu erlangen. Sie fühlte nicht, daß sie durch derartige Unterhandlungen an England, Schottland und ihrem Sohne zur Verrätherin wurde.

Der einzige Anklagepunkt, welchen Maria leugnete, betraf die Theilnahme an dem gegen Elisabeth's Leben gerichteten Complotte. Allein dieser wurde durch ihr Schreiben an Babington und die Aussagen ihrer beiden Geheimschreiber vollkommen erwiesen.

Das einstimmige Urtheil der bestellten Richter, unter welchen sich mehrere Katholiken fanden, lautete auf Tod. Die Gesandten von Frankreich und Schottland erhoben dagegen Einsprache. Lange schwankte Elisabeth. Wiederholt drangen der Ministerrath und das Parlament auf dessen Vollziehung. Endlich unterzeichnete sie das Urtheil, aber fügte Vorbehalte hinzu; und als es am 9. Februar 1585 vollzogen worden war, strafte sie den Staatssekretär Davison in empfindlicher Weise und lehnte die Verantwortlichkeit für diese That von sich ab.

Die Hinrichtung der Maria Stuart machte großes Aufsehen in ganz Europa, und bis auf unsere Tage haben sich die Geschichtschreiber viel mit ihr beschäftigt. Sie macht recht anschaulich, wie sehr die Menschen noch in den Vorurtheilen des Königthums befangen sind. Zwar wurde vollkommen erwiesen, daß Maria Stuart ihrem Gatten Darnley mit dem Sänger Rizzio die Ehe brach, daß sie Darnley ermorden ließ, daß sie den Mörder Bothwell heirathete, es steht fest, daß sie ihr ganzes Leben lang unter dem Einflusse der blutigen Guisen war, und was in ihren Kräften lag, that, um Schottland über Leichen und Trümmern unter die Herrschaft des römischen Oberpfaffen zu bringen; es ist gewiß, daß sie, während sie sich als abgesetzte und vertriebene Königin in England aufhielt, daran arbeitete, die Königin Elisabeth ermorden zu lassen, sich auf den englischen Thron zu schwingen, und das englische Volk mit Gewalt unter das päpstliche oder das spanische Joch zu beugen; aber weil Maria Stuart eine Königin, weil sie ein schönes Weib war, jammern und wimmern die königlichen Geschichtschreiber auf's kläglichste über deren Hinrichtung. In der That und dem Rechte nach war sie zur Zeit ihrer Hinrichtung gar keine Königin mehr: in der That nicht, da sie seit langen Jahren in Schottland nicht das geringste mehr galt, dem Rechte nach nicht, weil sie von dem schottischen Parlamente und

Volke abgesetzt worden war, und selbst auf ihre Krone Verzicht geleistet hatte. Für den armen Wiedertäufer, welcher zur Zeit der Königin Elisabeth lebendig verbrannt wurde, weil er die Gottheit Christi leugnete, hat Niemand ein Wort des Mitgefühls, für dessen Mörder kein Wort des Vorwurfs. Mir steht dieser Mann näher, als das verbrecherische Weib, welches früher eine Königskrone getragen hatte. Es ist eine ganz verkehrte, wahrhaft lächerliche Duselei, in welche sich die ganze Geschichtschreibung in Betreff der Maria Stuart hineingearbeitet hat. Ich bin der Ansicht: Elisabeth hatte vollkommen Recht, indem sie das von dem Gerichte gesprochene und dem Parlamente bestätigte Todesurtheil bestätigte. Sie hatte nur darin Unrecht, daß sie sich durch die Klagen ihrer Feinde, der katholischen Fürsten unsicher machen ließ, daß sie vom 25. Oktober 1586 bis zum 7. Februar 1587 hin und her schwankte, am Ende nur ein bedingtes Todesurtheil unterschrieb, und als ihre Staatsmänner auf eigne Gefahr das von der überwiegenden Mehrheit des Volkes gut geheißene Todesurtheil vollziehen ließen, die Verantwortlichkeit dafür nicht mit übernahm, sondern sich gegen diese feierlich verwahrte. Der Königin Elisabeth können wir es einigermaßen verzeihen, wenn sie glaubte oder doch den Glauben zu verbreiten suchte, ein Haupt, das einmal eine Krone getragen habe, sei etwas ganz anderes, als der Kopf eines Menschen ohne königliches Blut in seinen Adern; doch Geschichtschreiber sollten sich von derartigen königlichen Vorurtheilen frei halten. Ihnen sollte der Mensch gleich viel gelten, ob er eine Krone oder einen Helm, einen Königsmantel oder einen Bauernkittel trägt. Nicht die Geburt und äußere Würde, sondern der innere Werth des Menschen sollte für ihn den Ausschlag geben.

Daß Elisabeth das Recht hatte, die Maria Stuart hinrichten zu lassen, unterliegt keinem Zweifel. In England war Maria nicht Königin. Hier war sie, nach den Begriffen des Königthums, den Gesetzen ebenso gut unterworfen, als jeder andere Mensch. Da sie in England ein Verbrechen begangen hatte, war sie den englischen Gesetzen verfallen. Es frägt sich nur, ob Elisabeth nicht die dem Königthume, der Verwandtschaft und dem Unglücke schuldigen Rücksichten aus den Augen setzte. Maria Stuart war in Folge der mächtigen Gönner, welche sich ihrer annahmen, keine gewöhnliche Person. Krieg und Frieden hing an ihrem Leben. Aber gerade je bedeutungsvoller sie war, desto dringendere Gründe der Staatsklugheit hatte Elisabeth, das gesprochene Urtheil vollziehen zu lassen. Außer den beiden Fällen, für welche sie die Vollziehung des Todesurtheils angeordnet hatte, nämlich dem Falle der Landung eines fremden Heeres und des Ausbruchs eines Aufstandes, waren sehr viele andere denkbar, in welchen Maria Stuart's Leben für England weit drohender war, z. B. der Fall der Ermordung der Königin Elisabeth. Menschen, wie Philipp II., die Guisen, die Jesuiten und die Päpste ließen sich nicht versöhnen. Heinrich IV. büßte mit seinem Leben dafür, daß er es versuchte, mit diesen Menschen Frieden zu schließen. Walsingham und Burleigh, die getreuen Rathgeber der Königin Elisabeth, ja selbst der eigene Schwager der Maria Stuart, König Karl IX. von Frankreich sahen viel richtiger in dieser Angelegenheit, als Elisabeth. Karl IX. sagte zu dem englischen Gesandten Smith von Maria Stuart: „Ach, die arme Närrin wird niemals aufhören, bis sie ihren Kopf verliert. Wahrlich sie werden sie umbringen. Ich sehe, es ist ihr eigener Fehler und Wahnsinn: ich sehe keine Abhülfe." So sprach er schon im Jahre 1572. Elisabeth ließ sie noch sechzehn Jahre leben, fürwahr, sie übereilte sich nicht!

Ein besonders schwerer Vorwurf wird der Königin Elisabeth aus zwei Briefen gemacht, welche Walsingham und Davison an Paulet richteten, in dessen Gewahrsam sich Maria Stuart befand. Doch diese beiden Staatsmänner hielten den Tod der Königin von Schottland in so hohem Grade für nothwendig, daß sie im Widerspruch mit den bestimmten Weisungen ihrer Herrin das Urtheil vollziehen ließen. Es ist daher sehr wahrscheinlich,

daß bevor sie den gefährlichen Versuch wagten, ihre Ansicht im Widerspruche mit den Befehlen der Königin durchzusetzen, sie den weniger gefährlichen machten, Maria Stuart heimlich beseitigen zu lassen. Davison und Walsingham waren beide entschieden für die öffentliche Hinrichtung der Maria Stuart. Allein noch entschiedener überhaupt für deren Tod. Elisabeth hatte vielleicht unbestimmte Andeutungen des Wunsches gegeben, Maria Stuart möchte aus der Welt sein, wie Heinrich II. sie in Betreff Thomas Beket's zu erkennen gab. Allein die schwankenden Meinungen und Gedanken sind keine Entschlüsse, und noch weniger Weisungen oder Befehle.

Neuere Forschungen lassen kaum darüber einen Zweifel, daß der fragliche Briefwechsel zwischen Davison und Walsingham einerseits und Paulet andererseits ächt ist. Er belastet diese beiden Staatsmänner nur mit dem Vorwurf, daß sie allzueifrig darnach strebten, das gefällte Urtheil zur Vollziehung zu bringen, und sich dadurch verleiten ließen, an die Stelle der öffentlichen Hinrichtung einen geheime setzen zu wollen. Es ist erwiesen, daß Davison und Walsingham, Leicester, Bourleigh und Hatton gegen den Willen der Königin Elisabeth die Hinrichtung der Maria Stuart betrieben, und daß sie zu krummen Wegen ihre Zuflucht nahmen, da der Wille der Königin ihnen den geraden versperrte. Einen dieser krummen Wege lernen wir durch den mehrerwähnten Briefwechsel kennen. Auf Elisabeth wirft dieser Briefwechsel aber nur insofern ein schiefes Licht, als daraus ihr Widerwillen gegen eine öffentliche Hinrichtung der Maria Stuart mehr und mehr erhellt und dieser sie zu Gedanken und Aeußerungen führte, welche eine gewisse Schwäche verrathen. Elisabeth stände in meinen Augen höher, wenn sie neunzehn Jahre früher Maria Stuart aus England entlassen, oder wenn sie nach gesprochenem Todesurtheile dieses ohne Vorbehalt, ohne Schwankung und ohne Hinterthür unterzeichnet hätte.

Elisabeth verzieh der Kammerfrau der Maria Stuart, Margarethe Lambrunn, welche ergriffen wurde, als sie in Mannskleidern den Versuch machte, die Königin zu ermorden. Sie ließ es die Maria Stuart, welche allein ihre Kammerfrau zu diesem Mordversuche gebracht haben konnte, nicht fühlen. Sie strafte ihre Gefangene nicht wegen des Antheils, den sie an den Verschwörungen Northumberland's, Norfolk's und Parry's genommen; nicht, wegen der Excommunicationsbulle, welche sie vom Papste gegen Elisabeth erwirkt hatte; nicht, wegen der Ränke, die sie an allen katholischen Höfen Europa's und selbst an demjenigen der Elisabeth gegen diese spann. Sie begnügte sich damit, ihre Gefangene einer strengeren Bewachung zu unterziehen, mußte sich aber am Ende überzeugen, daß Maria zu gewandt und zu entschlossen war, um bei deren Lebzeiten unschädlich gemacht werden zu können. Die Verschwörung Babington's war gar zu gefährlich, als daß Elisabeth länger Geduld haben konnte und durfte. Ihr Fehler war, daß sie zagte und zögerte, wo sie fest und entschlossen handeln sollte.

Der Tod hat eine versöhnende Kraft. Er brachte die Verbrechen der Maria Stuart in Vergessenheit und richtete die Aufmerksamkeit von Freunden und Feinden auf ihre Reize, ihre Talente und auf ihr Unglück.

Wie auch immerhin Maria Stuart gelebt haben mag, der unparteiische Geschichtschreiber kann ihr die Anerkennung nicht versagen, daß sie muthig und würdevoll gestorben ist. So leichtfertig, ja so verbrecherisch ihre Laufbahn gewesen war, bevor sie aus Schottland vertrieben wurde, und so wenig sich die von ihr angezettelten Complotte gegen das Leben der Königin Elisabeth und die Unabhängigkeit Englands und Schottlands rechtfertigen lassen, so finden sie doch eine Entschuldigung in dem natürlichen Streben nach Freiheit. Daß Maria es verstand, die Königin in deren Gewalt sie war, neunzehn Jahre lang in steter Besorgniß zu erhalten, daß sie in Schottland und England, Spanien und Frankreich, in Rom und in den Niederlanden, ungeachtet der furchtbaren Verbrechen womit

sie sich befleckt hatte, Freunde warb, welche für sie in die Schranken traten, beweist, daß was Verstand, Kraft und Ausdauer betrifft, sie sich mit Elisabeth wohl messen konnte. Alles dieses macht aber auch anschaulich, daß ihr Elisabeth soviel Freiheit angedeihen ließ, als mit der Ruhe und Sicherheit Englands vereinbarlich war. Ein Philipp II. oder Paul IV. würden dem Streite früher ein Ende gemacht, nicht eine zweite, dritte und vierte Verschwörung abgewartet haben.

Maria besaß eine außerordentliche Gabe der Verstellung, einen Scharfblick, welcher ihr die verborgensten Schwächen ihrer Gegner enthüllte und eine Kunst der Verstellung, welche bis auf den heutigen Tag viele Geschichtschreiber täuschte. Während der ganzen Dauer ihrer Gefangenschaft gab sie sich keine Blößen mehr, welche nicht durch ihre Lage bedingt waren. Doch keine Macht der Erde konnte das Gewicht der Thatsachen, welche hinter ihr lagen, entfernen. Parteigenossen und weiche Gemüther mögen sich durch sie täuschen lassen. Dem ernsten Forscher bleibt kein Zweifel über jene entscheidenden Thatsachen, welche sie mit so großer Keckheit in Abrede stellte, und die doch die Grundursachen ihrer Flucht nach England und alles ihres Unglücks bildeten. Ihre Reden, selbst die Worte, die sie auf dem Wege nach dem Schaffotte sprach, standen wenigstens, wenn man sie in ihrem natürlichen Sinne aufnahm, nur zu häufig im Widerspruche mit der Wahrheit. Sie hatte lange daran gearbeitet, ihren Sohn in die Gewalt des Papstes oder Philipps II. zu bringen, aus welcher er nur als Katholik wieder in Freiheit gelangen sollte, dennoch war ihre letzte Botschaft an ihn: „ich habe nichts zum Nachtheil des Staates und des Reiches Schottland gethan."

Unstreitig besaß Maria Stuart, wie die Guisen, wie Philipp II., wie Loyola, und viele Päpste eine große Kraft. Zu bedauern ist aber, daß diese nicht im Dienste ehelicher Treue, mütterlicher Gefühle, der Freiheit, des Rechtes und der Liebe zum Vaterlande stand. Wie ganz anders wandte Elisabeth ihre Kraft an, obgleich auch sie nicht frei von Fehlern und Verstößen, von Irrthümern und Verkehrtheiten war. Doch ihre Schwächen theilte Elisabeth mit ihrer Zeit und mit allen Königen der Erde. Ihre Tugenden gehörten ihr selbst an.

## § 83. Die letzten Jahre der Elisabeth (1587—1603).

Kaum war Maria Stuart vom Schauplatze der Weltbegebenheiten abgetreten, so erstand der Königin Elisabeth ein anderer, weit mächtigerer Gegner, mit welchem sie zwar schon seit Jahrzehnden einen verdeckten, doch niemals einen offenen Kampf geführt hatte. Philipp II. von Spanien war durch die Unterhandlungen, die er mit Maria Stuart geführt hatte, auf den Gedanken gekommen, England nicht blos im Kriege besiegen, sondern erobern und vollständig unterjochen zu können. Er wähnte durch die Excommunicationsbulle, welche der Papst gegen Elisabeth geschleudert hatte und durch die ihm von Maria Stuart gemachten Eröffnungen ein gutes Recht auf die Krone von England erworben zu haben und rüstete sich zum Kriege mit dem Nachbarstaate, von welchem seine Besitzungen nur durch den Biscayischen Meerbusen und im Westen nur durch einen schmalen Strich der Nordsee getrennt waren. Die Vorbereitungen, welche der spanische Despot traf, beweisen am deutlichsten, wie nothwendig die Vollziehung des über Maria Stuart gesprochenen Todesurtheils gewesen war. Denn hätten sich um sie die Katholiken Englands geschaart, während Philipp von außen eine furchtbare Heeresmacht in's Feld stellte, so wäre die Gefahr noch weit dringender gewesen. Doch Elisabeth war auf ihrer Hut. Als sie die ersten Nachrichten von den Rüstungen Philipp's II. erhielt, sandte sie (1581) den ruhmgekrönten Seemann Drake wider ihn aus. Sie gab ihm nur vier große Schiffe mit, doch die Kaufleute

London's fügten, im Vertrauen auf reiche Beute, sechs und zwanzig größtentheils kleinere hinzu. Mit dieser Flotte drang er in den Hafen von Cadix, verbrannte gegen hundert mit kriegerischen Vorräthen gefüllte, und zwei reich beladene Schiffe, wovon eines dem Marquis von Santa Croce gehörte, stürmte die Festung, welche auf dem Vorgebirge St. Vincent stand und drei andere benachbarte Burgen, bedrohte Lissabon und nahm dann ein Schiff, welches mit reicher Ladung aus den Colonien kam. Der kriegerische Muth und der Unternehmungsgeist der Engländer hob sich durch diese Erfolge. Philipp brauchte zwölf Monate, um den ihm zugefügten Schaden zu ersetzen und Elisabeth benutzte diese Zeit, ihre Vertheidigungsmaßregeln zu vervollständigen. Zahlreiche englische Caper thaten den Spaniern großen Schaden. Die reichste Beute machte Thomas Cavendisch. Er nahm ihnen neunzehn reich beladene Schiffe ab, und kehrte mit Segeln von Damast und Goldbrokat, seine Seeleute in seidenen Kleidern, triumphirend nach London zurück. Doch in den Niederlanden brachte Leicester Schimpf und Schande den englischen Waffen, welche niemals unter schlechterer Führung gestanden waren. Ueberhaupt war damals sowohl die Land-, als die Seemacht Englands noch sehr schwach. Man zählte im ganzen Reiche nicht mehr als vierzehn tausend Seeleute. Die englischen Schiffe waren so klein, daß, mit Ausnahme einiger weniger Kriegsschiffe, nicht vier Kauffahrer über vier hundert Tonnen Gehalt hatten. Die königliche Seemacht bestand in acht und zwanzig Segeln, von denen das größte etwa einer Fregatte unserer Zeit gleich kam, die meisten aber ganz klein waren. Der Staatsschatz der Königin war sehr ärmlich versehen. Heinrich VIII. hatte die Kirchengüter und Maria Tudor überdies viele Krongüter verschleudert. Die Königin Elisabeth setzte ihren Stolz darein, von den Parlamenten so wenig Zuschüsse als möglich zu verlangen. Doch der Eifer aller Stände des Volkes, die Geschicklichkeit der englischen Seeleute und die Begeisterung, welche die Königin der Nation einzuflößen verstand, halfen allen Mängeln ab. Die Seestädte lieferten freiwillig mehr Schiffe, als von ihnen verlangt wurden, London z. B. statt fünfzehn dreißig. Der hohe und niedere Adel rüstete auf seine eigenen Kosten drei und vierzig Schiffe aus. Die Anleihen, welche die Königin in Anspruch nahm, wurden auf das bereitwilligste ausgezahlt. Dessenungeachtet konnte sich die englische Flotte, was Tonnengehalt, Zahl der Matrosen und Geschütze anbetraf, mit der spanischen nicht entfernt messen. In weit schwächerem Zustande war das englische Landheer. Seit den Kämpfen zwischen den Häusern York und Lancaster hatte England keinen ernstlichen Krieg zu Lande mehr geführt. Es fehlte daher sehr an geübten Truppen. Da Niemand wußte, welches der Bestimmungsort der spanischen Flotte sei, war zu befürchten, daß entweder die Feinde ungehindert würden landen können, oder aber, daß das Heer getheilt der Uebermacht erliegen würde.

Die Angst, welche in dem des Krieges ungewöhnten England herrschte, war groß. Doch Elisabeth theilte sie nicht. Sie war über niedere Furcht erhaben. Sie überwachte selbst die Vertheidigung des Landes, zeigte sich öffentlich in zuversichtlicher, heiterer Stimmung und war entschlossen, auf Tod und Leben für ihr Volk und für die Freiheit zu kämpfen. Die Maßregeln, welche sie ergriff, beruhigten die Besorgnisse der Katholiken und überzeugten diesen Theil der Nation, auf dessen Beistand Philipp zählte, daß ihre Freiheit nicht minder auf dem Spiele stehe, als diejenige der Protestanten, daß auf den spanischen Katholiken ein drückenderes Joch ruhe, als auf den englischen unter der Herrschaft einer protestantischen Fürstin. Das englische Volk wurde an die blutige Maria erinnert, und an die Zeiten, da Philipp die spanische Inquisition in England einzuführen suchte. Wenige Katholiken waren so fanatisch, d e spani chen Auto's-da-fe der englischen Regierung vorzuziehen. Umsonst schleuderte der Papst Sixtus V. eine neue Fluchbulle gegen Elisabeth, in welcher er in den üblichen Formen die englischen Katholiken gegen ihre Königin zum

Aufstande reizte. Die Königin verwarf die Rathschläge, welche ein allgemeines Mißtrauen gegen die Katholiken verriethen und drückende Maßregeln gegen diese zum Zwecke hatten. Nur einige wenige persönlich verdächtige Fanatiker stellte sie unter polizeiliche Aufsicht. Die Katholiken erwiesen sich des in sie gesetzten Vertrauens würdig, indem sie an den freiwilligen Beisteuern zum Kriege gegen Philipp einen eifrigen Theil nahmen. Durch einen Vertrag, den die Königin mit Jakob VI. abschloß, versicherte sie sich der Hülfe Schottland's. Durch ihre persönliche Gegenwart im Lager zu Tilbury hauchte sie dem Heere den Muth und die Entschlossenheit ein, die sie selbst besaß. Die Worte, welche sie dort sprach, gehören zu den hinreißendsten Ergüssen ihrer natürlichen Beredsamkeit.

Durch die Fürsorge der Königin, die Geschicklichkeit und den Muth der englischen Flotte und die Gunst der Stürme wurde die Gefahr der spanischen Armada von den Küsten Britanniens fern gehalten*). Nur einige wenige Schiffe derselben wurden, nachdem sie von dem englisch-holländischen Geschwader geschlagen und von den Stürmen zerstreut worden waren, an die englische Küste geworfen, wo sie Mitleiden, doch keine Furcht mehr erregen konnten.

Elisabeth war die Seele der englischen Nation während der Vorbereitung zum Kampfe gewesen. Ihr fiel natürlich der Ruhm des Sieges zu. Die Liebe des Volkes hatte sie immer als das Ziel ihres Strebens betrachtet. Sie wurde ihr in einem Maße zu Theil, wie sie kein anderer Fürst jemals besaß. Zusehends wuchsen der Wohlstand und die Bildung England's. Ganz Europa bewunderte die Königin Elisabeth und die Nation, die sie mit so zarter und doch so fester Hand beherrschte. Der Krieg mit Spanien dauerte fort, ohne dem englischen Volke die geringsten Gefahren mehr zu bereiten. Er brachte ihm reiche Beute. Der Schaden, welchen die englischen Kaper den Spaniern zufügten, war sehr groß. Die Niederländer und Franzosen, mit welchen Philipp noch immer Krieg führte, wurden dadurch sehr erleichtert, und machten während dieser Zeit große Fortschritte im Kampfe gegen den spanischen Despoten. Die Engländer leisteten ihnen dabei wesentliche Dienste.

Auf allen Gebieten, namentlich aber auf der unendlichen See thaten sich um jene Zeit die Engländer hervor. Sie eroberten (1595) Cadix, wobei die Spanier zwanzig Millionen Dukaten verloren, räumten es aber wieder, zufrieden mit der gemachten Beute und dem Schaden, den sie dem Feinde bereitet hatten. Bei dieser Gelegenheit zeichnete sich der Graf von Essex besonders aus. Philipp erkannte, daß er der vereinigten Macht Englands, Frankreichs und der Niederlande nicht lange würde widerstehen können. Es gelang ihm, Heinrich IV. zum Frieden zu bestimmen, indem er demselben sehr günstige Bedingungen gewährte. England setzte zwar den Krieg mit Spanien fort. Doch da Elisabeth nicht auf Eroberungen ausging, so wurde er nicht mit großem Nachdrucke mehr geführt. Zudem zwangen die Unruhen, welche die Spanier in Irland anzettelten, die Königin, einen großen Theil ihrer Streitkräfte dort zu verwenden.

Seit mehr als vier Jahrhunderten gehörte die Smaragd-Insel zu England. Doch hatte sie im Laufe dieser langen Zeit sehr wenige Fortschritte an Bildung und Wohlstand gemacht. Die kleinen eingeborenen Fürsten waren die eigentlichen Beherrscher des Landes. Sie erkannten zwar die englische Oberherrschaft an, weil sie sich nur mit ihren gegenseitigen Streitigkeiten und Fehden, und nicht mit dem Wohle der Gesammtheit beschäftigten, allein sie nährten den Haß des Volkes gegen die fremden Eroberer und verhüteten dadurch jede freundliche Annäherung beider Theile. Irland war zu arm, und die Staatskunst war in England noch zu wenig entwickelt, als daß die Provinz jenseits des St. Georgs-Kanals den englischen Königen irgend einen Zuwachs an Macht oder Hülfsquellen geboten hätte. Das ganze Verhältniß beider Völker bestand darin daß England ein schlecht bezahltes klei-

*) S. § 60. S. 405 f.

nes Heer von 1000—2000 Mann in Irland hielt, welches dieser Insel große Leiden und dem englischen Staatsschatze einige Kosten bereitete. Die Befehlshaber dieser Truppen rissen einen Theil der Gewalt der eingeborenen Häuptlinge an sich, welcher nach den Verhältnissen zu oder abnahm, ohne jemals einen dauernden und wohlthätigen Einfluß auf das unglückliche Land zu üben. Die Irländer blieben in jenem Zustande der Barbarei, wie er vor mehr als einem Jahrtausende schon dort geherrscht hatte. Zu den Kosten der Staatsverwaltung trug Irland nicht mehr, als 6000 Pfund jährlich bei, England fügte 20,000 hinzu, ohne davon irgend einen gegenwärtigen Vortheil zu ziehen.

Unter den irländischen Häuptlingen that sich um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts Shan O'Neale, oder wie ihn seine Landsleute nannten, der große O'Neale hervor. Er zettelte in den Jahren 1560 und 1569 Aufstände an, welche übrigens mit leichter Mühe erstickt wurden. Aehnliche Unruhen riefen die Grafen von Desmond (1569 und 1579) und Ormond (1570) hervor. Kurz darauf folgte der Aufstand der Bourk's. Umsonst bemühte sich die Königin Elisabeth, einige Ordnung in Irland einzuführen. Der Statthalter Sir John Parrot beging den Fehler, den Irländern Waffen zu geben, um die Einfälle der schottischen Seeräuber, welche ihnen um jene Zeit (1585) großen Schaden brachten, zurück zu treiben. Aufgereizt durch die Sendlinge Philipp's II. bedienten sie sich derselben gegen die Engländer. Hugo O'Neale, der Neffe Shan O'Neale's, dem die Königin den Titel eines Grafen von Tyrone verliehen hatte, setzte sich mit den Spaniern in Verbindung, erhielt von denselben Waffen und Kriegsvorräthe (1595) und führte einen kleinen Krieg, welcher sich mehrere Jahre hinaus zog. Endlich schickte Elisabeth den Grafen von Essex, welcher damals sehr hoch in ihrer Gunst stand, mit einem zahlreichen Heere nach Irland (1599). Doch der Graf setzte sich über alle ihm ertheilten Weisungen hinweg, führte den Krieg sehr schlaff, und kehrte sogar gegen den ausdrücklichen Befehl der Königin nach England zurück zu einer Zeit, da seine Gegenwart beim Heere am nothwendigsten war. Elisabeth behandelte ihn mit großer Schonung. Allein sie konnte nicht umhin, gegen ihn einzuschreiten, um so mehr, als er sich früher schon oft, im Vertrauen auf die Gunst der Königin, manche Ungebührlichkeiten erlaubt hatte. Er wurde zwar des Hofes verwiesen, allein er behielt seine Würde als Oberstallmeister und die Königin gab ihm deutlich zu verstehen, sie sei bereit ihm wieder ihre volle Gunst zuzuwenden, falls er eine kurze Probezeit bestehen würde (1600). Als sie aber die Erneuerung eines sehr vortheilhaften Patentes abschlug, gerieth er ganz außer sich, stiftete eine Verschwörung an, ließ sich in hochverrätherische Beziehungen mit Jakob VI. von Schottland ein, und machte sogar einen Versuch, sich mit Gewalt der Person der Königin zu bemächtigen (8. Februar 1601). Das Volk von London, auf welches er sich verlassen hatte, liebte die Königin mehr, als ihn. Er fand keinen Zuzug, wurde verhaftet, zum Tode verurtheilt und (25. Februar) hingerichtet.

Das Verhältniß, welches zwischen Elisabeth und Essex bestand, und das neben demjenigen der Königin und des Dieners eine Beimischung mütterlicher Zuneigung hatte, ist von Dichtern und dichterischen Geschichtschreibern zum Zwecke der Erregung einer übertriebenen Theilnahme ausgebeutet worden. Es ist eine wahre Krankheit der neueren Zeit, die Geschichte in einen Roman zu verwandeln. Wir wollen Schiller und Göthe, Walter Scott und seinen Nachahmern keinen Vorwurf daraus machen, daß sie die Geschichte verdorben und in vollständig verkehrter Auffassung in das Bewußtsein der Massen übergeführt haben, denn sie waren Dichter, und die Phantasie galt ihnen mehr als geschichtliche Wahrheit. Allein sehr zu tadeln ist es, wenn Leute, welche Geschichte zu schreiben vorgeben, in ähnliche Abweichungen von dem Boden der Thatsachen verfallen und wenn Menschen, welche ihre geschichtlichen Kenntnisse erweitern wollen, zu Romanen,

Lust- und Trauerspielen greifen, statt sich in den Büchern der Wissenschaft umzusehen. Die Geschichtschreiber haben schon gar zu vielen politischen und religiösen Unsinn in die Geschichte gebracht. Die Dichter haben sie ganz in ihr Gegentheil verkehrt, haben aus Despoten, Großhenkern, Räuberhauptleuten und ähnlichem Lumpengesindel, weil sie Kronen, Feldherrnstäbe oder sonstige Abzeichen der Macht trugen, liebenswürdige, freundliche, natürliche Menschen gemacht, während diese in ihrem Privat- wie in ihrem öffentlichen Leben zum Abschaume der Menschheit gehörten. Mit aller Gewalt wurden Liebes-Intriguen in durchaus ruhige und unverfängliche Verhältnisse hineingezwängt. So mußte Elisabeth, welche schon seit acht Jahren Königin war, als Essex geboren wurde, mit diesem jungen Manne in einem Liebesverhältniß stehen, während sie damals doch schon in ihrem acht und sechszigsten Jahre stand und Essex verheirathet war! Ein Unterschied von drei und dreißig Jahren im Alter schließt doch wohl Liebesbeziehungen aus, namentlich wenn die Frau diese Zahl von Jahren mehr hat, als der Mann. Unstreitig ist es, daß Elisabeth den Grafen von Essex mit Gunstbezeugungen überhäuft hatte. Daraus folgt aber nicht ein bis über den Tod hinaus reichendes phantastisches Liebesverhältniß.

Nach dem Grafen von Essex erhielt Mountjoy den Oberbefehl in Irland. Er brachte mit geringeren Mitteln, als seinem Vorgänger zu Gebote gestanden waren, Irland bald wieder in Unterwürfigkeit und nahm den Spaniern die Städte Kinsale und Baltimore, in deren Besitz sie sich gesetzt hatten (September 1601) wieder ab. Doch dauerte der Krieg fort bis zum Jahre 1603.

Noch in den letzten Jahren ihrer Regierung übte Elisabeth einen Act der Gerechtigkeit, welcher ganz England mit Freude erfüllte, indem sie die Klagen des Parlaments in Betracht der Mißbräuche, welche mit Monopolen und Patenten getrieben wurden, als gegründet anerkannte und denselben abhalf. Im Jahre darauf (24. März 1603) starb die große Königin Englands, bewundert von der ganzen Welt und bis zum heutigen Tage geachtet und verehrt von jedem Kenner der Geschichte.

Die Liebe zu ihrem Volke bildete die Grundlage aller Tugenden der Königin Elisabeth. Aus dieser reinen Quelle schöpfte sie jene Kraft und Ausdauer, jene Hochherzigkeit und Unermüdlichkeit, jene nie endende Sorgfalt, Ordnungsliebe und Sparsamkeit, welche sie in keiner Lage ihres Lebens, weder in ihrer ersten Jugend, noch im Alter von siebenzig Jahren verließen. Ihr Scharfblick durchdrang alle Verhältnisse Europa's und erschloß ihr die verstecktesten Charaktere. Wie klein erscheinen neben ihr die berühmtesten Könige ihrer Zeit: Philipp II., Heinrich IV. und wie sie alle heißen! Nur Wilhelm von Oranien stand ihr würdig zur Seite. Er war kein König! Man hat der Königin Elisabeth oft Härte vorgeworfen. Doch wie hätte sie in ihrer Zeit, inmitten wüthender Fanatiker ihren Thron, die Unabhängigkeit Englands und den Flor ihres Reiches ohne eine gewisse Strenge erhalten können? Sie wußte ebensowohl zur rechten Zeit nachgiebig, als fest zu sein, wie sie namentlich in dem Monopolstreit bewies. Ebenso grundlos ist die Behauptung, sie sei zu wenig offen gewesen. Ihre Feinde mochten allerdings wünschen, eine genauere Einsicht in ihre geheimen Pläne und Absichten zu erlangen. Doch sie war klug genug, eine der gerechten Sache, die sie vertrat, verderbliche Offenheit zu vermeiden. Die lächerlichste aller Behauptungen hinsichtlich der Königin Elisabeth ist aber, daß nicht ihr selbst, sondern ihren Ministern der Ruhm und das Verdienst ihrer Regierung gebühren. Wann dieses der Fall gewesen wäre, so müßte sich doch bei dem Wechsel ihrer Diener irgend eine Veränderung im Gange der Verwaltung nachweisen lassen. Walsingham starb 1590, Burleigh lebte zwar länger, doch starb auch er früh genug (1598) um der Königin Zeit zu lassen, die Welt zu enttäuschen, falls sie nur ihm den Glanz ihrer Regierung verdankt hätte. Doch Burleigh's Tod brachte so wenig, als derjenige Walsingham's die geringste

Veränderung im Gange der Regierung zu Tage. Die einzigen Fehler im Charakter der Königin scheinen mir vielmehr ihre zu große Nachsicht gegen mehrere Günstlinge, namentlich Leicester, und ihre Befangenheit in religiösen Dingen gewesen zu sein. Doch welcher König hat jemals seinen Lieblingen weniger geopfert als Elisabeth, welcher Fürst des sechzehnten Jahrhunderts behandelte in ähnlicher Lage Andersglaubende milder, als sie? Ich kenne keinen. Immerhin bleiben dieses Flecken in dem Sonnenscheine ihres Charakters. Von einer Elisabeth erwartet man mehr, als von gewöhnlichen Königen.

Unter ihrer Regierung wurde noch ein Wiedertäufer lebendig verbrannt, weil er die Gottheit Christi leugnete! Wenn in unseren Tagen eine gleiche Strenge beobachtet würde, wie viele denkende Menschen blieben am Leben? Nur die Heuchler! Was im sechzehnten Jahrhunderte eine durchaus vereinzelte Erscheinung war, welche selbst in England mit dem Tode bestraft werden konnte, ist in unseren Tagen zur Ansicht der Menschheit geworden. Der Glauben an die Gottheit Christi hat aufgehört und steht nur noch wie ein Kartenhaus, welches der erste Windstoß umwirft. Elisabeth hätte in die Zukunft blicken und nichts thun sollen, was ihre Enkel schon bitter tadelten und selbst viele ihrer Zeitgenossen anstößig fanden. Elisabeth war mit den Alten vertraut. Sie las die griechischen und römischen Classiker. Sie verstand die italienische, französische und spanische Sprache. Sie verlangte ähnliche Kenntnisse von ihren Umgebungen und erzeugte dadurch einen edeln Wetteifer unter denselben Klassen der Gesellschaft, welche früher nur die Jagd, das Spiel und Trinkgelage als ihren würdigen Zeitvertreib betrachtet hatten. Das Beispiel der Einfachheit und Sparsamkeit, welches sie gab, verbesserte die Sitten des Volkes.

Eine der schlimmsten Folgen der Monarchie ist der verderbliche Einfluß, welchen sie auf die Entwicklung des geistigen Lebens der Nationen ausübt. Große Charaktere können sich unter Königen nie entwickeln, höchstens im Kampfe mit denselben. Große Talente tauchen in Monarchien nur dann auf, wenn sie von den Machthabern gefördert, niemals, wenn sie von diesen vernachlässigt oder gar entmuthigt werden. Elisabeth förderte das Talent. Sie bildete um sich einen Kreis hochbegabter Personen, wie kein gleichzeitiger Staat ihn aufzuweisen hatte. Staatsmänner, wie Burleigh und Walsingham, Seeleute wie Franz Drake, unternehmende Geister wie Sir Walter Raleigh, Dichter wie Shakespeare, und Gelehrte, wie Bacon fanden sich in so großer Zahl und mit so ausgezeichneten Verdiensten nur in England. Dieses war kein Zufall. Denn wie unter den früheren Regierungen solche glänzende Namen am englischen Hofe nicht zu finden gewesen waren, so verschwanden sie schnell unter Jakob I. und keine andere tauchten auf.

England war das einzige Land, in welchem solche Geister damals Anerkennung fanden, Elisabeth die einzige Königin, welche sie duldete und sogar förderte. Nur unter dem Schutze der Freiheit können sich Wissenschaften und Künste entfalten. Freier, als England war zur Zeit der Elisabeth kein Land der Erde, selbst die Niederlande und die Schweiz nicht, welche trotz ihrer republikanischen Formen keineswegs auf dem Höhepunkte der Freiheit standen. Die frische Kraft der Schweiz hatte damals schon sehr abgenommen, in den Niederlanden aber war der Kampf zu heftig entbrannt, die Freiheit stand noch auf zu schwachen Füßen, als daß sich das Volk den Bestrebungen des Friedens mit voller Kraft hätte hingeben können.

In der ganzen Weltgeschichte finde ich keinen Kaiser und keinen König, den ich an sittlichem Werthe und Geisteskraft über Elisabeth setzen möchte, weder vor, noch nach ihr. Gustav Adolph war ein großer Krieger und Staatsmann, allein nur während der kurzen Spanne Zeit von seiner Landung in Deutschland (24. Juni 1630) bis zu seinem Tode (16. November 1632) griff er in großartiger Weise in die Geschichte der Menschheit ein. Alle groß genannten Kaiser und Könige des Alterthums und der mittleren Zeit waren nur

Krieger und Eroberer: Karl der s. g. große, die Ottonen, die Hohenstaufen. Nur König Alfred von England ließe sich mit Elisabeth vergleichen. Doch die Gefahren, womit die raubsüchtigen Dänen England bedrohten, waren sehr klein im Verhältniß mit denjenigen, womit die ganze katholische Welt zu Elisabeth's Zeiten England heimsuchte. Elisabeth war der Schild, an welchem das Papstthum abprallte. Philipp II. und seine Rathgeber irrten sich darin nicht, daß es ein leichtes sein würde, nach Unterwerfung Englands die niederländischen und deutschen Protestanten zu Paaren zu treiben.

Die weltgeschichtliche Bedeutung der Königin Elisabeth besteht darin, daß sie für England jede Willkürherrschaft auf Jahrhunderte hinaus unmöglich machte, daß sie für England und Europa den Protestantismus feststellte und ein Beispiel von Regentenweisheit gab, welches von den Königen der Erde zwar niemals befolgt wurde, allein die Ansprüche der Völker an ihre Monarchen erhöhte, und sie dadurch der freieren Verfassung der Republik näher brachte. Unter Fürsten, wie Elisabeth würden die Völker Europas sich die Monarchie noch lange gefallen lassen. Das Joch von Gaunern und Tyrannen, das sie jetzt tragen, werden sie bald und leicht zertrümmern.

Nichts bezeichnet mehr die innerste Seele der Königin Elisabeth, als jene zahlreichen Reden, die sie in den wichtigsten Augenblicken ihres Lebens aus der Fülle ihres Herzens sprach. Sie zeugen von einer Liebe und Reinheit des Gefühls, von einer Klarheit der Erkenntniß und einer Willenskraft, welche alle gleichzeitig gesprochenen Worte in der ganzen Welt übertreffen. Dadurch aber, daß diese mit ihren Thaten immer vollständig übereinstimmten, erhielten sie ihren höchsten Werth. Nur wo Wort und That Hand in Hand gehen, ist sittliche Kraft, sonst sind die Worte Dunst, und die Thaten Irrlichter.

Aus unzähligen Reden hebe ich hier zwei hervor. Die eine hielt Elisabeth im Lager zu Tilbury an die Truppen zur Zeit der größten Gefahr, in welcher sich England seit den Zeiten Wilhelm's des Eroberers jemals befand, als Philipp II. das Reich mit seiner Uebermacht bedrohte, und eine andere, welche sie in dem Monopolstreite, der mit ungewöhnlicher Heftigkeit vom Parlamente betrieben worden war, an eine Abordnung desselben richtete.

Zu den Soldaten im Lager von Tilbury sprach sie: „Mein liebendes Volk, einige ängstliche Gemüther haben uns gewarnt, uns nicht den bewaffneten Massen anzuvertrauen, aus Furcht vor Verrath; aber ich versichere euch, ich wünschte nicht zu leben, wenn ich meinem treuen und liebenden Volke nicht trauen könnte. Tyrannen mögen sich fürchten; ich habe immer so gehandelt, daß ich, nächst Gott, meine größte Stärke und Sicherheit in die treuen Herzen und den guten Willen meiner Unterthanen setzte. Und deßhalb bin ich in eure Mitte gekommen, nicht zu meiner Erholung und Vergnügung, sondern entschlossen, in der Hitze der Schlacht unter euch allen zu leben oder zu sterben; für meinen Gott, für mein Reich und für mein Volk meine Ehre und mein Blut in den Staub zu legen. Ich weiß, ich habe nur den Leib eines schwachen Weibes, aber ich habe das Herz eines Königs, und zwar eines Königs von England. Mir dünkt es bitterer Hohn, daß Parma oder Spanien, oder irgend ein Prinz von Europa es wagen sollte, die Grenzen meiner Reiche zu betreten. Doch bevor durch mich diesen irgend eine Schande wiederfahren sollte, will ich selbst die Waffen ergreifen, euer Feldherr und Richter sein, und jede eurer tapferen Thaten im Kampfe belohnen."

Wenn diese Rede Begeisterung und Todesverachtung sprüht, so bekundet diejenige, welche Elisabeth in dem Monopolstreite hielt, eine Mäßigung und eine liebevolle Gesinnung, wie sie kein anderer König jemals an den Tag legte. Bei diesem Streite war nicht blos Elisabeth selbst betheiligt, insofern er eine der wichtigsten Quellen ihrer Einnahme betraf, sondern auch alle ihre Günstlinge, denen sie durch Patente besondere Vortheile zuzuwenden

pflegte. Das hielt sie aber nicht ab, in folgenden Ausdrücken zu sprechen: „Niemals hat ein Fürst seine Unterthanen mehr geliebt, als ich, und kein Juwel, kein Schatz, kein Glück irgend einer Art kann den Werth dieser Zuneigung aufwiegen. Obgleich Gott mich emporgehoben hat, betrachte ich es als meine höchste Ehre, daß ich mit eurer Zuneigung geherrscht habe, und danke ihm dafür, daß er mich an die Spitze eines so dankbaren Volkes gestellt hat. Was ich von euch verlangt habe, wenn es die Noth erheischte, habe ich gewiß nicht aufgespeichert, sondern für euch verwendet, und habe selbst mein Eigenthum nicht gespart. Drücken Sie, Herr Sprecher, allen für ihre Bewilligungen und ihre Anhänglichkeit den Dank aus, den mein Herz fühlt, meine Zunge aber nicht ausdrücken kann. Sie danken mir, aber ich habe mehr Grund, Ihnen zu danken; denn ohne Ihren Rath möchte ich blos aus Mangel an richtiger Kenntniß in Irrthum verfallen. In der That habe ich nie ein Patent bestätigt, das ich nicht im Allgemeinen für nützlich und gut hielt; aber da manche Dinge sich anders gewendet haben, danke ich den Mitgliedern des Hauses der Gemeinen, daß sie sich durch keine Erwägungen abhalten ließen, offen zu sprechen und daß sie nicht etwas duldeten, was meine Ehre berühren, oder die Zuneigung meiner Unterthanen vermindern möchte. Es ist meine Absicht, alle Mißbräuche abzustellen, und diejenigen zu bestrafen, welche in ungesetzlicher Weise meine guten Absichten verkehrt und ihre Mitbürger unterdrückt haben. Aber der Himmel wird, so hoffe ich, deren Fehler mir nicht zurechnen. Ich bin unschuldig. Denn im Hinblicke auf den obersten Richter, dem ich Rechenschaft ablegen muß, habe ich immer gesucht, das Wohl meines Volkes zu fördern. Ich wünsche nicht länger zu leben, als meine Regierung allen zum Vortheil gereicht. Es sind in England mächtigere und weisere Fürsten gewesen, doch niemals war einer, noch wird einer sein, der mehr Sorge und Zuneigung für sein Volk hatte."

Drei Jahrhunderte sind vergangen, seit Elisabeth den Thron bestieg. Noch sind ihre Worte wahr geblieben. Noch ist kein Fürst in England, oder in irgend einem Reiche der Welt gewesen, der seinem Volke Beweise der Liebe gab, wie Elisabeth!

Wenn irgend ein Mensch den Republikaner mit dem Königthume aussöhnen könnte, so wäre es Elisabeth. Doch im Laufe der Jahrtausende tauchte nur ein solcher Charakter auf. Es gab keinen zweiten unter den Millionen schwacher oder leidenschaftlicher, beschränkter oder ehrgeiziger Könige, die uns die Weltgeschichte aufführt.

## §. 84. Jakob I. (1603—1625).

Bevor Jakob den englischen Thron bestieg, war er zwei und zwanzig Jahre lang König von Schottland gewesen. Er war gewissermaßen als König geboren, denn schon kurze Zeit, nachdem er das Licht der Welt erblickt hatte, wurde seine Mutter gezwungen, abzudanken. Jakob wurde (den 29. Juli 1569) zu Stirling gekrönt im Alter von wenigen Tagen mehr, als einem Jahre.*) Doch hatte er in seiner Kindheit viele bittere Erfahrungen zu machen. Der erste Mann, dem er besondere Zuneigung schenkte, war der französische Gesandte, Graf von Aubigny, der sich von ihm von der katholischen zur protestantischen Religion bekehren (1580) und zum Grafen von Lenox ernennen ließ. Zwei Jahre lang besaß er des Königs volles Vertrauen. Die puritanischen Geistlichen Schottland's glaubten aber nicht, daß der muntere Franzose ihre Formeln von Herzen angenommen habe. Es bildete sich eine Verschwörung von Adeligen, die sich der Person des Königs bemächtigten und alle seine damaligen Rathgeber theils vertrieben, theils gefangen setzten (1582). Noch mehr, als der unruhige Adel, machte die fanatische puritanische Geistlichkeit dem

*) Er war geboren den 19. Juni 1566, drei Monate und zehn Tage nach der Ermordung Rizzio's und neun Monate vor derjenigen Darnley's.

Könige zu schaffen, obgleich Jakob I. in der protestantischen Religion erzogen war, und sogar eine gewisse Vorliebe für theologische Streitfragen besaß. Die Lage, in welcher sich seine Mutter in England befand, und der Tod, welcher später (1587) über sie verhängt wurde, konnten ihm nicht gleichgültig sein, obgleich auch nachher seine Beziehungen zu der Königin Elisabeth friedlich blieben. Die Anschläge, welche Maria Stuart gemacht hatte, ihren Sohn in die Hände des Papstes oder Philipps II. zu liefern, mußten ihn überzeugen, daß seine Mutter für die Ruhe Schottlands nicht minder gefährlich gewesen sei, als für den innern Frieden Englands, und daß, wenn Maria Stuart bereit war, ihren eigenen Sohn der katholischen Partei aufzuopfern, sie schwerlich Bedenken getragen haben würde, gegen ihre Feindin Elisabeth Verschwörungen anzuzetteln.

Gegen Ende des Jahres 1589 ehelichte Jakob Anna, die jüngere Tochter des Königs von Dänemark. Die Königin Elisabeth hatte vergeblich gesucht, den Abschluß der Ehe zu verhindern, indem es ihr peinlich zu sein schien, daß ihr vermuthlicher Nachfolger der Gründer eines neuen Königshauses sein sollte, während sie selbst kinderlos blieb. Jakob hütete sich wohl, mit seiner mächtigen Nachbarin in Krieg zu gerathen. Allein in dem wichtigen Punkte der Ehe gab er ihr nicht nach. Jakob fühlte sich sehr unbehaglich auf dem schottischen Throne, welcher ihm wenig Macht, geringe Einkünfte und große Mühseligkeiten bereitete. Nicht ohne einige Ungeduld harrte er auf den Tod der Königin Elisabeth, welcher ihm eine glänzende Zukunft in Aussicht stellte. Heinrich VIII. hatte zwar stillschweigend die Nachkommen seiner Schwester Margaretha, Königin von Schottland von der Thronfolge ausgeschlossen, und Elisabeth konnte niemals dazu bestimmt werden, ihren Thronfolger namentlich zu bezeichnen. Allein das Erstgeburtsrecht war in das Bewußtsein des englischen Volkes so tief eingedrungen, daß über die Ansprüche Jakob's I., des Enkels der ältesten Schwester Heinrich's VIII. kein Zweifel obwaltete, nachdem die drei Kinder Heinrich's hintereinander ohne Nachkommen gestorben waren.

Jakob I. reiste nach London und wurde aller Orten mit dem größten Jubel aufgenommen. Die englische Krone ging von dem Hause Tudor auf das Geschlecht der Stuart über, ohne daß die geringste Einsprache dagegen erhoben wurde.

Elisabeth hatte durch ihre persönliche Größe England an die Spitze der gesammten protestantischen Partei Europa's empor gehoben. Unter Jakob I. verlor das Reich, obgleich es durch seine Verbindung mit Schottland an Macht gewonnen hatte, bald wieder diese ehrenvolle Stellung; die weitaussehenden Pläne, welche Heinrich IV. von Frankreich auf den Beistand England's gegründet hatte, scheiterten an dem Widerwillen Jakob's gegen alle Gefahren des Krieges. Der französische Abgesandte, Marquis von Rosni konnte nichts weiter bewirken, als die Zusage, die Generalstaaten in Uebereinstimmung mit dem Könige von Frankreich insgeheim unterstützen zu wollen. Nur für den Fall, daß die Spanier einen der beiden Könige angreifen sollten, schloß Jakob mit Heinrich einen Vertheidigungsbund.

Der Königin Elisabeth war es gelungen, mit wenigen Ausnahmen, das gute Einverständniß mit ihren Parlamenten ungetrübt zu erhalten. Doch so groß auch die Macht gewesen war, welche sie durch ihre eigene Kraft und die Talente ihrer Rathgeber ausübte, hatte sie doch namentlich in den letzten Jahren ihrer Regierung, in einigen wichtigen Punkten den Forderungen derselben nachzugeben für gut befunden. Jakob I. hatte keinen Anspruch auf dasjenige Vertrauen, welches Elisabeth so wohl verdiente. Obgleich er von Natur weder herrschsüchtig, noch ehrgeizig war, gab er doch durch die übertriebenen Ansichten von seiner königlichen Machtvollkommenheit, die er viel zu oft unumwunden aussprach, begründeten Anstoß. Der Geist der Freiheit, welcher unter der Königin Elisabeth von Jahr zu Jahr kräftiger geworden war, trat unter Jakob mit um so größerem Nach=

drucke hervor, je weniger dieser es verstand, seinem Volke Achtung oder auch nur Schrecken einzuflößen. Er war daher in unausgesetzten Streitigkeiten mit seinen Parlamenten, welche die Nation in steigende Aufregung brachten und für ihn selbst die unangenehme Folge hatten, daß ihm nur sehr geringe Einkünfte bewilligt wurden.

In Schottland hatte Jakob I nie endende Zänkereien mit der puritanischen Geistlichkeit gehabt. Die Katholiken gründeten darauf und auf seine Abstammung von Maria Stuart, der eifrigen Anhängerin ihrer Kirche, die Hoffnung, entweder gleiche Rechte mit den Protestanten, oder doch Duldung zu erhalten. So lange Jakob sein Thronfolgerecht in England nicht für ganz sicher hielt, suchte er, sich die Gunst der Katholiken durch allgemeine Zusagen, die er ihnen machte, zu erwerben. Doch bald erkannte er, daß er diese nicht würde halten können, ohne eine höchst gefährliche Mißstimmung in England hervorzurufen. Er machte daher keinen Versuch, die harten Gesetze der Königin Elisabeth abzuschaffen, oder zu mildern. Die Katholiken, welche sich in ihrer Hoffnung getäuscht sahen, wurden dadurch auf's äußerste gereizt, und es entwickelte sich in ihrem Schooße jenes Complott, welches unter dem Namen der Pulververschwörung so übel berüchtigt ist. Catesby, ein Mann von alter Familie, Piercy, aus dem berühmten Hause Northumberland, die Jesuiten Desmond und Garnet, Sir Everard Digby, Rookwood, Grant, Thomas Winter und Guy Fawkes waren die Hauptpersonen des geheimen Bundes. Ihr Zweck war, den König, die gesammte königliche Familie, beide Häuser des Parlaments und alle angesehenen Kronbeamten auf einen Schlag zu ermorden. Nur die Prinzessin Elisabeth, damals noch ein Kind, sollte am Leben bleiben, jedoch ergriffen und auf den Königsthron erhoben werden. Unter ihrem Namen hofften die Verschworenen zu regieren. Sie dachten, es würde nicht schwer sein, die Prinzessin in der katholischen Religion zu erziehen und diese dadurch zur herrschenden in England zu machen. Die Verschworenen bewahrten ihr Geheimniß fast anderthalb Jahre lang, obgleich mehr als zwanzig Personen davon Kenntniß hatten. Alle Anstalten waren getroffen, am Tage der Eröffnung des Parlamentes dieses in die Luft zu sprengen. Piercy hatte zuerst das Haus neben dem Parlamentsgebäude, dann den Keller unter demselben gemiethet und mit Pulvertonnen gefüllt. Diese waren unter Kohlen und Reisigbündeln versteckt. Niemand hatte die geringste Ahnung von den Plänen der Verschworenen. Zehn Tage bevor das Parlament zusammentrat, erhielt der Lord Monteagle einen Warnungsbrief, den er dem Staats-Secretär Lord Salisbury mittheilte. Beide legten wenig Gewicht auf das Schreiben, zeigten es aber doch dem Könige. Dieser kam sofort auf den Gedanken, das Parlament sollte in die Luft gesprengt werden. Am Tage vor der Parlamentseröffnung wurden die Gewölbe durchsucht, die Pulvertonnen entdeckt, Guy Fawkes ergriffen und in dessen Taschen alles gefunden, was erforderlich war, die Mine zu entzünden. Als Catesby und Piercy davon Nachricht erhielten, eilten sie nach Warwickshire, wo Sir Everard Digby schon Anstalten getroffen hatte, sich der Prinzessin Elisabeth zu bemächtigen. Diese war jedoch entkommen und die Verschworenen brachten nicht mehr als achtzig Mann zusammen. Piercy und Catesby verloren im Kampfe das Leben, Digby, Rookwood, Winter, Garnet und Andere wurden lebend gefangen und büßten ihr Verbrechen mit dem Tode. König Jakob benahm sich bei dieser Gelegenheit mit seltener Würde und Mäßigung. Er erklärte, diese Verschwörung solle nicht den geringsten Einfluß auf seine Regierungsgrundsätze üben. Er warnte, die gesammte katholische Partei in das Verbrechen einiger Wenigen zu verwickeln und versprach, zwar die Schuldigen zu bestrafen, die Unschuldigen aber zu schirmen und zu schützen.

Von dem strafrechtlichen Standpunkte hatte Jakob ganz Recht. Es wäre sehr grausam gewesen, wenn irgend ein Mensch, welcher sich nicht persönlich bei der Pulververschwörung betheiligt hatte, wegen derselben bestraft worden wäre. Allein die Sache hatte auch

ihre politische Seite. Die katholische Partei von ganz Europa, ja der ganzen Erde stand unter einem und demselben Haupte, die Jesuiten insbesondere unter einem Ordensgenerale. Die Beweggründe, welche Catesby, Piercy und die übrigen Verschworenen zu ihrem Verbrechen trieben, waren nicht persönlicher Art, sondern im Gegentheile die gleichen, welche die Bartholomäusmörder, die Mörder Wilhelm's von Oranien, Heinrich's III. und andere bestimmt hatten, das Blut ihrer Gegner zu vergießen. Dieselben Menschen, welche von den Protestanten als Verbrecher bestraft, wurden vom Papste zu Rom und dessen Anhängern als Märtyrer gepriesen und verehrt. Die Pulververschwörung war nur ein Ring in jener großen Kette von Verbrechen, mit welcher Päpste und Jesuiten die Welt wieder knechten wollten. Sie bewies klar und deutlich, daß die Protestanten England's allen Grund hatten, gegen die Umtriebe der katholischen Partei auf ihrer Hut zu sein, und sehr unklug gehandelt, falls sie ihr, so lange sie eine feindliche Stellung behauptete, Zugeständnisse gemacht hätten. Die Verschworenen konnten ihre Siegeshoffnung nur auf die Ueberzeugung gründen, daß ihre Glaubensgenossen, wie die Bartholomäusnacht, so auch die Pulver-Verschwörung hinterher anerkennen und ausbeuten würden, falls sie gelinge. Sie kannten den Einfluß, welchen der Papst auf dieselben hatte, gut genug, um anzunehmen, daß wenn nur dieser die That genehmigte, wenige seiner Anhänger sie tadeln würden.

König Jakob besaß für diese Gedankenreihe wenig Empfänglichkeit. Er ließ am liebsten alles beim Alten. Nur einen Gegenstand trieb er in den ersten Jahren seiner Herrschaft mit Vorliebe und Eifer. Die Verbindung Schottland's und England's zu einem einzigen Reiche Er scheiterte aber in seinen Bestrebungen hauptsächlich in Folge seiner verkehrten Ansichten über den Umfang und die Bedeutung der königlichen Macht. Er war in dem Wahne befangen, diese Vereinigung habe gewissermaßen in dem Augenblicke stattgefunden, da ihm die englische Krone zufiel, und hatte demzufolge alle von ihm abhängigen Einrichtungen getroffen, welche dieses bekundeten. Er hatte auf seinem Wappenschilde die Abzeichen England's und Schottland's unter einer Krone vereinigt, hatte den Titel König von Großbritannien angenommen und die Richter veranlaßt, die Erklärung abzugeben, daß alle nach der Vereinigung beider Kronen in einem der beiden früher getrennten Reiche geborenen Kinder in beiden Bürgerrecht haben sollten. Dieser übertriebene Eifer machte mit Recht das Parlament mißtrauisch. Die Vereinigung kam nicht zu Stande, weil der König sich eingebildet hatte, sie verstehe sich von selbst, die Mitwirkung der Parlamente beider Reiche sei nur der Form und nicht der Sache wegen erforderlich.

Mit mehr Erfolg arbeitete Jakob an der Verbesserung der Zustände Irlands. Er schaffte das alte s. g. Brehon Gesetz ab, demzufolge jedes Verbrechen, selbst der Mord mit Geld abgekauft werden konnte. Er führte die englischen Eigenthumsgesetze statt der s. g. Gavelkinde ein, welche bestimmte, daß nach dem Tode jedes Glieds einer Familie das gesammte Grundeigenthum derselben neu vertheilt werden müsse und beseitigte die alten irischen Häuptlinge durch Beamte, welche er wählte. Er bezahlte das kleine englische Heer, das in Irland stand, regelmäßig, hielt auf gute Mannszucht und verhütete dadurch die vielen früher von den englischen Söldnern verübten Erpressungen und Gewaltthätigkeiten. In keinem Theile seines Reiches erwarb sich Jakob so große Verdienste, als in Irland.

Ueberhaupt zeigte sich Jakob von der vortheilhaftesten Seite, wenn er seinen eigenen Antrieben folgte. Denn er war von Natur gutmüthig und nicht ohne Einsicht. Allein er besaß die große Schwäche, nicht ohne einen Günstling sein zu können, den er mehr nach seiner äußeren Erscheinung, als nach seinem innern Werthe sich erkor. Der erste, den er in England annahm (1609), war Robert Carre, ein junger Mensch von zwanzig Jahren, für den nichts sprach, als ein schmuckes Gesicht und eine schlanke Gestalt. Jakob erhob ihn zum Grafen von Rochester, verhalf ihm dazu, die Scheidung der jungen Gräfin von Essex

zu bewirken, die sein Günstling nachher ehelichte. Rochester glaubte sich alles erlaubt. Er machte sich durch seinen Uebermuth viele Feinde und vergiftete sogar seinen besten Rathgeber Overbury, welcher ihn abhalten wollte, in sein Verderben zu rennen. Mittlerweile gewann jedoch ein anderer junger Mann des Königs Gunst: Georg Villiers, ein Mensch von ein und zwanzig Jahren. Der frühere Günstling wurde gestürzt, wegen des von ihm verübten Mordes zum Tode verurtheilt, zwar vom König begnadigt, doch auf Lebenszeit der öffentlichen Verachtung preis gegeben (1615). Villiers war nicht besser, als sein Vorgänger. Der König überhäufte ihn mit Würden und Ehrenstellen und ernannte ihn zuletzt zum Herzoge von Buckingham, ungeachtet er herrisch, ehrgeizig, gewissenlos und durchaus unfähig war. Die englische Nation verlor unter dem Einflusse eines solchen Günstlings alles Ansehen beim Auslande und zwar zu einer Zeit, als der Entscheidungskampf zwischen Protestantismus und Katholicismus sich vorbereitete. Jakob war um so mehr aufgefordert, an demselben Theil zu nehmen, als er dem jungen Kurfürsten Friedrich von der Pfalz seine Tochter Elisabeth zur Frau gegeben hatte (1613). Doch weit entfernt, dieses zu thun, trachtete er gerade in den Jahren, da der dreißigjährige Krieg in Deutschland ausbrach, nur darnach, seinen Sohn Karl mit der Schwester Philipp's IV. von Spanien zu vermählen, und war als sein Schwiegersohn landesflüchtig umherirrte, thöricht genug, zu glauben, durch diese Vermählung seiner Tochter und deren Gemahle die Pfalz wieder verschaffen zu können. Das spanische Cabinet zog die Unterhandlungen geflissentlich viele Jahre lang hinaus, während welcher Jakob die Spanier ungehindert in Deutschland die Protestanten unterdrücken ließ. Als endlich die Sache zum Abschlusse kommen sollte, gab er, wenn auch ungern zu, daß sein Sohn und Buckingham nach Madrid reisten, um dort persönlich die Heirath zu betreiben. Mittlerweile hatten aber die Spanier die Pfalz dem Kaiser Ferdinand II. und dem Herzog von Baiern übergeben, konnten also über dieselbe nicht mehr verfügen. Zwar erklärte sich der König Philipp IV. bereit, die Rückgabe der Pfalz, sei es durch Unterhandlung oder andere Mittel zu bewirken. Allein nur ein Neuling in der Staatskunst kann sich durch solche Worte täuschen lassen. Die Spanier hätten dem Könige Jakob zu Liebe niemals Krieg mit dem deutschen Zweige des Hauses Habsburg und mit der katholischen Ligue angefangen, ohne Kampf konnten sie aber über die Pfalz, welche Ferdinand II. dem Herzoge Maximilian von Baiern versprochen hatte, nicht verfügen.

Während Jakob mit Spanien unterhandelte, kämpfte Mansfeld in der Pfalz. Hume ist sehr im Irrthum, wenn er den König wegen der Schlaffheit, mit welcher er die Sache des Protestantismus und seines Schwiegersohnes betrieb, in Schutz nimmt. Wie großes leistete Mansfeld mit den geringen Mitteln, die ihm aus England zuflossen! Wenn er nur etwas kräftiger von Jakob unterstützt und zugleich die Spanier zur See angegriffen worden wären, so hätte dem dreißigjährigen Kriege vielleicht in seinen ersten Anfängen ein Ziel gesetzt werden können. Da aber das Haus Habsburg von England nichts fürchtete, wuchs dessen Uebermuth. Die Nation und das Parlament hatten Elisabeth niemals verlassen, wenn sie das Schwert für die Sache des Protestantismus und der Freiheit zog. Sie wären auch Jakob in einem ähnlichen Kampfe treu zur Seite gestanden. Gerade seine Schlaffheit gegenüber der großen Sache protestantischer Freiheit und die Zugeständnisse, welche er den Spaniern ertheilte, machten ihn in England verächtlich und lächerlich.

In demselben Jahre, in welchem der dreißigjährige Krieg begann (1618) opferte Jakob seinen tüchtigsten Feldherrn, Sir Walter Raleigh, dem Hasse seiner Feinde, der Spanier auf. Schon unter der Königin Elisabeth hatte sich dieser hochbegabte Mann wiederholt durch seine Kühnheit ausgezeichnet. Allein er war ein Gegner des Grafen von Essex gewesen, welcher mit Jakob hochverrätherische Unterhandlungen gepflogen. Ohne alle ge-

nügenden Beweise hatte Jakob schon im ersten Jahre seiner Regierung bewirkt, daß ihm der Prozeß gemacht und er zum Tode verurtheilt wurde. Der König ließ ihn zwar nicht hinrichten, allein hielt ihn bis zum Jahre 1618 gefangen. Auch dann begnadigte er ihn nicht. Raleigh war damals einer der wenigen Helden aus den Zeiten der Königin Elisabeth, die noch lebten. — Jakob gestattete ihm, eine Flotte zu befehligen, welche auf Entdeckungen und Beute ausging. Die gehofften Goldminen, welche dem Raleigh von einem seiner Bekannten, dem Hauptmann Keymis, vorgespiegelt worden waren, fanden sich nicht. Keymis griff in Abwesenheit des Oberbefehlshabers die Stadt St. Thomas im spanischen Guiana an. Dafür ließ Jakob den Raleigh bei seiner Rückkehr enthaupten, um den spanischen Hof zu besänftigen. Raleigh war der englischen Nation in der Erinnerung an seine früheren Verdienste und seine späteren Leiden sehr lieb und theuer. Sie betrachtete dessen Hinrichtung als ein Zugeständniß, welches den Spaniern gemacht wurde, um die beabsichtigte Vermählung Karl's zu erleichtern. Dem englischen Volke war der von Jakob beabsichtigte Bund mit Spanien durchaus zuwider. Das Haus der Gemeinen machte dagegen die ernstesten Vorstellungen (1621), um so mehr, als eine der Bedingungen des Ehevertrags die theilweise Aufhebung der gegen die Katholiken unter Elisabeth erlassenen Gesetze in sich schloß. Jakob verwies den Gemeinen ihre Einmischung in Staatsangelegenheiten. Sie wiederholten ihre Einsprache, und es kam bei dieser Gelegenheit zu Verhandlungen und Erörterungen, welche dem königlichen Ansehen um so mehr schaden mußten, als die ganze Nation auf der Seite der Gemeinen stand, und der König eben so großen Uebermuth in Worten, als Kleinmuth in der That bekundete.

Als endlich auf Buckingham's Veranlassung die Unterhandlungen mit Spanien abgebrochen wurden (1623), jubelte die ganze Nation, obgleich weder staatsmännische Berechnung, noch Berücksichtigung der Wünsche des Volkes, sondern die ungestümen Leidenschaften Buckingham's den Bruch herbeigeführt hatten. Das Parlament bewilligte dem Könige einige Abgaben (1624), allein da das Vertrauen noch nicht wiederhergestellt worden war, fielen dieselben sehr mager aus. Ein Krieg mit Spanien war unvermeidlich geworden. In aller Eile schloß Jakob einen Bund mit Frankreich ab. Karl wurde mit Henriette, der Tochter Heinrich's IV. von Frankreich verlobt und in Bausch und Bogen ihr jedes Zugeständniß gemacht, welches früher der spanischen Prinzessin ertheilt worden war, ohne alle Rücksicht auf die von dem Hause der Gemeinen dagegen erhobenen Einsprachen. Namentlich sagte Jakob der französischen Regierung zu, daß die Kinder aus der Ehe Karl's und Henriettens bis zu ihrem dreizehnten Jahre von ihrer katholischen Mutter erzogen werden sollten. Hätten die französischen und englischen Machthaber etwas tiefer geblickt, so wäre es ihnen nicht entgangen, daß diese Bestimmung entweder die Ausschließung der Stuart vom englischen Throne oder die Unterjochung des Volkes durch die katholische Partei zur Folge haben müßte. Doch wann haben jemals Fürsten der augenblicklichen Befriedigung ihrer Eitelkeit ihr eigenes Glück oder die Wohlfahrt ihrer Nationen vorgezogen? Die französischen Machthaber drangen auf diese Bestimmung, um mit derselben prahlen zu können, die englischen gewährten sie, um so schnell als möglich den Ehebund fertig zu bringen. Beide dachten nicht an die Folgen. Diese wurden darum nur um so ernster. Einen Stützpunkt für England in seinem bevorstehendem Kampfe mit Spanien bot der Ehevertrag nicht. Denn er setzte nur die Verbindung zweier Personen, nicht zweier Mächte fest.

Bevor der Krieg mit Spanien, den Jakob niemals ernstlich meinte, ausgebrochen war, starb der König (27. März 1625). Er war niemals ein kräftiger und entschlossener Mann gewesen. Seit er aber dem Herzoge von Buckingham die Zügel der Regierung überlassen, hatte er mehr und mehr die Gunst und die Achtung seines Volkes verscherzt, bis er am Ende dem Spotte der ganzen Welt verfiel.

Jakob hatte keines der gewöhnlichen Laster der Fürsten. Er war weder grausam noch wollüstig, weder herrschsüchtig noch ehrgeizig. Allein er besaß keine der für einen König unentbehrlichen Eigenschaften, weder Scharfblick noch Festigkeit, weder ein reges Ehrgefühl noch Selbstständigkeit. Er ließ sich, namentlich von Buckingham, auf die unanständigste Weise behandeln, und gab nicht selten wider bessere Einsicht nach, zumal es ihm an Muth fehlte, ungebührliche Zumuthungen abzuweisen. Er wollte gerecht sein, wie er bewies, indem er selbst den hochgefeierten Kanzler Bacon preis gab, als dieser der Bestechlichkeit überwiesen wurde *). Allein aus Feigheit wurde er nicht selten grausam, wie z. B. dem Sir Walter Raleigh gegenüber, weil er fürchtete, seine Beziehungen zu Spanien zu gefährden.

Einer der größten Irrthümer, in welche ein Mensch und namentlich ein König verfallen kann, ist, Nebensachen für Hauptsachen, Kleinigkeiten für entscheidend zu halten. Jakob I. hatte diesen Fehler nicht bloß in dieser oder jener, sondern in fast allen Beziehungen des Lebens. Ihm schienen es Hauptsachen, seine übertriebenen Ansichten über die königliche Machtvollkommenheit so oft als möglich auszusprechen, die schottische Nation der englischen in den Aeußerlichkeiten des Kirchendienstes anzunähern, seinen Sohn Karl mit der Tochter eines der mächtigsten Könige Europa's zu vermählen. Im Verhältnisse zu diesen Zielpunkten seines Strebens schienen ihm die praktische Geltendmachung seiner königlichen Rechte, die Gründung eines guten Einvernehmens mit seinen beiden Völkern und eine Achtung gebietende Stellung dem Auslande gegenüber von geringer Bedeutung. Die Folge dieser Verkehrtheiten Jakob's war, daß er in England und Schottland den größten Widerwillen gegen das unbeschränkte Königthum, in Schottland Abscheu vor der englischen Kirche rege machte, und auf dem ganzen Festlande Europa's Brittannien dem Spotte und dem Hohn der königlich republikanisch gesinnten, der Katholiken und der Protestanten preis gab.

Nächst Jakob war der Herzog von Buckingham der einflußreichste Mann der beiden Königreiche. Er war in seinen Leidenschaften eben so verkehrt, als der König in seinen Ansichten, und da die Leidenschaften weit unmittelbarer in das praktische Leben eingreifen, als die Ansichten, war die Wirksamkeit des Ministers weit verderblicher, als diejenige des Königs. Für England und die Menschheit war es übrigens ein Glück, daß die Leidenschaftlichkeit Buckingham's die so lange vorbereitete Heirath des Prinzen Karl mit der spanischen Infantin vereitelte. Aus einem derartigen Bunde hätten sich nur Beziehungen entwickeln können, welche der Sache der Freiheit schädlich gewesen wären, schädlicher, als die Ehe, welche der Prinz später mit der französischen Königstochter einging.

Während Jakob I. die übertriebensten Ansichten von der königlichen Gewalt hegte und die abgeschmacktesten Ansprüche in Betreff der ihm gebührenden Verehrung aufstellte, spielten die Londoner Possen, worin der König auf der Bühne erschien und lächerlich gemacht wurde. Die Königin Anna sah sie an und lachte aus vollem Halse über die Schnurren ihres Gemahls. In einem der damals sehr beliebten Stücke lief Jakob mit umgestülpten Taschen einher und trug ein Schwert, das weder er, noch alle seine Höflinge aus der Scheide brachten. Wäre er nicht allgemein, und selbst von seiner eigenen Frau als eine Art Hanswurst betrachtet worden, so wären derartige Lustspiele Unmöglichkeiten gewesen. Ganz in demselben Geiste war es, daß die Londoner, da er mit Niemandem von Geschäften sprechen wollte, seinem Hunde einen Zettel an den Hals hingen, worauf stand: „Lieber Cäsar, wir bitten Dich, sprich Du mit dem Könige über unsere Angelegenheiten, denn Dich hört er jeden Tag, uns nie!"

Je würdevoller und rein menschlicher Elisabeth sich im Laufe einer fünf und vierzig-

*) Er begnadigte ihn aber schon bald wieder und setzte ihm sogar einen Ruhegehalt aus.

jährigen Regierung benommen hatte, desto mehr Anstoß mußte das ganze Benehmen ihres Nachfolgers geben.

## § 85. Karl I. (1625—1642.)

Wie der Saamen längere Zeit unter der Erde liegt, bevor seine Keime zu Tage kommen und anfangs kleine und schwache Schößlinge emportreibt, so sind auch die Ursachen der bedeutungsvollsten Erscheinungen im Völkerleben zuerst verborgen und treten unscheinbar an das Licht. Erst im Laufe der Jahre gewinnen sie Kraft, wenn ein günstiges Geschick sie vor Zerstörung bewahrt. Die Stürme der Reformation hatten die Völker aus ihrem Schlummer geweckt und tausend frische Keime belebt, welche zwar durch die starke Hand der Könige nieder gehalten, aber nicht erstickt wurden. Die englische Staatsverfassung, so unsicher und schwankend sie in dem ersten Jahrhundert dieses Zeitabschnitts auch war, enthielt doch zwei Grundsätze, welche sich gegenseitig widersprachen, und ihre Ausgleichung nur durch eine freundliche Verständigung zwischen Volk und König finden konnten. Der erste war, daß ohne Zustimmung des Parlaments keine Abgaben erhoben werden könnten, der zweite, daß die königliche Gewalt sehr unbestimmte und schwankende Grenzen habe, und daher, je nach den Umständen, sehr weit ausdehnbar sei. Unter der Königin Elisabeth machte die gemeinsame Gefahr und die Weisheit der Regierung eine friedliche Ausgleichung zwischen den Massen des Volkes und des Königthums nicht sehr schwierig, die Stände waren zwar sehr sparsam, allein die Königin war es auch. Es fehlte ihr daher nie an den erforderlichen Mitteln zur Führung eines geordneten Staatshaushalts. Zur Zeit Jakobs I. traten sich beide Gegensätze schon viel schroffer entgegen. Je übertriebener die Ansichten waren, welche der König über die ihm zukommende Gewalt äußerte, desto kärglicher waren die Abgaben, die ihm das Parlament bewilligte Ein ganz ähnlicher Widerstreit, wie auf dem staatlichen Gebiete entwickelte sich mehr und mehr auch auf dem kirchlichen. Die Gewalt, welche das Parlament dem Könige Heinrich VIII. und später der Königin Elisabeth in kirchlichen Dingen eingeräumt hatte, war so schrankenlos, daß ihr die persönliche Ueberzeugung des Volkes fast vollständig untergeordnet war. Allein diese fügte sich darum doch nicht, wenn schon sie nur auf Umwegen zu Tage trat. Einer der Umwege, welchen sie einschlug, bekundete sich durch die Verhandlungen der Parlamente, in welchen seit den Tagen der Königin Elisabeth die Puritaner das Uebergewicht besaßen. Das einzige gesetzliche Mittel, welches das englische Volk hatte, in staatlichen und kirchlichen Dingen der Machtvollkommenheit seiner Könige Schranken zu ziehen, bestand in dem Steuerverweigerungsrechte. Während der Regierung Jakob's I. bildete sich unter den denkenden und freiheitsliebenden Männern Englands mehr und mehr die Ueberzeugung aus, von diesem einzigen politischen Rechte, das sie besaßen, den ausgedehntesten Gebrauch zu machen, damit England nicht, gleich Frankreich und Spanien, der schrankenlosen Willkür seiner Könige anheimfiele. Es war nicht Unkenntniß der Verhältnisse, nicht sinnloser Eigensinn, nicht übermäßige Sparsamkeit, welche dasselbe Parlament, das den Krieg mit Spanien so lange und so eifrig gewünscht hatte, später abhielt, die erforderlichen Summen zu dessen kräftiger Führung zu bewilligen. Es war vielmehr außer der Gewohnheit der Sparsamkeit der Entschluß, die königliche Macht durch reichliche Abgabenbewilligungen nicht noch stärker werden zu lassen, als sie schon war. Das gerechte Mißtrauen, welches das Volk in Jakob I. setzte, mochte dazu auch das seinige beitragen. Allein der Widerwillen gegen königliche Willkührherrschaft, welcher seit Jahrzehnten immer zugenommen hatte, bildete die eigentliche Ursache der Kargheit der englischen Parlamente. Religiöse Beweggründe fielen dabei gleichfalls in die Wagschale. Wie außerordentlich mächtig diese dazumal

waren, und zwar nicht bloß in den Kreisen des bürgerlichen Lebens, sondern auch unter den See- und Land-Soldaten zeigte sich schon im ersten Jahre der Regierung Karl's I., indem sämmtliche dem Könige der Franzosen gegen die Hugenotten zu Hülfe gesandten Truppen sich weigerten, dem Könige zu gehorchen und zweimal unverrichteter Dinge umkehrten, als sie erfuhren, sie sollten dazu verwendet werden, den heldenmüthigen Widerstand der Protestanten von La Rochelle zu brechen. Wenn ein solcher Geist im Heere und in der Flotte lebte, konnte der König auf blinde Unterwürfigkeit von Seiten des Parlamentes nicht rechnen. Er war ein Thor, dieses zu verkennen, und einen Kampf auf Tod und Leben mit der frischen Kraft seines Volkes zu beginnen.

Es war gewiß nicht weise, daß Karl das erste Geschwader, das er in den Kampf sandte, dem Könige Ludwig XIII. zur Verfügung stellte, um die Glaubensgenossen der englischen Nation unterdrücken zu helfen*)! Diese erste That mußte nothwendig das Mißtrauen des Volkes gegen ihn rege machen, um so mehr, als den Engländern die Bedingungen des mit Frankreich abgeschlossenen Ehevertrags nicht verborgen blieben, und diese allein schon genügten, ernste Besorgnisse zu erwecken. Die glatten Worte, welche Karl an das Parlament richtete, konnten das Gewicht dieser Thatsachen nicht beseitigen. Es sprach seine Gesinnungen aus, indem es ihm nur 112,000 Pfund bewilligte.

Wenn Karl ein tiefblickender Staatsmann gewesen wäre, oder in seinem Kabinette einen solchen gehabt, hätte er die Ursache des Verfahrens des Parlaments erkennen und diese gleich im Keime bekämpfen oder durch entsprechende Zugeständnisse beseitigen müssen. Statt dessen verstärkte er dieselbe, indem er suchte, ohne die Parlamente seine Absichten durchzuführen. Mehr und mehr drang er der Nation die Ueberzeugung auf, sie habe kein anderes Mittel, sich vor schrankenlosem Despotismus zu schützen, als unbeugsamen Widerstand gegen den König, welcher nur zu deutlich zeigte, er gedenke auch ohne die Parlamente und diesen zum Trotze von seinen Herrscherrechten den ausgedehntesten Gebrauch zu machen.

Karl suchte durch gezwungene Anlehen den Mangel bewilligter Abgaben zu ersetzen. Sie reichten aber nicht weit. Die Flotte, welche er (1. Oktober) gegen Cadix sandte, richtete nichts aus, und kehrte mit Schimpf und in schlechtem Zustande wieder (November 1625). Weit fühlbarer, als der Mangel an Geld war bei der Flotte der Mangel an Begeisterung, an Vertrauen, an freudiger Zusammenwirkung. Dieses waren die Hebel gewesen, mit deren Hülfe die Siege errungen wurden, welche die englischen Geschwader unter Elisabeth mit Ruhm bedeckten. Die Soldaten, welche sich unter Karl I. schaarten, waren von einem solchen Geiste nicht beseelt. Sie wurden von keiner Elisabeth ermuthigt, wie das Heer im Lager zu Tilbury.

Das erste Parlament konnte seine Entschlüsse nur im Allgemeinen auf die Lage des Landes, auf die unter Jakob I. eingeschlagenen Bahnen und auf den bekannten Charakter Karl's I. und seines Rathgebers, des Herzogs von Buckingham, gründen. Dem zweiten gegenüber drückte sich der König Johann bestimmter über seine Absichten aus (1626). Er sprach ganz deutlich von „neuen Rathschlägen," welche er zu befolgen gedenke, und ließ demselben noch bestimmter zu erkennen geben, er sei entschlossen, ohne Parlamente zu regieren, d. h. die Verfassung des Landes umzustoßen, falls ihm nicht die verlangten Abgaben bewilligt würden. Zu seinen Drohungen fügte er Hohn und Gewaltthat hinzu. Karl ernannte den Herzog von Buckingham, den das Haus der Gemeinen des Hochverraths angeklagt hatte, während die Anklage schwebte zum Kanzler der Universität Cambridge. Damit noch nicht zufrieden, ließ er auf Hörensagen hin zwei Mitglieder des Unterhauses und selbst den Grafen von Arundel, einen Pair des Reiches, gefangen setzen. Er sah sich zwar bald veranlaßt, die Gefangenen wieder frei zu geben, allein da das

*) S. oben § 69 S. 462.

Haus der Gemeinen sich nicht beeilte, ihm die verlangten Abgaben zu bewilligen, vielmehr zuerst sich mit den Beschwerden des Volkes beschäftigte, löste er das Parlament in sehr hastiger und verletzender Weise (15. Juni 1526) wieder auf.

Immer deutlicher trat die Absicht des Königs hervor, ohne Parlament herrschen zu wollen. Er schritt zu den aller verwerflichsten Mitteln, Geld zu erpressen, und das englische Volk zu peinigen, damit es zu der Ueberzeugung kommen sollte, es wäre doch besser, wenn das Parlament gesetzliche Abgaben gewährte, als daß der König ungesetzliche gewaltsam erhöbe. Mit den Katholiken trieb er den niedrigsten Schacher, indem er für Geld sie der wider sie erlassenen Gesetze entband. Vom Adel und von der Stadt London und einzelnen reichen Leuten verlangte er Anleihen, von anderen freiwillige Abgaben. Unter dem Namen des Schiffsgeldes erhob er eine sehr drückende Steuer. Als die Nachricht von der Schlacht von Lutter am Barenberge nach London kam, schrieb er eine Abgabe von vier Subsidien aus, und suchte die Gesetzwidrigkeit dieses Schrittes dadurch zu beschönigen, daß er vorgab, es sei keine Zeit, das Parlament zu versammeln, und daß er die Abgabe eine Anleihe nannte. Den Steuererhebern verlieh er eine durchaus ungesetzliche Gewalt, neben welcher weder die persönliche Freiheit, noch die Sicherheit des Eigenthums des Bürgers bestehen konnte. Um seinen verfassungswidrigen Maßregeln einen bessern Schein zu geben, ließ er die mit ihm verbündeten Geistlichen zu deren Gunsten predigen, deren Reden drucken und unter dem Volke verbreiten. Wer sich den Machtbefehlen des Königs nicht fügte, oder sich dagegen aussprach, wurde in's Gefängniß geworfen. Nur fünf Männer besaßen in ganz England Muth genug, sich nicht geduldig die Gewalt gefallen zu lassen: Sir Thomas Darnet, Sir John Corbet, Sir Walter Earl, Sir John Hevingham und Sir Edmond Hambden. Um ihrer Verurtheilung sicher zu sein, setzte der König die gewissenhaften Richter ab, und ernannte an deren Stelle feile Werkzeuge seiner Gewalt. Diese erlaubten den Gefangenen nicht, sich durch Bürgschaft frei zu machen (1624). Wer nicht bereitwillig die ihm auferlegten Anleihen entrichtete, wurde durch Einquartierung, durch gefahrvolle Aufträge, die ihnen der König ertheilte und auf jede andere erdenkliche Weise gequält und in Schaden gebracht.

Während durch diese Gewaltthaten ganz England in die äußerste Aufregung versetzt wurde, ließ sich Karl durch Buckingham in einen unsinnigen Krieg mit Frankreich verwickeln. Dieser elende Günstling hatte es sich in den Kopf gesetzt, der Anna von Oesterreich, Gemahlin Ludwig's XIII. den Hof zu machen, und da Richelieu ihm aus diesem Grunde nicht erlaubte, nach Paris zurück zu kehren, drohte der englische Minister, „er werde die Königin, der ganzen Macht Frankreich's zum Trotze sehen." Der Angriff welchen die Flotte unter Buckingham's Führung auf die Insel Rhé machte, endigte eben so schmachvoll, als der frühere auf Cadix. Die Hugenotten hatten nur Schaden von dieser Unternehmung, indem diese ihnen keine Hülfe brachte, und den Grimm der französischen Regierung gegen sie noch mehr entzündete.

Vor Ablauf von zwei Jahren überzeugten sich der Tyrann und sein Günstling, daß auf verfassungswidrigen Wegen in England nur wenig Geld aufzutreiben sei. Es waren aber große Summen erforderlich, zugleich der spanischen und der französischen Monarchie die Spitze zu bieten. Buckingham hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben, die dem Kardinale Richelieu an den Kopf geworfene Drohung auszuführen. Er schlug daher selbst vor, wieder ein Parlament zusammen zu berufen. Damit dieses aber über die Absichten der Regierung keinen Zweifel habe, erklärte ihm der König in seiner Eröffnungsrede (am 17. März 1628), daß, falls es seine Schuldigkeit nicht thue," d. h. nicht so viel Geld verwilligen würde, als er verlangte, „er andere Mittel, die ihm Gott in die Hände gegeben, ergreifen würde." Mit unerhörter Frechheit und bitterem Hohne, fügte Karl I. hinzu: „Nehmet

das nicht als eine Drohung, denn ich verschmähe es, irgend einem, der mir nicht gleich steht, zu drohen."

Ungeachtet dieser Herausforderung faßte das Haus der Gemeinen den Beschluß, dem Könige fünf Subsidien zu bewilligen. Derselbe sollte aber erst nach Erledigung der Beschwerden des Volkes in Kraft treten. Der König erhielt dadurch die volle Gewißheit, daß das Parlament keineswegs beabsichtige, ihm die zur Führung der Regierung nothwendigen Mittel zu versagen, sich aber seinerseits das Recht nicht wolle rauben lassen, die wohlbegründeten Beschwerden des Volkes zu besprechen. So kam jene berühmte Forderung des Rechtes (Petition of right) zu Stande, worin alle die vorhin erwähnten Gewaltmaßregeln des Königs angeführt und Abhülfe dagegen verlangt wurde. Vergebens suchte Karl I. durch Winkelzüge den gerechten Forderungen des Volkes auszuweichen. Nach mannigfaltigen Verhandlungen genehmigte er sie unbedingt, worauf das Parlament die früher in Aussicht gestellten fünf Subsidien dem Könige gewährte. Mittlerweile hatten aber die Gemeinen von manchen anderen staatsgefährlichen Schritten Karl's I. Kenntniß erhalten. Derselbe hatte namentlich kurz nachdem er dieses Parlament einberufen, eine Commission niedergesetzt mit dem Auftrage, Mittel zu finden, Geld durch Abgaben oder auf andere Weise aufzutreiben, ohne Rücksicht auf die bestehenden gesetzlichen Formen. Der König hatte ferner den Auftrag ertheilt, tausend deutsche Reiter zu werben und nach England bringen zu lassen. Der Herzog von Buckingham war dem Parlamente und dem Volke mit Recht verhaßt. Ueber das von dem Könige erhobene Tonnen- und Pfundgeld war noch keine Bestimmung getroffen worden. Während das dritte Parlament über alle diese hochwichtigen Fragen Verhandlungen pflog, löste der König es gleich den früheren plötzlich auf (26. Juni 1628), und bewies dadurch wiederholt, daß er nicht daran denke, den gerechten Beschwerden des Volkes abzuhelfen, vielmehr nur darnach trachte, durch das Parlament sich Abgaben bewilligen zu lassen, ohne demselben irgend ein anderes Recht einzuräumen.

Die bewilligten Abgaben wurden schnell in einer Unternehmung erschöpft, welche den Hugenotten von La Rochelle Hülfe bringen sollte, allein eben so schmählich, wie alle früheren, welche Karl I. angeordnet hatte, endigte. Der König nahm daher wieder zu einem Parlamente (es war das vierte) seine Zuflucht, das er den 20sten Januar 1629 versammelte. Mittlerweile war der Herzog von Buckingham (23. August 1628) von einem Offiziere Namens Felton ermordet worden. Jetzt mußte es sich zeigen, ob der König, oder sein Minister die Haupt-Schuld der bisher geübten Gewaltthätigkeiten trüge. Nur zu bald ließ das Benehmen Karl's I. darüber keinen Zweifel, daß sie auf ihm selbst ruhe. Nach wie vor begünstigte er die Männer, welche die ausgelassensten Ansichten über königliche Gewalt öffentlich vertheidigten; namentlich Manwaring, Sibthorp, und Cosins. Seine Treulosigkeit bekundete Karl I. aber, indem er die Forderung des Rechts (Petition of right), welche er bestätigt hatte, nicht mit der üblichen Formel, sondern mit einer andern, durchaus schwankenden, welche das Parlament als ungenügend verworfen hatte, verkünden ließ. Mit Recht war das Volk auch darüber ungehalten, daß er das Tonnen- und Pfundgeld nach wie vor erhob, ungeachtet das Parlament ihm diese Abgabe nicht bewilligt hatte, und deren Erhebung in offenbarem Widerspruche mit der erst jüngst genehmigten Forderung des Rechtes stand. Die Verhandlungen des Parlaments nahmen schnell wieder einen sehr ernsten Charakter an. Zu den politischen gesellten sich noch religiöse Streitigkeiten hinzu. Der König gestattete dem Parlamente nicht, seine Verhandlungen fortzuführen. Während es gerade mit der Untersuchung des rechtswidrig erhobenen Tonnen- und Pfundgeldes beschäftigt war, und bevor es noch Abgaben hatte bewilligen können, löste er es auf (am 10. März 1629). Nicht zufrieden damit, warf Karl I. die hervorragendsten Redner des Unterhauses: Sir Miles Hobart, Sir Peter Heyman Selden, Coriton, Long und Strode in's

Gefängniß. Drei andere: Sir Jones Elliot, Hollis und Valentine ließ er verurtheilen, solange es dem Könige gefalle im Gefängniß zu bleiben und in schwere Geldstrafen nehmen. Sir James Elliot starb im Kerker.

Die Drohung mit welcher Karl I. das Parlament hatte einschüchtern wollen, jener neue Regierungsplan, den er in Aussicht gestellt hatte, oder mit anderen Worten der Umsturz der parlamentarischen Verfassung trat jetzt in Wirklichkeit. Er ließ eilf Jahre verstreichen, bevor er wieder ein Parlament berief, trat im Laufe dieser Zeit die Verfassung Englands und namentlich das von ihm selbst bestätigte Gesetz der Forderung des Rechts (Petition of right) mit Füßen und würde nie wieder seine Zuflucht zu den Ständen genommen haben, wenn nicht die bitterste Noth ihn dazu gezwungen hätte. Um ungestört im Innern seinen tyrannischen Neigungen Folge leisten zu können, schloß er (am 14. April 1630) mit Frankreich und kurz darauf (am 5. November 1630) mit Spanien Frieden, gab darin seinen Schwager, den Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich V. und die Sache der deutschen Protestanten der Wuth ihrer Feinde Preis und begnügte sich damit, dem Könige Gustav Adolph von Schweden einige geringe Hülfe im Kampfe gegen das österreichische Kaiserhaus zu leisten. Seine ganze Kraft wandte Karl I. darauf, in Kirche und Staat einen Despotismus einzuführen, welcher in vollkommenem Widerspruch mit der ganzen Vergangenheit Englands stand. In kirchlichen Dingen war sein Rathgeber Laud, seit 1633 Erzbischof von Canterbury, in weltlichen der Graf von Strafford, welcher sich früher unter dem Namen Thomas Wentworth als Vorkämpfer für die Rechte des Volkes hervorgethan hatte und durch seinen Abfall doppelt heftige Entrüstung hervorrief.

Laud suchte die Ceremonien der englischen Kirche, welche den römisch-katholischen ohnedies noch sehr ähnlich waren, diesen mehr und mehr anzunähern. Der römische Hof war mit ihm so wohl zufrieden, daß er ihm unter der Hand einen Cardinalshut anbieten ließ. Doch dazu war die Zeit noch nicht gekommen. Die Söhne Karl's I., welche von ihrer Mutter in der römisch-katholischen Religion erzogen wurden, waren noch nicht berufen, die Zügel der Regierung zu ergreifen. Es handelte sich nur darum, den Uebergang zur Herrschaft der katholischen Kirche und zum unbeschränkten Königthume einzuleiten. In dieser Richtung gingen alle Maßregeln, welche der König in Uebereinstimmung mit Laud und Strafford traf.

Während in Deutschland der dreißigjährige und in den Niederlanden der achtzigjährige Kampf für die Aufrechthaltung der protestantischen Kirche wüthete, beschäftigte sich Karl I. in unrühmlicher Weise nur mit der Unterdrückung seines eigenen Volkes. Er gab durch eine öffentliche Verkündung deutlich zu erkennen, daß er gesonnen sei, nie wieder ein Parlament um sich zu versammeln. Er erhob Tonnen- und Pfundgelder ohne ständische Ermächtigung, erhöhte sogar noch deren Ansätze und ertheilte den Zollbeamten die ausgedehntesten und widerrechtlichsten Vollmachten. Aus den Abfindungen mit den Katholiken machte er sich eine regelmäßige Einnahme. Das Werkzeug, mit welchem er die größten Summen erpreßte und die schreiendsten Ungerechtigkeiten beging, war die Sternkammer. Diese verhängte die grausamsten Strafen über Alle, die es wagten, gegen den herrschenden Despotismus Einsprache zu erheben. Er schrieb eine Stempeltaxe auf Spielkarten aus, stellte die, unter Jakob I. abgeschafften Monopole wieder her, ertheilte dem Rathe von York eine verfassungswidrige Gerichtsbarkeit und dehnte diejenige der Sternkammer, welche schon zu groß und mit Recht verhaßt war, noch weiter aus. Die Geldstrafen, welche Karl I. wegen geringfügiger mündlicher Aeußerungen verhängen ließ, beliefen sich nicht selten auf fünf tausend Pfund und darüber. Prynne wurde wegen seines Buches Histrio — Mastix überdies zum Pranger, zum Verluste seiner beiden Ohren und zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt. Unter dem Namen des Schiffgeldes erhob der König seit dem Jahre

1634, von neuem eine regelmäßige, durchaus gesetzwidrige Abgabe, die ihn in den Stand setzte, eine ansehnliche Flotte zu halten. Die englische Nation ertrug alle diese Gewaltthaten mit einer an Stumpfsinn grenzenden Geduld. Nur wenige Männer fanden sich, welche dem Könige einen kühnen Widerstand entgegensetzten. Sie wurden auf's grausamste bestraft. Eine allgemeine Entmuthigung bemächtigte sich selbst der entschlossensten Vorkämpfer der Freiheit. Sie sahen für sich keine Rettung mehr, als in der Auswanderung nach dem fernen Amerika.

Doch auch dieser letzten Hoffnung beraubte sie der verblendete Tyrann. Acht Schiffe lagen (1536) in der Themse, bereit nach der neuen Welt zu segeln. Auf diesen wollten sich unter anderen Sir Arthur Hazlerig, John Hambden, John Pym und Oliver Cromwell der Macht Karl's I. entziehen. Doch er hielt sie mit Gewalt zurück. Bald kam die Zeit, da diese Männer ihm fühlbar machten, der Hochmuth komme vor dem Falle.

John Hambden war bereit, sein Vaterland zu verlassen, doch der Tyrannei Karl's I. wollte er sich nicht knechtisch unterwerfen. Er zahlte die ihm widerrechtlich auferlegte Steuer von zwanzig Schillingen nicht. Zwar hatten die feilen Richter des Königs erklärt: „im Falle der Nothwendigkeit könne der König Steuern ausschreiben und er sei selbst der einzige Richter über deren Vorhandensein." Doch Hambden erkannte, daß in diesem von dem Könige geltend gemachten Grundsatze ein völliger Umsturz der englischen Verfassung enthalten sei und vertheidigte seine Steuerverweigerung mit so viel Kraft und Nachdruck, daß sich die schlaffen Gemüther seiner Landsleute an seinem hochherzigen Beispiel aufrichteten. Hambden wurde verurtheilt, doch das Freiheitsgefühl des englischen Volkes wurde durch die mit großer Sachkenntniß und unerschütterlichem Muthe geführten Verhandlungen aus seinem Schlummer geweckt.

England, vermeinte Karl I., nach siebenjährigem Kampfe in Unterwürfigkeit gebracht zu haben. Die Reihe sollte jetzt an Schottland kommen. Dort hatte sich die presbyterianische Kirchenform trotz den Bestrebungen König Jakob's erhalten. Mit Gewalt sollten jetzt die Schotten der englischen Kirche näher gebracht werden. Doch als am 23. Juli 1637 die vom Könige angeordnete neue Liturgie in der Hauptkirche zu Edinburg zuerst dem Volke vorgeführt wurde, machte dieses einen Aufstand, der sich bald nach allen Seiten verbreitete. Karl hatte demselben nichts entgegen zu setzen, als eine Proklamation (19. Februar 1638), welche die Schotten dazu trieb, eine neue Regierung einzusetzen. Diese bestand aus den vier Tafeln des hohen und niederen Adels, der Geistlichkeit und der Bürgerschaft. Ein mächtiger Bund (Covenant) breitete sich rasch über ganz Schottland aus. Alle Unterzeichner desselben verpflichteten sich, religiösen Neuerungen Widerstand entgegen zu setzen und sich gegenseitig gegen alle Feinde zu vertheidigen. Friedliche Verhandlungen mit Karl I. führten zu keinem Ziele. Eine allgemeine Kirchenversammlung trat in Glasgow zusammen, welche der König vergeblich aufzulösen suchte. Diese hob alle Beschlüsse in kirchlichen Angelegenheiten seit der Thronbesteigung Jakob's und folgeweise das Episcopat, die hohe Commission, die s. g. Artikel von Perth, das Kirchenrecht und die Liturgie Karls I. als nichtig auf. Cardinal Richelieu schickte den Schotten Waffen und Geld. Karl ließ zwar eine Flotte in den Frith of Forth einlaufen, und begab sich selbst am 29. Mai 1639 zu dem Heere, das er an der schottischen Grenze gesammelt hatte. Allein im entscheidenden Augenblicke flößte ihm doch die kriegerische Haltung der Schotten zu große Besorgnisse ein, als daß er gewagt hätte, zum Schwerte zu greifen. Er schloß daher einen Frieden ab, worin bestimmt wurde, beide Theile sollten ihre Heere entlassen, das Ansehen des Königs sollte anerkannt und eine kirchliche und weltliche Ständeversammlung berufen werden, um alle Streitigkeiten zu erledigen. Der König gab hiermit in allen Punkten nach. Die schottischen Stände hielten ihre früher gefaßten Beschlüsse aufrecht (1639.)

Die Folgen langjähriger Tyrannei traten mehr und mehr zu Tage. Der König besaß, ungeachtet aller seiner Gewaltthätigkeiten nicht die Macht, Schottland wieder zu unterwerfen, und mußte erwarten, daß, falls es ihm nicht gelänge, in dem Stammlande sein Ansehen wiederherzustellen, England bald dem gegebenen Beispiele folgen würde. Nach einem Zwischenraum von mehr als eilf Jahren, rief er, nicht in klarer Erkenntniß, einen Fehler gemacht zu haben, sondern in der nichtigen Hoffnung, größere Willfährigkeit zu finden, das Parlament wieder zusammen (auf den 13. April 1640.) Vergebens erschöpfte sich der König in Zusagen und glatten Worten, um so schnell als möglich, Geldverwilligungen zu erhalten. Das Parlament beschäftigte sich zuerst mit den Beschwerden des Volkes. Pym feuerte es durch begeisterte Reden an. Der König wagte nicht, dem drohenden Sturme zu begegnen. Er löste auch das fünfte Parlament im Zorne auf, und als ob er dadurch die Nation nicht genug erbittert hätte, ließ er drei Mitglieder desselben verhaften und zwei anderen die Wohnung und selbst die Taschen durchsuchen, in der Hoffnung hochverrätherische Papiere zu finden. Doch er fand sie nicht. Denn der Hochverrath war nicht auf der Seite des Parlaments und des Volkes, sondern auf Seiten des Königs und seiner Diener. Karl griff wieder zu den alten verfassungswidrigen Mitteln der Geld-Erpressung und rüstete ein Heer gegen die Schotten aus. Dieses ließ sich aber (28. August 1640) bei Newburn schlagen, denn es nahm Theil an der Bewegung, welche die ganze brittische Insel durchzuckte. Die freigesinnten Engländer billigten das Verfahren der Schotten und wünschten ihnen Sieg. Von allen Seiten bestürmt, wußte sich der König nicht anders zu helfen, als daß er zuerst zu Rippon mit den Schotten einen vorläufigen Vertrag abschloß und dann versprach, ein Parlament nach London zu berufen. Auf dieses blickte erwartungsvoll das Volk von England. Das Schicksal einer freiheitsliebenden, aber schwer bedrückten Nation rückte seiner Entscheidung näher. Es galt, den Augenblick, da der König in schwerer Bedrängniß war, nicht entschlüpfen zu lassen, sondern ihn zum Wohle der Gesammtheit wohl zu benutzen.

Im Laufe einer fünfzehnjährigen Regierung hatte Karl I. gethan, was in seiner Kraft stand, die uralte Verfassung Englands über den Haufen zu stoßen. Er konnte sich nicht entschuldigen durch Kriegsgefahren, welche frühere Könige bisweilen abgehalten hatten, die Parlamente zu berufen. Mit Ausnahme zweier von Buckingham sinnlos entzündeter, bald aber wieder beendigter Kriege war er während dieser ganzen Zeit mit fremden Mächten in Frieden gewesen. Krieg hatte er nur gegen England geführt, und die Frage war, ob das Parlament den der Nation hingeworfenen Fehdehandschuh aufnehmen werde. Dazu besaß es den Willen und die Kraft. Hinter ihm stand das Volk von England. Der Krieg mit Pulver und Blei fing zwar erst später an, der Streit durch Beschlüsse, Reden und Manifeste begann jetzt. Nicht die englische Nation, nicht das Parlament, sondern Karl I. hatte die Gesetze und die Verfassung des Reiches gebrochen. Es ist sehr unsinnig, von einem Volke, dessen heiligste Rechte mit Füßen getreten worden sind, und dessen ganze Zukunft in Rede steht, zu verlangen, es solle an den Gesetzen, welche nur für die Zeit des Einverständnisses mit seinem Könige gegeben waren, festhalten. Karl I. war stets von der Voraussetzung ausgegangen, sein Wille müsse in der Wagschale Englands schwerer wiegen, als der Wille der gesammten Nation, seine despotischen Bestrebungen schwerer, als die Verfassung und die Gesetze Englands. Er irrte, wenn er vermeinte, das durch eine fünfzehnjährige Gewaltherrschaft zerrissene Band des Vertrauens durch einige erzwungene Zugeständnisse wiederherstellen zu können. Nachdem das englische Volk die Tyrannei Karl's mit außerordentlicher Geduld ertragen hatte, konnte zwischen beiden nur die Gewalt den Ausschlag geben. Das Parlament hatte keine andere Wahl, als entweder die Macht des Königs zu brechen, oder zu gewärtigen, daß die Freiheiten des Volkes vernichtet würden.

Kaum war das Parlament eröffnet, so entbrannte der Kampf. Schwerlich hat jemals eine berathende Versammlung in kurzer Zeit so außerordentliches geleistet, als dieses lange Parlament in den ersten Monaten seiner Wirksamkeit. Alle seine Streiche waren wohl geführt und folgten sich in so rascher Folge, daß der König kaum Zeit hatte, sich zu fassen. Den 3. November 1640 trat es zusammen. Schon den 11. setzte es den Grafen von Strafford, wenige Tage darauf den Erzbischof Laud, den Siegelbewahrer Finch und den Staatssekretair Sir Francis Windebank in Anklagezustand. Die beiden letzten retteten sich durch die Flucht. Die beiden ersteren erwarteten im Tower ihr Urtheil.

Strafford vertheidigte sich mit außerordentlicher Geschicklichkeit. Seine Ankläger waren ihm an Talent nicht gewachsen. Allein es stand geschichtlich fest, daß er nach dem Tode Buckingham's der erste Rathgeber des Königs gewesen war. Er hatte schon seinen Kopf verwirkt, weil er es unterließ, die Zusammenberufung eines Parlaments im Laufe von eilf Jahren zu bewirken, und weil er alle die Gewalttbätigkeiten nicht verhinderte, welche den eigentlichen Grund der Aufregung des englischen Volkes bildeten. Uebrigens wurde der vollständige Beweis geführt, daß Strafford dem Könige erklärt hatte: „Karl sei aller Formen und Regeln der Regierung entbunden und möge alles thun, soweit seine Gewalt reiche."

Wenn ein solcher Rath, den der erste Minister seinem Könige ertheilt, welchen dieser annimmt und befolgt, nicht einen Hochverrath begründet, so giebt es keinen, wenigstens nicht den allergefährlichsten, der gegen das Volk verübt wird. Ob die Gesetze des Landes diesen Fall des Hochverraths besonders in's Auge gefaßt hatten, oder nicht, ist sehr gleichgültig. Wer sich selbst über alle Formen und Regeln hinweg gesetzt hat, kann von seinen Gegnern nicht erwarten, daß sie dieselben haarscharf beobachten.

Strafford wollte in England dieselbe Rolle spielen, wie Richelieu in Frankreich. Doch er bedachte nicht, daß ihm die Talente des Kardinals, und der englischen Nation die Unterwürfigkeit der französischen fehlten. Der Zweck, den er verfolgte, war augenscheinlich, die freie Verfassung England's in eine despotische umzuwandeln. Strafford verdiente daher sehr wohl die Todesstrafe.

Alles hatte er aber in Uebereinstimmung mit dem Willen und den Bestrebungen des Königs gethan, und daher war es von diesem eine Nichtswürdigkeit, daß er den Mann seiner Wahl und seines Herzens den Feinden preis gab. Karl I. hätte jedenfalls einen minder erbärmlichen Untergang gehabt, wenn er nicht zuvor seine treuesten Freunde im Stiche gelassen hätte.

Das Parlament war in seinem guten Rechte, denjenigen Mann, welcher für England's Freiheit der gefährlichste war, aus der Welt zu schaffen, und der Umstand, daß Strafford weniger Talent hatte, als Richelieu, konnte ihn nicht entschuldigen. Zur Zeit, da der erste Minister Karl's I. zum Tode verurtheilt wurde, lag Strafford's Leben nicht abgeschlossen vor dem Geschichtsforscher. Damals war es noch sehr zweifelhaft, wer am Ende den Sieg in England davon tragen würde: das Volk, oder der König?

Es ist ein großer Irrthum anzunehmen, daß, falls Strafford's Leben geschont worden wäre, die englischen Wirren eine günstigere Wendung genommen hätten. Das Mißtrauen des Parlamentes und des Volkes wäre dann ohne Zweifel noch reger geworden, Karl hätte Strafford bei erster Gelegenheit wieder in Freiheit und an die Spitze der Verwaltung gesetzt. Die Entwickelung wäre etwas langsamer geworden. Bei der Halsstarrigkeit Karl's I. und der Entschlossenheit des englischen Volkes konnte die Freiheit der Nation nur durch den Tod seiner Bedrücker gesichert werden.

Wir haben in den Jahren 1848 und 1849 erfahren, wozu die halben Maßregeln führen. Wären damals einige Straffords da oder dort hingerichtet, so wäre die

Befreiung Deutschland's, Frankreich's, Italien's und Ungarn's nicht auf unbestimmte Zeit verschoben worden. Allein die Menschen, welche in den Jahren 1848 und 1849 nicht den Muth der That besaßen, wissen ihn nicht einmal in denjenigen zu schätzen, welche ihn schon vor zwei Jahrhunderten bekundeten. Wie ihre Zeitgeschichte durch feige Thaten, so verderben sie die Geschichte der Vergangenheit durch verkehrte Darstellungen und Urtheile. So lange unsere Gegenwart ein Produkt des Uebermuths der Fürsten und des Kleinmuths der Völker ist, wird auch die Auffassung der Vorzeit denselben Stempel tragen. Nur der entschlossene Mann kann die Entschlossenheit, nur der muthige den Muth in den Thaten Anderer erkennen und würdigen. Der Feigling bekundet seine Erbärmlichkeit nicht bloß in seinen Thaten, sondern auch in seinen Worten.

Die englische Revolution unter Karl I. war die erste, in welcher das Prinzip der Freiheit gegen einen einheimischen Despoten durchgekämpft und bis zu seinen äußersten Folgesätzen getrieben wurde, und darum ist sie die lehrreichste von allen. Die Schweizer und die Niederländer kämpften gegen einen auswärtigen Feind und befaßten sich nur sehr wenig mit Theorien und Grundsätzen. Die Engländer erörterten dagegen im Laufe der übrigen die wichtigsten Fragen des Volkslebens. Sie fingen damit an, die Verantwortlichkeit der Minister praktisch zu machen, und zogen alle Regierungshandlungen des Königs und am Ende diesen selbst vor ihren Richterstuhl. Ohne die englische Revolution des siebenzehnten Jahrhunderts bleibt uns die französische des achtzehnten ein Räthsel. Denn auf den Schultern der englischen Freiheitskämpfer schwangen sich die französischen so hoch empor. Beide Nationen verfielen in denselben Fehler, indem sie am Ende einen Soldaten an die Spitze der Bewegung gelangen ließen, der Faust und nicht dem Kopfe, dem Kriege und nicht dem Frieden, einem Menschen und nicht einer Idee den ersten Platz einräumten. Doch darum sind beide Volksbewegungen nicht minder lehrreich. Unsere Revolution des neunzehnten Jahrhunderts wird nicht gelingen, falls nicht die Nutzlehren der Revolutionen des siebenzehnten und achtzehnten in das Bewußtsein der Völker übergegangen sein werden.

Während der Proceß gegen Strafford vorbereitet wurde, stritten sich die Männer des Parlaments nicht um leere Theorien herum, sondern sie griffen hinter einander alle diejenigen Personen an, welche dem Könige geholfen hatten, seine verfassungswidrige Regierung zu führen. Sie blieben nicht bei den Ministern stehen. Sie erklärten alle von Karl eigenmächtig eingesetzten Statthalter der Grafschaften, alle Sheriffe, welche das verfassungswidrige Schiffsgeld, alle Zollpächter und Zollbeamten, welche das verfassungswidrige Tonnen- und Pfund-Geld erhoben, alle Mitglieder der Sternkammer, des königlichen Gerichts (Kings bench) und andere Richter, welche bei rechtswidrigen Urtheilen mitgewirkt hatten, für Verbrecher (delinquents). Sie stießen alle, welche an den rechtswidrigen Monopolen des Königs Antheil hatten, aus dem Parlamente und säuberten dadurch ihre Versammlung von ihren unreinsten Bestandtheilen. Sie öffneten die Kerker den hochherzigen Männern, welche der König dafür bestraft hatte, daß sie noch den Muth besaßen, ihm Widerstand zu leisten, und erkannten ihnen Entschädigungen zu, welche die feilen Richter, die sie verurtheilt, zu bezahlen hatten. Prynne, Bastwick und Burton, Lilburne, Leighton und andere Opfer königlicher Willkür traten wieder ein in die Reihen der Lebenden, und zwar nicht als arme, zu Grunde gerichtete Menschen, sondern reichlich entschädigt für erlittene Verluste, gehoben und getragen durch die Anerkennung des Volkes.

Um die Schotten dauernd für sich zu gewinnen, zahlte das Parlament ihrem Heere regelmäßigen Sold aus. Es hütete sich aber wohl, dem Könige irgend einige Mittel zur Vernichtung der schwachen Volksfreiheit in die Hände zu geben. Es verwaltete selbst die von ihm ausgeschriebenen Abgaben und gemachten Anleihen.

Das Volk von England nahm den lebhaftesten Antheil an den begeisterten Verhand-

lungen seiner Vertreter, welche eine königliche Schandthat nach der anderen öffentlich besprachen, und ihr so weit als thunlich abhalfen. Es betheiligte sich an denselben durch zahlreiche Petitionen und Abordnungen, die es an das Haus der Gemeinen sandte und welche von diesem die geeignete Berücksichtigung schnell fanden. Unter den Mitgliedern des Unterhauses thaten sich Pym und Hambden, die alten Märtyrer des Königthumes, der eben so weit blickende, als feurige und unbeugsame St. John, der ungestüme Hollis, der begeisterungsvolle junge Vane, der beredte Digby, der ruhige und feste Capel und der treuherzige Palmer besonders hervor. Hume erkennt an, daß an Fähigkeiten, Muth und Unternehmungsgeist Pym, Hambden und Vane dem Cato, Brutus und Cassius nichts nachgaben. Er macht ihnen aber einen Vorwurf aus dem alttestamentlichen Tone, in welchem sie ihre Reden hielten. Dieser war nicht auf ihre Rechnung zu setzen, sondern fiel ihrer Zeit zur Last. Der Revolutionär darf nicht gegen den Ton seiner Zeit verstoßen, oder er wird unpraktisch.

Unter dem weit umfassenden Namen der Puritaner wurden die verschiedenartigsten Menschen begriffen, welche nur darin übereinstimmten, daß sie unzufrieden mit der Regierung waren und sie von mannigfaltigen Mißbräuchen zu reinigen wünschten. Die einen hatten zunächst religiöse, die anderen politische Dinge im Auge. Die einen strebten nach strengeren sogenannten Sabbathgesetzen, nach möglichster Verbannung aller heiteren Vergnügungen, nach Abschaffung mancher Ceremonien und der Bischöfe, die anderen hatten aber doch weniger beschränkte Religionsansichten, für welche sie Duldung und Anerkennung begehrten, während eine dritte Klasse die mannigfaltigsten Schwärmereien mit außerordentlichem Eifer betrieben. Die politischen Puritaner nahmen Anstoß an den leichtfertigen Sitten des Hofes, drangen auf deren Abstellung, auf Vereinfachung des Staatshaushalts und Beschränkung der königlichen Gewalt und der Macht des Adels. Unter ihnen fanden sich manche, welche nach dem Vorbilde der Niederlande eine republikanische, statt der monarchischen Verfassung wünschten. Die religiösen Puritaner hatten die Mehrzahl im Volke, die politischen unter den denkenden Menschen. Doch auch die letzteren mußten sich der religiösen Redensarten bedienen, wenn sie auf das Volk wirken wollten. Denn die Religion spielte in der englischen Revolution eine sehr bedeutende, wenn auch nicht, wie Hume meint, die erste Rolle.

Der Widerwille, welchen die langjährige Gewaltherrschaft des Königs erzeugt hatte, war, wie in Frankreich und Deutschland im Jahre 1848 so stark, daß nirgends mehr eine königliche Partei thätig war, und die Revolutionäre des Jahres 1640 ließen ihr nicht Zeit, zur Besinnung zu kommen.

Erst nachdem im Staate tüchtig aufgeräumt worden war, betraten die englischen Revolutionäre das Gebiet der Kirche, indem sie das sogenannte Committee der anstößigen Geistlichen niedersetzten. Dieses ließ die verhaßtesten und gefährlichsten Pfaffen in das Gefängniß werfen und entfernte sie aus ihren Aemtern.

Die kirchlichen Angelegenheiten nahmen übrigens nur einen kleinen Theil der Zeit und Kräfte des Parlamentes in Anspruch. Dagegen stellte dieses den Grundsatz fest, daß das Tonnen- und Pfund-Geld nur nach vorgängiger Bewilligung erhoben werden könne, und bewilligte dasselbe auf nicht länger, als zwei Monate, verlängerte es aber von Zeit zu Zeit. Um zu verhindern, daß die Parlamente nicht wieder, wie früher, außer Uebung kämen, wurde beschlossen, der Kanzler habe bei Vermeidung schwerer Strafe am dritten September jedes dritten Jahres die Wahl eines Parlaments anzuordnen, wenn er diese Pflicht versäume, sollten alle Pairs, zwölf an der Zahl oder mehrere, die Sheriffe, Bürgermeister und Amtleute, oder endlich die Stimmberechtigten selbst dieses thun. Während der ersten fünfzig Tage sollte das Parlament ohne dessen Zustimmung weder aufgelöst noch

vertagt werden dürfen. Kurz darauf faßten sie den Beschluß, daß dieses Parlament ohne seine eigene Zustimmung nicht aufgelöst oder vertagt werden könne. Auch dieser erhielt vom Oberhause und vom Könige die verfassungsmäßige Bestätigung.

Gegen Ende des Jahres (1640) kam die Anklage des Unterhauses gegen den Grafen von Strafford vor dem Oberhause zur Verhandlung. Von fünf und vierzig anwesenden Pairs sprachen sechs und zwanzig das Schuldig über ihn aus, neunzehn stimmten dagegen (7. Mai 1640). Der König ließ das Todesurtheil bestätigen. Strafford's Haupt fiel den 12. Mai 1641.

Der große Sieg, welchen die Volkspartei errang, indem sie ihren gefährlichsten Feind auf das Schaffot brachte, ermuthigte sie zu größeren Anstrengungen. Das Parlament schaffte die sogenannte hohe Kommission, von welcher der geistliche Druck und die Sternkammer, von welcher der weltliche unmittelbar ausgegangen war, ab. Mehrere andere Gerichtshöfe, welche sich verhaßt gemacht, hatten dasselbe Schicksal.

Alle diese Beschlüsse waren von dem Unterhause ausgegangen. Sie erhielten ihre Bestätigung von dem Oberhause und von dem Könige, von dem letztern aber meistentheils erst, nachdem er seinen Widerwillen dagegen zu erkennen gegeben, und folgeweise die Ueberzeugung hervor gerufen hatte, er werde alle alten Mißbräuche wieder herstellen, sobald er nur die Macht dazu erlangt habe. Doch das Parlament war auf seiner Hut. Zwar vertagte es sich vom 9. September bis zum 20. Oktober. Während dieser Zeit blieb aber ein Ausschuß beider Häuser mit sehr umfassenden Vollmachten in Wirksamkeit.

Der König reiste nach Schottland. Auch auf dieses Reich hatte die Bewegung des englischen Volkes ermuthigend gewirkt. Das schottische Parlament faßte ganz ähnliche und zum Theil noch schärfere Beschlüsse, als das englische. Karl konnte nicht hoffen, dort Hülfe und Beistand gegen die freiheitlichen Bestrebungen der englischen Nation zu finden. Doch in Irland trugen sich um diese Zeit Bewegungen zu, von welchen der König, so empörend sie auch waren, Vortheil zu ziehen hoffte.

## § 86. Die Vorboten der Revolution (1641—1642).

Gleichwie der Charakter Kaiser Karl's V. aus der Geschichte Deutschland's nur sehr mangelhaft erkannt wird, und wir seine Thätigkeit in den Niederlanden, Italien und Spanien nicht übersehen dürfen, wenn wir ein vollständiges Bild desselben erlangen wollen, so reicht die Geschichte England's und Schottland's nicht aus, uns über die geheimsten Triebfedern Karl's I. aufzuklären. In diesen beiden Reichen bildeten die Verfassung und die Entschlossenheit des Volkes eine so große Macht, daß der König es nicht wagen konnte, seinen Launen und Leidenschaften den Zügel schießen zu lassen. Doch das arme Irland betrachteten Karl I. und Strafford als eine ihrer unbeschränkten Willkür preis gegebene Provinz. Dieser gegenüber zeigten sich der König und sein Minister in ihrer ganzen Verruchtheit.

Als sie den Kampf mit der englischen Nation begannen, sollte Irland einen großen Theil der erforderlichen Mittel liefern. Es war auch gern dazu bereit. Unter der Bedingung, daß ihnen etwas mehr Duldung in religiösen Dingen gestattet würde, wollten die Irländer ihrem Könige 5000 Mann Fußvolk und 300 Reiter auf ihre eigenen Kosten stellen und unterhalten. Doch aus Furcht vor den englischen Bischöfen, deren Gunst er nicht verscherzen wollte, nahm Karl dieses Erbieten nicht an. Als später seine Bedürfnisse dringender wurden, ertheilte er ihnen (1628) den sogenannten Gnadenbrief. Dieser sicherte den Irländern außer manchen anderen nothwendigen Anordnungen zu, daß sechszigjähriger Besitzstand einen gesetzlichen Eigenthumstitel gegen alle Ansprüche von Seiten

der Krone oder anderer Personen begründen solle. Im Jahre 1632 ernannte der König den Grafen von Strafford zum Statthalter von Irland und dieser begann seine Herrschaft mit der Erklärung: „nur durchgreifende Mittel könnten den Geist der Zeit brechen, und die Erhöhung der königlichen Macht müsse der wichtigste, ja! der einzige Zweck seiner Regierung sein.“ Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, trat er alle Rechte und zwar nicht bloß die politischen, sondern auch die persönlichen und die Eigenthums-Rechte der Irländer mit Füßen. Den Katholiken drohte er mit der strengen Vollziehung der Religionsgesetze und erpreßte dadurch von ihnen soviel er konnte, den Protestanten mit Zugeständnissen, die er den Katholiken machen würde, falls sie nicht zahlten. Beide Glaubenstheile hetzte er auf diese Weise noch mehr gegen einander, ungeachtet der gegenseitige Haß derselben schon einen furchtbaren Höhegrad erreicht hatte.

Strafford behauptete in Irland ganz unumwunden, die vom Könige ausgeschriebenen Abgaben seien eben so gültig, als die vom Parlamente bewilligten. Bei Eröffnung des Parlaments erklärte er den Irländern, „es sei unter der Würde seines Herrn, jedes Jahr, den Hut in der Hand, darüber zu verhandeln, ob sie etwas zu ihrem eigenen Besten thun wollten.“ Als Johann Talbot dagegen einige Einwürfe machte, trieb ihn Strafford aus dem Hause, warf ihn in's Gefängniß und ließ ihn erst frei, nachdem er auf seinen Knieen um Verzeihung gebeten hatte. Das Parlament bewilligte darauf sechs Subsidien. Kaum war dieses geschehen, so setzte sich Strafford offen über den königlichen Gnadenbrief hinweg, und gab nicht mehr zu, daß sechszigjähriger Besitzstand gegen die Krone Eigenthumsrecht gewähre. Alle von der Königin Elisabeth ausgestellten Eigenthumsverwilligungen, die klarsten Urkunden stieß er unter mannigfaltigen Ausflüchten um, und vertrieb entweder die Besitzer oder zwang sie, durch unerschwingliche Summen, sich mit ihm abzufinden. Aller Grundbesitz in Irland wurde dadurch werthlos. Strafford prahlte laut damit, des Königs Herrschaft in Irland sei so schrankenlos, als diejenige irgend eines Fürsten in der Welt, und die verderblichen Zugeständnisse seien für immer zur Ruhe gebracht. Widerspenstige Richter strafte er auf das härteste. Zwölf Geschworenen, welche (1636) sich nicht dazu hergeben wollten, ein ungerechtes Urtheil zu fällen, legte er eine Geldstrafe von 4000 Pfund jedem, auf, warf sie in den Kerker, bis sie bezahlt hatten, und zwang sie, auf ihren Knieen um Verzeihung zu bitten. Um die Richter bereitwilliger zu machen, versprach er ihnen vier Schillinge von dem Pfunde der ersten Jahres-Einnahme aller eingezogenen Güter und rühmte sich, daß diese vier Schillinge einmal bezahlt dem Könige eine dauernde Jahres-Einnahme von vier Pfund einbrächten. Einen Officier, Namens Mountnorris, ließ Strafford zum Tode verurtheilen wegen einer Aeußerung, in welcher nur die größte Böswilligkeit etwas anstößiges zu erkennen vermochte. Zwar ließ er das Urtheil nicht vollziehen. Allein er erreichte dadurch seine Absicht, jeden Meinungsausdruck zu ersticken, welcher ihm nur im aller entferntesten mißliebig klingen möchte.

Aus Irland zog Karl nicht weniger als 5000 Mann des Heeres, mit welchem er Schottland zu Paaren zu treiben gedachte. Irland mußte zahlen, wenn England und Schottland nicht wollten. Mit irländischer Hülfe hoffte Karl auch später noch, England zu unterdrücken.

Der König, an welchen wiederholte Klagen gelangten, billigte das Verfahren Strafford's ganz entschieden. Er bedauerte nur, daß sich die Engländer und Schottländer nicht eben so willig sein Joch auflegen ließen, als die rohen Irländer. So handelte der Minister, welchen Hume einen großen Mann nennt, und so Karl I., dessen herbes Schicksal er mehr bedauert, als die Völker, welche dieser König in unerträgliche Ketten zu schlagen bemüht war, und welche nur die Entschlossenheit des langen Parlamentes davor bewahrte.

Die Unzufriedenheit in Irland war nicht minder groß, als in England und Schott-

land. Sie brach sich dort nur in anderer Weise Bahn. Sobald Strafford in Anklagestand versetzt worden war, hörte die Furcht vor ihm jenseits wie diesseits des St. Georgs Canals auf. Das irländische Parlament nahm durch verschiedene Anordnungen, die es faßte, die früher verwilligten Abgaben fast gänzlich zurück. Karl, der sich damals in England so gelassen stellte, gerieth darüber in ungezügelte Wuth, und ließ die betreffenden Beschlüsse aus den Protokollen des irländischen Parlaments gewaltsam herausreißen. Dadurch erbitterte er die Irländer nur noch mehr. Das Parlament ließ sich nicht einschüchtern. Es faßte ganz ähnliche Beschlüsse, wie das englische und schottische. Das Volk der Irländer nahm Theil an der allgemein herrschenden Aufregung, und da es nicht blos roh war, sondern auch durch die katholischen Pfaffen zum glühendsten Hasse gegen die Protestanten gereizt wurde, und den auf ihm ruhenden Druck bitter empfand, ließ es sich zu jenem Blutbad treiben, welches nur in der Bartholomäusnacht ein Seitenstück hat.

Roger More, ein Mann von alter Familie faßte den Plan, Irland von der englischen Herrschaft frei zu machen. Er gewann für denselben sämmtliche irländische Häuptlinge. Am 22. Oktober 1641 sollte das Schloß von Dublin, worin sich Waffen für 10,000 Mann, fünfundvierzig Kanonen und ein entsprechender Vorrath von Pulver und Kugeln fand, überfallen werden. Es hatte nur fünfzig Mann Besatzung. Während der Monate September und Oktober verbreiteten sich zwar dumpfe Gerüchte von Aufständen in Irland, auch erhielt Karl vom Auslande her darüber einige Winke. Allein sie blieben unbeachtet. Erst am Abende vor dem 22. Oktober, als schon ein Theil der Verschworenen in Dublin eingerückt war, machte O'Conolly, ein Irländer, der aber protestantischer Religion war, den beiden Oberrichtern William Parsons und John Borlace, welche in Abwesenheit des Statthalters, Grafen von Leicester, die obersten Beamten in Irland waren, eine ausführliche Enthüllung des Complottes. Die beiden Oberrichter zogen sich eiligst in das Schloß zurück, verstärkten dessen Besatzung, riefen die Protestanten Dublins auf, sich zu waffnen und ließen zwei der obersten Verschwornen, Maguire und Mahone, verhaften. Roger More entkam. Das Schloß und die Stadt Dublin wurden auf diese Weise gerettet. Allein im ganzen Lande brach die Verschwörung aus, und wurde blutiger, als More es selbst gedacht und gewünscht hatte. Sir Phelim O'Neale hatte in Ulster schon zu den Waffen gegriffen, bevor er daran verhindert werden konnte. Aller Orten wurden die Engländer angegriffen, ihre Häuser, ihr Vieh und ihre ganze Habe wurden ihnen geraubt, Männer, Frauen und Kinder schonungslos niedergemacht. Wer einer Rotte entsprang, fiel einer zweiten in die Hände, welche wuthentbrannt über ihn herfiel. Auch die Weiber nahmen Theil an dem allgemeinen Morden, Kinder ahmten das Beispiel ihrer Eltern nach. Dem Raube folgte die Zerstörung auf dem Fuße nach. Das Feuer verzehrte, was die Faust nicht zertrümmert hatte. Der ungewöhnlich früh einfallende Winter vermehrte noch das Elend der verfolgten Protestanten. Die katholischen Engländer verbanden sich mit ihren Glaubensgenossen gegen ihre Landsleute. Von Ulster verbreitete sich das Blutbad unter unerhörten Grausamkeiten über die drei anderen Provinzen Irlands. Nur Dublin und einige wenige feste Plätze da und dort blieben in den Händen der Engländer. Hier fanden die Flüchtlinge eine Zufluchtsstätte. Doch Hunger, Kälte und Jammer erzeugten bald ansteckende Krankheiten, welche Tausende, die dem Mordstahle der Irländer entronnen waren, hinrafften. Die Zahl der Ermordeten wird verschiedenartig angegeben. Sie bildet ein weniger bedeutungsvolles Element bei der Beurtheilung aller Dinge, als deren Beschaffenheit. Doch flache Menschen, welche nur zählen, nicht wägen, und noch weniger erwägen können, sind nur allzusehr geneigt, von Zahlen alles abhängig zu machen. Die Frage, wie viele Protestanten in dem irländischen Blutbade ihr Leben verloren, ob 200,000 wie anfangs in übertriebener Weise behauptet, oder nur 40,000, wie später mit mehr thatsächlicher Wahrscheinlichkeit ange-

nommen wurde, oder nur 6000, wie die niedrigsten Schätzungen behaupten, ist viel weniger wichtig, als die Frage, welche Beweggründe dazu führten, welchen Zweck die Mörder verfolgten, und unter welchen Nebenumständen sie ihr Zerstörungswerk vollzogen? Die Zahl der ermordeten Protestanten Irlands wird sich eben so wenig auch nur annährungsweise ermitteln lassen, als die Zahl der in der Bartholomäusnacht ermordeten französischen Protestanten. Wenn wir die geringste Zahl der kaltblütig abgeschlachteten Opfer, welche in Irland dem Hasse ihrer Gegner fielen, mit Hume zu 40,000 schätzen, so ist diese fürwahr noch groß genug, um Schaudern und Entsetzen rege zu machen. Wahrhaft lächerlich ist es, daß Schriftsteller, welche sich den Anschein der Humanität geben, aus den anfänglichen Uebertreibungen in der Zahl der Ermordeten, einen Grund finden, das ganze irische Blutbad als eine Begebenheit von geringer Bedeutung darzustellen. Es gewinnt eine erhöhte Wichtigkeit, wenn wir dasselbe mit ähnlichen in Frankreich, im Veltlin und an anderen Orten stattgefundenen Mordscenen in Verbindung bringen, und verliert sie dadurch nicht, daß die Behörden durch die Enthüllung O'Conolly's in den Stand gesetzt wurden, vorbeugende Maßregeln zu treffen, welche eine noch größere Ausdehnung der Schlächterei verhinderten.

Das irländische Blutbad bleibt der schwärzeste Flecken in der Geschichte dieser Insel, obgleich nicht zu leugnen ist, daß der schwere Druck, unter welchem sie seit vielen Jahrhunderten schmachtete, und namentlich der Treubruch und die Rechtsverletzungen, denen sich Karl I. und sein Statthalter Strafford gegen das unglückliche Land schuldig machten, den Grimm der Irländer einigermaßen entschuldigen.

In Schottland hatte die Revolution gegen Karl begonnen, sie blieb aber dort in den Schranken einer wohlbegründeten Selbstvertheidigung. In Irland nahm sie den wüthenden Charakter eines Vertilgungskampfes an und beschränkte sich nicht auf einen Krieg gegen Karl und seine Regierung, vielmehr zog sie die unschuldigen Bewohner protestantischer Religion in ihren Strudel. Diese mußten für die Verbrechen ihres Königs und seines Ministers büßen.

Die Zugeständnisse, welche Karl dem englischen Parlamente gemacht, hatten die erhitzten Gemüther etwas beruhigt. Die Nachrichten, welche aus Irland kamen, brachten sie von neuem in Aufregung. Vergeblich hatte sich Karl bemüht, der gegen ihn gerichteten Bewegung dadurch ihre Spitze abzubrechen, daß er die Führer der Volkspartei für sich zu gewinnen suchte. Sie wollten ihm nicht dienen, sondern ihn stürzen. Auf dieses Ziel deuteten alle ihre Beschlüsse, als das Parlament wieder zusammentrat. Der König hatte das Vertrauen der Nation verscherzt, und jeder der sich in seinen Dienst begab, verlor es folgeweise gleichfalls. Um diesen Preis konnte kein Mann des Volkes eine Stelle aus den Händen Karls annehmen.

Das Mißtrauen gegen den König war so allgemein, daß das von den Irländern verbreitete Gerücht, sie hätten im Auftrage des Königs gehandelt, von Vielen geglaubt wurde. Die tiefer Blickenden erkannten, daß Karl I. und Strafford's Tyrannei die Grundursache des irländischen Blutbades sei. Der König fühlte selbst die Schwierigkeit seiner Lage und überließ dem Parlamente die Ordnung der irländischen Angelegenheiten. Die Gewalt des Parlamentes nahm dadurch sehr zu, indem alle diejenigen, welche in dem gegen Irland bestimmten Heere Dienste suchten, nur von ihm eine Anstellung erwarten konnten.

Die Hauptarbeit, mit welcher sich das Parlament beschäftigte, nachdem es wieder zusammen getreten war, bestand in dem Entwurfe einer Vorstellung an den König, welche alle Beschwerden des Volkes zusammenfaßte. Sie war nicht minder darauf berechnet, die Nation über den Stand der Verhältnisse aufzuklären, und sie für das Parlament günstig zu stimmen, als Zugeständnisse von Seiten des Königs zu erwirken. Sie besprach alle die

Maßregeln, welche der König im Laufe einer fünfzehnjährigen verfassungswidrigen und volksfeindlichen Regierung sich hatte zu Schulden kommen lassen. Sie war in bitterer und heftiger Sprache abgefaßt und führte zu lebhaften Verhandlungen. Nur mit geringer Stimmenmehrheit wurde sie, am 22. November 1641 zum Beschlusse erhoben. Das Oberhaus, welches anfing zu befürchten, die Volksbewegung möchte weiter gehen, als seine Standes-Interessen es wünschenswerth machten, nahm die Miene an, dem Unterhause einen ernsten Widerstand entgegen setzen zu wollen. Die verhaßtesten unter den Mitgliedern des Oberhauses waren die Bischöfe. Das Volk von London, welches an den öffentlichen Angelegenheiten den lebendigsten Antheil nahm, gab ihnen nicht selten seine Verachtung zu erkennen. Dieses veranlaßte die Bischöfe, eine Erklärung an den König und das Herrenhaus einzureichen, worin sie zu erkennen gaben, sie könnten den Parlamentsverhandlungen mit Sicherheit nicht mehr beiwohnen, und Verwahrung gegen alle Gesetze und Beschlüsse einlegten, welche während ihrer gezwungenen Abwesenheit gefaßt werden sollten. Diese Erklärung, welche zugleich die Feigheit und den Uebermuth sämmtlicher Bischöfe in das klarste Licht setzte, erregte beim Volke allgemeine Entrüstung. Das Unterhaus gründete darauf eine Anklage auf Hochverrath und bewirkte deren Verhaftung. Der König, welcher in den Bischöfen mit Recht seine treuesten Verbündeten erkannte, wurde durch diesen Schritt des Parlamentes aus der Schlaffheit, in die er verfallen war, zu dem entgegengesetzten Extrem sinnlosen Zornes getrieben. Er ließ durch den Staatsanwalt den Lord Kimbolton und fünf Mitglieder des Unterhauses: Hollis, Sir Arthur Hazlerig, John Hambden, Pym und Strode des Hochverraths anklagen!

Bevor das Parlament Zeit hatte, irgend einen Beschluß auf diesen unerwarteten Angriff Karl's zu fassen, kam ein königlicher Stabträger, welcher von dem Unterhause die Auslieferung der genannten fünf Mitglieder verlangte. Königliche Boten gingen aus, sie zu verhaften, und versiegelten ihre Wohnzimmer und Koffer. Das Unterhaus erklärte diese Gewaltthätigkeiten für Verletzungen seiner Rechte und befahl Jedermann, die Freiheit seiner Mitglieder zu vertheidigen. Am folgenden Tage kam der König selbst mit einem Geleite von mehr als zwei hundert Personen in das Parlamentsgebäude und machte dem Unterhause Vorwürfe, daß es die von ihm verlangten Mitglieder nicht ausgeliefert habe. Er überzeugte sich indeß bald, daß dieselben nicht anwesend seien, und mußte unverrichteter Dinge wieder abziehen, während ihm mehrere Stimmen nachriefen: „Unsere Rechte! Unsere Rechte!" Die angeklagten Männer des Unterhauses hatten zeitig genug von der Absicht Karl's I. Nachricht bekommen, um sich aus dem Parlamentsgebäude entfernen zu können. Sie zogen sich des Abends innerhalb der Thore der Stadt zurück. Auch dahin verfolgte sie der König in Person, indem er am folgenden Tage — dieses Mal aber in Begleitung von nur drei bis vier Herren, auf das Rathhaus nach Guildhall fuhr, und dort die Hoffnung aussprach, die von ihm angeklagten Volksvertreter würden in der Stadt keinen Schutz finden. Auf seinem Rückwege mußte er erkennen, daß er sich über die Stimmung des Volkes getäuscht habe. Von allen Seiten tönte ihm der Ruf entgegen: „Das Recht des Parlamentes! Das Recht des Parlamentes!" Ein Bürger trat an seinen Wagen und schrie hinein, indem er an Rehabeam erinnerte: „Zu euren Zelten, o Israel!"

Nach einigen Tagen führten die Bürger von London die fünf Parlamentsmitglieder in bewaffnetem Geleite nach Westminsterhall.

Als die Menge in zahllosen Schiffen auf der Themse an dem Palaste des Königs, Whitehall, vorbeifuhr, drangen aus ihrer Mitte herausfordernde Worte hervor: „Was ist aus dem König und seinen Cavalieren geworden? Wohin sind sie geflohen?

Karl I. hatte den schlummernden Löwen des Volkes geweckt. In London wenigstens war das Parlament mächtiger, als er Schon am folgenden Tage verließ er die Haupt-

stadt. Das Parlament sah voraus, daß es bald zum offenen Kampfe mit dem Könige kommen müsse. Es schickte den Sir John Hotham als Befehlshaber nach Hull, woselbst sich ein Waffenmagazin befand, ertheilte dem Commandanten von Portsmouth die Weisung, nur vom Parlamente Befehl anzunehmen, und ernannte Statthalter für alle Grafschaften des Reiches, auf welche es sich verlassen konnte. Von allen Seiten liefen Petitionen beim Parlamente ein, worin dieses aufgefordert wurde, das Land in Kriegszustand zu versetzen.

Der König sammelte unterdessen in York seine Anhänger um sich, machte einen vergeblichen Versuch, sich der Stadt Hull und des dortigen Zeughauses zu bemächtigen. Mehr als vierzig Pairs fanden sich aber bei ihm ein. In London saßen selten mehr, als sechzehn im Oberhause. Ein großer Theil des Unterhauses, fast die Hälfte, verließ im Augenblicke der Entscheidung den Platz der Gefahr. Die Königin war nach Holland geflohen, hatte dort die Kronjuwelen verkauft und sandte ihrem Gatten dafür Waffen. Die zwischen König und Parlament eingeleiteten Unterhandlungen führten zu keinem Ziele. Am 22. August 1642 steckte Karl in Nottingham das königliche Banner auf. Es war das Zeichen des Bürger-Krieges. Auf der einen Seite stand der König mit seinen Cavalieren, auf der anderen die Bürger, welche, weil sie ihre Haare kurz geschnitten trugen, von den vornehmen Herren mit langen Haaren Rundköpfe genannt wurden

## § 87. Die Revolution. (1642—1649).

Die englische Revolution des siebenzehnten Jahrhunderts ist bis auf den heutigen Tag von so überaus praktischer Bedeutung, daß die Art und Weise ihrer Auffassung den Standpunkt des Geschichtschreibers auf's klarste anschaulich macht. Die Anhänger des unbeschränkten Königthums stehen auf der Seite Karl's I., die Freunde der constitutionellen Monarchie schwanken zwischen dem Könige und seinen Gegnern unbestimmt hin und her. Nur die Männer der Freiheit, nur die Republikaner brechen Karl I. den Stab und winden seinen uneigennützigen und kühnen Gegnern unverwelkliche Lorbeerkränze.

Der Geschichtschreiber, auf welchem Standpunkte er immer stehe, darf sich nicht herausnehmen, seine Anschauungsweise als die allein maßgebende darzustellen. Er muß die Leser in den Stand setzen, sich selbst ein Urtheil zu bilden, indem er ihnen die wesentlichen Thatsachen rückhaltslos und wahrheitsgetreu mittheilt. Doch darf er ihnen die Gesichtspunkte nicht vorenthalten, von welchen aus er sie betrachtet, so wenig als die Gefühle, Wünsche und Bestrebungen, welche sie in ihm angeregt haben. Die besoldeten und unbesoldeten Diener des Königthums haben sich bemüht, indem sie manches verschwiegen und beschönigten, anderes ausschmückten, oder entstellten, wie es ihre Absichten mit sich brachten, die Quelle aller Revolutionen der neuen Zeit zu trüben. Ich werde mich bemühen, sie in ihrer vollen Reinheit und Klarheit wiederherzustellen, damit alle Freunde der Freiheit neuen Muth und unermüdliche Kraft aus ihr schöpfen können.

Sieben bis acht Jahre sind vergangen, seit die Freiheitsbestrebungen Europa's niedergeschlagen wurden. Mehr als eilf Jahre waren verflossen, nachdem Karl I. sein viertes Parlament aufgelöst und kein neues um sich versammelt hatte. Doch kaum neun Monate nach Berufung des s. g. langen Parlamentes wußte sich König Karl nicht anders, als dadurch zu helfen, daß er zum Schwerte griff. Er wählte dazu seine Zeit sehr schlecht. Denn das Parlament war damals so übermächtig, daß, wenn es nicht den Schein hätte vermeiden wollen, der angreifende Theil zu sein, es ihm ein leichtes gewesen wäre, die kleinen Anfänge eines Heeres, die sich um den König sammelten, zu zerstreuen. Auf der Seite Karl's war der größere Theil des hohen Adels und der reichen Grundbesitzer, auf der Seite des Parla-

ments die Masse der Nation, die ganze städtische Bevölkerung, und von den ländlichen Bezirken alle Diejenigen, welche nicht in einem festen Unterordnungsverhältnisse zu den großen Eigentbümern des Grundes und Bodens standen.

Das erste Treffen von einiger Bedeutung wurde zu Edgehill (1642) geschlagen. Es blieb unentschieden. Der Graf von Essex befehligte das Heer des Volkes. Unter dem Könige thaten sich seine Neffen, die beiden Söhne des Kurfürsten von der Pfalz, Ruprecht und Moritz besonders hervor. Im Westen errang die königliche Partei Siege. Am 25. Juli 1643 ergab sich Bristol, damals die zweite Stadt des Reiches dem Prinzen Ruprecht. Eine Zeit lang war das Parlament selbst in London gefährdet. Eine Verschwörung der königlich gesinnten war ihrem Ausbruche nahe. Doch das Parlament war wachsam. Es ließ die Hauptschuldigen: den Dichter Edmund Waller, dessen Schwager Tompkins und Chaloner, des letztern Freund verhaften. Tompkins und Chaloner wurden hingerichtet. Waller wußte durch Verstellung sein gefährdetes Leben zu retten und fand sich mit einer Geldstrafe von 10,000 Pfund ab.

Die kriegerischen Angelegenheiten des Parlaments wurden von einem wenig zahlreichen Ausschusse besorgt, welcher unumschränkte Gewalt hatte und sie mit großer Kraft und Umsicht übte. Dieser ließ alle verdächtigen Personen verhaften, legte Beschlag auf das Vermögen der Anhänger des Königs, schrieb die erforderlichen Abgaben aus, ernannte und überwachte die Feldherren des Volkes und verstand es, alle seine Pläne in ein undurchdringliches Dunkel zu hüllen, was dem Könige Karl nie gelang. Die Belagerung von Gloucester bildete das wichtigste kriegerische Ereigniß des Jahres 1643. Massey vertheidigte dasselbe mit großer Ausdauer gegen die Königlichen. Essex führte ihm Hülfe zu, ohne die Stadt entsetzen zu können. Die Schlacht von Newbury (20. September 1643) blieb wieder unentschieden.

Beide Theile suchten sich zu verstärken. Dem Parlamente gelang es, die Schotten auf seine Seite zu ziehen. Der König verband sich mit den Irländern. Nach dem Blutbade, welches die protestantische Bevölkerung Irland's fast gänzlich aufrieb, hatte der königliche Statthalter, Graf von Ormond zwei entscheidende Siege über die Irländer gewonnen, die dem Parlamente günstig gesinnten Beamten durch Anhänger des Königs ersetzt, und einen Waffenstillstand mit den Rebellen abgeschlossen. Karl zog den größern Theil der englischen Streitkräfte, welche dazu bestimmt waren, Irland zu züchtigen, an sich, und nahm sogar irische Katholiken in seinen Sold, um mit deren Hülfe das Parlament zu bekämpfen. Er erbitterte dadurch die Stimmung des englischen Volkes noch mehr.

Doch verstärkten die Irländer die Streitkräfte des Königs nur wenig. Um so bedeutender war die Hülfe, welche die Schotten dem Parlamente leisteten. Der Gewandtheit Henry Vane's des jüngern gelang es, mit ihnen einen feierlichen Bund und Vertrag (Convenant) abzuschließen, worin sich die Unterzeichner verpflichteten, sich gegenseitigen Beistand zu leisten. In Folge dieses Bundes-Vertrages schickten die Schotten ein zahlreiches Heer nach England, welches viel zu dem Siege in der entscheidenden Schlacht von Marston-Moor (2. Juli 1644) beitrug. In dieser zeichnete sich zuerst Oliver Cromwell, welcher den dritten Flügel des Volksheeres befehligte, besonders aus. Ihm gebührte die Ehre des Sieges. Die Generale Essex und Waller schlugen den König bei Newbury (27. Oktober 1644). Allein die Streitigkeiten, welche im Schooße des Volksheeres statt fanden, verhinderten, daß der König damals schon vollständig besiegt wurde.

Zwei Jahre hatte der Bürgerkrieg gedauert. Es war kein Zufall, daß so viele Schlachten unentschieden blieben und der Kampf sich so lange hinaus zog. Neben den Schlachten gingen fast unausgesetzt Unterhandlungen her, welche mit dem Könige gepflogen wurden. Sie mußten die Thatkraft des Volkes lähmen. Auf die Einen wirkte der Ge-

danke, ihr Feind könne sich in Folge eines Vertrags plötzlich in ihren Herrn und Gebieter verwandeln, auf die Anderen die alte Anhänglichkeit an das Königthum und die Person Karl's und mannigfaltige geheime Eröffnungen, welche Karl und seine Anhänger einzelnen ihrer Gegner machten, erschlaffend und entmuthigend. Der Graf von Manchester hätte bei Denningtoncastle das Heer des Königs leicht aufreiben können. Er that es nicht, ja, er hemmte sogar den unter seinem Befehle dienenden Cromwell, der sich erbot, es allein mit seiner Brigade zu thun. Manchester beschuldigte dagegen Cromwell finsterer Pläne gegen König und Parlament.

Wer mit seinem eigenen Könige Krieg beginnt, muß die Scheide wegwerfen, muß darauf ausgehen, die Macht desselben auf immer zu brechen. Denn noch niemals hat ein gedemüthigter König seinen Feinden vergeben. Je bereitwilliger er Zugeständnisse machte, desto schneller bricht er sie. Die Ereignisse des Jahres 1848 und 1849 haben die Wahrheit dieser Grundsätze nur zu sehr anschaulich gemacht. Unter den Engländern des siebenzehnten Jahrhunderts fanden sich so gut, wie unter den Deutschen des neunzehnten Republikaner und Constitutionelle, Revolutionäre und Revolutionsduseler neben einander. Zum Glücke für England besaßen aber die entschiedenen Freiheitskämpfer in England Kraft genug, die Gewalt an sich zu reißen und die schwankenden Gegner des Königthums zu beseitigen. Zu bedauern war dabei nur, daß sie, um diesen Zweck zu erreichen, sich einem Manne unterordneten, welcher nicht die Freiheit des Volkes, sondern seine Selbstverherrlichung im Auge hatte. Bei jedem Freiheitskampfe sollte es die erste Regel sein, keinen einzelnen Menschen, am wenigsten aber einen gefeierten Soldaten, so mächtig werden zu lassen, daß er im Stande ist, dem Volke Gesetze vorzuschreiben.

Die Partei des Volkes zerfiel, seit der Krieg mit dem Könige begann, bald in Presbyterianer und Independenten. Die Presbyterianer wollten zwar die Bischöfe, aber nicht das Königthum abschaffen, ungeachtet Karl zu wiederholten Malen erklärt hatte, er werde mit den Bischöfen stehen und fallen. Wer von ihnen einer klaren Anschauung und eines heldenmüthigen Entschlusses fähig war, wurde nothwendig in das Lager derjenigen getrieben, welche weder einen König, noch Bischöfe mit der Freiheit des Volkes vereinbar hielten. Diese entschiedenen Männer waren die Independenten. Sie wollten nicht an die Stelle der bischöflichen die presbyterianische Zwangsjacke setzen, nicht die alte Tyrannei unter neuen Formen wieder herstellen, sondern den Augias-Stall in Staat und Kirche gründlich reinigen. Die Independenten erklärten sich gegen jede Art geistlichen Druckes. Sie wollten keine geistlichen Gerichte, keine Herrschaft der Pfarrer, keine Einmischung der weltlichen Obrigkeiten in Religionssachen, keine Begünstigung irgend eines Glaubensbekenntnisses. Die Gemeinden sollten nur durch ein geistiges Band zusammengehalten werden, selbstständig sein, ihre Vorsteher wählen und beaufsichtigen. Die Independenten erkannten keinen Unterschied zwischen Laien und Geistlichen an, schafften unnütze Ceremonien ab, waren duldsam gegen alle Glaubens-Ansichten und griffen nur die päpstliche und die bischöfliche Kirche an, deren Unduldsamkeit sie gefährdete.

Die Presbyterianer unterwarfen sich willig dem Drucke, welche ihre eigenen Geistlichen und die von denselben entworfenen Glaubensformeln über sie verhängten, sie wollten den König zwar zum ersten Beamten des Staates herabdrücken, aber als solchen anerkennen. Sie waren nicht scharfsinnig genug, einzusehen, daß sie vergeblich suchen würden, die fest gewurzelten Ansichten Karl's, des ganzen Hauses Stuart und seiner Anhänger zu beseitigen, und daß sich daraus mit unvermeidlicher Nothwendigkeit ein neuer Kampf zwischen Volk und König entwickeln müsse. Die Independenten waren entschlossen, zugleich mit der kirchlichen, die volle staatliche Freiheit zu erringen, und wollten daher nicht blos das

Königthum, sondern auch den Adel vollständig abschaffen. Sie wollten daß jeder Bürger frei und unabhängig (independent) sei und erhielten davon ihren Namen.

Die Meinungen der Menschen sind in allen praktischen Beziehungen des Lebens nahe verwandt mit deren Muthe. Ist dieser klein, so reichen jene nicht sehr weit. Die Independenten waren die kühnsten Männer im Schooße der Volkspartei und eben deßhalb reichten ihre Ansichten, Wünsche und Bestrebungen viel weiter, als diejenigen der Presbyterianer. Die Beschränktheit dieser Letzteren erhellte schon aus ihrem Namen. Nur zu anderen religiösen Genossenschaften bildete dieser einen Gegensatz. Hauptsache war ihnen der Sturz der bischöflichen Kirche, die Religion und nur nebenbei wollten sie im Staate Reformen gründen. Die Unterhandlungen, welche sie mit dem Könige einleiteten, scheitterten hauptsächlich an der beiderseitigen religiösen Befangenheit. Die Independenten, welche auf staatlichem Gebiete nicht minder, als auf kirchlichem, einen vollständigen Umschwung herbeiführen wollten, waren den Presbyterianern zwar an innerer Kraft überlegen, diese konnten jedoch sowohl im Heere, als im Parlamente auf eine weit größere Zahl einflußreicher Männer rechnen.

Die Führer der Independenten waren Sir Harry Vane, Oliver Cromwel, Nathaniel Fiennes, und Oliver St. John. Die Grafen von Essex, Northumberland Warwick und Denbigh, Sir Philipp Stapleton, Sir William Waller, Hollis und Massey, standen an die Spitze der presbyterianischen Partei. Die Independenten ersetzten durch List und Entschlossenheit den Mangel an Zahl. Sie setzten im Parlamente die sogenannte Selbstverleugnungs-Ordonnanz durch, derzufolge alle Parlamentsglieder ihre Aemter im Heere und in der Verwaltung niederlegen sollten. Sie schlossen mit deren Hülfe die hervorragendsten Generale der presbyterianischen Partei: Essex, Warwick, Manchester, Denbigh, Waller, Brereton und viele andere von dem Heere aus.

Die Stärke der Independenten ruhte in den niedern Klassen des Volkes und besonders in jenen Männern, welche durch ausgezeichnete Verdienste sich selbst empor geschwungen hatten. Das Heer verlor wenig durch den Austritt aller jener presbyterianischen Generale. Oliver Cromwel, welcher zwar auch Mitglied des Parlamentes war und daher nach der Selbstverleugnungs-Ordonnanz seine Stelle hätte verlieren sollen, war unentbehrlich. Er blieb beim Heere und gewann in demselben Maße an Gewicht, als seine Gegner von der presbyterianischen Partei daran verloren. Dem Namen nach war zwar Fairfax Oberfeldherr, in der That aber Cromwel. Fairfax besaß nur kriegerische Talente. Er war weder Staatsmann, noch Redner. Er hatte einen offenen, menschenfreundlichen Charakter und ließ sich um so bereitwilliger von Cromwel leiten, je weniger er diesen durchschaute und je größer dessen Einfluß beim Heere und beim Parlamente war.

Cromwel gab dem Heere eine ganz neue Ordnung, durch welche er es ganz in die Gewalt der Independenten brachte. Er stellte an die Spitze der verschiedenen Abtheilungen desselben seine eifrigsten Anhänger und erweckte unter den gemeinen Soldaten eine Begeisterung für die Grundsätze der Independenten, welche ihnen eine unerschütterliche Kraft verlieh. Bald zeigten sich die Folgen der neuen Einrichtungen. In ganz England erlitt die königliche Partei furchtbare Niederlagen. Karl verlor (14. Juni 1645) die entscheidende Schlacht von Naseby, kurz darauf (11. September) ergab sich Bristol dem Heere des Parlaments. Der ganze Westen des Reiches, in welchem der König gleich im Anfange des Krieges festen Fuß gefaßt hatte, ging ihm verloren (Anfangs 1646). Seine Macht war gebrochen. Zwar hatte Montrose in Schottland Siege zu Gunsten des Königs errungen, allein sie konnten die Geschicke des Krieges nicht wenden. Nach den vielen Niederlagen, welche der König in England erlitten hatte, wurde David Lesly mit Kerntruppen nach Schottland geschickt. Er schlug und zerstreute Montrosens Heer bei Philiphaugh im

Walde. Auch im Norden standen dem Parlamente keine Feinde mehr bewaffnet gegenüber. Der König erkannte, daß er nicht die Mittel habe, den Krieg länger fortzusetzen. Am 5. Mai 1646 übergab er sich den Schotten in deren Lager zu Newark. Die schottischen Generale ließen sich mit ihm in keine Unterhandlungen ein, verlangten aber von ihm, daß er den Befehlshabern der Stadt Oxford, wo er während des ganzen Krieges sein Hauptquartier gehabt und selbst ein Parlament um sich versammelt hatte, und den übrigen Plätzen, die ihm noch gehorchten, den Befehl ertheilen sollte, sich dem Londoner Parlamente zu unterwerfen. Der König fügte sich. Oxford, Dublin und einige andere Plätze kamen demzufolge in die Gewalt des Parlaments.

Im Anfange des folgenden Jahres lieferten die Schotten den König an das englische Parlament aus, welches zum Danke dafür ihnen 400,000 Pfund für rückständigen Sold, eine Forderung, welche es sonst schwerlich jemals anerkannt hätte, bezahlte.

Das Parlament hatte einen vollständigen Sieg gewonnen. Die Frage war, ob es denselben zu benützen verstehe. Es konnte Staat und Kirche von dem auf ihnen ruhenden Drucke befreien, alles erringen, wofür das Volk die Waffen ergriffen hatte. Doch es ist leichter, einen Sieg zu gewinnen, als ihn gut anzuwenden, schwerer neue Ordnungen zu schaffen, als die alten zu zerstören. Im Parlamente hatten die Presbyterianer, doch im Heere hatten die Independenten die Mehrheit. Beide Parteien standen sich jetzt in ähnlicher Weise, wie früher König und Parlament gegenüber. Die Presbyterianer irrten, wenn sie vermeinten, die Independenten würden sich die Früchte der von ihnen auf den Schlachtfeldern errungenen Siege durch Beschlüsse rauben lassen, welche ihre Gegner im Parlamente fassen möchten.

Während des Krieges mit dem Könige hatte das Parlament, statt selbstständig den Grund zu einem bessern Zustande in Kirche und Staat zu legen, nur Unterhandlungen geführt, welche erfolglos blieben. Es hatte zwar noch den alten Erzbischof Laud hinrichten lassen. Allein er war längst unschädlich gewesen und hätte daher ohne Gefahr im Gefängniß seine Tage schließen können.

Nachdem der König besiegt und gefangen war, trat der Zwiespalt zwischen Parlament und Heer bald offen zu Tage. Die Presbyterianer suchten sich ihrer Gegner so schnell als möglich zu entledigen, indem sie einen Theil des Heeres nach Irland schicken, den andern auflösen wollten. Der König, dessen Partei nur für den Augenblick zur Ruhe gebracht, keineswegs vollständig besiegt war, hätte, wäre den Presbyterianern dieser Plan gelungen, nur zu bald wieder Kraft gewonnen und wäre dann im Stande gewesen, dem Volke Gesetze vorzuschreiben.

Cromwel, welcher Sitz im Parlamente hatte und beim Heere den Ton angab, reizte dieses zum Widerstand auf, während das Unterhaus ihm und seinen Anhängern, Ireton und Fleetwood den Auftrag ertheilte, die Soldaten zur Unterwürfigkeit zu bringen. Skippon, welcher mit den drei anderen Generalen gemeinschaftlich handeln sollte, war allein nicht im Stande, die Absichten Cromwels und seiner Anhänger zu vereiteln. Unter dem Vorwande, die Stimmung des Heeres zu erforschen, organisirte Cromwel im Schooße desselben ein Oberhaus, welches aus den höheren Officieren bestand, und ein Unterhaus, in welchem Abgeordnete der Gemeinen und Unterofficiere saßen. Das Soldaten-Parlament konnte seine Beschlüsse selbst in Vollziehung setzen, das bürgerliche Parlament zu Westminsterhall verlor dadurch fast seine ganze verfügbare Streitmacht, und besaß weder Thatkraft noch Organisationstalent genug, sich schnell eine neue zu schaffen.

Die größten Mißbräuche waren nach und nach im Schooße des Parlaments eingerissen. Die öffentlichen Gelder wurden verschleudert, während das Heer darbte und ansehnliche Soldrückstände unbezahlt blieben. Hätte das Parlament zur rechten Zeit die gegrün-

deten Ansprüche der Soldaten befriedigt, so wäre es nicht schwer gewesen, sie im Gehorsam zu erhalten. Hätte es den gerechten Forderungen der Nation Rechnung getragen, eine neue Ordnung der Freiheit gegründet, so wäre das Volk ihm eine Stütze gewesen, an welcher die Ränke Cromwel's und das Ungestüm des Heeres gescheitert wären. Doch die tüchtigsten Freiheitskämpfer waren gestorben. Hambden war in der Schlacht gefallen, Pym einer schweren Krankheit erlegen. Hollis war schwach geworden. An die Stelle des uneigennützigen Aufschwungs war theils Erschlaffung, theils Habgier getreten. Das Parlament konnte das Vaterland nicht retten. Das Heer mochte zwar die Feinde des Volkes niederwerfen. Doch wo hätten jemals Soldaten die Freiheit gepflanzt! So wenig sich eine berathende Versammlung in ein Kriegsheer, kann sich dieses in ein Parlament verwandeln, ohne seinen eigentlichen Charakter zu verlieren. Ungeachtet aller zum Scheine gepflogenen Verhandlungen blieb das Heer dem Wesen nach nur ein Werkzeug der Zerstörung, welches um so gefährlicher für die Sache der Freiheit wurde, je unbedingteres Vertrauen es seinem Generale schenkte. Auf dessen Anregung bemächtigten sich die Soldaten der Person des Königs (3. Juni 1647).

Statt vom Parlamente Befehle anzunehmen, ertheilte das Heer demselben kurz darauf (16. Juni 1649) die Weisung, eilf seiner Mitglieder, die eigentlichen Führer der Partei der Presbyterianer, auszustoßen und gefangen zu setzen. Die im Norden unter Pointy stehenden Truppen schlossen einen Bund mit dem Hauptheere, das in der Nähe Londons stand, ab. Die einzigen Truppen, welche noch Gehorsam leisteten, und welche bereit waren, sich nach Irland verbringen zu lassen, löste das Parlament aus Feigheit und Treulosigkeit auf. Schritt für Schritt trieben Cromwel und sein Anhang die Versammlung zu Westminster, sich selbst zu schwächen und verächtlich zu machen. Am 6. August 1647 rückte das Heer endlich in London ein. Die eilf angeklagten Parlamentsmitglieder entflohen und wurden ausgestoßen. Der Mayor von London, ein Sherif, drei Aldermänner und einige andere Personen wurden in den Tower geschickt, eilf Pairs in Anklagezustand versetzt. Die Independenten waren Herren des Heeres und des Parlaments. Allein sie hatten selbst einen Herrn — Cromwel, den sie nicht abzuschütteln verstanden, um so weniger, als Fairfax den Titel eines Oberfeldherrn und er nur den eines General=Lieutenants führte, als daher in den Augen aller oberflächlichen Menschen Fairfax und nicht Cromwel der Führer des Heeres war.

Karl I. bildete während dieser Zeit den Mittelpunkt, um welchen sich die Unterhandlungen beider Parteien drehten. Die Independenten, oder vielmehr deren Haupt ließ sich mit ihm, wohl mehr zum Scheine, oder um sich eine Hinterthür offen zu halten, als im Ernste ein. Je mehr aber die Presbyterianer in die Enge getrieben wurden, desto eifriger wünschten sie eine Verständigung mit dem Könige. Karl selbst glaubte, früher oder später müßte die eine oder die andere Partei ihn wieder auf den Thron heben, ohne ihn, so wähnte er, könne England nicht wieder zu einer gesetzlichen Ordnung gelangen. Er verschlimmerte selbst seine Lage dadurch, daß er ohne alle genügende Veranlassung von Hampton=Court, wo er sehr gut gehalten war, entfloh (11. November 1647). Er begab sich zuerst nach Titchfield und von da nach der Insel Wight, wo er, wie früher, im Gewahrsam des Heeres war, und weit weniger Gelegenheit hatte, sich geltend zu machen. König und Parlament handelten durchaus planlos. Cromwel verfolgte unverrückt seine ehrgeizigen Absichten. Kaum hatte er das Parlament eingeschüchtert, so stellte er die Mannszucht unter den Soldaten wieder her und bewies bei dieser Gelegenheit, daß ihm Niemand ungestraft den Gehorsam verweigern dürfe. Dem Oberbefehlshaber Fairfax war es nicht gelungen, die meuterischen Truppen zu bändigen. Cromwel riß mit eigener Hand die Rädelsführer mitten aus den Reihen, hielt ein Kriegsgericht, ließ sofort einen derselben niederschießen, und flößte dadurch

den übrigen Soldaten einen solchen Schrecken ein, daß sie von nun an wieder die strengste Ordnung hielten.

Im Rathe der Officiere wurde zuerst der Gedanke angeregt, dem Könige den Prozeß zu machen. Im Parlamente setzte Cromwel den Beschluß durch, daß alle Verhandlungen mit dem Könige abgebrochen werden sollten (15. Januar 1648).

Doch der Kampf mit der königlichen Partei war noch nicht beendigt. Von neuem brach der Krieg aus: in Wallis, in Kent, in Essex, Surrey und Yorkshire. Pomfret, Berwick und Carlisle fielen in die Hände der Cavaliere. Der größere Theil der Flotte erklärte sich zu ihren Gunsten. Ganz Schottland waffnete sich für den König. Dort zerfielen die Presbyterianer in zwei Abtheilungen, von denen die eine darauf drang, der König solle ihren Covenant unterschreiben, die andere dem englischen Parlamente Hülfe leisten und sich gleich diesem mit dem Könige verständigen wollte. Die sogenannten gemäßigten Presbyterianer schlossen sich an die alte königliche Partei, und stellten unter Hamilton ein zahlreiches Heer in's Feld. Während Cromwel mit seinen Truppen die königliche Partei bekämpfte, knüpften die Presbyterianer von neuem Unterhandlungen mit Karl I. an. Doch diese zogen sich dermaßen in die Länge, daß Cromwel siegreich zurückkehrte, bevor dieselben zum Abschlusse gekommen waren. Mit 8000 Mann schlug er zuerst bei Preston in Lancashire die 20,000 starken Schotten, rückte nach Schottland und stellte dort das Uebergewicht der heftigeren Presbyterianer wieder her. Mit geringerer Mühe wurden die Aufstände in England erdrückt.

Ein zweites Mal zog das siegreiche Heer in London ein. Das Parlament, uneingedenk seiner Machtlosigkeit faßte (5. December 1648) mit 120 gegen 87 Stimmen den Beschluß, daß die Zugeständnisse des Königs die Grundlage einer Verständigung mit demselben böten. Tags darauf (6. December) besetzte Oberst Pride das Gebäude des Parlaments, und verhaftete ein und vierzig Mitglieder. Die Gewalt des Staates war auf das Heer übergegangen. Dieses schrieb die Beschlüsse vor, denen das Parlament seine Genehmigung ertheilte. Am 4. Januar 1649 setzte das Parlament Karl Stuart in Anklagezustand, am 27. desselben Monats erklärte ihn der bestellte Gerichtshof für schuldig, am 30. fiel sein Haupt auf dem Schaffotte. Im Februar faßte das Unterhaus den Beschluß, das Oberhaus und das Königthum seien nutzlos und gefährlich, und seien daher abzuschaffen.

So wurde zwar die alte auf Ungleichheit und Unfreiheit beruhende Staatsform zertrümmert, allein keine neue auf besserm Grunde ruhende geschaffen. Die Zahl der Menschen, welche durch die innere Kraft ihrer Tugend im Stande sind, sich selbst Schranken zu ziehen, ist sehr gering. Die meisten werden nur durch äußere zwingende Gewalt von Abwegen zurück gehalten. Fällt diese, so werden gewöhnlich die Leidenschaften meisterlos, und aus dem Chaos derselben erhebt sich irgend ein Tyrann, welcher sie sich dienstbar macht. In solchen Lagen ist Niemand der jungen Freiheit gefährlicher, als ein glücklicher Soldat, weil dieser, nach seiner ganzen Erziehung und Entwickelung am wenigsten fähig ist, Vernunftgründe zu hören, und nach solchen zu handeln.

Allein selbst wenn auf diese Weise eine Revolution der Freiheit wieder in Knechtschaft endigt, so kann das Meer von Gedanken, Gefühlen und Bestrebungen, welches durch sie in stürmische Aufregung gebracht wurde, nie wieder vollständig beruhigt werden. Die Ideen, welche zur Zeit der Bewegung unter die Massen geworfen wurden, theilen sich ihnen mit, werden zu ihrem Gesammt-Eigenthum, dringen, wenn auch bisweilen erst nach Jahrzehnten in's praktische Leben ein, und gestalten dieses zugleich freier und edler. Die Formen der Freiheit mögen freche Tyrannen zerschlagen. Der Geist derselben bleibt, und ist

am Ende immer der Hauptgewinn jeder Revolution, der mit dauerndem Erfolge gekrönten, wie derjenigen, welche später wieder in Fesseln geschlagen wird.

So wog auch der Gewinn dieser englischen Revolution reichlich die mit ihr verbundenen Nachtheile auf.

Bei keiner Volksbewegung ging neben dem blutigen Kampfe der Schlachten ein so reger Streit auf geistigem Gebiete einher. Alle Parteien beriefen sich auf eine Masse von Gründen. Ehre und Gewissen, Religion und Gottes Wille, Nutzen und Nothwendigkeit, Freiheit und Recht wurden abwechslungsweise von Cavalieren und Rundköpfen, Presbyterianern und Independenten zur Beschönigung ihrer Absichten geltend gemacht. Wollen wir in dieses Labyrinth einige Ordnung bringen, so müssen wir zwischen dem gemeinsamen Ziele der Parteien, und den Beweggründen der einzelnen Betheiligten, zwischen allgemeinen Grundsätzen und unmittelbar praktischen Maßregeln unterscheiden. Die ewigen und unveräußerlichen Menschenrechte bilden das einzige Ziel, welchem alle anderen Rücksichten weichen müssen. Wo es gilt, die Freiheit einer Nation zu begründen und die Rechte der Gesammtheit festzustellen, müssen alle Vorrechte Einzelner, sowie ganzer Genossenschaften zurückstehen. Dieses, wie jedes andere schöne Ziel läßt sich nur durch entsprechende Mittel, niemals durch Meuchelmord und Gift, Hinterlist und Tücke erreichen. Aber auch Handlungen, welche nicht das Gepräge der Schändlichkeit offen an der Stirn tragen, können aus den verschiedenartigsten Beweggründen : aus Ehrgeiz und Herrschsucht, oder aus Rechtsgefühl und Freiheitsmuth, aus Gewissenhaftigkeit, oder aus Habgier und Genuß-Sucht entspringen. Oft vergehen Jahrzehende und Jahrhunderte bevor diese geheimen Beweggründe der Menschen richtig erkannt sind, da auch die verruchtesten Bösewichte sich gern in den Schein der Tugend und der Uneigennützigkeit hüllen. Die Wahrheit kann nur aus einem freien Kampfe auf geistigem Gebiete siegreich hervorgehen. Wer die Freiheit beschränkt, ist immer ein Feind der Wahrheit. Religion und Gottes Wille, insofern sie nicht mit Wahrheit, Freiheit und Recht zusammentreffen, waren von jeher nur Deckmäntel für die eigennützigen Bestrebungen von Pfaffen und Pfaffenknechten. Nützlich und nothwendig ist nichts, was der Freiheit und dem Rechte widerstrebt. Freiheit ist aber verschieden von Zügellosigkeit, und das Recht, von welchem ich spreche, nicht gleichbedeutend mit jenen durch Gewalt und Betrug den Völkern zu ihrem Verderben aufgenöthigten Gesetzen, gegen welche sie sich nicht früh genug erheben können.

Die Freiheit findet nur in dem Wohle der Gesammtheit ihre Beschränkung und Recht ist nur, was den Wohlstand, die Bildung und die Freiheit Aller fördert.

Doch noch niemals stand die Menschheit, oder auch nur eine Nation auf jener Höhe der Bildung, welche ihr die volle Erkenntniß ihrer Rechte eröffnet hätte. Immer handelte es sich bisher nur um einen Theil derselben. Die Aufgabe des Staatsmannes ist es, dem Volke zu so großem Rechte und zu so umfassender Freiheit zu verhelfen, als es verstehen und sich bewahren kann. Was darüber hinausgeht, soll nicht ausgeschlossen, muß aber einer späteren Zukunft vorbehalten werden, für den Augenblick ist es Chimäre. Was nicht bis dahin reicht ist Druck, den ein edles Volk sich nicht gefallen läßt.

Mittel und Zweck stehen in untrennbarer Wechselbeziehung. Je edler der Zweck, desto erhabener die Mittel. Je schlechter jener, desto schändlicher immer diese. Der Zweck eines Menschen bestimmt dessen Mittel, wie umgekehrt die Mittel, deren er sich bedient, den Zweck bezeichnen.

Wer seine Erfolge auf die Habgier, den Ehrgeiz und die Herrschsucht seiner Anhänger berechnet, kann unmöglich reine Absichten haben, und das Ziel, zu welchem nur edle Mittel : begeisterte Aufopferungsfähigkeit, Freiheits- und Rechtsgefühl führen, ist immer gut.

Legen wir diesen Maßstab an die englische Revolution, so finden wir in deren ersten

Abschnitten fast alles verwerfliche auf der Seite des Königs, und fast alles lobenswerthe auf der Seite seiner Gegner. Nur was in dieser Zeit geschah, hob das brittische Volk und die Menschheit höher. Später finden wir dieselben schlechten Mittel auch auf Seiten der Rundköpfe, und nur zu bald trat ihr Zweck in der ihrem Führer Cromwel übertragenen höchsten Gewalt klar zu Tage. Selbst die Hinrichtung des Königs läßt sich, wenn wir die derselben zu Grunde liegenden Beweggründe prüfen, nicht durchaus rechtfertigen. Denn sie sollte, wie viele wollten, nicht der Freiheit des Volkes, sondern der Herrschaft Cromwels die Bahn brechen.

Seit der Gefangennahme des Königs verschwanden die edlen Beweggründe mehr und mehr aus dem öffentlichen Leben, und machten der Habgier und der Herrschsucht Platz. An die Stelle der Begeisterung und des Freiheitsmuths traten Gewaltthätigkeit und Knechtssinn, und das Rechtsgefühl wich dem Streben nach persönlichem Gewinn oder Partei-Vortheilen.

Die Frage über die Rechtmäßigkeit des gegen Karl I. ausgesprochenen Todesurtheils hängt lediglich davon ab, ob dem englischen Volke, oder dessen Vertretern kein anderer Ausweg aus den Wirren der Revolution blieb. Alle diejenigen Richter, welche von diesem Gedanken durchdrungen waren, handelten vollkommen recht, indem sie dem Könige den Stab brachen. Daß Karl I. weit größere Verbrechen beging, als ein gewöhnlicher Mörder und Räuber, ist unzweifelhaft. Er begann den Kampf mit dem englischen Volke, indem er versuchte, dessen Verfassung umzustürzen und sich zum unbeschränkten Herrscher in Brittannien aufzuwerfen, und zog sein Schwert, als ihm der Versuch mißlungen war, seinen Zweck ohne Krieg zu erreichen. Er hatte von diesem Augenblicke an sich selbst zum offenen Feinde des englischen Volkes gemacht, und konnte daher auf die Vorrechte des Königthums keinen Anspruch mehr erheben. Dadurch, daß er in wesentlichen Beziehungen die Pflichten brach, welche ihm seine Würde auferlegte, enthob er die Nation der ihrigen. So gut das englische Volk das Recht hatte, seinen König zu bekriegen, hatte es auch das Recht, über ihn zu Gericht zu sitzen. Es ist sehr abgeschmackt, eine Revolution nach denjenigen Gesetzen beurtheilen zu wollen, deren Bruch sie veranlaßte. Die Gesetze der Revolution sind nicht diejenigen der Zeit ruhigen und verfassungsmäßigen Lebens.

Die Revolution ist nichts anderes, als der gewaltsame Umsturz der bestehenden Gesetze. Wer sie beginnt, muß die Folgen auf sich nehmen, und kann sich hinter die von ihm selbst umgeworfenen Gesetze nicht flüchten.

Diejenigen Richter, welche aber nicht die Schuld des Königs und die Freiheit des englischen Volkes, sondern ihre eigenen ehrgeizigen Bestrebungen im Auge hatten, als sie das Todesurtheil unterzeichneten, waren in ihrem Gewissen nicht gerechtfertigt. Aeußerlich war ihr Spruch durch die Gesetze der Revolution, wenn auch nicht durch diejenigen der früheren Zeit, vollkommen begründet.

Aus dem angedeuteten innern Mangel ging aber der Despotismus Cromwel's und seiner Anhänger hervor, welcher unmöglich gewesen wäre, falls die Partei, welche dem Könige das Todesurtheil sprach, von reinen Beweggründen geleitet worden wäre.

Die Hinrichtung Karl's I. beruhte insofern auf denselben Gründen, wie diejenige seiner Großmutter Maria, als Beide sich selbst durch ihre Handluugen der Vorrechte des Königthums verlustig machten.

Wenn es sich handelt um eine große Revolution, welche im Laufe von vier Jahrzehnten durch eine Reihe der verkehrtesten und gefährdendsten Regierungshandlungen vorbereitet wurde, ist es sehr verkehrt, einzelne Maßregeln, oder gar einzelne Reden und Schriftstücke als von entscheidender Wichtigkeit hervorzuheben. Seit Jakob I. spaltete sich die englische Nation mehr und mehr in zwei Parteien, wovon die eine auf dem Gebiete des

Staates und der Kirche mehr Freiheit für das Volk, die andere Vergrößerung der Macht des Königthums und des Pfaffenthums anstrebte. Alle Männer der Freiheit sind darüber einig, daß im Großen und Ganzen das Volk in seinem guten Rechte, die Könige Jakob I. und Karl I. im Unrechte waren. Dieses vorausgesetzt, kömmt darauf sehr wenig an, ob einer oder der andere der vielen hundert Schritte, die gemacht wurden, um aus dem Gebiete des Despotismus auf das Feld der Freiheit zu gelangen, übereilt, zu groß oder zu gewaltthätig war.

Soviel ist gewiß, wenn es Karl I. gelungen wäre, die Freiheitsbestrebungen des Volkes zu erdrücken, so wäre England unter ein ähnliches Joch geschmiedet worden, wie Spanien oder Frankreich, und die brittische Nation hätte vielleicht erst ein Jahrhundert später wieder hinreichende Kraft gesammelt, um jenen Aufschwung zu nehmen, dessen Früchte sie in Folge ihrer Revolution genoß. Wenn wir die Schrecknisse derselben vergleichen mit denjenigen, welche kurz zuvor und um dieselbe Zeit in den beiden Nachbarländern des Continents statt fanden, und welche zur Unterdrückung der Volksfreiheit führten, so erscheinen sie uns sehr klein. Keine der durch Karl IX. und Heinrich III. von Frankreich und durch die spanischen Philippe angeordneten Verwüstungen und Abschlachtungen wurde durch ein schönes Ziel, d. h. durch das Streben nach Recht und Freiheit geheiligt, der größere Theil der durch das englische Parlament angeordneten Handlungen der Gewalt wurden durch diesen erhabenen Zweck gerechtfertigt.

Der Krieg, dessen Gegenstand die Bekämpfung der Tyrannei, ist gerecht, der Kampf zur Befestigung derselben ist ungerecht. Wenn in den Schlachten der Freiheit mehr Blut vergossen wird, als der Zweck erfordert, so ist dieses zu beklagen, und den Umständen nach zu bestrafen. Der Kampf überhaupt wird dadurch in seinem Grund-Charakter nicht verändert.

Im Großen und Ganzen waren die Führer des englischen Freiheitskampfes ihren Gegnern an Entschlossenheit, Muth, staatsmännischer und kriegerischer Befähigung, sowie an Reinheit der Gesinnung eben so sehr überlegen, als die Sache, welche sie vertraten, über derjenigen des Königs erhaben war. Großer Verstöße gegen Recht und Freiheit machten sich die Gegner des Königthums erst schuldig, nachdem dieses schon gestürzt war.

Das Parlament vertheidigte immer mannhaft seine Freunde, der König gab die seinigen preis, so oft er in die Enge getrieben wurde. Das Parlament blieb seinen Grundsätzen treu, und entwickelte sie mehr und mehr in der Richtung der Freiheit, der König hatte niemals Grundsätze, sondern nur tyrannische Bestrebungen, welche er, je nach den Umständen, mehr oder weniger zu Tage brachte, weniger oder mehr durch Redensarten und scheinbare Zugeständnisse verhüllte.

Jede Rechtsverletzung, deren sich der König schuldig machte, begleitete er mit Betheuerungen, die er durch seine ganze Vergangenheit und Zukunft Lügen strafte. Auf jedes Zugeständniß, das er sich abdringen ließ, und welches die gereizte Stimmung des Volkes beruhigte, folgten größere und verletzendere Gewaltmaßregeln, als jemals zuvor. Karl überschätzte immer die Bedeutung seiner beschönigenden Worte, seiner Winkelzüge und seiner Gewaltmaßregeln. Keine Revolution der Erde gleicht in dem Maße wie die englische, einer Schachpartie, welche von Anfang bis zum Ende mit großer Hartnäckigkeit gespielt wurde. Karl nahm seinen Gegnern zuerst einige Bauern, (die Ohren von Prynne, Bastwir, Burton, Wharton und Lilburn), verlor aber bald seine besten Officiere (die Köpfe von Strafford und Laud), und nach und nach die übrigen nebst den Bauern, bis er am Ende fast allein zurückblieb und matt gesetzt wurde.

Wenn wir die öffentlichen Erklärungen Karl's I. mit denjenigen vergleichen, welche er in vertrauten Kreisen abgab, ersehen wir, daß er immer f a l s c h s p i e l t e. Seine Falschheit war es, welche der englischen Nation alles Vertrauen raubte, und eine friedliche

Verständigung vor Vollendung der Partie unmöglich machte. Alle seine Gewaltthätigkeiten hätten ihm die Engländer verziehen, allein die klare Erkenntniß, daß Karl, sobald er wieder in den Besitz seiner ursprünglichen Rechte eingetreten wäre, keines seiner Zugeständnisse halten würde, kostete ihm Krone und Leben.

Daß der König zuerst die Formen und das Wesen der Gesetze verletzte, ist unbestreitbar. Das Parlament wurde dadurch gezwungen, zu seiner und des Volkes Selbsterhaltung später gleichfalls über die Formen der Gesetze hinwegzugehen. Nach einem so langen und von Seiten des Königs so treulos geführten Kampfe blieb seinen Gegnern nichts übrig, als bis zu dem Aeußersten zu schreiten. Wären diese so kurzsichtig oder so feig gewesen, dem Könige jemals wieder Macht einzuräumen, so hätte er sich derselben unstreitig bedient, um einen jener Staatsstreiche auszuführen, welche in unseren Tagen des blinden Vertrauens in fürstliche Schurken so häufig geworden sind.

Karl I. wechselte seine Rathgeber so oft, daß augenscheinlich ihm persönlich die Schuld aller Verlegenheiten beigemessen werden muß, in deren Mitte er seine ganze Regierungszeit verbrachte. Die einzige Rathgeberin, welche ihm verblieb bis an sein Ende, und welcher er Gehör schenkte, selbst nachdem sie aus England entflohen, war seine Gattin, die französische Prinzessin Henriette, welche eben so leidenschaftlich, und noch weniger vertraut mit den Geschäften und dem englischen Volks-Charakter, als er, ihn nur auf der Bahn, die zum Abgrunde führte, vorwärts treiben konnte. Gemäßigte und umsichtige Rathgeber, wie z. B. Hyde (später Clarendon) und Falkland, konnten sich nie lange am königlichen Hofe behaupten, weil die ganze Natur König Karls zu gewaltthätigen und hinterlistigen Maßregeln drängte. Buckingham, Strafford, Laud, Lord Digby, Prinz Rupert — waren die Männer nach dem Herzen des Königs. Mit Recht flößten sie aber dem englischen Volke den größten Widerwillen ein. Eine mehr als zwei Jahrzehende hindurch fortdauernde Wahl so verderblicher Rathgeber mußte das Mißtrauen des Volkes mehr und mehr befestigen. Wenn es dem Könige mit seinen Zugeständnissen Ernst gewesen wäre, so hätte er das Vertrauen des Volkes dadurch wieder gewinnen können, daß er die bewährten Führer desselben zu seinen Ministern gewählt hätte. Ein Mal kam er auch wirklich auf diesen Gedanken. Allein damals war es schon zu spät. Er hatte den geeigneten Zeitpunkt versäumt. Beweis genug, daß er in seinen Zugeständnissen niemals so weit ging, als viele der verruchtesten Tyrannen unserer Tage. Auch nicht auf Augenblicke wollte er sich der Macht begeben, durch einen Staatsstreich alle Freiheiten und Rechte des Volkes zu erdrücken. Der wüthende Haß, in welchen sich Karl nach und nach gegen sein Volk hineinarbeitete, geht nicht blos aus den Schmähworten hervor, mit welchen er dasselbe überschüttete, sondern noch bestimmter aus dem Uebermuthe und der Härte, welche er kund gab, sobald er hoffte, wie z. B. nach Eroberung der Stadt Bristol, den Sieg zu gewinnen. Dann hörten plötzlich die versöhnenden Redensarten auf, deren er sich zu bedienen pflegte, wenn seine Lage gefahrvoll war, und er gab deutlich zu erkennen, daß er nicht anders zu verfahren gedenke, als Philipp II. seiner Zeit in den Niederlanden.

Karl I. war durchaus unfähig, mit irgend einem Parlamente zu regieren. Selbst mit seinen Oxforder Ständen konnte er nicht auskommen, die doch alle seine persönlichen Anhänger waren.

Karl I. litt an dem Grundfehler aller Tyrannen, indem er sich einbildete, die Mehrheit des Volkes sei von einer kleinen Anzahl gehässiger Feinde beherrscht. Er mußte fühlen, die Mehrzahl des Volkes sei gegen ihn, da er sie nicht hören wollte.

Dem Parlamente machen königliche Schriftsteller einen Vorwurf daraus, daß es in Zeiten des **Krieges** schwerere Abgaben, als der König früher in **Friedenszeiten** erhob. Das ist eine Abgeschmacktheit. Ueber die **Höhe** der Abgaben, welche Karl I. aus-

schrieb, wurde niemals geklagt, wohl aber darüber, daß er sie gegen **alles Recht**, durch Gewalt erhob. Nicht die Zahl der erhobenen Gelder bestimmt den sittlichen Charakter dessen, welcher sie erhebt, sondern der Grund ihrer Erhebung.

So lange Pym lebte, hatte der König ihn unausgesetzt auf's bitterste verfolgt. Nach seinem Tode berief er sich wiederholt auf dessen Reden. Er bewies dadurch zu gleicher Zeit, daß er unrecht habe, diesen ausgezeichneten Freiheitsmann während seines Lebens zu bekämpfen, und die von ihm für den Fall des Friedens und der ruhigen Entwicklung gegebenen Rathschläge auch auf Zeiten des Krieges und offener Feldschlachten anwenden zu wollen. Der Krieg hat andere Gesetze, als der Frieden, die Feindschaft andere, als die Freundschaft. Nachdem Karl gefangen war und alle Macht verloren hatte, ließ er jede günstige Gelegenheit ungenützt vorübergehen, und pochte am Ende noch darauf, daß sein Untergang auch zum Verderben seiner Gegner führen würde. Im November 1648 bot ihm das Parlament in seiner Angst vor Cromwel noch einmal die Hand. Er stieß sie zurück und richtete sich dadurch selbst zu Grunde.

Wie in politischer, so war Karl I. auch in religiöser Beziehung ein durchaus schwankender Charakter. Er bekannte sich zwar zu der bischöflichen Kirche, allein seine katholische Gattin übte auf ihn einen Einfluß, welcher allen Protestanten guten Grund gab, anzunehmen, daß er die Katholiken mehr begünstige, als die damaligen Verhältnisse gestatteten und die Stimmung des brittischen Volkes gut hieß. Im Drange der Zeit machte er aber den schottischen Presbyterianern und irischen Katholiken Zugeständnisse, welche weder mit seiner Eigenschaft als Haupt der bischöflichen Kirche, noch mit seiner Stellung als König vereinbar waren. Seine persönlichen Neigungen schwankten mehr zwischen der bischöflichen und der katholischen, als zwischen jener und der presbyterianischen Form des Christenthums hin und her. Die Verhältnisse trieben ihn aber später in entgegengesetzter Richtung. Die Ausgleichung zwischen der einen und der anderen traf er nicht in männlicher und offener Weise, sondern durch alle erdenklichen Winkelzüge, Widersprüche und Zusagen, von denen er keine hielt, noch auch nur zu halten gedachte. So erklärte er z. B. während der Verhandlungen von Uxbridge: „Ehre und Gewissen verböten ihm, den irischen Katholiken Duldung zuzusagen." Unmittelbar nachher schrieb er aber seinem Statthalter, dem Marquis von Ormond, „er solle unter allen Bedingungen mit den Irländern Frieden schließen, vorausgesetzt, daß nur die Protestanten jenes Königreiches und die königliche Gewalt gesichert und erhalten würden." Nach wenigen Wochen schrieb er sogar an den päpstlichen Nuncius Renuccini, daß er alles bestätigen wollte, was dieser und der Graf Glamorgan mit einander beschließen würden, worauf in der That ein Vertrag zu Stande kam, den der Papst zu Rom, keineswegs aber das Parlament zu London gut heißen konnte. „Sobald dieses geschehen und der Vertrag bekannt geworden war, verleugnete er den Grafen Glamorgan. So wankend waren Karl's Ehre und Gewissen! Er berief sich auf dieselben auch viel zu oft und viel zu leichtsinnig, als daß er nur deren Schein hätte bewahren können. Nach der Schlacht von Naseby, in welcher der Wagen des Königs mit seiner ganzen Correspondenz in die Hände des Parlaments fiel, konnten alle die Winkelzüge Karl's urkundlich nachgewiesen dem Volke in Druckschriften vor Augen gelegt werden. Wie wäre es möglich gewesen, nachher dem Könige noch das geringste Vertrauen zu schenken! Karl machte dem Parlamente nicht weniger als achtunddreißig Friedensvorschläge. Wäre einer derselben rechtzeitig und den Verhältnissen entsprechenden Inhalts gemacht worden, so wäre es wohl zu einem Frieden gekommen, der aber gewiß vom Könige nicht länger beobachtet worden wäre, als ihm die Macht fehlte, ihn zu brechen. Zum Besten der Menschheit war es daher gewiß, daß die Friedensverhandlungen, welche Anfangs zu Oxford gepflogen, dann zu Uxbridge und später während seiner Gefangenschaft noch zu Newport fortgesetzt wurden,

zu keinem Ziele führten, daß die Nation den Kampf bis zum Aeußersten verfolgte, und sich nicht, wie die Völker in den Jahren 1848 und 1849, durch leere Zusagen täuschen ließ.

Nichts ist verkehrter, als Könige, namentlich wenn sie so tyrannisch gesinnt und so herrschsüchtig sind, wie Karl I. von England, nach ihren Worten zu beurtheilen*), insbesondere nachdem sie die Macht des Volkes bitter empfunden haben, und durch dieselbe zurückgetrieben wurden. Die Worte, welche Tyrannen mit ihren Vertrauten wechseln, mögen sehr oft ihre Absichten erläutern, niemals diejenigen, welche sie veröffentlichen, um das aufgeregte Volk zu beruhigen. Diejenigen Könige sind nicht die gefährlichsten, bei welchen Wort und That Hand in Hand geht, sondern jene, deren Worte darauf berechnet sind, die Menschen zu täuschen, um sie desto leichter knechten zu können.

Ich habe ohne Rückhalt die Schwächen und die Laster des Königs und der königlichen Partei gegeißelt. Doch auch deren Gegner, namentlich diejenigen, welche die großartig begonnene Revolution zu ihren persönlichen Zwecken ausbeuteten, und dadurch, so weit es in ihrer Macht stand, zu Grunde richteten, verdienen den bittersten Tadel.

Schon während des Kampfes zwischen Parlament und König tauchten unter den Männern der Freiheit, Ansichten und Bestrebungen auf, welche nicht minder vernunftwidrig waren, als diejenigen der Cavaliere. Sie hatten ihren Grund zum größten Theile nicht in der Dummheit, sondern in dem Eigennutze und der Herrschsucht ihrer Vertreter, denn sie sollten nur zum Deckmantel dieser Leidenschaften dienen. Ueberhaupt können wir immer darauf rechnen, daß, wenn ein Mensch offenbaren Unsinn mit großer Heftigkeit behauptet, dieser nicht Zweck, sondern Mittel zu einem andern, versteckten Zwecke ist. Die haarsträubenden religiösen Abgeschmacktheiten, deren sich die hervorragendsten Führer der englischen Revolution schuldig machten, ihre stundenlangen Predigten und Andachten, ihre Unduldsamkeit und Verfolgungssucht hatten alle ihren Grund in den geheimen Bestrebungen der Scheinheiligen. Wer am lautesten für seinen Glauben schrie, am unflätigsten auf seine Gegner schimpfte, bezweckte dadurch immer nur, Einfluß und Macht für sich zu gewinnen. Die sogenannte Gottseeligkeit war unter den Engländern und Schotten bei weitem nicht so groß, als es den Anschein hatte. Sie war nur eine Larve, welche demjenigen, welcher sie trug, eine Zeit lang gute Dienste leistete, und weggeworfen wurde, sobald dieses nicht mehr der Fall war. Die sogenannte Frömmigkeit war damals, wie jetzt bei den Führern weit mehr Heuchelei, als Aberglauben und unterscheidet sich von derjenigen unserer Tage nur dadurch, daß sie in ihren äußeren Kundgebungen und in den durch sie versteckten Leidschaften heftiger war und weiter reichte. Im wesentlichen war sie aber dasselbe Laster, wie heute noch.

Glaubensfestigkeit und Ueberzeugungstreue hatten nur diejenigen, welche für die Freiheit kämpften, und dieser Kampf währte bis zur Gefangennahme des Königs, nicht länger. Von da an begann der Streit um die Siegesbeute. Während dessen dauerten die religiösen Grimassen noch immer fort, wurden sogar mehr und mehr übertrieben, je gründlicher Glauben und Ueberzeugung aus dem öffentlichen Leben verdrängt wurden.

Cromwel war dem Könige Karl nicht bloß auf dem Felde der Schlacht und in der Staatskunst, sondern auch in den Kniffen der Scheinheiligkeit und den Schlichen der Heuchelei bei weitem überlegen. Unter seiner Führung wurden die sogenannten Rundköpfe nicht minder gefährlich für die Freiheit des Staates, als der Kirche. Denn Wahrheit ist die Grundlage der Freiheit, Lüge der Boden der Tyrannei.

*) In diesen Fehler geräth unter vielen anderen Friedrich von Raumer in seiner politischen Geschichte Englands, indem er große Seiten mit Reden ausfüllt, welche keinen anderen Zweck hatten, als Volkstäuschung.

# Zweite Abtheilung.

## Skandinavien und die Ostsee-Provinzen.

### § 88. Vorbemerkung (1513—1523.)

Von allen Ländern Europa's hatten sich in keinem die deutsche Abstammung, deutsche Gewohnheiten und Gesetze so unvermischt erhalten, als in Skandinavien. In keinem stieß der Uebergang von der katholischen zur protestantischen Religion auf so geringe Schwierigkeiten. Die einfachen Männer des Nordens hatten niemals besondere Vorliebe für den Pomp der römischen Kirche gehabt, und die gezwungene Ehelosigkeit der Priester verletzte ihr sittliches Gefühl zu sehr, als daß sie darin eine besondere Heiligkeit gesehen hätten. Sie wußten, daß sie zum Schaden ehelicher Treue und jungfräulicher Zucht bestand. Sie ließen sich die katholische Kirche mehr gefallen, als daß sie derselben mit Ueberzeugug angehangen wären.

Derselbe Widerwillen gegen Einherrschaft und Willkür, dieselbe Vorliebe für Stammes-Einheit, welche in Deutschland das Aufkommen einer weitreichenden und unumschränkten Gewalt verhindert hatte, widerstrebten auch in Skandinavien der Vereinigung der verschiedenen Landes-Theile zu einem mächtigen Reiche. Die Schweden wollten durch Schweden und auf schwedische Weise, die Dänen durch Dänen und nach dänischen Gewohnheiten, die Norweger, wenn nicht durch Stammesgenossen, so doch nach Stammes-Sitten und Rechten beherrscht werden. Im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts war daher thatsächlich die Kalmarische Union schon gesprengt, obgleich König Christian II., welcher seinem Vater Johann (1513) in Dänemark nachgefolgt war, auf Mittel und Wege sann, sich Schweden zu unterwerfen. Ein Jahr vor Christian II. in Dänemark, begann Sten Sture der jüngere, der Sohn Suante Nielson Sture's, seine Laufbahn als Reichsstatthalter in Schweden.

Ueber Christian's II. Charakter haben Geschichtschreiber, welche nicht tiefer in den Geist eines Menschen einzugehen vermögen und die Ereignisse der Vergangenheit nur in dem Gewande ihrer Parteibestrebungen darzustellen pflegen, viele Irrthümer verbreitet. Die einen, welche die Staatsstreiche unserer Tage gut heißen, glaubten auch die vor drei Jahrhunderten verübten ähnlichen Schandthaten lobpreisen zu müssen. Die anderen, welche nicht alles sittliche Gefühl abgestreift hatten, aber doch in Uebereinstimmung mit den Wünschen der Despoten unserer Tage, auf die Volkspartei einigen Schmutz werfen wollten, vermeinten, dieses am besten thun zu können, indem sie Christian einen Volksmann nannten und die von ihm verübten Gräuelthaten der Volkspartei zur Last legten. Thatsache ist es, daß Christian II., abgesehen von seiner Parteistellung, ein grausamer Mensch war, daß er aber Verstand genug besaß, seinen Grimm diejenigen, welche ihm widerstrebten, und nicht seine Anhänger und Freunde fühlen zu lassen. Die gefährlichsten Gegner Christian's II. waren die Adeligen Dänemark's und Schweden's. Daß er gegen diese mit Tücke und Härte verfuhr, ist nicht zu bestreiten. Milde, Rechtsgefühl oder Billigkeit waren Eigenschaften, welche kein Geschichtschreiber Christian II. beizulegen wagte. Daß er suchte, Bauern und Bürger für sich zu gewinnen, um mit deren Hülfe das Uebergewicht des Adels, das er schmerzlich empfand, zu brechen, war mehr Folge der besonderen Beziehungen, welche

er anknüpfte und der damaligen Lage seines Reiches, als einer klaren Erkenntniß der Bedürfnisse seines Volkes und der Pflichten eines Königs.

Christian II. war nicht, wie die meisten Königssöhne seiner Zeit und mehr noch unserer Tage, inmitten von Hofschranzen aufgewachsen, welche ihm besondere Vorliebe für den Adel einflößten und ihn lehrten, in demselben die feste Stütze des Königthums zu sehen. Der Vater hatte den Kanonikus Heinz mit der Erziehung seines Sohnes beauftragt und diesen bei dem Bürger und Buchbinder Hans in Wohnung und Kost gethan. Der Kronprinz von Dänemark verbrachte daher sein Knabenalter in bürgerlichen Verhältnissen. Später erhielt Christian im königlichen Schlosse von dem Meister Konrad aus Pommern einigen Unterricht im Lateinischen und viele Schläge von seinem Vater, welcher nicht dulden wollte, daß sein Sohn sich mit den niederen Volksklassen in Wirthshäusern und auf den Straßen wild umher trieb. Nach einer solchen Vorschule wurde der Kronprinz von Dänemark, als Knabe von neunzehn Jahren (1502) nach Norwegen geschickt, um einen dort ausgebrochenen Aufstand nieder zu werfen. Schon damals wüthete Christian mit unerhörter Grausamkeit gegen den norwegischen Adel, den er fast gänzlich vertilgte. In Bergen wurde Christian (1507) mit einer Amsterdamer Höckerin, Siegbritte Wylms und deren Tochter, Düveke (Täubchen) bekannt. Beide Frauen gewannen bald einen großen Einfluß über ihn, erzählten ihm manches von dem blühenden Zustande der freien Niederlande und flößten ihm Widerwillen gegen den Adel ein. In Opslo (dem nachherigen Christiania) ließ der junge Kronprinz den beiden Frauen ein steinernes Haus erbauen. Als er (1513) den Thron bestieg, lebte er mit ihnen in Kopenhagen. Düveke starb schon im Jahre 1517, wahrscheinlich an dem Gifte, welches ihr der mit ihr und ihrer Mutter unzufriedene Adel mischte. Nach ihrem Tode brach die Wuth des Königs gegen den Schatzmeister Farburg aus, den er hinrichten ließ, weil er geäußert hatte, der Schloßhauptmann Torben Oxe habe mit Düveke gebuhlt, und später auch diesen letztern selbst. Auch nachher blieb aber Siegbritte in der Nähe des Königs und behauptete sich in seiner Gunst.

Ungeachtet des innigen Verkehres, welchen Christian II. mit den zwei niederländischen Republikanerinnen pflog, sah er sich doch veranlaßt, bei seiner Krönung dem Adel Zugeständnisse der verderblichsten Art zu machen. Er gewährte ihm „Macht über Hand und Hals seiner Bauern und das Gericht bis zu vierzig Mark,“ und bekräftigte diese Zusage durch den Beisatz, daß, wenn er sie nicht erfülle, die Ritterschaft an ihren Eid nicht gebunden sein solle.

Mit Unwillen trug Christian II. das Joch, welches der dänische Adel ihm zum Schaden des ganzen Landes auferlegte. Da er jedoch weder ein staatskluger, noch ein gerechter Fürst war, fand er nicht die richtigen Mittel, zugleich den Bauernstand und die Krone gegen die Uebergriffe des Adels zu schützen. Er vermählte sich, während Düveke noch lebte, mit Karl's V. Schwester Elisabeth (oder Isabella) und verletzte nutzlos seinen stolzen Adel dadurch, daß er die wichtigsten Berathungen in Staatsangelegenheiten in dem Palaste hielt, den er der Siegbritte hatte erbauen lassen.

Sein Hauptaugenmerk richtete Christian II. seit seiner Thronbesteigung auf die Unterwerfung Schweden's. Zwar hatte dieses Reich zu seiner Krönung Gesandte mit freundlichen Worten geschickt, doch hielt es fest an seiner abgesonderten Regierung. Christian pflog mancherlei geheime Unterhandlungen mit den Gegnern Sten Sture's, namentlich mit Gustav Trolle, Erzbischof von Upsala. Er hoffte, einen inneren Krieg in Schweden zu entzünden und bei dieser Gelegenheit Sten Sture zu stürzen. In der That begann Trolle einen offenen Kampf mit dem Reichsstatthalter. Christian sandte ihm eine Flotte zu Hülfe. Doch Sten Sture nahm den ehrgeizigen Pfaffen gefangen und schleifte sein festes Schloß Stäket. Der Reichstag zu Arboga erklärte Trolle seines Erzbisthums verlustig (1517)

Als Christian im folgenden Jahre mit einer starken Land- und Seemacht nach Schweden kam, schlug ihn Sten Sture bei der Kirche von Brännkirka (22. Juli 1518). Unter dem Vorwande einer persönlichen Besprechung mit dem Reichsverweser ließ sich Christian fünf adelige Schweden als Geißeln übergeben, und führte diese verrätherischer Weise als Gefangene nach Dänemark. Unter diesen Geißeln befand sich der junge Graf, Gustav Erichson Wasa, welcher eine so große Rolle in der schwedischen Geschichte spielen sollte.

Nachdem dieser erste Versuch, Schweden zu unterwerfen, gescheitert war, machte Christian einen zweiten. In Verbindung mit dem Erzbischof Trolle brachte er es dahin, daß der Papst den Reichsverweser Sten Sture nebst allen seinen Anhängern mit dem Banne und ganz Schweden mit dem Interdicte belegte. Die Folge davon war, daß die Schweden sich mit besonderem Eifer der Reformation zuwandten, deren erste Bewegungen damals in Deutschland ausbrachen. Christian II. zog aber aus dem päpstlichen Bannfluch den Vortheil, daß er einen Kreuzzug gegen Schweden predigen, von Adel und Geistlichkeit zu diesem Zwecke Geld erpressen und zahlreiche Abenteurer unter seine Fahnen locken konnte. Als Otto Krumpe an der Spitze der dänischen Truppen, im Anfange des Jahres 1520 in Schweden einfiel, wurde Sten Sture in dem Treffen auf dem gefrornen See Asunden verwundet und starb bald darauf (3. Februar 1520). Nach einer neunmonatlichen tapferen Vertheidigung Stockholm's, welche die Wittwe Sten Sture's leitete, kam ein Vertrag zu Stande, in welchem Christian II. Vergessenheit alles Geschehenen versprach, wogegen er unter den Bedingungen der kalmarischen Union als König von Schweden gekrönt werden sollte. Kaum war jedoch Christian in Stockholm eingelassen und die Krone ihm auf das Haupt gesetzt worden, als seine Absichten zu Tage traten. Er ließ am 9. November 1520 zwei Bischöfe, zwölf adelige Herren, meistentheils Reichsräthe und viele Bürger von Stockholm auf öffentlichem Marktplatze enthaupten. Das Morden dauerte mehrere Tage lang unausgesetzt in Stockholm fort und wurde auch über die anderen Städte und Provinzen Schweden's ausgedehnt. Nicht weniger als sechs hundert der angesehensten Männer des Reiches, welche im Vertrauen auf den abgeschlossenen Frieden sich in die Gewalt Christian's begeben hatten, verloren im Laufe weniger Wochen ihr Leben. Ein Schrei der Entrüstung ging durch den ganzen Norden Europa's. Während Christian Stockholm belagert, hatte Gustav Erichson Wasa, nachdem er aus der Gefangenschaft entsprungen war, umsonst versucht, die Schweden zum Kampfe gegen die Dänen aufzuregen. Das Stockholmer Blutbad öffnete endlich dem Volke die Augen und verlieh ihm den Muth der Verzweiflung. Tausende schaarten sich um Gustav Wasa. Er hatte in der Schlacht von Brännkirka mit Ruhm das Banner des schwedischen Heeres getragen. Jetzt wurde er der Bannerträger der ganzen Nation. Siegreich rückte er von Dalekarlien, wo er zuerst Anklang und Hülfe fand, gegen Stockholm vor, das er (im Juni 1521) einschloß. Der von ihm nach Wadstena berufene Herrentag trug ihm die schwedische Krone an, doch er begnügte sich mit der Würde eines Reichsverwesers. Zwei Jahre lang widerstand Stockholm. Während dieser Zeit trieb Gustav Wasa die Dänen aus den meisten Schlössern, die sie in allen Theilen Schweden's besetzt hatten.

Dieselbe Gewaltthätigkeit, durch welche Christian II. die Schweden zum Aeußersten trieb, zog ihm auch in Dänemark und Holstein gefährliche Streitigkeiten zu. Namentlich entzweite er sich mit seinem Onkel, dem Herzoge Friedrich von Holstein, mit den deutschen Hansestädten und sogar mit den Bauern, indem er unsinniger Weise verordnete, daß alle Landesprodukte nach Kopenhagen gebracht und an dänische Kaufleute, niemals aber unmittelbar an Fremde verkauft werden sollten.

Was Christian that, war alles nur die Folge augenblicklicher Eingebung. Eine seiner Maßregeln widersprach immer der anderen. Er konnte daher nie auf irgend eine Partei

mit Sicherheit zählen, und brach sich nicht durch eine seiner Anordnungen die Bahn zu einer zweiten. Während er auf der einen Seite Adel und Bauernstand verletzte, indem er den Handel mit Bodenerzeugnissen beschränkte, erwies er den Leibeigenen eine große Wohlthat durch das Verbot, dieselben gleich Sklaven zu verkaufen. Auf der einen Seite machte er sich zum Vollstrecker der päpstlichen Bannbulle gegen Schweden, auf der anderen trat er dem Papstthume entgegen, indem er den Geistlichen verbot, Güter anzukaufen, insofern sie nicht, gleich ihren Vorfahren, heirathen wollten. Auf den Rath des Dietrich Slaghek, eines Freundes der Siegbritte, den er auf sehr gewaltsame Weise zum Erzbischof von Lund erhoben, hatte er das Stockholmer Blutbad angeordnet. Als Christian später erkannte, daß diese Schandthat den gewünschten Erfolg nicht herbeiführte, suchte er die Schuld auf Slaghek zu wälzen und ließ ihn lebendig verbrennen.

Früher oder später fanden die meisten derjenigen, welche Christian verletzt hatte, Gelegenheit sich zu rächen. Die deutschen Hansestädte unterstützten Gustav Wasa, thaten dem dänischen Seehandel großen Schaden, nahmen Bornholm, plünderten Helsingör und brandschatzten weit und breit die dänischen Küstenstriche. Sie verbanden sich mit dem Herzoge Friedrich von Holstein, welcher mit dem dänischen Adel gegen Christian geheime Verhandlungen pflog. Der König kam dadurch in solche Verlegenheiten, daß er sich nicht anders zu helfen wußte, als daß er zuerst nach Kallundborg (1522) und dann nach Aarhuus in Jütland (Anfang 1523) einen Reichstag berief. Statt aber dahin zu kommen, versammelten sich die Stände in Wiborg, kündigten dem Könige den Gehorsam auf und erwählten an dessen Stelle den Herzog Friedrich von Holstein.

Friedrich, mit welchem alles vorher verabredet war, nahm die ihm angebotene Krone an, machte dem Adel Zugeständnisse, welche die von Christian II. den Bauern gewährten Erleichterungen wieder abschafften, und aus Dänemark ein eigentliches Wahlreich machten. Auch den norwegischen Ständen räumte Friedrich das Recht ein, ihren König zu wählen.

Diese Anordnungen hatten nicht bloß die Absetzung Christian's II., sondern auch die vollständige Trennung Schweden's von Dänemark und Norwegen zur Folge. Denn die Schweden wählten (7. Juni 1523) in Strengnäs Gustav Wasa zu ihrem Könige. Die beiden neu gewählten Herrscher verständigten sich gegenseitig auf einer Versammlung, welche sie am 1. September 1524 zu Malmö hielten. Christian II. fand nur bei den Bauern von Seeland einige Unterstützung, floh aus dem Reiche, und suchte bei fremden Mächten Hülfe.

Ein und ein Viertel Jahrhundert hatte die kalmarische Union bestanden (von 1397 bis 1523). Sie hatte niemals Kraft gewinnen können, weil sie mehr in den ehrgeizigen Bestrebungen der Könige, als in den Bedürfnissen und Wünschen der Völker ihren Grund hatte. Den Haupt-Zweck ihrer Gründung, die Vermeidung von Kriegen zwischen den skandinavischen Völkern verfehlte sie durchaus. Niemals waren mehr Kriege zwischen denselben geführt worden, als während ihrer Dauer. Die Auflösung der Vereinigung, welche sich niemals bewährt hatte, war daher nicht zu beklagen. Im Gegentheile förderte sie die Entwickelung beider Reiche. Es ist daher ein großer Unsinn, wenn in unseren Tagen Leute, die sich den Anschein der Aufklärung und der Freisinnigkeit geben wollen, nach einem Ziele streben, welches sich vor einem halben Jahrtausend als verfehlt erwies. Die skandinavischen Länder mögen durch die Bande einer Föderativ-Republik zu einem mächtigen Reiche vereinigt werden, niemals durch eine gemeinschaftliche Krone. Als despotischer Staat wird es niemals seinen russischen Nachbarn die Spitze bieten können, wohl aber als freier Staatenbund nach dem Muster der Vereinigten Staaten Nordamerika's.

## § 89. Dänemark und Norwegen (1523—1648).

Beide Reiche Skandinavien's gewannen durch die Trennung. Sie hörten auf, ihre besten Kräfte zu vergeuden, indem sie sich gegenseitig bekämpften, obgleich bis zum Ende dieses Zeitabschnittes kleine Grenzstreitigkeiten fortdauerten, welche nicht selten zu Kriegen führten. Doch waren diese weder lange dauernd, noch blutig. Beiden Reichen blieb eine hinlängliche Kraft übrig, welche sie in den Stand setzte, eine Rolle auf der Weltbühne zu spielen, wie nie zuvor. Das Unglück Dänemarks war aber, daß Königthum und Adel, statt, im wohlverstandenen Interesse des Landes und der Menschlichkeit, die Bürger und Bauern zu heben und zu fördern, alles thaten, was in ihrer Macht stand, sie sich unterwürfig zu machen. Die Folge davon war, daß im entscheidenden Augenblicke die Kraftlosigkeit des dänischen Staates zu seiner Schande und Demüthigung zu Tage trat. Christian's II. Gegenkönig bestieg den dänischen Thron unter dem Namen Friedrich's I.

Jütland und Fünen erkannten ihn ohne Widerspruch an. Seeland und Schonen unterwarf er mit Waffengewalt. Lange hielt jedoch Kopenhagen gegen ihn aus. Erst im December 1523 ergab sich die Stadt. Malmö in Schonen vertheidigten Siegbritte und der Bürgermeister Hans Mikkelson mit großer Ausdauer. Beide büßten dafür mit dem Leben. Christian II. pflog unterdessen Berathungen und Verhandlungen mit befreundeten Städten und Fürsten. Endlich gelang es ihm (1531), in den Niederlanden ein Heer zu werben, welches er in Norwegen an's Land setzte. Während des Winters konnte die Flotte seines Gegners ihm nichts anhaben. Ganz Norwegen erklärte sich für ihn. Nur wenige befestigte Plätze blieben in der Gewalt Friedrich's I. Der norwegische Reichsrath sagte sich von Dänemark förmlich los. Als aber im Frühjahr 1532, die Flotte Friedrich's I. mit den Hanseaten im Bunde ein zahlreiches Heer an's Land setzte, schloß sich Christian II. in der Burg von Opslo ein. Schnell ging ihm wieder ganz Norwegen verloren. In einem, am 11. Juni 1532, zu Aggerhuus abgeschlossenen Vertrage verzichtete er auf Dänemark und Norwegen. Seine Entschädigungsansprüche wurden ihm jedoch vorbehalten, und die Verabredung getroffen, Christian II. solle im Schutze einer Leibwache von zwei hundert Mann nach Kopenhagen reisen und dort persönlich mit seinem Oheim Friedrich I. über eine Entschädigung unterhandeln. Die Verzichtleistung Christian's nahm Friedrich I. an, allein er gewährte ihm keine Entschädigung, vielmehr ließ er seinen Neffen, unter wichtigen Vorwänden, einkerkern. Bis zum Jahre 1549 wurde Christian II. in Sonderburg, später in Kallundborg als Gefangener gehalten. Erst im Jahre 1559 erreichte mit seinem Leben die Gefangenschaft ein Ende.

Der Krieg gegen Christian II. hatte eine Annäherung zwischen Friedrich I. von Dänemark und Gustav Wasa von Schweden zur nothwendigen Folge. Die Hansestädte hatten viel zu dem Siege der beiden neuen Könige beigetragen und ließen sich die geleistete Hülfe durch Vortheile bezahlen, welche für Skandinavien sehr drückend waren, und im Widerspruche mit dem Geiste der Zeit und den Bahnen standen, die sich der Handel seit der Entdeckung der neuen Welt brach. Doch so groß die Zugeständnisse auch waren, welche die beiden skandinavischen Mächte den Hansestädten machten, waren diese doch nicht zufrieden. Sie wollten die Niederländer, welche damals anfingen, ihre Nebenbuhler zu werden, ganz von der Ostsee ausschließen. Als der desfalls abgeschlossene Vertrag von Friedrich I. nicht bestätigt wurde, verwandelte sich die frühere Freundschaft schnell in Feindschaft.

Nicht aus besonderer Vorliebe für Friedrich I. oder Gustav Wasa, sondern in der Hoffnung, die Macht des skandinavischen Reiches zu brechen und die Vorrechte der Hanse-

städte zu erweitern, hatten diese an den inneren Kriegen ihrer Nachbarn Theil genommen. Aus gleichen Gründen mischten sie sich auch später wieder in dieselben ein. Den besten Vorwand dazu lieferte ihnen der Tod Friedrich's I. (1533).

Auf dem Landtage zu Kiel wählten zwar die Stände von Schleswig und Holstein Friedrich's ältesten Sohn erster Ehe, Christian zu ihrem Herzoge. In Dänemark blieb aber der Thron ein ganzes Jahr lang erledigt.

Um dieselbe Zeit gährte es gewaltig in den Hansestädten Lübeck, Stralsund, Rostock und Wismar. Die Bürgerschaften, welche bis dahin im Widerspruch mit republikanischen Grundsätzen von allem Antheile an der städtischen Regierung ausgeschlossen und von einer kleinen Anzahl stolzer und habgieriger Patricier beherrscht worden waren, machten ihre Rechte geltend und setzten sich in den Besitz der städtischen Verwaltung. In der Stadt Lübeck stellte die Bevölkerung die alte und freie Verfassung, welche Heinrich der Löwe ihr gegeben hatte, wieder her. Zwei Männer von seltener Thatkraft und großem Unternehmungsgeiste standen dort an der Spitze der Verwaltung: Marcus Mejer und Georg Wullenweber. Als Bürgermeister von Lübeck war letzterer Präsident der Hansa. Er faßte in Uebereinstimmung mit seinem Freunde Mejer und den Bürgermeistern von Kopenhagen, Ambrosius Buchbinder, und von Malmö, Georg Wynser, den Plan, den Dänen einen König zu geben, welcher der Hansa günstiger gesinnt wäre, als Friedrich I. es gewesen war, und als sich von dessen Sohn Christian erwarten ließ.

Da Christian II. noch immer eine Partei im Lande hatte, bedienten sich die Hanseaten des Vorwands, die Freigebung und Wiedereinsetzung des gefangenen Königs zu verlangen. Mittlerweile stellten sie den Grafen Christoph von Oldenburg als Vertreter des gefangenen Königs auf und schickten diesen mit einer Flotte nach Kopenhagen. Hier sowohl, als in Malmö wurde derselbe mit offenen Armen aufgenommen. Ganz Schonen und Seeland schlossen sich ihm an. Gegen Gustav Wasa kämpfte sein eigener Schwager, der Graf Johann von Hoya.

Durch die Nothwendigkeit gedrängt, wählten die dänischen Stände (1. Juli 1534) Friedrich's I. ältesten Sohn zum Könige, welcher sich Christian III. nannte. Doch außer Seeland und Schoonen erhob sich auch Jütland gegen ihn. Die Lübecker hatten die beste Aussicht, ihren Plan durchzuführen. Die verdrängten Patricier haßten die Freiheit und die siegreiche Volkspartei ihrer Stadt mehr, als ihre auswärtigen Feinde. Sie bewirkten Wullenweber's Absetzung, und stellten die oligarchische Stadtverfassung wieder her. Zwar wählten ihn die Lübecker zum zweiten Male. Allein die Umtriebe der Patricier, welche namentlich einen Theil der Flotte befehligten, schwächten die kriegerischen Unternehmungen der Hanseaten. Zwar zogen ihnen der Herzog Albrecht VI. von Mecklenburg und andere deutsche Herren zu Hülfe. Doch das Kriegsglück wendete sich gegen sie. Mejer wurde gefangen, und im Widerspruch mit dem abgeschlossenen Vertrag hingerichtet. Wullenweber traf bald darauf in Deutschland dasselbe Schicksal.

Die skandinavischen Könige und die Patricier der Hansestädte gingen siegreich aus dem Kampfe hervor. Die verhaßten Führer der Volkspartei waren ermordet worden. Die hanseatischen Patricier mußten aber bald erkennen, daß sie mit diesen zugleich der Hansa den Untergang bereitet hatten.

Dieser Krieg, welcher der Grafenkrieg genannt wird, weil die Grafen von Oldenburg und Hoya als die Hauptpersonen desselben galten, endigte im Anfange des Jahres 1536. Zwar bestätigte Christian III. im Frieden den Hanseaten ihre Vorrechte von neuem. Allein da die Macht der Städte gebrochen, war es voraus zu sehen, daß ihre Privilegien nicht lange mehr anerkannt werden würden.

Nach beendigtem Kriege beschäftigte sich Christian III. zunächst mit der Einführung

der Reformation. Ganz Nord-Deutschland, Schweden und die Ostseeprovinzen hatten die neue Lehre schon ergriffen. Das dänische Volk war ihr zugethan. Den Widerspruch, welcher nur von Seiten der Bischöfe zu erwarten war, schlug der König nieder, indem er an einem und demselben Tage sämmtliche Bischöfe Dänemarks verhaften und die Kirchengüter einziehen ließ. Der Adel nahm Theil an der Beute und gewann dadurch an Bedeutung. Doch bewirkte Christian III., daß sein Sohn Friedrich, im Jahre 1542, zu seinem Nachfolger erwählt wurde. Er bereitete dadurch das Erbrecht seiner Familie auf die dänische Krone vor. Seine deutschen Besitzungen mußte er aber mit seinen beiden Brüdern Johann und Adolph theilen. Nach Johann's Tode fiel Hadersleben den überlebenden Brüdern in gleichen Hälften zu. Adolph behielt die Gottorp'schen, Christian die Flensburg'schen Lande. Das Loos der Bürger und Bauern Dänemark's wurde unter Christian III. immer trauriger. Nach dessen Tode 1559 folgte ihm sein Sohn Friedrich II. nach. Unter seiner Regierung war es, daß die Dithmarschen, welche sich das ganze Mittelalter hindurch ihre Freiheit erhalten hatten, dieselbe verloren. Mitten im Frieden überfiel Friedrich II., in Verbindung mit den zwei Herzogen Adolph von Holstein-Gottorp und Johann von Hadersleben die unvorbereiteten Bauern zu einer Zeit, da die Moräste, welche sie im Kampfe mit König Johann geschützt hatten, ausgetrocknet waren. Die Dithmarschen vertheidigten sich mit großem Heldenmuthe, mußten aber der Uebermacht weichen und sich hinfüro das Loos der herzoglich holsteinischen Bauern gefallen lassen. Die drei Herzoge theilten das Ländchen unter sich und machten die Dithmarschen zinsbar. Mit dem Gelde, welches Friedrich II. aus Bürgern und Bauern preßte, hielt er einen sehr glänzenden Hof, förderte Künste und Wissenschaften, soweit ein herrschsüchtiger König es vermag, und verwendete namentlich große Summen auf die astronomischen Anstalten, welche sein Günstling Tycho de Brahe in Uranienburg leitete. Keppler, das astronomische Genie seiner Zeit, fand keinen reichen Gönner, wie Tycho, welcher an dem alten ptolemäischen Systeme festhielt und daher trotz allen Fleißes und aller Mühen die Wissenschaft nicht wesentlich fördern konnte

Friedrich II. benützte die Wirren, in welche Schweden durch die Geisteskrankheit Erich's XIV. gerathen war, zu einem Kriege, welcher nach sieben Jahren durch den Stettiner Frieden beendigt wurde. Damals stand er auf seinem Glanzpunkte. Er vereinigte unter seinem Scepter außer Dänemark und Norwegen, die Hälfte von Schleswig und Holstein und die Landstriche Schoonen, Halland, Blekingen, Herjedalen, Jenitland, Bohus und die sogenannte Wyck, welche zusammen den fünften Theil der Bevölkerung umfaßten.

Friedrich starb (1588). Ihm folgte sein Sohn Christian IV., den er im Jahre 1586 zu seinem Nachfolger hatte erwählen lassen. Dieser zählte beim Tode seines Vaters erst eilf Jahre. Er stand daher Anfangs unter der Vormundschaft, welche der Reichsrath mit Ausschluß der nächsten Angehörigen des jungen Königs an sich zog. Damals schon versuchten die Dänen, Schleswig und Holstein als ein Nebenlaud Dänemark's zu behandeln und die Wirksamkeit der dänischen Regentschaft auch über diese deutschen Herzogthümer auszudehnen; allein vergebens. Die beiden deutschen Herzogthümer behaupteten ihre Selbstständigkeit und wählten, nach einem ihnen von Christian I. ertheilten Rechte, selbst den Regenten des Landes. In seinem siebenzehnten Jahre ließ sich Christian durch den Kaiser für volljährig erklären. Die Schleswig-Holsteiner erkannten diesen kaiserlichen Beschluß an, nicht aber die dänischen Reichsräthe, welche ihm die Regierung erst in seinem zwanzigsten Jahre (1596) überließen, und zwar nachdem er eine sogenannte Kapitulation unterzeichnet hatte, welche ihm die Hände noch mehr, als seinen beiden Vorgängern band.

Mit Hülfe eines kaiserlichen Beschlusses führte Christian in den Herzogthümern das Erstgeburtsrecht ein, und beugte dadurch weiteren Theilungen vor. Die beiden Herzog-

thümer verfielen seit dieser Zeit in zwei Theile, den herzoglichen oder gottorpischen und den königlichen oder flensburgischen. Christian duldete nicht, daß die Stände von dem ihnen eingeräumten Wahlrechte Gebrauch machten, vielmehr stellte er das unbeschränkte Erbrecht seiner Familie in den beiden deutschen Herzogthümern fest.

Christian IV. war ein thätiger, auf die Erweiterung seiner Macht und der Grenzen seines Reiches stets bedachter Fürst. Allein statt die gedrückten Stände der Bauern und Bürger zu heben, suchte er seine Stütze nur in dem Adel. Dieser hatte schon viel zu große Vorrechte, als daß Dänemark unter dessen Drucke die Hülfsquellen, die ihm zu Gebote standen, ungehindert hätte benützen können. Er erlangte zwar einige Vortheile von Schweden im Frieden zu Knäräd*). Allein sowohl im Kriege gegen das Haus Habsburg†), als in demjenigen, welchen er während der Minderjährigkeit der Königin Christine mit Schweden führte, erlitt Dänemark Niederlagen, von welchen es sich nie wieder erholte. Im Frieden zu Brömsebro (13. August 1645) mußte es allen schwedischen Provinzen unbeschränkte Freiheit vom Zolle im Sunde und in den beiden Belten zugestehen, Jemtland, Herjedalen, Gothland, Halland und die Inseln Gottland und Oesel thatsächlich auf immer, wenn auch dem Namen nach nur auf dreißig Jahre, abtreten; überdieß mußte Christian seine Ansprüche auf Bremen und Verden aufgeben.

So glänzend Christian's IV. Herrschaft begonnen hatte, so trübselig ging sie zu Ende. Er starb (28. Februar 1648), nachdem er sechszig Jahre lang die Würde eines Königs von Dänemark inne gehabt hatte, und erlebte nicht mehr den Abschluß des westphälischen Friedens.

## § 90. Schweden (1523—1648).

Weit mehr, als in Dänemark zeigte es sich in Schweden, daß die beiden skandinavischen Reiche durch ihre Vereinigung unter einem gemeinschaftlichen Könige nur leiden konnten. Schweden erhob sich im Laufe dieses Zeitabschnitts zu einer der Großmächte Europa's. In einer Zeit, da England durch die schlechte Regierung Karl's I. abgehalten wurde, seine Stelle unter den protestantischen Mächten auszufüllen, stellte Schweden das Gleichgewicht wieder her.

Dänemark besaß dazumal ein Gebiet und eine Volkszahl, welche dem äußern Anschein nach, der schwedischen Macht wenigstens gleich stand. Es konnte aber mit dieser nicht wetteifern, weil die Grundlagen seines Reiches Bürger und Bauern-Stände gedrückt und geschwächt waren, und daher keine nachhaltige Kraft besaßen, während sie in Schweden ihre Vertreter neben Adel und Geistlichkeit in die Ständeversammlung sandten und sich dadurch vor Unbill schützen konnten.

Gustav Wasa hatte nicht minder schwere Kämpfe in Schweden zu bestehen, als der neuerwählte König Friedrich I. in Dänemark. Er suchte durch Kraft, Umsicht und Mäßigung die Wunden zu heilen, welche Christian II. dem Lande geschlagen hatte. Wiederholte Aufstände warf Wasa mit großem Nachdrucke nieder. Er führte die Reformation in Schweden nach alt lutherischer Weise ein, behielt aber die Bischöfe bei. Im Jahre 1527 ließ er durch einen Reichstagsbeschluß das Lutherthum zur Staatsreligion erklären. Zwar stieß er auch später noch auf einigen Widerstand, doch war dieser nicht von großer Bedeutung. Obgleich die Masse des Volkes keine große Selbstthätigkeit in religiösen Streitigkeiten entwickelte, nahm sie doch mit Vorliebe die neue Lehre an. Diese schlug daher in Schweden, wie in Dänemark und Norwegen schnell feste Wurzeln. Je rascher es übrigens geschah, und je eifriger König und Adel

*) S. § 90. †) S. oben § 40. S. 294 f.

den Uebergang von dem alten zum neuen Glauben begünstigten, je weniger heftig und je kürzer andauernd der Kampf war, desto geringere geistige Errungenschaften ergaben sich aus dieser Bewegung. Die lutherische Lehre war selbst so voll von Irrthümern, daß sie nur insofern einen höheren Werth besaß, als sie das Joch der römischen Herrschaft und die Bahn zu neuen, besseren Religionsanschauungen brach. In Schweden trat nur zu bald an die Stelle des verknöcherten römischen Lehrbegriffs die protestantische sogenannte Recht-gläubigkeit, welche der freien Forschung und Selbstbestimmung fast ebenso große Hindernisse bereitete, als das Papstthum. Der Uebergang vom katholischen zum lutherischen Kirchendienste war nichts destoweniger ebensowohl ein Fortschritt, als derjenige, welcher um dieselbe Zeit auf politischem Gebiete statt fand, indem sich Schweden von Dänemark trennte und das Haus Wasa auf seinen Thron erhob.

Neben den inneren Kämpfen gingen auch mannigfaltige Kriege mit fremden Mächten einher. Wir haben oben*) schon des sogenannten Grafenkrieges erwähnt. Gustav Wasa führte denselben mit weit größerem Nachdrucke, als Christian III. Er war mit den Hanseaten über den Rest einer ihm in dem früheren Kriege vorgeschossenen Summe in Streit gerathen. Die Lübecker nahmen, um sich selbst bezahlt zu machen, Schiffe, welche dem Könige gehörten, sammt der Fracht hinweg. Gustav Wasa war nicht der Mann, welcher eine solche Behandlung ruhig hinnahm. Er hob die den Hanseaten bewilligten Privilegien auf und belegte alle in schwedischen Häfen ankernden lübeckischen Schiffe mit Beschlag. In dem sogenannten Grafenkriege, welchen die Hansestädte gegen ihn und Christian III. führten, verlor der Graf von Hoya sein Leben in derselben Schlacht, in welcher auch Gustav Trolle und der Graf von Tecklenburg blieben.

Gustav Wasa benützte die Zeit des Friedens mit unermüdlicher Thätigkeit, die Ordnung im Innern seines Reiches wieder herzustellen und dessen Wohlstand zu heben. Die Streitigkeiten, welche mit Christian III. von Dänemark obwalteten, schlichtete er friedlich in einer persönlichen Zusammenkunft der beiden Könige zu Brömsebro (1541).

Gustav Wasa erlebte noch die Freude, sein Land in frischer Kraft aufblühen zu sehen. Er leistete demselben im Frieden nicht minder große Dienste, als im Kriege. Er verfuhr zwar häufig sehr gewaltsam, allein wie wäre dieses in damaliger Zeit anders möglich gewesen? Seine Absichten waren in der Hauptsache gut. Er wollte die Schweden glücklich machen und strenges Recht üben. Der schwedische Geschichtsschreiber Geijer rühmt von ihm: „im Ganzen ward doch das Volk zuletzt der Meinung des Königs, und lange nach seinem Tode sprach man von der letzten Hälfte seiner Regierung, als von der glücklichsten Zeit, deren man sich in Schweden erinnerte.“

Mit den Dänen suchte Gustav Wasa Frieden zu halten und brachte lieber einige Opfer, als daß er wegen kleiner Grenzstreitigkeiten oder leerer Förmlichkeiten Krieg geführt hätte. Den Uebermuth der Hanseaten brach er und eröffnete dadurch seinem Reiche eine neue Bahn des Handels und der Betriebsamkeit. Die Russen, welche in Finnland eingefallen waren und mit barbarischer Grausamkeit gewüthet hatten, zwang er (April 1557) einen Waffenstillstand auf vierzig Jahre abzuschließen, welcher die Grenzen seines Reiches sicherte. Die Pfaffenpartei war natürlich mit Gustav Wasa nicht zufrieden, so wenig als diejenigen Phantasten, welche vermeinen, es sei möglich ohne Gewaltthätigkeit eine Revolution zu machen und siegreich durchzuführen. Gustav Wasa war allerdings weder ein Wilhelm von Oranien, noch ein Washington. Er konnte sich, was kriegerische Talente betrifft, mit seinem Enkel Gustav Adolph und an Staatsklugheit mit seiner Zeitgenossin Elisabeth von England nicht messen. Er war ein tapferer Krieger und ein Mann von gesundem Verstande und richtigem Gefühle. Er verwaltete seine Güter mit großem Fleiße,

*) S. § 89.

lebte einfach und sparsam und legte durch seine Regierung den Grund zu dem Aufschwunge, welchen Schweden unter seinem begabteren Enkel nahm. Wie viele Könige haben mehr geleistet?

Der größte Fehler, dessen sich Gustav Wasa schuldig machte, war, daß er Schweden gleich wie ein adeliges Gut betrachtete und verwaltete. Er theilte daher seinem zweiten Sohne, dem nachherigen Johann II., Finnland, dem dritten, Magnus, Ostergötland, dem vierten, dem nachmaligen Karl IX., Südermannland zu. Die Folge davon war, daß, als Gustav Wasa den 29. September 1560 starb, sein ältester Sohn, Erich XIV., mit seinen Brüdern in nie endende Streitigkeiten verwickelt wurde, welche die Macht Schwedens schwächten und sein Glück trübten.

Erich hatte ab und zu Wuthanfälle, welche nur durch Geistesabwesenheit erklärlich sind. In lichten Zwischenräumen fühlte er die bitterste Reue über die von ihm, während seines Wahnsinns verübten Grausamkeiten, ohne sie natürlich ungeschehen machen zu können. Die Verhältnisse zu den Nachbarstaaten waren für Schweden sehr günstig. Liefland und Esthland suchten bei ihm gegen die Polen und Russen Hülfe. Erich sandte Truppen nach Reval (April 1561) worauf der ganze Adel von Esthland ihm die Huldigung leistete. Die Russen wagten es nicht, mit ihm Krieg anzufangen, da ihnen die Polen genug zu schaffen machten. Auch Liefland hätte Schweden damals leicht gewinnen können, wenn Erich's Bruder Johann ihm nicht feindlich entgegen getreten wäre. Dieser hatte die Schwester des letzten Jagellonen, Katharina, geehelicht und sich dadurch zu Schweden und seinem Bruder in ein schiefes Verhältniß gesetzt. Seine Gemahlin, eine fanatische Katholikin, stand unter dem Einflusse verruchter Jesuiten. Johann selbst wähnte, unumschränkter Herr von Finnland zu sein, und war weit entfernt, dem Könige die verfassungsmäßige Hülfe zu leisten, wie er ihm schuldig war. Es galt, Liefland gegen Polen in Schutz zu nehmen. Doch Johann stand damals mehr auf polnischer, als auf schwedischer Seite. Statt seinem Bruder Truppen zuzuführen, rief er die Polen und Preußen gegen denselben auf. Zur Strafe dafür verurtheilten ihn die schwedischen Stände als Aufrührer zum Tode. Erich schloß ihn in Abo ein und nahm ihn gefangen (1563).

Um diese Zeit wurden die Wuthanfälle Erich's immer schauderhafter. In einem derselben ließ er die ganze Besatzung, welche die Festung Elfsborg übergeben hatte, niederhauen, in einem anderen tödtete er selbst im Gefängnisse Niel Sture, einen hochherzigen Mann aus dem berühmten Geschlechte, welches vor dem Hause Wasa Schweden so große Dienste geleistet hatte. Nicht zufrieden mit dieser Gräuelthat, ließ Erich die übrigen Glieder der Familie Sture und mehrere andere Große des Reiches ermorden.

Zum Unglücke Schweden's brach um diese Zeit ein Krieg mit Dänemark aus, welcher mit furchtbarer Grausamkeit geführt wurde, und sieben Jahre dauerte. Erich war um so weniger fähig, denselben mit Besonnenheit zu führen, als sich sein Gemüth mehr und mehr verdüsterte. Das einzige Wesen, welches im Stande, den wilden Ausbrüchen seiner Wuth Schranken zu setzen, war eine Jungfrau, welche die Schwester des Königs erzogen hatte. Obgleich sie nur die Tochter eines Korporals war, heirathete sie Erich (1568). Die Stände erkannten Erich's XIV. Ehebund als gültig. Johann hatte früher schon das Gleiche gethan.

Doch Erich war und blieb regierungsunfähig, zu einer Zeit da Schweden eines starken Königs mehr, als jemals bedurfte. Seinen Bruder Johann hatte er (8. Oktober 1519) in Freiheit gesetzt. Mit diesem verband sich der jüngere Bruder Karl, um den unfähigen Erich von der Regierung zu entfernen. Es kann seinen Brüdern daraus kein Vorwurf gemacht werden, daß sie ihm das Scepter aus der Hand wanden. Statt ihn aber für wahnsinnig erklären zu lassen, zogen sie ihn vor Gericht. Die Ständeversammlung

setzte den unglücklichen König nicht bloß ab, sie verurtheilte ihn auch zum Tode (im Anfange des Jahres 1569); und nur mit Mühe rettete seine Stiefmutter, die verwittwete Königin, ihm das Leben. Die Todesstrafe wurde in lebenslängliche Gefangenschaft verwandelt, seine Ehe für ungültig und seine Kinder für unrechtmäßig erklärt.

Johann ergriff, dem Beschlusse der Stände gemäß, die Zügel der Regierung. Er hatte schon dadurch eine schwere Schuld auf sich geladen, daß er das Todesurtheil gegen seinen Bruder angeregt hatte. Er verzehnfachte diese, indem er zuerst den unglücklichen Erich grausam durch Gefängnißqualen mißhandelte und am Ende vergiften ließ (26. Februar 1576).

Johann schloß kurz, nachdem er den schwedischen Thron bestiegen hatte, zu Stettin Frieden mit Dänemark (1570) unter lästigen Bedingungen *). Lange schwankte er zwischen Protestantismus und Katholicismus, zwischen Schweden und Polen hin und her. Am Ende überzeugte er sich doch, daß ihm Schweden und der Protestantismus sichere, Polen und die katholische Kirche dagegen sehr unzuverlässige Stützen seien. Die Jesuiten hatten schon geglaubt, von Schweden Besitz ergreifen zu können, und hatten als Vorboten ihrer künftigen Herrschaft vorerst die bei ihnen üblichen Aufhetzungen und Schimpfereien den Schweden zum Besten gegeben. Da übrigens der Jesuite Possevin den König Johann beim Abschluß des Friedens mit Polen (1582) um Liefland betrog, so befürchtete dieser nicht mit Unrecht, der Orden möchte ihn auch in Religionsangelegenheiten täuschen.

Er schickte die Jesuiten zum Lande hinaus, hob ihr Kollegium zu Stockholm auf, besetzte die Lehrstellen mit eifrigen Protestanten und ließ alle zur katholischen Religion übertretenden Schweden mit Landesverweisung bedrohen. Seinen Sohn Siegmund aber ließ er katholisch erziehen. Diesen wählten die Polen zum Könige (1589).

Schweden und Polen waren wegen der Ostsee-Provinzen in langwierigen Kriegen, Schweden war durchaus protestantisch, Polen fanatisch katholisch. Unmöglich konnte ein und derselbe König beiden Nationen Genüge leisten, um so weniger, als damals die Könige nicht so entbehrlich waren, wie in unseren Tagen, als die Völker von ihnen erwarteten, daß sie im Kriege das Heer befehligten und im Frieden die Verwaltung persönlich leiteten. Der Herzog Karl von Südermannland handelte daher nicht bloß in seinem persönlichen Interesse, sondern auch in demjenigen seiner Nation, indem er sich bemühte, den Jesuiten-Zögling Siegmund, wenn nicht von den Ehren, so doch von der Machtvollkommenheit eines Königs von Schweden fern zu halten.

Schon bei Lebzeiten Johann's hatte Karl großen Einfluß auf die Regierung gewonnen. Als der König starb (17. November 1592), ergriff er sofort die Zügel der Regierung und ließ sie nicht wieder los, so lang er lebte. Ein Jahr verging, bevor Siegmund III. aus Polen nach Schweden kam. Karl zwang ihn, in Uebereinstimmung mit den Ständen eine Urkunde auszustellen, welche Schweden vor den Umtrieben der Jesuiten, welche seinen Neffen beherrschten, sicher stellen sollte. Allein auch abgesehen von dieser, gelangte Siegmund, welcher mehr Pole, als Schwede war, und von seinen polnischen Landsleuten nur selten und auf kurze Zeit, die Erlaubniß erhielt, sich in Schweden aufzuhalten, in diesem Reiche nie zu Ansehen und Macht. Die Nation konnte ihm kein Vertrauen schenken, und hatte an Karl einen eben so eifrigen, als umsichtigen Vertreter der protestantischen und schwedischen Interessen gegenüber den polnischen und katholischen Bestrebungen Siegmund's.

Nachdem sich dieser (14. Juli 1594) wieder eingeschifft hatte, trat Karl, in Uebereinstimmung mit den Ständen des Reiches, ihm mit mehr Nachdruck entgegen. Der Reichstag versammelte sich (30. September 1595) und faßte den Beschluß, die katholische

*) S. oben § 89.

Religion solle im ganzen Reiche abgeschafft werden, und Herzog Karl solle bis zur Rückkunft des Königs mit sehr ausgedehnten Vollmachten Reichsvorsteher sein.

König Siegmund, der sich diese Beschlüsse nicht gefallen lassen wollte, hatte in Schweden nur den Statthalter von Finnland Klaus Flemming, und die Familie Stenbock auf seiner Seite. Gegen den erstern erhoben sich die finnischen Bauern. Sie wurden zwar von Flemming mit furchtbarer Grausamkeit niedergeworfen. Doch als derselbe (1594) starb, nahm die Herrschaft Siegmunds auch in Finnland ihr Ende. Als dieser mit einem polnischen Heere nach Schweden kam, schlug ihn Karl bei Stängobro (25. Sept. 1598). Siegmund mußte seine fremden Söldner entlassen. Zwar sollte er unter gewissen Bedingungen die Regierung des Landes führen dürfen. Statt aber diese zu erfüllen, reiste er ab. Die schwedischen Stände sagten sich daher gänzlich von ihm los und beschlossen, daß, falls er nicht innerhalb sechs Wochen seinen Sohn Ladislaus nach Schweden schicke, um in der protestantischen Religion zum Könige des Landes erzogen zu werden, er und seine Nachkommen ihres Rechtes auf die schwedische Krone verlustig sein sollten.

Siegmund schickte seinen Sohn nicht nach Schweden. Karl beherrschte von dieser Zeit an zuerst unter dem Titel eines Reichsvorstehers, und später (seit 1604) als Erbfürst das Land. Die Nachkommen des Königs Johann II. wurden von der Thronfolge auf immer ausgeschlossen, und Karl's Sohn Gustav Adolph als Kronprinz anerkannt. Erst im Jahre 1608 ließ sich aber Karl krönen.

Während Christian IV. in Dänemark sich auf den Adel stützte, bildete der Bürger- und Bauernstand Schwedens die Stärke Karl's. Nur unter dem Adel zählte Siegmund Anhänger. Karl scheute sich nicht, ihnen mit Kraft entgegen zu treten, bisweilen mischte sich in dieselbe auch Härte. Doch die Gefahren waren groß, welche er zu bestehen hatte, und inmitten derselben ist es schwer, das richtige Maß zwischen nothwendiger Strenge und wünschenswerther Milde zu halten.

In Finnland, Esthland und Liefland hatte Karl mit den Polen zu kämpfen. Russen und Dänen griffen ihn an. Doch er verzagte nicht. Er hatte an de la Gardie und Ewert Horn zwei tüchtige Feldherren. Ungeachtet der Uebermacht, welche ihn von allen Seiten bedrängte, wich Karl nicht. Sein General de la Gardie rückte bis Nowgorod vor Eine Partei in Rußland bot sogar dem zweiten Sohne des Königs, Karl Philipp, den russischen Thron an*).

Inmitten aller dieser Wirren starb Karl IX. (Oktober 1611). Sein Sohn Gustav Adolph war noch nicht achtzehn Jahre alt. Er bildete sich frühzeitig zum Krieger und ersetzte die ihm fehlende höhere politische Befähigung dadurch, daß er den größten Staatsmann Schwedens aufzufinden und seinem und des Reiches Dienste zu erhalten wußte.

Er bewilligte im Frieden von Knäräd den Dänen günstige Bedingungen (1613), um den Krieg gegen Rußland mit mehr Nachdruck betreiben zu können. De la Gardie schlug die Russen bei Staraja Russa (Juli 1614). Nach mannigfaltigen Kämpfen schloß Gustav Adolph (27. Februar 1617) den Frieden zu Stolbowa, durch welchen er Karelien, Ingermannland, Kexholm, Jama, Iwangorod, Nöteburg und Koporie gewann, und Rußland von der Ostsee gänzlich ausschloß.

Der Krieg mit Polen brach von neuem aus, und dauerte mit wenigen Unterbrechungen bis zum Jahre 1629. Gustav Adolph bildete sich in demselben zum ersten Feldherrn Europa's aus. Im Vertrage zu Altmark sicherten ihm die Polen, außer einem sechsjährigen Waffenstillstande, Liefland und die Städte Memel, Elbing und Pillau zu. Jetzt erst war er im Stande, an den Weltbegebenheiten auf einem weitern Felde Theil zu nehmen. Er brach die Macht des Hauses Habsburg und der katholischen Liga, stellte das Gleichge-

*) S. unten § 95.

wicht zwischen der protestantischen und katholischen Partei in einer Zeit wieder her, als die Jesuiten schon glaubten, die Reformation vollständig ersticken zu können, und gab der schwedischen Nation eine so kräftige Anregung, daß sie auch nach seinem Tode die von ihm betretene Bahn nicht verließ und fortkämpfte bis der Zweck erreicht war, für welchen er die Waffen ergriffen hatte. *)

Ungeachtet der vielen Kriege, welche fast die ganze Kraft Gustav Adolph's in Anspruch genommen, hatte er doch die Künste des Friedens stets gehegt. Er fand Zeit, sich lebhaft mit der Belebung des Bergbau's, des Handels und der Gewerbe zu beschäftigen. Er gründete zahlreiche Unterrichts-Anstalten, namentlich die Universität Dorpat, beschenkte reichlich die Universität Upsala. Seine Regierung bezeichnet den ruhmvollsten Abschnitt der schwedischen Geschichte.

Gustav Adolph hinterließ keinen Sohn und seine Tochter Christine zählte beim Tode ihres Vaters erst sechs Jahre. Ein aus fünf und zwanzig Mitgliedern bestehender Reichsrath, an dessen Spitze die fünf Vorsitzer der Ministerien standen, ergriff die Zügel der vormundschaftlichen Regierung. In dessen Schooße besaß die Familie Orenstierna den vorherrschenden Einfluß. Der dreißigjährige Krieg dauerte fort. Inmitten des blutigen Kampfes ging der mit Polen abgeschlossene Waffenstillstand zu Ende. Schweden mußte eine Erneuerung desselben mit einigen Opfern erkaufen. Es war stark genug, zugleich mit dem Hause Habsburg und Dänemark zu streiten, und zwang den König Christian IV. im Frieden von Brömsebro (13. August 1645) zu sehr bedeutenden Zugeständnissen †).

Die Orenstierna's waren sehr kriegerisch gesinnt. Doch Christine drang auf den Abschluß des Friedens. Schweden erhielt durch denselben einen Zuwachs an Macht, der es an die Seite der ersten Reiche Europa's stellte. Seine Besitzungen erstreckten sich vom äußersten Norden, wo die Lappen wohnen, bis tief in das Herz Deutschland's. Es beherrschte fast die ganze Küste der Ostsee, und hatte sich einen kriegerischen Ruhm erworben, welcher lange Zeit alle seine Unternehmungen förderte. Der Adel Dänemarks hatte nicht verhindern können, daß Christian IV., obgleich ein thätiger und talentvoller Mann, in den Entscheidungskriegen, die er führte, sowohl von dem Hause Habsburg, als von den Schweden besiegt wurde, während diese, durch die Kraft ihrer Bürger und Bauern gehoben, in dem großen europäischen Völkerkampfe den Ausschlag gaben.

## § 91. Preußen, Liefland, Esthland und Rußland.

Wenn die Reformation gar nichts anderes bewirkt hätte, als die Befreiung der katholischen Geistlichen der verschiedenen Klassen — Weltgeistliche, Mönche, Nonnen und Halbmönche, — aus den Ketten gezwungener Ehelosigkeit, so hätte sie schon einen höchst bedeutungsvollen Fortschritt bezeichnet. Doch ganz ähnliche Fesseln, wie auf dem Gebiete der Ehe, brach sie auf dem Felde der Künste und Wissenschaften, des praktischen Lebens, in Staat und Kirche. Einen besondern Aufschwung brachte sie in den Staaten hervor, welche von allen vier Seiten die Ostsee begrenzen. Schweden wurde durch dieselbe zu einer Weltmacht. Dänemark hätte sich in Folge der geistigen Bewegung des sechszehnten Jahrhunderts nicht minder empor gehoben, wenn nicht der Adel dort zu viel Gewalt gehabt und die nützlicheren Stände der Bürger und Bauern erdrückt hätte. Ihre ganze Fülle belebender Kraft bewährte die Reformation aber an jenen Küstenländern, welche unter der Herrschaft verschiedener Ritterorden standen, deren Mitglieder alle das Gelübde der Keuschheit abgelegt hatten. Ich gehöre nicht zu den Bewunderern der preußischen Monarchie unserer Tage. Allein wenn wir die Zustände des Landes, von welchem sie ihren Namen

*) S. oben §§ 41—45 S. 301 ff. †) S. oben § 89.

trägt, in den Jahrhunderten vor der Reformation, mit denjenigen vergleichen, welche sich in Folge derselben dort entwickelten, so müssen wir einräumen, daß der Fortschritt ein riesenhafter war. Nicht so groß war er in den weiter nach Osten und Norden zu gelegenen Provinzen Liefland, Esthland und Kurland aus denselben Gründen, wie in Dänemark: weil eine habgierige und herrschsüchtige Aristokratie, gleich einem schweren Alpe auf der Masse des Volkes lastete. In allen diesen Gegenden gestaltete sich der Uebergang von der katholischen zur protestantischen Religion mit außerordentlicher Leichtigkeit. Allein gerade weil derselbe auf so geringen Widerstand stieß, weil er auf geistigem Gebiete, wie auf dem Felde des praktischen Lebens kaum eine Schlacht hervorrief, faßten die Bewohner dieser Gegenden die neue Lehre weniger tief auf, als die Länder, welche Jahrzehnte hindurch mit ihrem Herzblut die Kämpfe gegen Päpste und Jesuiten besiegeln mußten.

Seit dem Jahre 1511 war der Markgraf Albrecht, der Sohn des Markgrafen Friedrich von Ansbach und Baireuth, aus der fränkischen Linie der Hohenzollern zum Hochmeister des deutschen Ordens erwählt worden. Die Zeit der Kreuzzüge und der Begeisterung für das katholische Christenthum war vergangen. Die Ritter fühlten selbst nicht mehr jenen Bekehrungsdrang und Fanatismus, welcher füher oft zu Siegen geführt hatte. Die thatkräftige Hülfe, welche die religiöse Richtung vergangener Jahrhunderte ihnen zugeführt hatte, stockte, während die mächtigen Könige rings um sie her sie mehr und mehr bedrohten. Die natürlichen Bande der Familie, der Gemeinde und des Staats wurden von Jahrhundert zu Jahrhundert stärker, die unnatürlichen Ketten gezwungener Ehelosigkeit schwächer. Schon wenige Jahre, nachdem Luther seine Sätze in Wittenberg angeschlagen hatte, nahm der Hochmeister Albrecht, auf Luther's Rath und in Uebereinstimmung mit den Ständen die Reformation an. Er verwandelte seine Pfründe in ein Herzogthum, das sich auf seine Nachkommen vererbte. Georg von Polenz, Bischof von Samland, hatte die erste Anregung zu diesem Umschwung der Dinge gegeben (1522). Die Ritter folgten dem Beispiele ihres Hochmeisters, vermählten sich und lebten im Schooße glücklicher Familien, statt, wie früher, theils in mönchischer Abgeschlossenheit, theils in vornehmer Ausschweifung. Das Land nahm an Wohlstand und Bildung zu. Doch legten die Ritter nur einen Theil ihrer Verkehrtheiten ab, sie behielten ihre adeligen Vorurtheile und Anmaßungen bei, unter welchen die große Masse des Volkes litt. Doch es war ein Gewinn, daß sie wenigstens ihre religiösen Verschrobenheiten abstreiften. Nur dadurch glaubte übrigens Albrecht sein gewagtes Unternehmen sicher stellen zu können, daß er sich mit Polen im Frieden zu Krakau (am 8. April 1525) verständigte und die Oberlehensherrlichkeit dieses Reiches anerkannte. Er hatte zwar mannigfaltige Kämpfe zu bestehen, der Kaiser Karl V. verhängte über ihn die Reichsacht, seine Theologen zankten und stritten sich. Doch erreichte er sein Ziel. Er gründete Schulen, ließ Lehrbücher in deutscher, polnischer und litthauischer Sprache drucken, veranlaßte, daß die Bibel in's polnische übersetzt wurde und gründete (1544) zu Königsberg eine Universität. Die reichen Güter des Ordens setzten ihn in den Stand, für die Bildung des Volkes Sorge zu tragen. Er führte eine geordnete Rechtspflege ein und legte überhaupt den Grund zu der nachmaligen Größe seines Landes. Ihm folgte, als er starb (1568), sein Sohn Albrecht Friedrich. Dieser war anfangs minderjährig und verfiel später in Blödsinn. Statt seiner führte zuerst der Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg-Ansbach die Regierung, nach dessen Tode (1603) der Kurfürst Joachim Friedrich und nach diesem (1608) dessen Sohn und Nachfolger Johann Siegmund, dessen Schwiegersohn, Preußen erbte und mit dem Kurfürstenthum Brandenburg vereinigte. Er starb aber schon nach einem Jahre. Ihm folgte Georg Wilhelm (1619—1640) den wir in der Geschichte Deutschland's*) bereits kennen gelernt haben. Sein

*) S oben § 41 ff. ~. 301 ff.

Minister, Graf Adam von Schwarzenberg, ein Katholik, der im österreichischen Solde stand, beherrschte den Kurfürsten und sein Land, ohne beide gegen die Schweden oder gegen die Habsburger schützen zu können. Dem schwachen Georg Wilhelm folgte Friedrich Wilhelm (1640—1688). Er nahm, sobald es die Zeitverhältnisse erlaubten, den Schweden und den Oesterreichern gegenüber eine selbstständige Stellung ein und errang durch geschickte Unterhandlungen im westphälischen Frieden eine bedeutente Vermehrung seines Gebietes*).

Das von dem Hochmeister Albrecht in Preußen gegebene Beispiel, ahmte (1561) der Groß- oder Heermeister Gotthard Kettler nach, indem er Kurland zu einem weltlichen Herzogthum machte. Er vererbte dasselbe bis in's achtzehnte Jahrhundert auf seine Nachkommen, hielt es aber, gleich dem Markgrafen Albrecht, für räthlich, sein Herzogthum von Polen zu Lehen zu nehmen. Estbland fiel unter schwedische, Liefland, in welchem Walter von Plettenberg, der ruhmgekrönte Besieger der Russen†), früher schon die Reformation eingeführt hatte, unter polnische Herrschaft. Blutige Kriege zwischen den drei mächtigen Nachbarstaaten, Schweden, Rußland und Polen, welche alle diese wichtigen Küstenländer zu gewinnen suchten, dauerten fast bis zum Ende dieses Zeitabschnittes mit geringen Unterbrechungen fort. Auch Dänemark streckte eine Zeit lang seine Hand nach Liefland aus. Im Vertrage zu Altmark mußten die Polen Liefland an Gustav Adolph von Schweden nebst mehreren Städten in Preußen abtreten.

Die unglücklichen Bewohner der Ostseeprovinzen gewannen durch die Veränderungen, welche sich im Laufe dieses Zeitabschnittes zutrugen, wenig. Die mit unerhörter Grausamkeit geführten Kriege verwüsteten das Land, die Bauern blieben nach wie vor leibeigen. Die Ritter herrschten mit großer Härte und die Städte hielten fest an ihren mittelalterlichen Privilegien. Die glücklichste Zeit war für Esthland und Liefland diejenige, da sie unter schwedischer Herrschaft standen, indem die schwedischen Könige ihnen doch einigen Schutz gegen die Bedrückungen des Adels gewährten, ihren Handel und ihre Schifffahrt hoben und die Bildung des Volkes beförderten.

Die Stammesverschiedenheit zwischen den herrschenden Deutschen und den unterdrückten Bauern lettischer Abkunft erschwerte die Annäherung zwischen beiden Theilen. Die Bauern blieben unzufrieden mit ihren Herren, diese konnten nie auf den guten Willen der Masse des Volkes rechnen und waren daher der Willkür ihrer übermächtigen Nachbarn preis gegeben. Sie mußten von den Russen sich plündern und morden lassen, sich bald den Polen und bald den Schweden unterwerfen, bis sie am Ende der despotischste aller ihrer Nachbarn, der russische Czaar verschlang.

---

# Neunter Abschnitt.

## Die östlichen Reiche Europa's.

### § 92. Polen.

Von den östlichen Reichen Europa's nahmen nur Polen, Ungarn und Siebenbürgen an den Kämpfen dieses Zeitabschnittes Theil. Rußland und die Türkei standen zu tief

*) S. oben § 44. S. 319. †) S. Weltgeschichte Buch VI. § 74.

unter der Bildung Mittel-Europa's, als daß sie hätten verstehen können, um was di. civilisirten Nationen der Erde kämpften. Der Islam der Türken und die griechische Religion der Russen boten keine Anknüpfungspunkte für die Reformation. Diese ging daher spurlos an ihnen vorüber, und gewährte ihnen nur insofern Vortheil, als sie die Kräfte der gebildeten Völker der Erde in Anspruch nahm. Türken und Russen hatten um so freieres Spiel im Osten, je grimmiger die Nationen des Westens sich gegenseitig bekriegten.

Polen, Ungarn und Siebenbürgen nahmen einen lebhaften Antheil an den religiösen Kämpfen der Zeit. Bei den nicht-germanischen Völkern konnte aber die Reformation einen dauernden Sieg nicht gewinnen, obgleich derselbe mehr als einmal schwankend war. Die Jesuiten gaben den Ausschlag zu Gunsten des Katholicismus. Die vereinigte Herrschaft des Pfaffenthums und des Adels können wenige Völker auf die Dauer ertragen. Sie bereitete den Untergang Polen's und die Unterjochung Ungarn's und Siebenbürgen's durch das Haus Habsburg vor.

Beim Beginne dieses Zeitabschnitts herrschte Sigismund I. (seit 1506), der jüngste Sohn König Kasimir's IV.*) über Polen. Er war von milder Gemüthsstimmung und hatte Sinn für Künste und Wissenschaften. Allein er gestattete seiner zweiten Frau, der habgierigen und ränkesüchtigen Bona Sforza, Tochter des Tyrannen von Mailand, Johann Galeazzo Sforza, einen Einfluß auf die Regierung, welcher für Polen höchst verderblich war. Er hatte mit Russen, Tartaren und den Wallachen und deren Hospodar Bogdan zu kämpfen, obgleich er selbst friedlich gesinnt war. Als die Reformation die Gemüther in Bewegung setzte, schloß er sich derselben zwar nicht an, allein er widerstrebte ihr auch nicht mit Gewalt. Sie breitete sich daher in Polen, namentlich in dem polnischen Preußen und Großpolen schnell aus. Er ließ es sich gern gefallen, daß sein Schwestersohn Albrecht das Großmeisterthum Preußen in ein weltliches Herzogthum verwandelte, das Albrecht ihm zu Lehen gab. Zu dieser Unterordnung unter Polen, einem für Deutschland sehr nachtheiligen Schritte, wurde der Großmeister gezwungen, indem die deutschen Stände ihm keine Hülfe gegen Polen sandten, und der Kaiser der Reformation so feindlich gegenüber trat, daß Albrecht von dessen Seite nur auf Verfolgung rechnen konnte. In der That sprach Karl bald schon die Acht über ihn aus. König Sigismund gewann die Oberlehnsherrlichkeit über eine Provinz durch seine Duldsamkeit, während dieselbe dem deutschen Vaterlande durch die Bigotterie des Kaisers verloren ging. Nicht der Fürsorge desselben, sondern dem Zufalle der Geburt hat es Deutschland zu verdanken, daß Preußen später wieder unter die Herrschaft eines deutschen Fürstenhauses fiel. Sigismund I. starb 1548. Ihm folgte sein Sohn Sigismund II. August, welcher viel mit seiner verruchten Mutter Bona Sforza zu kämpfen hatte. Dieses abscheuliche Weib hatte, gleich ihrer Landsmännin und Zeitgenossin Katharina von Medicis, gesucht, sich die Herrschaft dadurch zu sichern, daß sie ihren Sohn in Weichlichkeit erzog. Allein Sigismund II. war nicht so schwach, als die letzten Valois. Er ließ sich weder von seiner Mutter, noch selbst von dem durch diese gewonnenen Adel Gesetze vorschreiben. Er hielt trotz dem Widerstreben beider an der Gemahlin seiner Wahl Barbara Radziwill fest. Doch was seinen Feinden nicht durch Ränke, gelang ihnen durch Gift. Schon im Jahre 1551 starb seine junge Gattin an einem Tranke, den ihr wahrscheinlich ihre Schwiegermutter gemischt hatte. Bona Sforza verstand es, ungeachtet der Wachsamkeit ihres Sohnes unermeßliche Summen aus dem Lande zu ziehen. Sie lieh dem Despoten Philipp 320,000 Dukaten, welche Polen nie zurück erhielt und verließ (1555) das Land mit großen Schätzen, die sie übrigens nicht lange genoß, da ihr schon zwei Jahre nachher (1557) ein Liebhaber denselben Tod gab, den sie ihrer Schwiegertochter bereitet hatte.

*) S. Weltgeschichte Buch VI. § 72.

Sigismund II. war der Reformation günstig gesinnt, besaß aber nicht die Kraft, sich ihr offen anzuschließen, obgleich zu seiner Zeit die Mehrzahl des Volkes, die Hälfte des Senates und der größere Theil des Adels sie angenommen hatten. Gotthard Kettler trat ihm Liefland ab und gab ihm Kurland zu Lehen, als er dieses zu einem weltlichem Herzogthum umgestaltete (1561). Auf dem Reichstage zu Lublin (1569) verleibte Sigismund Litthauen förmlich dem Königreiche Polen ein. Preußen, Volhynien, Podolien, die Ukraine gehörten zu seinem Reiche. Polen war bei weitem der mächtigste Staat im Nordosten Europa's. Sigismund II. hielt den Adel und die Geistlichkeit in Schranken, gewährte den Protestanten, welche sich zu Sandomir (14. April 1570) zu einer mächtigen Körperschaft geeinigt hatten, durch einen Beschluß des Warschauer Reichstags volle Religionsfreiheit und förderte die Wissenschaften. Die Zeit seiner Regierung bildet den Glanzpunkt der polnischen Geschichte. Eine reiche Literatur schoß empor unter dem Schutze der Freiheit. Doch mit Sigismund endete diese kurze Zeit der Blüthe. Er war der letzte der Jagellonen. Polen wurde ein Wahlreich. Der Adel und die Geistlichkeit griffen um sich. Die Jesuiten hetzten die Parteien hinter einander und fachten den Fanatismus der Katholiken zu Glaubensverfolgungen an. So sank Polen schnell von der Höhe herab, die es unter den beiden ersten Sigismunden durch zeitgemäße Duldsamkeit in religiösen Dingen und eine kraftvolle Regierung erklommen hatte.

Die Polen wählten den elenden Herzog von Anjou, welcher an der Bartholomäusnacht einen blutigen Antheil genommen hatte, zu ihrem Könige. Zwar entfloh derselbe bald wieder aus dem Lande, als er die Nachricht von dem Tode seines Bruders Karl's IX. erhielt. Polen blieb aber in Folge dieses Fehlgriffs drei ganze Jahre (1572—1575) fast ohne alle Regierung. Stephan Bathory, welchen die Stände nachher erkoren, regierte zu kurz, als daß er den inneren Frieden Polen's auf einen dauernden Grund hätte legen können. Ueberdieß war er ein Jesuitenfreund und konnte schon aus diesem Grunde das Wohl des durch religiöse Meinungsverschiedenheiten bewegten Landes nicht fördern. Nach seinem Tode gelang es den Jesuiten, die Wahl ihres Zöglings Sigismund III., den wir schon in der Geschichte Schwedens *) kennen gelernt haben, durchzusetzen. Seine bigotte Mutter, Katharine, die Schwester Sigismund's II., hatte ihn zu einem fanatischen Katholiken herangebildet und ihn für die Lehren der Jesuiten, denen er sich ganz hingab, empfänglich gemacht. In Folge der gerechten Besorgnisse, welche er den Protestanten einflößte, verlor er den Thron seiner väterlichen Ahnen, verwickelte das Reich, das ihn gewählt hatte, in verderbliche Kriege mit den Schweden, und fachte in Polen selbst die Flammen der Zwietracht durch seine unmenschliche und verfassungswidrige Begünstigung der Katholiken und Zurücksetzung der Protestanten an. Es gelang ihm zwar mit Hülfe der Jesuiten, einen großen Theil der polnischen Protestanten wieder unter das alte Joch des Papstthums zurück zu führen, allein die von ihm entzündeten Kriege mit Schweden, welche sechzig Jahre lang dauerten und die inneren Kämpfe zwischen Protestanten und Katholiken, welche er herbeiführte, brachen die Kraft Polens. Er schwächte diese noch mehr, indem er den Pseudo-Demetrius unterstützte, in der Hoffnung, daß dieser Betrüger die römisch-katholische Religion in Rußland einführen würde, und die Kosacken zwingen wollte, die griechische mit der römischen Kirche zu vertauschen. Statt die den Polen wirklich gefährlichen Feinde, die Tartaren, Wallachen und Türken mit Nachdruck zu bekämpfen, opferte er die besten Kräfte seines Reiches im Kampfe gegen Protestanten und griechische Katholiken auf. Er sandte dem Kaiser Ferdinand II. Hülfstruppen zu Unterdrückung der deutschen Protestanten und that, was er konnte im Dienste der Jesuiten. Als er (1632) zu Warschau, wo er seine Wohnung dauernd aufgeschlagen hatte, starb, hatte er den gerech-

*) S. oben § 90 S. 594.

ten Grimm aller Protestanten und griechischen Katholiken rege gemacht. Die Jesuiten vermochten Polen gegen denselben nicht zu schützen. Polen wurde von Jahrzehent zu Jahrzehent immer schwächer und verächtlicher.

Nichts beweist mehr, wie sehr die Schweden in ihrem guten Rechte waren, indem sie sich gegen Sigismund auflehnten, als dessen Regierung in Polen. Kein König hat diesem Lande so großen Schaden gebracht, als Sigismund III. Die Schweden konnten sich vor ähnlichen Gefahren nur durch die Absetzung des fanatischen Jesuiten-Zöglings schützen.

Die Russen hatten Sigismund's Sohn, Wladislaus, zu ihrem Czaaren gewählt, doch der römisch-katholische Fanatismus und die Unentschlossenheit Sigismund's verhinderten, daß der russische Thron an sein Haus kam.

Wladislaus IV., welcher seinem Vater in Polen nachfolgte, war ein wohlmeinender und einsichtsvoller Fürst. Allein er vermochte das Unkraut nicht auszujäten, das sein Vater im Laufe einer sechs und vierzigjährigen Regierung mit vollen Händen ausgestreut und mit allen der polnischen Krone zu Gebote stehenden Mitteln gehegt hatte. Die Mißverhältnisse, in welche Sigismund III. Polen zu den äußeren Mächten, namentlich zu Rußland, Schweden, der Türkei und zu den Kosacken versetzt hatte, dauerten fort, sowie die inneren Kämpfe zwischen Protestanten und Katholiken, welche sein Glaubenshaß hervorgerufen hatte. Vergebens suchte Wladislaus, ihnen ein Ziel zu setzen. Es ist leichter, ein Feuer anzustecken, als es zu löschen, namentlich wenn es fast ein halbes Jahrhundert lang auf's eifrigste genährt worden war. Mitten in den Wirren des Kosacken-Aufstandes, welcher unter Chmielnizki sehr drohend geworden war, starb Wladislaus IV. (20. Mai 1648). Während Polen von Jahr zu Jahr an Macht und Ansehen verlor, hob sich Schweden durch seine siegreichen Kämpfe in Deutschland. Wenn zwei Nachbarstaaten nicht gleichen Schrittes, vielmehr der eine vorwärts und der andere rückwärts gehen, so bereitet der eine künftige Siege, der andere künftige Niederlagen vor. Die Entscheidung mag sich, den Umständen nach, kürzer oder länger verzögern, sie bleibt nicht aus und bringt dann zu Tage, in welcher Richtung die Nebenbuhler während der Zeit des Friedens geschritten sind.

### § 93. Donauländer.

Wie Polen gegen Norden, so standen Ungarn und Siebenbürgen im Süden mitten zwischen dem civilisirten Westen und dem rohen Osten. Polen war die Scheidewand, welche die Russen, Ungarn das Bollwerk, welches die Türken von Deutschland abhielt. Den Polen gelang es während dieses Zeitabschnittes, den Russen Schranken zu ziehen, die Ungarn und Siebenbürger wurden aber eine Beute theils der Türken, theils der Habsburger. Die Polen bewahrten sich zwar im Laufe dieses Abschnittes ihre Unabhängigkeit, allein sie legten den Grund zu ihrem bevorstehenden Untergange durch den Einfluß, den sie den Pfaffen und dem Adel auf Kosten des Volkes gestatteten. Aehnliche Gründe bereiteten die Unterwerfung der Ungarn durch die Türken und Habsburger vor.

Nachdem der Adel und die Geistlichkeit die nach Freiheit strebenden Bauern unter ihrem großen Führer Dosa, nieder geworfen hatte*), sank das unglückliche Land in tiefes Elend. Der Bauernstand verlor die Hoffnung einer besseren Zukunft und mit dieser alle Kraft und Vaterlandsliebe. Adel und Geistlichkeit ließen ihrem Uebermuthe die Zügel schießen und achteten nicht auf die ihnen von dem Südosten her immer näher rückende Türkengefahr.

Als Ladislaus der siebente von Ungarn und der fünfte von Böhmen (1516) starb, folgte ihm in beiden Reichen sein Sohn Ludwig II. nach. Dieser war ein nicht minder

*) S. Buch VI. der Weltgeschichte § 36.

erbärmlicher Mensch, als sein Vater gewesen war. Er brachte daher den Anfall Böhmen's und Ungarn's an Oesterreich um einen Schritt näher der Verwirklichung, indem er, sobald er das Alter dazu erreichte, Ferdinand's I. Schwester Maria ehelichte und seine Schwester Elisabeth, oder, wie sie später genannt wurde, Anna seinem Schwager Ferdinand zur Frau gab.

Ludwig war ein Schlemmer, ein träger, durchaus unfähiger Fürst. Weder die Stürme der Reformation, noch der Türkenkriege konnten ihn aus seiner Schlaffheit erwecken. Thomas Münzer regte den schlummernden Sinn für Freiheit und religiöses Streben in Böhmen wieder auf, indem er zu Prag lehrte und predigte *). Ludwig konnte zwar diesen begeisterten Gegner der Mißbräuche der alten Kirche aus dem Lande weisen. Doch Münzer's Worte waren auf fruchtbaren Boden gefallen. Die Taboriten und Orebiten, diese alten Anhänger des Johann Huß, konnten nicht wieder zu dem frühern Stumpfsinn zurück gebracht werden, nachdem sie Kenntniß von den Bewegungen der deutschen Nachbarländer erhalten hatten. Viele Böhmen, welche in Wittenberg studirten, brachten die Lehren Luther's in ihre Heimath und verbreiteten sie dort mit Feuer-Eifer.

In Böhmen widerstrebten die Städte noch den verderblichen Uebergriffen des Adels. In Ungarn waren Bürger und Bauern denselben schutzlos preis gegeben. Adel und Geistlichkeit besaßen in diesem Reiche nicht bloß allen Boden, sondern auch die Gerichtsbarkeit, mit deren Hülfe sie allen ihren Anmaßungen die Form Rechtens verliehen. Sie erhoben die Steuern für den König und sorgten dafür, daß auch diese zum größern Theil in ihre eigenen Kassen flossen. Der schwache König bettelte bei seinem stolzen Adel um Almosen, statt diesen zu gewissenhafter Ablieferung der ausgeschriebenen Abgaben anzuhalten.

Eine Lieblingsbeschäftigung der vornehmen Herren war, neue Martern auszusinnen, unter welchen sie die in ihre Hände gefallenen Gegner zu Tode peinigen konnten. Sie folgten mehr den Beispielen, die ihnen ihre östlichen Nachbarn, der Woiwode der Wallachei, Wlad, mit den Beinamen des Pfahlkönigs, und die Türken, als welche ihnen die gebildeteren Völker des Westens gaben.

Ladislaus hatte vor seinem Tode angeordnet, daß die vormundschaftliche Regierung unter der Oberaufsicht Siegmund's von Polen und des Kaisers Maximilian, von mehreren Adeligen geführt werden sollte. Der ungarische Reichstag ernannte sich aber selbst zur vormundschaftlichen Behörde und gesellte den Markgrafen Georg von Brandenburg-Ansbach dem jungen Könige als Oberhofmeister bei. Georg war ein Schwestersohn des Königs Ladislaus und besaß als Ehemann der Wittwe Johann Corvin's ansehnliche Güter in Ungarn. Er hatte für nichts, als Festlichkeiten, Gastmähler und Tourniere Sinn und bildete den jungen König in derselben verkehrten Richtung heran.

Gerade als Ferdinand I. seine Hochzeit mit Ludwig's Schwester feierte (1521), brachte ein Gesandter des türkischen Sultan's Solyman, welcher Tribut von Ungarn forderte, einen unangenehmen Mißton in die Kreise des dortigen Hoflebens. Dem Gesandten folgten die türkischen Heere auf dem Fuße nach. Ludwig, welcher auch seine Heirath begehen wollte, sah sich veranlaßt, dieselbe im Hinblick auf den drohenden Türkenkrieg aufzuschieben. Schabacz fiel nach heldenmüthiger Vertheidigung in die Gewalt der Feinde. Belgrad wurde ihnen verrathen und verkauft.

Statt ruhig und besonnen sich zu dem Kriege zu rüsten, hatte Ludwig die Gefahren desselben dadurch vermehrt, daß er den türkischen Gesandten in's Wasser werfen ließ. Der Adel eilte nicht freudig in die Schlacht, wie früher zu den Waffenspielen. Er sann auf Ausflüchte, sich vom Kriegsdienste frei zu machen und auf Kniffe, um die ganze Last desselben auf den Bürgerstand zu wälzen.

*) S. oben § 7 S. 49,

Schon damals hätte Solyman leicht ganz Ungarn erobern können, wenn er nicht vorgezogen hätte, die ganze Kraft seines Reiches auf die Insel Rhodus zu werfen. Ludwig wähnte, die Gefahr sei vorüber und beging mit neuer Lust die Feste, die er so sehr liebte. Er feierte seine Vermählung (nach Weihnachten 1522) in Böhmen und schwächte die geringe Widerstandskraft seines Reiches dadurch noch, daß er vor seiner Abreise den mächtigen Woiwoden von Siebenbürgen, Johann Zapolya kränkte, indem er demselben den Palatinus Stephan Bathori vorzog, was zur Folge hatte, daß diese beiden Vasallen des Reiches sich gegenseitig hemmten, statt mit vereinter Kraft das Land in Vertheidigungszustand zu setzen. Um das Maaß des Uebels voll zu machen, suchte Ludwig II. bei den Fugger Hülfe, welche ihm kleine Summen vorstreckten, und sich dafür die reichsten Einnahmequellen Ungarns abtreten ließen. Der Adel tobte gegen die wucherischen Fugger, ohne aber dem Könige die Mittel zu gewähren, sich von denselben los zu machen. Die Frist welche Sultan Solyman den Ungarn ließ, ging ungenützt vorüber. Im Herbste 1524 eroberten die Türken die Grenzfestung Szröny. Der Adel kam dadurch nicht zur Besinnung. Vielmehr setzte er auf dem Felde von Rakos (Mai 1525) den Beschluß durch, der Adel solle nicht in das Feld ziehen, sondern statt seiner ein Söldnerheer, zu welchem die Besitzer großer Güter je fünfzig Reiter, der übrige Adel aber Kriegssteuern beizubringen habe. Die Prälaten sollten den Ertrag ihrer Zehnten auf die Anwerbung und Unterhaltung von Söldnern verwenden.

Mittlerweile rückte die Hauptmacht der Türken unter Solyman gegen Ungarn. Am 27. Juli 1526 fiel Peterwardein in ihre Gewalt, bald darauf Essek. Das Heer der Ungarn sammelte sich bei Mohatsch. Es zählte nur zwanzig tausend Mann und achtzig Kanonen, während die Feinde hundert tausend stark waren und dreihundert Kanonen mit sich führten. Doch erwarteten die Ungarn von mehreren Seiten Zuzug. Johann Zapolya's Truppen waren schon bis Szegedin vorgedrungen. In wenigen Tagen konnten sie sich mit dem königlichen Heere vereinigen. Doch der Palatin Stephan Bathori wollte seinem Nebenbuhler nicht die Ehre gönnen, an der Schlacht Theil zu nehmen. Er drang darauf, die Türken sofort anzugreifen. Umsonst widerstrebten Zapolya's Anhänger. So kam es (am 29. August 1526) zur Schlacht bei Mohacz. Die Türken vernichteten das ungarische Heer fast vollständig. Ludwig II., Georg Zapolya und die tapfersten Führer verloren alle ihr Leben. Der Palatinus und der Ban Bathyani, welche den Beschluß des Angriffes durchgesetzt hatten, brachten das ihrige in Sicherheit.

Die Türken konnten Pyramiden von ungarischen Köpfen bauen, Hunderttausende in die Sklaverei schleppen, Dörfer und Städte einäschern. Unter anderen wurden Fünfkirchen und Ofen ein Raub der Flammen. Ohne Widerstand zu finden, rückten die grausamen Feinde bis Gran vor. Aus Ofen führte Solyman die von Mathias Corvinus gesammelte Bibliothek unschätzbarer Handschriften hinweg. Doch dieses Mal blieben die Türken nicht im Lande. Sie kehrten wieder um.

Die Habsburger ernteten alle Früchte des Sieges der Türken. Ferdinand I. wurde als König von den Böhmen anerkannt. Mähren und Schlesien unterwarfen sich ihm. Durch Heirath, ohne Schwertstreich, fielen ihm diese mächtigen Reiche zu.

Doch die Ungarn nahmen das Joch der Habsburger nicht so geduldig auf ihren Nacken, als Böhmen, Schlesier und Mähren Sie wählten (10. November 1526) auf dem Reichstage zu Stuhlweißenburg Johann Zapolya zu ihrem Könige, die Anhänger des Hauses Habsburg dagegen zu Preßburg Ferdinand I. Zu dem drohenden Türkenkriege trat ein Streit zwischen zwei Thronbewerbern hinzu. Zapolya wurde anfangs aus dem Felde geschlagen. Er verband sich aber (1528) mit den Türken Schon im folgenden Jahre (1529) brach Solyman an der Spitze eines zahlreichen Heeres auf, setzte Za-

polya als König von Ungarn wieder ein, rückte bis Wien vor und belagerte die Hauptstadt der Habsburger. Doch mußte er unverrichteter Dinge (15. Oktober 1529) wieder abziehen. Mit Zapolya schloß Ferdinand einen Waffenstillstand, in dessen Folge sich der türkische Lehensmann in dem Besitze von Siebenbürgen und des größern Theils von Ungarn behauptete.

Im Jahre 1532 kam Sultan Solyman schon wieder an der Spitze eines Heeres nach Ungarn. Die Stadt Güns setzte seinem Heere von 200,000 Mann drei Wochen hindurch einen unüberwindlichen Widerstand entgegen. Nachdem der Befehlshaber Jurischitz die Hälfte seiner Mannschaft verloren und seinen Schießvorrath erschöpft hatte, öffnete er zwar nach geschlossener Capitulation den Türken die Stadt, die Burg blieb aber in seiner Gewalt. Um den stolzen Sultan zu besänftigen, schickte ihm Ferdinand die Schlüssel der Stadt Gran, worauf dieser ihm einen Frieden bewilligte, welcher aber nur zur Folge hatte, daß das Hauptheer unter dem Sultan abzog, die Raubzüge, welche von den benachbarten türkischen Bandenführern ausgingen, dauerten auch später fort.

Ungarn blieb zwischen Ferdinand und Johann Zapolya getheilt. Beide bekriegten sich gegenseitig ohne erhebliche Wechselfälle bis zum Jahre 1538. In diesem Jahre erkannten Ferdinand und sein Bruder, Kaiser Karl V., Zapolya als König von Ungarn an. Die Habsburger sicherten sich aber den künftigen Anfall der Besitzungen Zapolya's dadurch, daß dieser versprach, falls er einen männlichen Erben bekomme, ihn mit einer Tochter Ferdinand's zu vermählen, und ihm nur sein Privatvermögen zu hinterlassen, während Ferdinand in den von Zapolya beherrschten Theil Ungarn's eintreten solle. Als Johann Zapolya (im Juli 1540) starb, erfüllten aber die beiden Männer, welche derselbe zu Vormündern seines erst vierzehn Tage alten Sohnes Johann Siegmund ernannt hatte, der Bischof von Großwardein, Georg Martinuzzi und Peter Petrowitsch, ein Glied des Hauses Zapolya, den abgeschlossenen Frieden nicht. Sie bewirkten, daß ihr Mündel von einem Theile der Magnaten zum Könige von Ungarn erwählt wurde, was einen neuen Zwiespalt zwischen Ferdinand und dem Hause Zapolya zur Folge hatte.

Solyman erkannte den unmündigen Johann Siegmund als König von Ungarn an, rückte an der Spitze eines Heeres in das Land, trieb die österreichischen Truppen, welche Ofen belagerten, in die Flucht und zwang die Wittwe Zapolya's, Elisabeth, ihren Sohn in das türkische Lager zu schicken. Die Türken nahmen Ofen in Besitz und räumten es nicht wieder. Elisabeth mußte ihnen ganz Ungarn außer Siebenbürgen, Nieder-Ungarn, Leipa und Temeswar überlassen. Ferdinand vermochte nicht, sie zu vertreiben. Mit Mühe erlangte er (1545) einen Waffenstillstand.

Im Jahre 1551 trat Elisabeth Ungarn und Siebenbürgen gegen die Herzogthümer Oppeln und Ratibor unter Vorbehalt der Erbgüter der Familie Zapolya und unter der Bedingung, daß Johann Siegmund eine Tochter Ferdinand's heirathen sollte, an den deutschen König ab.

Der Mönch Martinuzzi, oder Georg Ulyschewitsch, wie er eigentlich hieß, hatte die Verhandlungen geleitet, welche mit der Abtretung Siebenbürgens an Ferdinand endigten, und dafür den versprochenen Lohn, nämlich das Erzbistbum Gran und den Kardinalshut empfangen, spielte aber dabei eine sehr falsche Rolle, indem er abwechselnd die Türken, die Oesterreicher und seine eigene Herrin Elisabeth betrog und verrieth. Gegen Ende des Jahres 1551 näherte er sich wieder den Türken an. Der österreichische General Castaldo berichtete dem Könige Ferdinand, daß, falls Martinuzzi seinen Einfluß behalte, Siebenbürgen für das Haus Habsburg verloren sei. Ferdinand, für welchen viele deutsche Geschichtschreiber schwärmen, den sie als einen wohlmeinenden, edeln Fürsten darzustellen suchen, schrieb darauf an Castaldo, er solle sich Martinuzzi's a u f j e d e W e i s e z u e n t l e-

digen suchen. Castaldo verstand den Befehl und ließ den Erzbischof-Kardinal ermorden. Da ein Glied des Hauses Habsburg diesen Mord befohlen hatte, begnügte sich der Papst mit der Bemerkung, man habe entweder den Martinuzzi nicht ermorden oder nicht dessen Ernennung zum Kardinale verlangen sollen. Wie hätten die Jesuiten Lärm geschlagen, wenn die Protestanten jemals sich ein ähnliches Verbrechen erlaubt hätten! Da aber ihr Gönner Ferdinand zum Zwecke der Erhöhung der habsburgischen Hausmacht es angeordnet hatte, wurde die Sache geheim gehalten Niemand eiferte dagegen. Für die Enthüllung des Charakters Ferdinand's ist sie aber von höchster Bedeutung. Sie beweist uns, daß, wenn er in Deutschland nicht auch zum Meuchelmorde seine Zuflucht nahm, es nur war, weil er dort besser überwacht wurde, als an den Grenzen der Türkei.

Die natürliche Folge dieses Meuchelmordes war, daß das Vertrauen der Königin Elisabeth in Ferdinand erschüttert wurde, und daß sie darnach strebte, den mit ihm abgeschlossenen Vertrag wieder umzustoßen. Dazu sah sie sich um so mehr veranlaßt, als Ferdinand die Bedingungen des Vertrags überdieß nicht genau erfüllte, indem er dachte, mit Martinuzzi zugleich jeden Widerstand in Siebenbürgen beseitigt zu haben. Er irrte sich jedoch. Die Königin Elisabeth hatte viele Feinde in diesem Lande, die es dahin brachten, daß (1556) ganz Siebenbürgen vom Hause Habsburg abfiel und sich der Königin Elisabeth wieder unterwarf. Die Türken standen ihr bei. Sie rückten in Ungarn ein. Doch brach sich ihre Heeresmacht an den Wällen von Szigeth, welches unter dem Befehle des Marcus Horwath zwei Monate lang allen Angriffen den Türken Trotz bot. Durch viele Demüthigungen erkaufte Ferdinand (1562) einen Frieden, in welchem er Siebenbürgen an Johann Siegmund abtreten, einen jährlichen Tribut von dreißig tausend Dukaten den Türken versprechen und außerdem noch viele schimpfliche und lästige Bedingungen eingehen mußte.

Durch diesen Frieden wurden die Zwistigkeiten zwischen Johann Siegmund und Ferdinand I. nicht beigelegt. Siegmund führte auch später den Titel: „erwählter König von Ungarn", und behauptete außer Siebenbürgen einen Theil Ungarn's. Mitten in den Stürmen der Kriege zwischen den Häusern Habsburg, Zapolya und Otman hatte sich die Reformation auch in Ungarn und Siebenbürgen Bahn gebrochen. Die Habsburger widerstrebten ihr mit größerer Heftigkeit, als der Türkei. Vor dem türkischen Sultane demüthigten sie sich so oft ihnen das Kriegsglück entgegen war, während sie die Protestanten mit ihrer ganzen Macht bekämpften und ihnen gegenüber unerbittlich waren. Hätten sie die Hälfte derjenigen Streitkräfte, welche sie auf die Bekämpfung der Reformation verwandten, den Türken entgegen gesetzt, so hätten diese niemals festen Fuß in Ungarn fassen können.

Nachdem Kaiser Ferdinand I. gestorben war, setzte sein Sohn Maximilian II. den Krieg gegen Johann Siegmund fort. Von den Oesterreichern bedrängt, rief dieser die Türken zu Hülfe. Damals war es (1566), daß Niklas, Graf von Zrinyi, Szigeth so heldenmüthig vertheidigte, und daß Solyman II. starb, bevor die Türken die Feste als einen Schutthaufen gewannen. Obgleich durch die Belagerung von Szigeth die erste Kraft der Türken gebrochen wurde, zwangen sie doch den Kaiser Maximilian II. (1568), drei ungarische Städte ihnen abzutreten, Tribut zu zahlen und den Ministern des Sultans reiche Geschenke zu machen. Aber auch Johann Siegmund Zapolya fühlte das türkische Joch empfindlich. Er näherte sich daher dem Hause Habsburg wieder an, und schloß (1570) einen neuen Vertrag mit demselben, welcher jedoch wieder nicht zur Ausführung kam, weil die Jesuiten nicht zugeben wollten, daß Johann Siegmund, der sich zur Lehre der Socine*) bekannte, die katholische Prinzessin Maria von Baiern heirathete. Je mehr sich die Lehre

*) S. oben § 16 S. 117.

der Socine der Vernunft annäherte, je weniger sie von der alten, buddhistischen, egyptischen und griechisch-römischen Vielgötterei enthielt, desto wüthender eiferten gegen sie die Jünger Loyola's. Mit besonderm Hasse fielen sie über Siegmund's Arzt, Freund und Rathgeber, Georg Blandrata, einen Piemonteser von Geburt her, weil dieser die kräftigste Stütze der Reformation in Siebenbürgen war.

Nach dem Tode Johann Siegmund's (März 1571) wählten die Siebenbürger mit Erlaubniß des Sultan's den Stephan Bathori zu ihrem Fürsten (Woiwoden). Maximilian II. erkannte ihn als solchen an, und war klug genug, sich durch unsinnigen Glaubenshaß nicht in neue verderbliche Kriege mit der Türkei verwickeln zu lassen. Als Stephan Bathori später*) (1575) zum Könige von Polen erwählt wurde, trat sein Bruder Christoph an seine Stelle in Siebenbürgen. Von den Ungarn war dagegen (1572) Maximilian's II. ältester Sohn Rudolph zum Könige erwählt worden. Die Böhmen hoben denselben unfähigen Menschen (1575) auf ihren Thron und die Deutschen ernannten ihn (1576) zu Maximilian's II. Nachfolger, worauf der Vater, den Wünschen der Jesuiten gemäß, starb†).

Den elenden Rudolph II. haben wir in der Geschichte Deutschland's schon kennen gelernt. Der Tod Siegmund's und Maximilian's II. war für die Protestanten ein harter Schlag. Die Nachkommen beider Fürsten, die Bathori's sowohl, als Rudolph II., waren Zöglinge und Begünstiger der Jesuiten und suchten daher den Protestantismus auszurotten. In Deutschland bereitete Rudolph II. dadurch den dreißigjährigen Krieg vor. In Ungarn und Siebenbürgen kamen zu den noch immer von Zeit zu Zeit sich wiederholenden Türkenkriegen die religiösen Streitigkeiten hinzu.

Christoph Bathori war schwach genug, obgleich er eine Protestantin, Elisabeth Botskai zur Gattin hatte, seinen Sohn Siegmund dem Jesuiten Leleszi anzuvertrauen und im Jahre 1579 sogar in Karlsburg und in Monastor Jesuiten-Kollegien zu gründen. Die Jesuiten griffen immer weiter um sich, bemächtigten sich des ganzen gelehrten Unterrichtswesens, und mischten sich in alle Staatsangelegenheiten. Nach Christoph Bathori's Tode (1581) folgte ihm sein Sohn Siegmund nach. Die Umtriebe der Jesuiten brachten während der Minderjährigkeit desselben das ganze Land in Unruhe, bis sie endlich (1588) durch einen Beschluß der Stände des Landes verwiesen wurden.

In Ungarn vertrat der Erzherzog Ernst die Stelle seines Bruders. Er hatte aber wenig Macht im Lande. Adel und Geistlichkeit und unter der letzteren die Jesuiten, trieben ihr Unwesen toller, als jemals. Später löste Mathias seinen Bruder Ernst ab. Die Türken hatten zum Glücke für die Christenheit sehr unfähige Beherrscher. Sie konnten daher den Krieg in Ungarn nicht mit Nachdruck führen. Er dauerte mit abwechselndem Glücke bis zum Jahre 1602 fort.

Siebenbürgen war für sich allein zu schwach, den Türken oder dem Hause Habsburg zu widerstehen. Es schwankte unsicher zwischen beiden hin und her. Weder die Jesuiten noch die Türken hatten Anziehungskraft für die strebenden Staatsmänner Siebenbürgens, und doch konnten diese nicht beide zugleich bekämpfen.

Durch einen Staatsstreich und zahlreiche Hinrichtungen gewann die habsburgisch-jesuitische Partei (1594) das Uebergewicht in Siebenbürgen. Die Verschworenen schlossen mit Oesterreich einen Bund und riefen die Jesuiten zurück (1595). Siegmund war blödsinnig. Die österreichische Prinzessin Maria Christine, eine Tochter des Erzherzogs Karl, sollte dazu dienen, das Land an das Haus Habsburg zu bringen. Sie beredete den einfältigen Menschen, als sie noch seine Braut war, zu dem Entschlusse, nur eine Schein-Ehe zu führen, in den geistlichen Stand einzutreten, und Siebenbürgen gegen einen Ruhegehalt

*) S. oben § 92 S. 601. †) S. oben § 35 S. 206 f.

an das Haus Habsburg abzutreten. In der That räumte er das Land (1598). Da Rudolph aber den festgesetzten Ruhegehalt nicht auszahlte, kehrte Siegmund noch in demselben Jahre nach Siebenbürgen zurück, wurde durch den österreichischen General, den grausamen Basta, in Verbindung mit dem Woiwoden Michael von der Wallachei vertrieben, kehrte wieder zurück, und dankte endlich (1602) zum letzten Male ab. Die religiösen Unruhen, welche die Jesuiten anzettelten, wurden von Jahr zu Jahr in Ungarn und Siebenbürgen immer bedenklicher. Die Unzufriedenheit mit der österreichischen Herrschaft nahm zu. Stephan Botskai, welcher schon unter Siegmund einer der leitenden Staatsmänner Siebenbürgens gewesen war, stellte sich an die Spitze des Volkes. Er schlug (1604) die österreichischen Truppen zu wiederholten Malen. Die Städte Kaschau, Eperies, Leutschau und andere öffneten ihm ihre Thore. Der ganze protestantische Adel schloß sich ihm an. Zwar kämpfte er nicht immer mit Glück gegen den kaiserlichen General Basta. Dennoch mußte sich dieser bis Preßburg zurück ziehen. Auf dem Landtage zu Szerenzse (27. April 1605) ernannten die Stände Stephan Botskai zum Fürsten von Ungarn. Der türkische Sultan Achmet I. setzte ihm eine Krone auf und erklärte ihn zum Erbkönige von Ungarn. Doch Botskai nahm den Königstitel nicht an. Das Volk der Ungarn und Siebenbürger war ihm mit großer Liebe zugethan. Kaiser Rudolph mußte im Wiener Frieden (am 23. Januar 1606) den wohlbegründeten Beschwerden der Ungarn und Siebenbürgen abhelfen, den Protestanten Religionsfreiheit gewähren und Botskai als Erbfürsten Siebenbürgen's und mehrerer benachbarter ungarischer Grafschaften anerkennen. Der Landtag von 1608 nahm den Wiener Frieden in das Gesetzbuch auf. So wurde Botskai der eigentliche Begründer der Religionsfreiheit der ungarischen Protestanten. Zum Unglücke für das Land starb er aber schon bald (29. December 1608).

Nach ihm wählten die Siebenbürger Gabriel (Gabor) Bathori zu ihrem Fürsten. Er machte sich aber durch seine Schwelgerei und Grausamkeit verhaßt, trieb das Volk zu mehreren Aufständen, in welchen sich sein Vetter Bethlen Gabor hervorthat. Nicht lange konnte sich der Tyrann behaupten. Er mußte fliehen und wurde (am 11. Oktober 1613) von persönlichen Feinden in Großwardein ermordet.

Zu seiner Zeit lebte Elisabeth Bathori, Gemahlin des Grafen Nadasdi, dieses Ungeheuer in Menschengestalt. Sie hatte ihre Lust daran, junge Mädchen zu Tode zu martern. Durch List und Gewalt brachte sie nach und nach nicht weniger, als sechs hundert und fünfzig in ihr Schloß und opferte sie ihrem unnatürlichen Blutdurste. Endlich (1610) ertappte sie der Palatin Georg Thurzo auf frischer That. Nach dem Sprüchworte: „kleine Diebe hängt man, große läßt man laufen," welches in aristokratisch regierten Ländern nur zu häufig Anwendung findet, wurden zwar zwei Dienerinnen und ein Diener der Gräfin hingerichtet; sie selbst aber nur zu lebenslänglicher Haft verurtheilt. In dieser starb das verruchte Weib (1614).

Bethlen Gabor (das ist Gabriel Bethlen) wurde nach Gabriel Bathori's Tode von den Ständen zum Fürsten erwählt. Er hätte damals eine große Rolle auf der Weltbühne spielen und in dem Kampfe zwischen der protestantischen und katholischen Kirche den Ausschlag geben können. Allein obgleich er Protestant war und für sich und sein Land von dem Hause Habsburg am meisten zu fürchten hatte, schloß er sich den Protestanten des Westens niemals mit Kraft und Ausdauer an. Zwar verband er sich (1619) mit den böhmischen Ständen gegen Oesterreich, drang in Ungarn ein, eroberte Preßburg und bedrohte Wien; nachdem er aber (25. August 1620) zum Könige von Ungarn erwählt worden war, beeilte er sich, mit den Habsburgern Frieden zu schließen (1621). Er ließ seine Verbündeten im Stiche, verzichtete auf Ungarn und den Königstitel und begnügte sich damit, daß ihm die Habsburger Siebenbürgen, sieben ungarische Gespannschaften nebst der Stadt

Kaschau überließen und ihm die schlesischen Fürstenthümer Oppeln und Ratibor zusagten. Doch, wie gewöhnlich, hielt Ferdinand II. den Frieden nicht, als seine Heere siegestrunken in allen Richtungen vordrangen. Bethlen Gabor griff ein zweites Mal (1623) zu den Waffen, schloß aber schon im folgenden Jahre (1624) unter den vorigen Bedingungen wieder Frieden. Ein drittes Mal nahm er (1626) Antheil an dem dreißigjährigen Kriege. Doch in demselben Jahre schon machte er wieder Frieden, während es in seiner Macht stand, durch eine innige Verbindung mit den Protestanten Deutschland's und eine ausdauernde Staatskunst die Macht des Hauses Habsburg und der katholischen Partei auf immer zu brechen.

Als er (1629) kinderlos starb, wählten die Siebenbürger Georg Rakoczy zu ihrem Fürsten. Oesterreich und die Türkei mußten ihn anerkennen. Auch er nahm nur einen geringen Antheil an den großen Bewegungen seiner Zeit. Erst im Jahre 1644 fiel er, in Verbindung mit den schwedischen und französischen Heeren in Oesterreich ein, reichte dem General Torstenson die Hand, schloß aber, gleich wie sein Vorgänger Bethlen Gabor, einen Sonderfrieden (am 16. December 1645) zu Bacz. Dieser sicherte zwar den Ungarn eine gewisse politische und religiöse Freiheit zu, und verschaffte den ungarischen und siebenbürgischen Protestanten einige Vergünstigungen. Ferdinand III. hätte aber diesen Frieden so wenig gehalten, als vor ihm Ferdinand II. die den Ungarn und Siebenbürgern gemachten Zusagen, hätten die deutschen Protestanten im Bunde mit Schweden und Franzosen die Macht des Hauses Habsburg nicht vollständig in Anspruch genommen. In demselben Jahre, in welchem der westphälische Frieden abgeschlossen wurde (1648), starb Georg Rakoczy. Ihm folgte sein Sohn Georg II. nach.

Das sechszehnte Jahrhundert und die erste Hälfte des siebenzehnten waren für Ungarn und Siebenbürgen in Folge der fast unausgesetzten Kriege mit den Türken und den Habsburgern und der Bewegungen, welche die Reformation in ihrem Gefolge hatte, außerordentlich stürmisch. Trotz aller Gräuel, welche die mit seltener Grausamkeit geführten Kämpfe über Ungarn und Siebenbürgen verhängten, machten doch diese Reiche insofern einige Fortschritte, als sie zu großen Kraftanstrengungen angeregt und aus ihrem geistigen Schlummer aufgeweckt wurden. In der bewegten Zeit des sechszehnten Jahrhunderts war es, daß sich die ersten Keime einer ungarischen National-Literatur entwickelten. Die ungarische Sprache verfeinerte und bereicherte sich. Zahlreiche Kriegs- und Volkslieder, von begeisterten Dichtern unter die Nation geworfen, flößten dieser Liebe zu ihrer Volkssprache und edlere Gefühle ein. Neben dem Lateinischen, welches bis auf die neueste Zeit in den Geschäften heimisch blieb, weil es den vielen Völkerschaften des Landes gemeinsam bekannt war, nahm die ungarische Sprache mehr und mehr in den Kreisen des bürgerlichen Lebens und der Literatur einen bedeutenden Aufschwung.

Trotz allen Ränken der Habsburger und Jesuiten, und trotz allen Gewaltthaten ihrer Söldner konnte die Reformation nicht ausgerottet werden, obgleich die dem Volke zugesicherte Religionsfreiheit nur zu oft mehr Schein, als Wirklichkeit war.

Ein großer Theil Ungarn's blieb im Besitze der Türken, wie wir im nächsten Paragraphen schildern werden.

## § 94. Die Türkei.

Die Geschichte der Türkei ist aus dem Grunde lehrreich, weil sie uns deutlicher, als diejenige irgend eines andern Staates zeigt, wohin der Despotismus, selbst wenn er sich auf zahlreiche Massen, große Schätze und tapfere Krieger stützen kann, unausbleiblich führt.

Im Anfange dieses Zeitabschnittes war das türkische Reich, wenn wir bloß die Aeußer-

lichkeiten desselben in's Auge fassen, das mächtigste und furchtbarste der Erde. Es erstreckte sich von den Ufern der Donau bis in die Nähe der Quellen des Nils und vom Tigris bis zum atlantischen Ocean. Es besaß die ganze Ländermasse, welche früher das oströmische Reich ausgemacht hatte und erstreckte sich in mehreren Richtungen noch über dessen Grenzen hinaus. An die Stelle der verweichlichten und entnervten Griechen waren die tapferen und kriegerischen Türken getreten, an deren Spitze, nach Selim's I. Tode (1520), Soliman II., ein sehr kraftvoller und hochbegabter Herrscher trat.

So groß die Macht des Despoten auch war, so theuer mußte er sie erkaufen. Gleich bei seinem Regierungsantritte konnte er nur durch unermeßliche Geldsummen seine Janitscharen zufrieden stellen. Jeder einzelne Mann erhielt drei und achtzig Dukaten. Sein Vater hatte sich mit fünfzig abfinden können. Die Eroberungssucht rächte sich an ihm, indem fast jeder Sieg, den er errang, durch eine entsprechende Niederlage ihr Gegengewicht erhielt. Die Vielweiberei schlug ihm eine unheilbare Wunde, indem Roxellane, welche ihn in späteren Jahren beherrschte, ihm keine Ruhe ließ, bis er seine Kinder früherer Ehen dem Tode geweiht hatte. Sein ganzes Leben lang mußte er mit auswärtigen Feinden und inneren Aufständen kämpfen. Zwar ging der Schrecken vor seinen Waffen her, er erweiterte die Grenzen seines Reiches zugleich im äußesten Nordwesten und im Südosten. Am Ende scheiterte seine ganze Macht an der kleinen Festung Szigeth und er starb, bevor er sie gewonnen hatte. Wenn dieses das Schicksal des siegreichsten und mächtigsten türkischen Sultans war, wie traurig muß dann das Loos der minder glücklichen gewesen sein! Doch Despoten verdienen so wenig, als Knechtseelen Freude, sie sind unfähig, zufrieden und heiter zu sein. Ihr Lohn wird ihnen meistentheils schon auf dieser Erde, obgleich es dem Geschichtschreiber oft schwer wird, dieses thatsächlich nachzuweisen, weil nicht alle Gefühle zu Tage treten und nur die wenigsten in ihrem Wechsel-Verhältnisse zu den äußeren Erscheinungen des Lebens erkennbar sind.

In der kriegerischen Laufbahn Soliman's II. spielen seine Kämpfe in und um Ungarn eine Hauptrolle. Wir haben dieselben im vorigen Paragraphen dargestellt. Es bleibt uns hier, nur wenig nachzuholen. Schon im ersten Jahre seiner Regierung (1521) zog Solyman gegen und über die Donau. Im Süden dieses Flusses eroberte er Schabacz, Belgrad und mehrere andere feste Plätze, welche er in mohammedanische Städte verwandelte, indem er sie mit Truppen besetzt hielt und zahlreiche Schaaren von Mohammedanern in dieselbe verpflanzte.

Seinen zweiten Feldzug richtete er gegen Rhodus, den Hauptsitz der Johanniter-Ritter, seit diese aus Palästina vertrieben worden waren. Die Insel bildete gewissermaßen den äußersten Vorposten der Christenheit des Westens gegenüber dem Islam des Ostens. Sie war rings von türkischen Besitzungen eingeschlossen. Sie hatte in sich selbst nicht die Mittel, der vereinigten Macht des türkischen Sultans auf die Dauer zu widerstehen, und die Angelegenheiten Europa's hatten um jene Zeit eine für alle Ritterorden sehr ungünstige Wendung genommen. Die Zeit der Kreuzzüge mit der ganzen Ideenwelt, welche sie hervorgerufen hatte, war vorüber gegangen. Mit ihr hatten die Johanniter, gleich den deutschen Ordens-Rittern, Schwertbrüdern u. s. w. ihre religiöse Grundlage verloren. Die Kriegskunst hatte einen nicht minder bedeutungsvollen Umschwung erlitten, welcher die Ritter der Vorzüge früherer Jahrhunderte verlustig machte. Die Stützen, auf welchen das mittelalterliche Ritterwesen geruht, waren gewichen. Seit einem Jahrhundert hatten die Päpste die großen Summen, die sie unter dem Namen der Türkensteuer erpreßt, auf die unwürdigste Weise verschwendet. Die katholische Kirche war durch die Reformation in ihren Grundfesten erschüttert worden. Ueberdieß waren die mächtigsten Reiche der Christenheit, welche unter dem Scepter Franz' I. und Karl's V., oder doch ihrer Verbündeten

lebten, in einen blutigen Krieg verwickelt. Die Venetianer endlich, denen allein damals eine bedeutende Seemacht zu Gebote stand, hatten mit der Türkei Frieden geschlossen. Die Ritter waren daher fast ausschließlich auf sich selbst beschränkt. Dennoch setzten sie der türkischen Uebermacht einen heldenmüthigen Widerstand entgegen. Mit einer Flotte von drei hundert Segeln und einem Heere von hundert tausend Mann, begann Solyman, am 28. Juli 1522 die Belagerung der Stadt Rhodus. Er beschoß deren Mauern mit hundert Kanonen, unter welchen mehrere Steinkugeln von so außerordentlicher Größe warfen, daß sie bis auf den heutigen Tag sich inmitten der Trümmer der Stadt erhalten haben und Zeugniß ablegen von der fast unglaublichen Größe der türkischen Geschütze. Dem Großmeister des Ordens, Villiers de L'Isle Adam, stand der venetianische Ingenieur, Gabriel Martinengo, zur Seite, welchem Solyman keinen Mann von gleicher Geschicklichkeit und Ausdauer entgegen stellen konnte. In acht Stürmen, welche die Türken vom 16. September bis zum 10. December machten, sollen sie hundert tausend Mann verloren haben. Am 25. December hatten aber die Ritter alles Pulver verschossen. Sie mußten Stadt und Insel räumen. Rhodus nebst den dazu gehörigen acht kleineren Inseln fiel in die Hände der Türken.

Während der Jahre 1523 und 1524 führte Solyman in der Krim und in Egypten Krieg. Auch wurde er durch Janitscharen-Aufstände beunruhigt. Doch gleich darauf (1525) rückte der Sultan wieder gegen Ungarn und gewann die furchtbare Schlacht von Mohatsch. Er behauptete jedoch nicht die von ihm gemachten Eroberungen, vielmehr eilte er nach Konstantinopel zurück, wohin ihn mannigfaltige Unruhen und wichtige Staatsgeschäfte riefen. Bis zu dieser Zeit war Soliman fast immer siegreich gewesen. Als er aber (1529) bis vor die Wälle Wien's vorgedrungen war und ganz Oesterreich bis nach Linz verwüstet hatte, mußte er am 15. Oktober dieses Jahres unverrichteter Dinge wieder abziehen. Die Stadt Ofen, welche die Türken vorher schon gewonnen hatten, belagerte Ferdinand vergeblich. Die Hälfte Ungarn's blieb von dieser Zeit an in türkischer Gewalt. Die Hauptkirche von Ofen wurde in eine Moschee verwandelt, das Land von türkischen Pascha's beherrscht. Wären diese nicht duldsamer gewesen, als die Jesuiten, deren Orden kurz darauf entstand, so wäre die Hälfte Ungarn's der Christenheit verloren gegangen.

Die Kriege in Europa hielten Solyman nicht ab, auch in Asien auf Eroberung auszugehen. Im Jahre 1534 unterwarf er Tauris. Gegen den Schah von Persien, Thamasb, verlor er aber eine Schlacht, und die furchtbaren Streitkräfte, mit welchen er (1565) die Insel Malta zu gewinnen hoffte, stürmten vergeblich. Malta lag den christlichen Mächten näher, als Rhodus, Solyman führte nicht selbst das Heer zum Angriff, die Führer desselben waren unter sich uneinig und mußten daher mit großem Verluste, und nicht ohne einigen Schimpf die Belagerung aufgeben. Bald darauf starb Solyman II. (1566) vor Szigeth. Er hatte im Laufe seiner Regierung die Moldau tributpflichtig gemacht, halb Ungarn, Mesopotamien und Georgien erobert. Unter seinem Schutze beherrschte der Seeräuber Chaireddin Barbarossa das mittelländische Meer und eroberte einen Theil Nordafrika's, welches, seit dieser Zeit, in Abhängigkeit von der Pforte blieb. Vergeblich suchte Karl V. in der Fülle seiner Macht, ihm Algier zu entreißen. Er mußte mit großem Verluste von der Küste Nord-Afrika's wieder abziehen (1541 *).

Franz I. verschmähte es nicht, sich wiederholt mit Solyman II. zu verbinden. Er fand es mit seiner Ehre vereinbarlich, den Mohammedanern, welche Europa bedrohten, die Hand zu reichen, und glaubte die Gefahr, in welche er dadurch den Ruf seiner „Rechtgläubigkeit" versetzte, dadurch am wirksamsten zu bekämpfen, daß er Protestanten verbrennen

*) S. oben § 58 S. 391.

ließ. Derartiger Zweideutigkeiten war ein barbarischer Despot, wie Solyman, nicht fähig. Sie bleiben den civilisirten Tyrannen des christlichen Westens vorbehalten.

Der Despotismus ist dem natürlichen Menschen so verhaßt, daß er sich nur durch den größten Aufwand von Schlauheit und Gewaltthat festhalten läßt. Als Solyman II. im Lager gestorben war, glaubte der Großvezier Mohammed Sokolli nur dadurch den Gehorsam des Heeres sicher stellen zu können, daß er mehrere Wochen lang den Tod des Sultan's geheim hielt. Erst als der Sohn Soliman's und Roxanen's, Selim II., in Konstantinopel angelangt war, erfuhren die Türken, daß ihr Herrscher gestorben war. In der Nacht vom 5. auf den 6. September hatte er seine Laufbahn beendigt. Am 24. desselben Monats erhielt das Volk davon Kunde. Durch unermeßliche Geschenke mußte der neue Sultan den guten Willen der Ulema's, d. h. seiner theologischen Rechtskundigen, und seines Heeres erkaufen. Nicht minder demüthigend waren diejenigen Geschenke, welche Kaiser Maximilian II. dem türkischen Großvezier und der Tribut, den er dem Sultan und mehreren hohen Würdenträgern desselben bezahlen mußte, um sie günstiger für den Frieden zu stimmen. Und doch war Selim II. ein unfähiger und unkriegerischer Fürst. Er zog sich in sein Serail zurück, schwelgte mit seinen Weibern und überließ seinen Dienern die Verwaltung des Reiches und die Führung der Kriege. Seine Feldherren eroberten zwar noch die Insel Cyprus, nach deren Weinstöcken Selim, ungeachtet des Verbotes des Koran's, lüstern war (1571). Seine Admirale verloren die große Seeschlacht bei Lepanto, welche jedoch für die Türkei keine weiteren Verluste zur Folge hatte, weil die christlichen Mächte sich über keine gemeinschaftliche Kriegführung vereinigen konnten. Der Großvezier Sokolli war die Seele der Regierung Selim's II. Er zwang die Venetianer, am 7. März 1573, zu einem sehr harten Frieden. Sie mußten Cyprus abtreten, Sipoto in Albanien zurück geben, dreimalhunderttausend Dukaten Kriegskosten zahlen und statt fünf hundert fünfzehn hundert Dukaten jährlichen Tribut versprechen. Selim II. starb schon 1574. Er war von Charakter und Fähigkeiten tief unter seinem Vater gestanden. Seit Selim's Zeiten arteten die Sultane mehr und mehr aus. Eine Zeit lang hielt die Kraft der Nation das Ansehen aufrecht, in welchem die Pforte bei auswärtigen Mächten stand. Die vielen und furchtbaren Kriege, welche die christlichen Könige mit einander führten, die Wuth, mit welcher die religiösen Verfolgungen von ihnen betrieben wurden, ließ ihnen nur wenig Macht im Kampfe mit den Türken übrig. Langsam, aber sicher ging die Pforte ihrem Verderben entgegen. Selim's II. Sohn, Murad III., begann seine Regierung damit, daß er seine fünf Brüder ermorden ließ. Dieses war die einzige nennenswerthe That seines Lebens. Er schwelgte. Seine Veziere führten Kriege in Persien, Georgien und an der Donau, welche die Türkei schwächten, ohne ihr Ruhm zu geben, oder ihre Macht zu vergrößern.

Mohammed III., sein Sohn (1595—1603) machte sich nur dadurch bemerklich, daß er seine neunzehn Brüder erwürgen und deren Frauen ersäufen ließ. Als die Oesterreicher einige Vortheile an der Donau erlangten, zwangen die Janitscharen im Bunde mit der Bevölkerung Konstantinopel's (1596) ihren ausschweifenden Sultan, sein Serail zu verlassen und in den Krieg zu ziehen. Die Türken eroberten Erlau und schlugen den Erzherzog Maximilian, den Generalissimus des Kaiser's Rudolph's II. Allein dieser Sieg hatte keine weiteren Folgen; der Krieg dauerte fort, und der Verfall der Türkei zeigte sich schon darin, daß, während früher weit tüchtigere Kaiser, wie Maximilian II. und Ferdinand I., wiederholt die türkischen Sultane um Frieden gebeten hatten, jetzt Mohammed III. bei dem elenden Rudolph II. darum nachsuchte. Von Osten her rückten die Perser vor. Sie eroberten Bagdad und Tauris und schlugen die Türken auf's Haupt. Mohammed's III. fünfzehnjähriger Sohn, Achmed I., (1603—1617) lebte nur für sein

Serail und in demselben. Seine sieben Söhne waren bei des Vaters Tode alle noch minderjährig. Die Würdenträger des Reiches setzten daher seinen Bruder Mustapha zum Sultan ein. Er war aber durch die Wollust so sehr entnervt worden, daß sie schon nach drei Monaten ihm den zwölfjährigen Sohn Achmet's I., Osman II. vorzogen. Er fing Krieg mit den Polen an und wurde, da er denselben nicht mit Glück führte (1622), von den Janitschaaren ermordet, welche den blödsinnigen Mustapha wieder auf den Thron hoben. Da dieser aber nicht im Stande war, dem wilden Morden und Rauben der Soldateska Schranken zu ziehen, setzten ihn die obersten Beamten ein zweites Mal ab, und hoben den zwölfjährigen Bruder Osman's II., Amurad IV. auf den Thron. Ihn bezeichnet der Beiname des türkischen Nero als einen blutdürstigen Tyrannen. Im Laufe seiner Regierung ließ er nicht weniger als hundert tausend Menschen, unter ihnen seine drei Brüder und seinen blödsinnigen Oheim, Mustapha, hinrichten. Zwar eroberte Amurad IV. (1638) Eriwan und Bagdad, doch besudelte er seine Siege durch unerhörte Grausamkeiten und Verwüstungen. Seine Ausschweifungen bereiteten ihm einen frühen Tod (1640).

Nach den zahlreichen Hinrichtungen, welche die Sultane an ihren nächsten Verwandten hatten verüben lassen, war nur ein einziger Sprößling vom Stamme Osman's übrig geblieben: Ibrahim I. Schon nach acht Jahren wurde auch er abgesetzt und ermordet (1648). Der älteste Sohn Ibrahim's, ein Kind von sieben Jahren, wurde statt seiner zum Sultan ernannt.

Diese kurzen Andeutungen mögen einen Begriff von den Verbrechen und Schandthaten türkischer Despoten und von dem Elende geben, welches die Nation unter ihnen zu erdulden hatte.

Während diese ohnmächtigen Sultane in dem Serail zu Konstantinopel schwelgten, erschöpften die christlichen Könige alle ihre Kräfte in Religionskriegen. Hätten sie den zehnten Theil derselben, die sie im Kampfe gegen ihre Mitchristen aufwendeten, gegen die Türken in's Feld geschickt, so wäre es ein Leichtes gewesen, diese wieder nach Asien zurück zu werfen. Doch die Jesuiten haßten die Protestanten mehr, als die Mohammedaner, und die meisten katholischen Könige jener Zeit standen unter der Leitung dieser fluchwürdigen Mönche. Die Türken setzten sich daher, trotz der haarstreubenden Schlechtigkeit ihrer Sultane so sehr fest, daß sie allmälig zu einem für nothwendig erachteten Bestandtheile der europäischen Staaten-Familie wurden, fürwahr nicht zur Ehre der christlichen Mächte!

## § 95. Rußland.

Die Türkei war die Erbin des Gebietes und des weltlichen Despotismus des oströmischen Reiches, Rußland der Erbe seiner religiösen Vorurtheile und seiner kirchlichen Herrschaft. Allein wie nebenbei auf die Türkei manches Stück des oströmischen Aberglaubens, so ging auf Rußland auch ein gut Theil des oströmischen Despotismus in weltlichen Dingen über.

Die Wurzeln des oströmischen Reiches waren theils in Asien, theils in Europa, so auch diejenigen der Türkei und Rußland's. Einst waren die Länder, welche später das oströmische Reich ausmachten, die Sitze hoher Bildung gewesen. Unter der Zuchtruthe der Kaiser, wie der Sultane sanken sie zu beklagenswerthen Wohnplätzen der Sklaverei und der Schreckensherrschaft herab. In den öden Steppen Rußland's waren Jahrtausende hindurch scythische Völkerschaften umher gezogen. Nur an den Küsten hatten da und dort fremde Ansiedler die Keime einer edleren Bildung gelegt. Diese konnten sich aber in den unwirthlichen Gegenden des schwarzen und des asowschen Meeres niemals kräftig entfalten.

In Rußland ist alles riesenhaft. Doch Riesen haben sich zu keiner Zeit durch erhabene Anlagen des Geistes hervorgethan. Es ist, als ob die Masse zu groß wäre, als daß sie von dem Geiste durchdrungen und bewältigt werden könnte. Dessen ungeachtet war das Streben aller russischen Herrscher immer hauptsächlich auf Vermehrung ihrer Massen, statt auf die Kräftigung und Veredlung derselben gerichtet.

Schon im Anfange dieses Zeitabschnitts war das Gebiet sowohl, als die Bevölkerung, welche die russischen Herrscher zu einem Ganzen vereinigten, groß genug. Doch Despoten pflegen nur zu zählen, nicht zu berechnen und zu erwägen. Gleich der Türkei nahm auch Rußland keinen Theil an den geistigen Kämpfen des sechszehnten und der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts. Es konnte um so mehr Masse sammeln.

Bis zum sechszehnten Jahrhundert begnügten sich die verschiedenen Beherrscher Rußland's mit dem Titel Großfürsten (Wiliki Knjäs). Wasilii Iwanowisch legte sich 1505 als er den Thron bestieg, den viel weiter reichenden, Samodersbez, zu deutsch, Selbstbeherrscher, bei. Er deutete dadurch gleich anfangs seine ehrgeizigen Pläne an. Er befestigte seine Herrscherrechte und erweiterte die Grenzen seines Reiches. Zugleich trat er in mannigfaltige Bündnisse und Beziehungen mit den Großmächten Europa's: mit dem deutschen Kaiser, dem türkischen Sultan, dem Könige von Dänemark, den Schwertbrüdern in Liefland, den Deutsch-Ordensrittern in Preußen und mit den Schweden. Selbst mit dem Papste knüpfte er Unterhandlungen an. Die Feinde, welche ihn am meisten beunruhigten, waren die Tartaren. Doch da diese nur im Stande waren, Raubzüge zu machen, und sich der russische Selbstbeherrscher um die dadurch herbei geführten Beschädigungen seiner Unterthanen wenig bekümmerte, setzte er denselben einen schwachen Widerstand entgegen. Mit vollem Nachdruck kämpfte er aber gegen Polen, denen er Smolensk entriß, nachdem es einhundert und zehn Jahre lang unter deren Herrschaft gestanden war. Besonders schwer fühlten die Städte, welche sich bis zu jener Zeit eine gewisse Unabhängigkeit erhalten hatten, die rauhe Hand des Samodersbez.

Ihm folgte sein Sohn Iwan II. Wasiljewitsch, welcher den Beinamen des „Schrecklichen" (Groznyi) erhielt und nur mit zu großem Rechte verdiente. Er nahm, als er sich, lange nach seiner Thronbesteigung (am 16. Januar 1547) feierlich krönen ließ, den Titel: Czaar, an, welcher von dem lateinischen Namen Cäsar herrührend, noch größere Ansprüche, als der Titel, den sein Vorfahr angenommen hatte, kund that. Iwan II., welcher mehr als ein halbes Jahrhundert (von 1533—1584) auf dem russischen Throne saß und im eigentlichen Sinne des Wortes Selbstbeherrscher war, legte den Grund zu der riesenhaften Ausdehnung Rußland's, zugleich aber auch zu derjenigen Schreckensherrschaft, welche seit jener Zeit, wie ein drückender Alp auf dem russischen Reiche lastet und diesem in der Ausdehnung seiner Grenzen und der Vermehrung seiner Macht eine schlechte Entschädigung für die Unterdrückung aller Freiheitsbestrebungen verlieh. Die furchtbare Grausamkeit, mit welcher Iwan II. jeden Widerstand niederschmetterte, oder im Keime schon erstickte, übte er nicht in blinder Wuth, sondern planvoll und systematisch. Er nahm die Stadt Kasan mit Sturm (1552), als die Tartaren den von ihm eingesetzten Khan verjagt hatten, gab ihnen einen russischen Statthalter und einen griechisch-russischen Erzbischof. Er unterwarf die Tscheremischen, machte die Tartaren von Astrachan tributpflichtig, besiegte die Tartaren der Krim und eroberte Otschakov.

Durch seine furchtbare Grausamkeit vertrieb er die donischen Kosacken, welche sich dann auf das mongolische Reich Turan*) warfen. Unter ihrem Athaman Jermak Timurfejew, besiegten sie den schwachen Nachfolger des einst so mächtigen Batu-Khan's, welcher in einer festen Stadt unterhalb Tobolsk an dem rechten Ufer des Irtisch wohnte,

*) S. Weltgeschichte Buch V. § 21 und Buch VI § 81.

eroberten dieselbe (1580) und tödteten deren letzten Czaaren. Da sie sich aber nicht stark genug fühlten, die Herrschaft über das weite Reich Turan zu behaupten, schickten sie Gesandte an Iwan II. und baten um Hülfe. Mit Vergnügen ergriff dieser die Gelegenheit, seine Herrschaft über Nord-Asien auszudehnen. Der russische Selbstherrscher verzieh den landesflüchtigen Kosacken, sandte ihnen einige Hülfstruppen und legte durch dieselben den Grund zu der Erweiterung des russischen Reiches bis an das Ostende Asien's.

Zu gleicher Zeit führte Iwan II. an den Ufern des Irtisch und an den Küsten der Ostsee Krieg. Er richtete seine lüsternen Blicke namentlich auf Liefland, Esthland und Kurland. Dadurch gerieth er in Kampf mit seinen Nachbarn im Westen (1561), da Esthland die Schweden, Liefland und Kurland, unter ihrem Heermeister Gotthard Kettler, die Polen zu Hülfe riefen. Iwan wütbete in Liefland mit haarstreubender Grausamkeit, er schleppte Tausende der unglücklichen Bewohner dieses Landes und so viel Raub, als er konnte, nach Rußland. Bedrängt von Schweden und Polen suchte Iwan Hülfe beim Papste. Dieser sandte an ihn den Jesuiten Possevin ab. In der Hoffnung, den russischen Czaaren zur römischen Religion überzuführen, verwendete sich Gregor XIII. zu seinen Gunsten bei den Polen. Unter seiner Vermittelung wurde zwischen Stephan Bathori und Iwan zu Zapolya ein Waffenstillstand abgeschlossen (1582), demzufolge Iwan auf Liefland Verzicht leistete. Den Schweden mußte er, um einen dreijährigen Waffenstillstand zu erlangen, Ingermanland und Carelien abtreten.

Iwan begnügte sich übrigens nicht damit, Krieg zu führen. Er war, soweit ein Tyrann es vermag, eifrig darauf bedacht, den Wohlstand seines Reiches zu heben, vernichtete aber durch seine Grausamkeit mehr gute Keime auf einen Schlag, als er im Laufe vieler Jahre angestrengter Mühe hatte pflanzen können. Er ließ die bürgerlichen Gesetze sammeln und gab seinem Reiche ein neues Strafgesetzbuch. Er zog deutsche Handwerker, Künstler und Gelehrte nach Liefland, legte die erste Buchdruckerei zu Moskau an, förderte den Verkehr mit Persien, schloß einen Handelsvertrag mit den Engländern, welche zu seiner Zeit den Seeweg nach Archangel fanden, allein die teuflische Grausamkeit, mit welcher er gegen Nowgorod, Twer, Moskau und andere Stätdte wüthete, schadete seinem Reiche mehr, als alle besseren Einrichtungen, welche er zu begründen suchte, nützten. Im Jahre 1570 unternahm er einen Feldzug gegen Nowogorod, welches ihm wegen der Freiheitsliebe der dortigen Bürger verhaßt war, und ermordete binnen sechs Wochen mehr als sechszig tausend Menschen. Die durch Ausländer in Rußland betriebenen Gewerbe und Künste konnten niemals kräftig gedeihen, die bereits in Rußland blühenden Anstalten für Handel und Volkswohl erdrückte er durch seine Gewaltthaten.

Eines der wirksamsten Mittel zu den Zwecken seiner Schreckensherrschaft war das von ihm errichtete Korps von Strelitzen (Strielzi, Schützen), welches den Kern seines Heeres ausmachte. Er räumte ihnen einen eigenen Stadttheil zu Moskau ein, welcher jenseits des Flusses Moskwa belegen war und die Strelitzen-Vorstadt genannt wurde, verlieh diesen wilden Söldnern große Vorrechte, und pflanzte dadurch selbst im Schooße seines Reiches die Keime jenes ungeordneten Uebermuthes, welche später in wiederholten Strelitzen-Aufständen zu Tage traten, und erst durch Peter I. mit großer Mühe ausgerottet werden konnten.

Gewöhnlich wird Iwan II. als Beförderer der Civilisation Rußland's gepriesen. Meines Erachtens hätte er besser gethan, die guten Keime, welche Rußland damals schon barg, sich ruhig entwickeln zu lassen, als auf den Ruin derselben eine ausländische Schein-Kultur zu gründen, welche dem Reiche nicht ersetzen konnte, was er demselben durch seine Gewaltthaten entriß. Der Herrscher, welcher zu den einheimischen Künsten, Wissenschaften und Gewerben ausländische hinzufügt, welcher die Freiheiten seines Volkes ehrt und neue

vom Auslande geborgte hinzufügt, verdient Lob, nicht aber derjenige, welcher, gleich Iwan II., mehr Gutes zerstört, als schafft. Iwan II. war der eigentliche Gründer jener Treibhaus-Kultur, welche bis auf den heutigen Tag in Rußland vorherrscht, und weniger darauf berechnet ist, die Blüthe des Reiches zu heben, als In- und Ausland über den Bildungszustand desselben zu täuschen.

Es ist das Schicksal oder vielmehr die nothwendige Folge der geistigen und körperlichen Beschaffenheit aller Despoten, daß sie unfähige Kinder zeugen. Wie seine Zeitgenossen Philipp II. von Spanien, und Solyman II. von der Türkei, hinterließ auch Iwan II. bei seinem Tode (1584) einen durchaus unfähigen Sohn und Nachfolger. Jeder dieser drei Despoten hatte einen Sohn, welcher gewaltsam um's Leben kam. Doch der russische Herrscher, welcher den Beinamen des „Schrecklichen" erhielt, ließ den seinigen nicht selbst tödten, wie Philipp II. und Solyman II. Demetrius, Iwan's Sohn, fiel als Opfer des Ehrgeizes des Boris Gudunow (1591), welcher statt des Czaaren Feodor I., des ältesten Sohnes Iwan's II. regierte. Boris war der Bruder der Gemahlin Feodor's. Er war es, welcher den Grund zu der kirchlichen Selbstständigkeit des russischen Reiches legte, indem er die Anwesenheit des constantinopolitanischen Patriarchen Jeremias in Moskau dazu benützte, den russischen Erzbischof Jvow (Hiob) zum Patriarchen weihen zu lassen (1589*). Darauf erhielten die Erzbischöfe von Nowgorod, Rostow, Kasan und Krutiza den Rang von Metropoliten, und zwölf Bischöfe wurden zu Erzbischöfen ernannt. Nachdem in solcher Weise die kirchliche Herrschaft in Rußland um eine Rangstufe hinauf geschraubt worden war, fiel es den russischen Czaaren nicht schwer, in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts ihre Landeskirche von Konstantinopel ganz unabhängig zu machen.

Boris Gudunow war, gleich Iwan II., ein sehr einsichtsvoller Fürst, so sehr als sich diese Eigenschaft mit Tyrannei paaren läßt. Doch da er nach dem russischen Throne lüstern war, und kein Recht auf denselben hatte, suchte er den Adel für sich zu gewinnen. Natürlich konnte er dieses Ziel nur erreichen auf Kosten des Volkes. Er stieß daher die Gesetze, welche Iwan zum Besten der Bauern gegeben hatte, wieder um und gab eine Reihe von Verordnungen, welche diesen Stand der Willkür des Adels preis gaben. Er ließ die Namen aller Dienstboten in die Knechtsregister eintragen, gestattete allen denjenigen, welche für ein Darlehen dienten, nicht, sich durch Heimzahlung der Schuld zu lösen, vielmehr überantwortete er dieselben mit Weib und Kindern als Leibeigene ihren Gläubigern. Freie Leute erklärte er für Leibeigene derjenigen, welchen sie sechs Monate gedient hatten.

Während Boris Gudunow die inneren Verhältnisse des russischen Reiches wesentlich umgestaltete, blieb er dem Auslande gegenüber nicht müßig. Er benutzte die Kriege, in welche Polen und Schweden gerathen waren, um die Ansprüche Rußland's auf die Ostsee-Provinzen zu erneuern. Er eroberte Iwangorod, Jamburg und ganz Ingermanland, verwüstete Esthland und Liefland. Im Frieden von Narwa (1595) blieb zwar Esthland den Schweden, doch Ingermanland und Kerholm fiel an Rußland.

Mit Feodor I. starb (1598) der Mannesstamm des Hauses Rurik aus. Der nächste Verwandte Feodor's war der Bruder der Mutter dieses Czaaren, Nikitsch Romanow. Boris Gudunow hatte im Laufe von vierzehn Jahren unausgesetzt dahin gestrebt, sich selbst für den Fall des Todes seines Schwagers die Krone zu sichern. Er erreichte seinen Zweck. Die Bojaren erkoren ihn. Doch die russischen Bauern waren mit dem Manne der Wahl des Adels nicht zufrieden, auch war die Erblichkeit des Thrones in dem Bewußtsein des Volkes zu tief begründet, als daß dieselbe verletzt werden konnte, ohne große Mißstimmung zu erregen. Als daher im Jahre 1601 ein ehemaliger Mönch,

*) S. oben § 31 S. 232.

Namens Grischka Otrepiew, sich für den Bruder Feodor's, Demetrius ausgab, so fand er, nachdem er den Woiwoden von Sandomir, Meiszek, für sich gewonnen hatte, bald Anhang im Volke. Mit Hülfe der Polen erfocht der falsche Demetrius (am 21. December 1604) einen Sieg über die Truppen Boris Gudunow's. Zwar erlitt er (20. Januar 1605) eine Niederlage. Allein da Boris Gudunow bald darauf plötzlich starb, wahrscheinlich an dem Gifte, das er aus Verzweiflung nahm, so machte der falsche Demetrius schnelle Fortschritte.

Boris Gudunow's ältester Sohn zählte erst sechszehn Jahre. Er wurde zwar unter dem Namen Feodor II. von einem Theile der Bojaren als Czaar und seine Mutter als Regentin des Reiches anerkannt. Allein die Bojaren nahmen sich seiner nicht an. Das Volk haßte die ganze Familie Boris Gudunow. Otrepiew ließ Mutter und Sohn verhaften und (am 11. Juni 1605) ermorden. Es gelang ihm sogar, die Wittwe des Czaaren Iwan's II. zu bestimmen, ihn als ihren Sohn öffentlich anzuerkennen. Otrepiew schien auf dem Gipfel des Glückes angekommen zu sein. Er hielt mit einem polnischen Heere in Moskau seinen Einzug und ließ sich feierlich krönen.

Doch dieselben Personen, welche ihn erhoben hatten, bewirkten seinen Sturz. Der Hülfe der römisch-katholischen Polen verdankte er hauptsächlich seine Siege. König Siegmund III., der Woiwode von Sandomir und die Jesuiten waren seine kräftigsten Stützen und diese dachten mehr daran, die römisch-katholische Religion, als die Herrschaft ihres Schützlings in Rußland zu begründen. Der falsche Demetrius besaß nicht die Kraft, den fanatischen Römlingen Schranken zu ziehen. Er gestattete den Polen freie Religionsübung, ließ die Tochter des Woiwoden von Sandomir, Marina, die er ehelichte (8. Mai 1606) feierlich krönen und als rechtgläubige Czaarin in das Kirchengebet einschließen, obgleich sie römisch-katholisch blieb. Er duldete, daß die Jesuiten in ihrer herkömmlichen Weise gegen die griechische Kirche eiferten und schimpften, vernachlässigte selbst die Vorschriften derselben und verletzte dadurch die religiösen Vorurtheile der Russen auf das empfindlichste. Der Briefwechsel, welchen er und seine Gemahlin mit dem Papste führten, erregte gerechte Beschwerden. Ueberdieß wälzte sich Otrepiew in niedrigen Genüssen und zeigte sich überhaupt der gefahrvollen Lage nicht gewachsen, in welche er sich durch seinen schändlichen Betrug gestürzt hatte. Ein dumpfes Gerücht, daß der Czaar beabsichtige, den ganzen russischen Adel ermorden zu lassen, fand Glauben. Der Knäs Wasilji Iwanowitsch wiegelte das Volk auf, und stürmte (17. Mai 1606) den Kreml. Otrepiew wurde erschossen, seine Gemahlin Marina nebst vielen Polen gefangen genommen.

Der Sieger Wasilji aus Schuja wurde (20. Mai) auf dem Marktplatze zu Moskau von dem versammelten Volke als Czaar anerkannt. Doch das ganze Reich war durch die gelungene Betrügerei in furchtbare Aufregung versetzt worden. Die Wittwe Iwan's II. nahm nach dem Sturze Otrepiew's ihre frühere Anerkennung desselben zurück. Der Betrug des Abentheurer's lag am Tage. Dennoch versuchten es hinter einander mehrere andere, unter dem falschen Namen des Demetrius den russischen Thron zu besteigen. Marina war frech genug, den zweiten falschen Demetrius als ihren Gemahl anzuerkennen, indem sie vorgab, derselbe sei nicht umgekommen, sondern wieder aufgefunden worden.

Wasilji suchte Hülfe bei den Schweden (1609), die sich bereit fanden, sie zu leisten, unter der Bedingung, daß der Vertrag von 1595 wieder hergestellt und Kexholm abgetreten werden solle. Ueberdieß mußte Wasilji auf Liefland Verzicht leisten. Die schwedischen Truppen unter Jakob de la Gardie und Ewert Horn leisteten dem Czaaren Wasilji zwar gute Dienste, vermochten aber doch die Ruhe im Lande nicht wieder herzustellen, um so weniger, als ein Theil derselben, da sie nicht regelmäßig bezahlt wurden, zu den Polen überging.

Die Moskowiten empörten sich gegen Wasilji, setzten ihn ab, und steckten ihn in ein

Kloster (1610). Sie boten ihren Thron dem Sohne Siegmund's III., dem jüngern Ladislaus an. Doch zerschlugen sich die Unterhandlungen, da Siegmund lieber russischer Czaar werden wollte und nicht den Augenblick zu benützen verstand. Die herrschende Verwirrung nahm dadurch etwas ab, daß der zweite Demetrius von einem Tartaren ermordet wurde (1610). Doch war sie noch immer groß genug. Neue falsche Demetrier tauchten auf. Die Polen suchten im Trüben zu fischen. De la Gardie eroberte Nowgorod und bewirkte, daß ein Theil des russischen Volkes sich den schwedischen Prinzen Karl Philipp zum Czaaren erbat.

In dieser Zeit der Drangsale that sich ein Bürger von Nischnei-Nowgorod, Kosma Minin hervor. Er forderte das Volk auf, das Vaterland zu erlösen, sammelte ein Heer, das er dem Fürsten Poscharki zuführte, und welches (20. August 1612) die Polen schlug. Am 22. Oktober eroberten die Russen den Kreml, und Minin bewirkte endlich, daß Abgeordnete des ganzen Reiches (19. Mai 1613) den ältesten Sohn des Feodor Nikitsch, Enkel des Nikitsch Romanow, Michael Feodorowitsch Romanow zu ihrem Czaaren wählten. Feodor Nikitsch war zwar noch am Leben. Allein da Boris Gudunow ihn gezwungen hatte, Mönch zu werden, hielten ihn die Russen für unfähig, den Thron zu besteigen.

So kam das Haus Romanow durch die aufopfernde Thätigkeit des Bürgers Minin und die freie Wahl des Volkes auf den russischen Thron. Die russischen Herrscher würden sich daher mit größerm Rechte „von Minin's und Volkes Gnaden," als „von Gottes Gnaden" nennen. Denn bei ihrer Erhebung war jene Gnade weit sichtbarer und greifbarer, als diese.

Michael Romanow zählte, als er auf den russischen Thron gehoben wurde, erst sechszehn Jahre. Er suchte die Ordnung im Reiche dadurch wieder herzustellen, daß er, wenn auch unter lästigen Bedingungen Frieden schloß. Den Frieden von Stolbowa (1617) erkaufte er mit großen Opfern von den Schweden *). Smolensk, Severien und Tschernigow mußte er im Waffenstillstand zu Diwilina (1618) an Polen abtreten.

Allmälig erholte sich aber das Reich im Frieden von den Verwüstungen, welche äußere und innere Feinde ihm geschlagen hatten. Michael war kein kriegerischer Fürst. Nach Siegmund's III. Tode (1632) versuchte er zwar die abgetretenen Provinzen wieder zu gewinnen; doch ohne Erfolg. Im Frieden von Wiasma (1634) mußte er die Bedingungen des Waffenstillstands von Diwilina erneuern.

Als Michael (1645) starb, folgte ihm sein Sohn Alexei (1645—1676) nach und befestigte seine Familie auf dem russischen Throne.

Das Haus Romanow thäte wohl, sich bisweilen seines Ursprungs zu erinnern und zu bedenken, daß wie die Aufopferungsfähigkeit und die Begeisterung eines einzigen Bürgers stark genug war, die russische Nation zu bestimmen, den Michael Feodorowitsch auf den Thron zu heben, so die Kraft eines einzigen hochbegabten Mannes ausreichen kann, das Haus Romanow vom Throne zu stürzen, falls es seine Pflichten versäumt.

Das russische Volk ist, wenn auch roh, doch treuherzig, ausdauernd und lenksam. Es ist nicht kriegerisch und zieht die Freuden des heimischen Herdes den wilden Stürmen des Krieges vor. Der Adel aber ist ehrgeizig, herrschsüchtig und grausam. Der Adel war es nicht, welcher in der gefahrvollen Zeit nach Feodor's I. Tod, Rußland rettete, sondern das Volk: Bürger und Bauern. Den Adel hatte zuerst Boris Gudunow, dann dessen Sohn Feodor II., Demetrius I. und Demetrius II. anerkannt. Der Adel bot die russische Krone an Polen und Schweden aus. Er besaß in seinem Schooße nicht die Kraft das unwürdige Joch der falschen Demetrier zu brechen, und eine neue, den Bedürfnissen des Volkes entsprechende Regierung zu gründen. Den Bürgern und Bauern gebührt die

*) S. oben § 90. S. 594.

Ehre, Rußland's Selbstständigkeit bewahrt zu haben. Sie haben das Haus Romanow auf den Thron gehoben. Auch in unseren Tagen bildet nicht der Adel die Kraft der russischen Nation. Diese ruht vielmehr jetzt, wie in den Zeiten der falschen Demetrier, auf Bürgern und Bauern.

---

# Zehnter Abschnitt.

## Die fernen Länder des Ostens und Südens.

### § 96. Persien.

Seit Jahrtausenden hatte sich der Sitz der höheren Bildung von Südosten nach Nordwesten, von den Ufern des Ganges nach denjenigen des Nils und nach den Küsten des Mittelmeeres, des atlantischen Oceans und der Nordsee gezogen. Die Völker Asien's und Afrika's standen während des Mittelalters in sehr wenigen und mühsam gepflogenen Beziehungen zu den Europäern. Als aber Vasco de Gama die Südspitze von Afrika gefunden hatte, wurden die fernen Völker des Ostens und Südens, zu denen bisher nur Karawanenstraßen geführt hatten, von der Seeseite her zugänglich.

Früher nie gekannte Nationen tauchten aus dem Dunkel auf, das sie bisher verhüllt hatte, andere, welche nur unter großen Gefahren und nach Ueberwindung zeitraubender Schwierigkeiten hatten besucht werden können, trennten nur noch Meere, welche die Seefahrer rasch und ohne große Mühen durchflogen. Die ganze südliche Hälfte Afrika's lernten die Europäer erst damals kennen. Persien, Indien und China rückten uns näher.

Alle diese Länder hatten seit Jahrtausenden an den fortschreitenden Bewegungen der Zeit keinen Theil genommen. Sie hatten, den Umständen nach, die Formen ihres Glaubens und die Geschlechter, die sie beherrschten, verändert, die Menschheit hatten sie mit keinen neuen Errungenschaften bereichert, ihr keine Anregung zum Bessern gegeben.

Doch für den Geschichtsforscher sind nicht bloß die fortschreitenden, sondern auch die stille stehenden Völker von Bedeutung, schon aus dem Grunde, weil sie uns die verderblichen Folgen des Stillstands anschaulich machen und uns daher anspornen, ähnliche Erschlaffung zu vermeiden.

Unter allen Reichen des fernen Ostens pflogen die Europäer das ganze Mittelalter hindurch die meisten Beziehungen mit Persien. Rußland dehnte seine Grenzen bis dahin aus, die Türkei rang mit seinem Nachbarlande im Osten um die Oberherrschaft. Die seefahrenden Völker landeten nach Entdeckung des Weges um Afrika an dessen Küsten.

Wir haben in früheren Büchern die Schicksale des persischen Reiches geschildert. Araber, Mongolen und Turkomanen gründeten auf dessen Trümmern ihre Herrschaft*).

Ismael Sofi, welcher seine Abstammung auf Ali und den in Aderbeidschan als heilig verehrten Scheik Sofi zurück führte, gründete in den Jahren 1501—1508 das neupersische Reich. Er vereinigte unter seinem Scepter die Provinzen Aderbeidschan, Diarbeker, Irak, Fars und Korman. An die Stelle des Despotismus der Turkomanen trat die Gewalt

*) S. Weltgeschichte Buch IV. §§ 13, 20, 21. Buch V. § 21. Buch VI. § 81.

der Sofi's, welche aber den Persern schon aus dem Grunde erträglicher war, weil das neue Geschlecht der Herrscher ihrem Volke angehörte. Da Ismael Sofi ein Nachkomme Ali's zu sein behauptete, erkannte er natürlich seinen Ahnherrn als wahren Chalifen an, d. h. er gehörte zu der Sekte der Schiiten. Die türkischen Sunniten wurden dadurch auf's äußerste gereizt, und es entwickelte sich zwischen den beiden mächtigen Reichen mohammedanischen Glaubens, welche verschiedenen Sekten angehören, eine Feindschaft, die sich bis auf den heutigen Tag fortgeerbt hat.

Ismael, Sofi's Nachfolger: Thamasp (1523—1575), Ismael (1576 und 1577), Mohammed (1578—1586), Hemzeh (1586) und Ismael III. (1587) hatten Mühe den Türken und Usbeken Widerstand zu leisten. Sultan Soliman II. brachte namentlich dem Schah Thamasp mehrere Niederlagen bei und riß einige Grenzprovinzen von Persien los. Doch unter Schah Abbas (1587—1629) nahm Persien von neuem an Macht und kriegerischer Bedeutung zu. Es dehnte, im Kampfe mit den Türken, die Grenzen seines Reiches über Armenien, Irak-Arabien und Mesopotamien aus und eroberte die Städte Tauris, Bagdad und Bassora. Den Usbeken nahm er Khorassan und den Mongolen Kandahar ab. Er zwang Georgien, welches sich von Persien losgesagt hatte, ihm wieder Tribut zu zahlen, und stellte durch alle diese Siege den Glanz wieder her, welchen Ismael Sofi um sein Haus und sein Reich verbreitet hatte.

Auch in die inneren Angelegenheiten Persiens brachte er eine bessere Ordnung. Er hielt auf eine gute Rechtspflege, beförderte den Handel, Künste und Gewerbe, war duldsam gegen Andersglaubende und hob den Wohlstand und die Bildung der Perser höher, als er seit vielen Jahrhunderten gewesen war. Unter seinem Schutze blühte Ispahan, wohin er seine Wohnung verlegte, heran.

Doch in despotischen Staaten hängt zuviel von der Persönlichkeit des Herrschers ab. Mit Schah Abbas' Tode sank Persien schon bald wieder in Jammer und Elend. Es ward seinen Nachfolgern Schah Sofi (1629—1642) und Abbas II. (1642—1666) schwer zu behaupten, was ihr Vorgänger durch seinen kühnen Muth erobert hatte. Bagdad ging an die Türken, Kandahar an die Indier verloren. Erst 1666 gewannen die Perser die letztere Provinz wieder. Bagdad blieb in den Händen der Türken.

Vorübergehend und blendend sind alle Triumphe der Despoten, drückend und dauernd sind aber die Fesseln, in welche sie die Völker schlagen. Nur unter den Fittigen der Freiheit kann die Menschheit sicher vorwärts schreiten, nur unter ihrem Banner Siege erkämpfen, welche alle betheiligten Nationen auf der Stufenleiter der Entwickelung höher heben.

## § 97. Indien.

Wir haben die Geschichte Indien's und China's nicht weiter, als bis zum Ende des dreizehnten Jahrhundert's geführt, um sie in mehr übersichtlicher Form und besserm innern Zusammenhang mittheilen zu können.

Im Anfange dieses Zeitabschnittes zerfiel Indien in eine Mehrzahl von Reichen, deren mächtigstes unter Dschelaleddin Khildschi stand und sich von den Ufern des Indus bis zu dem Meerbusen von Bengalen hinzog, im Norden von dem Himalaya-Gebirge und im Süden von dem Marattenlande begrenzt wurde. Afghanen und Türken, Mohammedaner und Anhänger der Braminen beugten sich unter das Scepter der mächtigen Beherrscher des Landes. Seit dem Jahre 1288 saß Dschelaleddin Khildschi auf dem Throne. Sein Neffe Alaeddin machte, ohne Erlaubniß seines Oheims, im Jahre 1294 einen Einfall in das Marattenland, eroberte dessen Hauptstadt Deogiri (jetzt Duletabad), verfolgte

den König des Landes nach seiner Bergfeste Elichpur und zwang ihn durch Hunger, diese mit den unermeßlichen Schätzen, welche sie enthielt, ihm zu übergeben. Den Kriegsruhm, welchen Alaeddin durch diesen glücklichen Feldzug gewann, befleckte er, indem er seinen nachsichtigen Oheim ermordete, sich selbst auf den Thron schwang und auch den beiden Söhnen seines Vorgängers das Leben raubte (1295).

Alaeddin war ein muthiger Krieger und widmete der inneren Verwaltung des Landes so viel Sorgfalt, als mit seiner Vorliebe für Kampf und Schlachten vereinbarlich war. Er eroberte Guzerat. Sein Feldherr, Zafar Khan, schlug die Mongolen, welche (1298) bis Delhi vorgedrungen waren. Alaeddin zwang den Radschah von Deogiri ihm den Tribut zu bezahlen, den er ihm verweigert hatte (1306). Malik Kafur, ein anderer seiner Feldherren, eroberte Telingala mit der starken Festung Warangol, Karnata, den ganzen Küstenstrich bis zur Adamsbrücke gegenüber von Ceylon (1309). Als Alaeddin (1316) wahrscheinlich an dem Gifte, das ihm Kafur gemischt hatte, starb, warf sich dieser herrschsüchtige Eunuche zum Vormunde des vierten Sohnes Alaeddin's auf, ließ die beiden ältesten blenden und sandte Mörder gegen Mobarik, den dritten Sohn Alaeddin's aus. Doch dieser bestimmte die Banditen, sein Leben zu schonen. Kafur wurde bald schon durch die königliche Leibwache niedergehauen. Mobarik bestieg den Thron, überließ aber die Zügel der Regierung einem Indier, Namens Khusru Khan. Der ehrgeizige Minister begnügte sich nicht mit der königlichen Macht. Er war lüstern nach den Ehren des Thrones. Als er Malabar erobert hatte, ermordete er (1321) den König und seine ganze Familie. Doch der Statthalter des Pundschab Ghazi Khan Toghlak machte schnell dem Leben und der Herrschaft Khuru Khan's ein Ende und bestieg, da kein Glied des Hauses Khildschi mehr übrig war, selbst den Thron.

Schon nach wenigen Jahren kam Toghlak zu seinem Tode durch den Einsturz eines hölzernen Hauses, das sein Sohn ihm zu Ehren errichtet hatte. Schwerlich hatte der Zufall allein gewaltet. Dschuna, Toghlak's ältester Sohn, welcher den Namen Schah Mohammed annahm, hatte wahrscheinlich seine Hände im Spiele gehabt. Er vereinigte in sich die verschiedenartigsten Eigenschaften. Er war ein Gelehrter, verstand viele Sprachen, trieb was man damals Philosophie nannte, und übte die Gebräuche seiner Religion mit großer Genauigkeit. Doch war er sehr unpraktisch. Er hatte Kenntniß erhalten von dem in China üblichen Papiergelde und wollte es in der Form kupferner Werthzeichen in seinem Reiche einführen. Allein trotz aller Gewaltmaßregeln, deren er sich bediente, konnte er diesen Plan nicht durchsetzen. Er wollte China erobern, verlor aber sein Heer schon auf dem Marsche dahin in den Schlachten des Himalaya-Gebirges. Seine grausamen Erpressungen hatten furchtbare Aufstände in ihrem Gefolge. Er wollte seine Wohnstätte von Delhi nach Deogiri verlegen und die Bewohner der alten Hauptstadt Indien's zwingen, ihm dahin zu folgen. Diese Marotte kostete vielen tausend Menschen das Leben. Der Tyrann konnte sie aber nicht durchführen. Statt der Bewohner von Delfi ließen sich zahlreiche Mongolen, welche in seinem Heere gedient hatten, und aus demselben traten, zu Deogiri nieder, und Schah Mohammed starb (1351) bevor er sie vertreiben konnte. Nach seinem Tode gründeten sie ein unabhängiges Reich in Dekan unter dem Afghanen Ismael, welchem bald ein anderer Afghane, Zuffir Khan folgte. Dessen Nachkommen herrschten über das Land unter dem Namen der Bahmaniden, denn Zuffir Khan hatte sich Alaeddin Hussin Gunzu Bahmani genannt.

Im eigentlichen Indien folgte dem Schah Mohammed sein Neffe Firuzzeddin. Er mußte die Unabhängigkeit des Dekan's und Bengalen's anerkennen, hob aber den Wohlstand und die Blüthe seines Reiches durch Brücken, Bäder, Spitäler, Gasthäuser und Teiche, die er anlegte und viele gute Gesetze, die er gab. Nach seinem Tode (1388) ent-

standen Unordnungen in Indien, welche Tamerlan benutzte, indem er siegreich, aber unter furchtbaren Verwüstungen durch das Land zog.

Er eröffnete seinen Feldzug gegen Indien, indem er (1398) seinen Enkel Pir Mohammed über den Indus schickte und die Stadt Multan belagern ließ. Timur selbst nahm seinen Weg über die Berge von Hindu Cusch nach Kabul. Von da rückte er aber nicht, wie Alexander, längs des Flusses Kabul, sondern dem Süden zu, wahrscheinlich längs des Flusses Kurrum nach Bannu, setzte über den Indus und Dschelum und folgte den Ufern des letzteren bis zur Stadt Tulumba. Dann verband er sich mit seinem Enkel, der von Multan aus zu ihm stieß, überschritt die Flüsse Garra, oder Sudletsch und zog fast in gerader Linie auf Delhi los. Unter den Mauern dieser Stadt schlug er das indische Heer.

Nach Firuzzeddin waren im Laufe von sechs Jahren vier Fürsten aus dem Hause Togblak auf den indischen Thron gestiegen. Mahmud, welcher dem furchtbaren Timur die Spitze bieten wollte, floh nach Guzerat. Timur ließ sich als Kaiser von Indien ausrufen, kehrte aber, nachdem er Delhi und alle Städte, die er berührt, hatte plündern, verbrennen und deren Einwohner niederhauen lassen, mit unermeßlicher Beute und unzähligen Gefangenen in sein Reich zurück. Er nahm seinen Weg zuerst gegen Norden, setzte über den Ganges und rückte dann längs dem Flusse des Hardwargebirges nördlich von Lahore dem Westen zu nach Vorderasien, wo er kurz darauf den türkischen Sultan Bajazet I. besiegte*).

Für Indien war dieser Feldzug Timur's von entsetzlichen Folgen. Die verheerten Städte mochten wieder aufgebaut werden, allein die zerrissenen Bande bürgerlicher Ordnung ließen sich so leicht nicht wieder herstellen. Zwar kehrte Mahmud nach Delhi zurück, allein er konnte sein verlorenes Ansehen nicht wieder gewinnen. Nach seinem Tode (1412) riß Khizr Khan, der mongolische Statthalter des Pundschab einige Gewalt an sich, allein sie reichte nicht weit über die Grenzen der Hauptstadt. Er war ein Nachkomme des Propheten Mohammed und wurde als solcher Siud genannt, daher er und seine drei Nachfolger die Siud-Dynastie hießen. Im Jahre 1450 riß Behlol, ein Afghane von dem Stamme Lodi, nachdem er sich zum Herrn des Pundschab aufgeworfen hatte, den Thron von Delhi an sich. Im Laufe seiner neun und dreißigjährigen Herrschaft dehnte Behlol die Grenzen des Reiches im Norden bis zum Himalaja, im Südosten bis Benares aus. Sein Sohn, Secunder Lodi, war der erste mohammedanische Herrscher, welcher die indische Religion grausam verfolgte. Er starb im Jahre 1509. Noch schlimmer, als sein Vater, war Ibrahim, dessen Nachfolger. Sein unbändiger Uebermuth trieb den Statthalter des Pundschab Tulat Khan Lodi (1524) zur Empörung. Dieser rief den Mongolen Babur, welcher damals in Kabul herrschte, zu Hülfe. Mit nur 12,000 Mann schlug Babur das Heer des Sultan's Ibrahim, welches 100,000 Mann und 1000 Elephanten zählte (1526). Mehr und mehr befestigte Babur seine Herrschaft über Indien. Er stammte im sechsten Gliede von Timur ab, hatte als einer der Söhne des Amar Scheikh Mirza die Provinz Ferghana an dem oberen Jaxartes als Knabe von zwölf Jahren geerbt (1494). Nach mannigfaltigen Wechselfällen hatte er (1504) Kabul erworben und von dieser Zeit an immer darnach gestrebt, Indien zu erobern. Endlich gelang es ihm und er gründete jenes Herrschergeschlecht, das unter dem Namen der Groß-Moguln Jahrhunderte lang die Geschicke Indien's bestimmte.

Babur wird uns als einer der liebenswürdigsten unter allen orientalischen Herrschern geschildert. Er hinterließ eine von ihm selbst entworfene Lebensbeschreibung, in welcher er über seine geheimsten Gedanken und Gefühle Rechenschaft ablegte. Er überlebte seinen großen Sieg bei Delhi nicht lange, indem er schon 1530 starb. Sein Sohn und Nachfolger Humayun mußte seinem Bruder Camron, Cabul abtreten. Er kämpfte aber siegreich

*) S. oben Weltgeschichte Buch VI. § 78.

mit dem afghanischen Könige von Guzerat, dem Schah Bahadar, allein Schir Khan, einer der afghanischen Fürsten Indien's brachte ihm mehrere Niederlagen bei und zwang ihn, nach Persien zu fliehen. Mit persischer Hülfe eroberte er Kandahar und Kabul (1553), drang dann in das Pundschab (1555) und nach einem Siege bei Sirhind kehrte er nach Delhi und Agra zurück, woselbst er aber bald darauf starb.

Während der sechszehnjährigen Abwesenheit Humayun's hatte Schir Schah viel für die Verbesserung der inneren Zustände seines neu eroberten Reiches gethan. Sein größtes Werk war eine mit Gasthäusern, Brunnen und Bäumen wohlversehene Straße, welche von Bengalen bis an den Indus führte. Er richtete eine Post für Briefe ein, und wachte über die Sicherheit der Personen und des Eigenthums mit seltenem Eifer. Er starb aber schon 1545. Sein ältester Sohn Adil Khan trat das Herrscherrecht seinem jüngeren Bruder Selim ab. Diesem folgte (1553) sein einziger Sohn Mohammed Khan, welcher damals erst zwölf Jahre zählte. Er war ein Wüstling und Tyrann, trieb sein Volk zum Aufstande und eröffnete dadurch selbst dem vertriebenen Humayun den Weg zur Rückkehr in sein Reich. Bald darauf verlor Mohammed sein Leben in einer Schlacht.

Unter Humayun war das mongolische Reich in Indien fast gänzlich zerfallen, und er hatte nicht Zeit gehabt, es nach seiner Rückkehr aus der Verbannung wieder herzustellen. Sein Sohn Akbar war erst in seinem vierzehnten Jahr, als Humayun starb. Schon als Knabe von achtzehn Jahren schüttelte er aber die Vormundschaft ab, unter welcher ihn Baahram hielt. Nur das Pundschab und die Gegend um Delhi und Agra gehorchten ihm. Er zwang seine Feldherren, ihm gewissenhaft seinen Theil an der Kriegsbeute auszuliefern und brachte seinen Feinden, welche gegen ihn Aufstände anzettelten, durch seine persönliche Tapferkeit furchtbare Niederlagen bei. Als er fünf und zwanzig Jahre alt war (1577), hatte er, sei es durch Gewalt, sei es durch Milde, alle Provinzen, die sich gegen ihn erhoben hatten, zur Unterwerfung gebracht. In ähnlicher Weise eroberte er mehrere radputanische Reiche. Der Fürst von Guzerat trat ihm freiwillig seine Krone ab (1572). Die Seestadt Surate öffnete ihm nach einer längeren Belagerung ihre Thore. Bahar und Bengalen verleibte er bald darauf wieder dem indischen Reiche ein. Bis zum Ende seines Lebens hatte er wiederholt mit Aufständen zu kämpfen, welche er alle siegreich niederwarf. Dem Norden zu dehnte er seine Eroberungen über das paradiesische Thal von Kaschmir aus (1587). Doch konnte er die freiheitsliebenden Bergvölker niemals vollständig unterwerfen. Fünfzehn Jahre kämpfte Akbar in dieser Gegend. Während dieser Zeit unterwarf er Sind und Kandahar. Sein Reich erstreckte sich von der persischen Grenze bis zum Ostende Bengalen's, von der See und dem Vindhya-Gebirge bis zu den Höhen des Himalaja. Kein mohammedanischer Fürst hatte vor ihm in Indien so weite Landstrecken beherrscht, keiner hatte in seinem Reiche eine solche strenge Ordnung und willigen Gehorsam eingeführt.

In dem Kriege, den Akbar gegen Deccan führte, zeichnete sich die Sultanin Tschand Bibi durch ihre Tapferkeit und ihren beharrlichen Muth aus. Als ihr eigener Minister sie verrieth, gab sie doch die Hoffnung nicht auf und kämpfte fort, bis endlich ihre eigenen Soldaten sie ermordeten (1601).

An allen diesen Kämpfen nahmen die Europäer nur einen sehr geringen Antheil. Der König von Guzerat Bahadar Schah hatte zuerst einen Türken und mehrere portugiesische Gefangene, welche seine Artillerie bedienten, gegen Humayun gebraucht. In den Zeiten des Kaiser's Akbar hatte ein Fürst von Sind portugiesische Soldaten in seinem Dienste, denen eine Abtheilung Eingeborner in europäischer Kleidung, die ersten Sepoys, zur Seite standen. Der Krieg wurde damals in Indien noch ganz auf orientalische Weise betrieben.

In den letzten Jahren seines Lebens hatte Akbar mit dem Ehrgeize und der Herrschaft seines ältesten Sohnes Selim zu kämpfen. Allein er vergab demselben und ernannte ihn feierlich zu seinem Nachfolger. Kurz darauf starb Akbar, am 13. Oktober 1605, im fünfzigsten Jahre seiner Regierung.

So viele Kriege Akbar während seines Lebens auch geführt, hatte er doch an Schlachten keine Freude. Er glaubte, es sei seine Pflicht, die alten Grenzen des Reiches wieder herzustellen, gelangte bei diesem Bestreben aber nicht selten über dieselben hinaus. Er wird uns als ein milder, großmüthiger und menschlicher Herrscher dargestellt. Gegen Andersglaubende war er duldsam. Selbst war er in religiösen Dingen sehr aufgeklärt. Ueber den Formendienst des Islam war Akbar erhaben. Er suchte sich mit anderen Religionsbegriffen vertraut zu machen und ließ selbst die Evangelien und die alten Bücher der Indier und Griechen in die Landessprache übertragen. Mit Vergnügen hörte er zu, wenn Braminen und mohammedanische Schriftgelehrte ihre Glaubenssätze erörterten. Er lud sogar katholische Priester von Goa ein, um mit mohammedanischen Gelehrten ihre Ansichten auszutauschen. In Folge langjähriger Forschung gelangte Akbar zu einem reinen Gottesglauben, schüttelte den damit verbundenen mohammedanischen Unsinn ab und ließ sich weder durch indische, noch christliche Theologen von seinem Standpunkte abbringen.

Er gab allen Glaubens-Ansichten volle Freiheit, und stellte daher jedem frei, ob er seine Kinder beschneiden, fasten, die Kirche besuchen, wallfahrten wollte, oder nicht. Viele Fürsten unserer Tage, welche auf derartige Aeußerlichkeiten großen Werth legten, könnten von diesem Mohammedaner lernen. Er beförderte die Landessprache. Er verbot die Gottesgerichte, welche man im heidnischen Indien früher gehabt hatte, als im christlichen Europa. Er ließ nicht zu, daß man die Wittwen ohne deren Willen verbrannte und gestattete ihnen, ein zweites Mal zu heirathen. Er schaffte alle auf Wallfahrten gelegte Abgaben und die Kopfsteuer ab. Ueberhaupt ließ er allen seinen Unterthanen, Mohammedanern sowohl als Indiern gleiches Recht angedeihen.

Der Grundbesitz war in Indien seit den ältesten Zeiten ein gemeinschaftlicher in der Art, daß jede Gemeinde eine kleine Republik bildete, an deren Spitze ein Bürgermeister, ein Schatzmeister, ein Wächter und den Umständen nach noch einige andere Beamte standen. Diese Gemeinde-Ordnung dauerte unter den mohammedanischen, wie früher unter den indischen Herrschern fort. Akbar vereinfachte die Erhebung des der Krone gehörigen Antheils an dem Güter-Ertrage, ließ denselben in Geld anschlagen, ohne jedoch die Gemeinden zu zwingen, ihn in Geld zu erlegen.

Sein ganzes Reich theilte Akbar in fünfzehn Provinzen, wovon zwölf in Hindostan und drei in Deckan lagen, an deren Spitze je ein Statthalter mit bürgerlicher und militärischer Gewalt stand. Akbar führte zuerst in seinem Heere statt der Anweisungen auf Provinzen regelmäßigen Sold ein.

Als Selim den Thron bestieg, nannte er sich Jehanschir oder Eroberer der Welt. Im sechsten Jahre seiner Regierung heirathete er die berühmte Nur-Jehan, welche großen Einfluß auf die Staatsgeschäfte erlangte und denselben in der ersten Zeit zum Besten des Reiches anwandte. Später brachte sie aber große Verwirrung über das Reich, indem sie sich bemühte, dem jüngsten Sohne des Kaisers, welcher ihre Tochter aus ihrer früheren Ehe geheirathet hatte, die Thronfolge zuzuwenden. Ihr Plan gelang aber nicht. Nach dem Tode Jehangirs (1628) stieg dessen ältester Sohn, Schah Jehan auf den Thron. Nur-Jehan wurde mit einem Ruhegehalt entfernt und konnte sich nie wieder in Staatsangelegenheiten mischen. Die gewöhnlichen Aufstände mißvergnügter Großen oder gedrückter Provinzen und Kriege mit Persien beschäftigten den Schah Jehan den größten Theil seines Lebens hindurch. Der Streit galt den Grenz-Provinzen Kabul und Kandahar.

In diesen Kriegen that sich Schah Lehan's dritter Sohn Aurungzib, welcher später eine so große Rolle auf der Weltbühne spielte, hervor.

Innere und äußere Kriege verschlangen zuviel von den Kräften dieser indischen Fürsten und des ganzen Volkes, als daß beide hätten glücklich sein können. Der Reichthum der Könige, namentlich Jangehir's und Schah Jehan's war unermeßlich. Allein in den Kreisen des Hofes herrschte der Despotismus, welcher selbst durch die persönlichen Tugenden eines oder des andern Herrschers nur wenig gemildert wurde. Die nicht an die großen Heerstraßen grenzenden und vom Hofe entfernten Gemeinden konnten zwar größtentheils ruhig säen und ernten. Allein es fehlte ihnen aller Freiheitsdrang, alles höhere Streben. Im Laufe von Jahrtausenden gewahren wir in Indien weder große Fortschriite, noch entschiedene Rückschritte, sondern nur Schwankungen zwischen dumpfem Frieden und blutigem Kriege, zwischen einem mehr oder weniger drückenden Despotismus.

Welche Riesenschritte machte Europa in den Jahren von 1291 bis 1648! Welche unendliche Mannigfaltigkeit von Begebenheiten, Charakteren und Entwickelungen hatten wir dort zu berichten! Doch je weiter wir von den germanischen Stämmen nach Osten und Süden vorrücken, desto eintöniger wird die Geschichte, bis wir in China und Afrika den Höhepunkt des Stumpfsinns und des Despotismus der alten Welt erreichen.

## § 98. China und Japan.

Alle, die sich diesseits und jenseits des atlantischen Oceans conservativ nennen, finden das Ideal ihres Strebens in China. Denn das Reich der Mitte ist unstreitig von allen Großmächten der Erde die conservativste. China zeigt uns deutlich, daß das Festhalten an den Gewohnheiten, Sitten und Bestrebungen der Vorzeit, und der Widerwillen gegen alle Neuerungen unwandelbar zur Erschlaffung führt, und daß diese Richtung nur in dem Stumpfsinn einer Nation ihre Quelle hat. Der Despotismus ist aber die nothwendige Folge der Trägheit der Massen.

In Indien gingen neben der Schlaffheit der Nation Herrschergeschlechter voll frischer Thatkraft, aber ohne höhere Bildung einher, in China theilte sich die Trägheit der Nation auch ihren Kaisern mit. Die Ghasnaviden, Ghoriden, Sklavenkönige und Timuriden, Araber, Türken, Afghanen und Mongolen, welche abwechselnd Indien beherrschten, rüttelten dieses Reich von Zeit zu Zeit aus seinem Schlummer auf, und folgten einander so rasch, daß die Indier nicht Zeit fanden, wieder einzuschlafen. Zwar blieb China von fremden Eroberern nicht verschont, allein diese waren weit seltener, als in Indien. Sie konnten die widerstrebende Masse des Volkes besiegen, niemals aber in eine gründliche Bewegung bringen. Die Hefe der Hunnen sowohl, als später der Mongolen und Mantschu's war nicht kräftig genug, den zähen Teig der chinesischen Nation in Gährung zu bringen.

Wir haben die Geschichte China's bis zum Tode des mongolischen Eroberers Kublai geführt*). Das Reich, das er gegründet hatte, war ohne Zweifel das größte, welches jemals unter einem Herrscher stand. Denn es erstreckte sich etwa vom fünf und vierzigsten bis zum einhundert sechszigsten Längengrade, und vom siebenzigsten Grade nördlicher Breite bis zum Aequator. Es umfaßte in ununterbrochenem Zusammenhang die beiden größten Reiche der Erde: Rußland und China und ging noch weit über die Grenzen des letztern im Süden hinaus. Das römische Reich hatte sich in der Zeit seines weitesten Gebietes etwa über siebenzig Grade der Länge und nicht ganz vierzig der Breite ausgedehnt. Die Eroberungen Alexander's, Cäsar's und Napoleon's verschwinden neben denjenigen Kublai's, wenn wir die Massen sowohl der Bevölkerung als der Länder, die er beherrschte,

*) S. Weltgeschichte Buch V. § 23.

in's Auge fassen. Alle mongolischen Fürsten bis zum Dniepr erkannten ihn als ihren Herrscher an.

Kublai war kein sinnloser Weltenstürmer, wie vor ihm Dschingis-Khan und nach ihm Timur. Er widmete der Wohlfahrt seiner Völker die größte Sorgfalt. Die Kanäle, welche er in China baute, zeugen dafür. Doch da die Kraft seines Reiches auf seiner Person beruhte, zerfiel es mit seinem Tode. Die Verbindung der verschiedenen Provinzen hörte auf. Die mongolischen Herrscher des Westens und die unterworfenen Reiche des Südens sagten sich los. Drei Monate vergingen, bevor der von Kublai bezeichnete Thronfolger, sein Enkel Timur-Khan in China anerkannt wurde. Er behandelte chinesische und mongolische Fürsten und christliche mit gleichmäßiger Milde, gab aber weder den Priestern der Tau-Sekte, noch den Lama's, d. h. den Priestern Buddha's*) Vorrechte vor den Laien, vielmehr hielt er beide an, dem Staate die gebührenden Abgaben zu zahlen. Der König von Ava kam nach Peking, dem Kaiser von China zu huldigen und Tibet gehorchte ihm.

Timur-Khan starb (1307), ohne eheliche Kinder zu hinterlassen. Hanschan-Khan, oder Wu-tsung, sein Nachfolger, regierte nur vier Jahre (bis 1311) und dessen Bruder, Ai-yulip Ali-pata, oder Dschin-tsung wurde (1323) ermordet. Yisuntimur, sein Nachfolger, füllte den Palast mit trägen Priestern, Astrologen, Eunuchen und anderm Gesindel. Ganze Schaaren bettelnder Mönche überschwemmten das Land. Mit Mühe wurde dieser schlaffe Kaiser dazu gebracht, sie nach Tibet, woher sie gekommen waren, zurück zu schicken. Auch er starb frühzeitig (1328), sein Nachfolger Hotschilo schon im Jahre darauf (1329), der Kaiser Tutimur (1332), und Hintschipan 1333. Unter deren Nachfolger Towhantimur, welcher mit seinen Priestern und Kebsweibern schwelgte, ging das Haus Kublai's seinem Ende entgegen. Eunuchen führten statt des Kaiser's die Regierung. Ein Aufstand nach dem andern brach aus, bis Tschuyunntschanz, der Sohn eines armen Tagelöhners, der sich durch seine Tapferkeit und Klugheit empor geschwungen hatte, den schlaffen Nachkommen des Dschingis Khan vom Throne stieß, und die Ming-Dynastie gründete, welche drei Jahrhunderte (von 1368 bis 1644) über China herrschte.

Der neue Kaiser nannte sich nach seiner Thronbesteigung Hungwu. Er schaffte den Luxus ab, den seine Vorgänger eingeführt hatten, verbesserte die Verwaltung des Reichs und war mild selbst gegen die Familie des gestürzten Herrschers, die er in seine Gewalt bekam. Er erließ die weise Verordnung, daß weder Männer noch Frauen vor ihrem vierzigsten Jahre in ein Kloster eintreten sollten und verbot, den Eunuchen irgend ein Amt zu verleihen. Als ein Vater seinen Sohn, in Folge eines Gelübdes, das er zur Rettung seiner Mutter gemacht hatte, einem Götzen opferte, sprach sich der Kaiser mit Nachdruck dagegen aus. Hungwu schlug die Mongolen, welche ab und zu Einfälle in das chinesische Reich machten, und zwang mehrere Stämme derselben zur Unterwerfung. Er machte aber, gleich vielen anderen Gründern von Dynastien, darin einen Fehler, daß er seinen zahlreichen Söhnen Fürstenthümer und dadurch die Macht verlieh, sich den Befehlen des Kaisers zu widersetzen. Die Folgen davon traten nach Hungwu's Tode (1398) unter seinem Enkel Kienwanti zu Tage. Dessen Oheime verbanden sich gegen ihn und schon bald (1403) gelang es dem Prinzen von Yen, seinen Neffen zu stürzen. Der Kaiser Kienwanti ließ sich das Haupt scheeren und wurde ein Mönch, denn die chinesischen Mönche, welche die Musterbilder unserer jüngeren christlichen waren, hatten diese Sitte seit den ältesten Zeiten. Der glückliche Usurpator nannte sich Yunglo, oder Tsching-Thu. Er unterwarf Cochin-China und Tunkin und schlug die Tartaren. Yunglo wird von den chinesischen Geschichtsschreibern als ein sehr talentvoller Fürst dargestellt. Er starb 1525. Sein

*) Weltgeschichte Buch V. §. 23.

Vorgänger, der Kaiser Kienwanti, lebte noch, als wandernder Bonze. Doch Niemand gedachte seiner. Junglo's Sohn, Tsching=Tsung folgte ihm, starb aber schon bald und nach diesem regierte Seuen=Tsung bis 1436. Sein Sohn Jing=Tsung war erst ein Knabe von acht Jahren. Seine Mutter und ein Eunuche, Namens Wangtschin, herrschten während dessen Minderjährigkeit. Die Männer, welche nach der Kaiserin Mutter Tode (1443) wagten, den Kaiser an das von dem Gründer der Dynastie erlassene Gesetz zu erinnern, ließ er auf schimpfliche Weise hinrichten, und verfolgte einige derselben, die nach Ava geflohen waren, bis dahin. Doch als die Tartaren vom Norden her China bedrohten, mußte der Kaiser mit seinem Heere eiligst umkehren. Mittlerweile hatte Wangtschin dem Fürsten der Tartaren Yeseen, um ihn zum Frieden zu bewegen, eine chinesische Prinzessin zur Frau versprochen. Er hielt aber nicht Wort. Yeseen, auf's äußerste entrüstet, rückte vor, schlug die Chinesen auf's Haupt und nahm deren Kaiser gefangen. Doch vermochte er nicht, die Stadt Peking einzunehmen, er mußte abziehen. Zwar gab er später den gefangenen Kaiser heraus, mittlerweile hatte sich aber Tsching=wang, unter dem Namen Kingti, auf den Thron geschwungen und behauptete denselben. Sieben Jahre später (1457) wurde Jing=tsung wieder Kaiser, und blieb es bis zu seinem Tode (1465). Sein Sohn Tschu=feen=schin, folgte ihm nach. Er war ein schwacher Fürst, eifriger Anhänger der buddhistischen Pfaffen und Freund der Eunuchen. Nach seinem Tode (1487) folgte ihm Heau=tsung, oder Hung=tschi, welcher die Tau=Sekte vorzog und es zur Aufgabe seines Lebens machte, den Trank der Unsterblichkeit zu finden; vergeblich! Er starb in jungen Jahren (1505). Wu=tsung, sein Sohn, zählte erst fünfzehn Jahre, als er den Thron seines Vaters bestieg. Er gab sich ganz der Schwelgerei hin und ließ sich und seinen Staat von tückischen Eunuchen beherrschen. Blutige Aufstände verwüsteten das Reich. Inmitten der Verwirrung starb der elende Kaiser Wu=tsung (1521). Unter seiner Regierung wurde die Bevölkerung China's aufgenommen und eine Zahl von mehr als drei und fünfzig Millionen in die Register eingeschrieben. Ein halbes Jahrtausend früher (1014) hatte die Zählung nicht ganz zehn Millionen tributpflichtiger Familien nachgewiesen. Es ist schwer zu bestimmen, ob die Volkszählung des sechszehnten Jahrhunderts Familien, oder Personen, alle Chinesen, oder nur die tributpflichtigen, nur die Chinesen, oder auch die Bewohner tributpflichtiger Staaten enthielt. Diese Zahlen bieten uns daher keine festen Stützpunkte zu einem Urtheile über den Stand der damaligen Bevölkerung China's und den Wechsel, welchem dieselbe, im Laufe der Jahrhunderte, unterworfen war.

Wu=tsung starb ohne Nachkommen. Der Enkel Heentsung's, Schitsung folgte ihm nach. Zu seiner Zeit wurden die Mantschu=Tartaren immer mächtiger und beunruhigten China mehr und mehr durch zahlreiche Einfälle. Statt sich mit der inneren Verwaltung seines Reiches und mit dem Kampfe gegen dessen Feinde zu beschäftigen, warf er sich den buddhistischen Pfaffen in die Arme, und forschte nach dem Tranke der Unsterblichkeit. Cochin=China riß sich los. Die Tartaren eroberten die Provinz Schensi. Die Japanesen beraubten und verwüsteten die Küsten des Reiches, eroberten Tschusan und andere Inseln. Sein Sohn Muhtsung (1566—1572) wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er den Fürsten der Tartaren Yenta zu einem Prinzen des Reichs erhob und ihm bedeutende Handelsvortheile einräumte. Schintsung oder Wanleib, sein Sohn und Nachfolger, trat dem Yenta ein Stück Landes in der Provinz Schensi ab Die Japanesen schlugen die Chinesen zu Wasser und zu Land auf der Halbinsel Korea (1592—1597). Nirgends entwickelte der Kaiser Nachdruck und Kraft.

In dieser Zeit kam der Jesuite Ricci nach China. Der Kaiser befragte den Rath der Ceremonien, was in Betreff der Geschenke, die ihm die europäischen Mächte durch

den Jesuiten anbieten ließen, geschehen solle. Dieser antwortete: „Europa steht in keiner Verbindung mit uns und erkennt unsere Gesetze nicht an. Die Bilder und Tafeln des Herrn des Himmels und einer Jungfrau haben keinen Werth. Er bietet einen Sack mit Gebeinen an und sagt uns, es seien die Gebeine von Christus. Wir sind daher der Ansicht, daß wir die Geschenke weder annehmen, noch dem Ricci erlauben sollen, bei Hofe zu bleiben.“ Dennoch verweilte er zu Peking und verbreitete die römische Religion.

Das chinesische Reich kam immer tiefer herunter. Die Mantschu-Tartaren schlugen die Chinesen zu wiederholten Malen (1618—1619). Der Kaiser suchte in seiner Verzweiflung um die Hülfe der Portugiesen nach, die sich in Makao nieder gelassen hatten. Sie schickten ihm vierhundert Mann Der Kaiser wußte sie aber nicht zu verwenden und ließ sie bald schon wieder umkehren. Inmitten dieser Stürme starb Wan-leih (1620).

Sein ältester Sohn Kwan-tsung folgte ihm nach. Als er krank wurde, rieth ihm sein Arzt, den Trank der Unsterblichkeit zu sich zu nehmen. Der Kaiser that es und starb (1621). Hitsung, der nach ihm regierte, wurde mehr und mehr von den Tartaren bedrängt. Er verstand es weder, sie durch Unterhandlungen zu beruhigen, noch im Kriege zu besiegen. Nach seinem Tode (1627) folgte ihm Hwantsung. Dieser mußte erleben, daß der König der Mantschu erklärte, der Himmel habe ihn zum Kaiser von China bestimmt. Im Jahre 1635 nahm Tan-tsüng der König der Mantschu den Titel eines Kaisers an. Räuber zu Land und zur See trieben ungestraft ihr Unwesen, und rückten vor Peking. Ein Verräther öffnete ihnen die Thore der Stadt. Der Kaiser nahm sich in Verzweiflung selbst das Leben (1644). Tan-tsüng benutzte die herrschende Verwirrung. Er schwang sich auf den Thron, dessen Titel er schon seit neun Jahren angenommen hatte, und gründete die neue Dynastie der Mantschu oder Ta-tsing. Nach blutigen Kämpfen besiegte er mehrere Mitglieder der Familie seines Vorgängers, welche sich Kaiser nannten, ohne je zu einiger Bedeutung gelangen zu können. Er unterwarf die verschiedenen Provinzen des Reiches. Im Jahre 1650 eroberte er Kanton. Seit dieser Zeit herrscht seine Familie über China, dieses Land, dessen Bewohner eben so unwissend als übermüthig, und dessen Kaiser sich eben so sehr durch schwülstige Anmaßungen in ihren Reden, als durch die Erbärmlichkeit ihrer Thaten lächerlich machen.

Dieses ist die Geschichte des größten Reiches der Erde, während des Laufes von vier Jahrhunderten. Der kleinste Staat Europa's bietet uns mehr Ausbeute, mehr Stoff zu bedeutungsvollen Erwägungen, zahlreichere Männer von Geist und Charakter, größere Fortschritte auf allen Gebieten des Lebens, in Kunst und Wissenschaft, Staat und Kirche. Doch die Chinesen ehrten ihre Vorfahren, hielten fest an ihrer Verfassung, sträubten sich gegen alle Neuerungen, gerade wie die europäischen Despoten unserer Tage. Beweis genug, daß die Verehrung der Altvordern, Verfassungstreue und Widerwillen gegen das Neue die Sprossen sind, auf welchen eine Nation zwar die Tretmühle des Lebens bewegen, nicht aber vorwärts schreiten kann.

Die Familie ist immer die eigentliche Grundlage des Lebens und der Regierung in Staat und Kirche. Die Eltern haben für ihre Kinder gewöhnlich sehr wenig Liebe in China. Das Aussetzen derselben, das Verschneiden der Knaben und das Verhandeln der Mädchen als Lustdirnen sind an der Tagesordnung, dagegen wird den Kindern die Verehrung der Eltern als heilige Pflicht eingeschärft. In ganz ähnlicher Weise, wie die Eltern mit ihren Kindern, verfahren die Kaiser und Beamte höheren und niederen Ranges mit ihren Untergebenen. Während die Machthaber ihre Pflichten gegen das Volk nur sehr schlecht erfüllen, verlangen sie von diesen nicht blos starke Abgaben und Dienste, sondern auch die herabwürdigendsten Zeichen der Verehrung.

Die Chinesen sind schon aus dem Grunde nicht fähig, zu einem freieren Aufschwunge

zu gelangen, weil sie sich der Vielweiberei ergeben haben. Die Frauen der reichen Leute werden eingesperrt gehalten und beschäftigen sich mit nutzlosen Dingen. Sie erziehen ihre Kinder hauptsächlich nur zu unterwürfigen Knechten der herrschenden Gewohnheiten, Sitten und Gebräuche. Ein großer Theil der Kraft der Chinesen wird auf die Erlernung und Ausübung erbärmlicher Förmlichkeiten verwendet, welche alle Kreise der Gesellschaft ihrer Frische und ihrer natürlichen Bedeutung berauben. Von Jugend an sind die Spiele der Chinesen geisttödtend. Die Einförmigkeit ihres Lebens wird dadurch noch vermehrt, daß sie keine regelmäßige Zeiten der Erholung, keine Tage haben, welche unseren Sonntagen entsprechen. Der Stumpfsinn der Chinesen prägt sich schon in ihren Gesichtern aus, in welchen die Fleischmasse und die Knochen groß, Augen, Mund und Nase klein, und das bewegte Spiel des Nervenlebens kaum bemerkbar ist. Viel Stoff und wenig Kraft, viel Körper und wenig Geist!

Eines der Länder, welche zum chinesischen Reiche gehören, ist Tibet. In diesem hat seit den Zeiten des Kaisers Kublai der Dalai-Lama seinen Sitz, welcher sich, gleich dem Papste zu Rom, Stellvertreter Gottes auf Erden nennt, sich, gleich dem römischen Oberpriester, göttlich verehren läßt und in ähnlicher Weise, wie dieser über die Katholiken, über die Buddhisten herrscht. Er ist, wie dieser, von einer Menge Priestern umgeben, und soll, wie das Haupt der römisch-katholischen Christenheit, keusch leben. Um ihn nicht in Versuchung zu bringen, soll kein weibliches Wesen da, wo er sich aufhält, übernachten. Dennoch findet er, wie sein Kollege zu Rom, Gelegenheit, seinen Naturtrieb zu befriedigen. Er wähnt, wie der Papst, Sünden vergeben zu können, und thut es, indem er den gläubigen Dummköpfen die Hand auflegt. Alle Arten von Aberglauben, von welchem viele ihren Weg in die römische Kirche gefunden, haben ihren Ursprung in Tibet und in den Priestern, welche den dortigen s. g. Stellvertreter Gottes auf Erden als ihren Obersten verehren.

Tibet ist das Vaterland des Rosenkranzes, der Mönchsorden, des Priester-Cölibats und vieler anderer Verkehrtheiten, welche die Katholiken angenommen haben, die in der That aber Erfindungen tibetanischer Lama's sind, welche christliche Pfaffen in dem Abendlande einbürgerten.

Hätten die Völker Europa's nicht mehr Selbstthätigkeit besessen, nicht mit regerer Kraft alles Neue, das ihnen Gutes versprach, ergriffen, ihre Fürsten hätten sie nicht vor dem Loose China's bewahrt. Der österreichische Staat, welcher in allen seinen Einrichtungen dem chinesischen am nächsten kömmt, hat auch ein ähnliches Schicksal zu erwarten falls die benachbarten Nationen ihm nicht aufhelfen. Alle Völker der Erde müssen aber an China erkennen, wohin das Fromenwesen ohne Geist führt. Kein Staat hat mehr Beamte, keine Glaubenspartei mehr Kirchen und Priester, als China. Mit Ameisen-Fleiße mühten sich die chinesischen Literaten ab. Die Kaiser gaben ihnen reichliche Spenden. Doch sie brachten nichts denkwürdiges hervor. Rosenkranz, Priester-Cölibat und Mönchsorden, welche von Tibet nach China wanderten, dienten nur dazu, die Nation mehr und mehr stumpf zu machen und zu entsittlichen. Völker Europa's, nehmt euch an China ein warnendes Beispiel! Laßt euch von euren Priestern, euren Schriftgelehrten und Despoten nicht knechten, wie die Chinesen! Ihr müßt sonst deren Loos theilen. Ehrt nicht das Alte, sondern das Gute, strebet nach dem Fortschritte und vor allen Dingen nach Freiheit, unter deren Fittigen allein euer Wohlstand und eure Bildung sich harmonisch entwickeln können!

Bevor wir das Reich der Chinesen verlassen, wollen wir noch einen Blick auf die Beziehungen werfen, welche sie während dieser zwei Zeitabschnitte (1291—1517—1648) mit europäischen Mächten pflogen. Diese haben keinen politischen Charakter, sie waren vielmehr nur commercieller oder religiöser Natur.

Schon zu Zeiten des Khan's Kublai hatten Marco Polo, und Rubruquis zwar einige Verbindungen mit China *) angeknüpft. Allein dieselben waren von keinem Bestande und was über frühere Reisen des Apostels Thomas und anderer Christen nach China, von Syriern berichtet wird, gehört mehr in das Reich der Fabel, als der Geschichte. Gewiß ist, daß, als nach Entdeckung des Seeweges um die Südspitze Afrika's die ersten Europäer in China landeten, sie dort keine Spuren des Christenthums fanden. Vergeblich suchte der Jesuite Xaver nach China zu gelangen. Der Dominikaner Gaspar de Cruz, welcher (1552) dahin kam, wurde bald schon des Landes verwiesen. Dasselbe Schicksal hatten einige Augustiner Mönche, welche um das Jahr 1575 durch einen chinesischen Admiral von Manilla nach Fuh-kin gebracht wurden. Die Jesuiten Ruggiero und Ricci schlichen sich in dem Gewande buddhistischer Priester in China ein. Später nahm Ricci die Tracht eines chinesischen Literaten an. Diese Verkleidung täuschte die argwöhnischen Behörden China's. Durch seine Kenntnisse gewann er zahlreiche Freunde, die sich seiner annahmen. Er gründete mehrere Kirchen unter Beihülfe zahlreicher anderer Jesuiten, welchen er den Weg in das Reich geöffnet hatte. Zur Zeit des Kaisers Wanleih wagte er sich nach Peking unter dem Namen Limaton und erregte dort allgemeine Bewunderung durch die mannigfaltigen Neuigkeiten, die er den Chinesen mittheilen konnte. Ein Groß-Mandarin Namens Li und der Minister des Kaisers, Seu wurden durch Ricci für die katholische Kirche gewonnen.

Noch eifriger, als der letztere war seine Tochter Candida für die Religion, welche Ricci ihr mitgetheilt hatte. Sie bekehrte ihren Gatten, baute Kirchen und that alles, was in ihren Kräften stand zur Verbreitung der römischen Lehre. Die Verwirrung, welche dazumal im chinesischen Reiche herrschte, kam den Jesuiten zu statten. Die Kaiser und sämmtliche Beamte hatten weder Zeit, noch Lust, inmitten der vielen Gefahren, welche sie bedrohten, neue Feinde aufzusuchen und zu verfolgen. Candida bestritt die Kosten des Druckes vieler katholischer Bücher. Mit ihrer Hülfe ließen die Jesuiten einhundert und dreißig Bände drucken. Allein sie hüteten sich wohl, die Bibel oder auch nur die vier Evangelien den Chinesen in die Hände zu geben. Candida ließ Kinder, welche arme Eltern ausgesetzt hatten, aufnehmen, und sie in der römischen Religion erziehen. Selbst zu Peking baute Ricci eine Kirche, welche er dem s. g. heiligen Joseph weihte. Im Jahre 1610 starb er, nachdem er sieben und zwanzig Jahre in China zugebracht hatte. Zwar wurden die Jesuiten im Jahre 1615 des Landes verwiesen und nach Canton geschickt. Allein als die Tartaren immer drohender wurden, hoffte der Kaiser Wanleih in ihnen eine Stütze im Kampfe gegen dieselben zu finden und nahm sie daher wieder in Gnaden auf. Der deutsche Jesuite Schaal trat in die Fußtapfen Ricci's. Mehrere Mitglieder der Ming-Dynastie, ergriffen in der Angst ihre Zuflucht zum Christenthum. Der erste Minister des vorübergehenden Gegenkaisers Yungleih, der Eunuche Pan Achilles, die Kaiserin Mutter, und der Erbe des zertrümmerten Thrones ließen sich taufen. Da aber die Ming-Dynastie damals schon gestürzt war, und nur den Namen, nicht aber die Macht einer kaiserlichen Familie besaß, hatten diese Bekehrungen keine höhere Bedeutung. Sie dienten nur dazu, den Europäern, welche nicht wußten, daß die Mantschu's die Herren von China seien, Sand in die Augen zu streuen.

Dieselben Kriege, welche der Ming-Dynastie ihr Ende bereiteten, vertrieben Tausende von Chinesen aus ihrem Vaterlande, welche sich über die Inseln des Archipelagns verbreiteten, sich nicht selten mit den dortigen Eingeborenen verbanden und mit ihnen eine sehr verworfene Mischlingsrace erzeugten. Seit den ältesten Zeiten waren die Chinesen trotz des schlechten Bau's ihrer Schiffe und ihrer mangelhaften Instrumente bis nach Ceylon

*) S. oben § 29. S. 226.

und Arabien gesegelt. Der Handel mit China nahm aber erst einen Aufschwung, als die Portugiesen sich in Makao ansiedelten. Im Jahre 1516 machte Raphael Perestrello die erste Handelsreise von Malacca nach China. Da sie ihm großen Gewinn brachte, segelte Fernao Peres im folgenden Jahre (1517) auf Befehl des Königs von Portugal mit acht Schiffen nach China. Während der Unterhandlungen, die er mit den chinesischen Behörden pflog, kamen noch mehrere Schiffe nach. Trotz aller Demüthigungen, die sich die Portugiesen gefallen ließen und aller Bestechungen, die sie sich erlaubten, machten sie doch keine großen Fortschritte, bis sie die chinesische Flotte, welche sie angriff, in die Flucht schlugen. Dann wagten es die Behörden von Kanton nicht mehr, die bestehenden Verbote gegen sie in Ausführung zu bringen. Die Portugiesen trieben ihren Handel mit den Chinesen von Teenpih oder Teenpak im Westen von Kanton, und erlangten (1534) durch Bestechung Makao, eine Halbinsel, welche einen Theil der Insel Heangschan bildet, und wußten sich seit dieser Zeit darin zu behaupten.

Vergeblich suchten die Holländer später, sie zu verdrängen. Sie wurden (1622 und 1627) mit blutigen Köpfen weggeschickt. Doch litt der Handel der Portugiesen, als sie, (1614) aus Japan vertrieben wurden.

Die Holländer gründeten auf einer der Piscadores oder Pangbu-Inseln zwischen der Provinz Fukin und Formosa (1622) eine Niederlassung. Später bauten sie die Feste Zelandia auf dieser letzteren Insel, konnten sie aber auf die Dauer nicht behaupten. Glücklicher waren die Holländer in Japan.

Dieses Reich liegt im Osten von China und führt in chinesischer Sprache den Namen Ostreich (Tschi-pen). Es gehören dazu 3511 größere und kleinere Inseln mit einem Flächenraum von 12—13,000 Quadratmeilen. Die größte dieser Inseln heißt Niphon. Die ersten Bewohner Japan's werden Ainos genannt. Diese vermischten sich frühzeitig schon mit Chinesen und später mit Mongolen und Mantschu's. Die Geschichte Japan's reicht nicht weiter, als bis in das siebente Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung zurück, zu welcher Zeit Sin-mu das Reich gründete. Er war ohne Zweifel chinesischer Abkunft und führte den Titel Teno, himmlischer Gebieter. Gegen Ende des zwölften Jahrhunderts schwang sich einer der vielen Statthalter des Reiches, Joritomo, zum thatsächlichen Beherrscher des ganzen Landes und der Königsfamilie empor und vererbte den Titel Kubo oder Dschogun auf seine Nachkommen. Im dreizehnten Jahrhunderte suchten die Mongolen vergebens, die Japanesen zu unterwerfen. Diese bewahrten sich ihre Selbstständigkeit trotz mannigfaltiger innerer Streitigkeiten zwischen den Dschogun's und Dairi's, d. h. zwischen den wirklichen Herrschern und den Scheinkönigen des Reiches. Im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts wurden die früheren Könige zu geistlichen Herrschern, während die Dschogun's die ganze weltliche Gewalt an sich rissen. Die letzten Reste ihrer weltlichen Macht verloren die Dairi's im Jahre 1585. Damals schwang sich Fide-Josi, ein Mann von niederer Herkunft zum Herrscher auf und nahm den Titel Taiko-sama, d. h. unumschränkter Herr, an. Sein Nachfolger Jeje-jasu oder Gonghin, machte die königliche Würde in seiner Familie erblich (1617), und wird daher als Stifter des Herrscher-Geschlechtes angesehen, welches bis zu dieser Zeit den Thron Japan's behauptete und die mächtigen Statthalter oder Lehensfürsten vollständig unterwarf.

Die ersten zuverlässigen Nachrichten von Japan kamen durch Marco-Polo nach dem Abendlande. Doch vergingen Jahrhunderte, bevor die Europäer unmittelbare Beziehungen mit diesem Reiche anknüpften. Im Jahre 1542 wurden drei portugiesische Schiffe, welche mit China Geschäfte machten, an die japanesische Küste verschlagen und leiteten dort einen sehr vortheilhaften Handel ein. Kaum hatten die Jesuiten davon Kenntniß erhalten, als sie in Japan ihre Netze auszuwerfen begannen. Sie arbeiteten so lange, bis die

kräftigere Dynastie, welche 1585 sich der Herrschaft bemächtigte, ihrem Treiben und zugleich dem Handel der Portugiesen ein Ende machte*). Die Holländer leisteten in den durch die Jesuiten und Portugiesen angezettelten Verschwörungen den japanischen Behörden Beistand und erhielten dafür die Erlaubniß zum freien Handel in allen Häfen des Reiches (1616). Sie mußten, was sie mit Wahrheit konnten, die Versicherung abgeben, daß sie nicht den Glauben der Portugiesen hätten. Später (1634) wurden die Holländer auf die Insel Desima beschränkt, welche durch eine Brücke mit der Handelsstadt Nangasacki zusammen hängt. Außer den Holländern haben nur die Chinesen und die Koreaner das Recht, mit Japan Handel zu treiben. Alle drei Völker mußten sich aber dabei sehr demüthigenden und drückenden Bedingungen unterwerfen.

Die Japanesen haben große Aehnlichkeit mit den Chinesen, obgleich sie mehr natürliche Kraft und Frische, als diese besitzen. Die Vielweiberei ist bei ihnen nur ausnahmsweise im Gebrauche. Sie haben ihre eigene Sprache, welche in zwei Mundarten zerfällt. Wie ihre Regierung in die geistliche und weltliche, so theilt sich auch ihre Sprache in zwei Dialekte, wovon der eine für geistliche, der andere für weltliche Dinge gebraucht wird. Früher, als die Europäer, schon im dreizehnten Jahrhundert, kannten die Japanesen den Buchdruck, jedoch nur mit Holzplatten. In den meisten Beziehungen sind sie Schüler der Chinesen. Doch haben sie ihre Lehrer oft übertroffen. Die Hauptstadt des Reiches ist Jeddo an der Ostküste der Insel Niphon. Die älteste Religion der Japanesen ist der Sinto- oder Sie-siu-Glaube, welcher auf der Verehrung mannigfaltiger Geister ruht. Das sichtbare Oberhaupt der Anhänger desselben ist der Dairi. Die zweite der dort üblichen Religionen ist eine Nachahmung der Lehre des Confucius und wird Szuto oder Sizo genannt. Die dritte endlich ist der Buddhismus, welcher im sechsten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung aus Korea nach Japan verpflanzt, und mit der Sinto-Religion verschmolzen wurde.

Wir haben die Lehren Buddha's schon weiter oben†) dargestellt. Bevor wir von Asien Abschied nehmen, haben wir aber deren Verbreitung über andere Reiche und den Einfluß zu schildern, den sie auch auf solche Völker gewannen, welche dieselben nicht unmittelbar annahmen.

Die Braminen verdrängten nach langjährigen Kämpfen den Buddhaismus wieder aus Indien. Allein im Osten des Ganges, in Siam, Pegu, Ava und Tongking breitete er sich mehr und mehr aus. Unter dem Namen Fo wurde Buddha in China einheimisch. In Japan, unter den Mongolen, Kalmucken und anderen tartarischen Stämmen wurde er göttlich verehrt. Die Buddhisten legten ihre Lehre ursprünglich in der Sanscrit-Sprache nieder. Aus dieser wurde sie aber später in die meisten Zungen des östlichen Asiens übertragen. In tibetanischer Sprache füllen die sogenannten heiligen Bücher der Buddhisten nicht weniger als einhundert und acht Bände. China wurde bald der Hauptsitz der buddhistischen Lehre. Drei und dreißig Patriarchen wohnten dort bis zum Jahre 713 nach Christus. Nachher nahmen sie den Titel „Fürsten der Lehre" an, und wurden von Dschingis-Chan und dessen Nachfolgern sehr begünstigt. Im vierzehnten Jahrhundert wanderten diese Oberpriester nach Tibet, und schlugen dort ihren Thron auf. Sie nannten sich dann, nach der mongolischen Sprache, Lama, und seit dem sechszehnten Jahrhundert Dalai-Lama, d. h. Meerpriester. Bei den Japanesen heißen die buddhistischen Priester Bonzen, im Birmanischen Reiche Rahanen und in Siam Talapoinen. Von der ursprünglichen Lehre Buddha's erhielt sich übrigens bei allen diesen Nationen wenig oder nichts.

Jede Religion, wie überhaupt jede menschliche Lehre, Erfindung und Einrichtung artet

*) S. oben § 25 S. 201. § 29 S. 226.

†) S. Weltgeschichte Buch III. § 93. Buch V. § 23.

bald schon aus, wenn sie nicht verändert werden soll. Denn Veränderungen sind unver- vermeidlich. Wird der Fortschritt nicht gestattet, so ist der Rückschritt gewiß. Sind Verbesserungen nicht zulässig, so bleibt die Verschlechterung nicht aus. Denn entweder sind die höheren, oder die niederen Eigenschaften der Menschen in Thätigkeit. Die ersteren führen in der Religion zur Aufklärung, die letzteren zum Aberglauben. Da dieser das große Kapital ist, von welchem die Pfaffen aller Nationen leben, so ist es natürlich, daß sie unter dem Vorwande der Festhaltung der alten Lehre neuen Unsinn fördern und begünstigen. Das Christenthum war im Laufe von fünfzehn Jahrhunderten, während welcher kein Reformator erstand, furchtbar verdorben worden. Wie viel größer mußte aber die Ausartung des Buddhaismus sein, der fünf Jahrhunderte älter war, und bis zum heutigen Tage keinen Erneuerer fand.

## § 99. Afrika.

Schon sechshundert Jahre vor Christus umschifften die Phönicier im Auftrage des Königs Necho von Egypten, Afrika *). Allein diese kühne Entdeckungsreise fand keine Nachahmung. Sie blieb eine vereinzelte Erscheinung, welche bald vergessen, und von den klügelnden Kennern Herodots sogar in Zweifel gezogen wurde, um so mehr, als sie uns von diesem Geschichtschreiber mitgetheilt wurde mit dem Bemerken, daß die rückkehrenden Seefahrer ausgesagt hätten, die Sonne sei im Norden gewesen, als sie Afrika umschifft. Diese von Herodot selbst nicht geglaubte Thatsache hat sich später vollkommen bewährt und läßt über die wirklich stattgefundene Umschiffung Afrika's keinen Zweifel. Denn sie stand dermaßen im Widerspruch mit den damals herrschenden Ansichten über die Gestalt der Erde, daß nur der Augenschein sie zu Tage bringen konnte. Mehr, als zwei Jahrtausende vergingen, bevor es sich herausstellte, daß die Umschiffung Afrika's keine Fabel, sondern eine Wirklichkeit gewesen sei. Während dieser Zeit kannten die Europäer von Afrika nur die nördlichen und östlichen Gestade. Die Hälfte im Süden der Sahara, die ganze West- und Süd-Küste und der größere Theil der Ostküste Afrika's blieben in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt.

In unserm Gange durch die Weltgeschichte sind wir zwar verschiedenen afrikanischen Völkern: den Egyptern**) und Karthagern†), den Aethiopiern‡) und Libyern‖), den Numidiern§) und den arabischen Eroberern der Barbarei¶) begegnet; allein als ein Ganzes tauchte Afrika erst gegen das Ende des vorigen Zeitabschnitts aus dem Dunkel der Vergangenheit empor. Erst damals erhielten die Europäer Kenntniß von dem äußern Umfange dieses Theiles der Erde. Der neuesten Zeit blieb es vorbehalten, einige Blicke in das Innere desselben zu werfen.

Afrika ist der Stammsitz der äthiopischen Menschenrace. In den nördlichen Küstengegenden setzten sich Phönizier, Römer, Deutsche, Araber, Türken und andere edlere Völker fest. Die an das rothe Meer grenzenden Länder wurden frühzeitig von Indiern, später von Griechen, Juden, Arabern und Türken besucht. Seit der Periode der großen Entdeckungen siedelten sich Portugiesen an den Küsten und auf den Inseln Afrika's an. Die eingewanderten Fremden vermischten sich theilweise mit den Urbewohnern des Landes

*) S. Weltgeschichte Buch I. § 31 S. 39. § 54 S. 73.

**) S. Weltgeschichte Buch I. § 29 S. 36 ff. Buch II. § 39 S. 51 f. Buch V § 16 S. 41 f.

†) S. Weltgeschichte Buch I. § 56 S. 73 ff. Buch II. § 50 S 66 f.

‡) S. Weltgeschichte Buch I. § 96 S. 132 ff.

‖) S. Weltgeschichte Buch I. § 97 S. 133 f.

§) S. Weltgeschichte Buch II. § 51 S. 67 f.

¶) S. Weltgeschichte Buch IV. § 23. Buch V. § 17.

und brachten ein Mischlingsgeschlecht hervor, die große Masse der Bevölkerung besteht abe aus Aethiopiern, welche übrigens in mannigfaltige Unterabtheilungen zerfallen.

Es sollen in Afrika nicht weniger, als ein hundert und fünfzig Sprachen einheimisch sein. Der ganze Norden des Landes bis tief in das Innere hat sich dem Islam zugewendet, welcher sich unausgesetzt verbreitete, und das Christenthum mehr und mehr verdrängte. Erst seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts suchten die Portugiesen, jedoch mit sehr geringem Erfolge, die römische Religion einzubürgern. Nur auf den kleinen Inseln, die sie sich unbedingt unterworfen, haben sie die Einwohner zwingen können, sich unter die Fittige des Papstthums zu begeben. Die große Masse der Bevölkerung Afrika's ist heidnisch. Die Priester erhalten sie im finstersten Aberglauben und opfern ihren Göttern nicht selten Menschen.

Die Karawanen durchziehen zwar Afrika in allen Richtungen. Allein da dieselben aus rohen, auf Gewinn bedachten Kaufleuten und Sklaven bestehen, so haben sie den Europäern nur wenig Licht über die Zustände im Innern des Landes verschafft.

Die äußern Unterscheidungszeichen des Negers oder Urbewohners Afrika's sind die dunkel schwarze Hautfarbe, zurücktretende Stirn, vorstehender Kiefer, breite, platte Nase, großer Mund mit dicken, aufgeworfenen Lippen, dichtes, wolliges, schwarzes Haupthaar, und bartloses Gesicht. Der Schädel des Negers ist grobkörnig und sein Gehirn wiegt durchschnittlich weniger als dasjenige des Kaukasiers. Die Neger sind großentheils von kräftigem Körperbau und sehr fähig zur Arbeit, allein ihre natürliche Rohheit macht sie unfähig, aus eigenem Antriebe sich dauernd anzustrengen Uebrigens ist es sehr schwer über ihren Charakter etwas näheres zu bestimmen, weil die verschiedenen Völker, in welche sie zerfallen, gleich den Kaukasiern, sehr mannigfaltige Eigenschaften besitzen.

Die wenigsten Nationen Afrika's haben eine Geschichte, wenigstens keine solche, die auf uns gekommen, oder für uns von irgend einem Interesse ist.

Wir beschränken uns darauf, die Berberei, Egypten und Abyssinien kurz zu berühren.

Gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts zerfielen die mohammedanischen Reiche des äußersten Westens, sowohl diejenigen im Norden, als im Süden des Mittelmeeres. Die furchtbaren Kriege, welche in Spanien zwischen Christen nnd Mohammedanern geführt wurden, und an welchen die in Afrika gegenüber wohnenden Mohammedaner eifrigen Antheil nahmen, trugen viel zu deren Untergange bei. Der Islam, welcher sechs Jahrhunderte hindurch sich stets ausgebreitet hatte, verlor zuerst an seiner äußersten Westgränze die ihm früher inwohnende Kraft. Zwar ließen sich viele Tausende von Mauren, die aus Spanien und Portugal vertrieben wurden, in Nordafrika nieder, allein sie vermochten den Sturz der dort herrschenden Geschlechter und die Auflösung ihrer Reiche in kleinere Staaten nicht zu verhindern. Der Haß der Mohammedaner gegen die Christen nahm in gleichem Maße zu, als ihre Macht ab. Je weniger sie fähig wurden, den Christen in offenem Kriege die Spitze zu bieten, desto eifriger verlegten sie sich auf den Seeraub. Je mehr sich dieser ausdehnte, desto tiefere Wunden schlug er den Städten, von welchen aus er hauptsächlich betrieben wurde. Er löste die Bande innerer Ordnung auf, verscheuchte den Handel von den Küsten Nordafrika's und untergrub den Wohlstand der Barbaresken weit mehr, als denjenigen ihrer Feinde. In Algier, Oran, Budschia, Tenez, Tlemsen, zu Tunis, Tripolis und Marocco herrschten kleine Tyrannen, welche mehr den Charakter von Räuber- und Filibustierhäuptlingen, als von Kaisern und Königen trugen. Spanier und Portugiesen führten gegen sie blutige Kriege, welchen der Glaubenshaß immer neue Nahrung gab.

Nicht zufrieden mit den Erfolgen, welche sie im Norden der Straße von Gibraltar gewonnen, suchten diese die Mohammedaner auch im Süden derselben auf. Zu wiederholten Malen landeten sie in Afrika und eroberten die Hafenplätze Ceuta, Melilla, Oran,

Budschia und die vor Algier liegende Insel. Im Jahre 1509 bemächtigten die Spanier sich der Stadt Tripolis und legten den Beherrschern von Tlemsen und Tunis Tribut auf. Die Portugiesen führten Krieg gegen Marocco, anfangs zwar mit Glück, später wurden sie aber unter ihrem Könige Sebastian *) geschlagen und konnten nie wieder festen Boden daselbst gewinnen. Als sich die kleinen Staaten Nordafrika's zu schwach fühlten, den Waffen der großen spanischen Monarchie die Spitze zu bieten, riefen sie die Hülfe ihrer mächtigen Glaubensgenossen im Osten an. Die Türken leisteten ihnen Beistand, allein sie setzten sich in ihrer Mitte fest und unterwarfen sich den größten Theil der Nordküste Afrika's.

Der mächtigste dieser Staaten war Algier. Er erstreckte sich längs des Mittelmeeres von der Gränze Marocco's bis nach Tunis und reichte im Süden bis zur großen Sahara. Fruchtbare Ebenen wechseln dort mit den frischen Gebirgsgegenden des Atlas ab. Einst war dieses Land die Kornkammer Italien's gewesen. In den Zeiten der römischeu Herrschaft blühten hier nicht weniger als drei und dreißig Städte. Vandalen und Araber hatten zwar furchtbare Verwüstungen angestellt, doch brachten die letzteren das Land später wieder in Blüthe. Um das Jahr 935 nach Christus gründete der arabische Fürst Zeiri Algier, das er Al-Dschesair, d. h. die siegreiche nannte. Unter den Almohaden zerfiel das Reich Algier in mehrere kleine Gebiete. Die Spanier eroberten (1505) die Städte Oran und Budschia und (1509) Algier. Auf der vor dieser Stadt liegenden Insel befestigten sie sich und bedrohten den Emir der Metitscha, Selim-Eutemi. In seiner Noth bat er den griechischen Renegaten Horuk, oder richtiger Harudy, Barbarossa um Hülfe. Der Piratenhäuptling ergriff mit Vergnügen die Einladung des Emir's. Er kam (1516) nach Algier, fing aber damit an, daß er Selim-Eutemi mit eigener Hand ermordete, sich zum Sultan von Algier aufschwang, und gleich darauf Tenez und Tlemsen unterwarf. Doch seine Herrschaft war nicht von langer Dauer. Schon im folgenden Jahre (1517) rückten die Spanier von Oran gegen Horuk aus, schlugen ihn zu wiederholten Malen, schlossen ihn in Tlemsen ein, nahmen ihn gefangen und enthaupteten ihn (1518). Horuk's Bruder, Chaireddin Barbarossa folgte ihm in der Herrschaft über Algier nach. Er unterwarf sich dem Sultan Selim, der ihn dafür zum Pascha ernannte und ansehnliche Verstärkung schickte. Die Spanier mußten aus dem Lande weichen und auch die Insel vor Algier räumen, welche Chaireddin durch einen Damm mit dem Festlande verband. So wurde Algier zur türkischen Provinz und zugleich zum gefürchtetsten Räuberneste des Mittelmeeres. Vergebens suchte Kaiser Karl V. es einzunehmen (1541). Er wurde mit großem Verluste zurück getrieben. Die Algierer dehnten lange Zeit ihre Räubereien immer weiter aus und ihre Pascha's unterwarfen sich das ganze Land, bis zur Grenze von Marocco und im Süden bis zur Wüste. Sie vertrieben (1554) die Spanier aus Budschia und schlugen sie (1551) bei Mostaganem. Doch in Oran behaupteten sich die Christen. Bis zum Jahre 1600 ernannten die türkischen Sultane die Pascha's von Algier. In diesem Jahre erzwang sich das türkische Janitschaaren-Korps von Algier das Recht, einen Dei aus seiner Mitte zu wählen, der die Herrschaft mit dem Pascha theilen und Befehlshaber der Truppen sein sollte. Aus dieser getheilten Regierung entspannen sich mannigfaltige Mißverhältnisse, welche die Stärke des Algierer Raubstaates brachen. Nichts desto weniger behauptete er sich bis auf die neueste Zeit zum Schimpfe und zur Schande der christlichen Mächte, deren Küsten er häufig überfallen und deren Handel er stets beunruhigen ließ.

Aehnliche Schicksale, wie Algier, hatten die Provinzen Tunis und Tripolis. Nachdem dieselben eine Zeitlang abwechselungsweise unter christlicher und mohammedanischer Herrschaft gestanden waren, eroberte der türkische Kapudan-Pascha Sinan Tripolis (1551)

*) S. oben § 63, S. 421.

und später (1575) Tunis. Seit dieser Zeit blieben beide Provinzen unter der Oberherrschaft der Pforte. Tunis umfaßte einen Küstenstrich von 125 deutschen Meilen. Die Hauptstadt gleichen Namens liegt zwölf Stunden vom Meere, an einem durch den Canal von Goeletta mit demselben verbundenen Salzsee. Sie blüthe schon zur Zeit Carthago's, dessen Ruinen nordwestlich von derselben, in geringer Entfernung, liegen. Die Rhede von Tunis beherrscht die berühmte Festung Goeletta, welche Karl I. eroberte, die aber die Spanier auf die Dauer nicht behaupten konnten. Sinan Pascha führte in der Provinz eine durchaus militärische Verfassung ein, welche aber nicht lange dauerte. Im Jahre 1591 wurde eine Rathsversammlung (Divan) an die Spitze des Staates gestellt, unter welcher ein Dei mit sehr beschränkter Gewalt und ein Bei, welcher die Abgaben zu erheben hatte, standen. Allmälig rissen die Bei's alle Gewalt an sich und machten die Würde in ihrer Familie erblich. Murat-Bei war der erste dieser Herrscher. Seine Nachkommen folgten ihm über ein Jahrhundert lang in dieser Würde nach. Sie erweiterten ihr Gebiet und waren, gleich den Beherrschern von Algier und Tripolis, lange Zeit furchtbare Feinde der Christen.

Der östlichste unter den Staaten der sogenannten Berberei ist Tripolis. Im Alterthume bildete er einen Theil des Gebietes von Carthago, welches die Griechen, weil es die bedeutenden Städte: Oea, Sabrata und Leptis enthielt, Tripolis nannten. Nach dem zweiten punischen Kriege fiel das Land an die Könige von Numidien, wurde später eine römische Provinz und theilte die Schicksale Nordafrika's.

Als Tripolis (1551) unter dem Oberbefehle des Kapudan-Pascha Sinan von dem Seeräuberhauptmann Dragut unterworfen wurde, gerieth es unter türkische Oberherrschaft, trieb Seeraub, wie Algier und Tunis und stand, gleich diesen, unter einer militärischen Herrschaft.

Der westlichste unter den Staaten der Berberei ist Marocco. Während der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts stürzten die Nachkommen des arabischen Scherifs Mula-Mehemed die merinidischen Könige von Marocco und gründeten die Dynastie der Scheriffe, welche heutzutage noch dort herrscht. Gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts erreichte Marocco den Höhepunkt seiner Macht. Im Süden dehnte es sich bis Guinea aus, im Westen umfaßte es noch einen Theil der Provinz Algier. In den Wüsten Marocco's fand König Sebastian von Portugal, nebst seinem Heere, den Untergang. Der mächtigste der Scheriffe von Marocco war Achmed. Nach seinem Tode (1603) brachen innere Kämpfe aus, welche die Dynastie der Scheriffe zu Grunde richteten.

Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts trat die zweite Dynastie an die Stelle der ersten.

Die ganze Nordküste Afrika's, deren Beherrscher arabischen Ursprungs und deren Einwohner mohammedanischen Glaubens waren, folgte denselben Entwickelungsgesetzen.

In der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts verloren sämmtliche Herrschergeschlechter ihre frühere Kraft, wurden durch mannigfaltige Aufstände beunruhigt und früher oder später gestürzt, worauf sich aus den Trümmern der früheren größeren Reiche kleinere bildeten, welche alle im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts unter die Botmäßigkeit des mächtigsten der damaligen mohammedanischen Staaten, der Türkei, fielen. Egypten, welches diesem am nächsten lag mußte zuerst das Joch der Pforte auf sich nehmen. Was die Janitscharen zu Constantinopel, Algier, Tunis und Tripolis, waren die Mamluken in Egypten. Sie behaupteten ihre Herrschaft von der Mitte des dreizehnten, bis zum Anfange des sechszehnten Jahrhunderts. Im Jahre 1517 unterwarf der Sultan Selim I. Egypten. Das Land wurde von dieser Zeit an eine Provinz des türkischen Reiches, welche

durch einen Pascha verwaltet wurde. Dieser mußte es sich jedoch gefallen lassen, daß vier und zwanzig mamluckische Bei's die verschiedenen Bezirke des Landes beherrschten. Dem Pascha stand nur eine gewisse Oberaufsicht zu. Die Bei's waren die eigentlichen Herren des Landes, und schalteten unter türkischem Schutze, nach Gefallen.

Inmitten der Stürme, welche über Afrika hinweg brausten, erhielt sich Abyssinien Jahrtausende hindurch seine Selbstständigkeit. Die alte Hauptstadt des Landes war Axum, deren Ruinen heute noch Kunde geben von ihrer einstigen Größe. Das axumitische Reich erhob sich in den zwei Jahrhunderten vor und nach Christus, nachdem Meroe gefallen war und dehnte seine Macht über Abyssinien, die benachbarten Länder im Westen des rothen Meeres und über Yemen und Saba in Arabien aus. Es herrschte über das rothe Meer und behauptete sich gegen das römische Reich und gegen die Parther, welche bis nach Arabien vordrangen. Die schwachen Kaiser des oströmischen Reiches zahlten sogar eine Zeit lang den axumitischen Herrschern Tribut. Diese verschlossen sich übrigens nicht der Bildung, die ihnen vom Norden her zukam. Die griechische Sprache war in den höheren Kreisen der Gesellschaft, am Hofe und unter den Priestern allgemein üblich. Im vierten Jahrhundert brachten Frumentius und Aedesius über Egypten das Christenthum nach Abyssinien, welches die Formen desselben, theilweise wenigstens, bis auf unsere Tage bewahrte. Als aber die Araber, von Mohammed's Lehre begeistert, auf Eroberungen auszogen, hatte Abyssinien große Mühe sich zu behaupten. Eine Provinz nach der anderen ging verloren, zuerst die Länder, die in Arabien lagen, dann der Küstenstrich der Sahara und das Land Adel. Der Handel Abyssinien's, welcher früher über Adule mit Arabien und Indien sehr lebhaft gewesen war, stockte. Abyssinien wurde von dem Meere abgeschnitten und auf die höher gelegenen Binnenländer beschränkt. Im sechszehnten Jahrhunderte fielen die Gallas, ein wildes, negerartiges Volk, vom Süden her in das Land ein, verwüsteten es und rissen ein Stück nach dem anderen davon ab. Die Abyssinier wurden, im Kampfe mit den Mohammedanern und den Gallas abgehalten, den Künsten des Friedens, wie früher, obzuliegen. Ihre Verbindungen mit dem gebildeten christlichen Europa wurden fast gänzlich vernichtet, und als später die Portugiesen und die Jesuiten sich im Lande einnisteten, wurde die Verwirrung auf's höchste gesteigert. Einige Ruhe kehrte erst wieder, nachdem die katholischen Pfaffen (1632) verjagt oder hingerichtet worden waren.

Die unglücklichen Bewohner der zu Afrika gehörigen Gruppen der azorischen, kanarischen und Inseln des grünen Vorgebirges, welche sich das Joch der Portugiesen gefallen lassen mußten, wurden von diesen glaubenswüthigen und habgierigen Christen fast gänzlich ausgerottet.

Die Völker Afrikas waren und sind bis heute noch beklagenswerther, als die Nationen Asien's. Christliche Missionäre werden sie weder sittlicher, noch freiheitsliebender machen. Wohin diese kamen, haben sie nur einen Aberglauben mit dem anderen vertauscht, und an die Stelle einheimischen Druckes den oft herberen auswärtiger Herrscher gesetzt.

Nichts beweist mehr die Ausartung des Christenthums, als die Thatsache, daß es den ungebildeten Völkern, denen es gebracht wurde, nirgends diejenigen Gaben verlieh, welche Christus als die unfehlbaren Begleiterinnen seiner Lehre bezeichnete: Menschenliebe, Sittenreinheit, Gerechtigkeit und Milde. Statt dieser Güter brachten die Christen fast in alle Länder des fernen Ostens und Westens, die sie eroberten, das Joch des drückendsten kirchlichen und weltlichen Despotismus und der persönlichen Sklaverei, deren sie sich zu ihren Zwecken in einer früher nie gekannten Ausdehnung bedienten. Sie führten einen Sklavenhandel ein, welcher von einem Theile der Erde zum andern reichte und das unglückliche Afrika lieferte ihnen dazu die Waare! Statt die rohen Bewohner dieses Welttheils zu bilden, würdigten sie dieselben zu Thieren herab, behandelten sie wie das Vieh und wurden

dann frech genug zu behaupten, die Neger seien gar keine Menschen, sondern eine Affen-Art! Das war die einzige praktische Seite des Christenthum's, deren Afrika in größerem Maßstabe theilhaftig wurde!

## § 100. Die Kolonien im Osten.

Die fernen Reiche des Ostens, welche Columbus suchte, und statt deren er Amerika entdeckte, fanden um dieselbe Zeit, als er nach dem Westen steuerte die Portugiesen *). Der Welthandel wurde dadurch in neue Bahnen gelenkt. Die Berührungen mit den Nationen des Ostens, welche früher nur mit Hülfe der in der Mitte wohnenden Kaufleute statt gefunden hatten, gewannen an Bedeutung und wurden unmittelbar.

Seit den ältesten Zeiten †) wurden die Erzeugnisse Indien's und China's nach dem Westen gebracht. Schon Virgil und Plinius erwähnten der Seide, woraus, da sie in jener Zeit sonst nirgends hervorgebracht wurde, erhellt, daß die Römer mit den Chinesen, freilich nicht unmittelbar, doch mit Hülfe benachbarter Nationen Handel trieben Die Chinesen kamen nicht weiter dem Westen zu, als bis Ceylon und Arabien. Hier trafen sie aber mit anderen Kaufleuten zusammen, welche ihre Waaren in Empfang nahmen und weiter verbreiteten. Der Handel mit Indien wurde größtentheils zu Lande betrieben. Die Kaufleute des Ostens und Westens tauschten die Erzeugnisse ihrer Heimathländer an den Gestaden des persischen Meerbusens, auf den Inseln derselben und im glücklichen Arabien aus. Nachdem Alexandria die größte Handelsstadt der damals bekannten Welt geworden war, nahm der Verkehr mit Indien eine neue Richtung. Die egyptischen Schiffe segelten um Arabien bis zu der Mündung des Indus und des Verbudda und längs der Küste von Malabar. Neben diesem Handelswege bestand aber der alte über Arabien noch immer fort.

Im Laufe des ersten Jahrhunderts nach Christus machte ein Seemann, Hippalus, zuerst Gebrauch von den in dem indischen Meere regelmäßig sechs Monate von Südwesten und sechs Monate von Nordosten wehenden Winden. Sein Beispiel fand allgemeine Nachahmung, wodurch die Schifffahrt in den dortigen Gewässern sehr erleichtert wurde. Durch diese Entdeckung nahm der Seehandel mit Indien einen großen Aufschwung.

Beide Handelswege hielten, ohne zerstört zu werden, alle die Stürme aus, welche über das römische Reich, das Kalifat, die Mameluckenherrschaft, über Indien und China hinweg brausten. Während des Mittelalters bemächtigten sich die Venetianer des Handels mit dem Osten und gründeten darauf ihren Wohlstand.

Als die Portugiesen den Seeweg nach Indien fanden, rissen sie den Handel des Ostens an sich. Sie bauten an verschiedenen Stellen Festungen, und gründeten auf deren Besitz die Behauptung, sie herrschten von dem Kap der guten Hoffnung bis zu den Grenzen China's über zwölf tausend Meilen des Küstenlandes. Sie siedelten sich in Macao‡) an und trieben Handel mit Japan. Sie setzten sich (1576) in Guzerat fest und behaupteten sich trotz der (1528, 1545, 1570) wiederholten Bestrebungen, sie zu vertreiben.

Als aber später die Niederländer im Kampfe mit den spanischen Despoten ihre Macht mehr und mehr ausdehnten, und Portugal an Spanien fiel, fanden diese an ihnen kühne Nebenbuhler, denen sie an mehreren Orten weichen mußten, und welche daher deren Uebergewicht im Osten brachen.

Es bildete sich in den Niederlanden eine ostindische Gesellschaft, welche (1596) ein Geschwader unter dem Befehl des Cornelius Houtman nach Bantam auf der Insel Java schickte. Dieser tüchtige Seemann kehrte mit reichem Gewinne zurück, worauf (1599)

*) S. Weltgeschichte Buch VI. § 68. †) S. Weltgeschichte Buch I. § 11 S. 26, § 22 S. 36.
‡) S. oben § 98 S.

eine Flotte von acht Schiffen unter Houtman und van Neck die Reise nach Ostindien machte, welche sehr vortheilhafte Verbindungen dort anknüpften. Die Handels-Gesellschaften mehrten sich. Im Jahre 1600 segelten vierzig niederländische Schiffe nach dem Osten, und alle kehrten mit reichen Ladungen zurück. Anfangs vermieden die Niederländer sorgfältig alle feindlichen Berührungen mit den Portugiesen. Als sie aber in Erfahrung brachten, daß die Eingeborenen deren Joch mit Widerwillen trugen, und sie sich selbst verstärkten, trieben sie dieselben aus Atchin in Sumatra und aus den Molukken (1605) und bemächtigten sich fast des ganzen ostindischen Handels. Sie eroberten (1640) Malacca, gründeten auf der Insel Java die Stadt Batavia, und setzten sich in Japan *) fest.

Der große Gewinn, welchen die Niederländer aus ihrem Handel mit Ostindien zogen, machte die Franzosen und Engländer lüstern, daran Theil zu nehmen. Die Franzosen konnten jedoch während dieses Zeitabschnitts in Ostindien nirgends festen Fuß fassen, und die Engländer wurden unter ihren elenden Königen Jakob I. und Karl I. zu wenig von ihrer Regierung unterstützt, als daß sie große Fortschritte hätten machen können. Zwar hatten schon Franz Drake (1577), John Newbury und Ralph Fitch (1583), und Thomas Cavendisch (1586) Ostindien besucht, auch gründeten die Engländer (1589) eine Gesellschaft, welche (1591) drei Schiffe unter Kapitain Raymond nach Indien sandte, doch machte diese keine glänzenden Geschäfte. Im Jahre 1590 bildete sich eine neue Handelsgesellschaft in London, welche (1601) vier Schiffe unter Lancaster nach Ostindien sandte. Diese kehrten mit reichem Gewinne nach England zurück. Bis zum Jahre 1619 vermehrte sich der Handel der Engländer in Ostindien, doch in gleichem Maße auch der Widerwillen der Niederländer, sie neben sich aufkommen zu lassen. Glücklich waren die Britten im Kampfe mit den Portugiesen, welche sie (1620 und 1622) in dem Hafen von Jasques in Persien schlugen. Doch den Niederländern vermochten sie in Ostindien damals nicht die Spitze zu bieten. In Amboyna behaupteten sie sich eine Zeit lang neben diesen. Unter dem Vorwande einer gegen sie gerichteten Verschwörung, verwickelten aber die Niederländer die wenigen dort wohnenden Engländer in eine Kriminal-Untersuchung, ließen zehn derselben, neun Japanesen und einen Portugiesen hinrichten und verbreiteten dadurch einen solchen Schrecken, daß die Engländer, welche bei ihrer Regierung keinen Schutz fanden, mehr und mehr Scheu trugen, mit den Holländern in feindliche Berührung zu gerathen. Je lauter diese Unthat derselben verschrieen und als ein großartiges Blutbad dargestellt wurde, desto besser erreichten die Holländer ihren Zweck, die Engländer aus Ostindien zu verscheuchen. Auf den Inseln gewannen die Niederländer in dieser Weise das Uebergewicht. Doch auf dem Festlande Indien's gründeten die Engländer damals schon ihre ersten Niederlassungen (1639) an der Küste von Coromandel, wo sie bei Madrasapatam die Feste St. Georg errichteten, und in Bahar, wo sie die Factorei Patna (1620) gründeten. In Bengalen knüpften sie Handelsverbindungen mit dem Hafen von Pipli in Midnapore an (1624) und im Hafen von Bolatore errichteten sie eine Factorei (1642).

Doch erst unter der kräftigen Verwaltung Cromwel's konnten die Engländer festen Fuß in Ostindien fassen. So erwies sich im fernen Osten, wie in England und Holland, daß eine Nation nur, wenn ihre Regierung einsichtsvoll und kräftig ist, ihren Wohlstand auf einen dauernden Grund zu setzen vermag.

*) S. oben § 98 S. 627.

# Eilfter Abschnitt.

## Amerika.

### § 101. Einleitung.

Die Menschen, welche den Erwerb am meisten schätzen, freuen sich über die Entdeckung Amerika's, weil sie der Schifffahrt und dem Handel einen großartigen Aufschwung gab, weil sie das alte Europa mit vielen unbekannten Erzeugnissen der Natur versah, und ihm reiche Schätze an edelen Metallen, Perlen und kostbaren Steinen eröffnete. Der Freund der Menschheit verkennt nicht die Bedeutung dieser Gewinnste. Doch er achtet den sittlichen Werth, die Geistesklarheit und die Willenskraft der Menschen höher, als deren Nahrungsmittel, deren Kleider und Wohnungen. Denn er weiß, daß die Grundursache des Fortschrittes nicht in Aeußerlichkeiten, sondern in der inneren Kraft des Menschen und deren harmonischer Entwickelung besteht. Nur insofern, als diese gefördert wird, kann irgend eine Entdeckung wohlthätig auf die Gesellschaft wirken.

Als im Westen eine neue Welt aus dem früher unbekannten Ocean emporstieg, wurde plötzlich der Gesichtskreis aller Völker Europa's erweitert. Es verbreiteten sich richtigere Begriffe von der Gestalt der Erde und ihrem Verhältniß zu den übrigen Sternen des Himmels. Die Völker wurden aus ihrem Alltagsleben aufgerüttelt, und zu neuen Unternehmungen ermuntert. Zwar standen diese fast durchgängig unter dem Einflusse der Leidenschaften weltlicher und kirchlicher Machthaber, doch nicht ausschließlich. Die Könige von Spanien und Portugal, die römischen Päpste und deren Knechte und Verbündete dachten nur daran, ihre Macht und die Zahl der ihnen unterworfenen Völker zu mehren. Neben den niederen Bestrebungen der Herrscher brachen sich aber auch die edleren freier Männer Bahn. Im Laufe dieses Zeitabschnittes wurde der Grund zu jenen vereinigten Staaten Nordamerika's gelegt, welche in dem darauf folgenden ihre Unabhängigkeit gewannen und seit dieser Zeit allen Völkern der Erde eine sichere Zufluchtsstätte gegen die Verfolgungen übermüthiger Tyrannen bieten.

Eine unendliche Masse von Irrthümern wurde durch die bloße Thatsache der Entdeckung Amerika's über den Haufen gestoßen. Alle jene verblendeten Pfaffen, welche aus religiösen Gründen dem Columbus feindlich entgegen getreten waren, standen beschämt vor der ganzen Menschheit, die dem großen Entdecker Beifall zujauchzte. Unter den Augen des erstaunten alten Europa erstand eine neue Welt, auf welche seine Religionsstifter keine Rücksicht genommen hatten, und welche daher eine thatsächliche Widerlegung derselben in sich schloß. Die gebildete Menschheit sah neue Gemeinwesen in Fülle entstehen, welche den Entwickelungsgang der Völker gewissermaßen handgreiflich machten. Die Völker Amerika's, welche die größte Mannigfaltigkeit der niedrigsten Bildungsstufen: der Wildheit und Rohheit sowohl, als harmloser Freundlichkeit und herzlicher Gastfreiheit darstellten, zeigten den Europäern einen ganzen Welttheil im Zustande der Kindheit.

Die Menschen, die Thiere, die Pflanzen und die Mineralien Amerika's haben einen durchaus neuen, eigenthümlichen Charakter. Alle Wissenschaften der Natur erhielten einen großartigen Zuwachs an Stoff, und wurden auf eine höhere Stufe hinangehoben, von der auch die neuen Materialien, welche Amerika lieferte, überblickt werden konnten. Die For-

men, Eintheilungen und Systeme, welche nur auf die alte Welt berechnet waren, paßten nicht mehr zu dem erweiterten Gesichtskreis, den die neue ihr bot.

Die edelen Metalle Amerika's regten die Habgier, die große Zahl seiner heidnischen Bewohner den Bekehrungseifer, seine unermeßlichen Gebiete die Herrschsucht der Europäer an. Doch auch der Forschergeist, das Streben, der Freiheit eine neue Heimath zu gründen, der Ackerbau, die Gewerbe und der Handel fanden in der neuen Welt ein großartiges Feld der Thätigkeit.

Von den ungebildeten Völkern Amerika's konnten die Europäer nichts, oder doch nur wenig lernen. Um so bedeutungsvoller war die Umgestaltung, welche die Urbewohner der neuen Welt durch die fremden Eindringlinge erlitten. So wenig sich die Grausamkeit und die Habgier entschuldigen lassen, womit die meisten Ansiedler in Amerika verfuhren, so standen diese doch unstreitig auf einer höheren Stufe körperlicher und geistiger Entwickelung, als die Urbewohner Amerika's. Sie besaßen nicht bloß eine höhere Bildung, sondern auch eine weit höhere Körperkraft, mehr Ausdauer, mehr Scharfblick und einen höhern sittlichen Werth. Wären die Amerikaner mit Nationen in Berührung gekommen, welche so tief unter ihnen standen, als sie unter den Europäern, so hätten sie die Besiegten ihren Götzen geopfert, aufgefressen, oder doch ihnen ein noch drückenderes Joch der Knechtschaft auferlegt, als es ihnen von den Europäern zu Theil wurde.

Selbst die Spanier, welche durchschnittlich am härtesten gegen die Amerikaner verfuhren, machten wiederholte Versuche, die Eingeborenen gegen die Uebergriffe der Ansiedler zu schützen. Sie erkannten wenigstens in Worten, wenn auch nur selten in der That die Menschenrechte der Amerikaner an. Mögen noch so viele Millionen unglücklicher Amerikaner als Opfer ihrer Habgier und Herrschsucht gefallen sein, sie fraßen sie doch nicht auf, und schlachteten sie nicht an den Altären ihrer Götter.

Wenn wir die Zustände der Amerikaner zur Zeit der Entdeckung ihres Landes mit denjenigen vergleichen, die sich gegen Ende dieses Zeitabschnitts gebildet hatten, so ist, was Bildung, Wohlstand und Freiheit betrifft, der Fortschritt unverkennbar. Die Roheit der Peruaner und Mexikaner, welche doch am weitesten vorangeschritten waren unter den Völkern Amerika's, wirkte verderblicher auf die Entwickelung, als die argwöhnische und engherzige Staatskunst der spanischen Könige.

Die Menschheit hat an den Kannibalen wenig verloren, welche in Folge ihrer Berührung mit den Europäern ihren Untergang fanden, obgleich sie gewonnen hätte, falls diese, statt ausgerottet zu werden, zu einer höheren Bildungsstufe emporgehoben worden wären.

Die spanische Kolonial-Verfassung, so mangelhaft sie auch war, bildete den Uebergang zu den freien Staaten, welche in diesem Jahrhunderte aus den einst von Menschenfressern und Götzendienern bewohnten Ländern hervorgingen. Wer könnte es beklagen, daß an die Stelle der von Jagd und Fischfang lebenden und sich gegenseitig bekriegenden Indianerstämme die Vereinigten Staaten Nord-Amerika's traten? Jeder Uebergang von einem Zustand zum andern ist nicht bloß mit Mühseligkeiten, sondern wo die Geschicke ganzer Völker in Rede stehen, mit Blutvergießen und mannigfaltigen Grausamkeiten verbunden. Wir können diese beklagen, unsere Pflicht ist es, sie möglichst zu mildern und zu lindern; allein über den Fortschritt selbst, den er begründet, können wir uns nur freuen.

Amerika wurde durch die Berührung, in welche es mit Europa trat, höher gehoben. Europa verlor durch die übersprudelnden Kräfte, welche nach der neuen Welt hinüber zogen, nicht bloß an Bewohnern, sondern auch an Kapital. Doch wurde ihm letzteres mit Zinsen von der neuen Welt zurück gegeben, und die großartige Anregung, welche die neue Welt der alten gab, ersetzte vielfältig die Kräfte, welche sie ihr entzog.

Der Verlust an Menschen, welchen Europa durch die Kolonisations-Versuche dieses

Zeitabschnitts erlitt, war sehr bedeutend. Gewöhnlich scheiterten mehrere Unternehmungen, bevor eine gelang. Die meisten Kolonien, welche sich behaupteten, konnten nur durch unausgesetzte Zuschüsse vor dem Untergange bewahrt werden. Gewöhnlich vergingen viele Jahrzehnte, bevor sich in den Niederlassungen der Europäer das ursprüngliche Mißverhältniß zwischen dem stark vertretenen männlichen und dem wenig zahlreichen weiblichen Geschlechte ausglich, und bis dahin war an eine Vermehrung der Bevölkerung nicht zu denken. Nachdem z. B. allmälig neun tausend Kolonisten nach Virginien gebracht worden waren, zählte die Kolonie kaum zwei tausend Bewohner. Noch größere Einbuße an Menschen erlitt Spanien. Erst gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts erkannten die Europäer, daß zur Gründung einer Kolonie mehr erforderlich sei, als eine Ladung zusammen gelaufenen Gesindels, welche an irgend einer Küste der neuen Welt an das Land gesetzt wurde. Ein Theil der Kolonisten verhungerte, weil für Lebensmittel nicht gehörig gesorgt worden war, ein zweiter rieb sich in gegenseitigen Streitigkeiten auf, welche alle Arbeitskraft lähmten, ein dritter wurde von den Indianern, deren Zorn sie gereizt hatten, todt geschlagen. Allen diesen Uebelständen hätte, bei geringer Vorsicht, leicht abgeholfen werden können. Doch das sechszehnte Jahrhundert war nicht die Zeit ruhiger Erwägung und planmäßiger Ausführung. Als Lord Baltimore seine Kolonie in Maryland gründete, vermied er alle diese Uebelstände. Er hatte die Befriedigung, sie gedeihen und wachsen zu sehen. Unter weit ungünstigeren Verhältnissen landeten die sogenannten Pilgrim-Väter auf dem Felsen von Plymouth. Sie überwanden die Schwierigkeiten, mit welchen sie zu kämpfen hatten, weil sie fest zusammen hielten, sparsam lebten und fleißig arbeiteten.

In alten Staaten werden die Leidenschaften der Menschen durch Gesetze und mannigfaltige Einrichtungen in Schranken gehalten. Kolonien können nicht gedeihen, wenn die äußere Gewalt zu stark hervortritt. Selbstthätigkeit und Selbstbeherrschung sind die ersten Erfordernisse der Kolonisten. Ohne diese Eigenschaften konnten die Ansiedler nirgends Fortschritte machen. Daher waren die Kolonien, wie früher zu den Zeiten der Griechen und Römer, so auch später der Entwickelung republikanischer Formen sehr günstig. Sogar die spanischen konnten auf die Dauer nicht unter dem Joche der Monarchie gehalten werden.

## § 102. Die Urbewohner Amerika's.

Ich habe schon im Anfange*) dieses Werkes meine Ansicht über die Entstehung und Verbreitung des Menschengeschlechtes ausgesprochen. Sie deutet auch die Hauptgrundsätze in Betreff der Entstehung und Verbreitung der Urbewohner Amerika's an. Die Fabel von Adam und Eva ist längst aus dem Gebiete der Wissenschaft verwiesen. Wer an ihr, als an einer göttlichen Offenbarung festhält, ist keiner vernünftigen Auffassung der Geschichte fähig. Er mag ein gläubiger Jude oder Christ sein, ein Mann der Wissenschaft ist er nicht.

Die Grundlage der Geschichte bildet nicht der Offenbarungsglaube, sondern die Forschung nach thatsächlicher Wahrheit. Wir werden daher zuerst schildern, in welchem Zustande die Europäer die Bewohner Amerika's fanden, und daran die Frage knüpfen: welches war der Ursprung dieser Menschen mit allen ihren Eigenthümlichkeiten?

Die ersten Amerikaner, mit welchen die Spanier in Berührung kamen, waren die Bewohner der westindischen Inseln. Unter ihnen traten schon zwei Stämme mit durchaus verschiedenartigen Naturanlagen hervor, von denen jeder aber einen den Amerikanern

*) S. Weltgeschichte Buch I. 2 S. 13.

eigenthümlichen Charakterzug darstellte. Die Karaiben machen die ursprüngliche Wildheit, und Grausamkeit, die übrigen Bewohner der Inseln die natürliche Schlaffheit und Trägheit der eingeborenen Amerikaner anschaulich. Die Karaiben hatten zur Zeit der Entdeckung Amerika's die jetzt so genannten kleinen Antillen, d. h. die Inselgruppe, welche von Tabago bis Porto Rico hinreicht, inne, die übrigen Stämme bewohnten die sogenannten großen Antillen und die Bahama-Inseln. Die Karaiben statteten aber ihren Nachbarn nur zu oft unwillkommene Besuche ab, und ließen sich nicht selten in ihrer Mitte nieder.

Die Bewohner von Guanahani, von St. Domingo und anderen Inseln, welche Columbus freundlich bei sich aufnahmen, und dafür bitter zu leiden hatten, verlebten ihre Zeit in Müßiggang, Festen und Spielen. Sie hatten wenige Bedürfnisse und diese befriedigte die Natur, ohne sie zu großer Kraftanstrengung anzuspornen. Ihre Ströme waren reich an Fischen, ihre Wälder wimmelten von Vögeln, die sie mit leichter Mühe fingen. Ihre Bäume boten ihnen mannigfaltige Früchte und ihre Felder brachten ohne mühsamen Anbau die Yuca-Wurzel, Kartoffeln und Mais hervor. Kleider trugen sie nicht und ihre Hütten errichteten sie aus Baumstämmen und Flechtwerk leicht und schnell. Noth trieb sie nicht zur Arbeit. Sie waren daher träge, wie die meisten Barbaren. Doch waren sie gastfrei, vertrauend, gefällig und nur zu sehr geneigt, die Spanier wegen ihrer höheren Bildung, göttlich zu verehren. Sie glaubten an ein unsterbliches, allmächtiges Wesen, welches vom Himmel aus die Erde beherrsche. An dieses wendeten sie sich, wie die Katholiken noch in unseren Tagen, nicht unmittelbar, sondern vermittelst der von ihrer Phantasie geschaffenen Untergötter, welche sie nicht, wie die Spanier Heilige, sondern Zemos nannten. So einfach das Staatswesen dieser Inselbewohner auch war, so hatten sich in dasselbe doch Könige und Pfaffen schon eingeschlichen. Diese hatten aber immer nur über ein kleines Häuflein zu gebieten. Die Insel St. Domingo stand z. B. unter fünf Oberherren (Kazikem). Zahlreiche niedere Beamte beherrschten die einzelnen Gemeinden.

Die Priester nannten sich Butios. Gleich den meisten Geistlichen aller Völker, gaben auch sie vor, in besonderen Beziehungen zu Gott zu stehen, täuschten das Volk, welches ihnen glaubte und suchten sich bei demselben in Ansehen zu setzen. Meistentheils waren sie mit den Kaziken im Bunde, verkündeten als Gottes Willen, was sie mit denselben verabredet hatten, und übten so gemeinschaftlich eine ziemlich unumschränkte Gewalt über ihre Untergebenen aus, welche übrigens bei der natürlichen Gutmüthigkeit der meisten Kaziken nicht sehr drückend war.

Zur Zeit, da Columbus die westindischen Inseln entdeckte, waren die friedlichen Bewohner derselben durch die wilden Karaiben, welche sie mit blutigen Kriegen und Raubzügen heimsuchten, aus ihrem Schlaraffenleben schon etwas aufgescheucht worden. Sie hatten daran denken müssen, sich zu waffnen und sich zu vertheidigen. Die Furcht vor den Karaiben und die Hoffnung, von den Spaniern Hülfe gegen diese Feinde zu erlangen, trug nicht wenig dazu bei, den Europäern die Unterjochung dieser friedlichen Stämme zu erleichtern.

Ein weit kräftigerer und wilderer Menschenstamm waren die Karaiben. Sie bedienten sich vergifteter Waffen, lebten von Raub und Krieg, fraßen ihre Gefangenen auf, traten den Spaniern aller Orten feindlich gegenüber, ließen sich von ihnen nicht durch freundliche Worte täuschen, sondern nur durch das Schwert besiegen und ausrotten. Nicht bloß die Männer, sondern auch die Frauen der Karaiben zeichneten sich durch außerordentliche Tapferkeit und Geschicklichkeit in der Handhabung der Waffen aus. Während die Männer auf Krieg und Beute auszogen, vertheidigten die Frauen mit Bogen und Pfeil den heimischen Heerd. Die Sagen des Stammes führten dessen Ursprung auf die Thäler des Apalachischen Gebirges zurück. Von da wanderten sie nach Florida, setzten auf die Bahama-

Inseln über, und gelangten von diesen allmälig zu den kleinen Antillen und über diese hinaus an die Ufer des Orinoko, des Ikuteka, eines Nebenflusses des Surinam bis nach Guiana und Brasilien. Ueberall behielten sie ihren wilden, unternehmenden und schlauen Charakter bei, selbst da, wo sie sich mit anderen Stämmen vermischten.

Unendlich viel größer, als auf den Inseln, war die Mannigfaltigkeit der Sitten, Gewohnheiten, Sprachen und Religionen der Urbewohner des Festlandes. Der Gegensatz, welcher alle Stämme des amerikanischen Kontinents umfaßt, ist nicht sowohl derjenige der Schlaffheit und Wildheit, wie auf den Inseln, als vielmehr der Gegensatz zwischen mehr oder weniger niedrigen Stufen der Rohheit. Die zahlreichen Stämme, welche in ihrer Vereinzelung blieben, waren durchgängig furchtbar roh, diejenigen dagegen, welche, wie die Peruaner und Mexikaner, sich zu größeren Gemeinwesen vereinigt hatten, besaßen eine gewisse Bildung.

Nicht bloß die Menschen, welche in Amerika vorgefunden wurden, auch das Land, die Produkte der Pflanzen- und Thier-Welt hatten einen durchaus eigenthümlichen Charakter. Die Flüsse und Seen Amerika's sind die größten der Erde, das Klima ist unter gleichen Breitengraden weit kühler, als in der alten Halbkugel. Eine ganz andere Thier- und Pflanzen-Welt, welche von derjenigen Europa's, Asien's und Afrika's nicht minder verschieden ist, als die Menschen der neuen von den Menschen der alten Welt deutet schon an, daß im Westen des atlantischen Meeres eine neue Schöpfungsgeschichte stattgefunden hat. Die ganze Natur Amerika's hat einen durchaus eigenthümlichen Charakter bei Menschen, Thieren und Pflanzen. Obgleich sie oft sehr üppig und reich ist, besitzt sie doch nicht dieselbe innerliche Kraft, wie diejenige der alten Welt. Vierfüßler von der Größe und Stärke der Elephanten und Rhinocerosse fanden sich in der neuen Welt nicht, die Raubthiere, welche Löwen und Tiger genannt werden, (der Puma und Jaguar) kommen ihren Namensvettern der alten Welt an Stärke und Wildheit lange nicht gleich. Das Lama der neuen läßt sich mit dem Kameele der alten Welt kaum vergleichen. Eben dieses gilt von den ursprünglichen Tapiren, Bären, Wölfen und Hirschen Amerika's. Dagegen ist das größte aller gefiederten Thiere, der Condor, in Amerika zu Hause. Im allgemeinen unterscheiden sich auch die Vögel, wie alle übrigen Thiergattungen wesentlich von denjenigen der alten Welt. Durchschnittlich sind sie weniger melodienreich in der neuen, als in der alten Welt.

Die Eigenthümlichkeit Amerika's zeigt sich außer der großen Anzahl der ihm ausschließlich angehörigen Erzeugnisse auch darin, daß sehr viele Pflanzen und Thiere, welche aus Europa, Asien und Afrika eingeführt wurden, hier sich wesentlich veränderten, der Zwetschenbaum rundet in Amerika durchgängig seine Früchte mehr ab und nähert sie der Pflaume an. Aehnliche Veränderungen finden beim Weinstocke, bei den Pfirsich- und vielen anderen Bäumen statt.

Die Amerikaner standen, als die Europäer im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert mit ihnen in Berührung kamen, auf einer so niederen Stufe der Bildung, daß sie in dieser Beziehung nur mit den unglücklichen Afrikanern verglichen werden können. Dennoch war die Mannigfaltigkeit der Formen, in welchen die Barbarei bei ihnen zu Tage trat, wahrhaft erstaunenswerth. Neger und Amerikaner unterscheiden sich wesentlich darin, daß die ersteren bildsamer sind. Im Laufe der Jahrhunderte haben sich die Neger in Amerika stets vermehrt, die Eingeborenen der neuen Welt sich stets vermindert. Die Neger haben da und dort, z. B. auf Hayti, in Canada und im Norden der Vereinigten Staaten einen Grad der Bildung gewonnen, der sie den Europäern sehr nahe brachte. Die Ureinwohner Amerika's haben nirgends erhebliche Fortschritte gemacht.

Denn diejenige Mischlingsrace, welche mehr indo-caucasisches, als ur-amerikanisches Blut in ihren Adern hat, gehört nicht dem amerikanischen Typus an.

Viele preisen den Amerikaner wegen seiner unüberwindlichen Abneigung gegen das unwürdige Joch der Sklaverei. Doch derjenige Zustand natürlicher Wildheit, in welchem sich die meisten Stämme der Amerikaner seit Jahrhunderten befanden, hat schwerlich einen höheren sittlichen und intellectuellen Werth, als die Sklaverei, welcher die Neger in Amerika anheim fielen. Manche rühmen den Löwen der Wüste und den Tiger, welcher ungebändigt durch die Wälder Ostindien's stürmt. Wer aber größeres Gewicht auf die Arbeitskraft, als auf Zerstörungswuth, auf milde freundliche Gemüthsstimmung, als auf schrankenlose Freiheitsliebe legt, wird den Elephanten dem Löwen, das Kameel dem Tiger vorziehen. Trotz seiner dunkeln Hautfarbe steht der Neger der europäischen Kultur näher, als der Eingeborene Amerika's. Zwischen diesem und dem Indo-Kaukasier gähnt ein weit tieferer Abgrund, als zwischen dem Neger und dem Europäer.

Die große Masse der Bevölkerung Amerika's lebte zur Zeit der Entdeckung der neuen Welt in einem Zustande der Roheit, welcher fast eben so viel Aehnlichkeit mit dem Leben der wilden Thiere des Waldes, als mit den gebildeten Staaten Europa's hatte. Die verschiedenen Stämme vertilgten sich gegenseitig in nicht endenden Kriegen, welche mit der furchtbarsten Grausamkeit geführt wurden und ihre ganze Kraft in Anspruch nahmen. Sie hatten kaum einen Begriff von Eigenthum. Sie gingen meistentheils nackt. Ihre Wohnungen waren oft Höhlen, oder doch nur elende Hütten. Ihre Nahrung bestand in den Fischen, die sie fingen, in dem Wilde, das sie erlegten, in den Früchten der Bäume und in wenigen Pflanzen, zu deren Wachsthum sie selbst etwas beitrugen. Nur die Fischerei, die Jagd und der Krieg gaben den wilden Bewohnern Amerika's Anregung zur Thätigkeit. Nur zu deren Zwecken hatten sie einige rohe Werkzeuge erdacht und ausgeführt. Eine Zeit lang war es zwar in Europa Mode geworden, für den Naturzustand zu schwärmen. Allein eine nüchterne Zusammenstellung der Thatsachen und eine ruhige Erwägung derselben muß jeden Gebildeten mit Abscheu vor einem Leben erfüllen, das den Menschen nur wenig über das wilde Thier erhebt und ihn nebst seinen Nachkommen einer höheren Kultur unfähig macht.

Das Familienleben der Eingeborenen Amerika's war kalt und düster. Die Frau war die erste Sklavin des Mannes, welche für ihn arbeiten mußte und die er bei jeder Gelegenheit schonungslos behandelte. In den kälteren Gegenden begnügte sich der Mann gewöhnlich mit einer Frau, in den fruchtbaren Landstrichen des Südens herrschte die Vielweiberei. Die Frauen der Amerikaner waren in einer so gedrückten Lage und empfanden dieselbe so tief, daß die Mütter nicht selten ihren Töchtern den Tod gaben, um sie nicht dem sie erwartenden Elende preis zu geben. Zwischen Kindern und Eltern dauerte ein freundliches Verhältniß nicht länger, als das Bedürfniß der ersteren es erheischte. Sobald die Kinder glaubten, ihre Eltern entbehren zu können, sagten sie sich von ihnen los. Aber auch während sie mit den Eltern zusammen wohnten, schenkten sie diesen keine besondere Liebe und Achtung, auch gaben sich Vater und Mutter keine Mühe, ihre Kinder zu erziehen und zu bilden. Stumpfsinnig lebten sie beisammen und ohne wärmeres Gefühl trennten sie sich von einander.

Neben Fischfang und Jagd, ihren Hauptbeschäftigungen, pflanzten die meisten Stämme der Indianer auch noch etwas Mais, die Manioc-Wurzel, die Frucht des Plantan-Baumes und die Kartoffel. Die Würze zu ihren Speisen bot ihnen der Pimento-Baum. Mit Hülfe dieser Gewächse wäre es ihnen leicht gewesen, sich reichlich zu nähren. Allein sie sorgten nie für außerordentliche Fälle, kaum für die allernothwendigsten Lebensmittel.

Jeder Mißwachs, jeder Kriegsunfall, überhaupt jedes Mißgeschick irgend einer Art wurde dadurch weit bitterer, da es gewöhnlich eine Hungersnoth in seinem Gefolge hatte.

Die ganze Bevölkerung Amerika's zerfiel in eine unzählige Menge von Stämmen, welche, da sie größtentheils von der Jagd lebten, unermeßliche Strecken brauchten, um aus denselben ihre Nahrung ziehen zu können. Ueber die Grenzen ihres Gebietes entstanden blutige Streitigkeiten mit ihren Nachbarn, welche das Elend und die Roheit der Freunde und der Feinde dauernd erhielten.

In den kälteren Gegenden des Nordens lebten die Krieger desselben Stammes auf dem Fuße der Gleichheit zusammen. Der Kazike führte den Oberbefehl im Kriege, alle wichtigen Beschlüsse wurden von sämmtlichen Männern des Stammes gefaßt, durch ihre freie Wahl wurde der Häuptling erkoren, und, den Umständen nach, wieder abgesetzt. Doch in den wärmeren Gegenden von Florida trat zu dem nothwendigen Gefolge der Rohheit auch noch die Tyrannei der Herrscher hinzu. Dort war die Gewalt der Kaziken nicht bloß lebenslänglich, sondern auch erblich. Im Stamme der Natchez am Mississippi fanden sogar verschiedene Rangstufen statt. Die Häuptlinge gründeten ihre Macht auf einen erblichen Adel, welcher die große Masse des Stammes mit Verachtung behandelte und sie mit dem Namen Stinker beschimpfte.

Die Formen, in welchen die Gleichheit und die Ungleichheit der Stammesgenossen zu Tage traten, waren sehr mannigfaltig, allein aller Orten stand die Gleichheit im Geleite furchtbarer Roheit, und hatte die Ungleichheit schrankenloser Despotismus von der einen und knechtische Unterwürfigkeit von der andern Seite zur Folge.

Der gewöhnliche Zustand der meisten Stämme war der Krieg. Auf diesen waren alle ihre Einrichtungen berechnet. Bogen und Pfeil, Lanzen und Keulen waren die ersten Erfindungen der rohen Bewohner Amerika's. Streitige Grenzen gaben wohl oft die Veranlassung zu Kriegen, doch die eigentliche Ursache derselben war Zerstörungstrieb. Daher endeten die Fehden der Indianer niemals. Selbst wenn ein Stamm vollständig ausgerottet worden war, ruhten die Sieger nicht, sondern suchten einen andern auf, der ihnen Gelegenheit gab, ihrer Mordlust zu fröhnen. Die Kriege der Amerikaner zeichnen sich durch keine Thaten aus, welche bei andern Völkern die finstern Seiten derselben einigermaßen erhellten. Sie wurden nicht geführt zum Schutze des bedrohten Gebietes oder zur Sühne für erlittene Unbill. Männliche Tapferkeit im Kampfe und Großmuth nach errungenem Siege waren den Amerikanern gleich fremd. Ihre ganze Kriegskunst bestand darin, den Feind unvorbereitet zu überfallen. Der Sieg hatte noch schauderhaftere Thaten in seinem Gefolge, als die wilde Schlacht. Die Gefangenen wurden entweder unter furchtbaren Martern, welche oft mehrere Tage hindurch fortgesetzt wurden, getödtet, oder aber aufgefressen. Nur wenn ein Stamm durch erlittene Verluste geschwächt war, wurden einige der Gefangenen verschont, um die Lücken auszufüllen. Doch mußten sie für immer auf ihre früheren Verbindungen mit Weib, Kindern und Stammesgenossen Verzicht leisten und durften sich nicht weigern, gegen diese selbst in den Krieg zu ziehen. Dem Gefangenen blieb kaum eine Wahl übrig. Denn entfloh er und kehrte zu seinem Stamme zurück, so war lebenslänglicher Schimpf oder Tod sein Loos; schlug er das Anerbieten seiner Feinde aus, so wurde er entweder zu Tode gepeinigt, oder aufgefressen. Welche bodenlose Verworfenheit spricht sich in diesen Sitten und Gewohnheiten aus! Der Krieg bildete das Ziel des ganzen Lebens der Amerikaner und die Würze des Krieges war der Martertod der gefangenen Feinde, oder ein kannibalisches Mahl wozu diese den Stoff lieferten. Nicht kühner Heldenmuth, sondern stumpfsinnige Todesverachtung, nicht Feldherrentalent und Herrschergabe, sondern Gleichgültigkeit gegen den Schmerz und Verachtung

desselben waren die Eigenschaften, welche dem amerikanischen Häuptlinge zur Ehre gereichten und seine Ansprüche auf die oberste Stelle im Stamme begründeten.

Mordlust, oder die Furcht ermordet zu werden, wirkten allein anregend auf den schlaffen Indianer, welcher außerdem nur durch den Hunger zu einiger Lebensthätigkeit angeregt wurde. Das Meisterstück der friedlichen Künste des Amerikaners war sein Kahn (Canoe), den er mit großer Geschicklichkeit zu wenden und zu lenken verstand, und in dem er auf den zahlreichen Flüssen und Seen des Landes oft lange Reisen zurück legte. Die Kriegsboote der Amerikaner waren bisweilen so groß, daß sie vierzig bis fünfzig Männer faßten. Doch vergingen oft Jahre, bevor sie mit ihren mangelhaften Werkzeugen ein solches zu Stande brachten. Nicht selten war es an der einen Seite schon verfault, bevor es an der anderen fertig geworden.

Ueber die Religion der Amerikaner ist viel geschrieben und geschwärmt worden. Trotz dem Bestreben, aller Orten Götter zu finden, waren viele Stämme, bei welchen nicht die geringsten Spuren irgend einer Gottesverehrung entdeckt werden konnten. Die Meisten thaten nur Furcht vor bösen Geistern kund, welche sie zu besänftigen bemüht waren. Die Urbewohner Amerika's bildeten sich ihre Ansichten von einer höheren Weltordnung und dem Leben nach dieser Erde, gleich allen übrigen Völkern, in Uebereinstimmung mit ihrem Bildungszustande. Diejenigen Stämme, welche ganz gedankenarm waren, beschäftigten sich gar nicht mit der Religion. Die meisten dachten sich die Götter ebenso blutdürstig und tückisch aus, als sie selbst waren und stellten sich das Leben jenseits dieser Erde nur als eine Fortsetzung ihres Treibens inmitten ihrer Kriege vor.

Wenn wir die Religionsbegriffe der verschiedenen Völker der Erde mit ihrem Leben vergleichen, so wird es uns klar, daß die Religion der Völker nichts anderes ist, als der Wiederhall, welchen ihre eigene Stimme hervorruft, oder das Spiegelbild, zu dem sie selbst den Körper liefern. Je mangelhafter überhaupt die Meinungen, Anstalten und Einrichtungen eines Volkes sind, desto verkehrter ist seine Religion. Auch die civilisirtesten Völker der Erde besitzen noch immer mehr oder weniger unvollkommene Begriffe und Einrichtungen. In ganz gleichem Maße sind auch ihre Religionsanschauungen ferne von der Vollkommenheit. Mit Recht verwerfen wir den düstern Glauben und die blutigen Gebräuche der Amerikaner, doch sollten wir nie vergessen, daß unsere Religion unseren bürgerlichen Verhältnissen gerade so entspricht, wie die Religion der Amerikaner deren Ansichten von Krieg und Frieden.

Wie die ganze Stammesordnung der Amerikaner, so zielte auch ihre Religion nur auf Mord und Blutvergießen ab. Die Begriffe, welche sie von der Gottheit hatten, führten sie zu Menschenopfern und die Ansichten, welche sie von einem Leben jenseits dieser Erde hegten, hatten zur Folge, daß sie an den Gräbern ihrer Häuptlinge deren Freunde und Genossen schlachteten. Frühzeitig fanden sich bei den Amerikanern Priester, welche suchten den Aberglauben des Volkes zu nähren und daraus Vortheil zu ziehen. Wie auf den Inseln, so verbanden sie sich auch auf dem Festlande Amerika's mit den Fürsten, halfen diesen die Völker knechten und wurden dafür von diesen geschützt. Sie durften den Aberglauben ungehemmt verbreiten, und davon soviel Nutzen als möglich ziehen, vorausgesetzt, daß sie den Fürsten nicht zu nahe traten. Gerade so wie in unseren Tagen! Nur mit dem Unterschiede, daß die Priester jetzt schlauer sind, als sie früher waren.

Die Priester der Amerikaner, wie diejenigen der Europäer, widerstrebten keiner grausamen Gewohnheit und Sitte. Sie duldeten, daß die Alten und Kranken von ihren Verwandten umgebracht wurden, daß die Krieger sich durch Spielwuth und Trunksucht zu Grunde richteten. Die Aufrechthaltung des bestehenden Aberglaubens und der herrschenden

Gewalt war damals, wie jetzt, die Aufgabe der Priester. Für Menschlichkeit, für Freiheit und Recht hatten sie niemals und nirgends Kraft und Entschiedenheit.

Inmitten aller dieser rohen Menschen tauchten wohl einzelne auf, welche mildere Seiten kund thaten. Doch war es gewöhnlich nur der Geschlechtstrieb, welcher die geheime Triebfeder dieser freundlichen Erscheinungen bildete. Wenn eine Indianerin einen jungen Europäer lieb gewann, so suchte sie ihm das Leben zu retten und bewies dabei nicht selten Muth und Kühnheit. Doch waren dieses Ausnahmen. Der gewöhnliche Fall war, daß die Indianerinnen an den kannibalischen Mahlzeiten, oder den martervollen Hinrichtungen der Männer freudig Theil nahmen.

Unter den unzähligen Stämmen, welche von den Küsten des Eismeers bis nach Feuerland hin vereinzelt lebten, hatten sich zwei Reiche gebildet, welche auf der dauernden Vereinigung einer Mehrzahl von Stämmen beruhten: Mexiko und Peru. In beiden wurde für den Schutz der Gesammtheit gegen äußere Feinde und für die Wohlfahrt derselben in ihren inneren Beziehungen weit bessere Fürsorge getroffen, als dieses von Seiten der vereinzelten Stämme des Nordens und Südens geschah. Allein die Freiheit der Völker wurde der Ordnung zum Opfer gebracht. Der König, der Adel, die freien Männer, die Leibeigenen und die Sklaven bildeten fünf Abstufungen, von denen nur die beiden ersten, verhältnißmäßig wenig zahlreichen, große Vortheile genossen, während die Masse des Volkes unter einem schweren Drucke lebte. Im Verhältniß zu Karaiben, Irokesen und anderen amerikanischen Stämmen kann den Reichen Mexiko und Peru die Anerkennung einer gewissen Bildung nicht versagt werden. Diese umfaßte aber mehr die Aeußerlichkeiten des Daseins, als Geist und Herz der Bürger. Unter den Völkern der alten Welt sind wir gewöhnt, keinem Bildung zuzuschreiben, welches noch Menschenopfer schlachtete und Menschenfleisch fraß. Derartige Gebräuche sind nur mit der niedrigsten Stufe der Bildung vereinbarlich. Im strengen Sinne des Wortes kann daher kein einziges der eingeborenen Völker Amerika's auf Bildung Anspruch machen. Die Urbewohner der neuen Welt haben für den Geschichtsforscher nur insofern Bedeutung, als sie ihm eine fast unendliche Musterkarte der Barbarei aufrollen. Die Mexikaner und Peruaner zeigen uns deutlich, wie wenig Zeit erforderlich ist, eine gewisse äußere Ordnung herzustellen, wie langsam dagegen diejenige Bildung voranschreitet, deren Zweck die Veredelung und Reinigung der Gefühle und die Schärfung des menschlichen Geistes ist. Kaum drei Jahrhunderte waren seit der Gründung des mexikanischen Reiches und nur einhundert und dreißig Jahre seit der Befestigung der königlichen Gewalt vergangen, als Cortez mit seinen Spaniern dort erschien. Im Laufe dieser Zeit hatten sich bei den Mexikanern manche Rechtsbegriffe festgestellt, und waren viele wohlthätige Einrichtungen begründet worden. Ackerbau und Gewerbe hatten einige Fortschritte gemacht. Die Mexikaner kannten das Eigenthum, übertrugen dasselbe auf ihre Erben und bei Lebzeiten durch Tausch und Kauf. Sie machten einen Unterschied zwischen vollem und beschränktem Eigenthum, ähnlich dem Gegensatze von Allod und Lehen. Sie hatten viele volkreiche Städte, unter welchen Mexiko, die größte, wohl sechszig tausend Einwohner zählte. Während bei den wilden Stämmen jeder einzelne Mann alle vorkommenden Arbeiten verstand, hatten sich im Schooße des mexikanischen Volkes die Ackerbauer von den Gewerbsleuten getrennt. Unter diesen thaten sich die Maurer, Weber, Goldschmiede, Maler und andere hervor. Es bestanden zwar im mexikanischen Reiche mancherlei Anstalten, welche auf höhere Bildung deuteten, allein sie waren vereinzelte Erscheinungen, welche nicht die Regel, sondern Ausnahmen inmitten der allgemein herrschenden Barbarei bildeten. Die Mexikaner hatten eine Art Postverbindung, indem in Zwischenräumen öffentliche Boten bestellt waren, um wichtige Nachrichten von einem Ende des Reiches zum andern zu bringen. Allein die Boten gingen zu Fuße, denn die Mexi=

kaner hatten, so wenig als die übrigen Stämme Amerika's, keine gezähmte Thiere. Keine Wege gingen von einer Stadt zu der andern. Kein Handel wurde zwischen den verschiedenen Provinzen des Reiches getrieben.

Die Stadt Mexiko war inmitten eines See's gebaut. Künstliche Deiche schützten sie vor Ueberschwemmung und lange Dämme verbanden sie mit den Ufern des See's. Mehrere Aquädukte, welche im Schutze der Dämme durch den See liefen, versahen die Stadt mit Wasser. Die Straßen wurden von eigens dazu angestellten Personen gereinigt, erleuchtet und bewacht. Doch die Wohnungen der Mexikaner waren dunkele Löcher, aus Stein und Rasen zusammen gesetzt und mit Rohr bedeckt. Der viel gepriesene Tempel von Mexiko war nichts weiter, als eine ausgehöhlte, außen mit Stein bekleidete Erdmasse, an deren Ende die Altäre standen, auf welchen die geopferten Menschen sich verbluteten. Beim Tode eines Königs oder eines anderen Mannes von Ansehen wurden oft Hunderter von Menschen geschlachtet oder in derselben Gruft begraben. Die Mexikaner waren in ihrer Religion und Kriegsführung nicht minder grausam, als die wildesten Stämme Amerika's. Sie stellten sich ihre Götter unter den Gestalten von Schlangen, Tigern und anderen schädlichen Thieren vor. Kopf und Herz des Opfers erhielt der Gott, den übrigen Leib desselben fraßen die Menschen auf. Kein Gefangener entging dem Tode. Je mächtiger das mexikanische Reich, je mehr es den wilden Stämmen der Umgegend in der Kriegskunst überlegen war, desto zahlreichere Opfer bluteten in den Tempeln ihrer Götter.

Nicht ganz so schauderhaft als Mexiko war Peru. Doch floß auch in dem Reiche der Inca's, welches von Dichtern und Schwärmern so hoch gepriesen wurde, das Blut der Menschen in Strömen. Das Königthum war in Peru weit älter, als in Mexiko. Die Geschichte dieses Landes zählt zwölf Fürsten, welche vier Jahrhunderte ausgefüllt haben sollen. Der Gründer des Reiches war Manco Capac, welcher mit seiner Gattin und Schwester, Manca Ocollo zugleich die Keime der Bildung, des Aberglaubens und des Despotismus legten. Beide Geschwister gaben sich für Kinder der Sonne, für höhere, mit der Gottheit in unmittelbarer Verbindung stehende Wesen aus. Manco Capac verstand es, den Gesetzen, die er erließ, den Schein göttlicher Befehle zu verleihen. Wie er, heiratheten auch seine Söhne ihre Schwestern, damit die Kinder der Sonne sich nicht mit Menschen einer minder ausgezeichneten Abstammung vermischten. Die Herrschaft Manco Capac's, des ersten Inca's, wie diejenige aller Staatenbegründer, welche sich für Stellvertreter Gottes auf Erden ausgaben, war ein schrankenloser Despotismus. Die Peruaner gehorchten Manco Capac und seinen Nachfolgern in blinder Unterwürfigkeit. Die Inca's konnten zwar eine gewisse Ordnung und Bildung in Peru einführen, allein da diese nicht aus der inneren Entwickelung des Volkes hervor ging, vielmehr diesem mit Hülfe des Aberglaubens von Außen aufgedrungen wurde, verminderte sich die innere Kraft der Peruaner in gleichem Maße, als ihre äußeren Zustände sich scheinbar verbesserten. Der Aberglauben stumpft immer den Verstand und das natürliche Gefühl der Menschen ab. Der Gehorsam, der sich auf göttliche Verehrung gründet, ist wesentlich von jener Selbstbestimmung verschieden, welche auf einer klaren Erkenntniß der ewigen und unveräußerlichen Menschenrechte beruht. Weit besser ist es, wenn eine Nation sich langsam und naturgemäß, als rasch, aber im Widerspruche mit den ewigen Gesetzen der Natur über den Zustand ursprünglicher Roheit und Wildheit empor hebt. Diejenige Bildung, welche auf Kosten des natürlichen Verstandes und der frischen Kraft der Gefühle gewonnen wird, hat keinen Werth und dauert nicht lange. Sie fällt beim ersten Zusammenstoße mit feindlichen Kräften zusammen. Kein Reich, ja selbst kein vereinzelter Stamm Amerika's setzte den Spaniern einen so schwachen Widerstand entgegen, als Peru, obgleich dieses an Land und Leuten das mächtigste der neuen Welt war.

Die Könige bestraften jedes Verbrechen als eine Uebertretung der Vorschriften der Gottheit mit dem Tode. Sie stießen dadurch jene natürliche Stufenleiter der Vergehungen um, welche von geringen Versehen bis zu absichtlichen und böswilligen Mordthaten hinaufsteigt. Dagegen führten sie eine Rangordnung von Kasten ein, welche keine Begründung in der menschlichen Natur hat. Hoch über dem Volke erhaben stand die Familie der Inca's. Ihr gegenüber erschienen auch die höchsten Beamten des Reiches als niedrige Knechte. Eine ähnliche Kluft gähnte zwischen dem Adel und den freien, aber nicht bevorzugten Klassen des Volkes und unter diesen standen wieder tief die geborenen Leibeigenen.

Der ganze Grund und Boden zerfiel in drei Theile, wovon der eine für die Bedürfnisse der Gottheit, der Sonne, der zweite für die Inca's, der dritte für das übrige Volk bestimmt war. Alles Land wurde, auf höhere Anordnung, gemeinschaftlich bebaut. Niemand hatte daran ein Sonder-Eigenthum. Jedes Jahr fand eine neue Abtheilung statt. Die Folge dieser Anordnungen war zwar, daß Lebensmittel in hinreichender Fülle immer, selbst in Jahren der Mißernden vorhanden waren. Allein da Niemand den mächtigen Hebel des Erwerbtriebs besaß, arbeiteten die Peruaner, gleich den Bienen, zwar emsig, doch ohne höheres Streben. In Peru gab es eine Stadt Cuzco. Das ganze übrige Land enthielt nur einzelne Häuser oder kleine Dörfer. Handel und Gewerbe konnten im Schooße einer solchen Gesellschaft nicht blühen. Nur in Cuzco fanden sich einige Handwerker, im übrigen Reiche mußte jeder Bewohner sämmtliche Gewerbe, deren er bedurfte, selbst verstehen und ausüben. Die Peruaner hatten zwar Wohnungen, welche sie besser schützten, als die Hütten, in welchen die meisten übrigen Stämme Amerika's lebten, allein ihre Baukunst stand auf einer sehr niedrigen Stufe. Sie fügten mit einiger Geschicklichkeit in der Sonne getrocknete Ziegelsteine zusammen, doch sie kannten nicht den Mörtel, sie hatten keine Fenster und auch ihre gerühmtesten Bauwerke reichten nicht über eine Höhe von zwölf Fuß hinaus. Im Reiche der Inca's zogen sich zwei Straßen, die eine längs der Meeresküste, die andere höher oben über die Gebirge hinweg fünfzehn hundert Meilen von Norden nach Süden. Beide waren aber nicht viel mehr als Fußpfade, fünfzehn Fuß breit und nur für Fußgänger bestimmt. Wagen kannten die Peruaner nicht. Der Lama's bedienten sie sich nur als Lastthiere. Die Brücken über die Bergströme bestanden aus Tauen, die sie aus Weiden flochten und netzförmig mit einander verbanden.

Näher dem Meere, wo die Flüsse breiter werden, setzten die Peruaner über dieselben mit Flößen, deren Schnelligkeit sie durch ein Segel beförderten. In dem Bergbau und der Behandlung der Metalle hatten sie einige Fortschritte gemacht. Doch kannten sie den Gebrauch des Eisens so wenig, als die übrigen Eingeborenen Amerika's. Der Pflug erleichterte ihnen nicht den Feldbau. Mit hölzernen Hacken wandten sie die Erde um. Zwar besaßen sie einige kleinere Werkzeuge von Kupfer, doch auch diese waren sehr unvollkommen und nur für feinere Arbeiten bestimmt. Die haarsträubende Rohheit der Peruaner bestand neben allen diesen Fortschritten auf dem Felde bürgerlicher Ordnung fort und that sich insbesondere beim Tode ihrer Inca's oder anderer Personen von einiger Bedeutung kund. Mehr als tausend Menschen wurden, als Huana Capac, der mächtigste ihrer Könige starb, verurtheilt, ihm in das Grab zu folgen. Aehnliche, wenn auch nicht so zahlreiche Menschenopfer, kamen fast täglich in Peru vor. Der Aberglauben ist gleich verabscheuungswerth, ob er die Menschen am Altare eines Gottes oder göttlich verehrter Menschen schlachtet. Auf der niedersten Stufe der Bildung stehen die Völker, welche Menschen opfern. Die zweite beginnt erst da, wo diese blutige Sitte überwunden ist.

Wenn wir die Peruaner mit anderen Völkern der Erde vergleichen, so finden wir bei denselben mancherlei Sitten und Gewohnheiten, welche uns an die Nationen Asien's erin-

nern. Die Vertheilung des Grund-Eigenthums und die gemeinsame Bebauung des Bodens war in Peru gerade so wie in Indien*). Auch kam die Verschiedenheit der Stände dieses amerikanischen Volkes der indischen Kasten-Eintheilung sehr nahe. Vielleicht hatte ein Sturm Manco Capac und seine Schwester nach Amerika verschlagen. Doch standen die Peruaner viel zu tief unter den Indiern, als daß sich eine Abstammung von denselben annehmen ließe. Neben der äußeren Bildung, die ihnen Manco Capac aufgedrungen haben mochte, bestanden die blutigen Gewohnheiten der Amerikaner fort.

Zwischen den Karaiben Westindiens, den vereinzelten Stämmen des Festlandes Amerika's im Süden und Norden bis zu den Mexikanern und Peruanern waren zwar unendlich viele Mittelgrade der Bildung. Allein keiner reichte über den Zustand der niedrigsten Stufe sittlicher Entwickelung hinauf.

Was die Nahrungszweige der Völker betrifft, mögen wir zwischen denjenigen, welche von der Jagd und Fischfang, von Ackerbau, Gewerben und Handel leben, unterscheiden, und insofern erhoben sich mehrere Stämme und Reiche der Amerikaner auf die zweite Stufe, indem sie Ackerbau trieben. Doch außer der körperlichen Nahrung hat auch die geistige ihre Bedeutung. Die Begriffe von dem Werthe des Menschen sind in dieser Rücksicht maßgebend. Wo Menschen noch geopfert oder geschlachtet werden, steht die Gesellschaft auf der niedrigsten, wo es noch Sklaven gibt auf der zweiten Stufe. Auf der dritten steht erst der Staat freier Menschen. Was die Formen der Gesellschaft betrifft, können wir in ähnlicher Weise unterscheiden zwischen denjenigen, welche der Willkür der Herrscher keine Schranken setzen, solchen, welche auf festen Verfassungen beruhen, und endlich den freien Staaten, in deren Schooße die ganze Gesellschaft selbst nach dauernden Gesetzen ihre Verhältnisse ordnet.

Nach diesem Maßstabe standen die Völker Amerika's in zwei Beziehungen auf der niedrigsten, und nur theilweise in Betreff der Nahrungszweige auf der zweiten Stufe der Bildung, während die Völker Europa's damals durchgehends um eine oder zwei Stufen höher standen.

So niedrig auch die Bildungsstufe der eingeborenen Amerikaner, so mannigfaltig waren doch die Formen, in welchen deren Barbarei zu Tage trat. Obgleich die Sprache, die Sitten, die Gewohnheiten derselben einen gemeinsamen Grund-Charakter hatten, so wichen sie doch in Nebenpunkten sehr von einander ab.

Ein solcher Reichthum an Eigenthümlichkeiten wie Amerika ihn uns bietet, kömmt wohl im Schooße einer ganzen Menschenrace, niemals aber inmitten eines oder des andern Zweiges derselben vor. Wie Baum, Ast und Zweig, so sind auch Menschheit, Race und Nation von einander verschieden. Wie der Ast, so hat auch die Menschenrace, und wie der Zweig, so hat auch die Nation ihre bestimmten Merkmale. Die indo-kaukasische, die mongolische, die malayische oder die Neger-Race kann an Mannigfaltigkeit der Erscheinungen des Völkerlebens mit der amerikanischen wetteifern, keineswegs aber irgend eine einzelne Nation. Die Amerikaner bieten uns eine vollständige Stufenleiter, welche von den menschenfressenden, jagenden und fischenden Völkern bis zu den Ackerbau, Gewerbe und Künsten treibenden Mexikanern und Peruanern empor führt. Wo hat jemals eine Nation einen ganzen Erdtheil bevölkert? Im Laufe von Jahrtausenden ist dieses keiner einzigen gelungen. Die Chinesen konnten es nicht, ungeachtet ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit, die Deutschen nicht, obgleich sie zur Zeit der Völkerwanderug den anderen Völkern der Erde an Kraft so sehr überlegen waren; die Engländer nicht, ungeachtet ihre Kolonien in allen Erdtheilen blühen und ihre Seemacht auf allen Meeren zu Hause ist. Die europäischen Völker vermochten wohl, da und dort Reiche mit mehr oder minder ausgedehnter

*) S. oben § 97, S. 622.

Gewalt über die Landes-Eingeborenen zu gründen, nicht aber diese selbst zu ersetzen. Auch nach Amerika mögen einzelne Schiffe von Asiaten und Europäern verschlagen worden sein, und auf die Bildung der Urbewohner Amerika's eingewirkt haben. Allein daraus folgt nicht, daß die ganze Bevölkerung diesem Erdtheile von außen zugeführt wurde.

Einen bestimmenden nachhaltigen Einfluß können weder Asiaten noch Europäer auf die Bewohner Amerika's geübt haben. Sonst hätten diese mit den Errungenschaften asiatischer oder europäischer Kultur, z. B. mit dem Gebrauche des Eisens und mit der Zähmung von Thieren vertraut sein müssen. Doch sie waren es zur Zeit der Entdeckung ihres Welttheils nicht. Beweis genug, daß, wenn einige Asiaten oder Europäer auch nach Amerika gelangt sein sollten, sie ihre heimathliche Bildung dahin nicht verpflanzten.

Die Amerikaner waren in allen Beziehungen soweit hinter ihren Nachbarn zurück, und thaten so viele eigenthümliche Verkehrtheiten des Gemüthes kund, daß sich durchaus kein geistiger Zusammenhang zwischen ihnen und der Außenwelt auffinden läßt. Keine der auffallenden Lebensgewohnheiten der Amerikaner, z. B. das langsam zu Tode martern der Gefangenen schändet die Völker der alten Welt. Keine der wohlthätigen Errungenschaften derselben hatte sich in Amerika eingebürgert.

Die Annahme der Abstammung der Amerikaner von Europäern oder Asiaten erklärt daher nichts, gibt uns über keinen Zweifel Aufschluß. Sie bestätigt zwar die alte Fabel von Adam und Eva, allein führt nothwendig zu der Frage: wie kam es, daß Europäer oder Asiaten in Amerika in solcher Weise ausarteten? Diese ist weit schwerer zu beantworten, als die Frage, wie die Amerikaner in ihrem Theile der Erde entstehen konnten?

Die Amerikaner haben nichts von den Eigenthümlichkeiten Europa's oder Asien's gehabt, weder in ihrer Körperbeschaffenheit, noch in ihrer geistigen Richtung, weder in Staat, Kirche noch Gesellschaft, weder in den Gaben der Thier- noch der Pflanzenwelt, weder im Gebiete des Handels, noch der Gewerbe, noch des Ackerbau's, was irgend eine tief eingreifende Beziehung zu Europa oder Asien voraussetzte.

Daß sie nichts desto weniger manches mit anderen Völkern gemein hatten, erhellt aus ihrer gemeinschaftlichen Menschen-Natur. Alle Menschen haben eine Sprache, doch diejenige der Ureingeborenen Amerika's verhält sich zu keiner andern der Welt, wie der Zweig zum Aste, sondern wie der Ast zum Aste. Alle Völker haben gewisse Sitten, Gewohnheiten, doch diejenigen der Amerikaner waren so eigenthümlich, daß sie keineswegs als geborgt, sondern als selbstständig begründet erscheinen.

Sämmtliche Bewohner Amerika's standen zur Zeit, da die Europäer die neue Welt entdeckten, auf einer Stufe der Bildung, welche mit einer gemeinschaftlichen Abstammung durchaus vereinbarlich ist. Es waren die vielen Reiche und Stämme Amerika's unter sich nicht mehr verschieden, als die Reiche Asien's, oder die Länder Europa's, als die verschiedenen Zweige der indo-kaukasischen oder mongolischen Race.

In der äußeren Erscheinung, in dem Bau des Skelettes, in den Religions-Ansichten und Gebräuchen, in der Bilderschrift, den Ueberlieferungen, den Sitten und Gewohnheiten und in der Sprache der Amerikaner zeigt sich eine Aehnlichkeit, welche mit Sicherheit auf eine gemeinsame Abstammung derselben deutet.

Die Amerikaner, ob sie im Norden, Süden oder unter dem Aequator wohnten, hatten, mit sehr geringen Abweichungen, dieselbe röthlich-braune Hautfarbe und dasselbe glänzend schwarze, grobe, niemals sich kräuselnde Haar. Sie hatten alle schwarze stechende Augen, wenig oder keinen Bart, starke Backenknochen, breite Nase, hervorstehenden Kiefer und enge, zurückweichende Stirn. Durchschnittlich besaßen sie alle weniger Muskelkraft, als die Europäer. Ihre Abneigung gegen anstrengende Arbeit bildet einen nicht minder

bezeichnenden Charakterzug, als ihre Wildheit im Kriege und ihre Fähigkeit die furchtbarsten Qualen und Entbehrungen geduldig zu ertragen.

Alle diese Eigenthümlichkeiten lassen sich nicht von einer andern Nation ableiten, sondern nur durch die Annahme einer ursprünglichen Entstehung erklären.

Wenn eine höher gebildete Menschenklasse mit einer roheren zusammentrifft, läßt sie sich nur insofern ausrotten, als sie an Zahl bei weitem die schwächere ist. Die Spanier hatten zur Zeit da sie die großen Reiche von Mexico und Peru über den Haufen stießen, schwerlich mehr als einen Menschen gegen tausend und gingen doch siegreich aus ihrem Kampfe hervor. Sie stritten sogar nicht selten in diesem Zahlenverhältnisse und trieben die Amerikaner in die Flucht.

Es ist daher durchaus nicht anzunehmen, daß zahlreiche Massen gebildeterer Menschen jemals in Amerika lebten, widrigenfalls diese sich behauptet und die rohen Amerikaner entweder civilisirt oder verdrängt hätten. Die Alterthümer, welche sich in Amerika vorfinden, und welche von einer höher gebildeten Menschen-Classe herzurühren scheinen, können daher nur die Annahme begründen, daß kleine Schaaren, etwa einzelne Schiffsmannschaften gebildeterer Menschen sie hervorgerufen haben. Dieses ist um so wahrscheinlicher, als derartige Alterthümer doch nur sehr vereinzelt vorkommen. Ein ganzes Volk gebildeter Menschen läßt kräftigere Spuren seiner Thätigkeit zurück, als diejenigen sind, welche in Amerika aufgefunden wurden. Hätten sich die gebildeten Menschen, die nach Amerika kamen, auch nur einige Jahrzehnte daselbst behauptet, so hätten sich ihre Werkzeuge, ihre Kenntnisse, ihre Ansichten nothwendig in weit ausgedehnterem Maße verbreiten müssen, als dieses der Fall war.

Diejenigen Bauwerke, welche in neuerer Zeit entdeckt, und von manchen als besondere Merkwürdigkeiten gepriesen wurden, tragen nicht den Charakter einer höhern Kunstfertigkeit, als sie in Mexico und Peru zur Zeit der Eroberung dieser Reiche allgemein verbreitet war. Augenscheinlich sind die Ruinen von Palenque, Copan, Chichen, und Uxmal nichts anderes, als Ueberreste der von den Spaniern zerstörten Städte. Denn sie stimmen vollkommen mit den Beschreibungen überein, welche dieselben von den Städten Mexicos und Central-Americas gaben.*)

Die Ueberreste einer Zeit, welche der Gründung der Reiche von Mexico und Peru vorherging, sind viel zu unbedeutend, als daß sie feste Haltpunkte zu einem Urtheile über deren Werth zu bieten vermöchten. Ungeachtet der größten Anstrengungen neuerer Gelehrten ist es nicht gelungen, Thatsachen zu ermitteln, welche über den Ursprung der Bewohner Amerika's mehr Licht verbreiten, als vorstehende Angaben enthalten.

Die Forschung nach dem Ursprunge der Bewohner America's ist nicht gleichbedeutend mit der Frage, ob einige abentheuernde oder von den Stürmen des Meeres verschlagene Seefahrer nach Amerika kamen und sich dort niederließen. Sie beruht vielmehr auf der Frage, ob eine Anzahl von Menschen von auswärts dahin gelangte, welche stark genug war, diesem Erdtheile diejenige Bevölkerung zu geben, welche die Europäer im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert darin vorfanden? Die Insel St. Domingo zählte z. B. damals eine Million Menschen. Gleich stark waren die meisten westindischen Inseln bewohnt. Mexico, Peru, Chili waren nicht minder stark bevölkert, als die damaligen Reiche Europa's. Wäre Amerika von anderen Staaten her bevölkert worden, so hätten diese einen Ueberfluß von Menschen haben müssen, welcher mit der Bevölkerung Amerika's in einigem Verhältniß stand. Allein gerade diejenigen Länder Europa's und Asiens, welche Amerika am nächsten liegen: Sibirien, die kurilischen und Fuchs-Inseln und auf der andern Seite Lappland, Nowa Semla und Spitzbergen waren von jeher so dünn bewohnt, daß sie vielleicht Grönland und Island, vielleicht die nordwestlichen Küstenländer Ameri-

*) American History by Marcius Wilson. New-York 1847. p. 6?—87.

ka's, nimmermehr aber, selbst im Laufe der Jahrtausende, ganz Amerika bis nach Patagonien und Feuerland und bis zu den Antillen hätten bevölkern können. Gerade diejenigen Theile Amerika's, welche den Asiaten und Europäern am schwersten zugänglich waren: die westindischen Inseln, Central-Amerika, Mexico und Peru waren im fünfzehnten Jahrhundert am stärksten bevölkert, diejenigen dagegen, welche sie auf den ihnen von den biblischen Philosophen angewiesenen Wegen am leichtesten erreichen konnten: die Ost- und West-Küsten Nord-Amerika's, waren am schwächsten bevölkert.

Wer mit den Bibelgläubigen die Bevölkerung Amerika's von Adam und Eva ableiten will, muß die ganze Wissenschaft auf den Kopf stellen und erreicht am Ende doch seinen Zweck nicht. Denn die Thierwelt des neuen Erdtheils konnte doch unmöglich aus der Arche Noah dahin gekommen sein, weil sie sich überhaupt in der alten Welt nicht findet.

Die verkehrteste aller Philosophien ist diejenige, welche sich bemüht, einen Glaubenssatz als das Ergebniß wissenschaftlicher Forschung darzustellen oder wie Rotteck sich ausdrückt, als eine Lehre, „welche der Humanität und dem Rechte zur stärksten Stütze dient und fast als Postulat der Vernunft sich geltend macht."

Eine Unwahrheit ist gar keine, geschweige denn die stärkste Stütze der Humanität und des Rechts. Beide stünden auf schwachen Füßen, wenn sie zu solchen Hülfsmitteln ihre Zuflucht nehmen müßten. Die sogenannten Postulate der Vernunft waren bis zu dieser Zeit gewöhnlich nichts anderes, als die Marotten eigenwilliger Sophisten. Was sich nicht beweisen läßt, ist nicht vernunftgemäß, und was sich beweisen läßt, ist nicht Postulat, sondern das Ergebniß vernunftgemäßer Forschung.

Die Annahme der Abstammung der Amerikaner von Adam und Eva oder überhaupt von Bewohnern der alten Welt ist unhaltbar in allen ihren Beziehungen.

Wie außerordentlich langsam die Bevölkerung eines Welttheils und die Bildung von Sprachen vor sich geht, zeigt uns ein Blick in die Vergangenheit. Trotz der massenhaften Auswanderung, welche von Europa nach Amerika zog, trotz der unzählbaren Schiffsladungen voll Negern, welche drei Jahrhunderte hindurch von Afrika dahin zogen, ist Amerika jetzt nicht so stark bevölkert, als es zur Zeit seiner Entdeckung war. Der Kampf, welchen der Einwanderer mit der ihm fremden Natur zu bestehen hat, reibt mehr Kräfte auf, als derjenige, den er mit feindlichen Menschen ficht. Zehn Einwanderer wurden durch Seuchen, Mangel und Noth hingerafft, bevor einer dem Schwerte des Feindes erlag. Wäre die Bevölkerung von außen nach Amerika gebracht worden, so hätten größere Massen Jahrhunderte lang unausgesetzt dahin gebracht werden müssen, was nicht unbemerkt hätte geschehen können, oder es hätte längst vor der sogenannten Sündfluth, vor Adam und Eva geschehen sein müssen.

Ein Zeitraum von drei und einem halben Jahrhundert hat die nach Amerika verpflanzten Sprachen der Spanier, Portugiesen und Engländer fast unverändert gelassen. Wie viel Jahrtausende wären erforderlich gewesen, um die Sprachen der Mongolen, Japanesen oder Normänner in jene unzähligen Sprachen umzuwandeln, welche die Europäer in Amerika vorfanden!

Jahrtausende hindurch haben die Völker Ostasiens, insofern sie nicht durch andere Nationen bezwungen wurden, ihre Sitten und Gebräuche, ihre Religionen und Ceremonien beibehalten. Wieviel Jahrtausende wären wohl erforderlich gewesen, dieselben in diejenigen Formen zu bringen, welche die Europäer im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert unter den eingebornen Amerikanern vorfanden! Die Stämme, welche sich ihre Unabhängigkeit bewahrten, haben im Laufe von drei und einem halben Jahrhundert ihre Sitten und Gebräuche kaum merklich verändert, ungeachtet aller Einwirkungen von Seiten der Europäer. Sich selbst überlassen, hätten sie an den Ueberlieferungen ihrer Vorfahren

noch fester gehalten. Die Sitten und Gewohnheiten, Sprachen und Religionen der Urbewohner Amerika's waren von denjenigen ihrer nächsten Nachbarn so verschieden, daß die Umgestaltung der Mongolen oder Japanesen in Amerikaner, wenn sie möglich gewesen wäre, durch keinen Zeitablauf erklärt werden kann. Die Bewohner der Steppen Nordasiens oder der Sand-Ebenen Afrika's sind heutzutage noch in ihren Grundzügen gerade so, wie sie uns Herodot schildert. Im Laufe eines Zeitraums von zwei und einem halben Jahrtausend haben sie sich nur wenig verändert.

Weit langsamer als Sitten und Gewohnheiten verändert sich aber die Körperbeschaffenheit der Nationen, und insbesondere derjenigen, welche auf einer zu niedrigen Bildungsstufe stehen, um durch Gründe der Vernunft bestimmt zu werden, Gewohnheiten aufzugeben, welche die Grundlagen ihrer Körperbeschaffenheit sind. Nur in Folge veränderter Lebensweise verändern die Völker, abgesehen von Vermischung, ihre Körperbeschaffenheit.

Alle Gründe, welche die Bibelgläubigen anführen, um die Abstammung der Amerikaner von Adam und Eva darzuthun, reichen nicht einmal aus, um die Möglichkeit der Einwanderung der Urbewohner Amerika's aus Asien oder Europa zu beweisen. Für die Wirklichkeit derselben bringen sie nicht eine Thatsache bei. Die Geschichte hat es aber nur mit Thatsachen der Wirklichkeit, nicht mit erträumten Möglichkeiten zu thun.

Eine wirkliche Thatsache ist es, daß Amerika gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts eine eigenthümliche Bevölkerung hatte, welche allein auf den Inseln Westindiens viele Millionen betrug. Dieselben Gründe, welche uns bestimmen, ganz unabhängig von indischen, christlichen und anderen Fabeln eine Urbevölkerung der alten Welt anzunehmen zwingen uns dazu in Betreff Amerika's*).

Die ewigen und unveräußerlichen Rechte des Menschen lassen sich nicht aus seiner Abstammung von einem gemeinschaftlichen Paare ableiten. Sie haben ihren einzigen festen Grund in der Natur des Menschen, dem Ziele seines Strebens und dem Zwecke der Gesellschaft. Wer den Neger als Thier behandelt, verletzt dessen Recht, weil nicht die Hautfarbe und die Beschaffenheit des Haares und des Schädels, sondern der ganze Körper und die ganze diesem inwohnende Kraft das bezeichnende Merkmal des Menschen ist. Der Neger, der Amerikaner, der Malaye und der Mongole unterscheidet sich nicht mehr von dem Indo-Kaukasier, als das schettländische, das flamändische, das englische oder das russische von dem arabischen Pferde. Wir können sehr gut anerkennen, daß dieses eine bessere Race hat, als jene, deswegen sind sie doch alle Pferde. So können wir zugeben, daß der Indo-Kaukasier bessere Naturanlagen besitzt, als die übrigen Menschenracen, ohne diesen darum ihre Menschen-Natur und die darauf ruhenden Menschenrechte zu bestreiten.

## §. 103. Die spanischen Kolonien.

Wir haben die Spanier in ihrem eigenen Reiche, in den Niederlanden und in Italien kennen gelernt†). In der neuen Welt zeigten sie sich von einer neuen Seite. In Europa mußten sie auf die dort herrschenden Sitten und Gewohnheiten einige Rücksicht nehmen. Amerika setzte ihnen keine Schranken. Die ungebildeten Bewohner dieses Welttheils waren nicht im Stande, ihnen auf irgend einem Gebiete die Spitze zu bieten. Sie mußten die Leidenschaften ihrer übermächtigen Feinde ertragen, ohne daß ihr kriegerischer Muth den Spaniern Schrecken, oder die in ihrer Mitte herrschenden Ansichten diesen einige Scheu einzuflößen vermochten. Die neue Welt war der Spiegel, in welchem der

*) S. Weltgeschichte Buch I. §. 2 S. 13 ff.

†) S. oben § 46 S. 327 ff. § 57 S. 377 ff. § 71 S. 474 ff.

Charakter der Spanier unverhüllt sichtbar wurde, ihre Ausdauer und ihr Muth nicht minder, als ihre Habgier und ihre Grausamkeit. In derselben Zeit, da Karl V. und sein Sohn Philipp II. in Europa vergeblich suchten, ihre Herrschaft über ihre Nachbarn auszudehnen, gelang es einigen Abentheurern, welche von Spanien aus wenig oder keine Unterstützung erhielten, vielmehr dahin reiche Beute sandten, den größeren Theil eines ganzen Welttheils zu erobern. Schon gegen Ende des vorigen Zeitabschnittes hatte Columbus die neue Welt entdeckt und hatten die Spanier den Grund zu einer neuen Herrschaft gelegt, welche, so weit auch deren Grenzen reichten, so glänzend auch die kriegerische Tapferkeit war, die sie dabei entfalteten, doch in den Augen des unparteiischen Geschichtschreibers ihnen mehr Schande als Ehre brachte und das Mutterland mehr schwächte als stärkte.

Im Laufe eines Vierteljahrhunderts hatten die Spanier die Bevölkerung der Insel Hispaniola (St. Domingo) fast gänzlich ausgerottet. Eine Million war zu vierzehntausend zusammengeschmolzen. Dieses haarsträubende Ergebniß ihrer Grausamkeit brachte sie nicht zur Besinnung. Umsonst nahmen sich einige wenige Menschenfreunde der unglücklichen Landeseingebornen an. Las Casas konnte durch seine wohlgemeinten, aber schlecht berechneten Vorschläge bewirken, daß Neger aus Afrika nach Amerika gebracht, nicht aber, daß die unglücklichen Reste der Urbewohner der neuen Welt geschützt wurden. Alle Anordnungen, welche zuerst der Kardinal Ximenes, und später Karl V. auf die Anregung des schwärmerischen Las Casas trafen, blieben erfolglos. Als dieser (1520) suchte, eine Kolonie, welche aus fleißigen spanischen Arbeitern bestehen sollte, auf Cumana anzulegen, hatten die Spanier die Eingeborenen der Umgegend schon so sehr gegen sich erbittert, daß die junge Kolonie, die er Toledo nannte, nicht gedeihen konnte.

Während Las Casas sich vergeblich bemühte, das Schicksal der Urbewohner Amerika's zu erleichtern, setzten die Spanier ihre Entdeckungsreisen und ihre Grausamkeiten gegen die unglücklichen Indianer fort. Diego Velasquez, der Statthalter von Cuba war die Seele der Bestrebungen der Spanier in Amerika, nachdem Columbus gestorben war. Cuba wurde bald deren reichste Besitzung in der neuen Welt und der Ausgangspunkt ihrer wichtigsten Eroberungen. Am achten Februar 1517 steuerte Francisco Hernandez Cordova von St. Jago de Cuba nach dem Westen, entdeckte Yucatan, Campeachy, und entzündete durch die Berichte die er nach Hause brachte, noch mehr den Entdeckungseifer und die Habgier seiner Landsleute. Schon im folgenden Jahre (1518) segelte Juan de Grijalva von dem gleichen Hafen aus, gelangte noch weiter dem Norden und Westen zu und nannte das Land, an dessen Küste er dahin fuhr, Neu-Spanien. Die reiche Beute, welche Grijalva nach Cuba sandte, brachte die ganze Kolonie in Aufregung. Im Bunde mit vielen dort ansässigen Spaniern rüstete Velasquez ein Geschwader aus, dessen Oberbefehl er dem Ferdinand Cortez anvertraute. Kaum hatte dieser aber die Anker gelichtet (am 18. November 1518), so schöpfte der Vicekönig den Verdacht, Cortez möchte mehr für sich selbst, als für seinen Vorgesetzten arbeiten. Er ertheilte daher dem Befehlshaber der Stadt La Trinidad die Weisung, den Cortez zu verhaften und nach St. Jago zu schicken. Doch der kühne Anführer hatte Zeit gewonnen. Er besaß die Liebe seines kleinen Heeres und wußte, als er in La Trinidad landete, die Pläne des Statthalters Velasquez zu vereiteln. Sein Geschwader bestand aus eilf Schiffen, von welchen das größte hundert Tonnen hielt. Die Mannschaft zählte sechshundert und siebenzehn Köpfe. Von diesen waren nur dreizehn mit Musketen bewaffnet. Sechszehn Pferde bildeten die Reiterei, zehn kleine Kanonen und eine Falconette die Artillerie des Heeres. Mit dieser kleinen Macht verließ Cortez, am zehnten Februar (1519), die Küste der Insel Cuba und langte am zweiten April zu St. Juan de Ullua an.

Ferdinand Cortez war nicht minder schlau in allen Unterhandlungen, die er einleitete, als kühn und unverzagt im Kriege. Er knüpfte freundliche Verbindungen mit mehreren benachbarten Kaziken an, welche ihm seine weit aussehenden Eroberungspläne erleichterten. Um sich den Gehorsam des Heeres zu sichern, ließ er sich von diesem zum obersten Feldherrn erwählen. Er wollte sich zwar von Velasquez unabhängig machen, trachtete aber eifrig darnach, die Bestätigung seiner Würde von dem spanischen Könige zu erlangen und schickte deßhalb zwei seiner Officiere mit reichen Geschenken nach Spanien ab. Mit großer Umsicht erdrückte er im Keime mehrere Verschwörungen, welche die Anhänger des Statthalters Velasquez gegen ihn anzettelten und um seinen Genossen keine Wahl zwischen Sieg und Tod zu lassen, ließ er selbst die Schiffe, welche ihn und sein Heer wieder fortführen konnten, zertrümmern. Seine Verbindungen mit dem Meere sicherte er dadurch, daß er die Stadt Vera Cruz gründete, woselbst er eine Besatzung zurück ließ. Die Herrschaft des damaligen Königs von Mexiko, Montezuma ruhte, gleich derjenigen der meisten Fürsten, auf Gewalt. Die Eroberungen, die er gemacht hatte, waren neu, die Zahl der Unzufriedenen groß. Cortez wußte alle diese Umstände trefflich zu seinen Zwecken zu benützen. Mit den benachbarten Kaziken Zempoallah und Quiabislan schloß er einen förmlichen Bundesvertrag ab. Den Stamm der Tlascalaner besiegte er und verbündete sich nachher mit ihm. Montezuma, welcher bis dahin für einen tapferen und entschlossenen Krieger gegolten, gerieth in Schrecken, als er Kunde von der Landung der Spanier erhielt. Statt denselben mit Nachdruck entgegen zu treten, ließ er ihnen Zeit, sich durch Bündnisse zu verstärken; und als sie endlich selbst auf Mexiko vorrückten, wagte er es nicht, sie anzugreifen, vielmehr nahm er sie freundlich in seiner Hauptstadt auf.

Unter den Mexikanern ging eine alte Sage, daß ihre Ahnen aus einer fernen Gegend stammten, und das Land unterworfen hätten. Der große Feldherr, welcher die Kolonie geführt habe, sei in seine Heimath zurück gekehrt und habe versprochen, seine Nachkommen würden ihnen einen Besuch abstatten, die Regierung des Landes übernehmen und die Verfassung desselben verbessern. Dieser große Feldherr, auf welchen die Mexikaner ihre Eroberungen zurückführten, war ohne Zweifel für Mexiko, was Manco Capac für Peru gewesen. Der Gründer der peruanischen Monarchie kam ohne Zweifel aus dem fernen Westen, der Stifter des mexikanischen Reiches aus dem Osten. Doch beide trafen augenscheinlich in Amerika schon Bewohner an, deren Sitten und Gewohnheiten sie nicht von Grund aus zu ändern vermochten, wenn schon es ihnen gelang, einige äußere Ordnung in die wirren Zustände der Völker zu bringen, deren Vertrauen und Verehrung sie gewannen.

Diese Sage kam den Spaniern sehr zu Statten. Sie erleichterte ihnen die ersten Schritte, welche gewöhnlich die schwierigsten inmitten eines fremden und mächtigen Reiches sind.

Die Spanier waren zwar in der Stadt Mexiko, allein ob als Herrscher, oder Gefangene, konnte erst die Zukunft entscheiden. Ferdinand Cortez, welcher darauf ausging, Mexiko zu erobern, war in der Wahl seiner Mittel so wenig gewissenhaft, als alle anderen Eroberer früherer und späterer Zeiten.

Er bemächtigte sich der Person des Königs Montezuma, zwang diesen, die Oberherrlichkeit des Königs von Spanien anzuerkennen und legte dadurch den Grund zu der Herrschaft seines Volkes über das weite Reich von Mexiko, welches mehr als fünf hundert englische Meilen von Süden nach Norden in seiner Ausdehnung vom atlantischen bis zum stillen Meere reichte.

Die Truppen, welche Velasquez absandte, um Ferdinand Cortez gefangen zu nehmen, verstand dieser, theils durch Gewalt, theils durch List, für sich zu gewinnen. Während aber Cortez mit der größeren Hälfte seines Heeres den Schaaren des Statthalters Velasquez

entgegen gezogen war, hatte die Treulosigkeit und Grausamkeit des Hauptmannes Pedro de Alvarado, den er mit einer kleinen Besatzung in Mexiko zurückgelassen hatte, einen blutigen Kampf entzündet. Cortez rettete zwar durch einen schnellen Marsch die kleine Schaar, doch Montezuma wollte nicht länger die traurige Rolle spielen, welche die Spanier ihm aufgedrungen hatten. Er gab sich selbst den Tod, nachdem er die Achtung seines Volkes verloren hatte. Aus Furcht, ihren gefangenen König zu gefährden, hatten die Mexikaner gezögert, die fremden Eindringlinge mit ihrer ganzen Macht zu bekämpfen. Nach Montezuma's Tode wählten sie in der Person seines Bruders, Quetlavaca, einen kriegerischen Nachfolger. Die Spanier konnten sich nicht in Mexiko behaupten und verloren, als sie sich aus der Hauptstadt zurück zogen, die Hälfte ihrer Mannschaft. Doch sie gewannen die Schlacht bei Otumba, wurden in Tlascala von ihren Verbündeten freundlich aufgenommen, verstärkten sich durch mehrere Truppenabtheilungen, welche von Cuba und anderen Kolonien aus nach Mexiko gesandt worden waren, und nahmen daher mit neuem Muthe ihre Eroberungspläne wieder auf. Mittlerweile blieb Quetlavaca nicht unthätig. Er errichtete neue Befestigungswerke um Mexiko, versah die Stadt mit reichen Vorräthen an Lebensmitteln und bewaffnete einen Theil seiner Leute mit den Schwertern und Dolchen, die er von den abziehenden Spaniern erbeutet hatte. Er bot zahlreiche Schaaren von Kriegern auf. Unter diesen wütheten aber die Blattern, welche die Spanier nach Amerika gebracht hatten, in furchtbarer Weise. Auch der König Quetlavaca erlag der Seuche. An seiner Stelle ernannten die Mexikaner den Neffen und Schwiegersohn Montezuma's, Guatimozin zu ihrem Könige. Er war ein sehr entschlossener und tapferer Fürst. Allein den Spaniern vermochte er nicht auf die Dauer die Spitze zu bieten. Nach einem lange fortgesetzten und muthigen Widerstand nahm Cortez Mexiko und selbst der König Guatimozin fiel in seine Gewalt, als er versuchte, aus der unrettbaren Stadt zu entfliehen. Die Spanier besudelten ihren Sieg durch furchtbare Grausamkeiten, die sie an den Mexikanern verübten. Sie spannten den König und dessen Minister auf die Folter, um von ihnen das Geständniß zu erpressen, wo sie die Schätze des Reiches verborgen hätten. Als der Leidensgefährte des Königs diesem einen fragenden Blick zuwarf, ob er durch eine die Spanier befriedigende Antwort seinen Leiden ein Ziel setzen dürfe, strafte ihn Guatimozin durch die Worte: „auch mir ist nicht auf Blumen gebettet." Der Minister starb auf der Folter, der König bald darauf mit zwei anderen seiner obersten Beamten am Galgen.

Mit der Hauptstadt fiel das ganze Reich in die Gewalt der Spanier. Zwar erhoben sich die Mexikaner in wiederholten Aufständen gegen ihre Bedrücker, doch wurden sie immer mit leichter Mühe nieder geworfen. Auch gegen Velasquez behauptete sich Cortez. Da er sich aber bewußt war, nach den Begriffen des spanischen Königthums kein rechtmäßiger Statthalter zu sein, schiffte er sich (1525) nach seinem Vaterlande ein, in der Hoffnung dort eine vollkommene Aussöhnung mit der Krone zu bewirken. Karl V. nahm ihn sehr freundlich auf, verlieh ihm mehrere Titel, allein Cortez konnte nur die Stelle eines Kriegsbefehlshabers mit dem Rechte, auf neue Entdeckungen auszugehen, nicht die Würde eines Statthalters erlangen. Er hatte seine Rolle ausgespielt. Zwar kehrte er nach Mexiko zurück (1530), rüstete auch mehrere Unternehmungen aus, und entdeckte Californien. Doch hatte er, wie vor ihm Columbus, unausgesetzt mit Neidern und Feinden zu kämpfen, welche insgeheim von der spanischen Krone unterstützt wurden. Vergebens suchte er in Spanien, wohin er (1540) zurückkehrte, Schutz und Hülfe. Er hatte in den Tagen seiner Macht kein Mitgefühl mit dem Jammer des mexikanischen Volkes gehabt, er konnte selbst auf keines Anspruch machen, da seine Leiden nur in den, dem Ehrgeize geschlagenen Wunden bestanden. Er starb im Alter von zwei und sechzig Jahren (2. December 1549)

Ferdinand Cortez war nur Eroberer. Um dieselbe Zeit, da er Mexiko der spanischen Krone unterwarf, fand Ferdinand Magellan für dieselbe den so lange gesuchten westlichen Weg nach Indien. Am 10. August 1519 segelte er mit fünf Schiffen von Sevilla ab, entdeckte die nach ihm benannte Magellanstraße (1521) und nach einer Fahrt von drei Monaten und zwanzig Tagen, während welcher er kein Land sah, die Ladronen (6. März 1521) und bald darauf die Philippinen, auf deren einer er sein Leben verlor. Nach seinem Tode übernahm Juan Sebastian del Cano den Befehl. Er entdeckte die Insel Borneo, die Molukken, knüpfte einträgliche Handelsverbindungen an und kehrte (September 1522) nach einer Abwesenheit von drei Jahren und acht und zwanzig Tagen über das Kap der guten Hoffnung nach Spanien zurück. Er hatte zuerst die ganze Erdkugel umschifft! Karl V. wußte die Entdeckungen Magellan's nicht zu würdigen. Er verkaufte die Molukken an den König von Portugal. Erst Philipp II. begann die Philippinen etwas auszubeuten. Beide Könige waren zu eifrig mit Vertilgung Andersglaubender und mit ihren europäischen Eroberungsplänen beschäftigt, als daß sie sich viel um die neue Welt bekümmert hätten. Sie waren nur auf unmittelbaren Gewinn, sei es an Macht oder Schätzen bedacht, und verwendeten auf Unternehmungen, die ihnen solche nicht versprachen, wenig, oder nichts.

Mexiko war ohne ihr Zuthun entdeckt und erobert worden, und auch Peru verdankten sie einer Thätigkeit und einem Eifer, den sie weder durch Geld, noch durch andere Hülfsmittel unterstützten. Titel und Schenkungen von Ländern, die ihnen nicht gehörten, und welche kaum in der Ferne gesehen worden, waren die einzigen Aufmunterungen, welche sie den Abentheurern verliehen, die Hab' und Gut, Leib und Leben einsetzten, um neue Länder zu erobern. Die nothwendige Folge davon war, daß die kühnen Krieger, welche selbst die Kosten ihrer Ausrüstung zu bestreiten und die Gefahren ihrer Unternehmungen zu bestehen hatten, sich an königliche Befehle nicht gebunden glaubten, falls sie ihren wilden Leidenschaften Schranken zogen.

Die Siege Ferdinand's Cortez und die Entdeckungen Magellan's belebten von neuem den Eifer abentheurender Seefahrer, eroberungssüchtiger Krieger und beutelustiger Spekulanten.

Zu Panama fanden sich drei Männer zusammen, welche die früher von Balboa gehegten Pläne*) wieder aufnahmen. Sie hießen Franz Pizarro, Diego de Almagro und Hernando Luque. Die beiden ersteren waren Kriegsleute, der letztere ein Priester. Keiner von ihnen hatte irgend einigen Sinn für Wissenschaft, für Menschenglück oder auch nur für Ruhm. Habgier und Herrschsucht waren die Leidenschaften, welchen sie fröhnten, und welche sie verbanden, um mit gemeinsamen Mitteln das von Balboa gesuchte, aber nicht erreichte Goldland im Süden zu erobern. Der Statthalter Pedrarias genehmigte ihren Bund. Am 14. November 1525 segelte Pizarro mit einem Schiffe von Panama ab. Widrige Winde zwangen ihn, auf der Insel Chuchuma, gegenüber den Perlen-Inseln Zuflucht zu suchen. Dort stieß Almagro zu ihm, welcher von demselben Mißgeschicke heimgesucht worden war. Almagro kehrte nach Panama zurück, trieb weitere achtzig Männer auf, mit welchen beide Führer (1526) an der Küste von Quito zu Tacamez landeten. Da sie aber mit ihrer kleinen Schaar nicht hoffen konnten, das stark bevölkerte Land zu unterjochen, flüchteten sie sich auf die Insel Gallo. Pizarro blieb daselbst mit einem Theile der Mannschaft, mit dem andern kehrte Almagro nach Panama zurück, um Verstärkung zu holen. Dort war mittlerweile Pedro de los Rios, ein ängstlicher und beschränkter Mann, an die Stelle des Pedrarias getreten. Der neue Statthalter war mehr darauf bedacht, seine kleine Kolonie zu verstärken, als deren Kräfte auf ungewisse Entdeckungsreisen ver-

*) S. Weltgeschichte Buch VI. § 100.

wenden zu lassen. Auf den Grund einiger ungünstigen Berichte, welche ihm von der Insel Gallo zugekommen waren, rief er die dort gebliebene Mannschaft zurück, und verbot dem Pizarro, seine Unternehmung fortzusetzen. In der That verließen ihn die meisten seiner Leute. Nur dreizehn hielten bei ihm aus. Sie setzten auf die Insel Gorgona über und warteten dort unter unsäglichen Leiden auf Verstärkung. Als endlich ein Schiff aus Panama kam, sie abzuholen, überredeten sie dessen Bemannung, sich ihnen anzuschließen. Unter der Führung Pizarro's fuhr die kleine Schaar nach Südosten, entdeckte die Küste von Peru und landete bei Tumbez, drei Grad südlicher Breite (1526). Der außerordentliche Goldreichthum des Landes that sich schon durch die Zierrathen kund, welche dessen Bewohner an sich trugen. Pizarro verschaffte sich einige ihrer goldenen Geräthe und ihrer Lama's und überredete zwei Eingeborene, ihn zu begleiten. Dann kehrte er nach Panama zurück (1527), reiste nach Spanien und bewirkte dort, daß er zum Statthalter und General-Kapitän des von ihm entdeckten Landes, Luque zum Bischofe desselben ernannt wurde. Seine Herrschaft sollte von dem Statthalter von Panama unabhängig sein und sich zweihundert Meilen weit im Süden des St. Jago Flusses erstrecken. Seinen Freund Almagro hatte er, der getroffenen Abrede zuwider, gänzlich vernachlässigt. Als Pizarro zurückkam, brachen darüber Streitigkeiten aus, welche übrigens wieder ausgeglichen wurden, indem er diesem die Stelle eines Adelantado überließ und ihm versprach, ihm eine unabhängige Statthalterschaft zu verschaffen.

Nach diesen langjährigen und mühseligen Vorbereitungen schiffte sich Pizarro (im Februar 1531) zu Panama ein. Er führte auf drei Schiffen ein hundert und achtzig Mann, darunter sechs und dreißig Reiter mit sich. Almagro sollte ihm mit Verstärkungen folgen. Nach dreizehn Tagen landete er in der Bucht von St. Matthäus, einhundert Meilen nördlich von Tumbez. Zu Land rückte er nach dem Süden vor, und verfuhr aller Orten wie ein roher und grausamer Räuberhauptmann. Er überfiel die arglosen Eingeborenen, nahm ihnen ihr Gold und Silber und schlug jeden Widerstand mit Gewalt nieder. Von seiner Beute schickte er sofort einen Theil nach Panama und Nicaragua, um andere Abentheurer anzulocken. Sebastian Benalcazar und Hernando Soto führten ihm (1532) zwei kleine Abtheilungen von Spaniern zu, worauf er von Tumbez aufbrach, und an der Mündung des Flusses Piura die erste Kolonie in Peru gründete, der er den Namen St. Michael ertheilte.

Das Glück begünstigte die Spanier in außerordentlicher Weise. Hätten sie, als sie das erste Mal (1524) ausfuhren, rasch Peru erreicht, so wären sie ohne Zweifel der Uebermacht erlegen. Denn damals stand die ungetheilte Macht des Reiches unter dem gefürchteten Könige Huana Capac, dem zwölften unter den Inca's. Dieser war aber mittlerweile gestorben (1529) und hatte zwei Söhne hinterlassen, Huascar, den ältern, von einer Mutter aus dem Geschlechte der Inca's und Atahualpa, den jüngern, von einer Tochter des Königs von Quito, welchen Huana Capac besiegt hatte. Im Widerspruche mit den herrschenden Gewohnheiten hinterließ er seinem ältesten Sohne nicht das ganze Reich, sondern nur Peru, seinem jüngeren dagegen Quito. Darüber entstand ein Bruderkrieg, in welchem der allgemein für unrechtmäßig gehaltene Atahualpa seinen älteren Bruder besiegte und gefangen nahm. Dieser Bürgerkrieg verhinderte, daß die Peruaner den Spaniern, so lange diese noch schwach und mit den Verhältnissen des Reiches unbekannt waren, mit Nachdruck entgegen traten. Beide feindlichen Brüder, statt sich gegen die fremden Eindringlinge zu vereinigen, bewarben sich um deren Gunst und Hülfe. Pizarro konnte daher ungehindert bis nach Caramalca vorrücken, wo Atahualpa wohnte. Er setzte sich in einem Raume fest, welcher von einem starken Erdwall umgeben war, einen Palast des Inca und einen Sonnentempel in sich schloß. Da Pizarro wußte, daß Ferdinand Cortez sich durch

die Gefangennahme Montezuma's die Eroberung Mexiko's erleichtert hatte, dachte er nur daran, Atahualpa in seine Gewalt zu bekommen. Dieser ging nur zu leicht in die ihm gelegte Falle. Mit großem Gepränge ließ sich der König von Peru nach der von den Spaniern besetzten Festung tragen. Pizarro hatte alle seine Anstalten getroffen. Als der Inca sich annäherte, trat ihm Vincent Valverde, der Kaplan der Spanier mit Crucifix und Brevier entgegen, hielt eine lange Anrede, worin er den Fall Adam's, die Fleischwerdung, die Leiden und Wiederauferstehung Christi, die Ernennung Peter's zum Stellvertreter Gottes auf Erden und die übrigen Fabeln, mit deren Hülfe die christlichen Pfaffen die Völker knechteten, vorbrachte und mit dem Antrage schloß, Atahualpa möge den christlichen Glauben annehmen, die Oberherrschaft des Papstes anerkennen und sich dem Könige von Castilien unterwerfen. Der Inca weigerte sich natürlich, seine Religion und sein Reich ohne Weiteres aufzugeben und fragte den Priester: aus welcher Quelle er alle seine Behauptungen schöpfe? Valverde reichte ihm das Brevier und fügte hinzu: „Aus diesem Buche." Der Inca öffnete es, blätterte darin, hielt es an sein Ohr und erwiderte: „Dieses Buch ist still, es sagt mir nichts," und warf es zugleich auf den Boden. Dieses hatten die Spanier vorausgesehen und gewünscht. Der wüthende Mönch schrie: „Zu den Waffen Christen, zu den Waffen! Das Wort Gottes ist beschimpft! Rächet diese Entweihung an den gottlosen Hunden!"

Auf dieses Zeichen erschallte kriegerische Musik, die Kanonen donnerten, die Musketiere eröffneten ihr Feuer, die Reiter sprengten hervor, die ganze Kriegsmacht Pizarro's fiel über die unbewaffneten Peruaner her. Pizarro selbst riß den Inca von seinem Throne und schleppte ihn in die Gefangenschaft. Mehr als vier tausend Peruaner fielen als Opfer spanischer Mordlust, denn sie leisteten keinen andern Widerstand, als daß sie mit ihren Körpern ihren König zu decken suchten. Unermeßlich war die Beute der Spanier. Noch größere Schätze erpreßten sie unter dem Vorwande eines Lösegeldes von dem gefangenen Fürsten. Da die Peruaner ihren König noch immer als solchen anerkannten, trugen sie bereitwillig ihre Schätze herbei, um dessen Freiheit zu erkaufen. Sie gehorchten seinen Befehlen und setzten den Spaniern nirgends Widerstand entgegen. Beide Brüder wurden durch die Leiden der Gefangenschaft nicht zur Besinnung gebracht. Huascar hoffte, durch Versprechungen, die er aus seinem Kerker den Spaniern machen ließ, Freiheit und Thron wieder zu gewinnen. Atahualpa ordnete aus seinem Gefängniß die Ermordung seines Bruders an, (1533) doch überlebte er ihn nicht lange. Pizarro ließ ihm den Prozeß machen und ihn kurz darauf hinrichten.

Das Volk der Peruaner, welches nur zu gehorchen, nicht selbstständig zu kämpfen verstand, fügte sich unter das Joch der Spanier, wie früher unter dasjenige seiner Inca's und bewies dadurch wieder, wie schwach eine Nation ist, deren ganze Stärke in ihrem Herrscher, deren ganzes Streben in ihrer Unterwürfigkeit ruht. Mittlerweile war Almagro mit neuen Banden in Peru eingetroffen. Pizarro rückte auf Cuzco vor. Aus Panama, Guatimala und Nicaragua strömten ihm neue Schaaren beutegieriger Landsleute zu. Benalcazar eroberte Quito. Pedro de Alvarado, welcher unter Cortez gedient und zum Lohne dafür die Statthalterschaft von Guatimala erhalten hatte, zog über die Andes gegen dasselbe Reich. Mit Mühe fand ihn Almagro durch hunderttausend Pesos ab.*) Um dem drohenden Ausbruche von Streitigkeiten vorzubeugen, suchte Almagro Chili zu erobern. Nach allen Richtungen zerstreuten sich in übertriebenem Sicherheitsgefühle die Spanier. Der Unwille der Peruaner über die Habgier und Herrschsucht der Fremden steigerte sich von Tag zu Tage und brach endlich (1535) in vollen Flammen aus. Der Sohn Atahualpa's

*) Ein Pesos ist etwa neun Gulden rheinisch, vier Dollars amerikanisch oder drei Viertheile eines englischen Pfundes.

war gestorben. Nach seinem Tode betrachtete das Volk von Quito und Peru Manco Capac, einen Bruder Huascar's als rechtmäßigen Inca.

Er stellte sich an die Spitze der Bewegung, belagerte die Spanier in Cuzco (1536), überfiel da und dort einzelne Abtheilungen derselben und rieb sie auf. Im entscheidenden Augenblicke kehrte Almagro aus Chili zurück. Franz Pizarro schlug die Peruaner, welche ihn in Lima umzingelten. Der vereinten Macht beider Führer vermochten diese nicht zu widerstehen. Bald schon brach aber der lange unterdrückte gegenseitige Groll Pizarro's und Almagro's aus. Beide rückten gegen einander. Almagro wurde geschlagen, gefangen und bald darauf von seinem grausamen Gegner hingerichtet (1538).

Doch die Härte, mit welcher er die Anhänger Almagro's behandelte, reizte diese auf's äußerste. Sie verschworen sich und ermordeten ihn (1541). Der jüngere Almagro wurde allgemein als Statthalter von Peru anerkannt. Als aber Vaca de Castro mit ausgedehnten Vollmachten aus Spanien ankam, erklärte sich dieser gegen Almagro, schlug ihn in offener Feldschlacht (1542), ließ ihn nebst vierzig seiner Anhänger hinrichten und übernahm selbst die Statthalterschaft.

Die großen Schätze welche Pizarro nach Spanien schickte, richteten endlich die Aufmerksamkeit Karls V. auf Peru, dieses Land des Goldes und Silbers. Die furchtbaren Verwüstungen, welche die Spanier über Domingo gebracht hatten, überzeugten ihn, daß das Festland Amerika's der Habgier und Grausamkeit der Freibeuter nicht schutzlos Preis gegeben werden dürfe, falls er hoffen wolle, aus diesen weiten Landstrichen nachhaltigen Vortheil zu ziehen. Es ist eben so verkehrt anzunehmen, daß blinde Verfolgungswuth, als daß reine Menschenliebe das spanische Kabinet in seinen Beziehungen zu der neuen Welt geleitet habe. Wir kennen den Enkel Ferdinand's und Isabellen's aus der Geschichte der europäischen Staaten zu genau, als daß wir ihm Beweggründe der einen oder der andern Art beimessen könnten. Er war ein berechnender, kein blind wüthender Tyrann und im Geiste eines solchen Herrschers erließ er Verordnungen, welche, ohne Rücksicht auf Menschlichkeit geeignet waren, ihm den Besitz der neuen Welt und möglichst große Vortheile zu sichern. Auf St. Domingo war zur Zeit der Eroberung Peru's die eingeborne Bevölkerung fast gänzlich ausgerottet worden. Es galt, auf dem Festlande Amerika's der Vertilgung der Eingeborenen, welche weit um sich gegriffen hatte, ein Ziel zu setzen. Schon hatten die Spanier auch dort das verruchte System der Ripartimiento's eingeführt. Hundert-Tausende von Eingeborenen waren als Opfer spanischer Grausamkeit und Habgier gefallen. Die Zahl derjenigen, welche in den Schlachten ihr Leben verloren hatten, war gering im Verhältniß zu jenen Unglücklichen, welche unter der Last der ihnen auferlegten Entbehrungen und Arbeiten zusammen gesunken waren. Jedem Kriegszuge der Spanier folgten viele tausend Peruaner als Lastträger nach. Auf sie nahmen die übermüthigen Sieger keine Rücksicht. Wenn das Ziel der Eroberung einer entfernten Provinz nur erreicht wurde, kümmerten sich die Spanier wenig darum, ob die sie begleitenden Eingeborenen zu Tausenden hinweg starben. In den Minen und auf den Feldern, welche die unglücklichen Opfer spanischer Habgier bebauen mußten, siechten diese, wie auf St. Domingo, elend dahin. Zu allen Zeiten hatten sich die zum Schutze der Sklaven erlassenen Gesetze unwirksam erwiesen. Die Frage war: sollten die Indianer als freie Menschen anerkannt, oder aber für Sclaven erklärt werden? Nach reiflicher Erwägung, bei welcher auch Las Casas zu Rathe gezogen worden war, erließ Karl V. ausführliche Gesetze, durch welche er den Grundsatz der persönlichen Freiheit der Indianer feststellte, und die Behörden des spanischen Amerika's ermächtigte, die Ländereien, in deren Besitz sich die Freibeuter gewaltsam gesetzt hatten, zu beschränken (1542)

Mit diesen neuen Gesetzen schickte Kaiser Karl V. Blasco Nugnez Vela als Statt-

halter, mit dem Titel eines Vicekönigs, nach Peru. Wäre es dem Kaiser mit der Erleichterung des Schicksals der Amerikaner Ernst gewesen, so hätte er seinem Diener die Mittel nicht vorenthalten, welche erforderlich waren, seinen Anordnungen Nachdruck zu verleihen. Doch Karl V. war wohl bereit, die Schätze die ihm aus der neuen Welt zugingen, in Empfang zu nehmen, keineswegs aber, dem Vollstrecker seines Willens ein Heer zur Verfügung zu stellen.

Was nicht ausbleiben konnte, traf ein. Sobald Blasco Nugnez Vela in Peru die neuen Gesetze Karl's V. bekannt machte (1543), brach eine allgemeine Empörung der Spanier wider ihn aus. Gonzalo Pizarro, der Bruder des Eroberers von Peru, stellte sich an die Spitze des Aufstandes, schlug den Vicekönig, im Anfange des Jahres 1546, und nahm ihn gefangen.

Ganz Peru erkannte den Sieger als Herrscher an. Doch machte dieser übermüthige Tyrann von seiner angemaßten Gewalt einen so ausgelassenen Gebrauch, daß es dem Nachfolger Blasco's, dem eben so klugen, als uneigennützigen und entschlossenen Pedro de la Gasca bald schon gelang (1548), ihn zu schlagen, nachdem dieser von den meisten seiner Anhänger im Stiche gelassen worden war. Gonzalo Pizarro büßte sein Verbrechen mit dem Tode. Einige wenige seiner Helfershelfer hatten ein gleiches Schicksal. Die meisten der ursprünglichen Eroberer Peru's hatten in den zahlreichen bürgerlichen Kriegen ihr Leben verloren.

Pedro de la Gasca führte die Ruhe, zwar nicht diejenige der Freiheit, wohl aber jene, welche die Folge eines kräftigen Despotismus ist, in Peru ein. Jahrhunderte vergingen, bevor an deren Stelle der Kampf um die Freiheit trat.

Mexico und Peru genügten noch lange nicht der Eroberungslust der Spanier. Im Westen und Norden des ersteren Reiches breiteten sie sich noch über die Provinzen von Cinaloa und Sonora längst dem Meerbusen von Californien und über die Königreiche Neu-Navarra und Neu-Mexiko aus. Die unermeßlichen Landstrecken, welche zwischen Mexiko und Peru in der Mitte liegen, fielen alle rasch hintereinander in spanische Gewalt. Von Peru aus wurden die Provinzen Chili, Tucuman und Rio de la Plata unterworfen.

Unter den zahlreichen spanischen Abenteurern, welche auf Entdeckungen auszogen, nenne ich hier noch Ferdinand de Soto, welcher, nachdem er unter Pizarro in Peru gedient, (1539) in Florida landete, von da nördlich über das Alleghany-Gebirge nach Mobile vorrückte und nachdem er zu Pensacola Verstärkung an sich gezogen hatte, den Missisippi zwischen dem 34. Breitengrade entdeckte (1541). Er setzte über denselben und drang weiter nach dem Westen vor. Da er aber die Goldlager, die er suchte, nicht fand, und in den Kämpfen mit den Indianern auch manche Verluste litt, kehrte er gebrochenen Herzens um und starb (1542). Der Ueberrest seiner ansehnlichen Schaar trat dann eilig die Rückkehr an, und gelangte nach einer spanischen Niederlassung in der Nähe des jetzigen Tampico.

Die Entdeckungen de Soto's waren sehr wichtig. Allein er wußte sie nicht zu schätzen; denn nur Metalle hatten für ihn Werth. Die spanische Regierung bemächtigte sich später auch der von de Soto entdeckten Länder.

Im ununterbrochenen Zusammenhang dehnten sich ihre Besitzungen vom achtundvierzigsten Grade nördlicher Breite bis zum Cap Horn aus. Ein unermeßliches Reich! Wie glücklich hätte es unter den Fittigen, wenn nicht der Freiheit, so doch einer milden, umsichtigen und thätigen Regierung werden können! Doch die spanischen Könige waren die fluchwürdigsten Despoten jener Zeit. Dasselbe Joch, unter welchem ihre europäischen Länder schmachteten, legten sie auch ihren Provinzen in der neuen Welt auf. Derselbe

finstere Geist herrschte hier und dort. Nur die Formen, in welchen der Despotismus auf der neuen Welt lastete, waren verschieden.

Die unmittelbare Folge der spanischen Herrschaft war auf dem Festlande Amerika's, wie auf den Inseln, eine an Vertilgung grenzende Abnahme der eingeborenen Bevölkerung. In den Reichen Mexiko und Peru und in den von den Spaniern mehr dem Namen nach, als wirklich in Besitz genommenen Provinzen erhielten sich wohl einige ansehnliche Reste derselben, allein nicht in Folge der zu ihrem Schutze erlassenen Gesetze, sondern weil die Zahl der eingewanderten Spanier nicht groß genug war, jene unermeßlichen Landstrecken eben so vollständig zu unterjochen, wie die Inseln.

Es ist sehr verkehrt, eine Regierung nach den Gesetzen zu beurtheilen, die sie erläßt, aber nicht in Vollziehung bringt. Die spanischen Könige wurden von denselben Beweggründen getrieben, wie die Freibeuter, welche in ihrem Namen die neue Welt entdeckten. Allein in Amerika, wie in Europa fehlte es den spanischen Despoten nicht an Aushängeschilden, wodurch sie ihre eigentlichen Absichten zu verdecken suchten. Alle verderblichen Einrichtungen, welche sie begründeten, zum Zwecke ihre Herrschaft zu befestigen und möglichsten Nutzen aus ihren Kolonien zu ziehen, hatten Bestand. Sie dauerten mit sehr geringen Veränderungen zwei und ein halbes Jahrhundert hindurch. Die Gesetze dagegen, welche sie zum Schutze der Eingeborenen erließen, traten fast nirgends in's wirkliche Leben ein. Wenn es galt, auf Kosten der unglücklichen Indianer, wenn auch zu deren Verderben, Geld oder Arbeit zu erpressen, wirkten König, Statthalter, Unterbeamte und Ansiedler in schönster Eintracht zusammen. Gegen die von den Königen zum Schutze der Indianer erlassenen Gesetze verbanden sich die drei letzteren gewöhnlich. Die in Amerika wohnenden Spanier betrachteten dieselben als Eingriffe in ihre Rechte. Denn auch sie hatten sich in den Besitz der neuen Welt durch Gewalt gesetzt. Diese war ihr einziger Rechtstitel. Die Könige gaben, so weit ihre Ansprüche in Frage standen, das Beispiel der Habgier und Herrschsucht. Wie wäre es möglich gewesen, von deren Untergebenen Uneigennützigkeit und Milde zu erwarten?

In Uebereinstimmung mit der übel berüchtigten Bulle Alexander's VI.*) gingen die spanischen Könige von dem Grundsatze aus, daß sie nicht blos königliche, sondern volle Eigenthums-Rechte über alle von ihren Unterthanen neu entdeckten Länder hätten. Sie betrachteten daher sich als die einzige Quelle, aus welcher irgend jemand Eigenthum an Grund und Boden ableiten könne. Ohne die Gefahren der ersten Ansiedler bestanden, ohne selbst zu den Kosten ihrer Ausrüstung beigetragen zu haben, machten sie Ansprüche, in Verhältniß zu welchen diejenigen der Pizarro's, Almagro's und Genossen noch sehr gering waren. Sie verlangten außerdem den fünften Theil aller edeln Metalle, welche gefunden wurden und den Zehnten von allen Erzeugnissen des Bodens. Sie schlugen den Handel der Kolonien in Ketten und Banden, erhoben von diesem drückende Abgaben und ein Kopfgeld von den Indianern.

Im Angesichte dieser Thatsachen ist es sehr thöricht, die spanische Regierung von dem Vorwurfe, sie sei die eigentliche Ursache des über die neue Welt gebrachten Elendes gewesen, freisprechen zu wollen. Die Habgier und die Herrschsucht der Ansiedler hätte sie nur dadurch zügeln können, daß sie das Beispiel der Uneigennützigkeit und Milde gab. Wie wirksam ein solches war, bewies Gasca, welcher ohne Heer ganz Peru dem Könige wieder unterwarf, blos weil er für sich selbst keine Ansprüche erhob, weil er der ganzen Provinz Achtung abdrang.

Die Verfassung und Verwaltung der spanischen Kolonien beruhte auf den nichtswürdigsten Gesichtspunkten. Zweck der Regierung war nicht, denselben Wohlstand, Bildung

*) S. Weltgeschichte Buch VI. § 92.

und Freiheit, wenn auch nur in einem mit der Monarchie vereinbarlichen Maße zu verbreiten, sondern sie in allen Beziehungen von dem Mutterlande in unbedingter Abhängigkeit zu erhalten, den finstersten Aberglauben als göttliches Gesetz zu verkünden, und einen Druck auszuüben, welcher auch nicht die entfernteste Regung der Freiheit aufkommen ließ.

Sämmtliche spanische Kolonien in Amerika wurden in zwei Statthalterschaften getheilt. Diejenigen Nord-Amerika's umfaßten unter dem Namen Neu-Spanien die Provinzen Mexiko, Neu-Mexiko, Kalifornien, Sonora, Yucatan, Honduras, Guatimala u. s. w., diejenigen Süd-Amerika's unter dem Namen Peru die Provinzen Quito, Peru, Chili, La Plata, Tucuman u. s. w. Erst im achtzehnten Jahrhundert wurde noch eine dritte Statthalterschaft aus den nördlichen Provinzen Südamerika's gebildet, welche ihren Sitz zu Santa Fe di Bogota erhielt.

Die Statthalter hatten die oberste Gewalt in bürgerlichen, strafrechtlichen und militärischen Dingen. Bei der Unwegsamkeit dieser Länder, den weiten Entfernungen zwischen den Sitzen der Vicekönige und den meisten Provinzen, den großen Kosten der Prozesse und der Bestechlichkeit der meisten Beamten waren die armen Leute der Willkür ihrer kleinen Tyrannen schutzlos Preis gegeben. Unter den Vicekönigen standen zwar verschiedene andere Beamte und namentlich mehrere Gerichtshöfe, wie sie selbst unter dem Rathe von Indien. Doch das Haupt der Verwaltung jeder Provinz war der Vicekönig, ohne dessen Genehmigung keine Verbesserungen getroffen und keine Mißstände abgeschafft werden konnten. Es läßt sich denken, wie schleppend bei einer solchen Verfassung die Verwaltung der spanischen Kolonien gewesen sein mag, und wie sich anerkannte Uebel von einem Jahrhundert zum andern fort erbten.

Der Rath von Indien, welchen schon König Ferdinand (1511) errichtet und dem Karl V. später (1524) eine erweiterte Ausdehnung gab, hatte die höchste Gewalt in kirchlichen, bürgerlichen, militärischen und commerziellen Angelegenheiten. Von ihm gingen alle allgemeinen Gesetze und die Anstellung der obersten Beamten der Kolonien aus. An ihn hatten die Statthalter ihre Berichte zu schicken. Er beaufsichtigte deren Verwaltung und entschied alle Klagen und Beschwerden, welche gegen die obersten Beamten einliefen.

Neben dem Rathe von Indien bestand die Handelskammer, welche seit dem Jahre 1501 ihren Sitz zu Sevilla hatte. Unter ihrer Leitung stand der ganze Handel mit den spanischen Kolonien. Sie ordnete an, welche Waaren von Spanien in die Kolonien und von diesen in das Mutterland gebracht werden durften. Auf ihren Befehl reisten die Flotten nach dem Westen ab und traten sie ihre Rückfahrt an, nahmen sie Fracht ein und luden sie aus. Eine solche Behörde mußte nothwendig alle Bewegungen des Handels lähmen. Wie die spanischen Könige das ganze Grundeigenthum ihrer Kolonien sich zuschrieben, so wollten sie auch den gesammten Handel mit den Kolonien ausschließlich beherrschen. Sie verboten daher unter den strengsten Strafen allen Verkehr mit fremden Völkern. Von dem Mutterlande mußten die Kolonien die Waaren kaufen, die sie selbst nicht hervorbrachten, und um Spanien möglichst zu begünstigen, wurde den Kolonien verboten, Wein, Oliven und andere Nahrungsmittel zu bauen, wofür sich Boden und Klima vortrefflich eigneten. Die Folgen der Unfreiheit blieben im Gebiete des Handels eben so wenig, als auf allen übrigen Feldern des gesellschaftlichen Strebens aus. Die Kolonien, welche nicht pflanzen durften, was ihnen am meisten Vortheil brachte, konnten, trotz ihrer unerschöpflichen Gold- und Silber-Minen keinen höhern Aufschwung nehmen, und Spanien, dessen Bevölkerung durch nie endende Kriege, die Vertreibung der Morisken, die Gräuel der Inquisition und beständige Auswanderung stets abnahm, mußte zu fremden Waaren seine Zuflucht nehmen, welche es als spanische nach den Kolonien sandte. Der ganze Vortheil des Kolonial-Handels floß daher nicht den Spaniern, sondern

den Engländern, Niederländern, Franzosen und Deutschen zu, welche ihnen die erforderlichen Waaren lieferten und dafür das Silber und Gold der Kolonien in Empfang nahmen.

Da kein Schiff von Spanien nach Amerika absegelte, ohne Erlaubniß der Handelskammer von Sevilla, kein Schiff, das aus Amerika kam, seine Waaren landete ohne Genehmigung derselben Behörde, konnte nur von Sevilla aus mit Amerika Handel getrieben werden. Dieser gestaltete sich bald so, daß jedes Jahr zwei Schiffsabtheilungen nach Amerika fuhren. Die eine, welche den Namen der Galleonen führte, landete zu Carthagena und Portobello, die andere, Flotte genannt, zu Vera-Cruz. Sobald sie ihre Geschäfte gemacht hatten, vereinigten sie sich zu Havana und kehrten von da nach Spanien zurück.

Die Folge dieser Art und Weise des Handelsverkehrs war, daß sowohl in Spanien, als in Amerika einige wenige reiche Leute sich desselben bemächtigten, willkürlich die Preise ihrer Waaren feststellten und diese oft zu so hohen Preisen hinaufschraubten, daß der Schleichhandel sehr einträglich und folgeweise sehr stark betrieben wurde. Die Kaufleute litten trotz den ihnen ertheilten Vorrechten oft sehr empfindliche Verluste. In Kriegszeiten wurden diese noch größer, indem die kühnen Niederländer und Engländer nicht selten die spanischen Handelsflotten angriffen und reiche Beute machten. Es mußten daher gewöhnlich Kriegsschiffe die Handelsflotten begleiten, und diese verschlangen einen großen Theil des ohnedieß nicht sehr bedeutenden Gewinns, welcher der Regierung aus dem Handel mit der neuen Welt erwuchs.

In ähnlicher Weise wurde auch der Handel zwischen den Philippinen und den spanischen Kolonien Amerika's betrieben. Mit großen Opfern hatte Philipp II. im Jahre 1564 auf jenen fruchtbaren Inseln eine Kolonie gegründet. Nachdem dieselbe eine gewisse Blüthe erreicht hatte, ging jedes Jahr ein Schiff zuerst von Callao dann von Acapulco nach Manilla auf der Insel Luçon ab, welches Silber bis zum Werthe von einer halben Million Pesos dahin verbringen und dafür Gewürze, chinesische und japanesische Waaren, Baumwollen- und Seidenzeuge und andere asiatische Erzeugnisse eintauschte. Anfangs durften die peruanischen Kaufleute an diesem Handel Theil nehmen, auch noch als das Schiff von Acapulco abfuhr. Später wurden sie unter den strengsten Strafen davon ausgeschlossen.

Der Handel zwischen den verschiedenen Kolonien war theils gänzlich verboten, theils durch gesetzliche Hemmnisse so sehr bedrückt, daß er niemals aufkommen konnte. Die Schifffahrt der Kolonien wurde dadurch im Keime vernichtet, daß aller Handel nur auf spanischen Fahrzeugen erlaubt war. Ohne besondere Genehmigung, welche schwer zu erlangen war, durfte kein Ausländer den Boden der spanischen Kolonien betreten. Kein fremdes Schiff wurde in deren Häfen aufgenommen. Nur die Kaiser von China und Japan haben es jemals gewagt, den Handel ihrer Völker in so drückende Fesseln zu schlagen. Doch das innere Handelsgebiet dieser Reiche ist so groß, daß sich dafür einige Entschuldigung finden läßt. Die spanischen Kolonien waren aber so dünn bevölkert, daß sie nur durch die Freiheit des Handels sich hätten heben können. Die Folge aller dieser verderblichen Einrichtungen war, daß, ungeachtet Jahr ein Jahr aus viele Tausende von Spaniern nach der neuen Welt wanderten, die spanische Bevölkerung in den Kolonien außerordentlich langsam zunahm. Auf einen, welcher sich große Schätze erwarb, gingen gewöhnlich zehn, die in Jammer und Elend umkamen. Sechszig Jahre nach der Entdeckung Amerika's betrug die Zahl der dort angesiedelten Spanier nicht mehr als fünfzehn tausend. Dieselben Hemmnisse, welche die spanische Regierung dem Handel, bereitete sie auch dem Erwerbe des Grundeigenthums.

In der ersten Zeit der Eroberung rissen die spanischen Freibeuter unermeßliche Land-

striche an sich, welche sie aber nur auf Lebenszeit inne hatten. Manchen gelang es später, ihre Besitzungen in Majorate zu verwandeln. Da diese nicht verkäuflich waren, kamen sie nicht in fleißige Hände. Selbst arbeiteten die Spanier nicht. Bald schon fehlte es an Ackerbauern, da die Indianer unter dem spanischen Joche schnell fast gänzlich verschwanden. Ein träger Eigenthümer ließ Hunderte und Tausende von Morgen Landes unbebaut, welche vertheilt in mehrere Höfe vielen Familien einen reichlichen Unterhalt gewährt hätten. Wer keinen Sinn für Ackerbau besaß, aber vielleicht andere Geschäfte mit Erfolg betrieben hätte, konnte sein Land nicht verkaufen und mit dessen Erlöse andere Unternehmungen begründen.

Die Zehntlast, welche auf dem gesammten Lande ruhte, schreckte viele schon ab, es zu bestellen. Namentlich litt darunter der Bau des Zuckerrohres, des Indigo, der Cochenille und anderer Erzeugnisse, welche künstliche und mühevolle Arbeit erfordern. Die Habgier der Pfaffen, welche große Länderstrecken an sich rissen und deren Bau durch die Indianer betrieben, erschwerte den kleineren Grundbesitzern, welche nicht gleiche Vortheile genossen, die Concurrenz mit den reichen Kirchen. Die vielen Feiertage nährten die Trägheit der Katholiken, welche in dem heißen Klima schon zu viele Aufforderung zum Müßiggange fanden.

Die Zwietracht der Peruaner und Mexikaner, welche die Spanier ausbeuteten, hatte diesen ihre Eroberungen erleichtert. Die Zwietracht unter den verschiedenen Klassen der Bevölkerung, welche die spanischen Könige unterhielten, war der mächtigste Hebel, mit welchem sie die Kolonien in dauernder Unterwürfigkeit erhielten. Die Einwohner derselben zerfielen in: 1) Spanier, welche in Europa geboren waren (Chapetones), 2) Kreolen (in Amerika geborene Spanier), 3) Mulatten (die Nachkommen von Europäern und Negern) und Mestizzen (die Nachkommen von Europäern und Indianern), 4) in Neger und endlich 5) in Indianer. Nur die Chapetones, und zwar diejenigen derselben, welche beweisen konnten, daß ihre Voreltern alle christlichen Ursprungs und daß weder sie, noch diese von der Inquisition bestraft worden waren, erhielten Aemter von einiger Bedeutung in den Kolonien. Ihre in Amerika geborenen Kinder galten schon als ein untergeordnetes Geschlecht, welchem die Könige von Spanien kein Vertrauen schenkten. Es bildete sich dadurch nothwendig ein Zwiespalt zwischen den Kreolen und den Chapetones, welcher die gesellschaftlichen Beziehungen störte und alles freundliche Zusammenwirken dieser beiden Klassen von Einwohnern auf Jahrhunderte hinaus unmöglich machte. Unter den Kreolen befanden sich Nachkommen der angesehensten Familien Spanien's, Leute von unermeßlichen Reichthümern, deren Lebensglück durch die Zurücksetzung, unter welcher sie seufzten, gestört und oft gänzlich vernichtet wurde. Die Kreolen, welche sich selbst zu vornehm dünkten, zu arbeiten, der spanischen Regierung aber nicht gut genug schienen, Vertrauensämter zu begleiten, lebten größtentheils in Müßiggang und Unzufriedenheit, voll von Hasse gegen die Chapetones und von Verachtung für die unter ihnen stehenden farbigen Geschlechter.

Die spanische Regierung begünstigte anfangs sehr die Vermischung der Weißen und Farbigen. Als diese aber in ausgedehntem Maße stattgefunden hatte, beförderte sie den Zwiespalt zwischen den Mischlingen und den übrigen Klassen der Bevölkerung, indem sie dieselben einen Grad tiefer, als die Kreolen stellte. Die Mulatten und Mestizzen verbanden gewöhnlich die frische Kraft ihrer farbigen Ahnen mit der höheren Intelligenz der Europäer. Aus ihrer Mitte stammten die tüchtigsten Gewerbsleute der spanischen Kolonien. Sie zerfielen aber selbst wieder in viele Unterabtheilungen, je nachdem sie mehr oder weniger Blut von Farbigen oder Weißen in ihren Adern hatten.

Die Neger, die Sklaven der Weißen, blickten, weil ihre Arbeit geschätzter war, als diejenige der Indianer, auf diese mit Verachtung herab. So kam es, daß, trotz der von

oberflächlichen Beobachtern wegen ihrer Milde gepriesenen Gesetze die Indianer sogar noch unter die schwarzen Sklaven herabgedrückt wurden. Zwar sollten die Eingeborenen Amerika's nach den Verordnungen Karl's V. frei sein. Allein sie mußten ein Kopfgeld zahlen und Frohndienste leisten, für welche sie zwar bezahlt werden und welche nicht ihre Arbeitskraft übersteigen sollten. Allein wenn die Gesetze in das wirkliche Leben eingedrungen wären, konnten die Indianer nicht tiefer, als die schwarzen Sklaven gesunken sein. Diese Thatsache, welche unbestritten ist, genügt für sich allein, darzuthun, daß die Eingeborenen unter dem spanischen Joche zu den unglücklichsten Menschen wurden, die es in Amerika gab.

Die schrankenlose weltliche Macht, welche die spanischen Könige in den Kolonien an sich rissen, genügte ihnen noch nicht. Sie ließen sich von den Päpsten die ganze kirchliche Gewalt abtreten, so daß die geringe Erleichterung, welche den Völkern bisweilen aus dem Zwiespalte zwischen diesen Gewalten erwuchs, den spanischen Kolonien niemals zu Theil werden konnte. Es zeigte sich daher hier deutlich, daß beide nichts anderes beabsichtigen, als mit Hülfe der ihnen zu Gebote stehenden Mittel die Nationen zu knechten und auszusaugen. Um dieses ungestraft thun zu können, müssen sie die Völker in dem finstersten Aberglauben erhalten. Dieses ist ihnen denn auch gründlich gelungen. Nachdem die Kolonien das spanische Joch zertrümmert, hatte der römische Unsinn so feste Wurzeln geschlagen, daß wahre Freiheit sogar unter der republikanischen Form zur Unmöglichkeit geworden ist. Die unter dem Schutze der spanischen Könige errichteten Klöster bestehen fort, nachdem die Kolonien ihre Unabhängigkeit erobert haben. Nur die eine der beiden Ketten wurde zerbrochen, in welche die spanischen Könige die neue Welt schlugen. Die andere besteht noch fort, und verhindert jeden großartigen Aufschwung der ehemaligen spanischen Kolonien.

## § 104. Die englischen Kolonien.

Die Kolonien sind die Spiegel, welche uns die Bilder der Mutterstaaten zwar nicht unverändert, doch, vermischt mit den Zuständen der neuen Länder, sehr treu zurückwerfen. Sie sind die Prüfsteine, an welchen sich der innere Werth der Heimath sehr genau erkennen läßt. Spanien verhielt sich im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert zu England gerade so, wie seine Kolonien zu den englischen. Die Geschichte der Kolonien hat daher nicht nur insofern eine hohe Bedeutung, als sie uns den Entwickelungsgang dieser neuen Gemeinwesen darstellt, sondern auch insofern sie uns die Mutterländer in einem neuen Lichte vorführt.

Besonders anziehend ist der Gegensatz der spanischen und der englischen Kolonien, weil das Mutterland jener die große Seemacht des ersten Abschnittes der Geschichte der Neuzeit, das Mutterland dieses die Beherrscherin der Meere in der späteren Zeit war. Wir wissen, was im Laufe der Jahrhunderte aus den spanischen und aus den englischen Kolonien Amerika's geworden ist. Je großartigere Hoffnungen die Menschheit auf dieselben setzt, um so lehrreicher ist die Geschichte ihrer ersten Gründung.

Die spanischen Kolonien entwickelten sich unter dem Einflusse der katholischen Religion und einer durchaus despotischen Regierung, die englischen unter den Fittigen des Protestantismus und freierer Verwaltungsformen. Die einen und die anderen trennten sich nach einem blutigen Freiheitskampfe von dem Mutterlande. Doch wie hoch stehen die Vereinigten Staaten Nord Amerika's über den Republiken, welche aus den spanischen Kolonien hervorgingen? Eben so hoch, als England im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert über Spanien stand und noch jetzt steht!

Rasch, wie eine Lawine bildete sich der Riesenbau der spanischen Kolonien. Langsam, aber mit unaufhaltsamer Kraft entwickelten sich die englischen Pflanzungen, gleich einem mächtigen Baume, unter dessen Aesten die Menschen vor den sengenden Strahlen der Sonne Schutz und Kühle finden.

Nach Columbus waren die beiden Cabot, Vater und Sohn die ersten, welche großartige Entdeckungen im Westen machten und ermittelten, daß zwischen Europa und Asien ein ganzer Welttheil in der Mitte liege*). Heinrich VII., auf dessen Kosten die beiden Cabot's ihre Reise nach dem Westen gemacht hatten, und sein Sohn, Heinrich VIII., thaten später nichts mehr zur Förderung von Schifffahrt und Handel und bewiesen dadurch deutlich, wie wenig sie den Geist ihrer Zeit verstanden, welcher mächtig dahin strebte, den Kreis menschlichen Wissens und des Völkerverkehrs zu erweitern.

Einige Kaufleute von Bristol rüsteten (1516) zwei Schiffe aus, welche sie unter dem Befehle Sebastian Cabot's nach dem Westen sandten. Doch war der Zweck dieser Unternehmung nicht auf Entdeckungen, sondern nur auf Anknüpfung von Handelsverbindungen gerichtet. Cabot segelte längs den Küsten Brasilien's und berührte die Inseln Hispaniola und Porto Rico. Auch später schickten englische Kaufleute Schiffe nach dem Westen, welche mit den Portugiesen auf deren Niederlassungen einigen Handel trieben, und vergeblich eine nordwestliche Durchfahrt nach Indien suchten (1527 und 1536). Doch hatten diese Unternehmungen keine Entdeckungen in ihrem Gefolge. Als die Engländer eine nordöstliche Richtung einschlugen, fanden sie den Seeweg nach Archangel und knüpften vortheilhafte Handelsverbindungen mit Rußland an (1553).

Unter der Regierung der Königin Elisabeth raffte sich die englische Nation zu neuer Thatkraft auf und legte den Grund zu einer Seemacht, welche später die erste der Welt wurde. In drei auf einander folgenden Reisen befuhr Martin Frobisher die unwirthlichen Küsten von Labrador und Grönland (1576, 1577, 1578). Belebend und ermuthigend wirkte auf ganz England die Reise, welche Franz Drake (in den Jahren 1577 bis 1581) um die Welt machte. Zu dieser Zeit erst wurde ein ernstlicher Versuch gemacht, eine englische Kolonie in Amerika zu gründen.

Alle goldreichen Länder waren damals längst von den Spaniern in Besitz genommen worden. Für die Engländer blieben nur diejenigen Gegenden übrig, welche entweder keine edlen Metalle besaßen, oder von denen dieses wenigstens noch nicht bekannt geworden war. Nur durch Ackerbau, Gewerbe und Handel konnten daher die englischen Kolonien ihren Unterhalt gewinnen. In einer bisher nur von Wilden bewohnten Gegend vergeht aber eine lange Zeit, bevor diese Erwerbsmittel einen sicheren Unterhalt gewähren. Darauf waren die Gründer der ersten englischen Kolonien nicht vorbereitet. Diese scheiterten daher alle, eine nach der anderen. Die ersten Versuche, welche Sir Humphrey Gilbert (1579 und 1583) unternahm, mißglückten, bevor auch nur ein Anfang zu einer Niederlassung gemacht worden war. Sein Halbbruder, Sir Walter Raleigh, ließ sich durch die bitteren Erfahrungen Gilbert's, und den Tod, den dieser auf seiner zweiten Reise erlitten hatte, nicht abschrecken.

Er sandte (1584) zwei Schiffe nach dem Westen, welche an der Küste von Karolina landeten, mit den Eingeborenen einigen Handel trieben, allein zurückkehrten, ohne eine Kolonie gegründet zu haben. Die glänzenden Berichte, welche die Mannschaft in England verbreitete, bestimmte Sir Walter Raleigh im folgenden Jahre (1585), eine Flotte von sieben Schiffen auszurüsten. Sir Richard Grenville befehligte diese und Ralph Lane sollte der Statthalter der neuen Kolonie sein. Die Niederlassung wurde zwar auf der Insel Roanoke gegründet, allein schon ein Jahr darauf wieder aufgegeben (1586). Wenige

*) S. Weltgeschichte Buch VI. § 100.

Tage, nachdem die Kolonisten sich wieder eingeschifft hatten, landete Sir Richard Grenville welcher mittlerweile nach England zurückgekehrt und dort neue Kolonisten gesammelt hatte Er war nicht wenig verwundert, die Niederlassung menschenleer zu finden. Er ließ fünfzig Mann zurück, welche jedoch bald ihren Untergang fanden. Unterdessen arbeitete Sir Walter Raleigh mit unermüdlicher Thätigkeit. Er schickte im folgenden Jahre (1587) Kolonisten mit ihren Frauen und Kindern nach Roanoke. Als die Eingewanderten aber nur Ruinen fanden, wurden sie gleich anfangs sehr entmuthigt. Auch sie gingen zu Grunde, indem die aus England erwartete Hülfe sich verspätete. Sir Walter Raleigh hatte seine Hülfsmittel erschöpft und die Hoffnung aufgegeben, in Amerika eine Kolonie zu gründen. Er überließ alle seine Rechte auf diese dem Sir Thomas Smith und einer Gesellschaft von Londoner Kaufleuten (1596), welche sich jedoch damit begnügte, durch kleine Fahrzeuge einen ärmlichen Handel mit der neuen Welt zu treiben. Ein hundert sechs Jahre, nachdem Cabot Nord Amerika entdeckt, und zwanzig Jahre, nachdem Sir Walter Raleigh die erste Kolonie daselbst gegründet, bestand nicht eine einzige englische Niederlassung im fernen Westen.

Neuen Eifer regte Bartholomäus Gosnold an, als er im letzten Jahre der Regierung der Königin Elisabeth (1602) nach der neuen Welt schiffte. Er schlug den nächsten geradin Weg dahin ein. Das erste Land, welches er sah, war das Vorgebirge, dem er den Namen Cap Cod gab. Er trieb einen vortheilhaften Handel mit den Eingeborenen und war entzückt von den Schönheiten der Gegend und besonders erfreut über die reiche Fülle von Weintrauben, die er wild wachsend fand. Die Nachrichten, welche Gosnold nach England brachte, hatten zur Folge, daß die Kaufleute von Bristol zwei Schiffe, unter dem Befehle von Martin Prinz, ausrüsteten (1603), welche längs den Küsten von Maine und Massachusetts das Land genauer erkundeten.

König Jakob I. fing jetzt an, sich mit der neuen Welt zu beschäftigen. Er rüstete zwar keine Schiffe aus, ermunterte die Kaufleute und Schiffahrer nicht durch Geldspenden zu neuen Unternehmungen, indeß ergriff er die Gelegenheit, die sich ihm darbot, der Welt seine Begriffe von Staatskunst und Kolonialwesen kund zu thun. Er theilte denjenigen Strich Nord Amerika's, über den er vermeinte, gebieten zu können, in zwei Provinzen ein.

Sir Walter Raleigh hatte die Gegend, in welcher er seine Kolonie angelegt, zu Ehren der jungfräulichen Königin Elisabeth, Virginien genannt. Jakob I. dehnte diesen Namen auf den ganzen Küstenstrich vom 34. bis zum 45. Grade aus und nannte die südliche Hälfte desselben Süd-Virginien, die nördliche, Nord Virginien. Jede dieser Provinzen verlieh er einer Gesellschaft. Die südvirginische sollte ihren Sitz in London, die nordvirginische in Plymouth haben. Die oberste Regierung der anzulegenden Kolonien sollte eine von dem Könige zu ernennende und in England ansässige Rathsversammlung führen, unter welcher eine zweite, gleichfalls von dem Könige zu ernennende, aber in der Kolonie wohnende stehen sollte. Nach diesen königlichen Anordnungen segelte am neunzehnten Dezember 1606 ein kleines Schiff von hundert Tonnen, nebst zwei Barken, mit einhundert und fünf Kolonisten, unter dem Befehl des Kapitains Newport nach der neuen Welt ab. Das kleine Geschwader wurde durch die Gunst der Winde, statt nach Roanoke, an den südlichen Theil der Chesapeake Bucht getrieben. Es segelte den Fluß hinauf, den Newport nach dem Könige James nannte. An dessen Ufer gründeten die Engländer Jamestown oder Jakobsstadt (1607). Der Ort der Niederlassung war weit besser gewählt, als Roanoke. Allein schon unterwegs hatten die Kolonisten untereinander Streit angefangen, welcher dazu führte, daß sie den ihnen zum Statthalter gegebenen und tüchtigsten Mann der ganzen Gesellschaft, den Kapitain Smith, absetzten. Die führerlose Schaar verwickelte sich gleich darauf mit den Indianern in Feindseligkeiten und verstand es nicht,

Lebensmittel zu gewinnen, ungeachtet diejenigen, welche für sie ausgeschifft worden waren nicht lange ausreichen konnten. Um sich vom drohenden Verderben zu retten, setzten die Kolonisten den Kapitän Smith wieder in seine frühere Stelle ein. Dieser umsichtige Mann traf sofort die nothwendigen Anstalten, und verschaffte seinen Genossen einige Lebensmittel, wurde aber unglücklicherweise von den Indianern gefangen genommen. Die Tochter des Häuptlings Powhatan, Pocahontas, rettete ihm das Leben. Während seiner Gefangenschaft schmolz die Kolonie bis auf acht und dreißig Personen zusammen. Mit Mühe hielt Smith diese von einer eiligen Rückkehr nach England ab. Vorräthe, welche von da einliefen, richteten den Muth des kleinen Häufleins wieder auf. Hundert neue Ankömmlinge gaben der jungen Kolonie einen ansehnlichen Zuwachs. Doch, statt zu pflanzen und die Erde zu bebauen, suchten die Einwanderer nur nach Gold und Silber. Dadurch wurde das Aufblühen der Kolonie sehr verzögert. Allmälig verlor sich wieder das Goldfieber. Die Kolonisten fingen an, nützlichen Arbeiten obzuliegen. Sie bewirkten die Abänderung der mangelhaften Bestimmungen der ersten Verleihungs-Urkunde des Königs Jakob, und Lord Delaware, welcher als Statthalter nach Virginien kam (1609), brachte bessere Ordnung in die Kolonie. Als derselbe (1611) nach dem Mutterlande zurückgekehrt war, übernahm Sir Thomas Dale die Leitung derselben. Allmälig besserten sich die Zustände, der Ackerbau wurde eifriger betrieben, die Verhältnisse zu den Eingeborenen gestalteten sich freundlicher. Ein junger Engländer, Namens Rolfe, vermählte sich mit der Prinzessin Pocahontas, der Lebensretterin des Kapitän Smith und schlang dadurch ein innigeres Band zwischen seinen Landsleuten und dem Stamme seiner Gattin.

Zum Unglücke für die junge Kolonie warf sich diese mit besonderem Eifer auf den Bau des Tabacks, welcher zwar zu hohen Preisen in England verkauft werden konnte, allein die unmittelbaren Bedürfnisse der Ansiedler nicht befriedigte. Noch trauriger war es, daß schon im Jahre 1616 Neger eingeführt wurden. So frühzeitig drang die Sclaverei in die Kolonie von Süd-Virginien ein. Erst drei Jahre später, (1619) versammelten sich die Abgeordneten derselben und legten den Grund zu deren Verfassung. Negersclaverei und verfassungsmäßige Freiheit entwickelten sich so neben einander. Die Begriffe der Eingewanderten waren so unklar, daß sie die Unvereinbarkeit dieser Gegensätze nicht erkannten Wir können uns darüber nicht wundern, da jetzt, zwei hundert und vierzig Jahre später, nachdem die Sklaverei wie die Freiheit in Amerika einen großartigen Aufschwung genommen, sie noch immer neben einander bestehen. Wie im menschlichen Herzen die Leidenschaften der Habgier und der Herrschsucht neben den edlen Regungen der Menschenliebe und des Rechtsgefühls dauernde Wurzeln schlagen, und nicht selten ein und derselbe Staat, eine und dieselbe Gemeinde, ein und derselbe Mensch, je nach der Verschiedenheit der Stimmung und äußerer Anregung niedrigeren oder höheren Beweggründen folgt, ohne daß die einen oder die anderen ausschließliche Gewalt gewinnen, so geben, als Stellvertreter der einen Sclaverei, Laster und Verbrechen, und als freudige Boten der anderen Freiheit, Tugend und hochherzige Thaten neben einander her. Doch in demselben Maße, wie im Schoße eines Gemeinwesens die bessern Gefühle und die freieren Einrichtungen vorwalten, ist der Grund zu dessen Gedeihen tief und fest gelegt. Wo dagegen Laster und Unfreiheit, sei es in der Form der Sclaverei, oder des Despotismus, vorwalten, ist ein höherer Aufschwung weder auf dem Gebiete des Rechtes, noch auf dem Felde der Wissenschaften, der Künste, des Handels und der Gewerbe möglich.

Dieselbe Hartherzigkeit, welche die Einführung der Sklaverei in Süd-Virginien gestattete, hatte auch zur Folge, daß die lange so freundlichen Beziehungen zu den benachbarten Indianerstämmen sich trübten. Im Jahre 1618 starb Powhatan, der Freund der Weißen. Vier Jahre nach seinem Tode fielen die Indianer über die englischen Ansiedler

her und ermordeten den vierten Theil derselben. Zum Glücke waren diese kurz vor dem Beginne des Blutbades gewarnt worden, sonst hätten sie wahrscheinlich dasselbe Schicksal gehabt, wie vor ihnen die zwei Kolonien auf der Insel Roanoke. Die Weißen begnügten sich nicht damit den Angriff zurückzuschlagen und einen offenen Krieg gegen die Indianer zu führen. Sie überfielen die durch treulose Zusagen sicher gemachten Urbewohner des Landes und vertilgten mehrere Stämme derselben vollständig. Die Kolonie hatte zwar keine Angriffe von Seiten der rothen Männer mehr zu befürchten, allein sie lud auf sich eine schwere Schuld. Negersclaverei und Indianervertilgung waren die beiden Grundlagen, auf welchen die junge Ansiedlung von Süd-Virginien nicht minder ruhte, als auf Freiheit und Recht.

Die Kolonie machte verhältnißmäßig sehr langsame Fortschritte. Nachdem über einhundert und fünfzig tausend Pfund auf sie verwendet, und mehr als neun tausend Personen ihr zugeschickt worden waren, betrug deren jährliche Ausfuhr kaum zwanzig tausend Pfund Sterling und zählte deren Bevölkerung kaum zwei tausend Menschen (1624). Jakob I. sah sich daher veranlaßt, der Londoner Gesellschaft die Rechte wieder abzunehmen, welche er ihr verliehen hatte. Bevor er jedoch der Kolonie eine neue Organisation ertheilt hatte, starb er. Sein Sohn Karl I. wollte sich der ganzen gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt über die Kolonie bemächtigen. Er stieß aber auf einen so entschiedenen Widerstand in der neuen Welt und regte in der alten durch seine despotischen Gelüste sein Volk so heftig gegen sich auf, daß er für gut fand, nachzugeben. Er schickte (1639) den Sir William Berkeley nach Süd-Virginien, dessen milde und kluge Verwaltung viel zum Gedeihen der Kolonie beitrug. Karl I. ertheilte diesem jungen Gemeinwesen eine Repräsentativ-Verfassung, ähnlich derjenigen des Mutterlandes, und bewirkte dadurch, daß im Sturme der Revolution von allen seinen Ländern Süd-Virginien allein ihm treu blieb.

Einen ganz verschiedenen Entwickelungsgang nahm dasjenige Land, welches Jakob I. Nord-Virginien nannte, das aber schon bald (1614) den Namen Neu-England annahm. Nach dem Süden waren nur solche Kolonisten gezogen, welche hofften, dort ihre äußere Lage zu verbessern. Den Grund zu der Bevölkerung Neu-Englands legten Menschen, welche, vor allen anderen Dingen, ihrer religiösen Ueberzeugung leben wollten. Zu den Zeiten der Königin Elisabeth hatte Robert Brown die Kirche von England mit großer Heftigkeit angegriffen, ihre Geistlichen für ungesetzlich, ihre Verordnungen und Sacramente für ungültig erklärt und eine Gemeinde gegründet, welche außerhalb ihres Schooßes keine Vorgesetzten, und in demselben keinen besonderen Stand der Geistlichen anerkannte, vielmehr alle ihre kirchlichen Angelegenheiten vor die Versammlung ihrer Mitglieder brachte und durch Stimmenmehrheit entschied (1580). Brown sagte sich, als ihm eine gute Pfründe angeboten wurde, selbst von seiner Gemeinde los. Diese blieb aber ihrer Ueberzeugung treu, wanderte, um den religiösen Verfolgungen im Vaterlande zu entgehen, nach Holland aus und siedelte später nach Neu-England über. Vor ihr hatte die Plymouth-Gesellschaft gesucht, am Kennebec eine Kolonie zu gründen (1606 und 1607). Das erste Schiff, welches sie aussandte, wurde von den Spaniern genommen. Das zweite landete zwar fünf und vierzig Kolonisten an der Mündung des Kennebec. Doch konnten sie sich nicht behaupten, vielmehr kehrten deren Ueberreste in ihre Heimath zurück und brachten durch ihre Klagen das ganze Land in übeln Ruf. Eine kräftigere und entschlossenere Menschenklasse waren die sogenannten Väter-Pilgrime, welche 1620 nach Amerika wanderten. Der holländische Schiffscapitän, welcher diese Gemeinde in dem Schiffe Mayflower führte, setzte sie nicht, wie verabredet worden war, an den Ufern des Hudson, sondern im nachmaligen Staate Massachusetts in der Nähe von Cap Cod an das Land.

Am eilften November 1620 stieg die kleine Schaar auf den freien Boden Amerika's und

gründete dort Neu Plymouth. Im Kampfe mit furchtbaren Schwierigkeiten, mit Hunger und Kälte, mit mannichfachen Vorurtheilen und verkehrten ursprünglichen Einrichtungen entwickelte sich die junge Kolonie. Dieselbe Unduldsamkeit, welche sie aus England vertrieben hatte, führte ihr zahlreiche Schicksalsgenossen zu. Auf kirchlichem Gebiete hatten die Stifter der Kolonie den Grundsatz der Gleichheit festgestellt. Sie erkannten ihn auch in ihren politischen Beziehungen an.

Im Jahre 1627 erhielt die Kolonie vom Könige Karl I. eine Verleihungsurkunde, worin ihr das von dem Rathe zu Plymouth gekaufte Land ausdrücklich bestätigt wurde. Den ersten Statthalter und dessen Gehülfen ernannte Karl. Deren Nachfolger sollten jedoch die Ansiedler selbst erwählen, deren Vertretern der König auch die gesetzgebende Gewalt einräumte. Den Mitgliedern des jungen Gemeinwesens blieben ihre Rechte als englische Bürger ausdrücklich vorbehalten. Bald darauf übertrug die Plymouther Gesellschaft sämmtliche ihr verliehenen Rechte auf die Kolonie.

Neu-England wurde bald die Zufluchtsstätte, nach welcher die verfolgten und unzufriedenen Puritaner Englands in großen Schaaren zogen. Sie wollten alle für sich Religionsfreiheit. Allein sie waren sehr wenig geneigt, dieses unveräußerliche Recht ihren Brüdern verschiedenen Glaubens zu gestatten. Die kleinste Abweichung regte ihren Glaubenseifer an. Viele Kraft wurde daher in nutzlosen Religionsstreitigkeiten vergeudet, zumal da die Geistlichen einen überwiegenden Einfluß nicht bloß in kirchlichen, sondern auch in weltlichen Angelegenheiten an sich rissen. Nur Mitglieder der Kirche, d. h. der puritanischen Religionsanschauung hatten Bürgerrecht. Doch da es an Platz nicht fehlte, konnte sich die unterdrückte Minderheit dadurch helfen, daß sie in einiger Entfernung selbstständige Kolonien gründete. So entstanden die Niederlassungen in Providence, Rhode Island, Connecticut, New-Hampshire und Maine (1637).

Die Indianer Neu-England's, welche um jene Zeit durch die Blattern furchtbar heimgesucht wurden, bereiteten der jungen Kolonie anfangs keine Schwierigkeiten. Als später die Eingeborenen um ihr Waldrevier besorgt wurden, waren es doch nur einzelne Stämme, welche den fremden Eindringlingen feindlich entgegen traten. Die Pequod's begannen den Krieg. Sie erlitten aber furchtbare Niederlagen. Die frommen Ansiedler bewährten bei dieser, wie bei vielen anderen Gelegenheiten, daß ihre Religion nicht in den von Christus eingeschärften Lehren brüderlicher Liebe und Gerechtigkeit, sondern in Glaubenssätzen bestand, welche mit dem wirklichen Leben in keinem oder doch in sehr schwachem Zusammenhange standen. Sie schlachteten die unglücklichen Indianer in kaltem Blute ab, lieferten andere an deren Feinde aus, welche die Gewohnheit hatten, die Gefangenen zu Tode zu quälen, verkauften eine große Anzahl derselben als Sklaven nach den Bermudas-Inseln, und legten selbst dem Reste das Joch der Knechtschaft auf.

Als König Karl vernahm, daß Neu-England stets an Bevölkerung zunahm und sich durchaus selbstherrlich benahm, trat er der Kolonie feindlich entgegen. Er fing damit an, die Auswanderung zu verbieten und entzog ihr bald schon den gewährten Freiheitsbrief. Doch die Wirren, welche um diese Zeit in England ausbrachen, erlaubten ihm nicht, seine freiheitsfeindlichen Pläne in Neu-England durchzuführen. Die Kolonie hatte einen raschen Aufschwung genommen. In den Jahren 1620—1640 hatten sich 21,000 Britten daselbst niedergelassen. Das Parlament, in welchem die Puritaner das Uebergewicht hatten, begünstigte die Glaubensgenossen in der neuen Welt. Schon im Jahre 1643 verbanden sich die vier Ansiedelungen von Massachusets, Plymouth, Connecticut und New-Haven nach dem Vorbilde der Niederlande unter dem Namen der vereinigten Kolonien Neu-Englands, und legten dadurch den Grund zu einer politischen Macht, welche später dem Mutterlande, als es die Rechte der Kolonien verletzte, Halt zurufen konnte.

Neu-England wurde schnell ein mächtiger Hort der Freiheit. Zu beklagen ist nur, daß der religiöse Fanatismus oft den Grundsätzen des Rechtes bittern Hohn sprach. Jahrhunderte sind seitdem vergangen. Doch immer sind die Spuren dieser Richtung unverkennbar.

Nach der von König Jakob I. getroffenen Eintheilung gehörte das ganze Gebiet, welches den Staat Maryland bildet, zu Süd-Virginien. Dessen ungeachtet verlieh Karl I. dasselbe dem Georg Calvert, den er unter dem Titel Lord Baltimore zum Pair von Irland erhoben hatte. Georg Calvert, welcher die katholische Religion angenommen, hatte sich schon aus diesem Grunde der besondern Gunst der Königin Henrietta Maria zu erfreuen. Ihr zu Ehren nannte er seine neue Besitzung Maryland. Bevor der Freibrief ihm in aller Form ausgestellt war, starb er (1632). Doch sein Sohn Cecilius trat in des Vaters Rechte ein und führte dessen Absichten aus.

Nach den Worten des Freibriefes erhielten Lord Baltimore und seine Erben das unbeschränkte Eigenthumsrecht am Lande, das Recht, nach eingeholtem Rathe, und unter Zustimmung der freien Männer der Provinz oder deren Stellvertreter Gesetze zu geben, welche jedoch mit dem Geiste der englischen nicht in Widerspruch sein sollten.

Lord Cecilius Baltimore ernannte seinen Halbbruder, Leonhard Calvert, zum Statthalter von Maryland, und dieser schiffte sich mit zweihundert, meistentheils katholischen Ansiedlern nach Maryland im November 1633 ein, woselbst er im Anfang des Jahres 1634 landete. Obgleich der Freibrief Lord Baltimore's einen Eingriff in die der Kolonie Süd-Virginien ertheilten Zusicherungen enthielt, wurden die neuen Ansiedler doch vom Rathe und vom Statthalter dieser Provinz freundlich aufgenommen. Nur der Sekretär des Rathes, Wilhelm Clayborne, legte ihnen Hindernisse in den Weg, welche jedoch anfangs mit leichter Mühe beseitigt wurden. Calvert fuhr den Potomac hinauf, gründete das Dörfchen St. Mary, und verständigte sich freundlich mit den Indianern, welche ihm eine Strecke Landes abtraten. Die Kolonie nahm von Jahr zu Jahr, wenn nicht rasch, doch unaufhaltsam zu. Nach einigen Meinungsverschiedenheiten, welche sich zwischen Lord Baltimore und der Kolonie kund gethan hatten, wurden (1639) die Grundzüge der Verfassung Maryland's einmüthig festgestellt. Eine gewisse Duldung in Religionssachen, welche übrigens nicht über das athanasianische Glaubensbekenntniß hinaus reichte, von welcher also alle Nicht-Christen und unter den Christen die Unitarier ausgeschlossen waren, wurde festgestellt und (1649) in einem besondern sogenannten Duldungsakte niedergelegt.

Als der Bürgerkrieg in England ausbrach, machte Clayborne einen zweiten Versuch, die Kolonie in Maryland in Verwirrung zu bringen. Mit Hülfe der Virginier wurde derselbe jedoch (1646) erdrückt und die früheren Verhältnisse in Maryland wieder hergestellt.

Neu-England, Virginien und Maryland standen unter englischer Oberherrschaft. Doch inmitten derselben hatten sich Holländer und Schweden angesiedelt, welche im Laufe dieses Zeitabschnitts ihre Unabhängigkeit behaupteten, erst im folgenden mit den übrigen englischen Kolonien in Nordamerika verschmolzen wurden und mit diesen ihre vollständige Freiheit errangen.

## § 105. Die französischen Kolonien.

Die Spanier, welche in ihrem Lande die Keime der Reformation erstickten und dadurch die Ruhe des Kirchhofs gründeten, hatten, wenigstens in der größeren Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, bevor sie sich durch auswärtige Kriege erschöpft hatten, Kräfte genug, mit welchen sie sich auf die neue Welt werfen konnten. Die Engländer fanden erst

im siebenzehnten Jahrhundert, nachdem die Reformationskämpfe glücklich überstanden waren, Muße, mit Nachdruck und Ausdauer Kolonien zu pflanzen. Die Franzosen begannen früher, als die Engländer, sich in Amerika auszubreiten. Sie schickten dahin ihre Mönche, welche mit der diesen Orden eigenthümlichen Zähigkeit arbeiteten. Doch die Pilgrim-Väter besaßen mehr Thatkraft, als die Jesuiten und die Franziskaner, welche die eifrigsten Arbeiter unter den französischen Katholiken waren, und sie siedelten sich zu einer Zeit in Amerika an, da die Macht der Spanier schon gebrochen, und daher nicht zu besorgen war, daß sie von dieser glaubenswüthigen Nation wegen der Religion, zu der sie sich bekannten, ausgerottet würden.

Schon im Jahre 1504 entdeckten französische Seefahrer aus der Bretagne das Vorgebirge, dem sie den Namen Cap Breton ertheilten. Seit dieser Zeit zogen die Fischereien Neu-Fundlands die Europäer an. Ein Jahrhundert verging, bevor sie durch festere Bande mit der Nordostküste Amerika's verknüpft wurden. Der westliche Abhang der Andes mit seinen reichen Gold- und Silber-Lagern wurde frühzeitig von den Spaniern unterworfen. Die Ostseite derselben, welche im Norden zumal mehrere tausend englische Meilen breit ist, bot den fremden Ankömmlingen nicht dieselben Lockungen, wie der äußerste Westen. Der nahe Osten Amerika's blieb verschmäht, während nach dem fernen Westen die Ansiedler schaarenweise zogen.

Im Jahre 1524 befuhr der Italiener Verrazzani auf einem französischen Schiffe im Dienste Franz' I. die Küste von Nord-Carolina, segelte längs derselben dem Norden zu, bog in die Häfen von New-York und Newport ein und setzte seine Reise fort bis zum fünfzigsten Grade nördlicher Breite. Er stattete dem Könige einen ausführlichen Bericht ab, in welchem er eine genaue Beschreibung des Landes machte. Doch legte er keine Kolonie an.

Zehn Jahre später (1534) sandte Chabot, der Admiral von Frankreich, den Jakob Cartier, einen tüchtigen Seemann von St. Malo auf Entdeckungen aus. Dieser drang in den Meerbusen von St. Lawrence und in eine Bucht ein, die er wegen der großen, damals herrschenden Hitze, Des Chaleurs nannte. Im folgenden Jahre (1535) kehrte er mit drei großen Schiffen zurück, gab dem Meerbusen, den er früher entdeckt hatte, den Namen St. Lawrence, segelte weiter bis zur Insel Bachus, welche jetzt Orleans heißt, und bis nach Hochelaga, oder Montreal. Die Kolonisten, welche er mit sich gebracht hatte, wurden aber durch die Kälte des Winters, den sie auf der Insel Orleans zubrachten, abgeschreckt, länger zu bleiben. Sie schifften sich mit Cartier im Frühjahre wieder ein und kehrten nach Frankreich zurück. Ebenso wenig Fortgang hatte diejenige Kolonie, welche Franz de la Roque, Herr von Robertval in den Jahren 1540 bis 1542 in Canada zu gründen suchte.

Als Coligny Admiral von Frankreich wurde, machte er (1555) den Versuch, in Brasilien eine Kolonie zu gründen, welcher jedoch mißglückte. Später (1562) sandte er Johann Ribault von Dieppe mit zwei Schiffen aus. Dieser landete an der Küste von Florida und baute die Feste Carolina in der Nähe einer Bucht, die er Port Royal nannte. Ribault ließ zwar sechs und zwanzig Mann zurück, welche dort eine Kolonie gründen sollten. Doch sie konnten die Entbehrungen nicht ertragen, welche ihre Lage mit sich brachte. Auch sie gaben die Niederlassung auf und kehrten nach Europa zurück.

Coligny ließ sich durch alle diese Mißgeschicke nicht abhalten, seine Anstrengungen fortzusetzen. Im Jahre 1563 sandte er drei Schiffe unter dem Befehle eines Gefährten Ribault's, Laudamière, nach dem Westen, welche an dem Flusse, der jetzt St. John genannt wird, landeten. Laudamière baute dort eine Festung, war aber nicht im Stande, seine meuterischen Leute im Zaume zu halten. Ein Theil derselben entfernte sich auf eigene

Faust, und nahm zwei spanische Schiffe. Da Frankreich damals mit Spanien im Frieden lebte, und die meuterischen Kolonisten nicht im Auftrage ihrer Vorgesetzten, sondern gegen deren ausdrückliche Weisung gehandelt hatten, stand den Spaniern kein anderes Recht zu, als von der französischen Krone Schadensersatz und Bestrafung der Schuldigen zu verlangen. Doch die Franzosen, die sich in Florida niedergelassen hatten, waren Protestanten. Unter Pedro Melendez fielen die fanatischen Spanier über sie her, machten alle ohne Unterschied nieder und ließen die Inschrift zurück: „Nicht, weil sie Franzosen, sondern weil sie Ketzer und Feinde Gottes sind" (1565). Karl IX., welcher um dieselbe Zeit mit den Vorarbeiten für die Bartholomäusnacht beschäftigt war, nahm sich seiner Unterthanen protestantischen Glaubens in der neuen Welt nicht an. Allein ein tapferer Gascogner, Dominic de Gourgues, rüstete drei kleine Fahrzeuge aus, bemannte sie mit achtzig Matrosen und ein hundert und fünfzig Seesoldaten und überfiel die Spanier, welche vierhundert Mann stark, das von den Franzosen begonnene und später von den ersteren vollendete Fort besetzt hatten, vertrieb sie aus zwei kleineren Festungswerken, stürmte die Hauptfeste, ließ die Spanier, welche im Kampfe nicht gefallen waren, aufknüpfen und rechtfertigte seine That durch die Inschrift: „Ich thue dieses nicht, weil sie Spanier, oder Seeleute, sondern weil sie Verräther, Räuber und Mörder sind" (1567).

Darauf schleifte Gourgues die drei Festungswerke der Spanier, und kehrte nach Frankreich zurück.

Die furchtbaren Religionskriege, welche in Frankreich wütheten, verhinderten lange Zeit alle Versuche dieses Landes, Kolonien jenseits des Oceans zu gründen.

Im Jahre 1598 ertheilte Heinrich IV. dem Marquis de la Roche den Auftrag, Besitz von Canada und anderen benachbarten Landstrichen zu nehmen, welche noch nicht im Besitze eines christlichen Monarchen seien. Doch gelang es auch diesem unternehmenden Manne nicht, eine Niederlassung in's Leben zu rufen. Nach dem Tode des Marquis trieben Chauvin und Pontgravé einen vortheilhaften Pelzhandel in dortiger Gegend, ohne jedoch eine bleibende Stätte zu gründen. Endlich im Jahre 1603 sandte eine Gesellschaft von Kaufleuten, die sich zu Rouen gebildet hatte, den verdienstvollen Officier, Samuel Champlain, nach dem Westen. Dieser suchte die Stelle aus, auf welcher später die Stadt Quebeck errichtet wurde. Im selben Jahre ertheilte Heinrich IV. einem hugenottischen Edelmanne, Namens de Monts, einen Freibrief für die Herrschaft Acadien vom vierzigsten, bis zum sechs und vierzigsten Grad nördlicher Breite, nebst dem Monopole des Pelzhandels. De Monts rüstete ein Geschwader von vier Schiffen aus, mit dessen Hülfe die Franzosen zu Port Royal auf Neu-Schottland die erste bleibende Niederlassung ihrer Nation errichteten. Jetzt führt sie den Namen Annapolis.

Kurz darauf gründete eine Gesellschaft von Kaufleuten aus Dieppe und St. Malo, auf Veranlassung und unter Mitwirkung Samuel Champlain's, die Stadt Quebec. Die Franzosen streiften weit und breit durch die benachbarten Gegenden. Champlain entdeckte den See, welcher von ihm den Namen trägt. Im Kriege, welcher zwischen England und Frankreich ausbrach, setzte sich der Schotte Sir William Alexander (1627) in den Besitz der Halbinsel, welcher er den Namen (New-Schottland gab. Im Frieden (1632) fiel jedoch Canada, Cap Breton und Acadien an Frankreich zurück.

Frühzeitig nisteten sich Jesuiten und Franziskaner in jenen Gegenden ein, welche den Namen Neu-Frankreich erhielten. Sie drangen längs der nördlichen Ufer des Ontario- bis zum Huronsee vor. Im Jahre 1632 erhielten die Jesuiten das ausschließliche Recht auf alle Missionen in Neu-Frankreich. Leute, welche die äußeren Formen des Christenthums hoch achten, preisen die Thätigkeit dieser Mönche. Die Jesuiten mögen, treu den Gesetzen ihres Ordens, wie Leichname oder Stäbe in den Händen

ihrer Vorgesetzten gewirkt haben. Sie mögen einzelne wenige Indianer bewogen haben, sich taufen zu lassen. Auf eine höhere Bildungsstufe hoben sie dieselben nicht. Die Söhne Loyola's gründeten zu Quebek ein Collegium ihres Ordens, ein Spital und ein Kloster für Ursulinerinnen. In Montreal stifteten sie eine religiöse Station, die sie der sogenannten Jungfrau Maria weihten, um welche sich später eine Stadt bildete. Bis auf den heutigen Tag verbreitet sich aber von diesen mönchischen Anstalten kein Licht, sondern Aberglauben, Unduldsamkeit und die mit mönchischen Anstalten untrennbar verbundene Lasterhaftigkeit und Heuchelei über die ganze Umgegend. Ich bin daher der Ansicht, es wäre weit besser gewesen, wenn Neu-Frankreich etwas später von Europäern bevölkert worden wäre, als unter dem Einflusse von Mönchen, welche **nicht** nach den Eingebungen ihrer eigenen Herzen, sondern nach den Befehlen ihrer Vorgesetzten zu wirken gewöhnt sind. Ich stelle durchaus nicht in Abrede, daß unter den französischen Jesuiten Canada's Männer waren, welche große Geduld und Ausdauer im Dienste ihres Ordens kund thaten. Allein da dieser nicht Aufklärung, nicht die Gründung **rein menschlicher** Anstalten, sondern die Ausbreitung des Papstthums und die Vertilgung der Gegner desselben zum Zwecke hat, so kann sich, trotz alles gegentheiligen Scheines, auf dem von ihnen gelegten Grunde die menschliche Gesellschaft niemals naturgemäß entwickeln. Unter dem Einflusse der Jesuiten nahmen daher die französischen Kolonien niemals einen großartigen Aufschwung. Sie hoben sich erst, nachdem sie unter englische Oberherrschaft gelangt waren.

In Süd-Amerika eigneten sich die Franzosen, während dieses Zeitabschnitts Cayenne zu. Von Rouen aus wurde die Stadt Cayenne (1626) gegründet, erhielt von da wiederholt Verstärkungen und blieb bis auf unsere Tage unter französischer Herrschaft. Die Kolonie hat eine traurige Berühmtheit durch die Freiheitskämpfer erhalten, welche Ludwig Napoleon dahin sandte, um sie aus Frankreich zu entfernen und einem sichern, wenn auch langsamen Tode zu weihen. Möge die Lebenskraft dieser unglücklichen Opfer Napoleonischer Tyrannei sich stärker erweisen, als ihr Verfolger glaubt! Möge es ihnen vergönnt sein, zu dem Sturze des Despoten beizutragen und an dem Bau der französischen Republik mit zu arbeiten!

## § 106. Die holländischen und schwedischen Kolonien.

Die Niederländer hatten einen Riesenkampf mit der spanischen Monarchie auszufechten. Doch so groß auch die Uebermacht der Despoten war, welche ihre Freiheit erdrücken wollten, nahm der Krieg nicht die ganze Kraft der kühnen Republikaner in Anspruch. Während desselben breiteten sie das Gebiet ihrer Thätigkeit aus. In demselben Jahre, in welchem sie Philipp III. zwangen, ihre Unabhängigkeit anzuerkennen (1609), sandten sie den berühmten Seehelden, Heinrich Hudson, auf Entdeckungen aus. Jakob I. wußte nicht dessen Werth zu schätzen. Hudson, obgleich ein Engländer von Geburt, trat in die Dienste der holländisch-ostindischen Gesellschaft. Er hatte auf zwei früheren Entdeckungsreisen seine Tüchtigkeit erwiesen. In einem kleinen Fahrzeuge hatte er, mit nur zehn Matrosen das Polarmeer befahren, um eine nordöstliche Durchfahrt zu finden (1607). Im folgenden Jahre erreichte er Nova-Semlja (1608). Nachdem Hudson vergeblich im Nordosten eine Durchfahrt gesucht hatte, wandte er sich auf seiner dritten, im holländischen Dienste gemachten Reise, dem Nordwesten zu. Er segelte nach der Davisstraße, gelangte unter dem vier und vierzigsten Grad nördlicher Breite an das Festland Amerika's, und entdeckte, weiter im Süden den herrlichen Fluß, welcher seinen Namen trägt.

Am zwölften September 1609 begann er, denselben zu befahren, drang mit seinem

Schiffe bis zu der Stelle vor, auf welcher jetzt die Stadt Albany steht und sandte von da ein Boot weiter nach dem Norden bis in die Gegend, wo später Waterford erbaut wurde. Er kehrte dann um und segelte nach Europa zurück. Schon ein Jahr darauf ertheilte Hudson auf einer neuen, im englischen Dienste gemachten Reise, der Hudson's-Straße und der Hudson's-Bay ihre Namen, verlor aber auf derselben das Leben, indem seine meuterischen Matrosen ihn und seinen Sohn gebunden den eisigen Wellen preis gaben.

Die holländisch-ostindische Gesellschaft, in deren Dienste Heinrich Hudson die Gegend entdeckt hatte, welche der nach ihm genannte Fluß durchströmt, sandte (1613) Schiffe aus, um mit den Eingeborenen Handelsverbindungen anzuknüpfen. Die Holländer gaben der Insel, auf welcher später New-York erbaut wurde, den Namen Manhattan und errichteten auf derselben einige Gebäude, aus welchen sich später die größte Stadt Amerika's entwickelte. Die Generalstaaten ertheilten einigen unternehmenden Handelsleuten ein Monopol auf vier Jahre, um sie zu ermuntern, in der neuentdeckten Gegend Handelsverbindungen anzuknüpfen. Eine Amsterdamer Gesellschaft sandte fünf Fahrzeuge an die Ufer des Hudson-Flusses. Adrian Block schiffte um Long-Island herum und stellte dadurch fest, daß dieses Land eine Insel sei. Die Holländer erbauten auf der Manhattan-Insel eine Festung und eine andere wenige Meilen unterhalb Albany (1615) und trieben freundlichen Handelsverkehr mit den Indianern. Im Jahre 1621 ging das Handelsmonopol für die Hudson-Gegenden auf die holländisch-westindische Gesellschaft über. Diese legte ihren Besitzungen am Hudson den Namen Neu-Niederland bei und ernannte zu ihrem ersten Statthalter daselbst Cornelius Jakobsen May, einen der Gefährten Block's. Er baute an den Ufern des Delaware die Feste Nassau und an der Stelle, wo jetzt Albany steht, das Fort Oranien. Eine Schaar Wallonen, welche in Virginien nicht aufgenommen, und von May auf seinem Schiffe herübergebracht worden war, gründete auf der Nordwestspitze Long Island's zu Waal-Bogt (Wallonenbucht) die erste bleibende Ansiedelung der Holländer in Amerika. Der Ort heißt jetzt Wallabout. Im Jahre 1626 wurde Peter Minuit Generaldirektor Neu-Niederland's. Er kaufte von den Indianern die Manhattan-Insel für sechszig holländische Gulden (etwa 24 Dollars) und Staten-Island nicht viel theurer.

Minuit baute die Festung Amsterdam auf der Südspitze Manhattan's. Der Pelzhandel der Holländer wurde von Jahr zu Jahr ergiebiger, allein die Ansiedelungen derselben machten nur langsame Fortschritte. Um diese zu beschleunigen, erließ die holländisch-westindische Gesellschaft eine Verordnung, worin sie bestimmte, jedes Mitglied, welches innerhalb vier Jahren fünfzig oder mehr Personen in irgend einem Theile Neu-Niederland's ansiedeln würde, solle sechszig Meilen längs dem Ufer der See oder des Flusses, oder acht Meilen längs beiden Ufern eigenthümlich erhalten. Selbstständige Einwanderer sollten soviel Land bekommen, als sie bebauen könnten (1629). In Folge dieser Verfügungen gründeten einige Mitglieder der Gesellschaft die Kolonie Swanendael (Schwanenthal oder Swanedale) an der Delaware-Bay und Pavonia an der Westseite des Hudson, wozu Staten-Island und die Umgegend gehörte. Van Rensselaer ließ das Land in der Nähe der Festung Oranien, vier und zwanzig englische Meilen lang und und acht und vierzig breit aufkaufen, und nannte diesen Bezirk Rensselaerwyck. Die Kolonie Swanendael wurde aber schon bald von den Indianern zerstört.

Zur Zeit des Generaldirektors Van Twiller (1633 bis 1637) kauften die Holländer von dem Stamme der Pequod's einen Strich Landes, an dem westlichen Ufer des Connecticut-Flusses, errichteten daselbst ein Handelsgebäude und nannten es das Haus der guten Hoffnung. Van Twiller wurde im Jahre 1637 abberufen. Ihm folgte William Kieft. Zu seiner Zeit trafen unter der Führung des früheren holländischen General-Direktor's

Peter Minuit, schwedische Ansiedler am Delaware ein. Sie kauften Land von den Indianern und bauten die Festung Christina. Der schwedische Statthalter, Printz, gründete ein Fort in der Nähe des jetzigen Philadelphia und schlug dort seine Wohnstätte auf. Das Land längs der Ufer des Delaware bis in die Nähe von Princeton erhielt den Namen Neu-Schweden.

Die englischen, holländischen und schwedischen Kolonisten hatten zwar einige Reibungen miteinander, doch nahmen dieselben keinen ernsthaften Charakter an. Jede dieser drei Nationalitäten hielt darauf, daß die Ansiedler fremder Abkunft, welche sich in ihrer Mitte niederließen, die Gesetze und die Obrigkeiten anerkannten, welche das Uebergewicht besaßen. Im Jahre 1643 brach aber ein blutiger Krieg aus zwischen den Holländern und den Eingeborenen, in Folge eines eben so grausamen, als treulosen Blutbades, welches Kieft über achtzig Tappan-Indianer verhängte, die sich vertrauensvoll auf holländisches Gebiet zurückgezogen hatten. Viele der blühendsten holländischen Niederlassungen wurden zerstört. Erst im Jahre 1645 kam ein dauernder Frieden zu Stande. Während dieses Krieges war es, daß an der Stelle der jetzigen Wallstraße in New-York ein fester Zaun zum Schutze von Neu-Amsterdam angelegt wurde. Wo jetzt die größten Handels- und Wechselgeschäfte der neuen Welt abgeschlossen werden, standen damals einzelne Wachtposten, welche nicht ohne Besorgniß nach der Gegend der jetzigen Bowery spähten, ob nicht von dort her wilde Indianerstämme sich herbeischlichen, um Neu-Amsterdam zu zerstören, wie sie die zahlreichen einzelstehenden Gehöfte der Holländer weiter im Norden mit Feuer und Schwert vertilgt hatten.

Mit Recht beklagten sich die Kolonisten über den Direktor, welcher durch seine Greuelthat so großes Unheil über sie gebracht hatte. Kieft wurde abberufen, sah aber seine alte Heimath nicht wieder. Das Schiff, das er mit einer Ladung Pelzen, im Werthe von hundert tausend Dollars befrachtet hatte, ging an der Küste von Wales unter. Er selbst verlor dabei zugleich sein Leben und seine blutig erworbenen Schätze. Als der Nachfolger Kieft's, Stuyvesant die Statthalterschaft übernahm (1647), zählte Neu-Niederland mit Einschluß der Schweden am Delaware kaum drei tausend Seelen, während Virginien und Neu England jedes über zwanzig tausend Einwohner hatten und Maryland in stetem Aufschwunge begriffen war. Beverswyck, das jetzige Albany, bestand aus zehn Häusern, Neu Amsterdam war ein elendes Dorf, in welchem nur die Rumwirthschaften und Tabacksläden zahlreich waren. Die Niederlassungen auf Long Island bestanden zum größten Theil aus Engländern. Die Grenzstreitigkeiten, welche zwischen diesen und den Niederländern längere Zeit hindurch obgewaltet hatten, wurden 1650 durch einen schiedsrichterlichen Spruch erledigt. Der östliche Theil von Long Island, welcher dermalen die Grafschaft von Suffolk bildet, wurde Neu-England zugewiesen. Die Grenze zwischen New Haven und Neu Niederland sollte zu Greenwich Bay beginnen, nach dem Norden zu laufen, aber niemals dem Hudson näher als zehn Meilen rücken. Die Holländer behielten ihre Feste zur guten Hoffnung nebst den dazu gehörigen Ländereien. Doch der ganze übrige Bezirk wurde zu Connecticut geschlagen.

Inmitten zwischen den englischen Kolonien Neu England, Maryland und Virginien konnten sich die Holländer auf die Dauer an den Ufern des Hudson nicht behaupten. Doch in Süd-Amerika, woselbst sie (1607) die Engländer aus Surinam verdrängten, und in Westindien, wo sie (1634) den Spaniern Curaçao abnahmen, haben sie sich bis auf unsere Tage ihre Herrschaft erhalten.

Welchen Theil hatten unsere Landsleute, die Deutschen, an der Entdeckung, Bevölkerung und Bildung Amerika's? Ihnen stand keine Seemacht zur Verfügung. Keiner ihrer Fürsten hatten einen Gesichtskreis, welcher bis zu der neuen Welt reichte, und die

Hansa, welche früher Handel und Schifffahrt nach entfernten Gegenden getrieben hatte ging gerade unter, als die neue Welt sich aus dem Dunkel des Westens erhob. Allein auch ohne ihre Fürsten und ohne Kriegsgeschwader, brach sich deutsche Kraft und deutsche Ausdauer in Amerika Bahn.

Schon auf die Entdeckung Amerika's übte deutscher Geist einen bestimmenden Einfluß. Ich will dem Columbus seinen Ruhm nicht streitig machen. Nur der von ihm gefundene Weg wurde später allgemein bekannt und eröffnete anderen Seefahrern die neue Welt. Allein es ist eine geschichtliche Thatsache, daß Martin Behaim aus Nürnberg schon zehn Jahre vor Columbus im Jahre 1483 Amerika entdeckte. Er wurde durch Stürme von den Azoren so weit dem Westen zugetrieben, daß er bis an die Flachlande von Brasilien, die Prajas von Pernambuco gelangte. Er fuhr eine weite Strecke den Küsten entlang und nahm von dem Lande, das er für eine große Insel hielt, für die Krone von Portugal, in deren Diensten er stand, Besitz. Allerdings war es ein Zufall, durch welchen Behaim zu dieser Entdeckung geführt wurde, allein er machte denselben dadurch nutzbar, daß er Karten herausgab, auf welchen seine Entdeckungen verzeichnet waren. Diese theilte er dem Schwiegervater des Columbus, dem Bartholo Perestrella und später auch dem Christoph Columbus und Magellan mit. Columbus traf auf Madeira persönlich mit Behaim zusammen und erhielt dort durch ihn und den Steuermann Alfonso Sanchez de Huelva Kenntniß von der Lage des von Behaim entdeckten Landes. Columbus ging unstreitig seinen selbstständigen Weg. Er folgte weder den Eingebungen, die er auf Island*), noch denjenigen, die er auf Madeira empfangen hatte, allein unstreitig mußten ihm die Mittheilungen, welche er den Isländern und Martin Behaim verdankte und namentlich die Karten des Letzteren seine Entdeckung erleichtern, und ihn in seinem Streben bestärken. Behaim war der Erste, welcher eine Erdkugel anfertigte. Er war es, welcher dem Christoph Columbus die Beweise für die Kugelgestalt der Erde mittheilte.

Wie bei der Entdeckung, so hatten auch bei den ersten Ansiedelungen der Europäer in Amerika die Deutschen ihren Antheil. Schon im Jahre 1526 setzte sich auf Anregung des Bartholomäus Welser von Augsburg, welchem Kaiser Karl V. Venezuela verkauft hatte, eine deutsche Kolonie in Süd-Amerika fest. Um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts gründeten Deutsche, in Verbindung mit holländischen Ansiedlern, auf Surinam und den benachbarten Inseln mehrere Gemeinden, welche noch am Ende des vorigen Jahrhunderts bestanden. Nach Nord-Amerika gelangten die Deutschen schon in frühester Zeit, ohne jedoch, inmitten der Engländer und Franzosen, selbstständig wirken zu können. Eigene Gemeinden gründeten sie, während des Freiheitskampfes der Holländer, in deren Kolonien, namentlich an den Ufern des Hudson und in Long Island. Schon im Jahre 1653 rühmte ein vom Statthalter bestätigter Bericht, daß die Deutschen den Weinbau theils eingeführt, theils verbessert hätten. Wie an die Holländer, so schlossen sich die Deutschen auch frühzeitig an die Schweden an. Bei den Holländern und Schweden war das Hochdeutsche die Sprache der Gebildeten, daher zwischen ihnen und den Deutschen keine feste Grenzlinie bestand, die einen vielmehr oft für die anderen genommen wurden‡).

## §. 107. Die portugiesischen Kolonien.

Die Portugiesen waren das erste Volk gewesen, welches im fünfzehnten Jahrhunderte großartige Entdeckungen auf der See machte. Allein unglücklicherweise hegte Johann III.

*) Franz Löher Geschichte der Deutschen in Amerika, Cincinnati 1847.

†) S. Weltgeschichte Buch VI. § 91.

‡) G. Struve. Die Union vor dem Richterstuhle des gesunden Menschenverstandes. New-York 1855.

den Jesuiten-Orden. Die Söhne Loyola's bemächtigten sich der Erziehung Sebastian's und entzündeten dessen fanatisches Gemüth zu einem Kampfe gegen die sogenannten Ungläubigen, in welchem er sein Leben, und in dessen Folge die Nation bald darauf ihre Unabhängigkeit verlor. Unter solchen Umständen machten die Portugiesen, statt gleichen Schritt mit Spaniern, Engländern und Niederländern zu halten, unausgesetzt Rückschritte in allen Beziehungen und folglich auch in ihrem Kolonialwesen. Die Holländer nahmen ihnen ihre werthvollsten Niederlassungen in Ostindien ab. Mit Mühe behaupteten sie einen Theil derselben. Die geistige Sklaverei, in welcher sie von ihren Pfaffen gehalten wurden, gab ihnen eine durchaus verkehrte Richtung, welche sich unter anderen Dingen auch darin zeigte, daß sie sich mit besonderm Eifer auf den Sklavenhandel warfen.

Nachdem Martin Behaim im Dienste der Portugiesen Brasilien entdeckt hatte, geschah von Seiten derselben nichts, sich des Besitzes dieses Landes zu versichern, wahrscheinlich weil deren Könige mit der berüchtigten Bulle*) Alexander's VI., welche kurz darauf (1493) erlassen wurde, nicht in Widerspruch gerathen wollten. Später (1500) wurde Cabral, in ähnlicher Weise, wie vor ihm Behaim nach Brasilien verschlagen. Er hatte seine Richtung, um die Windstillen der afrikanischen Küste zu vermeiden, etwas zu weit nach dem Westen zu genommen, gerieth in den südamerikanischen Meeresstrom und wurde so bis an die Küste Brasiliens gebracht. Am 24. April 1500 nahm er von dem Lande im Namen seines Königs Besitz, schickte davon Kunde nach Portugal, und setzte dann seine Reise nach Ostindien fort. Von dieser Zeit an betrachteten sich die Könige von Portugal ungeachtet der Bulle Alexander's VI. als Herren von Brasilien. Sie schickten aber anfangs jährlich nur zwei Schiffe dahin ab, und führten nur Verbrecher, Juden, welche in ihren Augen nicht besser waren, und Lustdirnen ein, und begnügten sich damit, Papageien und Holz von dort zu beziehen. Diejenigen Verbrecher, welche die Inquisition verurtheilt hatte, erwiesen sich bald als sehr nützliche Arbeiter. Sie bauten das von Madeira nach Brasilien verpflanzte Zuckerrohr mit solchem Fleiße und Erfolge, daß es bald zu einem einträglichen Handelsartikel wurde. Im Jahre 1503 hatte der Portugiese Christophoro Jacques die Bay von Bahia entdeckt. Dort ließ Johann III. (1549) durch Thomas de Souza die Stadt gleichen Namens gründen. Der eben so sichere, als ausgebreitete Hafen von Bahia machte diese Stadt bald zum Haupthandelsplatze des ganzen Landes. Der portugiesische Adel eroberte mit Erlaubniß des Königs nach und nach einen großen Theil des bisher nur von wilden Indianerstämmen bewohnten unermeßlichen Landes. Die Jesuiten fanden bald, daß es reich an Schätzen jeder Art sei und richteten dort ihre Missionen ein†), mit welchen sie mannigfaltige Handelsgeschäfte zu verbinden wußten. Bei der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Landes, welches die Portugiesen durch Negersklaven bebauen ließen, gewann die Kolonie allmälig eine gewisse Bedeutung. Während des Krieges, welchen die Holländer mit Spanien und dem damals dazu gehörigen Portugal führten, eroberten sie (1624) die Stadt Bahia und (bis 1630) die ganze Landschaft dieses Namens nebst Pernambuco. Der niederländische Statthalter, Prinz Moritz von Nassau, unterwarf allmälig die an der Küste gelegene Hälfte der vierzehn Provinzen, aus welchen damals Brasilien bestand. Als sich später Portugal von Spanien losriß (1540), verblieb die Republik in dem Besitze des Landes und der König von Portugal erkannte dieselbe sogar (1645) ausdrücklich an, als er mit ihr einen zehnjährigen Waffenstillstand schloß. Doch die portugiesischen Grundbesitzer zogen die Herrschaft ihres Königs derjenigen der Niederlande vor. Sie zettelten einen Aufstand an, welcher heimlich von Cromwel unterstützt wurde und trieben, unter Anführung eines Abenteurers, Namens Cavalcante, die Holländer zum Lande hinaus. Im Jahre 1661 verzichteten diese gegen eine Summe

*) S. Weltgeschichte Buch VI. § 92. †) S. eben § 26, S. 202 f.

von 350,000 Pfund Sterling förmlich zu Gunsten der Krone Portugal auf Brasilien. Damals war der ganze Reichthum des Landes noch nicht erkannt. Sonst würden die Holländer es schwerlich so leichten Kaufes wieder aufgegeben haben.

Hätten die Niederländer in Brasilien das Banner der Freiheit entfaltet, so wäre es den portugiesischen Grundherren nicht möglich gewesen, sie zu verdrängen. Doch so tapfer sie im eignen Lande für die Freiheit kämpften, für die Kolonien hatten sie so wenig, als die übrigen seefahrenden Völker ihrer Zeit, Mitgefühl und Gerechtigkeit. Sie waren unüberwindlich so lange sie für Freiheit kämpften. Sie verdienten nicht zu siegen, wo ihr Ziel nur Vermehrung ihrer Macht und ihrer Reichthümer war.

---

# Zwölfter Abschnitt.

## Uebersichtliche Bemerkungen.

### § 108. Der Fortschritt der Menschheit.

Die Meisten verstehen unter dem Fortschritte der Menschheit nichts anderes, als die Annäherung an die Vorurtheile, denen sie selbst huldigen, unter Rückschritt dagegen die Entfernung von denselben. So bezeichnete z. B. ein berühmter amerikanischer Geschichtschreiber*) die Ausbreitung des Glaubens an die Dreieinigkeit als eines der bedeutenderen Merkmale des Fortschrittes der Menschheit. In ähnlicher Weise würde ein Bramine die Ausbreitung des Glaubens an Brama, ein Mohammedaner die Vermehrung der Zahl der Moslemin einen Fortschritt nennen. Der confessionelle Standpunkt ist selbst für einen Theologen immer ein sehr niedriger; für einen Geschichtschreiber ist derselbe aber ebenso unwissenschaftlich als unvernünftig. Nicht ein Glaubenssatz irgend einer Kirche bildet den richtigen Maßstab für den menschlichen Fortschritt. Selbst der gesammte Glaube, das ganze Religionssystem eines Volkes, bietet uns nur eine Seite seines Lebens und insofern nur einen sehr einseitigen Prüfstein seiner Entwickelung. Die Thaten einer Nation bezeichnen allein mit Sicherheit den Weg, den sie geschritten ist. Wenn wir die Thaten der Völker des sechzehnten Jahrhunderts und der ersten Hälfte des siebenzehnten mit den Leistungen früherer Zeiten vergleichen, so ist der Fortschritt auf allen Gebieten menschlicher Wirksamkeit, auf dem Felde der Kirche, des Staats und der Gesellschaft, der Wissenschaft, der Kunst und der Gewerbe unverkennbar.

Die Fortschritte der Menschheit im Laufe dieses Zeitabschnitts traten nicht zu Tage in den Gezänken der Geistlichen über Glaubenssätze, in dem Streite über die Abendmahllehre, über Transsubstantiation und die Taufe, sondern in der wenigstens theilweisen Zertrümmerung des Joches, welches die Päpste der gesammten abendländischen Christenheit auferlegt hatten, in der Sprengung der Ketten, in welche die spanischen Könige die Niederländer und die Stuarte die Engländer geschlagen hatten. Die Fortschritte, welche die Menschheit auf allen Gebieten des Lebens machte, waren die nothwendigen Folgen jener

*) Bancroft in seiner beim Stiftungsfeste der geschichtlichen Gesellschaft am 20. November 1854 gehaltenen Rede.

mächtigen Thaten. Die Menschheit würde einen Rückschritt gemacht haben, wenn in diesen, anderthalb Jahrhunderte ausfüllenden Kämpfen die Sache der Freiheit erlegen wäre. In demselben Maße als die Freiheit siegte, schritt die Menschheit vorwärts.

Selten bleibt eine in edler Begeisterung begonnene Volksbewegung lange Zeit frei von fremdartigen und störenden Beimischungen. Wie die deutsche Reformation, so wich auch die niederländische und die englische Revolution bald schon von ihrer ursprünglichen Richtung ab. Darum wirkten beide doch erfrischend und stärkend auf den Entwickelungsgang der Menschheit ein.

Ein Volk schreitet voran, wenn der Beweggrund seiner Thaten reiner und edler, wenn das Ziel, nach welchem es strebt, klarer erkannt und mit größerm Nachdruck verfolgt wird. Die sittliche Kraft einer Nation, ihr Erkenntnißvermögen und ihre Entschlossenheit sind bedeutendere Elemente ihres geistigen Lebens, als ihr Glauben.

Die Zeit wird kommen, und ist für die Gebildeten bereits erschienen, da die Streitigkeiten über Dreieinigkeit, Gnadenwahl, Vorausbestimmung und alle ähnlichen in dieselbe Reihe wird gestellt werden, wie diejenigen über den Stein der Weisen und den Trank der Unsterblichkeit. So wenig durch irgend einen Stein die Weisheit und irgend einen Trank ewiges Leben, ganz ebenso wenig kann der Mensch durch irgend einen Glaubenssatz seine Schicksale jenseits dieses Erdenlebens sicher stellen. Die Welt und mit ihr der einzelne Mensch steht unter ewigen Gesetzen, ob er sie glaubt oder nicht. Diese wirken, ob er sie erkennt oder verkennt, nur mit dem Unterschiede, daß wer sie beachtet, im Stande ist, sich viel Unheil zu ersparen, in welches derjenige, der sie verachtet, kopfüber stürzt.

Die Geschichte schwingt sich nur insofern zur Wissenschaft auf, als sie die allgemeinen Gesetze der Natur zu ihrer Grundlage hat. Sie bildet genau genommen einen Theil der Naturwissenschaft und hat zur Aufgabe, die Entwickelung der Menschen-Natur darzustellen, sei es im Ganzen (Weltgeschichte), oder im Hinblicke auf einzelne Familien der Menschheit (National-Geschichte), oder auf einzelne Individuen (Lebensbeschreibungen). Diejenige Mittheilung von Thatsachen der Vergangenheit, welche keine Rücksicht nimmt auf deren Zusammenhang mit den Gesetzen der Natur, mag ganz guten Stoff für die Geschichtschreibung liefern, Geschichte im eigentlichen Sinne, Wissenschaft enthält sie nicht.

Der natürliche Entwickelungsgang der einzelnen Menschen und der Nationen besteht darin, daß sie ihre sittliche Kraft und ihr Denkvermögen stärken und die thierischen Triebe mehr und mehr beherrschen. Der Untergang der Völker, wie der Individuen wird vorbereitet durch die Abnahme ihrer sittlichen Kraft und ihres Denkvermögens und durch das übertriebene Wachsthum ihrer niederen Gefühle.

Harmonie im Innern der Menschen und der Staaten findet sich nur dann, wenn sie unter der Herrschaft der sittlichen Gefühle und des Denkvermögens stehen. Die thierischen Triebe sind alle selbstsüchtig, die sittlichen Gefühle bedingen die Aufopferungsfähigkeit. Das Denkvermögen zeigt uns das Ziel, nach welchem wir streben, und die Mittel, deren wir uns bedienen sollen.

Nur die sittlichen Gefühle und das Denkvermögen befähigen uns, der **Menschheit** zu dienen. Wer ihr nicht dient, macht sich zum Knechte **einzelner Menschen**, seien es Könige, welche sich von Gottes Gnaden nennen, oder Priester, welche behaupten, Gottes Diener zu sein. Der sogenannte Gottesdienst besteht in **Ceremonien**, der Dienst der Menschheit in **edelen Thaten**. Der Fürsten- und Priesterdienst wird mit Geld und Ehren bezahlt. Der Dienst der Menschheit, so lange diese auf niederer Stufe steht, mit Schimpf und Schande, Armuth und Noth. Der Ruhm und die Denkmäler kommen dann erst den Enkeln zu statten. Nur da, wo das Volk eine höhere Stufe der Entwickelung erklommen hat, erkennt und würdigt es seine Wohlthäter.

Das Streben der Gläubigen, statt der unmittelbaren und handgreiflichen Ursachen der Erscheinungen des Lebens mittelbare und wunderbare aufzufinden, setzt sie in die Unmöglichkeit, Fehler abzulegen und Irrthümer zu entfernen, welche das Mißlingen ihrer Unternehmungen herbeiführten. Der Glaube kann zwar, den Umständen nach, denjenigen, welcher ihn hat, begeistern, allein er ändert den wirklichen Stand der Dinge nicht ab. Wenn er daher mit diesem im Widerspruch steht, so führt er zum Verderben troß aller Kraft, die er besitzen mag, und hat dann eine weit größere Entmuthigung und Unsicherheit zur Folge, als die klare Erkenntniß eines begangenen Irrthums. Das Wechselverhältniß zwischen Ursache und Wirkung lernen wir nicht durch den Glauben, sondern durch Erfahrung und Wissenschaft kennen. Ein falscher, d. h. ein der Erfahrung und Wissenschaft widerstrebender Glaube, ist einem Irrlichte zu vergleichen, das früher oder später in einem Sumpfe untergeht. Wer der Erfahrung und der Wissenschaft folgt, hat sichere Wegweiser, die seinen Muth stählen und ihm Vertrauen einflößen. Der Glaube ist nur in denjenigen Gebieten unschädlich, welche die Wissenschaft noch nicht erleuchtet hat.

Die Aufgabe des einzelnen Menschen und der Nationen ist es, ihre sämmtlichen Kräfte harmonisch zu entwickeln. Jede hat ihre Bedeutung und ihren Werth. Keine kann erstickt werden, ohne daß der ganze Mensch, das ganze Volk darunter leidet. Allein nur zu häufig wird diese Grundregel des Daseins verkannt. Die einen, wie z. B. die katholischen Geistlichen und die Mönche sollen ihre Triebe im Keime ertödten, die anderen suchen ihr Seelenleben zu betäuben, sei es durch geistige Getränke oder geistliche Hülfsmittel. Der Trunkenbold, welcher durch den Genuß von Branntwein sein Gewissen oder die Stimme seines Verstandes zum Schweigen bringt, steht auf gleicher Stufe mit dem Gläubigen, welcher denselben Zweck durch Rosenkranz, Beichte und andere geistliche Quacksalbereien erdrückt; der Mensch, welcher durch geistige Getränke sich Muth machen will, auf gleicher Stufe mit jenem, der diesen Zweck durch Ablaß, die Hoffnung auf ewige Himmelsfreuden und ähnliche Hirngespinnste zu erreichen sucht.

Die Religion hat bisher fast immer nur entweder zur Betäubung oder Fanatisirung der Völker beigetragen. Wann wird sie der natürlichen Entwickelung der menschlichen Kräfte durch menschliche und auf diese Erde berechnete Bestrebungen Platz machen? Erst dann, wenn die Wissenschaft an die Stelle des Glaubens, die Erde an die Stelle des Himmels und der Hölle und die Sittlichkeit an die Stelle pfäffischer Satzungen getreten sein werden.

In keinem Abschnitte der Geschichte übte das, was man Religion nannte, einen so mächtigen Einfluß auf die Entwickelung der Völker, als in diesem. Unter Religion verstand man praktisch nicht den Glauben der Menschen über sein Verhältniß zu einer höheren Weltordnung, sondern den Glauben, auf welchem die Anmaßungen, der Besitzstand und die Leidenschaften der Pfaffen ruhten.

Der Glaube, den der Mensch über eine andere Welt hegt, kann nur Vorwand, niemals wirklicher Grund zu Parteiungen sein. Denn die andere Welt berührt die Leidenschaften der Menschen nicht. Sie nimmt uns nichts und giebt uns nichts, weder von Hab und Gut, noch von Ehre und Gewalt. Aber die Priester, deren Besitzstand, Ehren und Würden von dem Glauben der Menschen abhängig sind, die Könige, welche mit den Priestern im Bunde stehen und ihre Gerechtsame nur mit Hülfe dieser Verbündeten behaupten zu können vermeinen, haben zu allen Zeiten die Götter vorgeschoben, wo sie selbst nur nach irdischen Gütern strebten. Hätten die Päpste nicht befürchtet, durch die Ansichten der Protestanten in ihren Einnahmen und in ihren Machtbefugnissen beschränkt zu werden, so hätten sie nimmermehr einen Krieg auf Tod und Leben gegen sie begonnen. So lange die Menschen in sogenannte Religionsparteien zerfallen, sind sie Knechte der Priester. Dem

die Religion ist erhaben über Parteiungen. Wer Religion besitzt, gehört keiner Religions-partei an. Wer einer Religions partei angehört, mag Fanatiker, Heuchler oder Dummkopf sein, Religion im höheren Sinne des Wortes hat er nicht. Die Religion würde ihn über das Parteiwesen emporgehoben haben. Wer einer Partei angehört, sie trage welchen Namen sie wolle, steht auf irdischem, und nicht auf himmlischem Boden.

Ich mache Niemanden einen Vorwurf daraus, im Gegentheile ich verlange von jedem thatkräftigen Menschen, daß er an den Parteikämpfen seiner Zeit Antheil nehme. Allein es empört mich zu sehen, daß die Tyrannen und deren Knechte ihre irdischen Leidenschaften in das Gewand überirdischer Bestrebungen hüllen. Fluch über die Heuchler! Kampf auf Tod und Leben mit den gefährlichsten Feinden der Freiheit und des Rechts, welche unter dem Aushängeschilde des Himmels die Erde zur Hölle, der einzigen, die Wirklichkeit hat, machen.

Die Protestanten wären nie zu einer Partei geworden, hätte man sie ruhig gewähren lassen. Sie wurden Parteigenossen erst, als man sie an ihrem Leben, ihrer Freiheit und ihrer Habe angriff.

Was man bisher Religion genannt und öffentlich betrieben hat, war in der Hauptsache nur ein Mittel, sich selbst oder die Menschheit zu täuschen. Rechtliche, gewissenhafte und liebevolle Gemüther irrten sich, wenn sie der Religion zuschrieben, was in das Gebiet der Sittlichkeit einschlug. Gewaltthätige, gewissenlose und rachsüchtige Menschen dagegen versteckten ihre gehässigen Leidenschaften unter dem Mantel des Glaubens, was ihnen nur zu häufig gelang. Wenn die ganze Erde von erhabenen und hochherzigen Menschen bewohnt wäre, könnte man diesen ihre religiösen Liebhabereien auch insofern sie auf Irrthum beruhen, zu gute halten. Allein da die starke Hälfte der Menschen sehr lasterhaft und tugendlos ist, so thut es noth, jenen großen Mantel, mit welchem die furchtbarsten Verbrechen der Weltgeschichte zugedeckt wurden, vollständig zu zerreißen, damit die Wahrheit klar zu Tage komme. Indem die Kämpfe der Reformation dazu die kräftigste Anregung gaben, leisteten sie der Welt einen großen Dienst.

Wenn die Menschen vernünftig wären, so würden sie im Bewußtsein, daß die Erde hinreichende Gegenstände des Streites bietet, sich mit diesen begnügen, und nicht nach überirdischen greifen. Allein es giebt zwar sehr viele gläubige, heuchlerische und herrschsüchtige, aber sehr wenige vernünftige Menschen. Je gläubiger, heuchlerischer, herrschsüchtiger und habgieriger ein Mensch ist, desto eifriger bedient er sich des Himmels zur Rechtfertigung seiner Lieblingsneigungen. Diejenigen, welchen es nur um überirdische Güter zu thun war, haben sich niemals um dieselben gestritten, außer etwa zur Selbstvertheidigung. Allein trotz aller Redensarten der Pfaffen behauptet diese Erde ihre Rechte. Zu allen Zeiten verhüllten sich unter dem Schleier der Religion die gehässigsten Leidenschaften, welche nackt nur Widerwillen und Abscheu erregt hätten. Doch die überirdische Folie täuschte die Dummköpfe, fanatisirte die Schwärmer und diente daher den Betheiligten so trefflich, daß sie sich ihrer ungestraft bedienen konnten, bis die Macht der Gewohnheit sie bekräftigt hatte und heilig genannt wurde, was nichts weiter als schlau erfunden war.

Diejenigen Formen des Christenthums, welche bis auf unsere Tage bestehen, sind alle durch die Gewalt, sei es durch blutige Kriege, oder nicht minder blutige gerichtliche und politische Verfolgungen eingeführt oder festgehalten worden. Den Völkern wurde höchstens die Wahl zwischen einer oder der anderen Form, und auch diese oft nicht gelassen. Es ist daher augenscheinlich, daß sämmtliche Formen des Christenthums, da sie nicht der Ausdruck der Ueberzeugung der Nationen, sondern die Folgen der gegen sie verübten Ge-

walttbaten sind, denselben Charakter haben, wie andere durch die Despoten der Erde gegründete oder doch aufrecht erhaltene Anstalten.

Die Amerikaner haben, ohne zu prüfen, die in Europa üblichen Formen des Christenthums angenommen. Spanier und Portugiesen haben sie ihren Kolonien mit derselben Grausamkeit, wie den Bewohnern des Mutterlandes aufgedrungen. Die englischen, französischen, holländischen und anderen Pflanzer hatten zwar etwas mehr Freiheit, als die spanischen und portugiesischen. Doch besaßen sie nicht schöpferische Kraft und Selbstständigkeit des Urtheils genug, um dem minder gewaltthätigen, doch in der Wirkung fast eben so starken Druck, welcher von ihren Mutterländern ausging, widerstehen zu können.

Man wende nicht ein, daß die Despoten nur durch die von ihnen beherrschten Völker Macht erhielten, ohne deren Mitwirkung daher keine Religion hätten feststellen können. Denn es ist ein Unterschied zwischen Mitwirkung und freiem Willen. Diese Mitwirkung wurde in Oesterreich von einer besser organisirten Minderzahl gegen eine schlechter organisirte Mehrzahl, in Frankreich von der verrätherischen und gewaltthätigen Hälfte gegen die geduldige und vertrauende andere Hälfte, in Italien, Spanien und Portugal von der Mehrheit gegen die Minderheit e r z w u n g e n. Sie war weder in England, Polen, noch in Belgien freiwillig, sondern theils die Folge äußeren Zwanges, theils die Folge alter Gewohnheit und der Macht der Verhältnisse.

Freie Völker hätten sich allerdings keine derartige Gewalt anthun lassen. Allein zur Stunde giebt es weder in Europa, noch auch in Amerika, im höheren Sinne des Wortes, ein freies Volk. Einzelne freie Menschen leben wohl diesseits und jenseits des Oceans, sie sind in Europa zahlreicher, als in Amerika. Allein auf den Standpunkt freier Forschung hat sich noch keine Nation hinaufgeschwungen. Kaum sind einige wenige Völker dahin gekommen, sie als einen Uebelstand zu d u l d e n.

Von Jahrhundert zu Jahrhundert hat der Aberglaube abgenommen, aber nicht in gleichem Maße haben Vernunft und Wissenschaft, gesunder Menschenverstand und richtiges Gefühl an Kraft gewonnen. Wohl die Hälfte des Zuwachses fiel der Heuchelei zu, welche in unseren Tagen ist, was vor zwei Jahrhunderten der Aberglauben war: das sicherste Mittel der Tyrannen, ihre Völker zu entnerven und zu knechten. Unsere gefährlichsten Feinde sind daher nicht mehr jene Dummköpfe, welche bereit sind, jeden ihnen von ihren Pfaffen gebotenen Fetisch anzubeten, sondern die Heuchler, welche eine Religion bekennen, die sie nicht glauben, und äußerlich Ceremonien mitmachen, über welche sie innerlich lachen, jene ehrgeizigen und habgierigen Menschen, deren Gott ein Geldsack, und deren Heilige fette Aemter sind.

Zu diesem Umschwunge gab die Reformation den kräftigsten Anstoß. Die Geistlichen beider Glaubensbekenntnisse deckten gegenseitig die Schwächen des andern auf. Im Namen der Religion wurden die furchtbarsten Schandthaten verübt und dadurch allen denkenden Menschen bewiesen, daß sie nur Vorwand, nicht Grund der Bestrebungen der meisten Machthaber war.

Jene Leidenschaften, welche sich in das Gewand der Religion hüllten, bildeten aber unstreitig das bewegende Element dieses Zeitabschnittes. Die Priester theilten sich in zwei Lager und ihnen folgten die Könige und die Völker.

Der kleinere Unsinn stritt gegen den größeren Unsinn, die minder gehässige Tyrannei gegen die gehässigere. Aus diesem Kampfe gingen richtigere Anschauungen und freiere Strebungen auf allen Gebieten des Lebens hervor.

Das Reformations-Zeitalter bestimmte den Charakter und die Schicksale der Nationen Europa's auf Jahrhunderte hinaus. Spanien, Portugal und Italien verfielen dem vereinigten weltlichen und geistlichen Despotismus katholischer Herrscher. Doch die

Niederlande rissen sich von dem spanischen Despoten los und gründeten einen blühenden Freistaat. England schwächte die Macht des Königthums, allein es ließ diejenige der Aristokratie und des neubegründeten protestantischen Pfaffenthums ungeschmälert. So schlimm diese beiden Geisseln der Menschheit auch waren und noch immer sind, vermochten sie doch die Kraft, den Bildungsdrang und den Freiheitsmuth des Volkes nicht zu brechen. Die Heuchelei blieb auch nach der Revolution des siebenzehnten Jahrhunderts groß unter dem englischen Volke, weit größer, als sein Aberglauben. Allein da der freieren Richtung die Möglichkeit blieb, auch ihre Fittige zu entfalten, so wurden die Pfaffen nicht Alleinherrscher auf dem Gebiete des Geistes. Je größer der Sieg des brittischen Volkes auf dem Felde allgemein menschlicher Bildung und politischer Freiheit war, desto abstoßender und widriger gestaltete sich mehr und mehr das kirchliche Wesen desselben. Wenn Spanier und Italiener unter dem furchtbaren Joche, das auf ihnen lastete den Auto's-da-fe beiwohnten und den Rosenkranz ableierten, so war dieses allerdings ein empörendes oder Ekel erregendes Schauspiel. Allein sie machten keinen Anspruch auf Freiheit. Jedermann wußte, sie seien die Knechte ihrer geistlichen und weltlichen Despoten. Doch die Britten thaten sich auf ihre Freiheit und ihre Bildung etwas zu gute. Um so widriger war das religiöse Geheul und Geplärre ihrer Pfaffen und das biblische Kauderwelsch, in welchem sich die Meisten gefielen. Auf Achtung hat nur der Glaube Anspruch, welcher sich in edelen Werken, aber doch in Selbstbeherrschung, in der Zügelung wilder Leidenschaften kund thut. Daß ein solcher Glaube dem brittischen Volke nicht eigen war, beweist die Geschichte seiner Revolution, welche, nachdem sie das Joch eines Despoten gebrochen hatte, einen anderen, wenn auch schlauern und kräftigeren, an dessen Stelle setzte. Bis auf unsere Tage macht sich der Einfluß geltend, welchen die Pfaffen der Revolution im siebenzehnten Jahrhundert über die Massen des Volkes gewannen. Die Könige und Bischöfe wurden später wieder hergestellt. Die Redensarten der Puritaner und ihre Grimassen konnten diesen Umschwung der Dinge nicht verhindern. Doch die Ideen, welche in den ersten Zeiten der Revolution unter die Massen des Volkes geschleudert worden waren, blieben Gesammteigenthum der Nation, und das große Beispiel, welches die siegreiche Partei allen Völkern der Erde gab, indem sie das Haupt eines Despoten auf dem Schaffot vom Rumpfe trennte, trieb Jakob II. zur Flucht und befreite dadurch ohne Blutvergießen Brittannien für immer von dem Geschlechte der Stuart. Es schreckte Ludwig XVI., ohne ihn zu bessern und wird die bevorstehende allgemeine europäische Revolution in unseren Tagen noch erleichtern. Nur die ewigen Ideen der Freiheit und des Rechtes können der Menschheit den Sieg nutzbar machen.

Die deutsche Nation, von welcher die ganze Reformationsbewegung ausgegangen war, erschöpfte sich durch deren blutige Kriege dermaßen, daß sie auf ein Jahrhundert hinaus ihre ganze Spannkraft verlor. Doch hat sie auf dem Felde religiöser Forschung den ersten Rang, den sie mit so großen Opfern bezahlte, behauptet. Seit den Tagen, da Luther seine Sätze anschlug, hat sie der Menschheit auf religiösem Gebiete das Banner vorangetragen.

Der Fortschritt der Menschheit im Laufe dieses Zeitabschnitts bekundete sich dadurch, daß in einem ganzen Theile der Erde das Joch des Papstthums und daß diejenige weltliche Macht, welche dessen festeste Stütze war, Spanien, trotz der Kolonien, die sie pflanzte, gebrochen wurde. Gegen das Ende dieses Zeitabschnitts waren zwei Republiken zu derjenigen hinzugetreten, welche seit Jahrhunderten in den Alpenthälern bestand. Wenn auch auf die Dauer England sich nicht als freier Staat behaupten konnte, so war es doch schon ein Gewinn für die Menschheit, daß es den Versuch machte, sich zur Republik umzugestalten.

Am anschaulichsten wird uns der Fortschritt der Zeit, indem wir die hervorragenden Geister, welche das sechszehnte und die erste Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts hervorbrachten, in's Auge fassen. Keine frühere Zeit erzeugte Geistliche von so hohem Werthe wie Luther, Thomas Münzer, Calvin, Schriftsteller wie Ulrich von Hutten, Shakespeare, Bacon, Fürsten wie Wilhelm von Oranien, Elisabeth von England, Gustav Adolph von Schweden und überhaupt eine so großartige geistige Bewegung. Auf Jahrhunderte hinaus wurde die Menschheit im Laufe dieses Zeitabschnittes durch Ideen bereichert, welche zum großen Theile bis auf den heutigen Tag noch nicht verwirklicht wurden.

Zu allen Zeiten erhielt das Leben seinen höheren Werth und seine ernstere Bedeutung nicht durch die Alltagsmenschen, welche das Mühlrad der täglichen Bedürfnisse drehten, sondern durch die Originalmenschen, welche neue Bahnen brachen. Die Leute, welche gleich ihren Ahnen zur Kirche gingen, und in den Krieg zogen, Handel und Gewerbe trieben und dabei gute Geschäfte machten, waren zwar immer geneigt sich für sehr wichtig zu halten. Allein die Geschichte erwähnt ihrer nicht. Für die Menschheit sind sie Nullen, obgleich sie oft mit großem Stolze auf die mit Glücksgütern der Erde weniger versehenen großen Geister herabsehen. Nur diesen Letzteren weist die Nachwelt einen ehrenvollen Platz an.

An solchen bahnbrechenden Menschen war dieser Zeitabschnitt, im Vergleich mit den vorhergehenden anderthalb Jahrtausenden ungewöhnlich reich. Die einhundert ein und dreißig Jahre (von 1517 bis 1648) boten uns daher einen reichern Stoff als die zweihundert und sechs und zwanzig Jahre, welche unmittelbar, und die achthundert Jahre, welche mittelbar vorhergingen.

Nicht die mächtigen Kaiser und Könige, wie Karl V., Franz I. und Philipp II., wie Ferdinand II. und III., sondern die selbstständigen Menschen, welche ihre eigenen Bahnen gingen, und ihre Zeitgenossen mit sich fortrissen, gaben dieser, wie jeder anderen Periode der Geschichte ihren Charakter. Die Tyrannen, welche sich bemühten, den Fortschritt der Zeit zu hemmen, nebst allen ihren Dienern, Knechten und Unterthanen, auf welchen ihre Macht beruhte, wirkten nur als Bleigewichte, welche den Flügelschlag der freien Geister hemmten, ohne ihn brechen zu können.

Trotz allen Ketten, welche die Despoten Europa's ihren Völkern anlegten, schritt die Menschheit voran.

Der Krieg, welcher früher nur mit wildem Muthe geführt worden war, fing an wissenschaftlich behandelt zu werden. Alle gesellschaftlichen Beziehungen des Lebens wurden gehoben. Das Uebergewicht, welches bis dahin der Grundbesitz des Adels und der Geistlichkeit gehabt hatte, verminderte sich in Folge des großartigen Aufschwungs des Handels, der Gewerbe und der Kolonien. Die Wissenschaften traten in einen neuen Zeitabschnitt ein, nachdem das päpstliche Joch, welches auch sie niedergehalten hatte, gebrochen war. Die Presse gewann eine immer zunehmende Bedeutung, welche die päpstlichen und königlichen Censurgesetze nicht zu ersticken vermochten.

Der Kreis der Ideenwelt erweiterte sich, wie derjenige des Handels und der Schifffahrt. Die mannigfaltigen Gegensätze zwischen alter und neuer Kirche, alter und neuer Welt, alten und neuen Staatsformen regte nicht blos auf dem Felde der Schlacht, sondern auch auf geistigem Gebiete zu großartigen Kämpfen an, welche den Menschen reichen Stoff zur Uebung ihrer Kräfte boten.

Die Einförmigkeit des mittelalterlichen Lebens machte einer Mannigfaltigkeit Platz, wie die Weltgeschichte sie früher nie aufzuweisen hatte. Magellan und Drake umschifften die Erde. Die fernen Völker des Ostens und Westens: Amerikaner und Chinesen, Indier und Feuerländer tauchten aus dem Dunkel einer trüben Vergangenheit auf. Die Zeit

stumpfen Brütens und stiller Klage über traurige Verhältnisse wurde überwunden. Die Völker machten ihre Rechte geltend gegen die übermüthigen Päpste und gegen trotzige Könige und siegten aller Orten, wo sie das Banner der Freiheit mit Kraft und Nachdruck entfalteten. Ein frischer Hauch des Lebens wehte durch ganz Europa, von den neu entdeckten Ländern Asiens und Amerika's herüber und hinüber, und wenn er auch oft zum wüthenden Orkane wurde, war er doch weit erfrischender, als die früher herrschende Windstille.

Die Machthaber lernten zittern vor ihren Völkern und empfingen so den ersten und wichtigsten Unterricht, den einzigen, der auf Despoten wirkt, in den Pflichten der Herrschaft.

Sobald irgend eine Form, sei es im Staate, oder in der Kirche, in Wissenschaft oder Kunst ihre Vollendung erreicht hat, sinkt nicht bloß sie, sondern auch diejenige Welt der Gefühle, der sie Ausdruck gab, gerade so wie der Berg, wenn wir dessen Spitze auf der einen Seite erreicht haben, auf der anderen Seite sich neigt.

Die Formen der römischen Hierarchie und der italienischen Dichtkunst erreichten um dieselbe Zeit, in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts ihren Höhepunkt und mußten folgeweise unaufhaltsam, wenn auch nicht in gerader, sondern vielmehr in wellenförmiger Linie abnehmen.

Der Entwickelungsgang der Völker ist gewöhnlich nichts anderes, als der Kampf der natürlichen Kraft gegen die künstlich organisirte Gewalt. Die oberste aller Künste ist, was im gewöhnlichen Leben Staatskunst genannt wird, mit besserm Rechte aber den Namen Herrscherkunst verdient, weil sie nicht blos den Staat, sondern auch die Kirche, die Gesellschaft, Wissenschaften und alle anderen menschlichen Bestrebungen umfaßt.

Der Sieg, den die Menschheit auf den Gebieten der Wissenschaften und der Künste, des Handels, der Gewerbe und des Ackerbau's errang, war größer, als derjenige, welcher ihr auf dem Felde des Staates und der Kirche zu Theil wurde.

Die Herrscherkunst der Päpste fand siegreiche Gegner in der sittlichen Kraft der Reformatoren, die Staatskunst der spanischen Philippe und des englischen Karl's in dem starken Muthe der Wassergeusen, und in der Begeisterung der Puritaner und Independenten.

Während des finstern Mittelalters nahmen Staat und Kirche eine so gebietende Stellung ein, daß sie fast ausschließlich den Entwickelungsgang auf allen übrigen Gebieten menschlichen Strebens beherrschten. Die Umgestaltungen, welche im Laufe dieses Zeitabschnittes statt fanden, ergaben sich fast alle entweder im Kampfe mit, oder doch unabhängig von den herrschenden Gewalten.

## § 109. Das Kriegswesen.

Diejenige von allen Künsten, welche der Herrscherkunst am nächsten steht, ist die Kriegskunst. Wir beginnen daher die Reihe unserer übersichtlichen Bemerkungen, welche den Entwickelungsgang der Menschheit anschaulich machen sollen, am besten mit ihr.

Der Krieg gab am Ende den Ausschlag zwischen Protestantismus und Katholicismus, zwischen der Revolution und dem bestehenden Despotismus, zwischen Fortschritt und Rückschritt.

Während in den beiden letzten Jahrhunderten des Mittelalters Lehnsheere neben Söldnerschaaren gedient hatten, kamen im Laufe dieses Zeitabschnittes die ersteren mehr und mehr ab. An deren Stelle traten stehende Heere, welche übrigens immer noch durch Söldnertruppen verstärkt wurden. In dem Kriege welchen die Spanier gegen die Eingeborenen Amerika's führten, entwickelte sich eine dritte Art der Organisation. Die Abenteurer, welche sich zusammen fanden, um die unglücklichen Bewohner der neuen Welt zu

berauben und zu unterjochen, erhielten keinen Sold. Sie verlangten aber ihren Antheil an der Beute. Sie bildeten sich zu Schaaren, welche nach Gesellschaftsrecht verfuhren und kamen dadurch den Räuberbanden nicht nur im Wesen, sondern auch in der Form sehr nahe.

Die Kämpfe in der neuen und in der alten Welt erhielten meistentheils durch den religiösen Fanatismus, der sich in sie mischte, einen ungewöhnlich bittern Charakter. Die Krieger haßten sich nicht bloß gegenseitig als Feinde, sondern verabscheuten sich auch als Genossen verschiedener Glaubensparteien. Die Christen, hauptsächlich die Katholiken, doch auch die Protestanten behandelten die heidnischen Bewohner der neuentdeckten Länder des Ostens und Westens als rechtlose Menschen, und ihr Land als herrenloses Gut.

Von Jahrzehent zu Jahrzehent nahm das Pulver im Kriege an Bedeutung zu und die schwer bewaffnete Reiterei an Wichtigkeit ab. Das spanische Fußvolk behauptete lange Zeit den Ruhm der besten Soldaten der Erde. Doch gelang es ihm nicht, die Niederländer zu besiegen. Am Ende behauptete die Freiheitsliebe das Feld gegen die kriegerische Uebung sowohl in den Niederlanden im Kampfe mit den Spaniern, als in England im Streite mit den Cavalieren.

Die großen Schulen des Krieges waren im Laufe dieses Zeitabschnittes die Kämpfe zwischen Karl V. und Franz I., der niederländische Freiheitskampf und der dreißigjährige Krieg.

Die Belagerungs- und Befestigungskunst machte große Fortschritte. Auf spanischer Seite thaten sich die Herzoge von Parma und Spinola, auf niederländischer der Prinz Moritz von Oranien besonders hervor. Der größte Feldherr dieses Zeitabschnitts war unstreitig Gustav Adolph von Schweden. Weniger begünstigt durch die äußeren Verhältnisse, an Talent aber sehr nahe standen ihm Ernst von Mansfeld und Bernhard von Sachsen-Weimar. Wallenstein und Tilly waren die großen Kriegsmeister der katholischen Partei im dreißigjährigen Kriege. Sie führten aber den Krieg sehr schleppend, bezogen gewöhnlich bei Zeiten Winterquartiere, und rückten erst im Frühjahre wieder in's Feld. Torstenson kämpfte mit weit größerm Nachdruck. Ihn hemmte weder Eis noch Schnee. Der einzige große Feldherr, welchen England in diesem Zeitabschnitte hervorbrachte, war Cromwel.

Im Verhältnisse zu den Massen, welche in der neueren Zeit mit einander fochten und des Schauplatzes, auf welchem der Kampf stattfand, waren aber alle Kriege dieses Zeitabschnittes klein zu nennen.

Der Landkrieg gab den Ausschlag. Zur See fanden fast immer nur Raubzüge statt. Die sogenannte unüberwindliche Flotte Philipp's II. führte nur zu einer entscheidenden Niederlage. Die zweite Seeschlacht von großer Bedeutung war diejenige von Lepanto. Sie hatte aber keine erheblichen Folgen, während die Vernichtung der spanischen Armada die Pläne Philipp's II. gegen England auf immer beseitigte.

Das Reformationszeitalter machte auf allen Gebieten, und so auch auf demjenigen des Krieges den ersten Schritt zum Uebergange von dem veralteten Unsinn zu der beginnenden Herrschaft der Vernunft, vom alten Kasten- und Stände-Wesen zu der uns bevorstehenden Freiheit und Gleichheit. Im Allgemeinen näherten sich die Heere der allgemeinen Volksbewaffnung an. Gerade diejenigen Truppen, welche den größten kriegerischen Ruhm ernteten, die niederländischen Wassergeusen, die Schweden und Finnen Gustav Adolph's, die Kerntruppen Cromwel's waren keine feilen Söldner, sondern Krieger, welche die Ueberzeugung in den Kampf trieb, und welche daher Großes leisteten. Die Söldner bereiteten, auch wenn sie noch so tapfer im Kampfe waren, gewöhnlich nach demselben ihren Feldherren durch Raubsucht und Habgier große Gefahren. Nicht selten gin-

gen die Früchte des Sieges schnell verloren, wenn der Sold nicht regelmäßig ausbezahlt wurde oder die Beutelust sich der gemietheten Truppen bemeisterte.

Doch ein kräftiges Volksheer war aller Orten, wo die Fürsten sich zu den Führern der geistigen Bewegung aufwarfen, eine Unmöglichkeit, weil sie dieselbe nicht im Sinne des Volkes, sondern zur Förderung ihrer eigennützigen Absichten leiteten. Volksheere sind unvereinbarlich mit fürstlicher Herrschaft. Sie sind nur möglich in Republiken und zwar nur in solchen, welche Freiheit und Menschenrecht höher achten, als das Gold.

## § 110. Gesellschaftliche Zustände.

Die gewaltigen Erschütterungen des sechszehnten und der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts erweckten die Völker Europa's aus ihrem langen Schlummer. Alle diejenigen Nationen, welche nach Freiheit rangen und diesem Streben untergeordnete Rücksichten aufopferten, vermehrten ihren Wohlstand. Ihr ganzes Leben: Wohnung, Kleidung und Nahrung, wurde in einer, der Gesundheit und der Annehmlichkeit mehr entsprechenden Weise eingerichtet. Ackerbau und Gewerbe, Handel und Schifffahrt nahmen einen großartigen Aufschwung und zwar auf die Dauer nicht bei den Völkern, welche Amerika und Ostindien entdeckt hatten, nicht bei Spaniern und Portugiesen, sondern bei denjenigen, welche aus dem Kampfe mit kirchlicher und weltlicher Zwingherrschaft siegreich hervorgingen: bei den Niederländern, Engländern und Schweden.

Selbst die Nationen, welche sich dem Fortschritte der Zeit mit wüthendem Hasse widersetzten, konnten sich dem wohlthätigen Einflusse der Freiheit nicht gänzlich entziehen. Die Ritter mußten ihre auf hohen Bergen, gleich Adlershorsten, angelegten Wohnungen verlassen und ihre Stahlkleider mit geschmeidigeren Stoffen vertauschen. Sie begnügten sich nicht mehr mit den Erzeugnissen, welche ihre leibeigenen Bauern der Erde abgewannen. Sie zogen in Städte und bewohnten minder unfreundliche Räume. Sie kleideten sich in Sammet und Seide, in feine Tücher und hörten auf, die Kriegstüchtigkeit als einzigen Maßstab an die Bedürfnisse des Lebens zu legen. Wohnung, Kleidung und Nahrung üben einen mächtigen Einfluß auf die Entwickelung des Körpers. Die Ritter befanden sich wohl bei dem Wechsel und noch besser die Bewohner der Städte. Selbst die Bauern gewannen dabei. In einem großen Theile Europa's schüttelten sie das Joch der Leibeigenschaft ganz oder theilweise ab, und denjenigen, welchen der Druck im eigenen Vaterlande unerträglich wurde, eröffnete sich jenseits des Oceans eine neue freiere Heimath.

Krieg und Jagd, die Lieblingsvergnügungen der Indianer, hatten auch während des ganzen Mittelalters die wesentliche Beschäftigung des europäischen Adels ausgemacht. Wenn kein Krieg war, so mußten Scheinkriege, die Tourniere, deren Stelle ersetzen. Im Laufe dieses Zeitabschnittes nahmen die Kriegsspiele mehr und mehr ab, insbesondere nachdem Heinrich II. von Frankreich im Tournier das Leben verloren hatte. Trinkgelage, welche bei den Rittern immer sehr beliebt gewesen waren, traten dann in den Vordergrund. Die Königin Elisabeth trug viel dazu bei, dem Adel Sinn für würdigere Vergnügungen, als Jagd und Trinkgelage einzuflößen.

Die überwiegend religiöse Richtung des sechszehnten Jahrhunderts zwang die Machthaber den Geistlichen viel Zeit zu opfern. Die Protestanten mußten die unerträglich langen Predigten ihrer Pfaffen anhören, die Katholiken zu Messe und Beichte gehen, und an Wallfahrten und Betgängen Theil nehmen. In den gebildeteren Staaten Europa's gewann das Schauspiel, und gegen Ende dieses Zeitabschnittes die Oper an Bedeutung für die Unterhaltung und Anregung des Volkes. Bei den Spaniern gingen Stiergefechte und Auto's-da-fe neben ihren Schauspielen her.

Die Massen ahmten gewöhnlich das ihnen von den höheren Ständen gegebene Beispiel, soweit ihre Mittel und Fähigkeiten reichten, nach. Wenn der Adel jagte, so mußte der Bauer das Wild treiben, wobei für diesen wenig Vergnügen und viel Mühe war. Zu den Tournieren und Trinkgelagen der Ritter wurde der sogenannte gemeine Mann natürlich nicht zugelassen. In dem Schauspiele und in der Oper fand er aber seinen Platz, wenn er ihn bezahlen konnte, so gut als der Ritter und dessen Dame. Diese Volksbelustigungen hatten daher nicht bloß den Vortheil, daß sie den Menschen mannigfaltige Anregungen zum Bessern boten, sondern auch den, daß sie die Ausschließlichkeit der höheren Stände bekämpften. Bei dieser Gelegenheit kam es zu Tage, daß die Massen des Volkes doch über bedeutendere Geldmittel zu verfügen haben, als der Adel. Die Geistlichkeit beider Confessionen erkannte bald, daß die Schauspiele ihnen eine gefährliche Concurrenz machten und eiferte daher gegen ihre Nebenbuhler mit der ganzen Bitterkeit, den der Brodneid dem Handwerker des Mittelalters einflößte. Um diesen aber zu verhüllen, mußten die Pfaffen natürlich lügen und verleumden. Es gelang ihnen, den Schauspielern viele Demüthigungen zu bereiten, nicht aber, das Schauspiel zu verdrängen. Im Gegentheile wandten sich diesem von Jahrzehent zu Jahrzehent immer größere Talente zu, welche die Massen mehr und mehr zu fesseln verstanden.

Der Gegensatz zwischen Protestantismus und Katholizismus, welcher in den meisten europäischen Staaten eindrang, verscheuchte die Einförmigkeit des Daseins, welche früher so schwer auf dem Volke gelastet hatte. Die republikanische Freiheit, welche in den Niederlanden dauernde, in England wenigstens auf einige Zeit Wurzeln schlug und nie wieder vollständig ausgerottet werden konnten, brachte neues Leben in die veralteten und verknöcherten Formen des Staatslebens.

Deutschland, die Stütze der Reformation, mußte im dreißigjährigen Kriege bitter dafür büßen, daß es in den Zeiten des Aufschwungs nicht kräftig genug die der Freiheit feindlichen Elemente bekämpft hatte. Während die benachbarten Niederländer aus ihrem Kampfe mit den spanischen Habsburgern als das freieste und glücklichste Volk der Erde hervorgingen, weil sie nicht auf halbem Wege stehen blieben, vielmehr zugleich das Papstthum und das Königthum über Bord warfen, konnten die Deutschen nicht einmal das Joch des Papstthums vollständig brechen, weil sie dessen Bundesgenossen, den Habsburgern und Wittelsbachern, keinen Krieg auf Tod und Leben gemacht hatten. Deutschland, welches nicht den Muth der That hatte, litt unmittelbar mehr, als irgend ein anderes Land Europa's. Doch da es die Reformation sich theilweise wenigstens erhielt, vermied es das Schicksal der ganz katholischen Länder Spanien, Portugal und Italien. Die Hansa ging unter, weil sie, statt dem Beispiele der Niederlande nachzufolgen, dieselben als Nebenbuhler betrachtete. Die süddeutschen Städte verloren den gewinnreichen Handel mit Italien, weil dieses Land aufhörte der Mittelpunkt des Weltverkehrs zu sein, und die Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges sie besonders schwer trafen.

Der römisch-katholische Aberglauben erhielt wohl einen starken Stoß. Doch der Protestantismus behielt noch Unsinn genug bei, an welchen sich Teufelsspuk und Hexenglauben anlehnen konnten, welche unglücklichen Menschen furchtbare Qualen bereiteten. Die römische Kirche verlor wohl in einem großen Theile Europa's ihre Herrschaft. Allein die Jesuiten verstanden es, sich in kurzen und langen Kleidern fast aller Orten einzuschleichen und unter dieser oder jener Form ihre Gegner zu quälen. Der Hexenglaube kam ihnen trefflich zu statten. Tausende, die sie nicht als s. g. Ketzer auf den Holzstoß bringen konnten, wußten sie unter dem Vorwande der Hexerei oder Zauberei dem Henker zu überliefern.

Die Hoffnungen, welche in den ersten Jahren der Reformation die Herzen der Menschen erweitert hatten, gingen nur theilweise in Erfüllung. Allein in denjenigen Ländern,

welche entschiedene Siege errangen über den vereinigten kirchlichen und weltlichen Despotismus, kamen die Folgen der errungenen Freiheit so glänzend zu Tage und in den Staaten, welche das Doppeltjoch der Pfaffen und Könige ruhig duldeten, trat ein so augenscheinlicher Verfall in allen Beziehungen des Lebens ein, daß jeder denkende Mensch mit Gewalt zu der Ueberzeugung gedrängt wurde, nur unter dem Schutze der Freiheit könne Wohlstand, Wissenschaft und Kunst gedeihen. Weitere, entscheidendere Siege wurden dadurch vorbereitet.

## §. 111. Wissenschaften.

Der Schreiber der Weltgeschichte hat nicht die Lücken auszufüllen, welche frühere Schriftsteller gelassen haben, sondern in gedrängter Kürze den Entwickelungsgang der Menschheit zu schildern. Er muß daher die Quellen, welche ihm zu Gebote stehen, benützen und sich nicht damit begnügen, auf sie zu verweisen. Von dem Leser einer Weltgeschichte läßt sich nicht erwarten, daß er Lust und Zeit habe, Hunderte trefflicher Werke, welche der Geschichtschreiber nicht unbenutzt lassen kann, selbst sich zu verschaffen und durchzublättern. Je trefflicher ein Buch, desto mehr ist der Geschichtschreiber aufgefordert, seinen Lesern auf diejenige Stufe hinanzuhelfen, auf welche er durch dasselbe gehoben wurde. Anders ist es freilich, wenn nur einzelne Abhandlungen über Episoden in Frage stehen. Wenn diese erschöpfend behandelt sind, kann man sich die Mühe ersparen, eine andere Schrift über denselben Gegenstand zu schreiben. Die Weltgeschichte darf aber nicht mit einer Mehrheit unzusammenhängender Abhandlungen verwechselt werden, am wenigsten diejenige, welche einem ganzen Volke gewidmet ist, in dessen Schooße die Gelehrten und zumal die Geschichtsforscher doch nur eine kleine Minderzahl bilden.

Auf keinem Gebiete war der Fortschritt, den die Menschheit im Laufe dieses Zeitabschnitts machte, so groß und so allgemein, als auf dem Felde der Wissenschaft. In manchen Ländern wurden durch die Kriege so furchtbare Verwüstungen angerichtet, daß man die Frage wohl aufwerfen konnte, ob sie durch die Kämpfe dieses Zeitabschnitts mehr gewonnen oder verloren hätten? Jahrzehnte waren oft erforderlich, die Wunden zu heilen, welche grausame Söldner und tyrannische Machthaber ihnen geschlagen hatten. Erst nachdem sie geheilt waren, konnten die Fortschritte, welche die Menschheit im Laufe dieser trüben Zeit gemacht hatte, im Schooße der gebrandschatzten und verheerten Gegenden zu Tage treten. Die Wissenschaft litt nie so unmittelbar, als da und dort Ackerbau und Gewerbe, Handel und Schifffahrt. Sie wurde mehr und mehr Gemeingut aller gebildeten Menschen. Sie ließ sich nicht absperren durch Zölle, nicht vertilgen durch Kriegsgefahren. Im schlimmsten Falle zog sie von einem ihrer Lieblingssitze hinweg und gründete einen andern.

Wissenschaft im eigentlichen Sinne des Wortes *) war im Mittelalter eine Unmöglichkeit gewesen. Erst im Laufe dieses Zeitabschnitts wurde ein Grund zu ihr gelegt. Das Papstthum duldete, so lange es die gesammte Christenheit des Abendlandes beherrschte, keine Wissenschaft der Gottesgelehrtheit, die Könige, so lange neben ihnen keine freieren Staaten bestanden, keine Rechtswissenschaft.

Unter dem doppelten Joche der Kirche und des Staats konnten sich auch die diesen Anstalten ferner liegenden Wissenszweige nur mühsam entwickeln. Der Kampf, welcher gegen das Papstthum und das Königthum im Laufe dieses Zeitabschnittes geführt wurde, brachte zuerst freiere Ansichten in das Gebiet der Theologie und der Jurisprudenz. Die Naturwissenschaften nahmen einen neuen Aufschwung und die Astronomie wurde zuerst von den Fesseln tausendjähriger Vorurtheile befreit.

*) S. Weltgeschichte Buch VI. § 106.

Die Anregung, welche die Reformatoren allen Wissenschaften gaben, theilte sich auch den katholischen Staaten mit. Die Jesuiten erkannten, daß sie den Protestanten das Feld der Wissenschaft nicht überlassen dürften, wenn sie verhüten wollten, daß das Licht der Wahrheit in das dunkele Gebiet der Theologie eindringe. Sie warfen sich daher selbst auf die Gelehrsamkeit allerdings nicht zum Zwecke der Wahrheit, wohl aber um die Mängel der protestantischen Anschauung zu bekämpfen, wozu ihnen diese Haltpunkte genug bot, und um durch die Künste der Sophistik, mit denen sie vertraut waren, den Unsinn der katholischen Kirche zu verschleiern. Die Protestanten, welche bald schon ihren Lehrbegriff abgrenzten und daher viele Abgeschmacktheiten rechtfertigen wollten, blieben nicht lange auf der Bahn des Fortschritts. Allein während beide Theile sich abmühten, die Blößen der Gegner zu enthüllen, kamen viele beherzigenswerthe Wahrheiten zu Tage. Die alten Sprachen, die Geschichte und alle übrigen Hülfswissenschaften der Theologie mußte jeder treiben, der auch nur an einem Scheingefechte Theil nehmen wollte. Die Jesuiten suchten alle Wissenszweige in ein katholisches Gewand zu kleiden, die Protestanten, sie der Zwangsjacke ihrer Formeln anzupassen. Allein da ein Kampf war, wurde doch ein offener Fortschritt für die denkende Menschheit möglich, während in den Zeiten der unbedingten Schreckensherrschaft der Päpste nur heimlich und verstohlen ein solcher sich Bahn brechen konnte.

Während der zwei letzten Jahrhunderte des Mittelalters hatten sich die strebenden Geister mit großem Eifer auf die römische und griechische Literatur geworfen. Plato und Aristoteles, Cicero und Seneca sollten ihnen Ersatz geben für die Oede, welche in den Werken späterer christlicher Schriftsteller herrschte. Viele Machthaber, sogar Päpste und Cardinäle, beförderten diese Richtung, weil sie glaubten, der römischen Kirche dadurch neue Stützen zu geben. Allein sie irrten sich. Die Männer, welche die klassischen Werke der Alten nicht blos der Sprache, sondern des Inhalts wegen lasen, mußten nothwendig, sich selbst oft unbewußt, Widerwillen gegen die römische Kirche in sich aufnehmen. Selbst diejenigen, welche nur für die Reinheit der Sprache Sinn hatten, ohne auf die Gedanken der alten Heiden einzugehen, konnten das abscheuliche Mönchslatein, das in den Verhandlungen der römischen Kirche vorherrschte, nicht mehr ertragen, nachdem sie die Alten gelesen hatten. Im Laufe der Zeit bildete sich so eine Schule, welche theils außerhalb der Kirche stand, theils derselben feindlich gesinnt war. Die Meisten ließen sich dadurch nicht abhalten, reiche Pfründen anzunehmen und die Ceremonien der römischen Kirche mitzumachen. Sie wollten sich diese Quelle der Ehren und Reichthümer nicht unzugänglich machen. Allein ihre wirkliche Gesinnung brach sich entweder durch die Gleichgültigkeit, welche sie dem Kirchendienste gegenüber zur Schau trugen, oder selbst durch bittern Spott, den sie über viele religiöse Gebräuche ausgossen, Bahn.

Die Reformation brachte, wie im Gebiete der Kirche, so auch in demjenigen der Wissenschaften einen vollständigen Umschwung zu Tage. Die Kirche, welche bis dahin für die Gelehrten nicht viel mehr, als eine melkende Kuh gewesen war, wurde auf Tod und Leben angegriffen. Die sogenannten schönen Wissenschaften oder „Humaniora" traten zurück und die Gottesgelehrsamkeit nahm den Vordergrund wieder ein, wie in den Zeiten des Mittelalters, nur mit dem Unterschiede, daß die Gelehrten deren Joch nicht mehr geduldig trugen, sondern dieses entweder angriffen, oder vertheidigten. Zur Wissenschaft, im eigentlichen Sinne des Wortes, konnte sich die Gottesgelehrsamkeit schon aus dem Grunde nicht entwickeln, weil nicht blos Katholiken, sondern auch Protestanten der freien Forschung durch ihre Glaubensformeln unübersteigliche Schranken setzten.

Auf theologischem Gebiete, welches seiner Natur nach sich am allerwenigsten für wis-

senschaftliche Behandlung eignet, entbrannte zuerst der Kampf, an welchen sich vorzugsweise die Entwicklung der Menschheit anknüpfte.

Wir haben im Laufe dieses Buches denselben geschildert. Hier bleibt uns nur übrig, anzudeuten, welchen Einfluß er auf die Wissenschaften übte.

Die Reformatoren waren nicht blos Männer des praktischen Lebens, sie waren auch Gelehrte, welche in mehr als einer Beziehung die Wissenschaft förderten und ausbreiteten freilich nur bis zu einem bestimmten Grade. Denn wo dieser überschritten wurde, stellten sie sich, wie in der Fabel der Erzengel Michael vor den Eingang des Paradieses, vor die Pforte, welche in das Gebiet der Vernunft führte.

Die Uebersetzung der Bibel, welche Martin Luther seinem Volke gab, bot den Deutschen das Mittel, den Pfaffen aller Bekenntnisse gegenüber nachzuweisen, inwiefern deren Glaubenssätze im Widerspruche mit der sogenannten göttlichen Offenbarung standen. Es wurde dadurch unstreitig die Selbstthätigkeit aller denkenden Menschen angeregt, zugleich aber auch beschränkt, indem Niemand es wagen durfte, über die Bibel hinaus zu gehen, oder auch nur ihr eine von den tonangebenden Geistlichen abweichende Deutung zu geben.

Die Meisterschaft, mit welcher Martin Luther *) die deutsche Spache behandelte, hob diese plötzlich hoch über ihre frühere Zeit rauher und ungeschlachter Ausdrucksweise hinweg. Spätere Bibelübersetzungen mögen einige Mißverständnisse und Härten beseitigt haben. Als Ganzes bleibt Luthers Werk unübertroffen. Das deutsche Volk erhielt durch Luther ein Lesebuch, welches, bei allen seinen Mängeln und trotz der vielen Irrthümer, welche darin enthalten sind und durch Deutung hineingelegt wurden, doch dem Bildungszustande der damaligen Zeit entsprach und jedenfalls weit belehrender und erhebender wirkte, als die Legenden und Wundergeschichten der katholischen Kirche.

Auch insofern wirkte Luther erfrischend und belebend auf sein Volk, als er demselben die Anregung gab, nicht in einer unverständlichen, sondern in der Landessprache kirchliche Lieder zu singen.

Melanchton †) that vieles zur Verbreitung klassischer Werke des Alterthums. Er übersetzte den Pindar, den Euripides und mehrere der wichtigsten Stellen des Thucydides, Demosthenes und Isokrates. Er schrieb mehrere Handbücher der Grammatik, Rhetorik und Mathematik, regte andere strebende Geister zu ähnlicher Thätigkeit an und wirkte in großartiger Weise für die Verbesserung des Schulwesens. Ein bedeutender Fortschritt wurde in der Kirchengeschichte durch die sogenannten "Centuriae Magdeburgenses" gemacht, welche zuerst zu Magdeburg und später zu Wismar herausgegeben wurden. Mehrere protestantische Geistliche, namentlich Wigand, Judex, Faber und Corvinus wirkten unter Leitung des Flacius Illyricus bei diesem Geisteswerke zusammen. Es war der erste Versuch, die Kirchengeschichte quellenmäßig zu bearbeiten und wenigstens von dem gröbsten Unsinn zu reinigen, welcher bisher damit verbunden war. Dreizehn Jahrhunderte wurden gedruckt und boten den Protestanten reichlichen Stoff zu Angriffen auf die katholische Kirche. Um sich nicht lediglich auf das Schimpfen beschränken zu müssen, ahmten die Katholiken das Beispiel ihrer Gegner nach und gaben von ihrem Standpunkte aus auch Kirchengeschichten heraus. Zuerst schrieb der Cardinal Baronius eine solche unter dem Titel „Annales," welche bis 1498 reichte und später in verschiedenen Abtheilungen bis zum Jahre 1640 fortgesetzt wurde. Diese Sammlung enthielt aber so viele Abgeschmacktheiten, daß sie selbst blindgläubigen Katholiken zu starke Zumuthungen machte. Der Mönch Pagi verbesserte sie, und die von ihm besorgte Ausgabe trat später in allgemeinen Gebrauch.

*) Geboren zu Eisleben 1483.

†) Geboren zu Bretten 1497, gestorben 1560.

Das größte Verdienst um die Kirchengeschichte nach römisch-katholischer Anschauung erwarb sich Paolo Sarpi, derselbe den wir schon weiter oben *) kennen gelernt haben. Seine Geschichte des Tridentiner Concils ist ein vortreffliches Werk, welchem Protestanten nicht minder als aufgeklärte Katholiken volle Gerechtigkeit wiederfahren ließen. Doch konnte es Sarpi eben deßhalb nicht in Italien drucken lassen. Seine Geschichte des Tridentiner Concils erschien unter Vermittelung des Marc Antonio de Dominis (1619) zu London. Dieser würdige Gelehrte erlitt dafür den Tod. Sein und Sarpi's Schicksal haben wir bereits oben erzählt. †)

In der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts konnten die edelsten Männer Italiens, welche ein reges Streben hatten, dem kirchlichen Unsinn entgegenzutreten, noch entfliehen. Peter Martyr Vermiglio, Martinenghi und Paul Lacize, der Kapuziner General Occhino, Pater Paul Vergerio, die beiden Socine und andere ausgezeichnete Italiener, vor allen Giordano Bruno, ‡) welche in ihren Ideen den deutschen Reformatoren weit vorangeeilt waren und daher auch von ihnen verfolgt wurden, beweisen, daß es in Italien wohl Männer gab, die für den Fortschritt auf dem Gebiete der Religion Sinn und Muth besaßen. Allein die ihnen feindliche Uebermacht war zu groß. Sie mußten weichen. Seit den Zeiten des blutigen Papstes Pius V. wurde den strebenden Männern die Flucht nicht mehr gestattet. Sie wurden ergriffen, in die Kerker der Inquisition geworfen und traten aus diesen nur hervor, um in den Formen des römisch-katholischen Kirchenrechts ermordet zu werden. §) Die Jesuiten bemächtigten sich der Leitung der gesammten katholischen Kirche auf dem Gebiete der Theorie sowohl als der Praxis.

Die verderbliche Richtung, welche sie der Theologie gaben, haben wir schon oben ‖) näher bezeichnet.

In ganz ähnlicher Weise, wie die Gottesgelehrsamkeit wurde durch die Reformation auch die Rechtswissenschaft erschüttert. Nur ist es merkwürdig, daß nicht die Protestanten, sondern die Katholiken den ersten Anstoß zu einem revolutionären Staatsrechte gaben. Aus Haß gegen alle diejenigen Fürsten, die sich nicht von ihnen als willenlose Werkzeuge gebrauchen lassen wollten, predigten die Jesuiten die Lehre, daß Könige nicht nur vor Gericht gefordert und abgesetzt, sondern auch ermordet werden könnten. ¶) Sie und ihre Schüler beschäftigten sich eifrig mit dem Morde von Königen und anderen Männern von Bedeutung. Heinrich III. und Heinrich IV. von Frankreich, der Prinz von Oranien, Wallenstein und unzählige andere, welche unter ihrer Mörderhand fielen, zeugen dafür. Die Protestanten, welche den Mord niemals gut hießen, fingen zuerst an, tyrannische Könige abzusetzen oder selbst zum Tode zu verurtheilen. Die Niederländer zerbrachen das Joch der spanischen Philippe und die Schotten und Engländer dasjenige der Stuarte. Maria und Karl aus diesem Hause büßten ihre Verbrechen auf dem Schaffotte. Die großartigen Bewegungen, welche der Kampf der Völker gegen ihre Tyrannen hervorrief, drängten auch die Rechtsverständigen von dem trockenen Studium des römischen Rechts zu der philosophischen Erörterung der Tagesfragen hinüber. So entstanden eine Reihe von Werken, welche der Rechtswissenschaft eine neue, frische Kraft einhauchten.

Die ersten Versuche, welche die Gelehrten auf dem bis dahin fast gänzlich unangebauten Felde der Staatswissenschaft machten, deuteten allerdings auf eine große Unkenntniß und einen vollständigen Mangel an Erhabenheit über die bestehenden Verhältnisse. Allein es war schon ein Gewinn, daß die großen Fragen des allgemeinen Staatsrechts:

*) S. oben §. 21, S. 161.

†) S. oben § 21, S. 160 f. § 22, S. 167.

‡) S. oben § 28, S. 223. §) S. oben § 20, S. 141 ff.

‖) S. oben § 26, S. 189 ff. ¶) oben S. § 20, S. 155 ff.

was ist der Staat, die Staatsgewalt, der Bürger, die Familie? aufgeworfen wurden. Nur insofern haben die Schriften Bodin's, *) Graswinkel's †) und Hobbes ‡) bleibenden Werth, als sie eine Menge Stoffes zusammenbrachten, welcher späteren Schriftstellern Gelegenheit zu gründlicheren und freieren Erörterungen gab. Ungeachtet diese drei Schriftsteller sämmtlich mehr oder weniger monarchische Ansichten hegten, förderten sie doch die Wissenschaft. Namentlich riefen die ultramonarchischen Ansichten, mit welchen Graswinkel und Hobbes hervortraten, unter allen denkenden Menschen eine entgegengesetzte Anschauung hervor, welche sich im Laufe der englischen Revolution mehr und mehr Bahn brach und als deren Vertheidiger Johann Milton in zahlreichen Druckschriften, welche jedoch größtentheils erst im folgenden Zeitabschnitte erschienen, sich auszeichnete. So wurde der Grund zu einem philosophischen Staatsrechte gelegt, welches übrigens unter dem Einflusse der Despoten der zweiten Hälfte des siebenzehnten und der ersten des achtzehnten Jahrhunderts keine großen Fortschritte machte. §)

Wie das allgemeine Staatsrecht, so war auch das Völkerrecht im Laufe des Mittelalters sehr wenig gehegt worden. Hugo Grotius ‖) war es, welcher in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts den Grund zu diesem Theile der Rechtswissenschaft legte.

Wenn auf diese Weise in die höchsten Regionen der Rechtswissenschaft auch einiges Licht eindrang, so blieben doch die niedern Theile derselben in tiefstes Dunkel gehüllt. Von der haarsträubenden Grausamkeit der Gesetzgeber jener Zeiten legt unsere peinliche Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V. ein schmähliches Zeugniß ab. Den finstern Aberglauben, in welchen die Rechtsgelehrten damaliger Zeit versunken waren, beweisen die Hexenprozesse, welche an der Tagesordnung waren und mit demselben Gepränge, wie jetzt die Hochverrathsprozesse betrieben wurden. Die Rechtsansichten der katholischen Inquisition haben wir schon weiter oben geschildert. ¶)

Wenn die Despoten der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts die edelsten Männer der Zeit als Hochverräther oder Majestätsverbrecher bestrafen lassen, so haben sie eine gewisse Entschuldigung in der wohlerkannten Wahrheit, daß ihnen freiheitsliebende Männer gefährlich sind. Doch die armen Menschen, welche im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert unter dem Vorwande der Hexerei und Zauberei zu Tode gequält wurden, waren durchaus ungefährliche Wesen, wie auch die meisten derjenigen, welche die Inquisition unter dem Vorwande der Ketzerei an dem blutigen Altare der Kirche schlachtete. Wer im Angesichte aller dieser Thatsachen den Fortschritt der Menschheit läugnet, muß in der That sehr verblendet sein. Die Leiden, welche uns selbst treffen, dürfen uns nie den freien Blick in die Gegenwart und die Vergangenheit verdüstern. Wer nicht im Stande ist, die ihm von dem Leben aufgebürdete Last leicht und frei auf die reinen Höhen zu tragen, welche von keinem Nebel umhüllt sind, hat kein richtiges Urtheil über sich selbst und noch viel weniger über die Menschheit.

Die Gottesgelehrsamkeit und die Rechtswissenschaft mußten von jeher, weil sie inniger als andere Wissenschaften mit dem Leben zusammenhängen, und daher

*) Johann Bodin geboren zu Angers 1529 oder 1530, gestorben 1596. Sein Hauptwerk führt den Titel: „Ueber den Staat." S. auch oben § 28, S. 224.

†) Theodor J. F. Graswinkel geboren zu Delft im Jahre 1600, gestorben 1666. Seine staatsrechtliche Abhandlung führt den Titel: „Von dem Majestätsrechte."

‡) Thomas Hobbes war geboren zu Malmsbury 1588 und starb 1679. Er legte seine Ansichten in zwei Büchern nieder „Von dem Bürger" und „Leviathan."

§) Siehe „Kritische Geschichte des allgemeinen Staatsrechts" von Gustav Struve. Mannheim, 1847.

‖) Grotius war zu Delft i. J. 1583 geboren und starb 1645. Sein Hauptwerk ist „Von dem Rechte des Krieges und des Friedens."

¶) S. § 27, S. 208 ff.

den Leidenschaften der Menschen Nahrung geben, der Freiheit der Forschung mehr und mehr entbehren. Je weniger ein Wissenszweig dem Staate und der Kirche zum unmittelbaren Stützpunkte diente, desto ungestörter von außen konnte er angebaut werden. Doch alle Wissenschaften sind, gleich den Ringen einer Kette unter sich und mit dem Leben verbunden. Dieses erkannten die Tyrannen des sechszehnten und des siebenzehnten Jahrhunderts deutlicher, als ihre Vorgänger, und daher war kein großer Geist, welcher neue Bahnen brach, auf irgend einem Felde seines Lebens sicher. Im günstigsten Falle ließen sie denselben unbeachtet sich abmühen, im schlimmsten mußte er mit seinem Leben dafür büßen, daß er es gewagt hatte, die wahre Majestät der Wissenschaft der Schein-Majestät der Throne entgegen zu setzen.

Jene abstracte Philosophie, welche gegenstandlos im unendlichen Weltenraume umher irrte, die alten Sprachen, welche die gewöhnlichen Menschen mehr von der Gegenwart abzogen, als zum Kampf mit deren Mißbräuchen anspornten, beschützten die Tyrannen bisweilen. Doch auch in dieser Beziehung trat im sechszehnten Jahrhundert ein Wendepunkt ein. Italien hörte auf, der Lieblingssitz der Alterthumsforscher zu sein. Diese wanderten nach Frankreich.

In ähnlicher Weise, wie früher manche Päpste gesucht hatten, sich den Schein zu geben, als beschützten sie Wissenschaften und Künste, that es auch König Franz I. von Frankreich. Er gab das erforderliche Geld her, mit dessen Hülfe werthvolle Handschriften angekauft und gelehrte Männer unterstützt wurden. Besonders schätzenswerth waren die Sammlungen, welche Wilhelm Postel anlegte, und welche später von dem Könige erworben und den Forschern zugänglich gemacht wurden. Da übrigens Franz I. der Reformation mit Grausamkeit entgegen trat, konnte er nur solche Gelehrte, die sich mit den großen Fragen des Tages nicht beschäftigten, oder wenigstens den Schein des katholischen Lebens annahmen, wie Rabelais, in seinen Schutz nehmen.

Die zahlreichen Alterthumsforscher und Sprachkundigen, welche Frankreich in diesem Zeitabschnitte hatte, führe ich nicht an, denn die Zeit, da sich die Völker nur am Stabe der klassischen Vergangenheit aufrichten konnten, war vorbei. Alterthums- und Sprach-Kunde, so wichtige Hülfswissenschaften sie noch immer waren, mußten den unmittelbar praktischen Wissenszweigen den Platz räumen, den sie früher behauptet hatten. Sie gaben nicht mehr den Ton an. Die Menschheit war vorangeschritten.

Unter den großen Geistern des sechszehnten Jahrhunderts, welche Frankreich hervorbrachte, nimmt Montagne*) einen der ersten Plätze ein. Seine Versuche enthalten einen unerschöpflichen Schatz treffender Bemerkungen und gesunder Gefühle, welche ihren Werth darum nicht verlieren, daß sie ohne ein anderes Band, als dasjenige der Persönlichkeit des Verfassers an einander gereiht sind. Er war gleich hoch über katholischen und protestantischen Glaubensformeln erhaben, obgleich sein Vater ihn hatte katholisch taufen lassen und er selbst die Ceremonien dieser Kirche mitmachte. Die Geißel, welche er über den Aberglauben seiner Zeit schwang, trifft noch immer scharf, da der Unsinn des sechszehnten Jahrhunderts, wenigstens in seiner äußeren Form, sich auf das neunzehnte fortgeerbt hat. Seine Werke erschienen leider gleich anfangs verstümmelt, weil die Machthaber die Wahrheit zu sehr haßten, und wurden später durch Modernisirung des Styl's geschwächt. Allein auch in dieser mangelhaften Form enthalten sie noch reichen Stoff der Belehrung und kräftige Anregung zum Kampfe gegen die herrschenden Vorurtheile.

Der Franzose Montagne†) beschäftigte sich mit den Erscheinungen des Lebens in Kirche, Staat und Gesellschaft in loser Ordnung, der Engländer Franz Bacon mit der

*) Michael Eyquem de Montagne geboren 28. Februar 1533, gestorben 13. September 1592.

†) S. auch oben § 28 S. 224.

Natur in wissenschaftlicher Form. Er drang zuerst mit Nachdruck darauf, durch thatsächliche Beobachtungen den Grund der Wissenschaften fest und tief zu legen. Er brachte die verschiedenen Wissenszweige in Verbindung mit den Naturanlagen der Menschen und machte selbst sehr wichtige Entdeckungen in der Physik. Er umfaßte den größten Theil des Wissens seiner Zeit, vermehrte es durch seine Forschungen und erhellte es durch die Strahlen seines Geistes, die er darüber ausgoß *)

Die Anregung, welche von Bacon ausging, wirkte mächtig auf das gesammte Gebiet der Naturwissenschaft. Die Systeme, welche sich nur gründeten auf die Steckenpferde von Leuten, die sich nicht die Mühe gaben, zu beobachten, zu sammeln und zu sichten, verloren an Wichtigkeit, obgleich sie nur zu lange noch eine Rolle spielten.

Harvey†) der Entdecker des Kreislaufes des Blutes erwarb sich unsterbliche Verdienste um die Arzneiwissenschaft. Obgleich er lange Zeit auf's bitterste angefeindet wurde, erlebte er doch, daß seine Verdienste ziemlich allgemein gewürdigt wurden.

Der Italiener Torricelli‡) entdeckte das Barometer und bereicherte überhaupt die Physik durch viele und bedeutende Forschungen. Leider starb er zu früh für die Wissenschaft. In jungen Jahren hatte er großes geleistet.

Die Fortschritte, welche die Erd- und die Völkerkunde im Laufe dieses Zeitabschnitts machte, haben wir in Betreff der neuen Welt schon oben||) geschildert. Allein auch die alte Welt wurde genauer, als früher erforscht und beschrieben. Die Zahl der Quellen-Schriftsteller vermehrte und verbesserte sich. Zwar traten in einzelnen Staaten Rückschritte ein. Im Ganzen genommen machte die Wissenschaft auch in der Geschichtschreibung Fortschritte. Wie die klassische Bildung, so siedelte auch die geschichtliche von Italien nach Frankreich über.

Auf dem Gebiete der Geschichtschreibung trat in Italien derselbe Verfall ein, wie auf den meisten übrigen Feldern des Strebens. Macchiavelli und Guicciardini gehören ihrem ganzen Wesen nach dem Mittelalter und nicht der Neuzeit an. Sie nahmen in ihren Schriften keine Rücksicht auf den Umschwung, der sich in ihren Tagen jenseits der Alpen schon vorbereitete. Sie reichen überhaupt nur mit einem kleinen Theile ihres Lebens in die Neuzeit herein§).

Derjenige Rest von Freiheit, von welchem diese beiden Schriftsteller Gebrauch machten und welcher denselben den größten Theil ihres Werthes verlieh, ging den Italienern bald schon verloren, wie sich schon daraus ergiebt, daß nach ihnen kein Geschichtschreiber mehr die Mißbräuche der katholischen Kirche in ähnlicher Weise, wie Macchiavelli und die Gebrechen der Päpste und kleinen Tyrannen, wie Guicciardini zu rügen wagte, und daß die Stellen, worin letzterer dieses gethan hatte, aus den meisten Ausgaben seiner Werke auf höhern Befehl ausgelassen wurden.

Ich gehöre nicht zu den Verehrern dieser beiden Geschichtschreiber¶), allein die Anerkennung großer Kenntnisse und Talente kann ihnen Niemand versagen. Ihre Werke zeichnen sich nicht bloß durch Reinheit des Styls, obgleich derjenige Guicciardini's etwas schleppend war, aus, sondern auch durch großen Reichthum an Gedanken und durch ein

*) Er war geboren 1561 und starb 1626. Seine bedeutendsten Werke sind: „Neues Organon der Wissenschaften" und „über die Würde und die Vermehrungen der Wissenschaften." Siehe auch oben § 84 S. 558.

†) Geboren zu Folkstone 1578, gestorben 1658. Sein Hauptwerk heißt: „Von der Bewegung des Herzens und des Blutes."

‡) Geboren 1608, gestorben 1647. ||) S. oben §§ 96—100, §§ 101—107.

¶) Macchiavelli war 1469 geboren und starb 1527. Guicciardini war 1482 geboren und starb 1540.

§) S. Weltgeschichte Buch VI. S. 106.

scharfes Urtheil aus, welchem aber die Stellung der beiden Geschichtschreiber und ihr Mangel an Freiheits- und Rechts-Gefühl nur zu oft Eintrag thut. Ganz ohne bessere Beweggründe waren aber beide Schriftsteller nicht. Machiavelli suchte, sein Volk aus der Schlaffheit, in die es gefallen war, aufzurütteln. Er zeigte den Italienern die Wichtigkeit kriegerischer Uebung und Organisation. Er geißelte die Ueppigkeit seiner Landsleute und hielt ihnen die ursprüngliche Einfachheit und Sittenreinheit der Römer als Muster vor. Allerdings war das Ziel, nach welchem er strebte, nicht die Freiheit des Volkes, sondern die Herrschaft des Adels und die Mittel, die er empfahl, zeugen von einer gänzlichen Gewissenlosigkeit. Allein Machiavelli war wenigstens über den Aberglauben seiner Zeit erhaben und erkannte, daß das Hauptübel Italiens in dem auf dem Lande ruhenden Pfaffenthume liege.

Guicciardini, welcher gerade dreizehn Jahre später als Machiavelli geboren ward und starb, steht an künstlerischer Vollendung tief unter Machiavelli. Zu seiner Zeit begann schon die Abnahme der Geisteskraft der Italiener sich fühlbar zu machen. Bei Machiavelli herrschte der Gedanke, bei Guicciardini der Stoff vor. Daher wird dieser schwerfällig und übertrieben ausführlich. Er wiederholt sich oft und theilt zu viele Kleinigkeiten mit, als daß sein Werk allgemein ansprechen könnte.

Mit Guicciardini hörte die italienische Geschichtschreibung im höhern Sinne des Wortes auf, obgleich es natürlich an Schriftstellern nicht fehlte, welche vorgaben, Geschichte zu schreiben*). Die Wahrheit durften die Italiener nicht auf die Nachwelt bringen. Die Lüge, die Schmeichelei oder selbst die Mischung der Wahrheit mit diesen beiden Bestandtheilen ist keine Geschichte.

Die kleinen Niederlande brachten in diesem Zeitabschnitte größere Geschichtschreiber hervor, als das große Italien, welches Jahrhunderte lang an der Spitze der europäischen Civilisation gestanden war. Von vielen nenne ich hier nur Hugo Grotius†) und Em. Meteren‡).

Die Franzosen sind sehr reich an Memoirenschreibern, welche über einzelne Menschen und Ereignisse werthvolle Nachrichten mittheilen, allein keinen wissenschaftlichen Werth besitzen. Das einzige Werk, das solchen hat, schrieb August De Thou‖). In seiner Stellung als Parlaments-Rath und später Parlaments-Präsident hatte er viele Gelegenheit, Menschen und Ereignisse zu beobachten und zu ergründen. Er sammelte und forschte sein ganzes Leben lang§). Dabei nahm er einen sehr eifrigen Antheil an den Begebenheiten seiner Zeit. Er brachte den Bund zwischen Heinrich III. und dem Könige von Navarra zu Stande, welcher diesem die Thronbesteigung später sehr erleichterte. Nach Heinrich's III. Ermordung war er eine der kräftigsten Stützen der Regierung Heinrich's IV. In seinen religiösen Anschauungen gehörte er zu jener zahlreichen Klasse von Franzosen, die sich zwar im Innern ihre eigenen Ansichten rein erhalten, auch im Geiste derselben handeln, allein da sie keine Neigung zum Märtyrerthume haben, die von den Umständen ihnen zugemutheten Aeußerlichkeiten mitmachen, um ihre Stellung nicht zu gefährden. De Thou war im Herzen aufgeklärt, durchaus frei von Verfolgungssucht, und neigte sich mehr der protestantischen, als der katholischen Religion zu. Doch galt er äußerlich als Katholike.

Sein treffliches, in klassischem Latein geschriebenes Werk erhielt sich zwei Jahrhun-

*) Ich erwähne beispielsweise Bentivoglio historia della guerra di Fiandria und Davila historia delle guerre civili in Francia. Beide liefern übrigens manchen Stoff für die Geschichtschreibung.

†) Hugo Grotii Annales de rebus belgicis ab obitu Philippi II. ad inducias 1609.

‡) Em. Meteren's niederländische Historien vom Anfange des Krieges bis 1611. Arnheim 1612.

‖) Augusti Thuani libri XXXVIII. historiarum sui temporis.

§) Er war geboren 1553 und starb 1619.

derte lang als Lesebuch der Geschichte. Es war so frei gehalten, daß es erst im Jahre 1732 von dem Engländer Corte unverstümmelt herausgegeben wurde. In der ursprünglichen Ausgabe*) fehlten die kräftigsten Stellen.

Unter den deutschen Geschichtschreibern dieses Zeitabschnittes verdient Sebastian Franke hervorgehoben zu werden. Er gehörte der Secte der Wiedertäufer an, ohne jedoch an deren Abgeschmacktheiten Theil zu nehmen. Im Gegentheile war seine religiöse Anschauungsweise frei von den Vorurtheilen seiner Zeit, in dem Maße, daß ihm ein Vorwurf daraus gemacht wurde, eine Religion, eine Secte und eine Meinung sei ihm immer gerade so gut, wie jede andere; er rede von einem inneren Worte, von einem Christus in uns; weßhalb er, von der Polizei viel verfolgt, aus Nürnberg, Ulm, Straßburg und anderen Städten vertrieben wurde. Zum Glücke hing damals die Polizei der verschiedenen Städte und Bezirke Deutschland's nicht so eng zusammen, wie in unseren Tagen. Franke konnte daher, ungeachtet aller Hemmnisse, die ihm bereitet wurden, seine Bücher drucken und verkaufen. Eine außerordentliche Verbreitung fand seine „Allgemeine Geschichte"†) und seine „Geschichte Deutschland's"‡). Luther und Melanchton, welchen Franke in religiöser Beziehung viel zu aufgeklärt war, eiferten vergebens gegen ihn und seine Schriften. Diese wurden zu wahren Volksbüchern und erlebten unzählige Auflagen. Beweis genug, daß selbst unter den Protestanten des sechszehnten Jahrhunderts Luther und Melanchton nicht allmächtig waren, vielmehr neben ihnen sich noch andere Männer verschiedener Anschauungsweise geltend machen konnten. Franke schrieb ferner ein Büchlein unter dem Titel: „Paradoxa, oder zwei hundert und achtzig Wunder-Reden aus der heiligen Schrift," welches deutlich zeigt, daß Franke an die Gottheit Christi nicht glaubte, vielmehr eine Art Pantheismus annahm, welcher der Natur-Religion unserer Tage sehr nahe kömmt. Auch diese Paradoxa erlebte viele Auflagen, sogar noch im Jahre 1690 eine zu Riga. Nicht minder beliebt war die von Franke herausgegebene Sammlung deutscher Sprüchwörter, welche von Bürgern und Bauern mit großem Eifer gelesen wurde.

Unseren lieben Deutschen machte während dieses Zeitabschnittes die Religion so viel zu schaffen, daß ihnen für andere Bestrebungen nur wenig Zeit und Muße übrig blieb. Ihren größten Dichter damaliger Zeit, den Nürnberger Meistersänger Hans Sachs, ließen sie in Noth und Jammer enden. Wäre dieser bei seinem Schuhmacherhandwerke geblieben, so hätte er weniger Sorgen gehabt, die deutsche Nation entbehrte aber seiner Gedichte, welche im Laufe von drei Jahrhunderten noch nicht ihren Werth verloren haben.

Wie auf dem Gebiete der Religion, so brachen Deutsche auch auf dem Felde der Sternkunde Bahn.

Kopernicus und Keppler, Luther und Melanchton sind Namen, welche den Deutschen, so lange die Welt steht, unvergänglichen Ruhm bereiten. Bis zu den Zeiten Kopernicus wähnten die Menschen, in Uebereinstimmung mit ihren Religionsbüchern, die Erde bilde den Mittelpunkt des Himmelsgewölbes, um sie drehe sich Sonne, Mond und Sterne. Nicolaus Kopernicus||) war der große Geist, der es wagte, im Widerspruch mit den herrschenden Ansichten seiner und aller früheren Zeiten die Behauptung aufzustellen und zu begründen, die Erde bewege sich, gleich allen übrigen Planeten, um die Sonne. Nicht bloß für die Sternkunde, sondern überhaupt für alle Wissenschaft, und namentlich für die Bestimmung des Verhältnisses der Erde, und folgeweise ihrer Bewohner zum Weltall, war

*) Genf 1620 in fünf Folio-Bänden.

†) Chronica, Zeitbuch und Geschichtbibel von Anbeginn bis auf das Jahr 1531.

‡) Germania, das ist Chronica des ganzen deutschen Landes, aller deutschen Völker, Herkommen rc.

||) Er wurde geboren am 19. Februar 1473 zu Thorn, an der Weichsel. Sein Vater war ein Westphale von Geburt, seine Mutter die Schwester des Bischofs von Ermeland, Waisselrod, genannt von Allen.

diese Entdeckung eine der großartigsten, welche jemals gemacht wurde. Es handelte sich hier um die tief eingreifendsten Wahrheiten, um eine Anschauung, deren Folgen bis auf den heutigen Tag noch nicht vollständig in das Bewußtsein der denkenden Menschen übergegangen sind. Wenn die Erde nicht der Mittelpunkt der Schöpfung, sondern nur einer der kleineren unter vielen Planeten ist, die um die Sonne kreisen, so müssen alle Religionsbegriffe, welche auf dem alten Sternensysteme beruhen, als unhaltbar aufgegeben werden. Ein Jahrhundert nach Kopernicus wurde Galilei dafür bestraft, daß er es wagte, die Grundsätze des kopernikanischen Systems zu vertheidigen. Welcher Muth mußte den Entdecker beseelen, daß er in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts die von ihm gefundenen Wahrheiten veröffentlichte! Er zögerte zwar lange damit, denn solche Neuerungen, wie Kopernicus sie machte, müssen wohl erwogen werden. Endlich ließ er sein Hauptwerk*) drucken. Er sah noch ein vollendetes Exemplar desselben, starb aber gleich darauf (11. Juni 1543).

Kopernicus hatte ein Kanonicat am Dome zu Frauenberg erhalten und brauchte sich daher nicht, wie die großen Entdecker früherer und späterer Zeiten mit Nahrungssorgen zu quälen.

Sehr langsam brach sich die von ihm verkündete Wahrheit Bahn. Ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode suchte der dänische und später habsburgische Hof-Astronom Tycho de Brahe, einen Mittelweg zwischen Ptlolemäus und Kopernicus einzuschlagen. Doch ein zweiter Deutscher baute entschlossen auf dem von Kopernicus gelegten Grunde weiter. Die drei Gesetze, welche Johann Keppler†) fand, befestigten und erweiterten zugleich das von seinem Vorgänger aufgestellte System. Kopernicus hatte noch geglaubt, die Planeten bewegten sich im Kreise (in ganz runder Linie) um die Sonne. Eine der wichtigsten Entdeckungen Keppler's war, daß sie sich in Ellipsen (in länglich runden Linien) drehten. Obgleich Keppler das größte astromomische Genie seiner Zeit war, auf dessen Schulter alle späteren Astronomen emporstiegen, so hatte er doch sein ganzes Leben lang mit Armuth und Noth zu kämpfen. Die unsterblichen Schöpfungen, die Früchte Jahrzehnte‡) hindurch fortgesetzter angestrengter Arbeiten brachten ihm wenig oder nichts ein. Mit den astrologischen Kalendern aber die er schrieb, um nicht des Hungertodes zu sterben, verdiente er sich so viel, daß er einen Theil seiner Zeit den Forschungen widmen konnte. Die mächtigsten und reichsten Leute: Kaiser Rudolph II., Wallenstein, Tycho de Brahe und Andere kannten ihn persönlich und benützten ihn auch einigermaßen. Doch ließen sie ihn darben. Um das Maß seines Unglücks zu füllen, gerieth seine Mutter in Gefahr als Hexe verbrannt zu werden. Er mußte mühsam arbeiten, um ihr das Leben zu retten. Wer wagt es, im Hinblicke auf diese Thatsachen noch zu läugnen, daß die Menschheit Fortschritte gemacht habe?! In unseren Tagen haben die freien Geister, die sich nicht in den Dienst der Tyrannei begeben wollen, auch zu kämpfen, doch ihrer Mütter Leben ist nicht mehr durch Hexenprozesse gefährdet.

Im Jahre 1630 reiste Keppler nach Regensburg, um dort die Auszahlung seiner rückständigen kaiserlichen Pension zu bewirken. Dort starb er am 5. November, bevor seine Bitte gewährt war. In seinem Nachlasse fand sich ein Exemplar seiner Schrift "De Stella Martis." Diese wollte er dem Reichstage überreichen in der Hoffnung, denselben günstig für sich zu stimmen. Schwerlich hätte einer der versammelten Fürsten das Buch eines Blickes gewürdigt. Der Tod ersparte dem Forscher neue Kränkungen.

*) De orbium coelestium revolutionibus libri V.

†) Das berühmteste seiner Werk führte den Titel: "Astronomia nova seu Pnysica coelestes tradita commentariis de motibus stellae Martis" Prag 1609.

‡) Geboren den 27. Dezember 1571 zu Wagstatt, einem Dorfe im Würtembergischen.

Würdig reiht sich den beiden deutschen Astronomen der Italiener Galileo Galilei*) an. Er machte zuerst auf die Unebenheit der Oberfläche des Mondes aufmerksam, verbreitete neues Licht über die Milchstraße, entdeckte die Jupiters-Trabanten und den Ring des Saturn und zog aus der Bewegung der Sonnenflecken den Schluß, daß die Sonne sich um ihre Achse drehe. Er verfocht nächst Giordano Bruno, zuerst in Italien das kopernicanische System.

Keppler hatte gedarbt. Galilei hatte abwechselungsweise Gunst der Fürsten und Verfolgung der Pfaffen erfahren. Er unterwarf sich zwar der demüthigenden Ceremonie der Abschwörung der von ihm verkündeten Wahrheiten. Doch im Augenblicke, da sie beendet war, da er sich von den Knieen wieder erhob, sagte er den Ketzerrichtern in's Angesicht: „Und sie bewegt sich doch!"

Die öffentliche Meinung hatte übrigens dazumal in ganz Europa eine solche Kraft gewonnen, daß der Papst Urban VIII. es nicht wagte, die gegen Galilei ausgesprochene dreijährige Kerkerstrafe ganz zu vollziehen. Er begnügte sich mit dem Widerrufe und dem Gefängnisse, welches der Greis in den Wintermonaten des Jahres 1633 hatte erdulden müssen.

Ein Huß und unzählige andere ließen eher ihr Leben, als daß sie ihre Ueberzeugung verleugneten. Galilei betrachtete den Widerruf als eine sinnlose Ceremonie, der er sich unterwarf. Allein er empfand doch das demüthigende dieser Handlung tief. Die Verbreitung der Wahrheit konnte das Papstthum nicht verhindern. Das Ansehen Rom's mußte aber in den Augen aller Männer der Wissenschaft noch tiefer erschüttert werden, indem sie den vergeblichen Kampf des Pfaffenthums gegen den Geist der Zeit so handgreiflich hervortreten sahen. Die Wissenschaft schritt vorwärts den Päpsten zum Trotze.

Die Sitze desselben vermehrten sich. Eine große Anzahl von Universitäten wurden in rascher Folge hinter einander gegründet: Marburg im Jahre 1529, Königsberg 1544, Dillingen †) 1554, Jena 1558, Helmstedt ‡) 1575, Altdorf 1576 ||) Würzburg 1582, Grätz 1585, Paderborn §) 1592, Gießen 1607. Stadthagen hielt sich nur zwei Jahre lang 1619—1621, Rinteln von 1621—1810, Salzburg von 1623 bis 1810, Dorpat von 1630 bis heute, Münster von 1631—1818, Osnabrück von 1632—1633, Tyrnau von 1635—1777, zu welcher Zeit die Universität nach Pesth verlegt wurde, Herborn, welche später in ein Seminar verwandelt wurde, endlich Duisburg von 1635 bis 1804.

Von diesen Hochschulen hatten freilich die meisten confessionelle Tendenzen, welche deren wissenschaftlichen Bestrebungen großen Eintrag thaten. Allein im Ganzen genommen brachten sie der guten Sache doch mehr Vortheil, als Schaden.

Seit dem Ende des Mittelalters, d. h. seit sich die Nationen mehr und mehr ihre eigenen Bahnen brachen, und sich von ihren Tyrannen nicht mehr geduldig vorschreiben ließen, was sie denken und glauben sollten, machten sich diese ein Geschäft daraus, die für Wahrheit und Freiheit gegründeten Anstalten und Einrichtungen so schnell als möglich zu ihren Zwecken, d. h. zur Verbreitung der Lüge und des Despotismus auszubeuten. So suchten sie die Presse, so die Universitäten für sich in Beschlag zu nehmen. Theilweise gelang ihnen dieses auch, aber den größern Gewinn zogen doch die Völker aus den ursprünglich zu ihren Gunsten und von Männern aus ihrer Mitte angeregten Bestrebungen.

Die Art und Weise, wie Päpste und Könige im Gebiete der Wissenschaften wirkten, wird am anschaulichsten, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie sie die hervorragendsten Träger derselben behandelten.

*) Er wurde geboren 18. Februar 1564, er starb 8. Januar 1642.

†) Diese Hochschule der Jesuiten ging im Jahre 1804 wieder ein.

‡) Sie bestand bis 1809. ||) Sie dauerte bis 1807. §) Sie entschlief 1819.

Die Päpste thaten Luther, Melanchton und deren hervorragendste Anhänger in den Bann und hätten sie gern verbrennen lassen, wenn sie dazu die Macht gehabt hätten; sie brachten Giordano Bruno auf den Holzstoß, vergifteten de Dominis und ließen mehrere Mordanschläge auf Paul de Sarpi machen; sie sperrten Galilei ein und zwangen ihn, die von ihm verkündeten Wahrheiten zu widerrufen. Dagegen hegten sie die Orden der Jesuiten, Dominicaner und Franziscaner und dasjenige Wissen, welches diese verbreiteten, d. h. den vollkommensten Gegensatz der Wissenschaft.

Die Könige ließen Luther und Melanchton, Hans Sachs, Keppler, kurz alle wahren Größen, so lange sie lebten, darben, während sie Tycho de Brahe, Rabelais und Leute ihres Schlages begünstigten. Unter der Herrschaft der spanischen Könige und italienischen Fürsten wurde jede Spur von Wissenschaft erdrückt. Nur die Republik Venedig hegte einige Keime derselben. Sie beschützte und ehrte Paul de Sarpi. Die katholischen Fürsten begünstigten katholische, die protestantischen protestantische Finsterlinge. Die Königin Elisabeth von England that zwar nichts erhebliches zur Beförderung der Wissenschaften, allein sie hinderte dieselben doch nicht. Gustav Adolph war der einzige König dieses Zeitabschnitts, welcher in großartiger Weise für die Wissenschaften Opfer brachte.

Unermeßliche Summen wurden auf Gründung von Verdummungsanstalten aller Art, Klöster, Kirchen,, Pflanzschulen für Geistliche u. s. w. verwendet, Millionen über Millionen in leeren Festlichkeiten verschwelgt. Die Lehrer, welche der Natur der Sache nach durchaus unabhängig gestellt sein sollten, standen fast aller Orten unter der Aufsicht der Geistlichen, wurden als eine dieser untergeordnete Klasse von Menschen betrachtet, hatten mit Armuth zu kämpfen und wurden von den Pfaffen gehemmt.

Das Verhältniß der Lehrer zu den Geistlichen gibt uns den besten Maßstab für die Geltung, welche das Wissen im Verhältniß zum Glauben hatte. Die Schule, welche das Wissen vertrat, wurde sehr kümmerlich gehalten, die Kirche, welche auf dem Grunde des Glaubens ruhte, war reich und angesehen. In protestantischen Ländern war das Verhältniß zwischen Kirche und Schule schon traurig genug bestellt, in katholischen aber noch weit schlimmer. In jenen war doch gewöhnlich neben der großen Kirche ein kleines Schulhaus, und neben dem geehrten Herrn Pfarrer ein armes Schulmeisterlein. In katholischen Staaten dagegen fehlte die Kirche zwar in keinem Dorfe, aber sehr oft die Schule, und durchschnittlich war diese weit schlechter bestellt, als in den protestantischen Ländern.

Im Ganzen genommen verbesserte sich doch im Laufe dieses Zeitabschnittes das Verhältniß der Schule zur Kirche, der Wissenschaft zur Religion. Die Schule gewann, die Kirche verlor an Bedeutung. Das Pfund, welches auf die Schule verwendet wurde, trug reichliche Zinsen, dasjenige, welches die Kirche verschlang, ging der Menschheit verloren, oder brachte ihr Schaden.

## § 112. Künste.

Die Freunde des Mittelalters und des Papstthums ziehen sich, wenn sie aus allen übrigen Feldern zurückgeschlagen sind, gewöhnlich auf dasjenige der Kunst zurück, und behaupten, daß auf diesem Gebiete wenigstens die katholischen Staaten, zumal Italien, den protestantischen das Banner vorangetragen hätten. Rotteck z. B. beginnt den Paragraphen der schönen Künste und Wissenschaften mit den klingenden Worten: „Italien — wie zum Ersatz für seinen schwindenden Kriegs- und Freiheitsruhm — wurde die Heimath der schönen Kunst.“ Allein diese Behauptung ist ebenso unmöglich, als ungeschichtlich. Die Wahrheit ist, daß Italien nicht so schnell, als auf dem Gebiete des Kriegs und der Freiheit

auch auf demjenigen der Kunst von den fortschreitenden Nationen der Erde eingeholt und überflügelt wurde. Italien wurde nicht im Laufe dieses Zeitabschnitts die Heimath der Kunst, vielmehr machte dieses Land wie auf jedem andern, so auch auf dem Gebiete der Kunst unausgesetzte Rückschritte von dem Augenblicke an, da die Reformation anfing, der Mittelpunkt der geistigen Bewegung der Völker Europa's zu werden. Seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts sank die Kunst, gleich allen übrigen edeln Bestrebungen in Italien, während sie sich im Schooße der protestantischen Völker, welche früher nur wenig darin geleistet hatten, mehr und mehr hob.

Im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts erzeugte Italien noch große Dichter, Bildhauer, Baukünstler und Maler, doch später nicht mehr. Die Blüthen der Kunst wurden nicht minder, als diejenigen der Wissenschaft, von der rauhen Hand kirchlicher und weltlicher Despoten abgestreift, bevor sie Früchte tragen konnten.

Den italienischen Dichtern, welche gegen Ende des fünfzehnten und im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts geboren wurden, können wir die Anerkennung ausgezeichneter Naturanlagen nicht vorenthalten. Allein sie waren in der Wahl ihrer Gegenstände beschränkt und dieselbe Knechtschaft, welche mehr und mehr alle Beziehungen des italienischen Lebens in Ketten und Bande schlug, machte sich auch im Gebiete der Poesie fühlbar.

In Italien hätten sich die dichterischen Schwingen eines Shakespeare und eines Milton niemals entfalten können. In England hätten Ariosto und Tasso ganze andere Werke zu Tage gebracht, als sie unter dem Drucke kirchlicher und weltlicher Tyrannen in ihrem Vaterlande zu erzeugen vermochten.

Lodovico Ariosto war im Jahre 1474 geboren und hatte das Hauptwerk seines Lebens, den "Orlando furioso" schon vor dem Beginne dieses Zeitabschnittes (1516) im Drucke erscheinen lassen, obgleich er bis zum Jahre 1533 lebte und insofern theilweise wenigstens dieser Periode angehört. Er mußte, um sich auf den Schwingen seiner unerschöpflichen und großartigen Phantasie erheben zu können, in das Reich der Fabeln und der Wunder flüchten, und die wirkliche Welt mit ihren Mängeln und Gebrechen fast gänzlich vermeiden. Sein erhabener Geist, sein feiner Witz, seine treffende Ironie, seine hinreißende Sprache und der Wohllaut seiner Verse wären eines höheren Gegenstandes, als der rasende Roland ihm bot, würdig gewesen. Unter günstigeren Verhältnissen hätte er ein Meisterwerk erschaffen können, das den größten Dichtungen aller Zeiten würdig angereiht werden mochte. Ariosto war der letzte große Dichter Italien's. Torquato Tasso stand an frischer Kraft und hohem Schwunge schon tief unter ihm. Er war siebzig Jahre später als Ariosto geboren. Auf ihm lastete der Druck der Zeiten schon schwerer. Tasso mußte den Pfaffen und Fürsten, ohne deren Schutz er nicht zu leben vermochte, weit größere Zugeständnisse machen, und obgleich er sich nicht ganz und gar von den Kunstregeln seiner Zeit beherrschen ließ, so brachte er denselben doch einen guten Theil seiner poetischen Kraft zum Opfer. Sein „befreites Jerusalem" ruht wesentlich auf einer Idee, die, wenn auch nicht in Italien, so doch in den meisten übrigen Staaten Europa's, vollständig veraltet war. Die Verherrlichung des Papstthums und der Kreuzfahrer mochte den Tyrannen weltlichen und geistlichen Standes seiner und späterer Zeiten wohl gefallen. Alle Gebildeten, welche zu dieser Menschenklasse nicht gehören, konnten Tasso's Verse nicht bewundern. Sie mochten die Kunst des Dichters und seine geschichtlichen Kenntnisse, die er aber auf Kosten der Poesie an den Tag legte, gelten lassen. Für Freiheit und Recht, für Menschenwohl und Wahrheit konnte Tasso keine Anregung geben, und darum entbehrt seine Schöpfung der höheren Weihe der Kunst.

Neben diesen beiden Dichtern, welche unstreitig große Gaben besaßen, verschwinden alle übrigen dieses Zeitabschnittes in Italien. Die Ausartung des Geschmackes dieses

Landes erhellt am besten daraus, daß es Leute, wie Berni, Peter Aretinus, Nicolo Franco und andere, ungeachtet ihrer geringen poetischen Talente, bis auf unsere Tage feierte und pries. Berni's Hauptwerk ist eine Umarbeitung, oder vielmehr Verwässerung des Bojardo'schen „Verliebten Roland." Dieses Werk wäre eine Unmöglichkeit gewesen, falls in der kurzen Zeit, welche zwischen Bojardo und Berni in der Mitte lag, der Geschmack der Italiener sich nicht um ein bedeutendes verschlechtert hätte und doch war Berni nur sechszig Jahre nach Bojardo geboren*) und nur sechs und vierzig Jahre nach ihm gestorben†). Die Zeit der Verschlechterung des italienischen Kunstgeschmackes fällt also gerade mit dem Beginne der Reformation zusammen.

Peter Aretinus‡) und Nicolo Franco waren so gemeine Menschen und trugen den Stempel ihres Charakters so unverkennbar auf ihre Werke über, daß nichts mehr den schnellen Fall der italienischen Nation bekundet, als daß sie so kurz nach den großen Dichtern Petrarca, Dante, Boccacio und Bojardo derartige schlechte Subjecte verehren konnte. Schon der Titel mehrerer Gedichte des Aretinus (Puttana errante, Sonetti lussuriosi) deuten den Schmutz an, den sie behandeln. Da übrigens Aretinus nicht bloß zu spotten, zu verläumden und zu beschimpfen, sondern auch zu schmeicheln verstand, und sein Gift nur auf persönliche Feinde ausgoß, seinen Weihrauch dagegen den Tyrannen seiner Zeit streute, so lebte er in Herrlichkeit und Freuden, und bezog Gnadengehalte und Ehrengeschenke von Päpsten, Königen und Kaiser Karl V. Nicht mit Unrecht konnte er von sich rühmen: „die Völker zahlen den Fürsten Tribut, und diese zahlen mir, ihrem Sklaven und ihrer Geißel schuldige Steuern."

Nicolo Franco stand mit dem Peter Aretinus auf ganz gleicher Höhe der Verworfenheit. Eine Zeit lang waren die Beiden gute Freunde, und halfen sich gegenseitig fort. Später veruneinigten sie sich und begeiferten sich dann gegenseitig zur Belustigung ihrer Landsleute. Zu seinem Unglücke erlebte aber Nicolo Franco den Regierungsantritt des Papstes Pius V. Dieser verstand keinen Spaß, nahm Anstoß an den Satyren des Dichters und ließ ihn hängen (1569). Aretinus war gestorben, bevor Pius V. den päpstlichen Thron bestieg. Sonst hätte er vielleicht das gleiche Schicksal gehabt.

Seit den Tagen Pius V. dichteten die Italiener gewöhnlich in der Mitte zwischen Ehrenketten und Galgen. Die einen trieben sie zur Schmeichelei, die anderen hielten sie von edler Freimüthigkeit und dem kräftigen Ausdrucke der Wahrheit ab. Unter solchen Verhältnissen konnte Italien nicht Heimath der Kunst sein. Ich erwähne daher der späteren Dichter Chiabrera, Ruggieri, Guarini und Marino nur, um anzudeuten, wie tief die Poesie Italiens in kurzer Zeit sank.

In Frankreich, woselbst ungeachtet der Bartholomäusnacht der Protestantismus nicht gänzlich unterdrückt werden konnte, erhielt sich Freiheit des Geistes genug, um dichterische Werke aufkommen zu lassen, obgleich auch dort das Genie stets mit den herrschenden Machthabern zu kämpfen hatte. Allein schon der Zwiespalt, welcher ein halbes Jahrhundert hindurch Frankreich in zwei Lager theilte, verhütete eine gleichmäßige Schreckensherrschaft, wie sie auf Italien lastete. Die Dichter, welche nicht wagten, offen die Gegner anzugreifen, hüllten sich in das Gewand des Scherzes, und die Satyre brachte oft größere Wirkung hervor, als der Ernst.

Villon, Clement Marot und Franz Rabelais spotteten über die Mißbräuche ihrer Zeit, doch waren sie eines tief eingreifenden Kampfes gegen dieselben unfähig. Villon gehörte noch dem Mitelalter an, denn er starb kurz vor Ludwig XI. Er wurde nicht weniger als zwei Mal wegen gemeiner Verbrechen zum Tode verurtheilt, rettete sich aber

*) Bojardo wurde geboren 1437, Berni geboren 1490.

†) Bojardo starb 1490; Berni 1536. ‡) Aretinus geboren 1492, gestorben 1556.

durch sein poetisches Genie, welches ihm viele Gönner warb. Clemens Marot hatte sich der Gunst der Margaretha von Valois, Franz Rabelais derjenigen ihrers Bruders, Franz I. zu erfreuen. Marot dichtete zugleich die lustigsten und die ernstesten Lieder. Er war Meister des fließenden Geplauders und streifte nicht selten in seinen poetischen Ergüssen an das Zweideutige. Dies hielt ihn aber nicht ab, fünfzig Psalmen zu übersetzen, welche von Katholiken und Protestanten viel gesungen und gelesen wurden.

Franz Rabelais'*), Gargantua und Pantagruel†) wird selbst in unseren Tagen noch gerne und viel gelesen. Er spottet darin über den Papst und alle Geistlichen, obgleich er selbst bis zu seinem Tode Pfarrer und eine Zeit lang sogar Mönch gewesen war. Rabelais verstand es, die Hiebe, welche er den Machthabern seiner Zeit versetzte, so gut zu verhüllen, daß sie ihm dieselben nicht übel nahmen, vielmehr ihn bevorzugten.

Damals freuten sich Kaiser und Könige noch über einen guten Scherz, auch wenn er auf ihre Kosten gemacht wurde. In unserer Zeit können sie, im Bewußtsein ihrer Schwäche und Erbärmlichkeit keinen mehr ertragen. Im sechszehnten Jahrhunderte herrschte, trotz aller Ceremonien, im Umgange und in der Literatur ein viel ungezwungener Ton, als in unseren Tagen. Ausdrücke und Wendungen, welche im neunzehnten Jahrhunderte sehr anstößig gefunden werden, waren damals sehr gewöhnlich. Ich bin weit entfernt, die Grobheiten und Zweideutigkeiten der Vergangenheit in Schutz nehmen zu wollen, im Gegentheile betrachte ich es als einen wesentlichen Fortschritt, daß wir dieselben abgestreift haben. Allein wenn wir gerecht sein wollen, dürfen wir an die Dichter des sechszehnten Jahrhunderts nicht dieselben Anforderungen stellen, als an diejenigen unserer Tage.

Zu den poetischen Größen des sechszehnten Jahrhunderts gehörte auch Margaretha von Valois, die Großmutter Heinrich's IV., bei welcher Clemens Marot Kammerdiener war. Sie schrieb weltliche und religiöse Dichtungen. Die letzteren wurden bald vergessen. Die ersteren haben sich bis auf unsere Tage erhalten. Schlosser vergleicht sie mit Boccaccio's Decameron und erzeigt ihnen damit, ohne es zu wollen, die größte Ehre.

Die geistreichste poetische Schöpfung des sechszehnten Jahrhunderts, welche auf die Geschicke Frankreich's einen entscheidenden Einfluß übte, war die Satyre Menippée‡). Ihren Namen erhielt sie von dem cynischen Philosophen Menippus, der sich durch seine kräftige Ironie berühmt gemacht hat. Die Satyre erzählt mit treffendem Spotte die Verhandlungen der Pariser Ständeversammlung des Jahres 1593. Die katholische Partei suchte damals den Herzog von Guise, den Neffen des Generalstatthalters Mayenne auf den französischen Königsthron zu heben, und Heinrich IV. von demselben auszuschließen. Zu diesem Zwecke machte sie von den alten Kunstgriffen ihrer Kirche den ausgedehntesten Gebrauch. Diese hatten damals den größeren Theil ihrer verblendenden Kraft verloren, und boten den witzigen Anhängern Heinrich's IV. eine erwünschte Gelegenheit, die Heuchelei, Scheinheiligkeit und bodenlose Schlechtigkeit der Guisen und ihres Anhangs, welche unter dem Aushängeschilde der Religion ihren niedern Leidenschaften fröhnten, zu geißeln.

Die drei ersten Theile der Satyre hatte Peter le Roi, der Almosenier des Kardinals von Bourbon, geschrieben. In dem ersten spottet er über das spanische Geld, welches die ganze unter dem Vorwande der Religion angeregte Bewegung unterhielt. Um spanisches

*) S. auch oben § 28, S. 224.

†) De la vie, faitset dits héroïques de Gargantua et de son fils Pantagruel avec la prognostication pantagrueline.

‡) Satyre Menippée de la vertu du catholicon d'Espagne et de la tenue des états de Paris. Sie findet sich in vielen Abdrücken, unter andern in den Mémoires de la Ligue. Amsterdam 1758. Band V. S. 469 ff. Die beste Ausgabe führt den Druckort Ratisbonne und die Jahreszahl 1726.

Geld dreht sich der eigentliche Inhalt des ersten Abschnittes, des sogenannten Katholicon. Die Procession, welche die katholische Partei, bei Eröffnung der Ständeversammlung abhielt, bildet den Stoff des zweiten Theiles, welcher mit bitterer Ironie zeigt, daß die Partei der Guisen aus den verwerflichsten Bestandtheilen, trägen Mönchen, fanatischen Geistlichen und verdummtem Pöbel zusammengesetzt sei. Der dritte (Tapisserie) beschreibt die auf den Wänden des Ständesaales vorgeblich angebrachten Bilder und benützt dieselben, um das Thörichte des ganzen Unternehmens der Spanier und Guisen darzustellen.

Das Werk Le Roi's fand großen Anklang. Peter Pithou und mehrere andere Männer von Geist, namentlich Gillot, Passerat, Rapin und Florent Chretien verbanden sich, um die Idee des Le Roi mit mehr Nachdruck und Schärfe weiter auszuführen. Sie verspotteten die Reden, welche in der Versammlung gehalten wurden und machten die Ligue so lächerlich, daß sie sich von diesem Schlage nie wieder erholen konnte.

Der Geist der ganzen Satyre spricht sich am besten in folgenden vier Versen aus:

„Warum haben die Liguisten
Nicht e i n Kreuz, wie andere Christen?
Weil den Herrn in unseren Tagen
Sie an's Kreuz von neuem schlagen." *)

In der Rede, welche die Satyre dem Lieutenant Civil D'Aubray in den Mund legt, schildert dieser den namenlosen Jammer, welchen der Bürgerkrieg über Frankreich brachte. Der ehemalige Rektor der Pariser Universität und nachherige Bischof von Senlis, Rose und der Erzbischof von Lyon machen durch die ihnen zugeschriebenen Reden die Dummheit des fanatischen Theiles der Ligue anschaulich. Besonders lächerlich erscheint der Kardinal-Legat Philipp de la Sega, indem er vor der französischen Versammlung in einem Gemisch von Mönchslatein und italienischen Worten die ganze Bosheit und Unwissenheit des päpstlichen Stellvertreters kund thut. In ähnlicher Weise ist der Kardinal Pelleve dargestellt, nur daß er statt der italienischen die französische Sprache mit Mönchslatein vermischt.

Die bedeutendste aller Reden der Menippée ist diejenige des Herzogs von Mayenne. Er rühmt sich darin der Thaten der Ligue mit folgenden Worten:

„Und durch unseren guten Fleiß haben wir gemacht, daß dieses Königreich, welches nur ein wollüstiger Garten des Vergnügens und des Ueberflusses war, ein großer und weiter allgemeiner Kirchhof voll schöner gemalter Kreuze, Todtenbahren und Galgen geworden ist."

Ueber die Ermordung König Heinrich's III. von Frankreich spricht sich der Herzog von Mayenne aus, wie folgt:

„Aber durch die guten und andächtigen Gebete der Väter Jesuiten, durch die Bemühungen der gnädigen Frau, meiner Schwester, und durch die Vermittelung einiger heiligen Klosterbrüder und Beichtväter fanden wir einen heiligen Märtyrer, welcher jenen vom Himmel verordneten rettenden Dolchstoß führte, und uns aus dem Elende und dem Gefängnisse erlöste in das wir nothwendigerweise bald hätten gerathen müssen."

Ueber die Art und Weise in welcher sich die Ligue der ihr zu Gebote stehenden kirchlichen Waffen und Aufregungsmittel bediente, spricht sich der General-Statthalter folgendermaßen aus:

„Haben wir nicht unsere Feinde excommuniciren und schwarz machen lassen, wie

*) Dites moi donc, que signifie,
Que les ligueurs ont double croix?
C'est qu'en la ligue on crucifie
Jesus-Christ encore une fois.

Teufel? Haben wir nicht die Eide der Brüderschaft des Strickes und des Namens Jesu erneuern lassen*)?

„Wir haben Prozessionen angeordnet, die ihres Gleichen nicht halten, weil sie mit allem Pomp der schönsten Maskeraden, welche je gesehen wurden, umgeben waren. Wir haben ferner unter der Hand in unserem Frankreich spanisches Katholicon ausstreuen lassen, d. h. einige Dublonen, welche unter den angesehensten Liguisten (Cordons bleu politiques) gar wunderbare Wirkung gehabt haben."

In einem Theile der Satyre, welcher sich aber nicht in allen Ausgaben findet, erhalten die Pariser Bürger, die sich von der Ligue als Werkzeuge gebrauchen ließen, wohlverdiente Züchtigung. Sie werden unter dem Bilde eines Esels dargestellt, dessen Tod besungen wird. Wir theilen hier den Schluß der Satyre mit, welcher andeutet, wie die Pfaffen zu verfahren pflegen, wenn sie eines Bundesgenossen nicht mehr zu bedürfen glauben.

„Er sollte nicht vor Alter sterben,
Und sich nicht mühen um sein Grab.
Zum Vortheil seiner frommen Erben
Ein Metzger dreißig Gulden gab.
Sein Fleisch, das wurde wohl zerstückt
Und dem Legaten zugeschickt.
Für sich behielt der nur das halbe,
Der Rest ging fort als Fleisch vom Kalbe."

Bis zum heutigen Tag paßt diese Satyre auf die Spießbürger, Pfaffen und Fürsten aller Länder Europa's. Doch sie verstehen sie nicht und kennen sie nicht. Es wäre daher wohl zu wünschen, daß einige Männer von Geist zusammen träten, und eine ähnliche Satyre über die verrotteten Zustände unserer Tage schrieben. Napoleon III. ist nicht besser, als der Herzog von Mayenne. Die Königin Christine und Isabelle von Spanien bieten weit bessern Stoff, als Philipp II. Hier ist ein Feld für die Satyre, wie die Verfasser der Menippée es nicht besser hatten.

Nach der Menippée schufen die Franzosen im Laufe dieses Zeitabschnits nichts mehr, was verdiente, in einer Weltgeschichte erwähnt zu werden. Die schwachen Versuche, welche sie unter dem Schutze des tyrannischen Kardinals Richelieu auf dem Gebiete der Poesie machten, beweisen nur, daß ohne Freiheit keine schöpferische Kraft entstehen und sich entfalten kann. Wir verlassen daher hier die französische Muse, um uns im Süden der Pyrenäen umzusehen.

Die Spanier und Portugiesen gehörten im Anfange dieses Zeiabschnittes zu den mächtigsten und reichsten Völkern der Erde. Eine lange Reihe glücklicher Kriege, welche sie gegen die Mauren geführt hatten und ruhmvoller Entdeckungen im fernen Osten und Westen hatten ihrer Phantasie einen ungewöhnlichen Schwung gegeben. Die Stellung, welche sie als Vorkämpfer der katholischen Kirche einnahmen, machte sie zwar unempfänglich für die ruhigen Forschungen der Wissenschaft, hob aber ihr Selbstgefühl und ihren religiösen Fanatismus und führte sie zu dichterischen Ergüssen, welche der Stimmung der beiden Nationen entsprach.

Der Portugiese Camoëns besang in seiner „Lusiade" die Unternehmungen seiner Landsleute im fernen Osten. Sein Gedicht erhielt dadurch einen erhöhten Reiz, daß der Verfasser an Ort und Stelle den Stoff zu seinem Werke sammelte.

Den Portugiesen schmeichelte die Dichtung, da sie allen Vorurtheilen der Nation hul-

*) Die Brüderschaft des Namens Jesu hatte nämlich eidlich gelobt, niemals einen „ketzerischen" Prinzen als König anzuerkennen, namentlich nicht Heinrich von Bourbon, den vorgeblichen König von Navarra, und sich in keinerlei Weise auf irgend einen Frieden oder Waffenstillstand zwischen Katholiken und Ketzern einzulassen.

digte. Diese nahm an der gekünstelten und bombastischen Form derselben keinen Anstoß Je weniger glorreich die spätere Geschichte der Portugiesen war, desto fester klammerten sie sich an ein Werk, welches sie verherrlichte. Diejenigen, welche gewaltsame Eroberung und Verbreitung irgend einer Glaubensansicht für schön, gut und groß halten, mögen an der „Lusiade" Geschmack finden. Wer die friedlichen Eroberungen des Menschengeistes und die Fortschritte auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst vorzieht, wird an dieser Dichtung schwerlich viel Gefallen haben.

In einem ähnlichen Sinne ist das Heldengedicht „Araucana," welches der Spanier Alonzo de Ercilla y Zunniga über den Kampf, den seine Landsleute mit den letzten Resten der peruanischen Bevölkerung in den araucanischen Gebirgen führten, schrieb. Nur muß dieses Werk das sittliche Gefühl jedes unbefangenen Menschen noch mehr empören, als die Lusiade, denn die Spanier erdrückten durch ihre Uebermacht die für die Freiheit kämpfenden Araucaner, während die Portugiesen wenigstens dadurch einiges Interesse einflößen, daß sie nur kleine Schaaren den zahlreichen Heeren ihrer Feinde entgegenzusetzen hatten.

Mit besonderer Vorliebe warfen die Spanier sich auf die verschiedenen Arten des Drama's. Sie behaupten, vier und zwanzig tausend Stücke geschaffen zu haben. Der berühmteste und fruchtbarste ihrer Dramatiker dieses Zeitabschnittes war Lope Felix de Vega Carpio. Der Papst Urban VIII. beehrte diesen Dichter mit dem Malteser-Kreuze, mit dem Titel eines Doctors der Theologie und mit dem Amte eines apostolischen Kammer-Fiscals. Die Inquisition ernannte ihn zu ihrem Familiaris. Je mehr die Pfaffen von Vega entzückt waren, desto weniger konnte er natürlich den Ansprüchen Genüge leisten, welche denkende Menschen an einen Dichter stellen. Seinen unendlich zahlreichen Stücken fehlt aller innerer Zusammenhang und alle Einheit der Handlung. Von einer durchgeführten Charakterzeichnung findet sich in seinen Werken keine Spur. Dessen ungeachtet verstand er es, seine Landsleute zu rühren, zu unterhalten und zu belustigen. Wundergeschichten, Legenden, selbst die Lehre von der leiblichen Gegenwart Christi im Abendmahle boten ihm einen unerschöpflichen Stoff. Er schrieb geistliche und weltliche Stücke, Possen und Frohnleichnamsspiele, zog sich nach dem Tode seiner Frau in ein Kloster zurück und nahm die Weihen*).

Ganz gleichen Geistes Kind war Calderon de la Barca. Doch schrieb er nicht so regellos, wie Vega. In seinen Schauspielen findet sich einige Verwickelung und seine Personen sind nicht ohne Charakter. Er war gleich Lope de Vega, ein großer Liebling der weltlichen und geistlichen Machthaber. Philipp IV. ernannte ihn zum Ritter von St. Jago, und verlieh ihm eine Pension. Auch Calderon trat in seinen alten Tagen in den geistlichen Stand ein und vermachte sein großes Vermögen der Brüderschaft von St. Pedro, der er sich kurz vor seinem Tode angeschlossen hatte.

Obgleich Calderon bis zum Jahre 1681 lebte, führen wir ihn doch hier an, weil er die besten seiner Werke im Laufe dieses Abschnittes schrieb*).

Der einzige spanische Schriftsteller dieser Zeit, dem wir Geschmack abgewinnen konnten, ist Cervantes Saavedra. Sein Don Quixotte de la Mancha ist ein unsterbliches Werk, voll von Witz und Heiterkeit und hat auch insofern Verdienst, als es die abgeschmackten Ritter-Romane früherer Zeit mit wohl verdientem Spotte geißelt. Da Cervantes ein Dichter von hohem Geiste und weder Pfaffen noch Fürstenknecht war, hatte er, ungeachtet der Reichhaltigkeit seiner Muse, welche unzählige Dramen, Novellen und andere Werke schuf, sein ganzes Leben lang mit Armuth zu kämpfen. In seinen letzten Jahren

*) Lope Felix de Vega geboren 1562, gestorben 1635.

†) Calderon war im Jahre 1600 geboren.

unterstützte der Graf von Lemos den Dichter. Sonst würde er noch mehr gelitten haben*). Keine Inschrift bezeichnet das Grab von Cervantes. Doch das Denkmal, das er selbst sich in seinen Werken schuf, überdauert den Leichenstein, welchen die lachenden Erben der Brüderschaft von Pedro dem Calderon de la Barca setzten.

Während des ganzen Mittelalters waren die Engländer in Künsten und Wissenschaften hinter den meisten Völkern Europa's zurück geblieben. Wir konnten von den Leistungen der englischen Nation auf diesen beiden Gebieten bisher nur wenig berichten†).

Um so großartiger war der Aufschwung, welchen diese im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts nahm. Zwar hatte Chaucer, welcher im Jahre 1405 zu Oxford starb, einige schwache Versuche auf dem Gebiete der Dichtkunst gemacht. Thomas Sackville, Lydgate und Edmund Spenser gewannen im sechszehnten Jahrhundert schon größeren Ruhm und Shakespeare's Riesengeist schuf Werke, welche bis auf den heutigen Tag unübertroffen, ja unerreicht geblieben sind‡).

Auch er hatte zu leiden. Doch sein kräftiger Geist bot dem Unglücke Trotz und brach sich Bahn im Kampfe mit außerordentlichen Schwierigkeiten. Vielleicht ist sein früher Tod den Mühseligkeiten zuzuschreiben, die er in jungen Jahren zu bestehen hatte. Shakespeare verschmähte es nicht, Souffleur zu werden und als Schauspieler aufzutreten. Von den untersten Stufen der Theaterwelt stieg er empor zu der höchsten, welche im Laufe von zwei und einem halben Jahrhundert ihm Niemand streitig machen konnte.

Schlosser behauptet zwar, Shakespeare gehöre nicht der Regierungszeit der Königin Elisabeth an. Allein es steht geschichtlich fest, daß seine besten Werke, so namentlich: der Kaufmann von Venedig, Romeo und Juliette, Sommernachtstraum, die lustigen Weiber von Windsor, Hamlet und viele andere vor 1603, dem Todesjahre der Königin Elisabeth, schon gedruckt waren. Später hat Shakespeare schwerlich mehr viel geschrieben, da er um diese Zeit schon viel Land und zwei Häuser in Strattford besaß, und damit umging, sich ganz in seine Vaterstadt zurück zu ziehen, was er im Jahre 1612 auch wirklich that.

Nur in einem freien Lande, wie es Albion unter der Regierung der Königin Elisabeth war, konnten so großartige Schöpfungen, wie diejenigen Shakespeare's entstehen. Man fühlt es seinen Dichtungen an, daß er die Schwingen seines Geistes in ihrer vollen Kraft entfalten konnte, daß keine Furcht vor Censur und Polizei, oder auch nur vor einem befangenen Publikum ihn hemmte. Es ist bekannt, daß die Königin Elisabeth selbst sich der Stücke Shakespeares freute.

Von keinem Fürsten der Erde wird ein wahrer Dichter mehr verlangen. Hat er Freiheit, so wird er sich schon selbst weiter helfen. Er geht nur unter, wenn ihm die Gewalt die Fittige beschneidet, bindet oder bricht.

Schon 1596, also in einem Alter von nur zwei und dreißig Jahren war Shakespeare ein wohlhabender Mann. Im Jahre 1589, da er fünf und zwanzig zählte, war er einer der Besitzer des Black friars-Theaters. In unsern Tagen wäre ein gleich großes Genie in diesem Alter längst eingesperrt worden oder verhungert. Ich setze dadurch unsere Zeit nicht unter diejenige Shakespeare's. Denn die furchtbare Knechtschaft, welche auf Europa lastet, ist die Folge des begonnenen Kampfes. Die Tyrannen fühlen sich unsicher auf ihren Thronen, zittern vor jedem Hauche der Freiheit und unterdrücken ihn daher längst ehe er zum Sturme werden kann. In den Tagen Shakespeare's war auf politischem Boden fast vollkommene Ruhe. Der Kampf wurde in England und in den meisten übri-

*) Cervantes war geboren im Jahre 1547 und starb 1616.
†) S. Weltgeschichte Buch VI. § 90, 106, 107.
‡) Shakespeare geboren im April 1564, gestorben 1615.

gen Reichen Europa's nur auf religiösem Gebiete geführt, und unser Dichter war weise genug, weder für bischöflichen, noch für puritanischen, weder für katholischen, noch protestantischen Unsinn zu schwärmen.

Die Zeit der Königin Elisabeth bildet unstreitig den Glanzpunkt der monarchischen Verfassung der gesammten Weltgeschichte. In keinem Reiche bestand zu irgend einer Zeit unter Monarchen größere Freiheit, mehr Gerechtigkeit und ein höherer Schwung der Gefühle, als in dem halben Jahrhundert, welches diese große Königin beseelte. Nur unter so außerordentlich günstigen Verhältnissen konnte der größte Dichter aller Zeiten sich entwickeln. Hoch über Homer, Dante und Göthe stand Shakespeare, denn er hatte die ganze dichterische Kraft dieser drei Heroen der Poesie, ohne durch die beschränkte Weltanschauung des ersten, die verschrobenen römisch-katholischen Religionsbegriffe des zweiten und die Fürstendienerei des dritten gehemmt zu sein. Dante und Göthe waren viel zu gelehrt, um sich mit Shakespeare messen zu können. Der Ballast ihres Wissens, d. h. der furchtbaren Masse des Unsinns, die sie in sich aufgenommen hatten, und niemals in reiferen Jahren ganz wieder abstreifen konnten, und die Macht der Verhältnisse, welche ihre Freiheit beschränkte, hemmte den Flug ihres Geistes. Shakespeare's Kraft litt nicht darunter, daß er Lampen putzen, in den Souffleurkasten kriechen und schauspielern mußte. Hätte Dante zu arbeiten verstanden, wie er, so hätte er das an fremdem Tische genossene „salzige" Brod verschmäht, und sich die Ermüdung erspart, welche das Steigen „fremder Treppen" ihm kostete*). Die Lage Shakespeare's war viel trauriger als diejenige Dante's, da er seiner Vaterstadt den Rücken kehren mußte. Er war wegen Wilddiebstahls verfolgt, Dante wegen eines politischen Verbrechens, welches in den Augen einer mächtigen Partei ihm zur Ehre gereichte. Göthe's äußere Verhältnisse waren ungewöhnlich günstig. Er nahm mit Freuden, ohne allen Drang der Noth das fürstliche Joch auf sich, das seinen Geist niederdrückte. Er fühlte nicht, daß er dadurch gehemmt wurde, so lieb waren ihm die damit verbundenen Vortheile.

Homer, der heimathlose wandernde Sänger steht würdig dem Dichter von Stratford zur Seite. Doch Shakespeare hatte die Schätze von zwei und einem halben Jahrtausend vor ihm voraus. Mit deren Hülfe konnte er, bei gleicher poetischer Begabung, natürlich mehr leisten, als der Mäonide mit den geringen Mitteln, welche dessen Zeit ihm an die Hand gaben.

Homer kannte nur Griechenland, Shakespeare die ganze Welt. Zudem stand Shakespeare weit erhabener über den Vorurtheilen seiner Zeit und seines Landes, als Homer. Dieser war Grieche und glaubte an die Götter seines Vaterlandes. Shakespeare war Weltbürger auf politischem und religiösem Gebiete, ohne dadurch die innigste Verbindung mit seinen Landsleuten zu lockern. Der Reichthum von Gedanken, Gefühlen und Bildern, welcher sich in den sieben und dreißig Stücken findet, die Shakespeare geschrieben, ist so groß, daß mir dagegen die Schätze aller übrigen Dichter sehr klein erscheinen, und diese Fülle des Geistes erhält dadurch ihre Weihe, daß ein unausgesetzter Kampf mit dem Laster, mit der Leidenschaft und der Tyrannei durch alle seine Werke hindurch geht. Welche unendliche Stufenleiter steigt von Falstaff, Othello und Richard III. bis zu Desdemona, Julietta und Portia empor! Von welcher Vollendung zeugen seine Possen und seine Trauerspiele! Shakespeare verstand es, jene Regungen des Herzens, welche so weit aus einander liegen, als der heiterste Scherz und der bitterste Ernst in einem Stücke zu verbinden. Welcher Dichter hat jemals so widersprechende Gegensätze, wie sie sich im Kaufmann von Venedig finden, zu einem harmonischen Ganzen zu vereinigen gewußt!

Shakespeare erscheint mir, wie der Spieler eines Klaviers, dessen Tasten die ganze

*) S. Weltgeschichte Buch VI. § 40.

Gefühls- und Gedankenwelt der Menschheit umfassen. Jeder Ton, den er anschlägt, ist richtig und bildet im Vereine mit den übrigen zugleich die reinste Melodie und die erhabenste Harmonie.

Die Charaktere, welche der Dichter uns vorführt, sind alle naturtreu. Doch erheben sie sich so hoch über das Gewöhnliche, nehmen von dem Idealen so viel in sich auf, daß wir nicht wissen, ob wir mehr deren frische Kraft oder deren ideale Färbung bewundern sollen. Die thatsächlichen Bestandtheile seiner Schöpfungen sind trefflich gewählt und vom dichterischen Geiste so durchdrungen, daß sie demselben Körper geben, ohne jemals zu schwer in das Gewicht zu fallen. Die Wahrheiten, welche Shakespeare mit vollen Händen um sich streut, entsprechen den Ereignissen, die er uns vor die Seele führt und nehmen bald die Gestalt des Witzes und Scherzes, bald die Form des erhabensten Ernstes an.

Shakespeare ist nicht nur groß in dem Plane seiner Werke und in den Haupt-Personen derselben. Die Ausführung bis in die geringste Einzelheit ist meisterhaft. Licht und Schatten, Laster und Tugend passen zusammen. Die Gemälde, welche er vor uns aufrollt, sind vortrefflich gruppirt, Vorder- und Hintergrund heben die Hauptgestalten, und das Ganze ist immer aus einem Gusse. Zugleich ist Shakespeare ein Meister des Ausdrucks, wie kein anderer vor und nach ihm.

Daß er in seinen Possen bisweilen in das Gemeine fällt, beweist nur, daß er sich nicht in jeder Beziehung über seine Zeit erheben konnte.

Neben Shakespeare hatten alle übrigen Dichter Mühe, aufzukommen. Doch verdienen Beaumont, Fletcher, Johnson und Massinger ehrenvoll erwähnt zu werden. Philipp Sidney, den die Engländer als Prosaiker rühmen, ist von seinen Landsleuten sehr überschätzt worden und ist für andere Nationen von keiner Bedeutung. Milton verlebte den größern Theil seines Mannesalters nicht in diesem Zeitabschnitte*) und dichtete namentlich sein berühmtes Werk†) erst im folgenden.

In der Kunst traten dieselben Veränderungen ein, wie in allen übrigen Beziehungen des Lebens. In der Religion genügten die alten Glaubensformeln, in Wissenschaft und Kunst die alten Muster dem selbstständigeren Geiste der Neuzeit nicht mehr. Dieser wollte lieber auf eigenen Füßen wankend, als auf fremden mit Sicherheit weiter schreiten. Die sklavische Nachahmung der Werke des Alterthums hörte auf und je nachdem der frische Geist der Neuzeit stärker oder schwächer war, entstanden kräftigere oder bedeutungslosere Schöpfungen. Für diejenigen Nationen, welche gewissermaßen nur von den Brocken der Vergangenheit gelebt hatten, wie die Italiener, trat daher dem Scheine nach ein großer Rückschritt ein, obgleich ich in dieser Veränderung nur eine Sammlung der schwachen Kräfte zu späterer selbstständiger Thätigkeit erblicken möchte. Denn auch die Italiener rissen sich später, als das Joch, das auf ihrem Nacken ruhte, etwas weniger drückend wurde, aus ihrer Schlaffheit auf und bewiesen, daß in ihrer Mitte nicht alle Kraft erstorben war.

Die Baukunst hatte im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts in Italien einen großen Aufschwung genommen. Das größte und berühmteste Gebäude, welches in dieser Zeit begonnen wurde, war die Peterskirche zu Rom. Doch bevor dieselbe vollendet war, wurde die Anstalt selbst, zu deren Verherrlichung sie dienen sollte, zur Hälfte niedergerissen, und einer der mächtigsten Beweggründe dazu war die außerordentliche Unverschämtheit, mit welcher die erforderlichen Summen von der Christenheit erpreßt wurden. Nach Bramante leiteten Rafael und später Michel Angelo den Bau der Peterskirche. Der letztere verfiel aber schon in viele Fehler. Indem er mit ungezügelter Heftigkeit nach malerischen Effekten haschte, verletzte er den reinen Baustyl und wurde barock. Er wollte die alten klassischen Formen übertreffen, wich von ihnen ab und verdarb sie. Derselben falschen Richtung folg-

*) Er war geboren 1608 und starb 1674. †) Das verlorene Paradies.

ten auch Palladio*), Vignola†) und andere berühmte Baumeister dieser Zeit. Später nahm die Baukunst in Italien mehr und mehr ab. Die Ausartung des Baustyls trat in der Porta Pia, welche Michel Angelo in seinem Todesjahre (1564) baute, schon klar zu Tage. Noch mehr riß aber die Willkür im siebenzehnten Jahrhundert ein. Domenico Fontana (1543—1607), Carl Maderno (1556—1629) der Vollender der Peterskirche, und andere galten zwar in ihrer Zeit für große Baumeister, allein sie waren es nicht.

Die übrigen Nationen Europa's, welche früher von den Italienern, wie die übrigen Künste, so auch die Baukunst gelernt hatten, machten sich im Laufe dieses Zeitabschnitts von ihnen mehr und mehr unabhängig und folgten eigenen Bahnen. Es bildete sich der sogenannte Renaissancestyl, welcher nicht den Ernst und die Reinheit der alten klassischen Formen besaß, vielmehr sich mit einer gewissen Zierlichkeit und Eleganz begnügte und nicht selten in Spielerei und in das Barocke ausartete. Das Schloß von Chambord und die westliche Façade des Louvre gingen aus dieser Schule unter Franz I. hervor. In England brach sich dieser neue Baustyl erst im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts Bahn. Das königliche Schloß von Whitehall, welches Zeuge des Glanzes und der Hinrichtung des Königs Karl I. war, und ein Theil des großen Spitals zu Greenwich sind in dem Renaissancestyl gebaut. In Spanien hatte sich dieser Styl zuerst in überreicher Form entwickelt. Später kam nach italienischen Mustern ein klassischer Styl auf, welcher aber zu sehr nach imposanten Formen strebte und daher oft etwas hart wurde. Gegen Ende trug derselbe, da er der Richtung Philipp's II. besonders entsprach, den Sieg davon. Die Niederländer bauten frühzeitig prachtvolle Rathhäuser, namentlich zu Brügge, Lüttich und Antwerpen in einem Style, welcher den Uebergang zur Renaissance bildet. In der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts schuf van Campen der Stadt Amsterdam ihr großes Rathhaus. In Deutschland, wo fast nur Fürsten große Bauwerke bezahlen konnten, herrschte während des ganzen sechszehnten Jahrhunderts der italienische Styl vor. Diesem verdanken namentlich Ferdinand's I. Belvedere bei Prag und der sognannte Otto-Heinrichsbau des Heidelberger Schlosses seine Entstehung. Im siebenzehnten Jahrhunderte wurden die Deutschen in der Baukunst selbstständiger. Elias Holl von Augsburg, welcher seiner Vaterstadt ihr Rathhaus baute, fällt noch in diesen Zeitabschnitt. Später nahm die Zahl trefflicher deutscher Meister und großartiger Bauten sehr zu.

Die Bildhauerei nahm in Italien nach Michel Angelo‡) zusehends ab und in den übrigen Theilen Europa's erstanden ihr keine Jünger von weltgeschichtlicher Bedeutung. Auch Benvenuto Cellini war nur ein Nachahmer Michel Angelo's, so groß auch die Meinung war, die er von sich selbst hegte und in seiner Autobiographie auf heitere Weise der Nachwelt überlieferte.

Im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts hatte die Malerei, gleich allen Künsten und Wissenschaften denjenigen Höhepunkt erreicht, dessen sie im Gängelbande des Alterthums fähig war. Die alten Formen wichen, neue, selbstständige Bestrebungen tauchten auf. Italien, welches an der alten Schule festhalten wollte, blieb zurück, auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft nicht minder, als auf dem Felde des Staats und der Kirche. Denn die Gesetze der Natur sind mächtiger, als die Verordnungen von Päpsten, Kaisern und Königen.

Der Anfang des sechszehnten Jahrhunderts ist epochemachend nicht bloß für die religiöse Entwickelung der Völker Europa's und diejenigen Erscheinungen des Lebens, welche durch sie bedingt waren, sondern ganz gleichmäßig auch für Kunst und Wissenschaft. Die

*) 1518—1580. †) 1509—1573.
‡) S. Weltgeschichte Buch VI § 107

Reformation war nichts weiter, als eine der vielen Folgen des frischen Strebens der Nationen nach Selbstständigkeit. Nicht mit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, nicht mit der Entdeckung Amerika's, deren Folgen erst weit später und mittelbarer von Bedeutung wurden, sondern mit dem zweiten oder dritten Jahrzehnte des sechszehnten, mit der Reformation traten die Spuren neu erwachten Völkerlebens zugleich in allen civilisirten Staaten Europa's und in allen Richtungen menschlicher Thätigkeit zu Tage.

Wir haben schon im vorigen Buche die großen italienischen Maler besprochen, weil sie ihrer ganzen Auffassung nach dem Mittelalter angehören, obgleich sie theilweise noch in die Neuzeit hineinreichen.

Nach Tizian erzeugte Italien noch manche bedeutende Maler, allein eine Abnahme in der Kunst wurde mehr und mehr unverkennbar. Es bildeten sich zwei Malerschulen. An der Spitze der einen standen die drei Caracci. Die andere erkannte Michael Angelo da Caravaggio als ihr Muster an.

Die ersteren, die man Eklektiker nannte, weil sie, ohne irgend einem Meister blind zu folgen das Gute Aller nachzuahmen suchten, fielen bald in das Manierirte. Die Anhänger der zweiten Schule (der Naturalisten), glaubten in der treuen Nachbildung der Natur das höchste Ziel der Kunst zu finden. Sie vernachlässigten deren ideale Seite, wurden oft roh und frech, und konnten den Verfall der Malerei nicht hemmen. Nichts desto weniger waren Paul Veronese (1530—1588), Guido Reni (1575—1642), Franzisco Albani (1578—1660), Domenico Zampieri (1581—1641), Guercino von Zento (1590—1666), desgleichen Michael Angelo da Caravaggio (1569—1609) sehr bedeutende Künstler.

Im siebenzehnten Jahrhunderte sank die Malerei noch tiefer herab. Peter Laar führte die sogenannten Bambocciaden, d. h. die groteske Behandlung von Gegenständen des gemeinen Lebens ein. Seine Nachfolger fielen oft in das Gemeine.

In den Niederlanden wurde die Malerei ungeachtet des dort herrschenden achtzigjährigen Krieges mit großer Vorliebe gehegt. Anton van Dyck (1599—1641) und Peter Paul Rubens (1577—1640) gehörten zu den berühmtesten Künstlern ihrer Zeit. Beide hatten aber keinen Sinn für den Freiheitsdrang der Völker und die neuen Ideen, welche rings am sie her wogten. Sie malten im Dienste der Fürsten, welche sie gut bezahlten, und nach mittelalterlichen Mustern. Sie brachen der Kunst keine neuen Bahnen. Sie schwangen sich weder zu freiheitlichen, noch volksthümlichen Künstlern empor. Ihr Pinsel trat mit dem fortschreitenden Geiste der Zeit in keine Berührung. Der große Freiheitskampf der Niederländer, in deren Mitte sie sich bewegten, entzündete keine Begeisterung in ihrer Seele. Spurlos ging er an ihnen vorüber.

In unserm deutschen Vaterlande waren die Wirren der Reformation der Kunst nicht förderlich. Der alte Glaube war erschüttert und der neue nahm unter der Zuchtruthe unserer protestantischen Theologen bald eine so gezwungene und unnatürliche Gestalt an, daß er zu keinen großartigen Schöpfungen begeistern konnte. Hierzu kamen noch die nicht endenden kleinen Streitigkeiten, die beengenden Kriegsgefahren und am Ende der furchtbare dreißigjährige Krieg, welcher die Reste der Kraft der Nation, die durch protestantische und katholische Pfaffen nicht gelähmt oder gebrochen worden waren, in Anspruch nahm.

In Spanien geschah zwar während des sechszehnten Jahrhunderts ungeachtet das Land von inneren Kriegen verschont blieb, nur wenig für die Kunst. Es bereiteten sich die Schulen des siebenzehnten Jahrhunderts vor, deren glänzendster Stern, Bartolomeo Estebe Murillo, aber (1618—1682) dem folgenden Zeitabschnitt angehört. Natürlich konnten sich die Spanier über den Gesichtskreis des Mittelalters in der Malerei nich erheben und die düstere Färbung ihrer Bilder, welche nicht selten bis in's schwarze hinein-

fällt, deutete den finstern Charakter ihrer staatlichen, kirchlichen und gesellschaftlichen Zustände an.

Während des Tridentiner Concils war die Musik einmal in großer Gefahr, gänzlich aus der katholischen Kirche verbannt zu werden. Luther und seine Genossen hatten das Kirchenlied so volksthümlich gemacht, daß die in Trident versammelten Pfaffen im Begriffe standen, der Kirchenmusik den Krieg zu erklären. Am Ende siegten doch die Musikfreunde und statt die Musik aus der Kirche zu verbannen, beschloß man, sie zu verbessern. Palestrina (1524—1594) brachte die Kirchenmusik in Rom wieder zu Ehren. Protestanten und Katholiken wetteiferten zusammen, das Volk durch Musik auf ihre Seite zu ziehen. Die Protestanten warfen sich auf das Lied, in welches die Massen einstimmen konnten und das sie auch außerhalb der Kirche sangen, die Katholiken hegten die schwierigeren vielstimmigen Compositionen, welche von geübten Solo-Sängern und Chören vorgetragen, in den Domkirchen, welchen bedeutende Kräfte zu Gebote standen, große Wirkung thaten.

Gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts fingen die Völker an, der Eintönigkeit der Kirchenmusik überdrüssig zu werden. Sie sehnten sich darnach, aus den überirdischen Regionen, in welche die Geistlichkeit beider Bekenntnisse sie zu bannen bemüht war, auf diese schöne Erde zurückzukehren, menschliche Gestalten, statt nachgeahmten Engeln zu schauen, wirklicher menschlicher Gefühle, statt erkünstelter himmlischer Genüsse theilhaftig zu werden. Die Oper, welche sich aus den Singspielen der Deutschen, z. B. Ayrer's und der Italiener Orazio Vecchi, Giulio Caccini und anderer entwickelte, wurde daher von allen Nationen mit außerordentlichem Beifall begrüßt. Die Instrumentalmusik und das Schauspiel hatten mittlerweile große Fortschritte gemacht, und den Uebergang zur Oper erleichtert. Venedig und Neapel waren deren erste Pflanzschulen. Von da verbreitete sie sich schnell über ganz Europa. Mitten in den Wirren des dreißigjährigen Krieges tauchte sie in Deutschland auf. Die erste deutsche Oper „Dafne" wurde von M. Opitz gedichtet, von H. Schütz in Musik gesetzt und 1627 bei der Vermählung Georgs II. von Hessen in Torgau zur Aufführung gebracht. Die zweite „Seelewig" dichtete Harsdörfer und componirte S. G. Staden. Sie wurde zu Nürnberg 1643 zuerst gegeben. Mehr, als alle übrigen musikalischen Leistungen dienten die Opern dazu, die Liebe zur Musik zu wecken, zu nähren und allgemein zu machen. Sie theilten das Loos aller menschlichen Werke, das heißt, sie hatten Mängel, ihr Text war oft sehr läppisch oder abgeschmackt. Das war aber auch der Fall mit sehr vielen Lust- und Schauspielen. Die Tonsetzer haschten oft nach Effekt, doch schwerlich in demselben Maße, als die Geistlichen auf allen Kanzeln und an allen Altären es thaten. Nicht selten reizten die Opern sogar zur Sinnlichkeit und hegten die Eitelkeit der Menschen. Doch diese irdischen Leidenschaften haben niemals so verheerende Folgen über die Menschheit gebracht, als der über diese Erde hinwegreichende Fanatismus, von dem die Pfaffen aller Bekenntnisse leben.

Nachdem die Menschen unter Anführung ihrer Geistlichen vergeblich gesucht hatten, mit Hülfe von Krieg und Blutvergießen den Himmel zu erobern, klammerten sie sich wieder fester an diese Erde, suchten sich diese wohnlicher, freundlicher und angenehmer zu machen. Wissenschaften und Künste trugen dazu das meiste bei. Sie sind die einzigen festen Stützen der Freiheit, und werden es bleiben, wenn schon schlaue Tyrannen sich immer bemüht haben, sie zu ihren verderblichen Zwecken auszubeuten.

Der Entwickelungsgang der Wissenschaften und Künste war zu allen Zeiten im Großen und Ganzen derselbe, wie derjenige des Staates und der Kirche. Das bezeichnende dieses Abschnitts besteht darin, daß die menschlichen Bestrebungen aus nebelreichen, überirdischen Gegenden mehr auf den festen Boden der Erde zurück kehrten. An die Stelle der Astrologie und der Alchemie mit ihren phantastischen Gestalten trat die Astronomie und

die Chemie, welche sich auf genaue thatsächliche Beobachtungen stützten. Statt des Dante, welcher Himmel, Fegefeuer und Hölle uns schilderte, wurde Shakespeare, der uns die Erde mit wirklichen Menschen vor die Seele zauberte, der glänzendste Stern am Firmamente der Poesie. Die Genrebilder nahmen neben den Muttergottes- und Heiligenbildern Platz, die Oper fing an, den Oratorien den Rang streitig zu machen. Dieser große Umschwung war erst möglich, nachdem das Papstthum, diese anmaßliche Stellvertretung Gottes auf Erden, in seinen Grundfesten erschüttert und für einzelne Länder wenigstens gänzlich abgeschafft worden war. So lange ein vermeintlicher Vice-Gott den Ton auf der Erde angab, konnte diese in ihre Rechte nicht eintreten. Während die Seelen der Menschen für ein künftiges Leben vorbereitet werden sollten, konnten sich deren Körper nicht frei auf der Erde bewegen. Die Ansprüche, welche der Papst und die Kirche an den Menschen stellten, waren unvereinbar mit dessen ewigen und unveräußerlichen Rechten. Sie mußten beseitigt sein, bevor die Völker auch nur anfangen konnten, die ihrigen geltend zu machen.

## § 113. Die Presse.

Einer der mächtigsten Hebel der Verbreitung neu auftauchender Ansichten, Entdeckungen und Bestrebungen war die Presse. Ohne sie hätte die Reformation sich nicht mit Blitzesschnelle über ganz Europa verbreiten können, hätte die Wissenschaft einen weit langsamern Entwickelungsgang genommen, hätten die Freiheitsbestrebungen der Völker, welche durch sie ihre beste Nahrung erhielten, niemals einen so großartigen Aufschwung nehmen können.

Schon im vorigen Buche*) haben wir gezeigt, daß die Päpste sich frühzeitig bemühten, die Presse in Ketten und Bande zu schlagen. Als später die Stürme der Reformation hereinbrachen, gaben sich die anmaßlichen Stellvertreter Gottes auf Erden noch größere Mühe, jeden freien Gedanken zu erdrücken. Zwar hatten die verworfensten Schriften, wie z. B. Machiavelli's Buch vom Fürsten die päpstlichen Verbote nicht zu fürchten. Clemens VII. ertheilte diesem sogar ein Druck-Privilegium. Um so mehr wurden durch die Censur alle diejenigen Bestrebungen gehemmt, welche für Freiheit und Recht gegen Willkür und Gewaltherrschaft, für Wahrheit und Licht gegen Aberglauben und Unsinn in die Schranken traten. Das Concil im Lateran drohte den Buchdruckern, die ohne Genehmigung des Diöcesan-Bischof's eine Schrift veröffentlichen würden, mit dem Kirchenbanne und schweren Geldstrafen. Später verbot Leo X. das Lesen der Werke Luther's ganz und gar. Doch die Zeit der Allgewalt der Päpste war dahin. Nur insofern, als die mit ihnen verbündeten Kaiser, Könige und Fürsten geneigt waren, die römischen Verordnungen zu vollziehen, konnten diese in das wirkliche Leben eindringen. Die Anregung, welche von Päpsten und Kirchenversammlungen ausging, blieb nicht ohne Folgen. In Deutschland setzten deren Anhänger auf dem Reichstage zu Speier den Beschluß durch: „alles, was neues gedruckt, oder feil gehalten werde, solle zuvor einer von jeder Obrigkeit dazu bestellten verständigen Person unterbreitet werden.“ Aehnliche Verordnungen wurden in späteren Reichsabschieden des sechszehnten Jahrhunderts wiederholt eingeschärft. Das Concilium von Trident beschäftigte sich besonders eifrig mit der Unterdrückung aller Bücher freierer Richtung. Schon in seiner vierten Sitzung (am 8. April 1546) erneuerte diese Versammlung das Verbot, die Bibel (nach der Vulgata) oder andere Schriften geistlichen Inhalts, ohne vorangesetzte Gutheißung des Diöcesan-Bischofs zu drucken, drucken zu lassen, zu verkaufen, oder auch nur bei sich zu behalten, und dehnte dieses Verbot auch auf die Verbreiter solcher Werke in der Handschrift und selbst auf die Leser aus!

*) Weltgeschichte Buch VI, letzter Paragraph.

Den Einwand, Geldstrafen seien etwas weltliches, schlug der Bischof von Bitonto durch die Bemerkung nieder: „die zeitlichen Strafen seien, gemäß der Erfahrung, wirksamer, als die geistlichen, um öffentlichen Vergehen zu begegnen, weil die Bösen die Güter des Körpers denen der Seele vorzögen."

Indem die Kirchenversammlung sich diese Meinung aneignete, gab sie deutlich zu erkennen, daß sie mit geistlichen Waffen nicht viel mehr auszurichten vermöge. Sie erkannte aber nicht, daß sie ihre geistlichen Verrichtungen überschreite, indem sie zu weltlichen Strafen ihre Zuflucht nehme.

In Uebereinstimmung mit den päpstlichen Censurvorschriften machte die theologische Facultät zu Paris (1551) das erste Verzeichniß verbotener Bücher bekannt, welchem die Regierung Gesetzeskraft verlieh. Philipp II. ließ, im Jahre 1558, in Spanien ein solches durch die Inquisition anfertigen und veröffentlichen. Ein Jahr darauf (1559) gab der Papst Paul IV. einen sehr erweiterten Index heraus. Dieser enthielt drei Klassen: 1) die Werke solcher Schriftsteller, deren sämmtliche Bücher, auch weltlichen Inhalts verboten wurden; 2) gewisse, namentlich bezeichnete Schriften, deren Verbot sich nicht auf andere Werke derselben Verfasser ausdehnte; 3) alle namenlosen Schriften, welche seit dem Jahre 1519 ohne Angabe des Verfassers erschienen waren. In den Kreis dieser Verdammungen und Verbote fielen eine Menge Bücher, welche seit Jahrhunderten große Verbreitung hatten, außerdem mehrere neue, welche mit Gutheißung der Päpste erschienen waren, z. B. die Anmerkungen zum neuen Testamente von Erasmus, welche Leo X. durch ein Breve vom 10. September 1518 genehmigt hatte. Die päpstliche Unfehlbarkeitslehre erlitt dadurch einen Stoß. Das kümmerte aber die anmaßlichen Stellvertreter Gottes auf Erden um so weniger, als sie selbst nicht daran glaubten. Die päpstlichen Verbote bezogen sich überdies auf viele Bücher, welche den Staat gegen die Uebergriffe der Kirche, oder die Concilien und die Bischöfe gegen die Anmaßungen der Päpste in Schutz nahmen. Sie erregten daher nicht bloß bei manchen katholischen Fürsten, sondern auch bei vielen katholischeu Geistlichen großen Anstoß. Dadurch aber, daß der Papst sämmtliche Bücher, die bei zwei und sechszig namhaft gemachten Verlegern gedruckt worden waren, oder inskünftige gedruckt werden möchten, und außerdem noch den gesammten Verlag aller derjenigen Buchhändler verdammte, bei denen ein sogenanntes ketzerisches Werk erschienen sei, verletzte der anmaßliche Stellvertreter Gottes auf Erden so viele und bedeutende Interessen, daß eine Vollziehung seiner Verbote zur Unmöglichkeit wurde. Die päpstlichen Verdammungen blieben daher größtentheils todte Buchstaben. Mit Hülfe des Conciliums von Trient sollten sie neue Kraft gewinnen.

Am 27. Januar 1562 brachten die päpstlichen Legaten die Angelegenheit der Presse vor die Kirchenversammlung. Damals hofften sie noch, die Protestanten würden auf dem Concile durch Abgeordnete erscheinen und mäßigten demzufolge ihren Ketzereifer. Dennoch trat die freiheitsfeindliche Gesinnung der versammelten Pfaffen deutlich genug zu Tage. Einer derselben äußerte: „man brauche keine neuen Bücher, es seien ihrer nur schon zu viele, und es sei besser, tausend Werke, die es nicht verdienten, zu verdammen, als ein einziges zu erlauben, das Verdammung verdiente."

Nach vielen unnützen Reden faßte man den Beschluß: „daß, nachdem alle früheren Verbote und Censuren das verderbliche Uebel, welches ketzerische Bücher hervorbrächten, nicht geheilt hätten, ein auserlesener Ausschuß von Vätern zur Untersuchung der Sache bestellt werde, der über das zu Verfügende an das Concil Bericht erstatten solle, damit dieses das Unkraut vom guten Weizen leichter sondern möge."

In den Ausschuß wurde unter andern der Erzbischof Müglitz von Prag gewählt, der sich bemühte, Beschlüsse, welche selbst gläubige Katholiken nicht billigen konnten, zu ver-

hüten. Ihm machten aber die päpstlichen Kreaturen das Leben so sauer, daß er bat, ihn der Arbeiten in der Kommission zu entheben. In einem Schreiben, welches er darüber an Kaiser Ferdinand I. richtete, bemerkte er: „eine Menge Schriftsteller seien in den Index des Papstes Paul II. unter die Ketzer aufgenommen worden, die im katholischen Glauben fromm gelebt hätten, und viele Schriften seien darin verboten worden, welche der Welt nützlich seien und gar nicht von der Religion handelten. Man sei daher im Ausschusse übereingekommen, die Schriften derjenigen aus dem Index zu streichen, welche im Schooße der Kirche gelebt hätten oder noch lebten, und ihre Schriften dem Urtheile der allgemeinen Kirche unterworfen hätten, desgleichen Bücher, welche die Religion nicht berührten.

Dessenungeachtet seien Erasmus' Lob der Narrheit, seine Gespräche, mehrere apologetische Schriften und viele sonstige Bücher verboten, andere zu einer so ängstlichen Beschränkung verurtheilt worden, daß die Verfasser sie nimmer als ihre Arbeiten hätten anerkennen mögen."

Der Ausschuß kam, wie gewöhnlich, wenn freiere Ansichten sich geltend machten, zu keinem endlichen Beschlusse und es wurde die ganze Angelegenheit dem Papste übergeben, damit dieser durch sein Urtheil und Ansehen das Werk beendige."

Pius IV. ließ darauf im Jahre 1564 einen neuen Index bekannt machen, welcher jedoch die gewünschte Wirkung nicht that. Die Protestanten bedienten sich desselben als einer Waffe gegen das Papstthum. Sie sorgten selbst für dessen Verbreitung mit Beifügung scharfer Bemerkungen, so daß es die Katholiken für klug hielten, den neuen Index der Oeffentlichkeit möglichst zu entziehen.

Vergeblich stellten die Päpste und deren Knechte, z. B. Baronius im zwölften Bande seiner Jahrbücher die Behauptung auf, dem Papste allein stehe es zu den Druck von Büchern unter zeitlichen Strafen zu verbieten, die katholischen Fürsten, selbst Philipp II. von Spanien sahen darin einen Eingriff in ihre Selbstherrlichkeit. Nirgends fanden die päpstlichen Verbote und Censuren ohne landesfürstliche Zustimmung Anerkenntniß. Um so eifriger waren übrigens die meisten katholischen Fürsten, selbst die Censur im päpstlichen Sinne zu handhaben. Wessenberg*) gesteht ein, daß in Folge dieser päpstlichen Anregungen, plötzlich eine literarische Schüchternheit eingetreten sei, die mit den früheren Zeiträumen sehr unvortheilhaft abstehe. Ein anderer katholischer Schriftsteller†) bemerkt: „kein Katholik habe sich mehr unterstanden, nur den zehnten Theil dessen zu sagen, was mehr als hundert Jahre zuvor Gerson, von Ailly und andere (z. B. Cusanus) gepredigt und geschrieben hätten. Vieles, worüber man noch kurz zuvor, als Erasmus mit Beifall das Wort geführt, erröthet sein würde, sei jetzt, der gesunden Vernunft und der Geschichte zum Trotz als ewige Wahrheit verkauft worden. Nicht nur habe man den groben Mißbräuchen das Wort geredet, sondern sie seien noch dazu in ein System gebracht, in zehn Jahren sei jetzt mehr zur Vertheidigung der unbeschränkten päpstlichen Macht geschrieben worden, als vorhin in hundert, die Entstellung und Verdunkelung der Wahrheit habe Ermunterung und Belohnung gefunden, ihre Enthüllung zum Vortheile des christlichen Lebens sei strafbare Kühnheit geworden und habe sich nicht leicht harter Verfolgung entziehen können."

Die Jesuiten und deren Anhänger, z. B. Ranke in seiner „Geschichte der Päpste" sahen in dieser Erdrückung jedweder Spur von Freiheit ein Sympton neu erwachter Lebensthätigkeit. Allein minder fanatische Menschen, selbst Katholiken beklagten den zunehmenden Despotismus und die in dessen Folge unvermeidlichen Rückschritte, welche die theologischen Lehranstalten, die religiöse und kirchliche Bidung des Volkes machten. Die

*) Die großen Kirchenversammlungen des XV. und XVI. Jahrhunderts.

†) J. G. Schmidt's N. Geschichte der Deutschen.

protestantischen Könige und Fürsten, weit entfernt, das Banner der Freiheit zu entfalten führten gleichfalls die Censur ein. Zum Glücke waren aber die zahlreichen Gebieter Europa's über die Frage nicht einig, welche Bücher gefährlich, ketzerisch und verdammenswerth seien. Was der eine verbot und bestrafte, gestattete und förderte nicht selten der andere. So wurden die nachtheiligen Folgen der Censur theilweise umgangen. Frei war die Presse nirgends, selbst nicht in den Niederlanden und zur Zeit der Republik in England, außer einmal unter Karl I. von England, als das Parlament die Censur-Verordnung des Königs nur auf eine kurze Zeit bestätigt hatte und diese ablief, bevor sie von neuem in Kraft gesetzt worden war. Allein trotz allen diesen Fesseln war eine Presse vorhanden, welche, wenn auch mühsam und mit Gefahren, doch der unterdrückten Freiheit und Wahrheit einen Nothschrei möglich machte.

Mit besonderer Heftigkeit widersetzte sich das Papstthum der Verbreitung der Bibel in den aller Orten veranstalteten neuen Uebersetzungen.

Nicht selten wurde der Besitz einer solchen mit dem Tode bestraft. Bis auf den heutigen Tag sind die Päpste dieser Richtung treu geblieben. Nur können sie jetzt nicht mehr wüthen, wie früher. Es fehlt ihnen an Macht, den Laien die Bibel vollständig zu entziehen, obgleich sie noch immer im Stande sind, sie dem größern Theile der Katholiken zu rauben. Durch die von der römischen Kirche veranstalteten Uebersetzungen und mit der Bibel verbundenen Auslegungen hat sie deren Wirksamkeit sehr vermindert.

Die Protestanten dagegen haben durchgängig die Bedeutung der Bibel überschätzt. Diese hat gewiß einen höhern Werth, als die derselben widersprechenden Erfindungen und Fabeln der römischen Kirche. Allein wer auf dem Standpunkte der Wissenschaft steht, wer nicht auf allen gesunden Menschenverstand Verzicht leistet, kann nicht umhin, einzusehen, daß die Bibel so voll von Irrthümern, Abgeschmacktheiten und Unsinn ist, daß es in unseren Tagen den Finsterlingen nicht mehr gelingen kann, sie den Völkern als Gottes Wort aufzunöthigen.

Die Art und Weise, wie protestantische Geistliche und Eiferer im sechszehnten und im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts von der Bibel Gebrauch machten, um ihre zum Theil sehr abgeschmackten Ansichten und gehässigen Bestrebungen zu begründen, bewies deutlich, daß es denselben oft nicht um Wahrheit, Liebe und Recht, sondern um Befriedigung ihrer Leidenschaften zu thun war.

Wie auf allen übrigen Gebieten, so war auch auf demjenigen der Presse der Kampf mit seinen schlimmen und guten Folgen an die Stelle früherer Schlaffheit getreten. Die halben Menschen, wie Erasmus, Reuchlin u. s. w., welche gern zugleich gläubige Christen und Reformatoren sein wollten, wurden von beiden Parteien verleugnet, und obgleich das sechszehnte und der Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts noch nicht reif für die Herrschaft der Vernunft waren, wurde im Laufe dieser Zeit doch ein großer Schritt gemacht, der die Menschheit ihr näher brachte.

Eine der großen Wirkungen der Presse war es, daß die Schriftsteller nicht mehr, wie früher, bloß für die Gelehrten, sondern auch für das mit den Alten nicht vertraute Volk arbeiteten. Sie mußten, wenn sie dieses thun wollten, in dessen Sprache schreiben. Es entwickelte sich daher diese im Laufe des sechszehnten und der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts in großartiger Weise. Fast alle Nationen Europa's, welche, wie z. B. die Deutschen, Engländer, Holländer und Franzosen keine Literatur in ihrer Sprache gehabt hatten, legten den Grund zu einer solchen. Der Buchdruck und der Buchhandel nahmen ungeachtet aller Censur-Verordnungen der Päpste, Concilien, Kaiser, Könige und Fürsten einen früher kaum geahnten Aufschwung.

Eine noch größere Bedeutung gewannen für das öffentliche Leben die Zeitungen,

welche im Laufe dieses Abschnittes der Geschichte zuerst aufkamen. Die Vorläuferinnen derselben waren Flugschriften, welche sehr zahlreich und mit einer gewissen Regelmäßigkeit erschienen. Die ersten Blätter, von welchen die ursprünglichen italienischen, englischen und französischen Zeitungen ihren Namen (gazette) trugen, waren geschriebene Nachrichten (notte scritizie), welche die Republik Venedig in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts an einigen Orten auflegte und für ein gewisses Lesegeld (gazetta) allgemein zugänglich machte. Es vergingen aber noch einige Jahre, bevor diese geschriebenen Nachrichten sich in gedruckte verwandelten. Diese fanden noch größern Beifall als jene, und verbreiteten sich rasch von Venedig aus über ganz Europa. Wie aber dem guten Gedanken gewöhnlich der böse, der Freiheitsbestrebung das Gelüste der Tyrannen auf dem Fuße folgt, so suchte schon der Papst Gregor XIII. das neue Leben, das sich in der Presse zu regen begann, im Keime zu ersticken, indem er eine Bulle gegen die Zeitungsschreiber erließ und sie, mit den Worten spielend, statt menanti, wie sie hießen, minantes (drohende) nannte. So deutlich erkannte schon dieser Papst, daß eine freie Presse das Bestehen des katholischen Pfaffenthums bedrohe.

In Deutschland erschienen die ersten fliegenden Blätter unter dem Titel „Newe Zeitung" oder „Relationen" schon um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts. Sie enthielten Berichte von wichtigen Weltbegebenheiten, von der Entdeckung Amerika's, den Türken- und anderen Kriegen, außerdem aber auch örtliche Neuigkeiten, wie Hinrichtungen, Wasserfluthen, Erdbeben, Hexenspuk, angebliche Ermordungen von Kindern durch die Juden, Wunderzeichen u. s. w. Aehnliche Nachrichten theilten die seit dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts jährlich erscheinenden Kalender und Almanache mit. Unter diesen zeichneten sich die sogenannten „Postreiter" aus, welche meistens in Knittelversen die Angelegenheiten des vergangenen Jahres besprachen. Im Jahre 1590 erschien das erste halbjährliche Blatt unter dem Titel "Relationes semestrales."

Neben diesen gedruckten Nachrichten gingen schriftliche einher. Namentlich ließen die Fugger in Augsburg von 1568 bis 1604 solche zusammenstellen. In numerirten Blättern, aber noch nicht regelmäßig erschien zuerst seit 1612 der „Aviso, Relation oder Zeitung, was sich begeben oder zugetragen hat in Deutsch- und Welschland, Spanien und Frankreich, in Ost- und Westindien u. s. w." Die erste regelmäßige, wöchentliche Zeitung gab der Buchhändler Egenolph Emmal zu Frankfurt a. M. seit 1615 heraus. Der Reichspostverwalter Jos. von der Birghden ahmte dieses Unternehmen nach, und so entstand 1616 die bis auf den heutigen Tag fortgesetzte Oberpostamtszeitung. Fulda, Hildesheim (1619) Hersfeld (1630) folgten zunächst, die meisten größeren Städte Deutschlands später nach.

In England gab Nathaniel Butter seit dem 23. Mai 1622 die erste gedruckte regelmäßig erscheinende Wochenzeitung unter dem Titel: "The certain newes of this pressent week" heraus, welcher bald viele andere nachfolgten. Je bewegter kurz darauf die Zeiten wurden, desto größere Bedeutung gewannen die englischen Zeitungen. Doch schon das lange Parlament unterwarf sie einer Censur.

Später erhielt Frankreich ein eigentliches Wochenblatt. Ein solches gründete Theophrast Renaudot, (geboren zu London 1584). Dessen erste Nummer erschien am 30. Mai 1630 unter dem Titel "Gazette." Er hatte schon viel mit der Censur zu kämpfen, setzte aber sein Blatt bis zu seinem Tode (1653) fort und hinterließ es seinen Erben. Nicht so rasch als in Deutschland mehrte sich in Frankreich die Zahl der Zeitungen, weil die Concentration der französischen Staatsgewalt das Erscheinen von Provinzialblättern und sogar die Gründung neuer Blätter in Paris erschwerte.

Den Anfang der niederländischen Zeitungen bildete die "Niewe tydinghe," welche seit 1605, jedoch zuerst nicht in regelmäßiger Folge, zu Antwerpen erschien.

So mangelhaft, nach unseren jetzigen Begriffen, diese ersten Zeitungen auch waren, und so sehr ihnen auch gleich anfangs von den Machthabern die Flügel beschnitten wurden, so trugen sie doch mächtig dazu bei, die Massen aus ihrem Alltagsleben aufzurütteln, indem sie ihnen mittheilten, was sich in allen Theilen der Erde zutrug. Der Ideenkreis der Menschen erweiterte sich. Die Leiden und Thaten entfernter Völker regten zum Mitgefühle oder zur Nacheiferung an. Es war den Tyrannen trotz ihrer Censur und den von ihnen häufig verbreiteten falschen Berichten nicht mehr möglich, den nur einigermaßen strebenden Theil der Menschheit in vollständigem Dunkel über deren Entwickelungsgang zu halten.

Kirche und Religion hörten gegen Ende dieses Zeitabschnittes mehr und mehr auf, die ganze Thätigkeit der Menschen außerhalb ihres Geschäftes in Anspruch zu nehmen. Die Bühne der Welt entwickelte sich vor den Augen Aller welche nur wenige Zeit und wenige Kosten daran setzen wollten, um Kenntniß von dem bewegten Leben der Völker zu nehmen. Die kleinen Tyrannen verloren ihre Bedeutung im Hinblicke auf die großen Kämpfe, welche aller Orten ausgefochten wurden; und auch die mächtigen Herrscher konnten den Zauber, welcher früher vor ihnen hergegangen war, nicht mehr behaupten. Denn sie erlagen da und dort der Freiheitsbegeisterung der Völker.

Die Menschen erkannten immer deutlicher, daß der Sitz ihrer Freuden und ihrer Leiden nicht der Himmel und die Hölle, sondern diese Erde sei, und daß es in ihrer Macht liege, sich diese in ein Paradies umzuschaffen.

Die Predigten und Lehren der Pfaffen, welche die täglichen oder wöchentlichen Berichte der Zeitungen thatsächlich widerlegten, indem sich die irdischen Angelegenheiten nicht in Uebereinstimmung mit confessionellen Vorurtheilen, sondern nach ewigen, vom Glauben unabhängigen Gesetzen entwickelten, konnten den Einfluß nicht behaupten, den sie im Anfange dieses Zeitabschnittes besaßen. Die Fortschritte der Wissenschaft, welche die Presse in allen vier Weltgegenden verbreitete, hoben die denkenden Menschen auf einen Standpunkt empor, von welchem herab sie über die Fabeln und Drohungen der Priester nur lächeln konnten.

# Inhaltsverzeichniß.

## Dritter Abschnitt.

### Deutschland.

Seite.



## Vierter Abschnitt.

### Die freien Staaten Europa's.

### Erste Abtheilung. Die Niederlande.



### Zweite Abtheilung. Die Schweiz.



## Fünfter Abschnitt.

### Spanien und Portugal.

## Sechster Abschnitt.

### Frankreich.



## Siebenter Abschnitt.

### Italien.



## Achter Abschnitt.

### Die protestantischen Reiche.

#### Erste Abtheilung. England, Schottland nebst Irland.



#### Zweite Abtheilung. Skandinavien und die Ostseeprovinzen.



## Neunter Abschnitt.

### Die östlichen Reiche Europa's.

## Zehnter Abschnitt.

### Die fernen Länder des Ostens und Südens.



## Eilfter Abschnitt.

### Amerika.



## Zwölfter Abschnitt.

### Uebersichtliche Bemerkungen.

# Alphabetisches Wörter-Verzeichniß.

## A.

## C.

# D.

## E.

## F.

## G.

## H.

# J.

## K.

# L.

## M.

# N.

## O.

## P.

## Q.



## R.

## T.

## U.

## V.

## W.

## X.



## Y.



## Z.

# Uebersichtliche Tabelle für das erste Buch der Geschichte der Neu-Zeit von Gustav Struve.

| Jahreszahl. | Reformation. | Katholische Kirche. | Deutschland. | Freie Staaten. | Spanien und Porugal. | Frankreich. | Italien. | England Skandinavien und die Ostseeprovinzen. | Oestliche und südliche Länder. | Amerika. | Geistige Bestrebungen. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1517 | Luther schlägt seine Sätze an. | Tetzel predigt den Ablaß. | | | | | | | | Die Spanier entdecken Yucatan, Campeachi. | |
| 1518 | Luther bestreitet die Unfehlbarkeit des Papstes. | | | Samson predigt den Ablaß in der Schweiz. | | | | | | und Neu-Spanien. | |
| 1519 | Glaubensgespräch zu Leipzig. | | | | | | | | | Cortez landet in Mexico. | |
| 1520 | | Eck erwirkt die Bannbulle. | Maximilian I. stirbt. | Ulrich Zwingli wirkt in Zürich. | Karl V. stattet Heinrich VIII. einen Besuch in Dover ab. | | | Heinrich VIII. hält Zusammenkünfte mit Karl V. u. Franz I. Stockholmer Blutbad. | Selim I. stirbt, ihm folgt Soliman II. | | |
| 1521 | Reichstag zu Worms. | | Kaiser Karl V. überläßt seinem Bruder Ferdinand d. österreichischen Länder. | | Aufstand der spanischen Städte. Karl Emanuel von Portugal stirbt. Ihm folgt Johann III. | | | | Ferdinand I. von Deutschland vermählt sich mit Elisabeth der Schwester Ludwig's II. von Ungarn und Böhmen. | Magellan entdeckt die nach ihm benannte Straße. | |
| 1522 | | Leo X. stirbt. Ihm folgt Hadrian VI. | Sickingen belagert Trier | Zwingli eifert gegen das Söldnerwesen. | Schlacht | bei Die Franzosen verlieren Mailand. | Bicocca. | | Ludwig II. v. Ungarn u. Böhmen ehelicht Ferdinand's I. Schwester Maria. Die Türken erobern Rhodus. | | |
| 1523 | Ulrich's von Hutten Tod. | Hadrian VI. stirbt. Ihm folgt Clemens VII. | | Die Reformation siegt in Zürich. Die Tagsatzung verordnet die Gefangennahme Zwingli's. | | | | Die Schweden erwählen Gustav Wasa zu ihrem Könige. | Ismael Sofi stirbt, ihm folgt Thamasp. | | |
| 1524 | Anfang des Bauernkrieges. | | | Die Tagsatzung läßt Nicolaus Hottinger hinrichten. | | Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, stirbt. | | | Die Türken erobern die Festung Szröny. | | Palestrina wird geboren. |
| 1525 | Luther schreibt gegen d. Bauern. | | | Genf schließt einen Bund mit Bern und Freiburg. | Schlacht | bei | Pavia. | Albrecht v. Brandenburg schließt den Frieden zu Krakau. | | | |
| 1526 | Reichstag von Speier. | | | | Vertrag von | Madrid. | | | Schlacht bei Mohatsch; Ludwig II. fällt. Ihm folgen Johann Zapolya u. Ferdinand I. Babur siegt bei Delhi. | | |
| 1527 | Die Reformation dringt in Schweden ein. | | Böhmen und Ungarn fallen an Oesterreich. | Die Reformation gewinnt den Sieg in Bern. | Das spanische Heer, Der zweite Krieg mit Frankreich beginnt. | unter Karl von | Bourbon erstürmt Rom. Karl V. hält den Papst Clemens VII. gefangen. | Das Lutherthum wird Staatsreligion in Schweden. | | | Machiavelli stirbt. |
| 1528 | | | | | | | Andreas Doria bemüht sich die Freiheit Genua's wieder herzustellen. | | | | |
| 1529 | Protestanten. | | Die Türken belagern Wien. | Basel und Schaffhausen nehmen die Reformation an. | Der dritte Krieg mit Frankreich beginnt. | | | | Soliman II. belagert Wien. | | Paul Veronese wird geboren |
| 1530 | Reichstag zu Augsburg. | | | Die Reformation siegt in Neuenburg. | | | Florenz fällt in die Gewalt der Mediceer. | Kardinal Wolsey stirbt. | Babur stirbt; ihm folgt Humayun. | Pizarro beginnt die Eroberung Peru's. | |
| 1531 | Schmalkaldischer Bund. Zwingli fällt in der Schlach. | | | Schlacht bei Kappel. | | | | Heinrich VIII. läßt sich zum obersten Haupte d. Kirche Englands erklären. | | | |
| 1532 | | | | Die Reformation siegt in Genf. | | | | Heinrich VIII. vermählt sich mit Anna Boleyn. | | | Montagne wird geboren. |
| 1533 | | | | | | | | Friedrich I. v. Dänemark stirbt. | Wasilji Iwanowitsch stirbt; ihm folgt Iwan II. | | |
| 1534 | Die Wiedertäufer in Münster | Clemens VII. verweigert Heinrich VIII. von England die Scheidung und stirbt. | Frieden zu Kadan. | | | | | Der Papst excommunicirt Heinrich VIII. Die Stände v. Dänemark erwählen Christian III. | Die Portugiesen setzen sich in Macao fest. | | |
| 1535 | werden besiegt. | | | Der Herzog von Savoyen bringt Genf in Gefahr. | Karl V. erobert Tunis. | Franz I. frischt d. alten Gesetze gegen d. sog. Ketzer auf. | Franz Sforza stirbt; Karl V. bemächtigt sich Mailand's. | | | | Berni stirbt. |
| 1536 | | | Die Reformation schlägt die ersten Wurzeln in Cöln. | | | | | Heinrich VIII. läßt seine Gemahlin, Anna Boleyn, hinrichten. | | | |
| 1537 | | | | | | | | | | | |
| 1538 | | | | Unruhen zu Gent. | Waffenstillstand | von Nizza. | Venedig schließt einen Waffenstillstand unter harten Bedingungen mit der Türkei. | | | | Guiccardini stirbt. |
| 1539 | | | | | | | | | Johann Zapolya stirbt; ihm folgt Johann Siegmund, sein Sohn. | | |
| 1540 | | Paul III. bestätigt den Jesuiten-Orden. | Karl V. überläßt seinem Bruder Ferdinand die übrigen deutschen Besitzungen. | Karl V. unterwirft die Genter. | | | | | | | |
| 1541 | Calvin läßt sich zu Genf nieder. | Contarini unterhandelt mit den Protestanten. | | | Karl V. muß die Belagerung von Algier aufgeben. | Das Parlament von Aix wüthet gegen die Waldenser. | | | Karl V. muß v. Algier abziehen. | Pizarro wird ermordet. | |
| 1542 | | Der Jesuite Franz Xaver beginnt seine Wirksamkeit in Ostindien. | | | Der vierte Krieg zwischen bricht | Frankreich und Spanien aus. | | Heinrich VIII. läßt seine fünfte Frau, Katharine Howard hinrichten. Jokob V. v. Schottland stirbt; ihm folgt seine Tochter Maria Stuart. | | | |
| 1543 | | | | Karl V. erwirbt die Provinzen Utrecht, Friesland, Gröningen und Geldern. | | | | | | | Nicolaus Copernicus wird geboren. |
| 1544 | | | | | Schlacht von Frieden zu | Cerisoles. zu Crespy. | | | | | Torquato Tasso wird geboren. |
| 1545 | | Eröffnung des Concils von Trident. | | | | | Paul III. verleiht Parma und Placenzia seinem Sohne Pietro Luigi Farnese. | | | | |
| 1546 | Martin Luther stirbt. | Paul III. verlegt das Concil nach Bologna. | | | | Franz I. läßt das blutige Urtheil gegen die Waldenser vollziehen. | | Heinrich VIII. schließt Frieden mit Frankreich u. Schottland. | | | Cervantes wird geboren. |
| 1547 | Schlacht bei Mühlberg. | | Blutiger Landtag von Prag. | | | Franz I. stirbt; ihm folgt Heinrich II. | Verschwörung Fiesco's in Genua. | Heinrich VIII. stirbt; ihm folgt sein Sohn Edward VI. | | | |
| 1548 | Das Interim. | | | | | | | | Siegismund I. v. Polen stirbt; ihm folgt sein Sohn Siegismund II. | Die Portugiesen gründen Bahia. | |
| 1549 | | Paul III. stirbt. | | | | | | Schlacht bei Pinkey. Frieden mit Schottland und Frankreich. | | | |
| 1550 | | | | | | | | | | | |
| 1551 | Moriz belagert Magdeburg, | Julius III. verlegt das Concil zurück nach Trident. | | | | | | Warwick läßt den Herzog von Somerset hinrichten. | Die Russen erobern Kasan. | | |
| 1552 | bricht gegen Karl V. auf. Passauer Vertrag. | | | | Fünfter Krieg | mit Frankreich. | | | | | De Thou wird geboren. |
| 1553 | Calvin läßt Servetus verbrennen. | | Schlacht von Sievershausen. | | | | Karl III. von Savoyen stirbt; ihm folgt Emanuel Philibert. | Eduard VI. stirbt; ihm folgt seine Schwester, Maria Tudor, die blutige. | | | |
| 1554 | | | | | Karl's V. Sohn, Philipp II., ehel. Maria Tudor, d. blutige. | | | Aufstand d. Sir Thomas Wyatt. Maria fängt an zu wüthen. Humayun stirbt; ihm folgt sein Sohn Akbar. | | | |
| 1555 | | Julius III. stirbt. | Metz, Toul und Verdün fallen an Frankreich. | Karl V. tritt die Niederlande an seinen Sohn Philipp II. ab. | | | | | | | Peter Aretin stirbt. |
| 1556 | | Ferdinand I. beruft d. Jesuiten n. Prag. Ignatius Loyola stirbt. | Kaiser Karl V. dankt ab. | | Karl V. legt die spanische Krone nieder. | Waffenstillstand von Vaucelles. | | Maria, die blutige, läßt den Erzbischof Cranmer, hinrichten. | | | |
| 1557 | | | | | Schlacht von Johann III. v. Portugal stirbt; ihm folgt Sebastian. | St. Quentin. | Kosmos von Florenz unterwirft Siena. | Die Schotten unterzeichnen ihren ersten Covenant. | | | |
| 1558 | Neun Zehntheile Deutschland's sind protestantisch. | | Die Stände erkennen Ferdinand I. als König an. | | Schlacht von | Gravelingen. Franz II. ehel. Maria Stuart. | | Maria, die blutige, verliert Calais u. stirbt; ihr folgt Elisabeth. | | | |
| 1559 | | Paul IV. stirbt. Philipp II. wohnt dem Auto da Fé zu Valladolid bei. | Reichstag zu Augsburg. | Philipp II. schifft sich nach Spanien ein. | Frieden zu | Chateau-Cambresis. Heinrich II. wüthet gegen die Protestanten u. stirbt; ihm folgt Franz II. | | Frieden mit Frankreich. Christian II. v. Dänemark stirbt im Gefängnisse. Christian III. stirbt als König. | | | Melanchthon stirbt. |
| 1560 | | | Reichstag zu Speier. | Der Papst fordert Savoyen, Spanien und Frankreich auf, Genf zu erobern. | | Verschwörung von Amboise. Franz II. stirbt; ihm folgt Karl IX. | Andreas Doria stirbt. | Elisabeth sendet den Protestanten Schottland's Hülfe. Gustav Wasa v. Schweden stirbt; ihm folgt Erich XIV. | | | Franz Bacon v. Verulam wird geboren. |
| 1561 | Der größere Theil Frankreich's ist protestantisch. | Die Jesuiten gründen Collegien zu Tyrnau, Ollmütz u. Toblenz. | Die letzte d. Ostseeprovinzen geht an Schweden verloren. | | | Ständeversammlung z. Pontoise. | | Maria Stuart kehrt nach Schottland zurück. Gotthard Kettler macht Kurland zu einem weltlichen Herzogthum. | | | Lope de Vega wird geboren. |
| 1562 | | Das Concilium von Trident bestätigt die päpstliche Censur. | Die Stände erwählen Maximilian II. zum König. | | | Toleranzedict v. St. Germain. | | | Ferdinand I. schließt Frieden mit den Türken. | | Michael Angelo Buonarotti stirbt. |
| 1563 | | Schluß des Concils von Trident. | | | | Franz von Guise wird ermordet. Edict v. Amboise. | Philipp II. sucht vergebens die spanische Inquisition in Mailand einzuführen. | | | | Shakspeare wird geboren. |
| 1564 | Calvin stirbt. | Pius IV. erläßt einen neuen Index. | Ferdinand I. stirbt. | Granvella wird aus den Niederlanden abberufen. | | Edict von Roussillon. | | | Soliman macht einen vergeblichen Angriff auf Malta. | Die Spanier zerstören die französische Niederlassung am St. John-Flusse. | |
| 1565 | | Pius IV. stirbt. Laynez, der zweite Jesuitengeneral stirbt. | | | | | | | | | |
| 1566 | | | | Gründung d. s. g. Compromisses. | | Versöhnungscomödie zu Moulins. | | Darnley ermordet Riccio. | Zriny vertheidigt Szigeth. Soliman II. stirbt; ihm folgt Selim II. | | |
| 1567 | | | | Alba rückt in Brüssel ein. | | Die Protestanten belagern Paris. | | Maria Stuart läßt ihren Gatten Darnley ermorden, wird abgesetzt; an ihre Stelle tritt ihr Sohn Jakob VI. | | | |
| 1568 | | | | Die Statthalterin Margaretha verläßt die Niederlande. Alba wüthet. | Philipp II. treibt die Morisken zum Aufstande, ermordet seinen Sohn Don Karlos und wahrscheinlich auch seine Gattin Elisabeth. | Kurzer Frieden | | Maria Stuart verliert d. Schlacht v. Longside u. flieht n. England. Markgraf Albrecht v. Preußen stirbt. | | | |
| 1569 | Die Unitarier in Racow. | Die Jesuiten dringen nach Polen und Frankreich. | | | | Schlacht bei Jarnac. | | Erich XIV. wird abgesetzt; ihm folgt Johann III. | | | Nicolo Franco wird hingerichtet. Michael Angelo da Carravaggio wird geboren. |
| 1570 | | Herzog Albrecht v. Baiern führt die katholische Religion wieder in Baden ein. | | Bern schließt einen Bund mit Savoyen. | Philipp II. ermordet den Herrn v. Montigny, und erdrückt den Aufstand der Morisken. | | | Frieden zu Stettin. | Die polnischen Protestanten verbinden sich zu Sandomir. | | Johann Keppler wird geboren. |
| 1571 | | Nur ein Mitglied d. Stadtraths von Grätz ist katholisch. | | | Schlacht von Lepanto. | | | | Johann Siegmund von Ungarn und Siebenbürgen stirbt; ihm folgt Stephen Bathory. Die Türken erobern Cyprus. | | |
| 1572 | | Pius V. stirbt. | | Die Wassergeusen erobern Bril und andere Seeplätze. | | Pariser Bluthochzeit. | | | Siegismund II. v. Polen stirbt; ihm folgt der Herzog v. Anjou. | | |
| 1573 | | | | Requesens löst Alba ab. | | | Die Venetianer treten Cyprus an die Türken ab. | | | | |
| 1574 | Kirchenversammlung v. Torgau. | Die Jesuiten lassen sich in Luzern nieder. | | Die Wassergeusen siegen b. Midelburg. Niederlage d. Grafen v. Nassau a. d. Mooker Haide. | Sebastian, König v. Portugal, führt Krieg in Afrika. | Karl IX. stirbt; ihm folgt Heinrich III. | Kosmos I., Großherzog von Toscana, stirbt. | | Salim II. stirbt; ihm folgt Murad III. | | Guido Reni wird geboren. |
| 1575 | | | | | | | | | Die Polen erwählen Stephan Bathory zum Könige; ihm folgt in Siebenbürgen sein Bruder Christoph. Thamasp stirbt; ihm folgt Ismael. | | |
| 1576 | | | Maximilian II. stirbt. | Genter Pacification. | | Viertes Religionsedict. | | | | | Rubens wird geboren. |
| 1577 | | | Gebhard Truchseß wird zum Kurfürsten von Köln gewählt. | Ewiges Edict. | | Pacificationsedict v. Poitiers. | | Elisabeth unterstützt die Niederländer. | Ismael stirbt; ihm folgt Mohammed in Persien. | | Franzisco Albani wird geboren. |
| 1578 | | Rudolph II. vertreibt Johann Opitz aus Wien. | | Johann von Oesterreich, Statthalter der Niederlande, stirbt. | Philipp II. ermordet Escovedo, den Geheimschreiber seines Bruders. Sebastian bleibt in der Schlacht von Alcassarquivir. | | | | | | |
| 1579 | Faustus Socinus wirkt in Polen. | | | Utrechter Union. | | Ausbruch d. siebenten Religionskrieges. | Emanuel Philipp von Savoyen stirbt; ihm folgt Karl Emanuel I. | Die Spanier suchen Irland in Aufstand zu bringen. | Stephan Bathori stirbt; ihm folgt Sigismund III. | | Drake's Reise um die Welt. |
| 1580 | | | Philippine Welser stirbt. Unruhen zu Aachen. | | Philipp II. unterwirft sich Portugal, nach dem Tode des Königs Heinrich. | | | | | | |
| 1581 | | Franz Borgia, der dritte Jesuitengeneral stirbt. | | | | Frieden zu Fleix. | | Das Parlament erläßt strenge Gesetze gegen die Katholiken. | Christoph Bathori stirbt; ihm folgt in Siebenbürgen sein Sohn Siegmund. | | Domenico Zampieri wird geboren. |
| 1582 | | | | Der Herzog von Savoyen belagert Genf. | | | | | | | Gregorianischer Kalender. |
| 1583 | | | Der Papst setzt den Kurfürsten Gebhard ab. | | | | | | | | Hugo Grotius wird geboren. |

| Jahreszahl. | Reformation. | Katholische Kirche. | Deutschland. | Freie Staaten. | Spanien und Porugal. | Frankreich. | Italien. | England Skandinavien und die Ostseeprovinzen. | Oestliche und südliche Länder. | Amerika. | Geistige Bestrebungen. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1584 | | Der Jesuite Ricci schleicht sich in China ein. | | Wilhelm von Oranien wird ermordet. | | Die Ligue erhebt ihr Haupt. | | Das englische Parlament erläßt ein scharfes Gesetz gegen Hochverräther. | Iwan II. stirbt; ihm folgt Feodor I. | | |
| 1585 | | Gregor XIII. stirbt. | | | | Heinrich III. schließt Frieden mit der Ligue. | | | Die Dschogun's verdrängen die Dairi's in Japan. | Die Engländer gründen eine Niederlassung in Roanoke und geben sie wieder auf. | |
| 1586 | | Die Jesuiten gründen ihre erste Niederlassung am Urugay. | August, Kurfürst von Sachsen, stirbt. | Gründung des Boromäischen Bundes. | | | | | Mohammed von Persien stirbt; ihm folgt Hemzeh. | | |
| 1587 | | | | Die fünf katholischen Orte, nebst Freiburg, verbinden sich mit Philipp II. von Spanien. | | Schlacht bei Coutras. | Francesco von Toscana stirbt am Gifte seines Bruders. | Maria Stuart wird hingerichtet. | Hemzeh stirbt; ihm folgt Ismael III. und Schah Abbas. | | |
| 1588 | | | | Genf vereitelt den Anschlag des Herzogs von Savoyen. | Die s. g. unüberwindliche Flotte wird besiegt. | Die Guisen setzen sich in Paris fest. Heinrich III. ermordet den Herzog von Guise. | | Elisabeth schlägt die spanische Flotte zurück. Friedrich II. von Dänemark stirbt. | Die Jesuiten werden aus Siebenbürgen vertrieben. | | Paul Veronese stirbt. Hobbes wird geboren. |
| 1589 | | Die Russen erwählen ihren eigenen Patriarchen. | | | | Heinrich III. wird ermordet. | | | | | |
| 1590 | | Sixtus V. stirbt. Die Jesuiten feiern das fünfzigjährige Bestehen ihres Ordens. | | | | Schlacht bei Ivry. | | | | | Das erste halbjährliche Zeitungsblatt erscheint in Deutschland. Guercino von Zento wird geboren. |
| 1591 | | Gregor XIV. stirbt. | Christian I., Kurfürst v. Sachsen, stirbt. | Genf kämpft gegen Savoyen. | | | | | Borris Gudunow ermordet seinen Neffen Demetrius. | | |
| 1592 | | | | Herzog von Parma, Statthalter der Niederlande, stirbt. | | | | Johann III. stirbt; ihm folgt Siegmund III. | | | |
| 1593 | | | Die Wahl zum Bisthum Straßburg spaltet sich. | | | Heinrich IV. wird katholisch. | | | | | Satyre Menippée. |
| 1594 | | | | Prinz Moriz erobert Gröningen. | | Heinrich IV. läßt sich zu Chartres krönen. | | | | | Palestrina stirbt. |
| 1595 | | Die Jesuiten werden aus Frankreich vertrieben. | | | | Heinrich IV. erklärt Spanien den Krieg. | | Die Engländer erobern Cadix. Aufstand in Irland. Der schwedische Reichstag schafft die katholische Religion ab. | Frieden v. Narwa. Murad III. stirbt; ihm folgt Mohammed III. | | Torquato Tasso stirbt. |
| 1596 | | Der Jesuite Possevin bemüht sich vergebens d. Russen zu bekehren. | | Erzherzog Albrecht trifft in Brüssel ein. | Die Flotte, welche Philipp II. geg. Irland schickt, wird zerstört. | Heinrich IV. demüthigt sich vor dem Papste. | | Christian IV. von Dänemark übernimmt die Regierung. | | | |
| 1597 | | | | | | | | | | | |
| 1598 | | Ferdinand von Oesterreich vertreibt alle lutherischen Prediger aus Grätz, | Herzog Maximilian folgt seinem Vater in Baiern nach. | | Philipp II. stirbt; ihm folgt sein Sohn Philipp III. | Edict von Nantes und Frieden zu Vervins. | | | Mit Feodor I. stirbt der Mannesstamm des Hauses Rurick aus. | | |
| 1599 | | und verbietet allen protestantischen Gottesdienst in Grätz. | | | | | Ferrara wird dem Kirchenstaate einverleibt. | Graf Essex wird nach Irland geschickt. | | | Anton van Dyck wird geboren. |
| 1600 | | Giordano Bruno wird zu Rom hingerichtet. | | | | Heinrich IV. ehelicht Maria von Medici. | | | | | Calderon wird geboren. |
| 1601 | | | Der Kanzler Krell wird hingerichtet. | | | Heinrich IV. schließt Frieden mit Savoyen. | | Graf Essex wird hingerichtet. | Der erste falsche Demetrius taucht auf. | | |
| 1602 | | | | Genf schlägt den Angriff d. Herzogs von Savoyen zurück. | Philipp III. sucht vergeblich Irland zu erobern. | | | | | | |
| 1603 | | Heinrich IV. macht den Jesuiten Cotton zu seinem Beichtvater u. gestattet diesem Orden die Ruckkehr. | | | | | | Elisabeth stirbt; ihr folgt der Sohn der Maria Stuart, Jakob 1. | Mohammed III. stirbt; ihm folgt Achmed I. | Die Franzosen gründen Quebec und Port Royal. | |
| 1604 | | | Bleibende Spaltung Hessen's in Darmstadt und Kassel. | | Philipp III. schließt Frieden mit England. | | | Karl IV. wird zum Erbfürsten Schwedens erklärt. | | | |
| 1605 | | Clemens VIII. stirbt. | Unruhen in Donauwörth. | | | | | Pulververschwörung. | Die Ungarn erwählen Stephan Botskai zu ihrem Fürsten. Borris Gudunow stirbt. Akbar stirbt; ihm olgt Jehanschir. | | Die erste Zeitung erscheint in den Niederlanden. |
| 1606 | | Paul V. beginnt einen Streit mit Venedig, | | | | | | | Der erste falsche Demetrius fällt. Wasili aus Schuja folgt ihm. | | Peter Corneille wird geboren. |
| 1607 | | muß aber nachgeben. | Maximilian I. von Baiern bemächtigt sich d. Stadt Donauwörth. | | Philipp III. verdirbt d. Münze. | | | | | Die Engländer gründen Jamestown in Virginien. Die Holländer verdrängen d. Engländer aus Surinam. | |
| 1608 | Gründung der protestantischen Union in Deutschland. | | Reichstag zu Regensburg. | | | | | | | | |
| 1609 | | Gründung der katholischen Ligue in Deutschland. | Der letzte Herzog von Jülich stirbt. Kapitulation u. Majestätsbrief. | Waffenstillstand zwischen d. Niederlanden und Spanien. | Philipp III. treibt die letzten Reste der Morisken aus. | | | Karl IX. wird als König von Schweden gekrönt. | Stephan Botskai stirbt; ihm folgt Gabriel Bathori. | | Milton wird geboren. |
| 1610 | | | | | | Heinrich IV. wird v. Ravaillac ermordet; ihm folgt Ludwig XIII. | | | | Hudson entdeckt den nach ihm benannten Fluß. | |
| 1611 | | Die Katholiken Polen's wüthen gegen die Protestanten. | Matthias hält seinen Einzug in Prag. | | | | | Karl IX. stirbt; ihm folgt sein Sohn Gustav Adolph. | Wasilii a. Schuja wird abgesetzt. Der zweite falsche Demetrius wird ermordet. | | |
| 1612 | | | Rudolph II. stirbt; ihm folgt Mathias. | | | | | | Kosma Minia ruft die Russen auf. | | |
| 1613 | | | Pfalzgraf Wolfgang, Wilhelm v. Neuburg, heirathet eine baierische Prinzessin. | | | | | Elisabeth, Jakob's I. Tochter, ehelicht Friedrich V. v. d. Pfalz. | Gabriel Bathori wird ermordet; ihm folgt Bethlen Gabor. Michael, Sohn des Feodor Nikitsch Romanow wird auf den russischen Thron erhoben. | | |
| 1614 | | | Die Jesuiten, vertreiben mit Hülfe der Spanier, die Protestanten aus Aachen. | | | Letzte Versammlung der allgemeinen Stände. | | | Die Portugiesen werden a. Japan vertrieben. | | |
| 1615 | | Aquaviva, der vierte Jesuitengeneral, stirbt. | | | | | | | | Die Holländer gründen Kolonien am Hudson-Flusse. | Die erste wöchentliche Zeitung erscheint in Deutschland. Shakspeare stirbt. |
| 1616 | | | | | | | | | | Die ersten Negersklaven werden nach Virginien gebracht. | Cervantes stirbt. |
| 1617 | | | Die Katholiken bemächtigen sich des Bisthums Straßbung. | | | | | Frieden zu Stolbowa. | Achmed I. stirbt; ihm folgt Mustapha und Osman II. | | |
| 1618 | | | Die Stände Böhmen's werfen die verhaßten Minister zum Fenster hinaus. | | Der Herzog von Lerma wird entlassen. An seine Stelle tritt der Herzog von Uzeda. | | | Jakob I. v. England läßt Sir Walter Raleigh hinrichten. Albrecht Friedrich von Preußen stirbt; Joh. Siegmund f. ihm. | Waffenstillstand zu Dewilina. | | Murillo wird geboren. |
| 1619 | | | Ferdinand II. wird zum deutschen Kaiser erwählt. | Oldenbarneveld wird hingerichtet. | | | | | | Die Virginier legen den Grund zu ihrer Staatsverfassung. | |
| 1620 | | | Schlacht am weißen Berge. | Veltliner Blutbad. | | | | | | Die Pilgrim-Väter landen zu Plymouth. | |
| 1621 | | Paul V. stirbt. | Ferdinand II. wüthet in Böhmen und Oesterreich. | | Philipp III. stirbt; ihm folgt sein Sohn Philipp IV. | | | Das Parlament verwahrt sich gegen die Vermählung d. Sohnes Jakob's, Karl mit einer spanischen Prinzessin. | Bethlen Gabor schließt Frieden mit Habsburg. | | |
| 1622 | | | Schlachten bei Wiesloch, Wimpfen und Höchst. | Die Bündner schlagen die Oesterreicher zum Lande hinaus. | | | | | Osman II. wird ermordet; ihm folgt Mustapha u. Murad IV. | | |
| 1623 | | Paul Sarpi stirbt. Gregor XV. stirbt. | Reichstag zu Regensburg. | | | | | | Blutbad v. Amboina. | | |
| 1624 | | Urban VIII. läßt De Dominis hinrichten. | Schlacht bei Stadtlohn. | | | Richelieu tritt in das Cabinet. | | Buckingham bricht d. Unterhandlungen mit Spanien ab. | Bethlen Gabor beginnt v. neuem Krieg mit Habsburg. | | |
| 1625 | | | Christian IV. von Dänemark wird Kreisoberster des niedersächsischen Kreises. | Prinz Moriz stirbt. | | | Karl Emanuel I. von Savoyen sucht vergeblich Genua durch einen Handstreich zu nehmen. | Jakob I. stirbt; ihm folgt sein Sohn Karl I. | Bethlen Gabor schließt wieder Frieden mit Habsburg. | Die Holländern erobern Bahia. | |
| 1626 | Die Wiedertäufer erhalten Gewissensfreiheit in den Niederlanden. | | Bauernaufstand in Oesterreich. Schlacht bei Lutter am Barenberge. | | Frieden zu Monzon. | | Urbino fällt an den Kirchenstaat. | | Bethlen Gabor beginnt u. endigt d. dritten Krieg m. Habsburg. | Die Franzosen gründen Cayenne. | |
| 1627 | | Urban VIII. erneuert die Nachtmahlsbulle. | Ferdinand II. erklärt den Majestätsbrief für aufgehoben. Kurfürstentag v. Mühlhausen. | Peter Hein schlägt die Spanier in Westindien. | | | Der mantuanische Erbschaftsstreit beginnt. | | | Karl I. verleiht Neu-England einen Freibrief. | Die erste deutsche Oper wird aufgeführt. |
| 1628 | | | | Peter Hein nimmt die spanische Silberflotte. | Mantuanischer Erbschaftsstreit. | La Rochelle muß sich ergeben. | | Petition of right. | Jehanschir stirbt; ihm folgt sein Sohn Schah Jehan. | | |
| 1629 | | | Restitutionsedict. | Die Oesterreicher dringen von neuem in Graubünden ein. | | | | | Bethlen Gabor stirbt; die Siebenbürger erwählen Georg Rakoczy zu ihrem Fürsten. Schah Abbas v. Persien stirbt; ihm folgt Schah Sofi. | | |
| 1630 | | | Kurfürstentag zu Regensburg. Gustav Adolf landet auf der Insel Usedom. | | | | Karl Emanuel I. von Savoyen stirbt; ihm folgt Victor Amadeus I. | Frieden mit Frankreich und Spanien. | | | Johann Keppler stirbt. Das erste Wochenblatt erscheint in Frankreich. |
| 1631 | | | Erste Schlacht bei Leipzig. Siegeszug Gustav Adolph's durch Deutschland. | | | | Herzog Karl von Nevers wird mit Mantua und Montferrat belehnt. Frieden zu Chierasco. | | | | |
| 1632 | | | Schlacht bei Lützen. | | | | | Gustav Adolph's Tod. Seine Tochter Christine folgt ihm auf dem schwedischen Throne. | Siegismund III. stirbt; ihm folgt Wladislaus IV. | Die Jesuiten erhalten das ausschließliche Recht auf die Missionen in Neu-Frankreich. | |
| 1633 | | Galilei muß widerrufen. | Wallenstein sucht im Trüben zu fischen. | | | | | Karl I. ernennt Laud zum Erzbischof von Canterbury. | | | |
| 1634 | | | Ferdinand II. läßt Wallenstein ermorden. Schlacht bei Nördlingen. | | | | | | Frieden von Wiasma. Die Holländer werden in Japau a. d. Insel Desima beschränkt. | Die Holländer nehmen den Spaniern Curazao ab. Lord Cecilius Baltimore führt eine Kolonie nach Maryland. | |
| 1635 | | | Frieden zu Prag. | | Der dritte Krieg Philipp's IV. mit Frankreich beginnt. | | | | | | Lope de Vega stirbt.] |
| 1636 | | | | Die Bündner vertreiben die Oesterreicher. | | | | Karl I. verbietet die Auswanderung. | | | |
| 1637 | | | Ferdinand II. stirbt; ihm folgt Ferdinand III. | Die Bündner entledigen sich der Franzosen. | | | Victor Amadeus I. v. Savoyen stirbt; ihm folgt sein Sohn Karl Emanuel II. | Aufstand in Schottland. | | | |
| 1638 | | | | | | Ludwig XIV. wird geboren. | | Die Schotten schließen ihren zweiten Covenant. | Murad IV. erobert Eriwan und Bagdad. | | |
| 1639 | | | Bernhard von Sachsen stirbt. | | | | | Karl I. verträgt sich mit den Schotten. | | Die Maryländer legen d. Grund ihrer Verfassung. | |
| 1640 | | Die Jesuiten feiern, unter ihrm fünft. General Vittelleschi, ihr hundertjähriges Jubiläum. | Friedrich Wilhelm v. Brandenburg, der sogenannte große Kurfürst. | | Aufstand in Calalonien. Portugal reißt sich von Spanien los. | | | Schlacht bei Newburn. Langes Parlament. | Murad IV. stirbt; ihm folgt Ibrahim I. | | Rubens stirbt. |
| 1641 | | | | | Die Stände von Portugal erkennen Johann IV. als König an. | Vertrag mit dem Herzog von Lolhringen. | | Hinrichtung Strafford's. Irländisches Blutbad. | | | Anton van Dyck stirbt. |
| 1642 | | Das Reich der Jesuiten in Paraguay dehnt sich aus. | Zweite Leipziger Schlacht. | | | Richelieu stirbt. | | Karl I. steckt d. königliche Banner in Nottigham auf. | Schah Sofi stirbt; ihm folgt Abbas II. | | |
| 1643 | | Versammlung der griechischen Kirche zu Kiew. | | | | Ludwig XIII. stirbt; ihm folgt Ludwig XIV. Mazarin herrscht. | | Bristol fällt i. d. Gewalt Karl's I. Glocester widersteht. | | D. Ansiedlungen Neu-England's schließen einen Bund. Blutiger Krieg zwischen den Holländern und den Eingeborenen. | |
| 1644 | | Urban VI. stirbt. | | | | | | Schlacht von Marston-Moore. | Rakoczy führt Krieg mit Habsburg. Die Mantschu Dynastie setzt sich in China fest. | | Hugo Grotius stirbt. |
| 1645 | | | | | | | Die Türken beginnen die Eroberung von Candia. | Schlacht bei Naseby. Frieden zu Brömsebro. | Frieden zu Bacz. Michael Romanow stirbt; ihm folgt sein Sohn Alexei. | Die Holländer sind im Besitze d. größten Theiles v. Brasilien. | |
| 1646 | | | | | | | | Karl I. ergibt sich den Schotten. | | | |
| 1647 | | Die Jesuiten treiben Handel im Großen. | | | Aufstand in Sicilien u. Neapel. | | Masaniello herrscht in Neapel. | Reinigung des Parlaments. | | | |
| 1648 | | Innocenz X. protestirt gegen den westphälischen Frieden. | Westphälischer Friede. | Frieden zu Münster. | Der Herzog v. Olivarez wird entlassen; Luis de Haro f. ihm. | | Die Spanier erdrücken den Aufstand in Neapel. | Die Unterhandlungen mit dem Könige werden abgebrochen. | Wladislaus I. v. Polen stirbt. Georg Rakazy stirbt; ihm folgt sein Sohn Georg II. | | |
| 1649 | | | | | | | | Karl I. stirbt auf dem Schaffotte. | Ibrahim I. wird ermordet. | | |
| 1650 | | | | | | | | | | | |

Die Geschichte der Neu-Zeit schließt sich an das vollendete sechste Buch der Weltgeschichte. Jeden Monat wird ein Heft (4 Bogen stark) ausgegeben. Im Ganzen werden 30 Hefte (etwa 120 Bogen) das Werk bis zum Jahre 1848 fortführen.

Der Ladenpreis des Heftes ist zwei Schillinge. Wer einen Dollar bezahlt oder einsendet, erhält 4 Hefte frei zugestellt.

Agenten, welche wenigstens 100 Exemplare absetzen, erhalten 50 Procent Rabatt. Wiederverkäufer, welche eine geringere Anzahl brauchen, 33⅓ Procent.

Doch werden keine Exemplare anders, als gegen baare Bezahlung abgegeben.

Bestellungen werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Die Expedition wird besorgt von

Ludwig Neu, New-York, 85 Chrystie-Street und
Gustav Struve, Port Richmond, Staten Island, N. Y.

---

Ebendaselbst ist auch zu haben:

**G. Struve: Die Union vor dem Richterstuhle des gesunden Menschenverstandes. Preis 4 Schill.**

---